WESTERMANN'S MONATSHEFTE

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundsiebzigster Band.

Oktober 1893 bis März 1894.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1894.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtunddreissigster Jahrgang. Fünfundsiebzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

fünfundsiebzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt
des fünfundsiebzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum fünfundsiebzigsten Bande.



Ill. D. Monatshefte.

Komm, Herr Jesus, sei unser Gast. U



Oktober 1893.

h dem Gemälde von Fritz von Uhde.



Fedja.

Novelle
von
Paul Heyse.

Ferrara! sagte mein Freund Bernhard, der Archäolog, als ich ihm von meiner jüngsten Wanderung durch die kleinen Städte Oberitaliens erzählte. — Also hast du endlich diese alte Lücke deiner italienischen Bildung ausgefüllt. Nicht wahr, es verlohnte immerhin der Mühe? Eine solche Verödung, wo einst ein stolzes, buntes Leben geherrscht hat, zwanzigtausend Einwohner in einer Stadt, die für hunderttausend gebaut war, ein Pompeji der Renaissance, das nur aus Versehen nicht verschüttet worden ist, da zufällig kein Vulkan in der Nähe war. Aber was für feingegliederte Palastfassaden in den totenstillen, weitgestreckten Straßen, welch zauberhafte Höfe mit luftigen Arkaden, durch deren Eisengitter man in verwilderte immergrüne Gärten blickt, und die Sonne Ariosts und Tassos über all der verwaisten Pracht, daß man wie in ein verschollenes Märchen hineinzutreten meint, wenn ein grauer Hausmeister mit dem rostigen Schlüssel einem die Pforte öffnet. Und doch, ich begreife, daß du in vierundzwanzig Stunden genug hattest. Was für ein unheimlicher Mausoleumsduft schwebt über all der grandiosen Herrlichkeit! Selbst ein spukfester Mensch findet es auf die Länge nicht geheuer, seinen einsamen Schritt von dem Pflaster der unabsehlichen Gassen widerhallen zu hören und höchstens einem mageren Hunde zu begegnen, der seinen längst verstorbenen Herrn zu suchen scheint. Auch ich, als ich vor zwölf Jahren zum erstenmal in Ferrara war, hätte es trotz der wundersamen Fresken im Palazzo Schifanoja und dem schönen leuchtenden Dosso Dossi im Ateneo schwerlich vier ganze Tage dort ausgehalten, ohne eine merkwürdige Bekanntschaft, die ich gleich am ersten Abend in der Stella d'Oro machen sollte. Soll ich dir's erzählen? Es ist wenigstens eine Charakterstudie für deine Galerie interessanter Frauenköpfe.

Also ich war des Abends, eines dunklen Oktoberabends, mit dem Schnellzug von Padua angekommen und hatte in der Stella d'Oro, wo auch du natürlich abgestiegen bist, da es das einzige bewohnbare Hotel in Ferrara ist, ein niedriges Mansarden-

zimmerchen bekommen, gerade dem Schlosse gegenüber. Du wirst denselben Eindruck empfangen haben, als du hörtest, dieser arsenalartige Riesenbau aus Backstein, der aus seinem tiefen Wassergraben wie ein bombenfestes Zwing-Ferrara aufsteigt, sei die Wohnung jenes Alfons und seiner schönen Schwester gewesen, die uns in Goethes Tasso als intime Freunde jeder heiteren Kunst geschildert werden. Genug, die düstere Aussicht aus meinem kleinen Fenster konnte mich nicht lange fesseln. Ich eilte, in den Speisesaal hinunterzukommen, um ein verspätetes Pranzo einzunehmen.

Ob in den zwölf Jahren an der Einrichtung der Sala da Pranzo sich das Geringste geändert hat, möchte ich bezweifeln. Italienische Gastwirte sind so konservativ. Du wirst noch denselben mit Mull umwickelten Kronleuchter, die halberblindeten Wandspiegel, deren Goldrahmen mit verstaubten, fliegenbeschmutzten Gazeüberzügen umkleidet waren, dieselben verschossenen Prunkmöbel aus der Empirezeit vorgefunden haben, die diesen ehemaligen Salon des alten zum Hotel herabgesunkenen Palazzo dekorierten. Gewiß steht auch jetzt noch die lange Tafel in der Mitte mit den breiten bronzenen Armleuchtern, deren Kerzen nie angezündet werden, da für die wenigen Tischgenossen die eine hohe Petroleumlampe in der Mitte vollkommen ausreicht.

Auch an jenem Abend saß nur eine einzelne Dame am Tisch, die mich bei meinem Eintritt mit einem flüchtigen Blicke streifte, meinen stummen Gruß kaum merklich erwiderte und gleich zu lesen fortfuhr. Sie mußte ihr Mahl schon lange beendet haben, die Kaffeetasse stand geleert neben dem Teller, auf dem sich ein kleiner Aschenberg ausgerauchter Cigaretten zwischen Pfirsichkernen und Traubenschalen erhob. Ein paar italienische Zeitungen lagen dabei. Jetzt war sie in ein Heft der Revue des deux mondes vertieft, lag in einen Armsessel zurückgelehnt, so daß sie mir das Profil zukehrte, und nichts regte sich an ihr als der kleine Finger ihrer nicht kleinen, aber weißen und feingeformten Hand, mit dem sie von Zeit zu Zeit die Asche der Cigarette abstreifte.

Ich hatte, während ich aß, alle Zeit, ihr Gesicht zu studieren. Es war weder schön noch jung, doch anziehender als manche aufblühende oder voll ausgereifte Frauenschönheit. Keine Italienerin, auch wohl keine Deutsche, vielleicht eine Französin, gewiß über vierzig, worauf nicht nur die Fülle ihrer Gestalt, sondern auch die leichten grauen Fäden deuteten, die sich durch ihr einfach aufgestecktes braunes Haar zogen. Was auf den ersten Blick in den charaktervollen Zügen auffiel, war der Ausdruck eines energischen Willens, der in der etwas vorspringenden vollen Unterlippe und der zuweilen leicht sich rümpfenden geraden Nase fast zu verächtlichem Trotz sich steigerte, sobald sie etwas las, was ihren Widerspruch herausforderte. So deutete ich mir wenigstens das leise Mienenspiel des geistreichen Gesichts.

Gekleidet war sie, soviel ich's verstand, mit dem ausgesuchten, aber einfachen Geschmack einer Dame der guten Gesellschaft. Auch trug sie keinerlei Schmuck, nur an dem bewußten kleinen Finger einen breiten goldenen Reif mit einem kleinen Türkis.

Wir hatten etwa eine halbe Stunde so beieinander gesessen, durch die Breite des Tisches geschieden, als neben dem Kellner, der mir das Dessert auftrug, ein auffallend großer blonder junger Mensch ins Zimmer trat, der sich der Dame näherte und in einem ziemlich geläufigen, aber inkorrekten Italienisch meldete: das Zimmer der Frau Baronin sei bereit, eine zweite Lampe aber nicht aufzutreiben gewesen.

„Vabbene!“ erwiderte die Dame und fuhr noch eine Weile zu lesen fort, ohne den Menschen, der ihr gegenüber stehen blieb, eines Blickes zu würdigen. Ich konnte ihn nun mit Muße betrachten und war überrascht von der ungewöhnlichen Zartheit seiner Gesichtsfarbe und Regelmäßigkeit seiner Züge. Nur die etwas zu breiten Wangen und der schlaffe Zug an dem feingeschnittenen Munde entstellten ihn ein wenig und gaben ihm trotz des blonden Schnurrbärtchens etwas Weibisches, das an slavischen Typus erinnerte. Trotz seiner Größe aber, neben welcher der Kellner sich knabenhaft ausnahm, war er nicht überschlank, sondern vom schönsten Ebenmaß, die Brust eines Antinous, an den er auch in dem gleichgültig, fast schwermütig vor sich hinstarrenden Blick der dunkelgrauen

Augen erinnerte. Er war nicht wie ein Diener gekleidet, sondern trug einen schwarzen leichten Anzug von englischem Schnitt, und nur eine weiße Krawatte erinnerte daran, daß er nicht sein eigener Herr war. Dann wieder befremdete mich's, daß er, während er auf den Aufbruch seiner Herrin wartete, eine weiße Nelke an seine schöne Nase brachte und, nachdem er eine Weile daran gerochen hatte, sie ins Knopfloch steckte, als die Dame sich endlich erhob.

Sie zauderte noch einen Augenblick und schien mich nun erst einer genaueren Prüfung zu würdigen. Dann sagte sie plötzlich auf Deutsch, mit einem entschieden ostpreußischen Accent: „Würden Sie wohl die Güte haben, mein Herr, mir diese Lampe zu überlassen, und mit den acht Kerzen sich zu begnügen, die mein Diener sogleich anzünden wird? Meine Augen sind nicht die besten, und da ich bis Mitternacht zu lesen pflege, reicht mir das Kerzenlicht nicht aus. Ich führe selbst eine Reiselampe mit mir, sie ist aber aus Versehen in Parma zurückgeblieben."

Ich stellte ihr natürlich die Lampe zur Verfügung, der Diener vollzog ihren Befehl, nahm dann ein großes weiches Juchtenlederkissen, durch das sie ihren Sitz verbessert hatte, ihr silbernes Cigaretten-Etui und das Heft der Revue an sich und folgte ihr, nachdem sie mir herablassend gedankt hatte, zur Thür hinaus, während der Kellner die Lampe vorantrug, so ehrerbietig, als sei er der Fackelträger einer regierenden Fürstin.

Als er mir dann das Fremdenbuch vorlegte, in welchem ich den Namen einer bekannten ostpreußischen Freiherrnfamilie las — „mit Courier" war beigefügt —, erzählte er, die Signora Baronessa sei mit dem Mittagszuge gekommen, habe die drei besten Zimmer im ersten Stock in Beschlag genommen und sonderbarerweise eins davon dem Courier angewiesen, so daß ich mit dem Zimmerchen im obersten Stock hätte vorlieb nehmen müssen, das sonst für die Dienerschaft gut genug zu sein pflege. Er lächelte dabei bedeutungsvoll und zuckte die Achseln. „Sie ist eben eine Russin!" sagte er.

Ich fand es überflüssig, seinen geographischen Kenntnissen nachzuhelfen.

Draußen war's unfreundliches Wetter, ich verzichtete darauf, meine Cigarre im Freien zu rauchen, zumal unter dem schwarzen, regensprühenden Nachthimmel nur wenige hastige Gestalten durch die Straße spukten und selbst das Café drüben an der Ecke verödet schien.

Als ich eine Stunde später in mein Zimmer hinaufwollte, sah ich auf dem dämmerig erleuchteten Flur den blonden Riesen stehen, am Treppengeländer lehnend, vor ihm ein schmiegsames kleines Frauenzimmer, das eifrig in ihn hineinsprach, während er mit nachlässiger Würde eine Cigarette rauchte, natürlich aus dem silbernen Etui! Ich erkannte die schwarzäugige Marietta, die mir bei meiner Ankunft die Treppe hinaufgeleuchtet hatte, und hütete mich, diese santa conversazione zu stören. Dieser anscheinend so phlegmatische Schlingel versteht's, dachte ich, und kennt alle Stationen, bei denen ein reisekundiger Courier anhalten muß.

Diesmal tappte ich unerleuchtet in mein Zimmer, das mir noch dürftiger erschien, wenn ich an das mir vorweggenommene bessere im ersten Stock dachte. Der Wind stieß an die Fensterriegel, daß sie klirrten. Ich hatte Mühe, sie fester zu schließen, und auch Schlüssel und Riegel der Thür versagten ihren Dienst, so daß ich die Klinke erst künstlich mit einem Bindfaden verwahren und meinen Koffer davorschieben mußte, um vor unliebsamen Nachtbesuchen sicher zu sein.

Gleichwohl schlief ich in dem breiten, reinlichen Bette vortrefflich, und da ich vollends beim Erwachen draußen auf den Ziegelmauern des Schlosses eine helle Sonne glänzen sah, war ich des besten Humors und beeilte mich, drüben im Café zu meinem Frühstück zu kommen, um dann meinen Rundgang durch die Paläste und Kirchen der alten Este-Stadt anzutreten.

Ich hatte das eben abgethan, als ich drüben aus der Thür der Stella d'Oro die Baronin treten sah, hinter ihr ihren schwarzen Schatten mit einem tadellosen Cylinder auf dem blonden Kopf. Sie schritten quer über die Straße nach dem Brückenthor des Schlosses, ohne mich zu beachten, obwohl ich an einem der Tischchen vor dem Café in der Sonne saß. Sofort beschloß ich, ihnen zu folgen, und holte sie auch richtig ein, als der Courier eben unter dem Thor-

bogen die Glocke gezogen hatte, um den Custode herbeizuläuten.

Statt seiner kam eine alte Frau mit einem großen Schlüsselbunde, stellte sich als die Custodin vor, und wir begannen, nachdem wir uns ohne besondere Vertraulichkeit begrüßt hatten, den gemeinsamen Weg durch die kahlen Höfe und langen, unwohnlichen Gemächer.

Der Courier ging natürlich mit, immer einen Schritt hinter der Baronin, obwohl er an allem, was zu sehen war, nicht das geringste Interesse zu haben schien. Ein paarmal, während die Custodin die Fresken an den Decken erklärte, wandte die Dame sich nach nach ihm um und fragte: „Avete capito, Fedja?“

„Sì, Signora,“ antwortete er regelmäßig, ohne daß er nur einen Blick auf die Bilder geworfen hätte. Von mir nahm die lebhafte Frau, die überall mit klugen Augen herumschaute, durchaus keine Notiz.

Bis denn endlich das Eis zwischen uns gebrochen wurde, als sie eine kunsthistorische Frage an das alte Weibchen that, die dieses nicht zu beantworten wußte. Als ich ganz trocken den gewünschten Bescheid gab, sah sie mich zum erstenmal mit einer herablassenden Verwunderung an, als hätte sie mir bisher nichts zugetraut.

„Sie sind hier bekannt?“ fragte sie auf Deutsch.

Ich erwiderte, daß ich ebenfalls zum erstenmal in Ferrara sei, aber zum fünftenmal in Italien. Nun ergab sich eine behagliche Plauderei über allerlei Künstlerisches, wobei meine Landsmännin sich ebenfalls gut beschlagen zeigte. Sie lebe seit drei Jahren im Süden, sagte sie, und liebe es besonders, die Städte zu besuchen, die abseits von der großen Heerstraße lägen.

Der blonde Riese war während unserer lebhaften Konversation ganz unbeachtet geblieben. Erst als wir in die Keller hinabgestiegen waren und die Custodin uns die Geschichte der unglücklichen Parisina ausführlich erzählte, die da unten mit ihrem Hugo geschmachtet haben soll — du hast diese nüchternen Löcher gewiß so unromantisch gefunden wie ich — erst da wandte sich die Dame wieder zu ihrem Diener, wieder mit ihrem „Avete capito, Fedja?“ worauf er diesmal mit einem phlegmatischen: „No, Signora Baronessa,“ antwortete.

Als wir das Schloß durchwandert hatten und wieder auf die Brücke hinaustraten, wollte ich mich verabschieden. Die Dame, während ihr Courier einen der auf dem Platze haltenden Wagen herbeiwinkte, schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann lud sie mich ein, sie bei ihrer Rundfahrt zu begleiten, da ich doch wohl dieselben Dinge aufsuchen würde: den Palazzo de' Diamanti, den Dom, San Francesco, Schifanoja und so weiter.

Mir war ihre Unterhaltung so angenehm gewesen, daß ich sie gern zu Wagen fortsetzte. Und so begannen wir unseren Kursus, Fedja auf dem Bock, die Baronin neben mir, so bequem und unbefangen, als befände sie sich in der Gesellschaft ihres ältesten Hausfreundes. Weltdame und Aristokratin bis in die Fingerspitzen, ganz ohne Koketterie, von der besten Bildung, was Kunst betraf, und in französischer Litteratur erstaunlich bewandert, während sie von der deutschen so gut wie nichts wußte. Alle Augenblicke ließ sie den Wagen halten, um eine merkwürdige Fassade, ein Portal, den Durchblick in einen Garten genauer durch ihre scharfe Lorgnette zu betrachten. Denn eigentlich war sie kurzsichtig, was ihr, wenn sie die Augen blinzelnd halb zugedrückt auf einen nahen Gegenstand richtete, einen reizenden Zug von Feinheit und Sinnigkeit gab.

Wir wurden in den drei bis vier Stunden, während wir unser Morgenpensum absolvierten, die besten Freunde, soweit es eine gewisse aristokratische Kühle ihres Temperaments zuließ. Zumal als wir uns in einer entschiedenen Antipathie gegen Garofalo begegneten und über die Fresken von Tura und Francesco Cossa im Palazzo Schifanoja in das gleiche helle Entzücken ausbrachen, war unsere künstlerische Wahlverwandtschaft über jeden Zweifel erhaben. Es war hübsch anzusehen, wie die lebhafte, trotz ihres beginnenden Embonpoints sehr bewegliche Frau die Stufen des hohen Gestells hinaufkletterte, um die verblichenen, reizvollen Wandgemälde in der Nähe zu sehen. Als sie wieder unten anlangte, fragte sie den Schloßverwalter, der uns in den großen, leeren Saal eingelassen hatte, ob ihr erlaubt werden möchte, einige der

allegorischen Figürchen zu kopieren, da nur so ungenügende Photographien dieser herrlichen Dinge vorhanden seien. Der Mann machte sich wichtig, nannte mehrere Namen von Behörden, von denen der Permesso einzuholen sei, ließ sich aber durch das Versprechen einer reichlichen Belohnung bestimmen, selbst die nötigen Gänge machen zu wollen, den Erfolg werde er gegen Abend im Gasthof mitteilen.

Es sei eine Passion von ihr, erklärte mir die Baronin, als wir wieder im Wagen saßen. Sie lebe eben darum schon so lange in Italien, da sie von Jugend auf eine Leidenschaft für Zeichnen und Malen gehabt habe, die sie aber in ihrer nordischen Heimat, auf dem abgelegenen Gute nicht habe befriedigen können. Es falle ihr nicht ein, sich für eine Künstlerin zu halten. Doch habe sie es endlich so weit gebracht, mit ihrem bischen Aquarellieren sich all das aneignen zu können, was ihr besonders lieb geworden sei, und da sie niemand damit belästige und auch zu Hause von niemand vermißt werde, könne man ihr diese Schwäche wohl hingehen lassen.

Ich drang in sie, mir ihre Malereien zu zeigen. Sie habe nicht viel bei sich, sagte sie; das meiste sei in Venedig zurückgeblieben, wo sie den Winter zuzubringen pflege. Übrigens teile sie mit anderen Dilettanten auch die Schwäche, ihre Pfuschereien gern sehen zu lassen.

Wir hielten dann um Mittag unsere Colazione zusammen in dem ungemütlichen Speisesaal. Meinen Vorschlag, unten in der Trattorie zu essen, lehnte sie ab. Ich begriff hernach ihren Grund. Als ich hinunterging, drüben im Café Zeitungen zu lesen, und an dem von einigen Ferrareser Stammgästen besuchten Lokal vorbeikam, sah ich Signor Fedja an einem Tischchen mit seinem Frühstück beschäftigt. Ihm gegenüber auf einem Schemel kauerte die Marietta, die wieder lebhaft mit leiser Stimme in ihn hineinredete, während er gravitätisch ein großes Glas roten Wein auf einen Zug ausschlürfte.

Natürlich wollte die Herrin nicht in demselben Zimmer mit ihrem Courier ihre Mahlzeiten einnehmen.

Nachmittags besuchten wir dann noch das Haus des Ariost. Ich mußte ihr die berühmte lateinische Inschrift, die so köstlich naiv auf dem schmalen Marmorstreifen an der Fassade steht, aus dem Stegreif übersetzen und war stolz darauf, daß es mir leidlich gelang:

> Klein, doch passend für mich, doch niemand zinsbar, doch auch kein
> Schmutziges Haus, und gekauft hab ich's mit eigenem Geld.

Und dann plauderten wir sehr gescheit von dem liebenswürdigsten aller Dichter der Renaissance, den sie gründlich kannte, selbst seine Dramen und Capitoli, von den Doréschen Illustrationen und vielen anderen Dingen, und sie wurde mir mit jedem Wort, das sie sprach, lieber und respektabler.

Ich klopfte noch denselben Abend vor dem Pranzo bei ihr an, um ihre Malereien zu sehen. Sie schien nicht allein zu sein, wenigstens hörte ich sprechen, und sie ließ mich ein paar Minuten warten, bis sie den Riegel zurückschob. Es war aber niemand bei ihr, auch in dem anstoßenden Schlafzimmer nicht, zu dem die Thür offen stand. Sie trug einen Schlafrock von granatrotem Plüsch, einen türkischen Shawl um die Hüften gegürtet, und ihre Frisur, die etwas zerrüttet war, bestätigte ihre Aussage, daß sie ihre Siesta vor Tisch zu halten pflege, wenn sie über Tag viel herumgefahren sei. Nun holte sie eine Mappe und ein großes Skizzenbuch und ließ mich darin blättern, soviel ich Lust hatte. Dabei ging sie, eine Cigarette rauchend, beständig hin und her und gab nur aus der Ferne hin und wieder einen kurzen Kommentar zu einzelnen Blättern. Es waren keine Meisterwerke, die Hand noch ziemlich unausgeschrieben, doch überall ein Blick für das Wesentliche. Man sah es diesen dilettantischen Nachbildungen von Gemälden, einzelnen Gebäuden oder Gegenden an, daß der Wille, sie nachzuschaffen, stärker gewesen war als die Kraft. Doch war auch ein Fortschritt nicht zu verkennen.

In der größeren Mappe steckte zwischen zwei Studienblättern aus Orvieto ein kleines flüchtig skizziertes Blatt, mit einem angefangenen Porträt — ihres blonden Reisebegleiters. „Ah!“ sagte ich, „Sie porträtieren ja auch ganz talentvoll, Baronin.“ Ich merkte, sie wurde einen Augenblick verlegen.

„Erkennen Sie das Bild?“ sagte sie dann. „Es entstand an einem trostlos grauen

Regentage in Livorno, da ich vor Langerweile verging und kein anderes Modell auftreiben konnte. Ich hab es in einer einzigen Sitzung gemacht und bin später nicht wieder darangegangen."

„Es verdiente aber fertig zu werden," warf ich hin. „Ihr Fedja hat einen ungewöhnlich schönen Kopf, leider ohne geistigen Ausdruck."

„Er hat den slavischen Typus," versetzte sie. „Seine Eltern waren Russen und lebten auf einem Bauerngut, das vier Stunden von meinem elterlichen Landsitz entfernt liegt. Die Mutter war meine Amme gewesen, da ihre Herrin, eine Jugendfreundin meiner Mama, sie ihr zu diesem Zweck geliehen hatte. Denn sie behauptete, deutsche Ammen hätten zu viel Wasser in ihrer Milch. Hernach ist die Lisaweta wieder zurückgegangen und hat geheiratet und noch mehrere Kinder bekommen. Fedja ist der jüngste von ihnen, und als er herangewachsen war, brachte ihn seine Mutter auf unser Gut und bat so sehr, ich möchte ihn in meine Dienste nehmen, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte. Er ist ein guter, treuer Mensch und auch nicht so unbegabt, wie er seinem träumerischen Aussehen nach scheinen möchte, eine echte, kindlich reine Natur und mir sehr ergeben. Ich habe ein wenig Mühe gehabt, ihm zu dem Deutsch und Russisch, das er geläufig spricht, auch noch Italienisch beizubringen, da ich ihn als meinen Courier nach Italien mitnehmen wollte. Wenn man seine Heimat aufgegeben hat, ist es eine Wohlthat, fast ein Bedürfnis, jemand um sich zu haben, mit dem man von zu Hause sprechen kann und der auch hin und wieder an dem gleichen Heimweh leidet."

Ich hörte das stillschweigend mit an. Ich konnte der guten Frau doch nicht verraten, daß ihr Fedja trotz seiner kindlich reinen Natur die kleinen schwarzäugigen Hausmittel gegen das Heimweh, die Italien ihm bot, nicht verschmähte.

* *
*

Am folgenden Tage war ich wieder auf mich allein angewiesen.

Noch am Abend hatte der Hausmeister des Palazzo Schifanoja die Erlaubnis zum Kopieren gebracht. „Wir werden uns erst beim Pranzo wiedersehen," sagte die Baronin zu mir, als wir nach einem langen Nachtischgeplauder uns trennten. „Ich muß die hellen Stunden benutzen und werde an meiner Staffelei eine kurze Mittagspause machen. In zwei Tagen hoff ich fertig zu werden. Sie halten doch so lange hier aus? Ich würde Ihre freundliche Gesellschaft schwer vermissen. Denn es wird mir selten so gut, verstehenden und verständigen Menschen zu begegnen."

Es bedurfte dieser schmeichelhaften Aufforderung kaum, mich noch ein paar Tage festzuhalten. Auch mir war der Umgang mit der ungewöhnlichen Frau schon so zum Bedürfnis geworden, daß mir der Tag, den ich allein verbringen mußte, sehr lang wurde. Ich hielt noch eine Nachlese in ein paar Kirchen, ließ mir im Sant' Anna-Hospital die Zelle zeigen, wo Tasso sieben Jahre lang geschmachtet haben soll, und gestand mir, daß ich mit Ferrara längst fertig gewesen wäre, wenn der Abend nicht versprochen hätte, mich für den langweiligen Tag zu entschädigen.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als ich von meiner Wanderung in den Gasthof zurückkehrte; immerhin noch eine Stunde bis zu unserem Diner. Ich beschloß, die Wartezeit abzukürzen, indem ich der Baronin einige Photographien aus Siena, von denen ich ihr gesprochen hatte, aufs Zimmer brächte.

Ich nahm die Blätter — ein paar Dutzend Sodomascher Fresken — aus meinem Koffer und stieg die Treppe hinab. Das Haus war still und leer wie gewöhnlich. Als ich in den dunklen Flur des ersten Stockes trat, auf den die Zimmer der Baronin hinausgingen, sah ich einen schmalen Lichtstreifen aus dem vordersten, ihrem Wohnzimmer, fallen, da auch diese Thür, wie alle im Hause, nicht gut schloß. Ich verstand daher auch deutlich die Worte, die mit erhobener Stimme wie bei einer Vorlesung gesprochen wurden:

„Die Stund ist, wo in Wald und Flur
Das Lied der Nachtigall erklingt;
Die Stund ist, wo der leise Schwur
Der Liebe sanft zu Herzen bringt —"

Byrons Parisina! sagte ich. Wir sind ja hier auf historischem Boden. Sie wird das Bedürfnis gefühlt haben, sich das Trauerspiel

dieses unglücklichen Liebespaares in etwas poetischerer Form, als die alte Custodin es erzählt, wieder vor die Seele zu rufen. So stand ich und horchte. Sie las vortrefflich, trotz ihres ostpreußischen Dialektes, ein wenig eintönig, aber mit vibrierender Leidenschaft, zumal als sie an die Stelle kam:

„Und was ist ihnen nun das All
Mit seiner Zeiten Wechselfall?
Für Himmel, Erd und Leben sind
Ihr Aug und ihre Seele blind,
Blind wie die Toten für die Dinge,
Nah oder fern, groß oder klein;
Als ob die Welt umher verginge,
Atmen sie nur für sich allein —"

und so weiter, daß ich nicht satt werden konnte, ihr zuzuhören.

Endlich aber überlegte ich, es stehe ja nichts im Wege, die Fortsetzung mir drinnen von ihr auszubitten. So klopfte ich leise an; da sie es aber überhörte, die Thür überdies nur angelehnt war, glaubte ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich sacht eintrat und mich bescheiden auf einem der nächsten Sessel niederließ.

Als ich aber die Thür erst halb geöffnet hatte, bot sich mir ein Anblick, der mich geradezu versteinerte.

Auf dem Sofa saß die Baronin, in ihrem bequemen Hausgewande, die hohe Lampe vor sich auf dem Tisch, das Buch in der Linken. Die rechte Hand hatte sie auf die Schulter ihres Fedja gelegt, der aufrecht wie ein ägyptisches Götzenbild neben ihr saß, eine Cigarette rauchend, das Gesicht mit völlig leblosem Ausdruck vor sich hin gekehrt. Die Hand seiner Herrin aber, an der ich den Ring mit dem Türkis blitzen sah, spielte, während sie las, liebkosend mit dem dichten blonden Haar, das über den weißen Hals des jungen Menschen herabfiel.

Sie war so vertieft in ihr Lesen, daß sie auch meinen Eintritt über die Schwelle überhörte. Als ich mich aber, um ihr die peinliche Begegnung zu ersparen, lautlos zurückziehen und die Thür hinter mir schließen wollte, knarrte das alte Holz in den rostigen Angeln, die Frau wandte den Kopf, und mit einem leisen Ausruf des Schreckens auffahrend, ließ sie das Buch fallen, und unsere Augen begegneten sich.

Nur einen blitzartigen Moment. Im nächsten Augenblick hatte ich in großen Sätzen die Treppe erreicht und, vier Stufen auf einmal nehmend, mich in mein Zimmer zurückgeflüchtet.

* * *

Du kannst denken, daß die unerwartete Entdeckung mich aufs höchste erregt hatte. Die liebenswürdige Frau, die mir so wert geworden war, auf einmal auf einer so bedauerlichen Schwäche ertappt zu haben, in einem intimen Verhältnis mit diesem trägen, stumpfsinnigen Burschen, der in meinen Augen nichts war als eine schöne blanke Puppe, ein Automat, gerade gut genug, den Wagenschlag seiner Herrin zu öffnen, ihr das Reisegepäck nachzutragen und am Schalter die Billette zu lösen. Und dem las sie Parisina vor und kraute ihm das Haar und — was nicht sonst noch alles! Ich war empört, ich gönnte das dem Menschen nicht, so wenig ich selbst Ansprüche zu machen hatte, oder gar eine Leidenschaft für die Frau empfand. Aber ich fand ihr ganzes Geschlecht in ihr herabgewürdigt und beklagte meine zerstörte Illusion.

Dann aber lachte ich mich aus wegen meiner sittlichen Entrüstung. Wie kam ich dazu, den Richter zu machen über eine Handlungsweise, die mir freilich unverständlich war, da ich diesen Fedja nicht liebte, aber in ihren Augen vielleicht so berechtigt erschien wie jede andere Laune einer grande dame! Der Geschmack ist so verschieden, und wem that sie weh, wenn sie sich dem ihrigen schrankenlos überließ? Wir hatten freilich in allem Übrigen uns so gut verstanden, aber Kunst und Leben sind zweierlei, man braucht die Sympathie für einen schönen Leibeigenen nicht zu teilen, weil man sich in der Abneigung gegen Garofalo vereint gefunden hat.

Mein Blut floß schon wieder ruhiger, da klopfte es an meine Thür und — kein Geringerer als der verhaßte blonde Antinous trat ein, mit der ganz gelassenen Meldung: die Frau Baronin lasse mich bitten, wenn meine Zeit es erlaube, sie noch vor Tisch zu besuchen.

Als ich bei ihr eintrat, fand ich sie noch auf demselben Fleck im Sofa sitzend, wo ich sie vorher aufgeschreckt hatte. Auch den Band der Byron-Übersetzung hatte sie noch

in der Hand, die in ihrem Schoß ruhte. Mit der anderen winkte sie mir in ihrer freundlichen Art, näherzutreten.

„Kommen Sie," sagte sie, und ihrer Stimme war nicht die geringste Erregung anzuhören, „setzen Sie sich zu mir. Ich habe mit Ihnen zu reden. Der Zufall hat Sie zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, das Ihnen aber in einem ganz falschen Lichte erscheinen muß. Oder hätten Sie in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft doch schon eine bessere Meinung von mir gewonnen, als daß Sie mich einer gemeinen Liebschaft mit einem mir untergebenen Menschen fähig hielten? Sie hätten sehr richtig gesehen. So sehr der Schein gegen mich ist, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Fedja ist mein Gatte, ich bin seine Frau. Dieser Ring hier ist das Symbol unseres unverbrüchlichen Bundes; er besitzt einen gleichen, den er aber nicht an der Hand trägt, sondern an einem goldenen Kettchen um den Hals. Denn freilich sind die Verhältnisse nicht danach, daß wir mit unserer Verbindung öffentlich hervortreten könnten. Ich muß Ihnen das nun auseinandersetzen. Denn es ist mir an Ihrer Achtung gelegen. Im übrigen, was die sogenannte Welt darüber reden und raunen mag, ist mir sehr gleichgültig. Ich habe mir die Devise einer anderen Frau erwählt, die auch ihrem Herzen folgte trotz alles Geschreies der heuchlerischen Gesellschaft: honorem meum nemini dabo. Das ist das einzige Latein, das ich verstehe, das aber genügt mir. Sehen Sie, ich war nach dem Tode meiner Eltern, in meinem achtzehnten Jahre, nach einem verrückten Paragraphen eines verschimmelten Familienstatuts auf die Gnade meines einzigen Bruders angewiesen, der das große Gut übernahm und mir eine recht armselige jährliche Rente zu zahlen hatte. Auch das geschah nur unregelmäßig, da er ein schlechter Landwirt und obendrein ein Spieler war und bei Pferderennen in hohen Wetten Unsummen verlor. So lebte ich ein paar Jahre in Königsberg und Berlin, was man so nennt in der großen Welt, die mich aber sehr wenig befriedigte. Meine einzige wirkliche Erquickung war meine Liebe zur Kunst und das bißchen eigene Pfuscherei. Das aber genügt doch auch nicht, den Glücksdurst einer jungen, kraftvoll empfindenden Weiberseele zu stillen. Nun, dafür ist ja die Liebe da, die auch nicht lange auf sich warten ließ. Eine glückliche erste Liebe, da sie leidenschaftlich erwidert wurde. Und alles schien sich zu einem fröhlichen Ende zu vereinigen, bis auf einen einzigen Punkt: ich war ein armes Fräulein und mein Geliebter, auch ein Gutsbesitzer, noch minorenn. Seine Eltern hatten ihm eine reiche Partie ausgesucht, sie mußten die vorteilhafte Verbindung wünschen, da ihr Gut tief verschuldet war, so kam es, wie es kommen mußte, wir wurden auseinandergerissen, und niemand fragte, ein wie großes Stück unserer Herzen dabei verloren ging. Auch er, das erfuhr ich später, hat es nicht leicht verschmerzt. Er war um vieles besser und tiefer angelegt als die meisten aus seinen Kreisen. Aber unter einem Strohdach mit meiner Liebe vorlieb zu nehmen, dazu war er doch nicht der Mann, und ich konnt es ihm nicht verdenken. Zum Glück fügte sich's, daß ich selbst bald an sehr anderes zu denken hatte. Mein Bruder starb, da er eben Anstalten machte, auch seinerseits durch eine reiche Heirat seine Umstände zu verbessern. Nun war ich auf einmal eine unabhängige Person geworden, und es fehlte auch nicht an Bewerbern, die sich gern dazu verstanden hätten, mir bei der Verwaltung meines Besitzes behilflich zu sein, so wenig sorgenlos dies Geschäft war. Denn ich fand das Gut sehr heruntergekommen und alle Geschäfte in greulicher Unordnung. Von Haus aus bin ich eine thätige Natur, trotz des beschaulichen Hanges zu allem Schönen, und meinen Willen zu üben war mir von jeher eine Lust. So fand ich mich rasch in meine neue Aufgabe, ritt die halben Tage auf meinen Feldern herum, damit die Leute merkten, daß wieder das Auge eines Herrn über ihnen sei, ließ bauen und aufforsten und drainieren und war des Abends so müde, daß ich kaum die zweite Partie Bézique mit meiner Gesellschafterin zu Ende brachte und einschlief, ohne nur mit einem Seufzer an mein verlorenes Liebesglück oder gar an meine Malstudien zurückzudenken.

So dauerte das sieben, acht Jahre. Sie vergingen natürlich nicht ganz einsam. Es konnte nicht fehlen, daß ich Besuche von Gutsnachbarn oder auch von entfernteren

Verwandten empfing, und mehr als einmal hatte ich die peinliche Aufgabe, einem achtbaren Mann zu erklären, so sehr ich mich durch seinen Antrag geehrt fühlte — und so weiter, was man in solchem Falle zu sagen pflegt. Denn mein Herz war seit jenem Frühlingssturm noch wie geknickt und besorgte sein Geschäft, den Blutumlauf zu regulieren, ganz mechanisch, ohne je aus dem Takt zu kommen. Eine Heirat aber zu schließen, ohne das übermächtige Gefühl, ein Lebensbedürfnis damit zu befriedigen, wäre mir als eine Herabwürdigung erschienen."

* *
*

Sie stand nun auf, ging nach der Thür des Nebenzimmers, die offen geblieben war, blickte hinein und drückte dann die Thür ins Schloß. Offenbar sollte der, den sie ihren Gatten genannt hatte, nicht Zeuge unseres Gespräches sein.

Dann kam sie zu mir zurück und blieb am Tische stehen. Ihr sonst gleichmäßig bleiches Gesicht war leicht gerötet, um ihre Nasenflügel spielte ein leises Zittern. Die Stimme aber klang ganz ruhig.

„Ich habe Ihnen gestern gesagt, wie Theodor — das ist ja sein deutscher Name — in mein Haus kam. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt, aber scheu und ungewandt wie ein Knabe. Ich bin zehn Jahre älter als er, ich hatte ein mütterliches Gefühl ihm gegenüber, das Gefühl einer zärtlichen Mutter allerdings, denn seine Güte und Liebenswürdigkeit leuchteten ihm aus den Augen. Und dann, er war von einer so bezaubernden Schönheit, Sie sehen es ja noch jetzt, da er zum Mann herangereift ist, und Sie wissen, daß ich eine Kunstnärrin bin. Aber von Verliebtheit anfangs keine Spur. Ich merkte bald, wie seine Erziehung — nein, er hatte überhaupt keine Erziehung genossen, kaum daß er lesen und schreiben konnte und neben seinem Russisch notdürftig deutsch sprach. Man hatte ihn bei den Pferden aufwachsen lassen und ihn zu allerlei Diensten im Hause gebraucht. Nebenbei war er fleißig in die Kirche gegangen, was seiner träumerischen, etwas trägen Natur entsprach. Es erregte mein tiefstes Mitleiden, daß ein so herrliches Geschöpf Gottes auf einer so niederen Stufe stehen bleiben sollte. So nahm ich mich seiner an, ließ ihm vom Pfarrer Stunden geben und überwachte seine häuslichen Aufgaben. Es rührte mich, wie dankbar er meine Güte anerkannte, wie er sich bemühte, in allen Dingen seine Schuldigkeit zu thun. Ein mißbilligendes Wort von mir, auch nur ein unwilliger Blick brachte ihm die Thränen in die Augen. Nach einem Jahr schon ließ sich ein großer Fortschritt erkennen. Er las gern, allerdings lieber Kalendergeschichten als Weltgeschichte, seine schriftlichen Arbeiten wurden immer fehlerfreier, er gewann Interesse an vielerlei und überraschte mich oft durch kluge Fragen. Aus dem dörflichen Knaben entwickelte sich ein junger Mann, der Lebensart hatte und sich im Leben zurechtzufinden wußte. Ich hatte ihn gleich anfangs von der übrigen Dienerschaft getrennt und als eine Art Pflegesohn behandelt. Er begleitete mich auf meinen Ritten über Feld, ich schickte ihn mit Aufträgen hierhin und dorthin, alles besorgte er pünktlich zu meiner vollen Zufriedenheit, und ich war ein wenig stolz auf die sichtbaren Früchte meiner Pädagogik. Seine Mutter, als sie ihn einmal besuchte, erkannte ihn kaum wieder. So ging es bis gegen Ende des zweiten Jahres, da wurden mir plötzlich durch einen bedenklichen Traum die Augen darüber geöffnet, daß mein mütterliches Interesse sich längst in ein wärmeres verwandelt hatte. Ich war noch besonnen genug, um mir zu sagen, daß es so nicht fortgehen könne. Nicht daß ich für ihn dasselbe empfunden hätte, wie für den einen, ersten und letzten, den ich geliebt hatte. Aber dieser mein Zögling hatte sich dermaßen meiner Phantasie, ja — gesteh ich es nur — auch meiner Sinne bemächtigt, wobei natürlich auch ein Stück Herz mit ins Spiel kam, daß ich eine Lücke und Leere empfand, wenn er nicht um mich war, und war er da, meine Augen nicht von ihm abwenden konnte. Wäre es möglich gewesen, ihn als ein umgekehrter Pygmalion in eine Statue zu verwandeln, so hätte ich auf der Stelle eingewilligt und mir nichts anderes gewünscht. So aber, da wir beide in Fleisch und Blut nebeneinander hergingen — nein, ich mußte die Gefahr im Keime ersticken, solange mein Wille noch

Kraft genug hatte. Ich nahm all meinen Mut und Stolz zusammen und sagte ihm eines Tages, da er mir mit strahlendem Gesicht einen kleinen Aufsatz brachte, an dem sein Lehrer nur zwei geringe Fehler zu korrigieren gefunden hatte, ich sei sehr zufrieden mit ihm. Seine Erziehung aber sei nun beendet, ich würde ihn über acht Tage in die nächste Kreisstadt schicken, wo ich eine Stelle für ihn bei einem Rechtsanwalt gefunden hätte. Da werde er zunächst Schreiberdienste thun, daneben aber sich weiter fortzubilden Gelegenheit erhalten, um mit der Zeit, wenn auch in einer bescheidenen Stellung, ein selbständiger Mensch zu werden.

Ich hatte es vermieden, während dieser Eröffnung ihn anzusehen. Als ich endlich die Augen auf ihn richtete, erschrak ich. Er sah wirklich so aus, als sei er im Begriff, zu einer Statue zu erstarren. Dann aber brach er vor mir in die Knie zusammen, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er ergriff meine Hände und flehte mich mit von Schluchzen erstickter Stimme an, ihm lieber ein Messer in die Brust zu stoßen, statt ihn von mir zu entfernen. Es werde doch nichts helfen, draußen werde ihn der Schmerz und die Sehnsucht umbringen, und wenn das zu langsam ginge, werde er selbst ein Ende machen. Sie können denken, wie erschüttert ich war. Ich konnte mich kaum so weit fassen, mich von ihm loszumachen, ich versuchte, ihn wieder wie einen unartigen, launischen Knaben zu behandeln, der sich vor ernster Arbeit scheue; bald mit Scherzen, bald mit strafenden Worten redete ich auf ihn ein, und da alles ohne Wirkung blieb, stand ich endlich auf und ging aus dem Zimmer. Als ich nach einer halben Stunde wieder nach ihm sah, lag er noch auf derselben Stelle, den Kopf gegen den Sessel gedrückt. Es blieb mir nichts übrig, als ihn vorläufig damit zu beruhigen, daß ich mir's noch einmal überlegen wolle. Ich fürchtete in der That, er möchte sich ein Leids anthun.

Drei Tage überlegte ich's dann, und das Ergebnis war, daß ich in dieser ganzen Fügung ein unentrinnbares Schicksal erkannte. Wußte ich doch auch selbst nicht, wie ich in Zukunft mich ohne ihn durch das freudlose Leben schlagen sollte, zumal mit dem Gedanken, daß er mit seiner weichen Natur unter kalten, fremden Menschen unbarmherzig herumgestoßen werden würde, wenn er nicht gar dem Laster in die Arme fiel. Es war ein Fehler gewesen, ihn aus seinem Stande herauszuheben; ich durfte aber ihn nicht dafür büßen lassen.

Als die drei Tage um waren, während deren seine ganz zerstörte Miene mir das Herz bluten machte, rief ich ihn wieder zu mir, fragte ihn noch einmal und erhielt wieder dieselbe Antwort, diesmal noch das schüchterne, stockende Bekenntnis, daß er in alle Ewigkeit nichts wünsche und hoffe, als für mich leben und sterben zu können. Da sagte ich ihm, auch ich könne und wolle mich nicht von ihm trennen. Eine gesetzliche öffentliche Verbindung sei aber unmöglich, schon deshalb, weil unser Familienstatut jeden aus unserem Hause, der eine unebenbürtige Ehe schließen würde, jedes Erbanspruchs verlustig mache. Daß ich es nicht über mich gewann, den Sohn meiner Amme zu heiraten, nicht bloß seines niederen Standes wegen, sondern weil wir einander an Jahren und Bildung so ungleich waren, das behielt ich für mich. So wie es einmal war, hatte er auch keine Ahnung davon. Ich sagte ihm, wir würden eine Gewissensehe schließen. Er müsse mir vor Gott und seinem Gewissen geloben, mir Treue zu halten bis an den Tod, das Gleiche würde ich ihm geloben. Niemand, auch seine Mutter nicht, dürfe davon erfahren, in unserem äußeren Verkehr müsse alles beim alten bleiben."

Sie schwieg jetzt eine Weile, nahm eine Cigarette vom Tisch, zündete sie aber nicht an, sondern drehte sie so lange zwischen den Fingern, bis sie sich auflöste und ihren Inhalt auf den Teppich streute.

„Ich weiß nicht," fuhr sie dann fort, „wie Ihre sittlichen Anschauungen sich zu einem solchen Fall verhalten. Daß ich keine Emancipierte bin, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Wäre ich's, so hätte ich die Sache wohl anders behandelt. Ich sehe die sociale und sittliche Notwendigkeit vollkommen ein, die Ehe als eine heilige, durch alle möglichen Sicherheiten geschützte Institution zu betrachten. Selbst mit schweren Opfern der persönlichen Freiheit und Glückseligkeit. Das Interesse der Gesellschaft ist

zu wichtig, als daß sie nicht die bürgerliche Ordnung der Familie um jeden Preis aufrecht erhalten müßte. In meinem Fall aber — wem geschah mit dieser Umgehung der Form, während ich es mit der Sache selbst so ernst als möglich nahm, irgend ein Unrecht? Hatte die bürgerliche Gesellschaft, da ich fest entschlossen war, keine der konventionellen Verbindungen einzugehen, einen Nachteil davon, daß ich nach meiner Façon glücklich werden wollte, sogar ohne jedes öffentliche Ärgernis? Wäre ihr damit gedient gewesen, wenn ich als alte Jungfer in der Stille und Öde meines Gutes verkümmert wäre, statt mich meines vollen Menschen- und Frauenrechtes zu bemächtigen?

Ich weiß," fuhr sie dann mit etwas leiserer Stimme fort, „es ist noch etwas anderes, was rigorose Moralisten mir vorwerfen möchten: eine solche Verbindung, abgesehen vom Fehlen der standesamtlichen und kirchlichen Sanktion, sei unsittlich, weil das Weib sich nicht zum Manne herablassen dürfe. Daß der Mann im Weibe nur das Geschlecht sehen mag, geht ihm ohne weiteres hin. Das Weib aber solle keinen Mann lieben, der nicht über ihm stehe, sie entwürdige sich durch die Hingabe an einen nach Geist und Charakter ihr Unebenbürtigen, und vollends einen Menschen zu heiraten, der ihr Diener gewesen — nicht wahr, es nimmt sich häßlich aus nach dem hergebrachten Vorurteil? Nun, ich erlaube mir, das ganze Gerede für heuchlerischen Unsinn zu erklären. Oder hält man sich in den legitimen Ehen immer so genau an diese Vorschrift? Ich wenigstens, soweit meine Beobachtungen reichen, habe unter fünfzig Ehen reichlich die Hälfte gefunden, wo die Frau dem Manne nicht bloß in sittlicher Hinsicht, was beinahe die Regel ist, sondern auch in geistiger überlegen war, und in einem guten Dritteil hätte der Mann, wenn alles gerecht zugegangen wäre, höchstens Anspruch machen können, als Haushofmeister seiner Frau zu fungieren, oder gar den Platz neben dem Kutscher einzunehmen, wohin seine geringe Bildung ihn verwies. Es ist lächerlich, von einem Naturgesetz zu reden, das in der Ehe den Mann über die Frau stelle. Die Natur weiß nichts von einer Vermählung zweier Intelligenzen, höchstens von der Vereinigung zweier einander bedürfender Seelen neben den Forderungen der Sinne. Nur unsere verlogene Civilisation hat es nach und nach dahin gebracht, daß eine bedeutende Frau sich schämen zu müssen glaubt, wenn sie ihr Herz an einen Mann hängt, der minder belesen oder künstlerisch veranlagt ist, und daß sie Kaste verliert, wenn sie ihren Lebensgefährten nicht aus ihren Kreisen wählt, weil ein Machtgebot der Natur sie unwiderstehlich fortreißt.

Und wenn es nur eine flüchtige Verirrung der Sinne gewesen wäre," fuhr sie nach einer Pause fort, „glauben Sie nicht, daß ich Reue gefühlt haben würde, nachdem der erste Taumel verflogen war? Ein einziges Mal — auch das mögen Sie erfahren — wurde ich in der Überzeugung, das Rechte erwählt zu haben, einen Augenblick erschüttert. Es war im dritten Jahr unserer heimlichen Ehe. Da las ich in der Zeitung, daß die Frau meines ersten Geliebten gestorben war.

Wir hatten seit unserem Bruch nicht miteinander verkehrt. Auf die kurze, förmliche Beileidskarte, die ich ihm schickte, erhielt ich einen ebenso förmlichen Dank. Nach sechs Trauermonaten kam er selbst. Unangemeldet, eines späten Abends, angeblich da er den kürzesten Weg auf ein benachbartes Gut über das meine nehmen mußte. Auf den ersten Blick aber wußte ich, weshalb er kam: um zu forschen, ob ich noch die alte gegen ihn geblieben sei, ob das, was damals unmöglich gewesen war, jetzt zu erringen wäre. Ja, ich gestehe es: im tiefsten Winkel meines Herzens glomm noch immer ein Funken jener alten Jugendleidenschaft. Als ich die Stimme wieder hörte, das Gesicht wieder sah — es war eine schwere Stunde. Aber ich behielt die Herrschaft über mein Herz, daß es nicht zu laut pochte, und begrüßte den Abgott meiner Jugend mit freundlicher Unbefangenheit, als wäre nie ein heißeres Wort zwischen uns getauscht worden. Er war sichtlich betroffen, er hatte sich einen anderen Empfang erwartet. Über Nacht blieb er mein Gast. Was da vorgefallen, ob einer meiner Leute geschwatzt hat, da trotz aller Vorsicht ein Gerede über meine Intimität mit Theodor entstehen mußte, bis heute weiß ich es nicht. Nur daß mein Jugendgeliebter, als wir uns am Frühstückstisch wiedersahen, eine eiskalte

Miene zur Schau trug und beim Abschied mit ironischem Lächeln mir wünschte, ich möchte fernerhin mich so glücklich fühlen, wie es zu seiner tiefen Genugthuung gegenwärtig den Anschein habe. Gleichviel! Honorem meum nemini dabo.

Ich merkte freilich bald, daß dieser Besuch verhängnisvoll für meine sociale Stellung gewesen war. Einige meiner Nachbarn, die bisher noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatten, sich näher mit mir zu verschwägern, zogen sich auffallend von mir zurück. Mir machte das keinen Kummer. Ich war ganz ausgefüllt von dem bescheidenen Glück, das ich mir geschaffen, sah meinen Gemahl in gleicher Weise glücklich und bemüht, sich auch in seiner Bildung mir immer mehr zu nähern, und nur, weil mich nach einer geistigen Luftveränderung verlangte, nach einem Untertauchen in das Meer von Schönheit, das jenseit der Alpen sich ausdehnt, beschloß ich, die Verwaltung meines Gutes auf einige Jahre fremden Händen zu überlassen und auf Reisen zu gehen. Sie wissen, wie wohl ich mich dabei befunden habe. Noch ahne ich nicht, ob ich jemals zurückkehren werde. Ich habe den Geschmack an Schafzucht, Spiritusbrennerei und Rapsbau so gut wie verloren, und die Freiheit, die ich hier im gelobten Lande genieße, außerhalb der Gesellschaft, ist mir so teuer, daß ich sie nicht wieder hingeben möchte gegen die größten äußeren Vorteile. Auch ritzen mir die Nadelspitzen und Pfeile der Medisance, die mir über den Brenner nachgesandt wurden, nicht einmal die Haut. Sie haben gesehen, wie ich lebe. Alles Schöne, was ich genieße, teile ich mit meinem lieben Manne, soweit sein Bedürfnis und Verständnis reicht, und in die widerwärtige Notwendigkeit, daß er für meinen Diener gelten muß, habe ich mich endlich gefunden, da er selbst nicht darunter leidet. Hier diesen kleinen Ring werde ich einst mit ins Grab nehmen, wie er den seinen nicht um alle Schätze der Welt hergeben würde. Und so denk ich vor dem himmlischen Standesamt so legitim mit ihm verbunden zu sein, wie es viele der beneidetsten und respektabelsten Gattinnen nicht von sich rühmen können."

* * *

Die Erregung, in der sie gesprochen, hatte sie merkwürdig verschönt und verjüngt. Ihre Augen leuchteten, ja, selbst ihre Gestalt erschien größer, und das Herrschende in ihrem Wesen, das zuweilen etwas Herbes und Herausforderndes hatte, war zu edler weiblicher Hoheit gemildert.

Ich bedachte eben, was ich ihr auf die lange Beichte erwidern sollte, als der Eintritt Fedjas, der zu melden kam, das Diner sei serviert, unser Gespräch unterbrach. Ich hatte den blonden Günstling nie besonders gut leiden mögen. In diesem Augenblick war er mir entschieden widerwärtig. Der Vers aus dem Faust kam mir in den Sinn: „Furchtbare Gunst dem Knaben!" — denn als solcher erschien er mir trotz seiner wohlproportionierten sechs Fuß und dem Schnurrbärtchen über dem ausdruckslosen Munde. Er eines solchen Weibes Gatte — es war trotz alledem ein unfaßbarer Gedanke.

Was ich hatte sagen wollen, kam mir nicht über die Lippen. Sie bemerkte den fatalen Eindruck, den ich empfangen, verabschiedete ihren Theodor mit einem kurzen: „Vabbene!" und sah mich dann scharf an.

„Ich habe Sie nicht überzeugt?" sagte sie ruhig.

„Wovon, gnädige Frau?"

„Von meinem guten Recht, gehandelt zu haben, wie ich es Ihnen erzählt habe."

„O," sagte ich, „wie könnte ich Ihnen das Naturrecht bestreiten! In sittlicher Hinsicht, wo sich's um das eigene Wohl und Wehe handelt, hat jeder so viel Recht, als er Macht hat, Macht nämlich, die innere Harmonie aufrecht zu erhalten, Herr im eigenen Hause, ich meine in seinem Inneren, zu bleiben und jede Unruhe des Gewissens niederzuhalten. Ich möchte nicht allen Frauen raten, das Gleiche zu thun, was Ihnen als recht erschien, denn nicht alle würden es ohne Schaden für ihren inneren und äußeren Frieden durchführen. Nicht alle hätten den Mut ihrer Ausnahmestellung, und nichts ist unsittlicher als Halbheit. Sie aber sind glücklich, das ist das vollgültigste Zeugnis, daß Sie das Recht hatten, es auf diese Weise zu werden. Nur von einer Seite hätte Ihnen eine ernstliche Gefahr drohen können."

„Von welcher?"

„Wenn Sie Kinder bekommen hätten."

„O," erwiderte sie hastig, „auch dann — zum Glück geschah es nicht — aber ich war darauf gefaßt. Sie glauben doch nicht, daß ich sie verleugnet oder à la Jean Jacques in ein Findelhaus geschickt hätte? Ich hätte sie gewiß geliebt, obwohl ich sie nicht herbeigewünscht habe, hätte meinen Schmuck und anderen persönlichen Besitz zu Gelde gemacht und wäre mit Mann und Kindern nach Amerika ausgewandert. Mein Vermögen hätte gerade ausgereicht, drüben eine kleine Farm zu kaufen und im Schweiße meines Angesichtes die Kinder großzuziehen. Es wäre uns nicht allzu hart angekommen, Theodor und ich, wir sind ja beide auch in Deutschland Bauern gewesen. Aber freilich, es ist besser so. Und nun lassen Sie uns zu Tische gehen."

Sie nahm meinen Arm, und ich unterdrückte alles, was ich gegen so manche ihrer Sophistereien der Leidenschaft auf dem Herzen hatte. Was ging es mich an, wie sie ihr Leben einrichtete? Und vor einer anderen Gefahr sie zu warnen, die im Laufe der Jahre an sie herantreten konnte, fühlte ich keine Verpflichtung.

Mit keiner Silbe kamen wir während des Essens auf das große Thema zurück. Sie erzählte mir von ihrer Arbeit vor den Fresken im Palazzo Schifanoja, ich von dem, was ich noch an künstlerischen Eindrücken im Laufe des Tages gesammelt hatte, zuletzt von der legendaren Zelle des irrsinnigen Tasso im Sant' Anna-Hospital.

Sie wurde nachdenklich und sagte nach einer Weile: „Der große Dichter hat nicht nur seinen unglücklichen Kollegen mit feinster Kunst und Kenntnis einer solchen sinnlich-übersinnlichen Seele geschildert, sondern das eigentliche Meisterstück ist die Prinzessin, so recht der Typus all dieser vermeintlich edlen hochgeborenen Frauen, die sich durchaus nicht für engherzige Koketten halten, wenn sie in einem schwärmerischen Anbeter Hoffnungen erwecken, die zu erfüllen sie nie sich herablassen würden. Sie glauben, durch die sociale Kluft zwischen ihnen und dem Roturier ein für allemal berechtigt zu sein, dies grausame Spiel zu treiben, das ihre Eitelkeit kitzelt, während sie die armen Opfer so kaltblütig im Strudel der Leidenschaft versinken sehen, wie die Hexe Lorelei den Schiffer im kleinen Schiffe. Ich nehme es Goethe nur übel, daß er Hofmann genug war, um diesem Bild ohne Gnade nicht eine nachdrückliche Lektion mit auf den Weg zu geben."

Hierüber sagte sie noch mehreres, was ich vergessen habe, so bedeutsam es gerade für diese Frau war. Sie war übrigens stiller als sonst. Als wir den Kaffee getrunken hatten, sagte sie: „Ich muß mich heute früh zurückziehen. Das angestrengte Malen am Vormittag und unsere lebhafte Unterhaltung haben mir ein heftiges Kopfweh zugezogen. Ich werde heute nicht bis Mitternacht im Bette lesen, sondern mich zeitig zum Schlaf rüsten, und mein Chloral verschafft mir hoffentlich eine ruhige Nacht. Morgen also auf Wiedersehen, lieber Freund!"

Sie schüttelte mir die Hand und ging, ohne abzuwarten, daß Fedja ihr über den Flur leuchtete.

Auch ich war nicht dazu aufgelegt, irgend ein Buch vorzunehmen, so ausschließlich beschäftigte mich das Schicksal der ungewöhnlichen Frau. Freilich empfand ich, daß etwas zwischen uns getreten war. Ein widriges Gefühl überkam mich, wenn ich sie mir im vertraulichsten Verhältnis mit diesem — nun ja, mit diesem Leibeigenen vorstellte, den ich tief unter ihr sah. Wäre ich meiner Empfindung gefolgt, so hätte ich ihr ein höfliches Abschiedsbillet geschrieben und wäre am nächsten Morgen vor Tau und Tage abgereist.

Aber sie hatte mich ihren Freund genannt. Ich brachte es nicht übers Herz, den kränkenden Verdacht in ihr zu wecken, als flöhe ich sie jetzt, da sie mich so tief in ihr Herz hatte blicken lassen, weil dies Herz seine süßen Schwächen hatte, wie andere weit geringere Weiberherzen.

Das Grübeln über dies alles ließ mich aber lange nicht zum Schlafen kommen. Und so wachte ich auch am anderen Morgen viel später, als meine Gewohnheit war, auf, und zwar von einem starken Pochen und Rütteln an meiner innen nur notdürftig verschlossenen Thür.

Als ich aus dem Bett sprang und öffnete, trat der Kellner herein, mit einem ganz verstörten Gesicht.

Ich möchte so gut sein, eilig hinunter zu kommen, die Signora Baronessa habe einen Anfall gehabt, sie seien alle ratlos im Hause,

ich würde vielleicht wissen, was zu thun sei, da die Dame selbst bewußtlos daliege.

Ich erschrak aufs höchste. Mein erster Gedanke war, sie habe ein zu starkes Schlafmittel genommen — vielleicht gar —

Nein, das war es nicht. Aber jene andere Gefahr, die ich in weiter Ferne geglaubt, war jählings hereingebrochen. Während ich mich in größter Hast in die Kleider warf, erzählte mir der Kellner folgendes:

Um neun Uhr habe sich die Baronin zu Bett gelegt und ihren Courier, der, wie er mit einer verschmitzten Miene sagte, der Dame auch die Kammerjungfer ersetzte, verabschiedet. Quel gran birbone habe sich dann im Restaurant noch eine Stunde aufgehalten, mit der Marietta getuschelt und sehr viel Chianti getrunken. Um elf sei alles im Hause schlafen gegangen. Als man aber früh um sieben nach der Marietta gerufen, die der Wirtin an die Hand gehen sollte, sei das Mädchen nirgend zu finden gewesen.

Er, Carlo, der Cameriere, habe sogleich Verdacht geschöpft und an der Thür des Couriers angeklopft, vermeinend, das saubere Paar dort beisammen anzutreffen. Das Zimmer aber sei leer gewesen, das Bett unberührt. Da habe man freilich gewußt, woran man war.

Nun hätten sich alle vor dem Augenblick gefürchtet, wo die Baronin die Sache entdecken würde. Erst vor einer halben Stunde aber sei sie aufgewacht und habe sofort geklingelt, damit der Signor Teodoro ihr wie jeden Morgen das warme Wasser bringen sollte. Er, Carlo, habe im Zimmer des Couriers, das neben dem der Dame lag, gewartet und sei dann eingetreten mit der Meldung, der Betreffende sei nicht im Hause anwesend, vielleicht habe er einen Morgenspaziergang gemacht, und statt seiner habe dann er ihr den Wasserkrug auf die Toilette gestellt. Es sei gut, habe die Baronin gesagt, er möge auch die Schokolade bringen und ins Wohnzimmer stellen, sie werde gleich aufstehen.

Eine Viertelstunde später sei er dann mit der Schokolade eingetreten, habe aber das Brett mit der Tasse beinahe aus den Händen fallen lassen. Denn neben dem Tisch vorm Sofa habe er die Dame auf dem Boden liegen sehen, in Ohnmacht, beide Fäuste geballt, in der einen ein Papier, das sie wahrscheinlich auf dem Tische gefunden und das ihr den tödlichen Schlag aufs Herz gegeben habe. Doch nein, tot sei sie allerdings nicht. Er habe sie mit Hilfe der Wirtin, die er rasch herbeigerufen, aufgehoben und auf das Sofa gelegt, sie auch gleich mit allerlei starken Essenzen bestrichen, so daß sie wieder zu sich gekommen sei. Sie habe auch die Augen geöffnet, und man sehe, ihr Geist sei nicht verwirrt. Aber auf keine Frage gebe sie Antwort, und in der allgemeinen Ratlosigkeit habe man mich zu Hilfe rufen wollen, da ich ja ein vertrauter Freund der armen Dame zu sein scheine.

* * *

Als ich in das Zimmer der Baronin trat, sah ich sie auf demselben Platz im Sofa sitzen, wo sie tags zuvor neben ihrem Fedja gesessen und die Parisina vorgelesen hatte. Aber wie kläglich verwandelt! Das Gesicht aschefarb, der Mund verblichen und verzerrt, die Haare wirr um die Schläfen herabhängend, da sie unter der schief aufgesetzten Morgenhaube bei dem jähen Fall sich aufgelöst hatten. Eine alte Frau saß vor mir, die ich gestern noch so anziehend und des besten Glückes wert gefunden hatte.

Ich gab der Wirtin und der Dienerschaft, die sich um die Regungslose gesammelt hatte, einen Wink, mich mit ihr allein zu lassen. Als ich die Thür hinter ihnen verriegelt hatte, trat ich wieder an die Unglückliche heran und rief sie bei Namen.

Sie schlug langsam die Augen auf, und es währte eine Weile, bis sie mich erkannte. Ihr Gesicht, das vorher leichenhaft starr gewesen war, nahm nach und nach einen unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck an, der Mund zuckte, wie wenn er sich zu einem heftigen Weinen und Klagen öffnen wollte, kein Laut aber drang heraus, nur zwei große helle Tropfen quollen aus den schweren Wimpern und glitten langsam über die fahlen Wangen. Es dauerte wohl fünf Minuten, dieses Ringen, wieder die Herrschaft über ihre Glieder zu erlangen. Dann streckte sie mir stumm die rechte, noch geschlossene Hand entgegen, die Finger öffneten sich mit sichtbarer Anstrengung, und ein zusammengeknüll-

tes Papier fiel daraus auf den Teppich nieder.

Ich hob es auf und las. Es war ein Billet Fedjas, italienisch geschrieben, mit vielen orthographischen Fehlern, aber in ganz fließendem Stil.

Er habe, schrieb der Nichtswürdige, schon lange die Empfindung gehabt, daß er der Liebe und Gnade, die sie ihm erweise, nicht wert sei, auch das Bedürfnis gefühlt, sich selbständig zu machen. Da die Frau Baronin jetzt jemand gefunden habe, der ein Galantuomo sei und gewiß gern ihren Beschützer und Freund abgeben werde, so könne er sich von ihr trennen, ohne sie hilflos zurückzulassen. Seine Dankbarkeit für alles Gute, was sie ihm gewährt, werde erst mit seinem letzten Atemzug erlöschen. Er befehle sie dem Schutze des Himmels und bleibe in Ewigkeit ihr dankbar ergebener u. s. w.

Der Ekel und Ingrimm, als ich diesen schändlichen Scheidebrief gelesen hatte, war so stark, daß ich das Blatt mit einer Verwünschung zerknitterte und in die Ecke warf. Dabei bemerkte ich, daß das Couvert noch auf dem Teppich lag und daß eine schwarze Schnur daraus vorsah. Als ich es aufhob, rollte ein Ring mit blauem Stein, der an der Schnur hing, auf den Tisch.

Der Ring, den er um alle Schätze der Welt nicht hergegeben hätte! wie die arme Verblendete ihm gestern noch nachgesagt hatte.

„Das kommt nicht von ihm!“ entfuhr mir, da sie noch immer stumm blieb. „So niedrig er gesinnt sein mag, einen solchen Brief zu schreiben, halte ich ihn nicht fähig.“

„Nicht von ihm?“ hauchte sie und bewegte sich mit Aufbietung aller Kraft, um den Arm nach dem Ring auszustrecken.

„Cherchez la femme!“ sagte ich. „Eine schlaue italienische Schlange hat sich in seine Brust eingenistet, hier im Hause, und ihm das Blut vergiftet. Die Cameriera wird mit ihm zugleich vermißt, er ist schwach gewesen und der Verführung erlegen, und hat geschrieben, was sie ihm in die Feder diktiert hat. Seine Handschrift mag es sein, aber diese glatten, herzlosen Wendungen hat die Teufelin, die ihn um sein Seelenheil betrog, ihm eingegeben. Seien Sie überzeugt, teure Freundin, der Rausch wird nicht lange dauern. Dann kehrt er reuig zu Ihnen zurück und denkt nie wieder daran, Sie zu verlassen.“

Was ich da sprach, glaubte ich selbst nicht. Ich machte mir aber kein Gewissen aus diesem frommen Betrug. Alles kam darauf an, ihr wieder ein wenig Kraft und Mut zum Leben einzuflößen, und es giebt ja kein besseres Herzstärkungsmittel als die Hoffnung.

Das Mittel aber wirkte noch nicht.

„Nein, nein!“ brach es mit Heftigkeit aus ihr hervor, „es ist vorbei, für immer! Wenn Sie auch recht hätten, wenn er zurückkehrte, glauben Sie, daß ich ihn je wieder aufnehmen würde, nachdem er mir **das** angethan? Eine so schnöde Untreue, so schamlos öffentlich, mit einer solchen — o nie, nie, niemals!“

Ich gab ihr zu bedenken, daß so viele Frauen sich darein gefunden hätten, ihre Männer durch listige Koketten sich abtrünnig gemacht zu sehen, und zwar schlimmer noch: vor ihren eigenen Augen, unter demselben Dach, eine Liebschaft mit einer Verwandten oder Gesellschafterin, und daß jene Frauen das klügere Teil erwählt hätten, ein Auge oder beide zuzudrücken und zu warten, bis ihr Gemahl von seiner Verirrung zu ihnen zurückkehrte. Ihr Theodor habe durch seine Flucht wenigstens bewiesen, daß er unfähig sei, sie zu betrügen.

„Mag sein!“ unterbrach sie mich, und ihr fahles Gesicht rötete sich wieder. „Mögen andere thun, was sie nicht lassen können, obwohl ich in solchem Falle — ich wäre zu stolz, zu dulden, daß man die Gnade hätte, wieder mit mir vorlieb zu nehmen, wenn es dem Herrn der Schöpfung beliebte; als ein gesundes Stück Hausbrot angesehen zu werden, nachdem man sich am Konfekt der Sünde den Magen verdorben. Und doch, in öffentlich anerkannten Verhältnissen ist ein Bruch der Treue noch entschuldbarer. Man weiß, wie die meisten Ehen geschlossen werden: äußere Rücksichten, Zwang, Konvenienz. Wenn da der eine Teil nach Befreiung schmachtet, so unrecht es ist, es giebt mildernde Umstände. Aber wir — unsere Gewissensehe — wenn das nicht heilig ist, was zwei Menschen sich allein vor Gott und dem Richter in ihrem eigenen Herzen gelobt haben —“

Sie stockte plötzlich. Sie hatte den Ring ergriffen und, anscheinend ohne ihn gleich zu erkennen, da sie kurzsichtig war, ganz dicht vor ihre Augen gebracht. Jetzt erst, da dieser stumme Zeuge sie handgreiflich an ihren Verlust erinnerte, schien die ganze Schwere desselben über sie hereinzubrechen. Ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen, sie schleuderte den Ring von sich, schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein so maßloses Weinen aus, daß ich in tiefster Bewegung vor ihr stand und ratlos mit ansah, wie sie in Krämpfen der wildesten Verzweiflung mit dem Tode zu ringen schien.

Ich ließ den Sturm eine Weile toben, dann rührte ich sie hart an der Schulter an und redete ihr ernstlich zu, sich zu fassen, zu denken, was sie ihrer Würde schuldig sei, einem Menschen, den sie nicht mehr achten zu können erklärt habe, nicht wie einem unschätzbaren Freunde nachzujammern.

Da legte sich plötzlich der Aufruhr, sie richtete sich im Sofa wieder auf, nahm die Hände von dem nassen Gesicht und sagte tonlos: „Sind Sie ein so schlechter Menschenkenner, daß Sie nicht wissen, man kann noch lieben, wenn man auch nicht mehr achten kann? Aber Sie haben recht: es hilft nun nichts. Ich muß den Bankerott an Glück und Frieden hinnehmen. Ich muß, ich muß, und ich will es auch. Verzeihen Sie diese elenden Thränen. Es sind meine letzten gewesen. Von heute an werde ich über nichts mehr weinen, freilich auch nicht mehr lachen — nie mehr lachen — das Herz in mir ist tot — ich werde den Verwesungsgeruch hoffentlich nicht mehr lange zu ertragen haben."

Sie stand auf und schob ihr Haar, das völlig aufgegangen war, mit zitternden Händen unter ihre Haube zurück.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich.

„Fort, fort von hier! Nach Venedig zurück. Es giebt keine Stadt, wo ein lebendig-toter Mensch besser aufgehoben wäre, bis er unter die Erde kommt. Heute noch will ich fort — heute noch —"

Sie nickte düster vor sich hin. Ich fragte, ob ich ihr irgend einen Dienst leisten könnte.

Da sah sie mich wieder an und nickte wieder. „Bleiben Sie noch ein paar Minuten bei mir, mein Kopf ist wie zerstückt, ich muß mich erst besinnen — ich danke Ihnen — o, es ist gräßlich!"

Sie ging nach ihrem Schlafzimmer; ich sah, daß es ihr schwer wurde, sich aufrecht zu halten, aber meinen Arm wehrte sie ab. Drinnen hörte ich sie eine Weile hin und her schlurfen, Schubfächer aufziehen, einen Koffer öffnen. Dann kam sie wieder herein, jetzt mit kaltem, ruhigem Gesicht.

„Ich bin in großer Verlegenheit," sagte sie. „Er hat die Reisekasse geführt und sie bei seiner Flucht mitgenommen. Ich nehme ihm das nicht übel, es ist keine Veruntreuung, denn was ich besitze, war auch sein. Ich bedaure ihn nur, daß es nicht mehr war. Mit den paar tausend Franken wird er bald fertig werden. Was dann? Nun, tocc' a lui, eine Strafe verdient er wohl, und wenn er dann zurückdenkt, wie gut er es hatte, welch ein Leben er verschmäht hat, der Verblendete! — Glauben Sie auch nicht, daß ich ihn mit Eifersucht geplagt hätte. Ich wußte ja, daß ich nicht mehr schön bin, und er ist jung, und die Weiber waren wie toll in sein reizendes Gesicht vergafft; ich ließ ihm so eine kleine Liebelei ohne Vorwürfe hingehen, und nur wenn es ernst werden wollte, entführte ich ihn der Gefahr. Aber ich wollte ja nicht mehr darauf zurückkommen; verzeihen Sie!"

Ich bot ihr meine Reisekasse an.

„Nein, wenn Sie mir einen Dienst leisten wollen, telegraphieren Sie an meinen Banquier in Venedig, er soll mir tausend Lire auf demselben Wege hier in Ferrara anweisen lassen, einen Banquier wird es doch auch hier geben, und meine Legitimationspapiere hat er nicht mitgenommen. Ich hoffe, im Laufe des Tages noch läßt sich das ordnen, morgen kann ich dann fort."

„Sie sind sehr gut," sagte sie, als ich mich erbot, sie nach Venedig zu begleiten. „Ich darf es aber nicht annehmen, mir ist am wohlsten mit mir allein. Schade, daß unsere Bekanntschaft ein so trauriges Ende genommen hat. Sie war mir sehr erfreulich. Vielleicht — in späterer Zeit — aber nein, ich kann nicht über den nächsten Tag hinausdenken."

Sie reichte mir die Hand, die eiskalt war, wie eine Totenhand. Ich drückte sie ehrerbietig an die Lippen. Diese Frau, die nach dem entsetzlichen Schlage wieder in voller

Herrschaft über sich selbst vor mir stand, erregte meine tiefste Sympathie und Bewunderung. Dann zog ich mich zurück.

Ich sollte kein Wort mehr von diesen blassen Lippen hören.

Als ich ihr nach drei, vier Stunden das Telegramm des Banquiers brachte, alles sei nach ihren Wünschen geordnet, hatte sie sich eingeschlossen, und ich mußte es dem Kellner einhändigen. Sie fuhr dann selbst aus, um das Geld zu erheben, und ich vermied es natürlich, mich ihr aufzudrängen. Abends bei Tische hoffte ich sie noch einmal zu sehen. Ich fand aber neben meinem Couvert nur ein Billet von ihr, in welchem sie mir lebewohl sagte, mir für all meine Freundesteilnahme dankte und bat, ich möchte sie am Abend nicht mehr aufsuchen, da sie mit dem Nacht-Schnellzuge abzureisen gedenke und Bahnhofsabschiede hasse. Von Venedig aus hoffe sie mir mitteilen zu können, daß sie in ihrem Witwensitz sich wohlbefinde.

* *
*

Sie hat nicht Wort gehalten. Keine Zeile von ihr ist je an mich gelangt.

Als ich mehrere Jahre später selbst einmal wieder nach Venedig kam, konnte ich es nicht lassen, ihr nachzuforschen, an dem einzigen Ort, wo ich hoffen durfte, ihre Adresse zu erfahren, bei jenem Banquier. Obwohl ich mich aber an den Chef des Hauses selbst wandte, erhielt ich keinen Bescheid, nur ausweichende Mienen und Blicke: man wisse nicht genau, man stehe nicht mehr in regelmäßiger Verbindung, und dergleichen mehr.

Offenbar hatte die unglückliche Frau jede Spur ihres Daseins verwischen und ein für allemal für ihre Bekannten verschwinden wollen.

Nur ein Zufall brachte mich noch einmal in ihre Nähe.

Es war vor drei Jahren; ich war, durch die neueren pompejanischen Ausgrabungen gelockt, nach Neapel gekommen, im Herbst, um dort vier Wochen in Arbeit und Genuß der herrlichen Gegend zuzubringen. Unterwegs war mir von einem Mitreisenden die Pension Américaine in Chiatamone empfohlen worden, und da ich nicht gern in einem der hochgelegenen Hotels wohnen mochte, sondern unten am Meere und in der Nähe der Villa Nazionale, fuhr ich gleich von der Eisenbahn nach dem bezeichneten Hause.

Als ich die enge, dunkle Treppe bis in das zweite Stockwerk hinaufgestiegen war und im Flur nach dem Wirt fragte, kam aus der Thür einer ziemlich großen Küche, in welcher einige Mädchen am Herde hantierten, eine kleine, bewegliche Person heraus, die sich als die Padrona vorstellte und nach meinem Begehren fragte.

Du kannst dir meine Überraschung denken, als ich in dieser rundlichen, etwas unsäuberlich gekleideten, aber recht hübschen Figur die Marietta aus der Stella d'Oro erkannte, die all jenes Unheil angestiftet hatte. Freilich, sie war ja eine Neapolitanerin, wie mir Carlo, der Kellner, vertraut hatte, mit verächtlichen Ausfällen gegen die ganze südliche Rasse. Aber hier sie als wohlbestallte Pensionswirtin wiederzufinden — nun, da mochte auch Signor Teodoro nicht weit sein, und jedenfalls hatte sein Verrat an der edlen Baronin hienieden wenigstens seine Strafe noch nicht gefunden.

Sie erkannte mich natürlich nicht wieder, es war zu dunkel im Flur, und ein Parlour, in das sie mich hätte führen können, nicht bei der Hand. Auch war unsere Verhandlung bald zu Ende, da kein Zimmer frei war. Erst nächste Woche reise ein Ehepaar ab, dann könne ich zwei der besten Zimmer haben. Übrigens seien alle ihre Zimmer gut, wie auch das ganze Haus für seine Reinlichkeit und die gute Küche bekannt sei. Natürlich, da keine Italiener, sondern nur Amerikaner und Engländer bei ihr logierten, die sehr anspruchsvoll seien.

Ich bedauerte, daß ich nicht bis zur nächsten Woche warten könne. Übrigens sei mir eine ausschließlich amerikanische Gesellschaft nicht gerade angenehm, ich zöge die Italiener vor.

Das sagte ich, weil mich der Mangel an Patriotismus bei der Hexe ärgerte.

O, versetzte sie, auch deutsch zu sprechen würde ich Gelegenheit bei ihr finden. Schon seit fünf Jahren lebe eine Deutsche bei ihnen, eine Baronessa Soundso, die es so behaglich bei ihnen finde, daß sie gar nicht mehr fort wolle. Nur in den heißesten Monaten gehe sie irgendwohin ans Meer, des Badens

wegen, sonst verkehre sie mit niemand, sondern male den ganzen Tag, im Museum oder nach der Natur. Sie sei proprio un angelo, und ihr Mann, der Teodoro, sage, sie sei der angelo custode ihres Hauses. Wenn ich sie sehen wolle, sie sei gerade bei Tisch.

Damit ging sie mir voran auf eine Glasthür zu, an welcher Sala da Pranzo und Dining-Room angeschrieben stand. Ich sah durch die helle Scheibe in ein langes, niedriges Gemach, in welchem an einem langen, schmalen Tische wohl ein Dutzend Herren und Damen in untadeliger Diner-Toilette saßen. Am oberen Ende führte den Vorsitz eine Frau, die ich nicht gleich auf den ersten Blick wiedererkannte: das Haar schneeweiß, das einst volle Gesicht welk und hager, die Gestalt wie eine Greisin. Und doch konnte sie die Mitte der Fünfzig noch nicht erreicht haben.

In demselben Augenblick trat eine hohe Männergestalt hinter ihren Stuhl, in schwarzem Anzug, mit weißer Krawatte, das blonde Gesicht aufgedunsen, die ehemals schönen Augen verschwommen, das Haar an den Schläfen dünn geworden. Er bot der Dame einen Aufsatz mit Früchten, zu dem sie sich herabbückte mit dem Blinzeln einer Kurzsichtigen, das mir noch so gut in der Erinnerung war. Dann legte er ihr selbst eine Frucht auf den Teller und setzte seine Runde fort.

Ein tiefes Mitgefühl mit der armen „lebendig Begrabenen“ überschlich mich, da ich sie hier nicht eben in der „fröhlichsten Urständ“ wiedersah. Marietta schien meine Bewegung zu bemerken.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf und sagte, es scheine eine sehr respektable Gesellschaft zu sein. Ich bedauerte aufrichtig, mich nicht auch an diese Tafel setzen zu können. Vielleicht später einmal.

Dann grüßte ich die kleine Frau und ging nach der Treppe. Ehe ich noch den Fuß darauf gesetzt, sah ich den langen, blonden Wirt aus dem Speisesaal herauskommen.

„Some more frutta, Marietta!“ rief er. Mister Roberts wishes fichi e la Signora Baronessa delle uve fragole!“

„Subito!“ klang es aus der Küche zurück.

Gravitätisch schritt Signor Fedja an mir vorbei und nickte mir herablassend einen Gruß zu. Auch er hatte mich nicht erkannt. Ich stieg die dunkle Treppe langsam hinab, mit einem traurigen Gefühl. Ich hätte viel darum gegeben, dieser Frau nie wieder begegnet zu sein und die freundliche Täuschung behalten zu haben, sie sei an gebrochenem Herzen zu Grunde gegangen. Aber diese Todesart scheint mit der romantischen Poesie aus der Mode gekommen zu sein.



Fritz von Uhde.

Ein Künstlerbildnis

von

Franz Hermann Meißner.

Es ist ein stiller, in Glanz und Glut heißflammender Sommertag in der weiten Welt; mit durchsichtigem Azur hängt er über dem schier endlosen Getreidefeld vor uns, traumhaft und regungslos, fast wie ein brütender Vogel. In gelbschimmerndem Duft stehen die vollen Ähren dicht aneinander; ein feiner Hauch, unsichtbar brodelnd, entsteigt der graubraunen Bodenkrume und wiegt sich leise in der bethörenden Glut um die blauen Kornblumen und die feuerfarbenen Köpfe des wilden Mohnes, so daß sie halb betäubt aus ihrem Lichtschatten in den Sonnenglanz hineinblinzeln — Glorie umflammt sie mit luftiger Hülle, und seliger Rausch ist ihr einziges Daseinsgefühl — das breite, kraftvolle Prangen eines grünen, Nachtschatten atmenden Haines, das Idyll eines fernen Ziegeldaches, wo Himmel und Erde sich vermählen, sind fremde Welten für ihr orthaftendes Urweltsinnen.

So lautlos beinahe, wie im Dämmerblick der Seele ein Gedanke zum anderen wird und Bilder hell werden und verblassen, mischt hier und da ein Ton sich in das stummbrütende Feiern: das unterdrückte Klingen des unsichtbaren Quellchens am vorspringenden Stein, in großen Pausen das Liebesgezirp einer einsamen Grille, in noch größeren ein kurzer melodischer Vogelruf — Stimmen, welche den Mittagstraum der

Mutter Erde bewußtlos durchgleiten und, wenn sie verhallt sind — wie seltsam! — friedliche Atemzüge dieser kleinen Welt vernehmlich machen.

Und jetzt auch ist plötzlich ein Feldsteig im Getreidefeld sichtbar geworden, und ein Kind, das auf ihm steht, großäugig und still wie die Mittagseinsamkeit ringsum. Ein Mädchen. Das Kleid von verwaschenem Kattun hängt am Saum ungleich um die nackten, staubigen, kleinen Füße, lose das grauweiße Hemdchen um die sonnengebräunten Schultern, und wirr das flachsgelbe Haar um den Kopf. Die trotzigen jungen Lippen, zwischen denen der Breite nach ein langer Strohhalm steckt, die Feuerblumen, welche die Hand in der Schürze zusammengefaßt hält, die seltsamen Augen des Kindes, so starr, so still, so selbstsicher und verwundert — ein phantastischer Schimmer fliegt davon über unsere Gedanken, und in klingenden Rhythmen fügt es sich leise zum Gedicht. Ein Stücklein ganz unberührter Schöpfung, an dem noch keine eigensinnige, beschränkte, unbehilfliche Menschenhand gebildet, will dieses Geschöpfchen in seiner kecken Unbefangenheit, die doch aber ganz Scheu der Natur ist, uns dünken; pfiff es ein Vogel: dies Kind, das plötzlich vor uns stand, sei aus heißduftendem Boden soeben in die Welt gesprungen und ein sagenhaftes Heideprinzeßchen — dem Mittagszauber unserer Stimmung wär es nicht fremd. —

Aus ganz zart und ganz licht gehaltenen Farbenklängen, die schlicht und einfach scheinen und doch in zahllosen Stufungen eine Welt von Empfindungen nur halb verbergen und halb offenbaren, baut sich dies Stückchen Natur vor uns auf und dünkt uns im Anschauen immer lebendiger; und immer intimer, immer duftiger und wehender werden seine Reize, je näher unsere Stimmung diesem Mittagstraum sich einschmiegt. Da aber ist plötzlich ein Wunder! Du hörst es deutlich, du schaust und schaust, und du irrst dich nicht: von dem unsichtbaren Dorfe jenseit des Waldes schwingen sich in die Stille her, in den atmenden Mittagsschlaf ein paar Töne, ein paar ganz leise verhallende Glockenstimmen. Und nun suchst du auch nicht mehr, denn du schaust urschnell tief hinein in das Herz des Bildes, es schwindet das stille, reizende, lockende Idyll von dir und ein Hymnus wird: dies stummwonnige Kreisen, Raunen, Summen, Pulsen in Duft und Saft empfindest du heller denn vorher als mystisches Aufgehen im All und seinem lebendigen Schöpfer, der aus der feierlich betrachteten Natur her eine geheimnisvolle, seelenerschütternde Sprache mit unserem zitternden Herzschlag spricht.

* * *

Weitaus nicht zu den bedeutendsten Werken Fritz von Uhdes, des gefeierten Schöpfers der modernen religiösen Malerei, in dessen Bildern die Glocken läuten, gehört dies „Heideprinzeßchen“; es ist auch seinem Gegenstande nach nicht einmal von jenem Stoffgebiet, auf welchem der geniale Münchener Künstler Widerspruch und Begeisterung in grellen Gegensätzen bei seiner Zeit erregte. Aber gerade deswegen, in seiner primitiven Unabsichtlichkeit und ohne die Ansprüche auf ein „bedeutendes Wort“ besitzt es mehr als den Wert einer feinen künstlerischen Arbeit, es ist ein schlichtes, zufällig aufgerissenes Selbstbildnis von des Künstlers Art. Was in seiner Seele ursprünglich war und ist und ihn endlich von seinem ersten, an frühen äußeren Ehren reichen Lebensberuf fort- und in die Kunst hineintrieb, wird leicht uns offen in diesem Werk: seine stille, sehnsüchtige, harmonische Liebe zu den Wundern in aller Erscheinung, die Helläugigkeit seines Blickes für das Größte wie das Kleinste in den sichtbaren Dingen, und die natürliche Logik seiner Sinne schließlich, mit der er späterhin die Wunderwelt des christlichen Evangeliums und sein Temperament zu einer lebendigen Weltanschauung voll Saft und Kraft zu verschmelzen wußte. Von dem leidenschaftlichen Steuern und Treiben der zeitgenössischen Kunst durch lauter Keime, Anregungen und ungemischte Stoffe vollzieht sich in Uhdes Schaffen ein umfangreicher, ein sehr wertvoller Teil — bei ihm beginnt die Klärung der einen der beiden Hauptströmungen in der modernen Kunst. Jener tiefatmende, urfrische, brünstige Zug, jenes lustvolle Brausen, Dröhnen, Wiegen, Erzittern der naivelementaren Empfindungswelt, jene heilige

Scheu vor der Wirklichkeit, deren fesselnde Wucht wir vor Jahresfrist bei Max Liebermann betrachteten, kehrt uns bei Uhde wieder, der von jenem künstlerisch befruchtet war. Aber Liebermanns rückhaltlose Subjektivität, sein Genügen an der Farbenschwingung, sein Auskrystallisieren der bloßen Erscheinung, ohne novellistische Beziehungen, selbst in seiner bedeutsamsten Periode, erscheint bei dem milderen, zarteren Uhde be-



Auf dem Heimwege.

reits in der Fortentwickelung. Eine Persönlichkeit von ebenso hohen geistigen als seelischen Bedürfnissen, ist er wohl völlig modern in der äußersten Empfänglichkeit seines Wesens für das wirkliche Bild seiner Zeit, für die Äußerungen ihrer treibenden Kräfte, und er ringt danach, die bunten stürmischen Erscheinungen in der Allseitigkeit zu geben, mit der der nervöse moderne Mensch denkt und empfindet; er begnügt sich aber nicht damit. Sein selbstvergessenes Auge erkennt hinter den rohen Formen der niederen Stände die Linie, welche von verborgenem reinem Menschentum spricht, sein lauschendes Ohr vernimmt hinter Stumpfsinn und wüsten Lästerworten die Stimme qualvoller Sehnsucht nach Regeneration, nach dem Glück hoher Bildung, nach einer anschaulichen Vorstellungswelt, welche das unter erstarrtem Kultus des Christentums vertrocknende und verdürstende Gemüt mit neuer Süße des Glaubens erfülle — empfindet Liebermann noch die Natur pantheistisch, ist sein Mysticismus dunkel, ins Unermeßliche, Undeutbare verrinnend, so sammelt sich in dem geistigeren, kulturell höheren Organismus Uhdes die verworrene Vielheit der Erscheinungen zum Symbol, zu einem klar abgemessenen Credo! Ihm geht die Parallele zwischen unserer sehnsuchtsvollen Zeit und jenen Tagen auf, da der Stifter der christlichen Religion der Menschenliebe unter sein schmachtendes Volk trat, und in ihrer Anregung wird er zum Symbolisten von der Lebendigkeit des schlummernden, aber dem hellsichtigen Auge offenbaren christlichen Mythos in der Gegenwart.

So ist er physisch — und davon wird die auf Unmittelbarkeit und Reichtum des Ausdrucks gehende Technik seiner Kunst bestimmt — ein streng moderner Mensch und Künstler, der fest an seiner Zeit haftet; geistig erhebt er sich aber, gleich dem Antäos des altgriechischen Heraklesmythos frisch geworden durch die Berührung mit der Mutter Erde, mit der Wirklichkeit, zu den Grundwahrheiten des Menschenseins, die im Evangelium niedergelegt sind; aus dieser physischen und geistigen Art aber quillt ihm ein Schaffen von unvergänglicher Bedeutung.

* * *

Von den einfachen Begriffen und Beziehungen entwickelt sich die Kultur auf Verfeinerung, Differenzierung; das Ringen der menschlichen Arbeit im Kreislauf der Kulturabschnitte ist, auf Grund des weiter Ausgebildeten, des durch Beschränkung und Teilung Gewonnenen wiederum einfache Grundsätze und Begriffe zu gewinnen, in denen gegen die vorher erreichten Ziele das Neue enthalten ist. In ursprünglichen Zeiten decken sich Kunst und Religion, die ihrem inneren Wesen nach eng verwandt sind: die früheste künstlerische Hervorbringung dient dem religiösen Kultus, wie dieser seinerseits in seiner Lehre und der Form ihrer Darstellung ein litterarisches Kunsterzeugnis ist. Die toten Kulturen, ihre religiöse Mythenwelt kennen wir darum nur aus künstlerischen Denkmalen, und bis in die Zeit der Renaissance hinein kannte die bildende Kunst außer mythischen Vorwürfen fast nur noch das Bildnis. In der einzigen Idealität seiner Idee und der ebenso bedeutenden künstlerischen Form, in welche dieselbe gekleidet ist, besitzt das Christentum in engster Vereinigung späterhin jene doppelseitige Kraft, an der die wildesten Stürme zweier Jahrtausende machtlos abgeprallt sind, durch die es den Geist jäh bewegter Zeiten und das Rassenideal der fremdesten Volksstämme zu beherrschen vermocht hat. Während darum mit dem Niedergang früherer Kulturen das Religionssystem abstarb wie der Mythos der Antike, oder erstarrte und Hunderte von Millionen in einen engen Kreis unfruchtbar zusammendrückte wie der Mohammedanismus, ist im Christentum die ergreifende Erscheinung, daß die Reinheit seiner Idee und die herrliche Schönheit seiner Botschaft unverletzt und ungetrübt leuchtete im Wechsel der Zeiten, deren sich wandelnde Kunst neue, tiefere, noch ungedeutete Wahrheiten in ihm zu entschleiern schien und in der edlen Sinnlichkeit seiner Symbole einen unermeßlichen Reichtum an Vorwürfen und ihre höchsten Eingebungen fand. Der strenge archaistische Geist der altchristlichen Kunst, die aristokratisch-philosophische Auffassung der Renaissance in ihrem reichen Kranz von Ausstrahlungen, die bürgerliche unseres großen Dürer mit der Verquickung von Christentum und deutschem Familienleben, die romantisch-mystische Rembrandts und Rubens'

antikisierende Art — welch eine packende Fülle von Darstellungskreisen! Und dann unser Jahrhundert, dessen Rolle als Reflex der großen europäischen Kunststile ich schon in meinem Liebermann-Aufsatz betonte. Von den Nazarenern und ihrem großen Haupt Cornelius wird die christliche Vorstellungswelt mit der schönen Silhouette der antiken Form zusammen gebracht, sie schaffen in der deutschen Kunst den Typus der römisch-katholischen religiösen Darstellung. Schnell stirbt die Schule ab, ihre Spur aber lebt noch in der starren Konvenienzmalerei unserer Tage. Dem wachsenden Realismus entsprechend gewinnt die religiöse Kunst dann ein bürgerliches Gesicht in einem hochbegabten Düsseldorfer Meister, Ed. von Gebhardt, der nach dem Vorgang der Venetianer, Deutschen, Niederländer — Veronese, Dürer, Rembrandt — die heiligen Vorgänge unter den heimatlichen Himmel verlegt, doch leider mit einem unseligen Trugschluß. Die an Anknüpfungspunkten reiche Gegenwart überging er, aus alten Darstellungen und Chroniken zieht er künstlich das Mittelalter als Bühne und Gewand für die evangelistischen Geschehnisse heraus. Reflexion ist bei ihm, was bei den Alten Naivetät war, und erstaunlich geradezu und wiederum bezeichnend für Gebhardts großes, so ganz verirrtes Können, wenn er mit diesen Maskenkostümen ein so dramatisch packendes Werk geschaffen hat wie die „Himmelfahrt" in der Berliner Nationalgalerie. Auch über diesen Künstler ging die Zeit schnell hinweg; gewaltige Ereignisse, Fragen, Probleme haben seit den siebziger Jahren ihren Lebensnerv tief angeregt, die



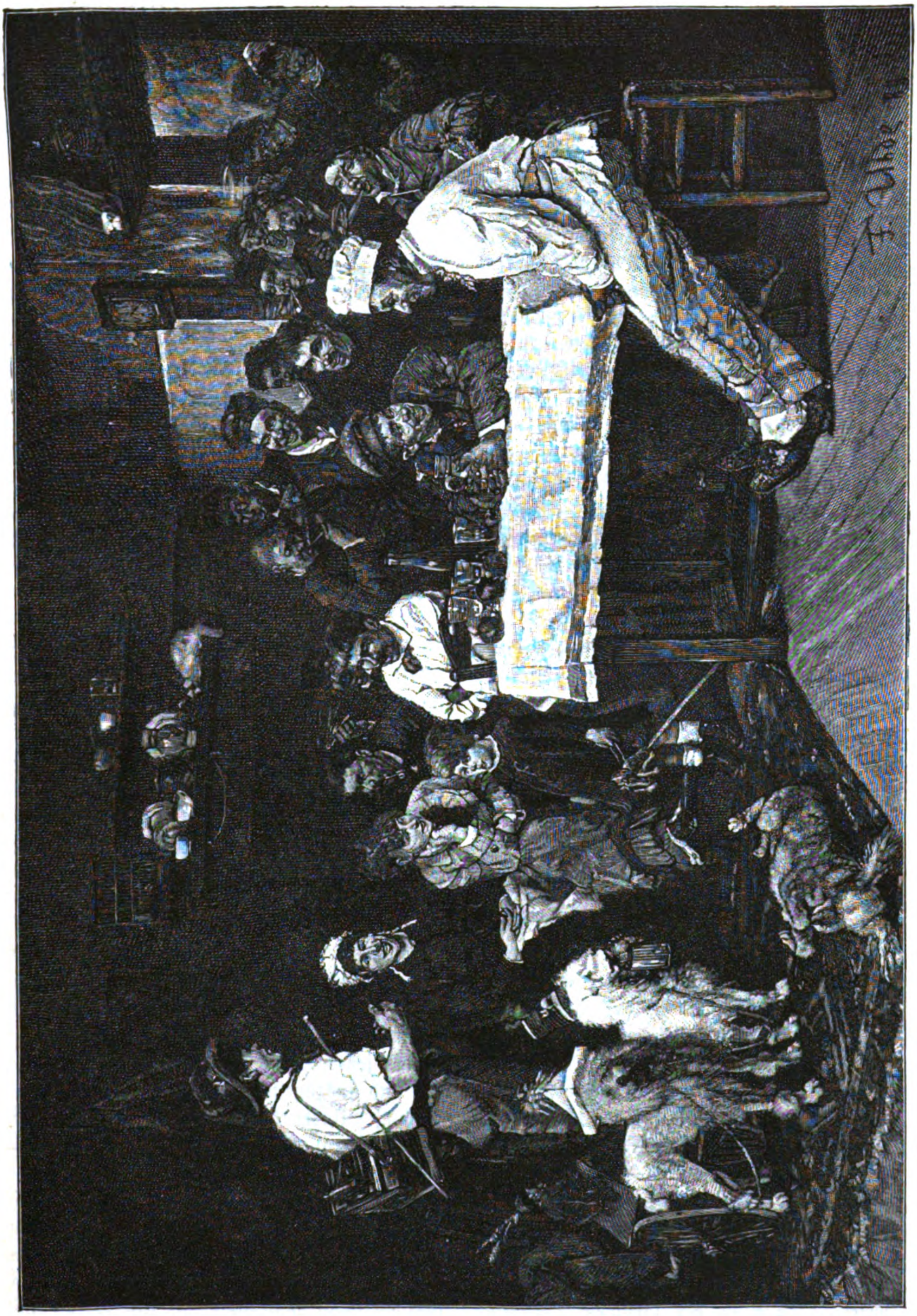
Studienkopf.

Lebensbedingungen gestalten sich von Grund aus neu, die Existenz des einzelnen wird fast in die entgegengesetzte Richtung der Äußerung gedrängt. Krankhafte Feinheit des Nervenapparates, wilder Wechsel der Eindrücke stellen ihm hier einen großen Reichtum an Ausdrücken und Vorstellungen zur Verfügung,

sie bedingen bei ihm starken Individualismus, der in Nietzsches Gottmenschentum die Verherrlichung vom philosophischen Standpunkt aus gefunden hat; dort aber erwacht dumpfes Bewußtsein in der Masse, die sich roh und wuchtig, mit feindlichem Auge für die bestehende Kultur in den Vordergrund der öffentlichen Sorgen und Interessen drängt; von strotzender Fruchtbarkeit ist dieser Boden für neue und gewaltige Gedanken; auf ihm gedeiht die Askese des frühen Christentums, welche der russische Dichter Tolstoi dem sentimentalen Charakter seiner Rasse entsprechend predigt, wie der rücksichtslose Individualismus Nietzsches; eine ebenso originelle Blüte auf künstlerischem Gebiet läßt in ihm das ethische Bedürfnis der Zeit und ihre mystische Sehnsucht nach Glauben im Schaffen Fritz von Uhdes aufgehen, der als eine der großen Persönlichkeiten der deutschen Kunstgeschichte die mild-ernste, menschenliebende, tieffrohe Prophetie des wieder lebendig gewordenen Heiland-Christentums treibt.

* * *

Uhde entstammt der Familie eines hohen kirchlichen Verwaltungsbeamten. Er wurde am 22. Mai 1848 zu Wolkenburg im Königreich Sachsen als Sohn des späteren Präsidenten des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums geboren und wuchs unter dem kirchlichen Hauch des Elternhauses früh zur Kunst heran, die ihn mit dem ersten wachsenden Verständnis zu Menzels Darstellungen zur Geschichte Friedrichs des Großen führte. Erst in Dresden und später in Zwickau besuchte er das Gymnasium, alle seine freien Stunden künstlerischen Studien widmend und mit seinem Innenleben so ganz an die Welt des schönen Scheins sich hängend, daß sein Vater den Sechzehnjährigen gelegentlich einer Reise nach München dem alten Kaulbach vorstellte. Dieser riet auf Grund der ihm vorgelegten Zeichnungen ganz entschieden zur Künstlerlaufbahn. Der einsichtige Vater verschloß diesem Rat sein Ohr nicht, stellte aber für seine Erlaubnis zum Besuch der Akademie als Bedingung die Maturität des jungen Novizen, um ihm bei mangelhafter späterer Entwickelung das Ergreifen eines anderen Berufes zu ermöglichen. 1866 bestand Uhde denn auch sein Abiturienten-Examen und zog auf die Dresdener Akademie. Und hier traf ihn ein großes Glück. Dessen Vorbedingung lag in den eng beschränkten Dresdener Kunstverhältnissen und dem unfähigen Akademikertum an der Hochschule, das den auf andere Bahnen drängenden Studenten nicht verstand, weil ein freies Urteil über fremde Erzeugnisse immer nur bei Freiheit des Geistes möglich sein wird. Und die war bei den Zunftanschauungen, welche bis in die neueste Zeit hinein in Dresden offiziell gewesen sind, nicht zu finden. Uhde also teilte das Los eines Makart, Cornelius und anderer Berühmtheiten, er wurde als talentlos entlassen. Erst achtzehn Jahre alt, besaß der blutjunge Mann noch nicht so starke Selbstkritik und demgemäß Selbstgefühl, um unter dem Pfeifen eines Schelmenliedchens die Ausübung seiner Angelegenheit nach einem schöneren Ort zu verlegen; ihm war die Kunst verleidet, und kurz entschlossen trat er 1867 als Avantageur in das sächsische Gardereiterregiment ein, in dem er zehn Jahr lang bis zum Rittmeister sich hinaufdienen und im französischen Feldzug das eiserne Kreuz — bin ich recht unterrichtet, sogar dasjenige erster Klasse — erwerben sollte. Ein Bedauern empfindet der Verständige, wenn ein junges Reis voll schöner Triebe von seiner Stelle entfernt und anderswo aufgepflanzt wird, wo es verkümmern muß. Wie ich aber die Entfernung des Künstlers von Dresden als ein Glück für ihn auffasse, so halte ich für ein solches auch seine zehnjährige Leidenszeit, welche der Kriegerstand bis 1877 für den jungen Gardekavallerie-Offizier gewesen ist. Denn gerade die ganz unverhältnismäßig große Anzahl von nicht ursprünglichen „Fachleuten" unter den Koryphäen aller Kunst spricht dafür, wie tödlich eine langdauernde, schnurgerade gehende Ausbildung für ein großes Talent werden kann, wie sehr aber die echte Begabung für den furchtbaren Kampf jeder großen Künstlerseele gestählt wird, wenn sie erst die Schwierigkeiten eines verhaßten Berufes oder Broterwerbes überwinden muß. Die schwachen Kräfte sind da schnell verbraucht, das Individuum geht seelisch zu Grunde oder resigniert zu seinem eigenen Glück als kunst-



Die klugen Hunde.

liebender Dilettant; große Kraft aber geht unter dem Druck ganz nach innen, sie vertieft sich zu düsterem Ernst der Energie und sammelt jene Spannkraft und jenes verzehrende, auf Leben und Tod kämpfende Wollen an, das allein große Werke schafft. Uhde hat das

erlebt. Er stand in jeder freien Stunde vor der Staffelei und probierte, immer seinen dämmernden ungewissen Ahnungen nach, bis er als neunundzwanzigjähriger Rittmeister, halb aufgerieben von seinen Seelenqualen und ganz Nervosität geworden, seinen Abschied nahm und nach München ging, in die Kunst hinein. Uhdes Glück ließ ihn aber auch hier an der Akademie verschlossene Thüren finden, weil den aristokratischen Gardereiter-Offizier und Dilettanten kein Mensch ernst nehmen wollte; der selbst künstlerisch so herkömmliche, aber lehrhafte und mit großem Scharfblick für jede fremde Eigenart begabte Piloty war ebenso unzugänglich wie der geniale Diez. So mußte denn Uhde seine Kunst bei sich selber anfangen, und er wurde auf diese Weise mit seiner großen Begabung das, was er werden mußte: der aristokratische Offizier ein künstlerischer Revolutionär im edelsten Sinne des Wortes! Er fängt zunächst auf eigene Faust bei den alten Meistern zu studieren an, und für seine spätere Art und seinen echt germanischen Hang zur Dämmerung, zur Mystik ist es hier bezeichnend, daß er sich dem düster-geheimnisvollen Zauber Rembrandts, den alle Modernen für ihren Stammvater bekennen, hingiebt. Von Rembrandt zu Munkacsy, der auch in Liebermanns Werden bedeutsam war, ist nicht sehr weit; abgesehen davon, daß Uhdes früheste Werke unverkennbar von dem bedeutenden Ungarn beeinflußt sind, wirkt dieser auf den Schüler dahin ein, nachdem er während der wenige Wochen dauernden Unterweisung desselben die ungewöhnliche Begabung kennen gelernt, daß er nach Paris geht, um von der energischen Rückkehr der Pariser Künstler zur Natur Technik und Selbstvertrauen zu erwerben.

Sein erstes Bild vom Jahre 1880, „Die Tänzerin", erregt in Paris, wo es angekauft, und in München, wo es ausgestellt wird, nachdem der Künstler noch im selben Jahre dahin zurückgekehrt ist, tiefes Interesse. Ebenso ein späteres: „Die klugen Hunde", und ein drittes von 1881: „Das Familienkonzert". Die in der farbigen Derbigkeit von Franz Hals inspirierten „gelehrten Hunde" werden von einem umherziehenden Gaukler in einer menschenerfüllten Schenke vorgeführt, deren Insassen mit jeder Fiber an dem kuriosen Ereignis teilnehmen und sowohl in dem Grad ihres Interesses als in ihrer sonstigen Lebenssphäre schwungvoll und mit ersichtlicher Liebe charakterisiert sind. Unverkennbar steckt neben der Art der niederländischen Feinmaler Munkacsys flächig-fließender Farbenauftrag und sein breiter Aufbau in dem „Familienkonzert", das in einer holländischen Bürgerfamilie mit Guitarre, Fagott, Geige von einigen älteren Herren veranstaltet ist und dessen Weisen von dem noch nicht flüggen Nachwuchs im Vordergrund mit Gesang und Trommelschlag zum Ergötzen des Eltern- und Großelternpaares begleitet werden. Beide, technisch schon sehr sicheren Bilder zeigen in den Einflüssen das noch Schwankende und Unsichere in des Künstlers Wesen, und seine große, später so innig der monumentalen Stimmung sich unterordnende Charakteristik erscheint namentlich im letzten Bilde mit der fast karikaturistischen Schärfe der Bauernmaler.

1882 macht Uhde eine Reise nach Holland. Wie Liebermanns Wesen im Jahre 1879, wird auch seines davon nachhaltig bestimmt; er geht nach dem Lande der Deiche und Windmühlen als ein äußerst talentvoller Bildermaler, der bereits in der Öffentlichkeit Interesse gefunden hatte. Hier aber geht ihm ein Wunder auf, die Offenbarung vom heilig reinen Licht, und in enger Folgerung derselben der Zauber der elementaren Erscheinung. Mit jungfräulich frischem Leuchtauge steht der Künstler plötzlich andachtsvoll vor einer neuen Welt, die ihn packt und nur eine Sorge in ihm wachsen läßt, nämlich in Vergessenheit der qualvollen Lernmühen seiner Vergangenheit und des Malens netter Bilder jenes herrliche Geheimnis zu erkennen und auszugestalten, das die Natur dem bislang Blinden halb entschleiert hatte und halb verbarg. Das Werden macht keine unvermittelten Schritte und Schwenkungen; in der Düsseldorfer und Münchener Sittenmalerei waren die Wege des Realismus schon betreten, in Menzels strenger Objektivität und der Höhe seiner Technik war jene Bewegung schon angebahnt, die zur Natur zurückführte. Je schneller sich namentlich der Bürgerstand in den sechziger Jahren zu verändern begann, um so rascher ging der Verfall der nicht auf Naturstudium, sondern auf

dem Vorbild der bedeutenden Meister aufbauenden Malerei vor sich; sie hatte sehr bald ihr Dutzend novellistischer Vorwürfe in sämtlichen Varianten erschöpft, sie artete aus lauter Verlegenheit mehr und mehr in jene Feinmalerei aus, welche ohne Beziehung zu ihrer Zeit mit freilich äußerster Delikatesse der Ausführung historisierende Stilfexereien und Kabinettkunststücke trieb. Namen wie Löwith, Seiler, Holmberg u. a. bezeichnen diese Abart des Sittenstückes, das Analogien auf den übrigen Kunstgebieten in Hülle und Fülle hat. Mit der feineren Ausbildung der Sinne durch ein rascheres Lebenstempo der neuen Zeit erwachte frisches, naives Naturgefühl; man besann sich, daß der Maler vor allen Dingen malen müsse, nicht aber den Novellisten zu illustrieren habe; die sociale Frage hing aller Orten in der Luft; der Arbeiterstand mit seiner Hervorbringung neuer Elemente, Gedanken, phantastischen Zukunftsutopien war als neuer Stand thatsächlich auch ein neuer Stoff, der zwar sehr roh war, aber mit primitiver Frische die feinen Künstlerinstinkte reizte — aus Widerspruch und Druck der herrschenden älteren, idyllischen Kunstauffassung wurde der Charakter der ersten Bearbeiter radikal; interessant ist dabei, daß diese ersten Naturalisten und Darsteller der derbsten Menschentypen wie der aus Wirklichkeit geschöpften Stimmungslandschaft den vornehmsten Ständen angehörten und selbst die Feinsinnigkeit ihrer Lebenssphäre niemals verleugneten, indes die wüste Ausartung des Naturalismus fast ganz durch das Vordrängen der Talentlosigkeit bewirkt war.

Sind nun Uhdes Werke vor der Bekehrung gute Bilder mit malerischen Eigenschaften, so erhält jetzt sein Schaffen individuelles Gepräge, und der Stil der vornehmen Künstlerpersönlichkeit mit ihrer zarten Liebesempfindung für Menschen und Welt, der Andacht und dem treuen Versenken in den stillen Zauber und die Eigentümlichkeit jedes intimen Zuges im Tone bildet sich aus. Uhdes kurze naturalistische Periode wird 1883 mit dem Bilde: „Der Leierkastenmann kommt“ eingeleitet, das in zwei Fassungen existiert, davon die erste die glücklichere ist; trotz der modernen Malerei würde sich in dem vorzüglichen Aufbau des Ganzen, der Durchführung, der eingehenden Charakteristik dies Werk äußerlich nur wenig von dem Realismus der älteren Schule unterscheiden, wäre es nicht wegen des perspektivischen Standpunktes, der ganz dicht vor der Scenerie ist, von einer Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die alte Richtung mit der Entfernung des Vorganges vom Beschauer nicht kennt. Ein kleiner fliesengepflasterter Hof, rechts von Vorder- und Giebelwänden mit blumengeschmückten Fenstern, links gegen den Nachbargarten von einem Bretterzaun begrenzt, um den diesseits wie jenseits schlankes junges Gewächs lebendig hinaufstrebt, ist die in einem holländischen Dorfe befindliche Örtlichkeit. Sie vertieft sich nach hinten zu einem schmalen Gang nach der Straße hin, um die ringsherum diskret aber plastisch reizvolle Dorfarchitektur sich aufbaut. Ein bedeckter ruhiger Himmel breitet sich über diesem trauten Idyll des Friedens, das plötzlich von den Klängen einer Drehorgel durchflutet wird: unter den im Hofe mit Handarbeiten aller Art zum Klatschstündchen versammelten Mädchen wirken sie wie eine Bombe; ein Teil läuft eilig auf den Eingangszaun zu, an dem der Drehorgelspieler sichtbar wird, ein anderer bleibt auf seinem Platz, der Miene nach tiefinnerlich an der alltagdurchbrechenden Liebessprache der einfachen Musik teilnehmend. Frappant ist die Plötzlichkeit des Aufhuschens und Auseinanderstiebens mitten aus dem schönsten Tratsch über die neuesten Dorfskandälchen in dem Strich der Zeichnung gegeben, wie die äußerst reizvolle und tiefgehende Charakteristik der zurückbleibenden Mädchen; jenes älteren in der hellen Bluse, mit dem groben, breiten Schurz und der unschönen Kapotte, welches mit über den Rücken gekreuzten Händen am Zaun steht und etwas blöde vor sich hinlächelt, stumpfen Erinnerungen nach; dieses blutjungen halben Kindes, das, besser gekleidet, mit dem Strickstrumpf unter dem Fenster sitzt und mit komischer Würde und Unberührtheit die Musik ignoriert; zwischen ihnen aber erhebt sich von der Bank am Giebelvorsprung in prachtvoller Natürlichkeit anscheinend eine junge Frau oder Braut und setzt die Kartoffelschüssel von ihrem Schoß auf den Schemel — in dem lächelnden Vorlauschen des Auges, welcher Ausdruck

von Weichheit und Hingebung, welche kraftvolle Jugendlichkeit in diesen groben Umrissen! Eine überreiche Fülle intimster Beobachtungen des naiven Lebens entdeckt man in diesen Gestalten, ein gottbegnadetes Auge für die kleinsten Züge, aber auch echten Fleiß, der in allem bis zum letzten Wort geht. Uhdes ganze Art, und das, was ihn von Liebermanns subjektiv empfundener, in Farbenharmonie ausströmender Naturerscheinung trennt, von dessen derbe stechenden Menschentypen voll robuster Kraft unterscheidet, liegt hier zum erstenmal ausgesprochen: die äußerst sorgfältige, den Charakter des Vorwurfs und der Stimmung genau umreißende Komposition, die intime, sich der Natur genau anschmiegende Zeichnung, das Zurückhaltende, Delikate, alles Zarte, Weiche, fast Frauenhafte des Tones liebende Kolorit, das in seinem Reichtum und seiner Durchgeistigung aber ganz unverkennbar Mannesart ist. Dazu die feine, individuelle, plastische Charakteristik, die jedem rohen Zug abhold ist.

Die zweite Fassung dieses Vorwurfs, vom Jahre 1883, ist in der Darstellung der Örtlichkeit mit ihrer hoch gegiebelten Architektur zwischen Gärten und Baumkronen von noch größerem Reiz und einem eigentümlich lebendigen Ortsgefühl, wirkt aber unruhig in der Anordnung der lauschenden und um den Leierkastenmann versammelten Mädchen, Frauen, alten und jungen Männer, so daß sie gegen die erste Fassung zurücksteht.

Das Keusche und Zarte in Uhdes Empfindung, das Solide seiner Arbeit sticht an einem dritten Bilde aus dieser Zeit noch intensiver hervor, an der „Nähstube", welche in der liebevollsten Durchführung der Einzelheiten, in dem vorzüglich gelösten Lichtproblem mit zwei Quellen lebhaft an die altholländischen Feinmaler erinnert, erhebt sie sich auch durch Wirklichkeitsgefühl und vor allem das innere Leben über die Vorbilder weit hinaus. Ein größerer, nüchtern ausgestatteter Raum mit mächtigem Seitenfenster, von dem Aussicht auf Garten und Architektur ist, zeigt vier holländische Weißnäherinnen um einen Tisch, davon drei in schweigsamer Emsigkeit sich sinnend über ihre Arbeit beugen. Um die Feinfühligkeit zu würdigen, mit dem in dieser Tafel das Leben wiedergegeben ist, muß man sich die glatten, kühlen, so viel bewunderten und technisch in der That auch bewundernswerten Innen- und Sittenstücke eines Jan van der Meer van Delft, Metsu, Terborch u. s. w. vergegenwärtigen und damit diese noch verblüffender und plastischer gemalten Gegenstände, dieses behende, sittsame, sichere Sitzen vergleichen, das halb von oben sichtbare Gesicht der jenseits Sitzenden mit dem einfachen, naturfrischen Jugendreiz, die Figur der rückwärts zum Beschauer gekehrten Dirne, die entzückende Lebendigkeit in Silhouette und Ton von der Haube zum breit ausliegenden Halstuch, dem Rücken des Kleides, der Schürze, bis schließlich zu den groben, fahrzeugartigen Schuhen, die alle die Gestalt in inniger individueller Zugehörigkeit umschließen und sie sehr scharf als lebendiges Wesen z. B. von der Stuhllehne sich abheben lassen, die durch Lackreflexe auch belebt ist, aber doch nur äußerlich als starrer Stoff. Das vierte der Mädchen unter dem Fenster kehrt uns halb sein lächelndes, hübsches Gesicht zu und plaudert mit einem fünften, und durch eine geöffnete Thür blickt man in ein Nebengemach mit halb verhängtem, wenig von einer jenseitigen Hausfassade sichtbar werden lassendem Fenster, bei dem ein anderes Mädchen mit der gleichen Emsigkeit schafft; anders ist hier als im Hauptraum die Beleuchtung behandelt, gleichsam in Moll übertragen, sie ist aber von der gleichen stillen Poesie der Stimmung.

Bis zum Jahre 1883 und seinem eigenen fünfunddreißigsten Lebensjahre hat sich Uhde in dieser Weise zu einer Eigenart als naturalistischer Maler entwickelt und eine gewisse Reife seines Könnens erlangt, das ihm nach der üblichen Art der Künstlerlaufbahnen niederen Ranges sehr bald einen Publikumserfolg, ein Vermögen und ein äußerlich sehr angenehmes Dasein gesichert hätte, wenn nicht das Verhängnis über ihn kam und mit einem ruhelosen Bedürfnis nach Erneuerung, Ausbreitung und Vertiefung des Innenlebens seine schmachtende Seele anfüllte, um so einen großen Künstler aus ihm zu machen. Durch die naturalistische Studienzeit war seine Technik zur vollen Ausdrucksfähigkeit herangereift, in der Berührung mit der Welt seiner bisherigen Vorwürfe hatte er sich geistig von der Tradition freigemacht, war er vom Hauch

primitiver aber mächtiger Lebenskraft der Masse angeweht und erfrischt; zum zweitenmal ist seine Gestalt plötzlich verändert: ein großer, fester, mannhaft kühner Blick hat die Zeit erkannt, er liest ohne Sentimentalität und Grübelei tief in den Menschenseelen, und gepackt von ihrer inbrünstigen Sehnsucht, schlägt er das Evangelium auf und — siehe — vor seinem geläuterten Auge entschleiert sich aus den krausen Worten des Apostel-Christentums der Urtext, die Heilandlehre, deren ewige Jugendlichkeit ihm freudig aufgeht. Es ist in dieser Wandlung mit Uhde eine merkwürdige Art, ähnlich der Wirkung gewisser Meerschlammbäder am ligurischen Meer: nach wenigen Wochen eines täglichen Sicheingrabens bis zum Hals in die urstoffseuchte Masse wird Fleisch und Haut des siechesten Körpers jugendlich straff und fest, und unsäglich frisch an Leib und Seele ist ein hinfälliger Organismus der kraftvollsten Lebenslust zurückgegeben.

Hängt auch die erste von diesen Schöpfungen nach der Läuterung malerisch noch in einer etwas kreidigen Manier fest, welche den Schwung der neuen Persönlichkeit hinter kühler Zurückhaltung versteckt, so ist sie doch schon ganz neues Evangelium mit allen Zeichen und Zeugnissen. „Lasset die Kindlein zu mir kommen," lautet das Thema dieses Frühlingswerkes vom Jahre 1884, das sich jetzt im Leipziger Museum befindet.



Studie.

In einer bayerischen Bauernstube sitzt auf schlichtem Holzstuhl der Heiland in langem, talarartigem Gewand, das nur die bloßen Füße sichtbar werden läßt und die Arme in weitem Bausch umfängt, diese segenspendenden Arme, deren rechter ein in den Schoß des Kinderfreundes geschmiegtes junges Haupt an sich zieht, indes die Hand der Linken das Patschhändchen eines zutraulich zu dem fremden Mann aufschauenden Mädchens umfaßt. Wundersam durchgeistigt und entsagungsvoll ist das von langem, ungepflegtem Haupthaar umwallte Gesicht mit dem schmalen Schnurr- und Backenbart und der starken Nase über hageren Zügen, und man meint, in seiner ruhigen Neigung kindliche Worte der Liebe zur Unschuld flüstern zu hören. Geistige Hoheit und physische Armut sind in dieser

tief sympathisch wirkenden Heilandsgestalt organisch miteinander vermischt, es ist keine Spur darin von dem kokett frisierten Typus der konventionellen Kunst, von jenem stilisierten, elegant maskierten Weltpriester derselben, der mit sechs- bis achttausend Mark Jahreseinkommen den Armen die Süßigkeit der Armut und des freiwilligen Verzichts auf Erdengüter predigt; in diesem tief aufgefaßten Uhdeschen Typus, den man getrost neben die bedeutendsten Darstellungen davon in der christlichen Kunst setzen darf, tritt uns der Stifter des Christentums als das entgegen, was er war, nämlich der Sprößling reiner, unverdorbener Volkskraft, der einfache Zimmermann, der vermöge einer einzigen Harmonie aller Gaben aus Mitleiden mit den Armen das größte ethische Genie der Geschichte geworden ist. Daß die Schaffung dieses Typus nicht aber bloß ein glücklicher Griff war, sondern das natürliche Ergebnis einer ebenso in die Tiefe als in die Weite gehenden Anschauung vom Gegenstand, lehrt ein Blick auf die Tiefsichtigkeit und Taufrische, welche hier und fortan in allen Werken Uhdes die sehnsüchtigen Menschengestalten in ihren intimen Beziehungen zum mild-ernsten Heiland nicht minder offenbaren wie der Typus der süßen Kindesunschuld. Mehr als ein Dutzend Kinder befinden sich in dem schmucklosen Raum, der ein kühles, klares Licht durch zwei halb verhängte Fenster an der jenseitigen Längswand empfängt. Mit vertrauensvoller Scheu, oder ehrfürchtig zurückstehend wie der Alte am Fenster, bringen Mütter und Väter ihre Kleinen zu dem wunderbaren Mann, der die Kinder liebt und die herzigste und süßeste Zutraulichkeit bei dem kleinen Flachshaar vor ihm so hell durch sein bloßes Wesen zu wecken weiß, wie eine unwiderstehliche, hinter kindlicher Scheu versteckte Anziehungskraft bei den anderen; es giebt keinen zweiten lebenden Maler, dem so reiche Abstufungen bei der Schilderung naiver Kindlichkeit mit voller Plastik zu Gebote ständen als diesem Künstler. Einer der besten „Griffe" in diesem Bilde jedoch scheint mir jene Figur halb im Hintergrunde zu sein, welche mit beiden Händen ihren Filzhut bis dicht unter den vom Vollbart umrahmten Mund geschoben hat und mit großem Auge hinter der Brille aus dem vom Leben durchgearbeiteten Gesicht herschaut; einsame Sehnsucht lebt in dem prüfenden Blick auf und stille Ahnung von der Bedeutung jenes seltsamen Kinderfreundes. Seinem Habitus nach ist dieser Mann der magister loci, der Vertreter der Civilisation in der Mitte der Armen; gegen oben abgeschlossen durch seine gesellschaftlich niedere Stellung, nach unten isoliert durch seine Bildung, ist er in dieser scharfen Uhdeschen Charakteristik dargestellt als die Zwischenexistenz mit all dem Unerquicklichen einer solchen, ihrer Gedrücktheit, Vereinsamung, Erstarrung. Zu dem Wanderlehrer hier, von dem er gehört, dem Mann verwandten Berufs zieht es ihn, ein paar Worte auszutauschen; die Armut des eigenen Standes, die Bildung und den Idealismus in einer rührenden Erscheinung vereint sieht er Wunder an Eindruck bei jenen mißtrauischen und stumpfen Menschen ausüben, die ihm selbst starr und kalt als Fremde gegenüberstehen. Es überkommt ihn ehrfürchtig, daß in jenem Fremdling sich das Ideal seines eigenen, an Leiden so reichen Standes verkörpere. Dieser kritische Gegensatz zwischen dem historisch entwickelten Lehrerberuf mit Pflichten, Rechten, Verbriefungen und der freien Lehre aus tiefem persönlichem Bedürfnis heraus ist ein hervorstechender Zug nicht allein in der Bedeutung dieser Darstellung, er bezeichnet auch Uhdes anfangs noch objektiveren Standpunkt in der Auffassung der religiösen Stoffwelt.

Der Künstler hat sich in diesem Werk selbst entdeckt, er weiß mit einemmal, was er will, und seine ganze tiefgründige Poesie, die vorher in Kleinigkeiten versteckt war, kommt zu herrlicher Blüte; seine der Musik an Vieltönigkeit verwandte Technik wird reiner und bekommt ein originelles, nationales Gepräge, indem sie sich mehr und mehr von den französischen Vorbildern entfernt und sich Menzel in dem Ringen annähert, mit geringem Mittelaufwand eine packende Charakteristik des Innenlebens zu geben.

Von größerem Schwung und Freiheit der Darstellung als der „Kinderfreund" bezeichnet die nächste Schöpfung Uhdes, das 1884 bis 1885 gemalte Nationalgaleriebild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast", einen sehr bestimmten Schritt zur lyrischen Verinnerlichung. In jenem Bild ist das Thema noch

konkret gefaßt, als ein nicht ungewöhnlicher Vorgang der Wirklichkeit, vom Zufall veranstaltet und durch den Künstler liebevoll und mit reicher poetischer Gedankenwelt wiedergegeben — in diesem packenden Werk entfaltet Uhde seinen Symbolismus, als ein gottgesegnetes Thun von großer Selbstentäußerung verherrlicht er die Spende von Speise und Trank als Erhalter des Lebens an arme Mitmenschen, indem er als Gast den leibhaftigen Heiland in den Kreis einer armen Handwerkerfamilie eintreten läßt; in der associativen Vorstellung aber, daß innige Gläubigkeit und mitleidiges Wohlthun ein inneres Glück erzeuge, hat er alle diese Gestalten mit einer schlichten, unirdisch verklärten Wesenhaftigkeit erfüllt. Da ist die kraftvolle junge Mutter, welche soeben die Schüssel mit Brotsuppe auf den Tisch setzt und ihr Gesicht mit den sinnlich derben Zügen dem eingetretenen Fremdling zukehrt, rechts neben ihr stehen mit gefalteten Händen die lebensmüde gearbeiteten Eltern des Hausherrn und um sie herum, geschickt verteilt, die vier Sprossen des Ehepaares, deren ältere scheu von ihren gefalteten Händen zum Gast hinüber spähen, während der jüngste Pausback nur Sorge um seine Suppe hat; links von der Hausfrau erblickt man das Familienhaupt, welches mit abgezogener Mütze und linkischer Verbeugung den Herrn einladet, sich niederzulassen — mit den loser behandelten Umrissen der groben Jacke, Hosen und Holzschuhe, mit dem spitzen, verhärmten, aber von Intelligenz zeugenden Gesicht leitet diese Figur glücklich von der derben, am Materiellen haftenden Hausfrau zum hereintretenden Heiland hinüber. Der Typus ist der des „Kinderfreundes", nur verklärter, wozu auch ein Heiligenscheinschimmer beiträgt, und überirdischer in der luftiger gemalten Erscheinung und der feierlichen Grußbewegung der rechten Hand. Von Gestalt zu Gestalt schlingt sich ein verborgenes Band lebensvoller Herzinnigkeit, die im Ausdruck verlegen und unbehilflich scheint, in ihrer Tiefe aber von jener Reinheit, von jener Naturkraft ist, welche wiederzugewinnen und darzustellen das Ziel der modernen Kunstbestrebung ist. Sein bestes technisches Können entfaltet Uhde in der Beleuchtung des ärmlichen Raumes durch ruhiges, kühles, intensives Licht, welches durch das Fenster einströmt und einen seltsamen Zauber erzeugt: es ist, als wenn zwischen den weiten, flüssigen, kühnen Umrissen die gedämpfte Tongebung sich auflöse, vibriere, in lauter zartes Klingen übersetze, das wie verborgener Saft der Natur ruhelos lebt und alles Profane der rohen Form umschleiert.

Der lyrische Zug und die ganz nach innen gehende, mit einem Stich in das Dämonische versetzte Charakteristik, welche hier von der Wirklichkeit fortdrängen, erscheinen mit noch größerer Kraft und noch gesteigerterer Lebendigkeit der Malerei in einem Farbenjuwel vom Jahre 1885, das jetzt im Städelschen Institut zu Frankfurt hängt: „Die Jünger von Emmaus." Es ist jenes hochpoetische Ostersonntagabend-Motiv, das St. Lukas im vierundzwanzigsten Kapitel seines Evangeliums Vers 13 bis 31 mit äußerst knapper, gleichsam krystallener Plastik erzählt. Die beiden Jünger wandern, kleinmütig und traurig von den Vorgängen der Leidenstage redend, nach Emmaus, dem wenige Kilometer westlich von Jerusalem unter dem Berge Mizpa gelegenen Flecken. Unerkannt gesellt sich der Heiland zu ihnen, er tröstet sie, er legt ihnen Moses und die Propheten, d. h. die alten Verheißungen aus. Seelisch erquickt und aufgerichtet nötigen sie den Fremdling, der sich in Emmaus von ihnen verabschieden will, an ihrem Abendimbiß bei einer befreundeten armen Familie teilzunehmen. In drei Sätzen schildert dann der Evangelist das wunderbare Ereignis von der Offenbarung und dem Verschwinden des Herrn:

„Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen."

Die Sekunden zwischen der Erkennung des Heilandes durch seine Jünger und seinem Entschwinden hat der Künstler gewählt. Mit einem bestrickenden Zauber der Malerei, der visionären, weltentrückten Stimmung ist der Augenblick dargestellt, in welchem in dem dämmerigen, winkeligen Gemach der Heiland sein überirdisch aufglühendes, ganz durchgeistigtes Auge dankend dem unsichtbaren Fenster zukehrt, das sein dunkelndes, phan-



Die Nähstube.

tastisch flimmerndes letztes Tageslicht auf ihn und sein verblichenes Gewand herabströmen läßt, indes die Jünger in der plötzlichen Erkennung atemlos und schweigend wie festgesogen an seiner Bewegung des Brotbrechens hängen; jener mit den leidensvollen Zügen faltet inbrünstig die Hände und will sich eben erheben; dieser, welcher seinen Rücken dem Beschauer zukehrt, stumpfer, trivialer, nüchterner im Wesen, beugt sich abwartend vornüber — ein funkenknisternder Rapport des Plötzlichen, Unerwarteten ist in allen drei, man ahnt, daß mit dem nächsten Pulsschlag der Heiland verschwunden ist, dessen Gestalt bereits in Schatten des Jenseits zu verschwimmen scheint. Kein Bild von Uhde hat eine größere Kraft der mystischen Stimmung als dieses kleine Juwel, das seine Malerei nach einer anderen Seite als bisher auf der vollen Höhe einer restlosen Lösung zeigt. — —

Einer der vornehmsten Gegenstände für die religiöse Kunst ist immer das Abendmahl gewesen; ein Vorwurf, der durch die Fülle scharf zu umreißender Gestalten, über deren Thun aber bei dieser Gelegenheit eine feierlich erhabene Gesamtstimmung zu breiten war, durch die Figur des Heilandes, der hier gleichsam auf dem Gipfel seiner Lehre und Sendung mit diesem höchsten, Gott und Mensch vereinigenden Symbol steht, die größten Anforderungen an ebenso reife als reiche Künstlerkraft stellt. Über all den zahlreichen Darstellungen des Gegenstandes von einem engeren individuellen Standpunkt des Künstlers oder einer Zeit aus, welche in der Geschichte bekannt geworden sind, steht jenes hochberühmte Wandgemälde im Dominikanerkloster S. Maria delle Grazie zu Mailand von Lionardo da Vinci, jene unerreichte Schöpfung, welche wegen der mathematisch abgemessenen Knappheit des Stils und der idealen Schönheit der Form eines der charakteristischen Zeugnisse für das Kunstprincip der Renaissance ist, und dem Einfluß der letzteren auf unser Jahrhundert entsprechend wohl in den meisten Pfarrhäusern der Welt in irgend einer der zahllosen Vervielfältigungen hängt. Wie nahe mußte dieser Stoff der modernen Kunst liegen, der nach ihren



Jll. D. Monatshefte.

Das Familienkonzert. Nach der



n Gemälde von Fritz von Uhde.

Grundanschauungen eine ganze Reihe von religiösen Vorwürfen verschlossen scheinen, die, vermöge ihrer hohen Technik und einer durch den läuternden Naturalismus neugereichen. Großen Schwung der Empfindung hatte Uhde in seinem bisherigen Schaffen als Eigenschaft seines Wesens gekennzeichnet, ebenso tief packenden Blick für das Charak-



Die Jünger von Emmaus.

schaffenen Achtung, ja einem Kultus der Individualität ein großes Sicherheitsgefühl diesem Teile des Problems gegenüber empfindet und andererseits in ihrem pathetisch-mystischen Zuge in vollem Maße fähig ist, eine monumentale Lösung dieses Themas zu erteristische; seine äußerst gefügige und ausdruckreiche Technik stand auf der Höhe, als er Anno 1885 an dieses, sein bisher großartigstes Werk ging. Seine nervöse Empfänglichkeit für das Leben ist nirgends so klar und durchsichtig bis zur letzten Ausgestaltung ge-

kommen, nirgends ist darum in seinem Schaffen solche Fülle von reifer männlicher Kraft, die wie ein Chorgesang aus lauter herrlichen Einzelstimmen von tiefer Menschenniederung zu sphärischen Höhen emporsteigt.

Die Verlegung des Vorganges in einen großen, helldunklen Raum, der von der zum Beschauer schrägen Wand jenseits her sein Licht durch ein breites Thürfenster empfängt, ist deswegen äußerst glücklich, weil diese Weise der Beleuchtung — die meisterhaft, weil ganz versteckt ist — ein volles und scharfes Herausarbeiten der Angesichter gestattet und doch zuläßt, daß die Einzelheiten von Gewand und Gerät nur so weit angedeutet zu werden brauchen, als für große monumentale Wirkung angängig ist. Der Tisch steht parallel zur Wand; aus dieser Stellung ergiebt sich in Verbindung mit hellem Licht und tiefem Schatten des sinkenden Abends eine reiche malerische Gliederung unter den Jüngern, welche um den Tisch sitzen. In kluger Abwägung ist das stets individuell zum Träger behandelte Gewand ohne streng lokale Eigentümlichkeit eine Stilisierung von bayerischem Kleinbürgermantel und -rock und altjüdischer Tunika, eine Allerweltsuniform von ebenso malerischer, angenehmer, als diskreter Wirkung, die nur einmal unterbrochen, damit aber auch erhöht wird, in dem karrierten Kattunschlafrock des famosen alten Zuchthausknaben am unteren Tischende, dessen Mörderphysiognomie mit dem kurzgeschorenen Haar, dem unrasierten Kinn, dem dämmerhaft lauschenden Auge, dessen derbe, plumpe alte Glieder die Reihe der Jünger räumlich wie innerlich beginnen; als ein kräftiger Naturbursche sitzt er da, der mit derbem Fußtritt das Boot vom Ufer auf die wundersam klingenden Wellen hinaus und hinein in die karfreitagheilige Festlandschaft treibt. Es ist Petrus, der dürre Fels, die robuste Natur, die bittere geistige Armut, bei der die Kultur philosophisch wie historisch beginnt. An der Längsseite des massiven, weißgedeckten Holztisches, der mit plumpen Binsensesseln und Stühlen unregelmäßig umstellt ist, steht neben diesem köstlichen Proletarier (bei dem die speckige Schwerfälligkeit wie die weinrote Hakennase und das riesige Ohr reiches aber unfruchtbares Gehirn anzeigt, in dessen Häßlichkeit Uhdes große Kunst dennoch ein kindliches Bedürfnis nach Glauben zu charakterisieren verstanden hat) halb gebückt, hager, dunkelhaarig, die Hände über die Brust gefaltet, andachtsvoll ein Kleinhandwerker, ein Mann des Zwischendurchwindens, des Duckens, der sich leicht dem Glauben hingiebt, aber in Zeit der Gefahr — schweigen wird. Wie anders der dritte mit den tiefliegenden, verblödeten Augen, den gefurchten Zügen, dem hängenden weißen Haar und Bart, alles wie trübselige Gedanken über Welt und Leiden. Bei diesem braven Mann, der Schneidermeister sein kann und in seinem engeren Kreise als skeptischer, unfehlbarer Prophet aller sich ereignenden Dinge gilt, sitzt jedes Wort des Heilandes tief, denn er klammert sich an sein letztes Ideal, um die Furcht vor der Schwelle zum Jenseits, an der er steht, damit auszulöschen in seinem Herzen; so matt, wie die grober Arbeit unkundige Hand in sehr feiner und ausdrucksvoller Zeichnung auf dem Tisch liegt, ist seine Lebenskraft, stark seine Hingebung. Und dann dies behäbige, gemütsselige und gläubig-beschränkt zuhörende Gesicht des vierten: breiter Bart, volle Perücke, überreife Manneskraft, die schwerfällig von mühseliger Arbeit geworden ist, in deren müde Sinne aber tiefe Ergriffenheit einzieht. Auf die reifen Männer folgt eines jüngeren Mannes seltsame, die interessanteste Gestalt der Tafelrunde. Ein helläugig-gedankenverlorenes Schwärmergesicht voll Glut, wirres Haar rings um das Gesicht, das bartlose Kinn von den Händen gestützt. Es ist Holz, aus dem die großen Begeisterer wie die Harlekine geschnitzt werden, je nachdem Charakter und Verstand dem Temperament entsprechen. Kraftvoll hingegeben ist die Haltung, ganz Empfänglichkeit, die großen Worte des Heilandes hallen donnernd und dröhnend in dieser Seele wieder, die Zwischenglieder freilich gehen achtlos verloren, aber das Haftende nimmt dafür jeden Nerv gefangen, während die Teilnahme der übrigen nicht ohne Rückhalt, nicht ohne kritischen Seitenblick auf oft verirrte Erfahrung ist. Die Fortpflanzung der Lehre scheint bei diesem Jüngling zu liegen, er kann sie siegreich durch die Unwiderstehlichkeit seiner Begeisterung in die Welt werfen und wird jauchzend ihr Märtyrer sein, weil ein starkes

Sehnen nach reinen Sphären in ihm lebt. Die beiden folgenden Köpfe treten physiognomisch wenig hervor aus der zusammengeduckten Stellung ihrer Träger, beides Handwerksgesellen, die keine anderen Vorstellungen als die vom Heiland empfangenen, und diese nur in mattem Reflex haben, deren Wert für die Nachfolge gering ist. Zwischen diesen und dem alten, weißumrahmten, frisiert und kultiviert mit gefalteten Händen dreinschauenden Herrn an der oberen Schmalseite, der als Gegenpräsident von Petrus die Stufenleiter der höheren Kultur auf der diesseitigen Tafelseite von derjenigen des primitiven Naturtriebes jenseits scheidet, sieht man in fahlen Umrissen mit wirrem Stirnhaar und starrem Knebelbart Judas, der mit tückisch stechendem Blick im Halbdunkel davon schleicht, der Typus des krankhaft überreizten Triebes und der sophistischen Unlogik. Die Gestalt, welche oben am Tisch neben dem alten Herrn die Längsreihe beginnt, ist eine Variante und zugleich ein Gegenspiel des Schwärmers ihm gegenüber. Es ist die erste Wissenschaft vom Christentum, eng, unfrei wie die niedere Stirn, langsam, spärlich — zäh wie im kapuzenartigen Kragen, der straffen Haltung, der rechts am Rock geballten Faust angedeutet ist, der spätere asketisch-finstere Mönch, dessen düsterer Fanatismus in der Nähe des Heilandes noch von einem Hauch Milde überflogen ist, der als pedantischer Bewahrer des letzten Vermächtnisses ein finsterer Wortprediger, ein zerknirschter Geißler sein wird, die starre Theorie. Und zwischen diesem Vertreter der Satzung und dem Heiland ist dann ein rührender lyrischer Zug in diesem saft- und kraftvollen Ganzen sichtbar: Johannes der Lieblingsjünger, die verkörperte Liebe, der sein in den Händen verborgenes Gesicht auf die Stuhllehne des Herrn gebeugt hat; in der hingegossenen Haltung die Herrschaft der tief erregten Seele über Körper und Geist, das Schluchzen kann nicht künstlerischer ausgedrückt werden. Zur Linken vom Heiland schließlich, ehrfürchtig von ihm entfernt und rückwärts mit dem großen Mantelumhang zum Beschauer gekehrt, bildet die schmerzlich sinnende, gebückte Gestalt eines alten Mannes den Übergang zum Anfang. Mit einem derben Naturstück, der ausgeführtesten Gestalt des Petrus, die sich dem Beschauer räumlich am nächsten befindet, beginnt die Reihe und stellt in dem Nacheinander der verschiedenartigsten Gestalten und Individualitäten eine künstlerisch ebenso genial gestaltete als geistreich erdachte Stufenfolge dar, im ganzen Werden und Variieren menschlicher Kultur vom rohen Stoff bis zur reinen, in der Person des Heilandes verkörperten Idee, im vollkommenen Gegensatz zu den abgeschlossenen, einander gleichwertigen Nobilegestalten des Lionardo. Diese Heilandsgestalt selbst ist in der Vergeistigung des eigenen Typus der Gipfelpunkt des Bildes, überhaupt aller Heilandsdarstellungen Uhdes. Hier ist nicht mehr der leidensselige Proletarier. Himmlischer Frieden und Ruhe lebt in diesem leuchtenden, blondhaarigen, blauäugigen, äußerlich zur Schönheit ausgeklärten Angesicht. Vollbracht ist die Laufbahn, ausgestreut der Same, aus seelischem Zweifel und Qual ist ein herrliches Werk hervorgegangen, die Religion der Menschenliebe, gleich gewaltig an Reinheit und Logik des Grundgedankens wie an künstlerischer Schönheit der Form; nach dem wundervollen Parsifalschlußwort ist damit dem Erlöser, dem Religionsstifter, Erlösung von der Qual des Werdens geworden, und als eine verklärte, unnahbare Gestalt sitzt er, den der leibliche Tod nicht mehr schreckt, da er ihn geistig überwunden hat, unter den Jüngern, die noch am Staube haften und nur erst bruchstückweise zu ihm gehören. Die Hände umfassen den Kelch, und unendlich milde und hoheitsvoll blicken die Augen nach links hinüber, indem die Lippe die das Abendmahl stiftenden Worte spricht.

Führt Lionardo nach dem Kunstprincip der Renaissance die historischen Gestalten des Abendmahls hinauf zu der reinen Form der Antike und schafft er in einer großartigen Lösung des Problems ein Wahrzeichen für den Geist seiner Zeit, so ist seinerseits in einer modernen, neu-idealistischen künstlerischen Existenz dieses Uhdesche Abendmahl ein ragendes Wahrzeichen für die Kunst der Gegenwart, jener Gegenwart, in der das äußere und innere Leben eine Neugeburt unter dem Gesichtspunkt des Individualismus begonnen hat. Der Romane Lionardo hat den Begriff, den ruhenden Punkt des

antiken Kunstideals gesucht; der moderne germanische Uhde greift auf die Volksseele zurück und das reine Evangelium, mit herrlicher Kunst verschmilzt er beide und läßt in dem einen Werk die Stufenfolge des Werdens bis zur Vollendung im Heiland sich entfalten. Diese wunderbar tiefe und reiche Seele des Werkes, seine Empfindungs- und Gedankenwelt, der Reichtum und die Bedeutung seiner Charakteristik stempeln es zu dem Gegenstück von Lionardos Werk in der Gegenwart, als das die Zukunft es zweifellos schätzen wird, wenn der trübe Dunst der wirren Tagesmeinungen verflogen ist. Wunderlich aber will mir das gegenwärtige Schicksal dieses Monumentalwerkes scheinen, weil es noch immer nicht in den Besitz einer deutschen Galerie gelangt ist und dieser damit die Anwartschaft auf künftige Wallfahrtsstätte gesichert hat, während sonst weitaus die Mehrzahl aller bedeutenderen Werke Uhdes in deutschen und ausländischen Museen hängen.



Aus dem „Abendmahl“.

Der nationale Charakter von Uhdes Kunst wäre nach den hervorgehobenen Eigentümlichkeiten des „Abendmahls“ und der ihm vorangehenden Werke bis zum „Kinderfreund“ kaum noch zu betonen und nachzuweisen, wenn sie nicht lange Zeit hindurch mit dem Vorwurf des Franzosentums, der seitens eines großen Teils der deutschen Kritik erhoben wurde, hätte kämpfen müssen. Die französische Kunst hat die Grundformel für den künstlerischen Ausdruck des modernen Lebens gefunden, für seinen Zug nach Unmittelbarkeit — in Millet, Manet, Monet, Courbet; kein moderner Künstler, der Lebenskräftiges schaffen will, kann diese Formel umgehen, er wird sein Können und sein Auserwähltsein aber damit beweisen müssen, daß er dieses fremde Kunstelement der französischen socialen Malerei und des Kolorismus dem Ideal seiner eigenen Rasse anpaßt, daß er die heimischen Eigentümlichkeiten veredelt und verfeinert durch das Neue, wie der große Dürer seine typische nationale Art an der Antike geläutert hat. Wer die Kunstweise der Franzosen mit ernsten Augen ansieht und versteht, dem geht sofort das weitaus davon verschiedene Gesicht Uhdes, sein strenger Germanismus auf: in der knorrigen, eckigen, tief in das Seelenleben hineingreifenden Charakteristik seiner Gestalten, die meist den sehnenden, tiefäugigen Blick der Dämonie haben, in der gemütvollen Innerlichkeit, Wärme, Geistigkeit seiner Auffassung vom Familienleben — Eigenschaften, deren Offenbarung, ja, deren bloßes Verstehen dem Franzosen von Geblüt verschlossen ist, weil seine ganze Art auf das bloß Formale, das Allgemein-Begriffliche geht. Und wer Uhdes Malerei, die noch den französischen Anregungen am nächsten steht, betrachtet, dem wird sofort die Umbildung und Verarbeitung auffallen, der erkennt, daß diese vieltönige Musik der Farbe und des Strichs beim deutschen Künstler andere Lautgesetze erhalten hat

und ein neues Idiom geworden ist. Interessant ist dafür, daß die berufene französische Kritik im Gegensatz zur deutschen lange schon das Fremde, d. h. das Germanische, in Uhdes Kunst hervorgehoben hat, als man ihn bei uns noch als Franzosen schalt. Mit dem germanischen Charakter dieser Weise und im Hinblick auf ihre große Bedeutung als Zeitphänomen und als neuartige religiöse Darstellung sind wir auf eine Frage nach Uhdes Stellung in der deutschen Kunstgeschichte gestoßen. Seit Dürer ist nur ein großer deutscher Maler religiöser Gegenstände vor ihm gewesen, Cornelius, der in der Verbindung christlicher Vorwürfe mit der Formenwelt der Antike eine Kunst schuf, deren specifischer Charakter römisch-katholisch ist; in Uhdes Arbeit lebt Absicht und Ausführung der Reformation, nämlich die Forderungen und Bedürfnisse einer aufgeklärteren neuen Zeit in Einklang mit dem ursprünglichen Gehalt des Christentums zu bringen, seine Neuschaffung charakterisiert sich danach als solche einer religiösen Kunst von germanisch-evangelischer Art.

Nach dieser großartigen Lösung eines der schwierigsten Themen der religiösen Malerei meint man, daß die Kraft des Künstlers für eine lange Zeit erschöpft sein müsse. Man wird mit Staunen über die geistige Schwungfähigkeit Uhdes erfüllt, wenn man vernimmt, daß er bereits 1886, kurze Zeit nach Vollendung des „Abendmahles", in ruhelosem Ringen nach Entwickelung abermals eine große neue Schöpfung, die „Bergpredigt", vollendet hat, welche in der Unmittelbarkeit der Darstellung, dem bezaubernden lyrischen Schwung in Farbe, Strich und Bau, in der schlichten, musikalisch flüssigen Einfachheit wiederum von anderer, selbständiger Art ist. Schlichte, der Natur nahe lebende, von Erdhauch erfüllte Menschen, Feldarbeiter, Mann, Weib, Kind, knien und stehen auf einer Berghalde, über deren gärtenversteckten Dorfe im Hintergrund eine Felskuppe sich türmt; feierliche, große Worte fallen unter dem Eindruck majestätischer Bergnatur, den Inhalt ihres tönenden Schalles empfinden wir gewaltig aus der Malerei, welche die heiß an ihren Glauben hingegebenen Menschen in der saftvollen Fülle ihres Organismus schildert. Bäuerisch derber ist hier auch der Typus des Heilandes,



Auf der Flucht.

welcher halb rückwärts zu uns auf einer Bank sitzt und die rechte Hand mit dem Zeigefinger in der Geste nur wenig über sein Haupt erhoben hat. Von göttlicher Eingebung ganz ergriffen, ein Künder der Verheißungen und Seligpreisungen, hat er in der heiter-majestätischen Natur den trauervoll ernsten Zug verloren, von einer gewissen Freudigkeit ist sein mildes Wesen durchsonnt, und man empfindet die Form seiner Rede als eine rhythmisch klingende. Von dieser Stimmung des dörflichen Wanderpredigers scheint alles Reflex bei dem zahlreichen Hörerkreis, mit bedeutender, ganz versteckter Kunst ist hier ernste, andächtige Feiertägigkeit, die plötzlich in ihre Arbeit gekommen ist, bei vielartigen Gestalten von Schnittern und Sennern wie ihren Weibern und Kindern durchgeführt. Da ist wieder ein süßes Kin-

bergesicht in seiner unbewußten Andacht mit einem Zauber gegeben, der an Tiefe der Poesie und Plastik die besten Darstellungen dieser Art vom Altmeister der Düsseldorfer Realistik, Knaus, überbietet; da sind zwei köstliche Frauentypen vor dem Heiland: kniend die jüngere, welche die arbeitsharten Finger über der Brust kaum zusammenfalten kann und das glanzvolle blaue Auge in dem frischen, runden Gesicht mit treuer Gläubigkeit auf den Herrn gerichtet hält; stehend die ältere, von brünettem, hagerem Gesicht, die wie in tiefem Traum vor sich hinblickt, indes ein Zottelkopf an ihrem Rock hängt und mißtrauisch herschaut zu dem fremden Mann. Weiterhin baut sich, mehr oder weniger im einzelnen sichtbar, eine ganze Gemeinde auf, die von der Arbeit kommt, um Gottes Stimme zu lauschen, die sich plötzlich unter ihnen vernehmen läßt.

Die ehrfürchtige Scheu vor der objektiv betrachteten Wirklichkeit, welche Uhde einst auf die Bahn seiner Kunst getrieben hat, die in der mehr rationalistischen, Wirklichkeit für Wirklichkeit gebenden Auffassung des „Kinderfreundes" noch ungebrochen lebt und im „Abendmahl" ihre schönste Verklärung findet, wandelt sich mehr und mehr bei ihm zum lyrischen Mysticismus. Schon im „Tischgebet" ist der Vorgang symbolisch, und die Heilandserscheinung spielt ins Visionäre hinüber; das Anwachsen des subjektiven Bedürfnisses in Uhdes Entwickelung läßt ein interessanter Vergleich dieses „Tischgebetes" mit einer Wiederholung des Themas vom Jahre 1888 erkennen. Hier ist der Personenkreis zusammengedrängter, kleiner und gedrückter das Zimmer, die Physiognomien ganz verändert. Der blonde, vollhaarige, dichtbärtige Heiland, vom Heiligenschein umflimmert, steht hier bereits am Tisch und spricht selbst das Tischgebet, rechts von ihm und einen langen Blick auf ihn heftend die Hausfrau, neben der die Großeltern die Reihe fortsetzen. Nur teilweise ist das Gesicht des Hausherrn links vom Heiland sichtbar, sein Backenbart, und von den herzigen Kindern drüben schaut das eine den Herrn innig an, während das andere nach der Suppe schielt. Alles ist lyrischer, farbiger, feiner, zarter, die ganze Stimmung in eine noch geistigere Sphäre gerückt, selbst die Kindergestalten gehören nicht mehr unmittelbar dem Arbeiterstande an. Das Werk, längere Zeit in Pariser Privatbesitz gewesen, ist ganz kürzlich vom französischen Staat angekauft worden und wird nun in der Luxemburg-Galerie als Handzeichen moderner deutscher Kunst hängen.

Aus der Zeit dieses Bildes stammt auch noch eine aus dem Rahmen von Uhdes sonstiger Art herausfallende Arbeit, „Die Kinderprozession", welche in der Darstellung einer großen Zahl reizender, in Weiß mit bunten Schärpen gekleideter und bei beginnendem Regen durch eine Münchener Straße ziehender Kindergestalten technisch wie künstlerisch wegen seiner sprühenden Lebendigkeit und Frische neben Menzels Werken dieser Art zu nennen ist.

So nahe einem Künstler, dessen ganzes Schaffen lebendiger Pulsschlag seiner Zeit ist, ein Stoff wie das „Abendmahl" mit seiner Monumentalität und seiner Fülle von Charakteristiken lag, so viel mehr mußte seiner menschlichen Eigenart ein anderer Gegenstand Erlösung verheißen, in welchem sein Naturgefühl für das Unschuldig-Naive und sein mystisches Bedürfnis sich voll entfalten konnten. Es ist das Thema von der „Heiligen Nacht". Zwei Jahrtausende haben versucht, ihm die verschiedenartigsten Lösungen abzugewinnen; bis auf die beiden Lichter Rembrandt und Dürer ist überall ein fortlaufender Zug nach Begrifflichkeit das Ringen der Maler gewesen, und davon ist dann in der konventionellen Vorstellung der Typus der Zimmermannsfrau Maria, diese Verkörperung heilig-reiner Volkskraft, zu dem einer vornehmen Dame der Welt geworden, weil die Künstler kein Gefühl für das hatten, was sie vorstellt, nämlich die wundersame Unbefangenheit des Naturgesetzes in einem reinen Weibe aus dem Volke, das unberührt von den Lastern und Gebrechen hoher Kultur und mit der schlichten Ruhe und Keuschheit ihres Seelenlebens und der gesunden Kraft ihres Leibes die physische Vorbedingung für das harmonische Werden und Wachsen ihres Kindes ist, welches dank dieser Abstammung das göttliche moralische Genie der Geschichte geworden ist und zwei Jahrtausende schon unter den Bann seiner Vorstellungswelt zwang. Die geistige Fortdauer

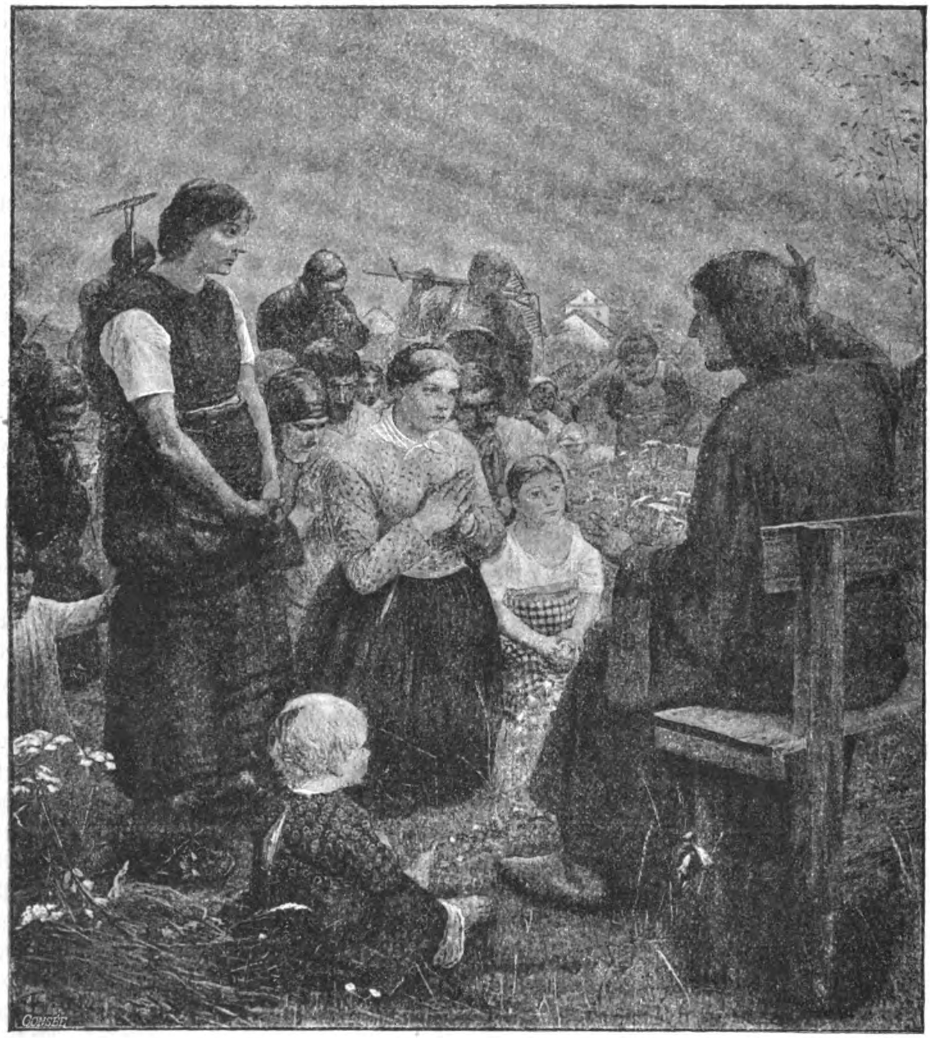
bei leiblichem Untergang und die Unermeßlichkeit des Einflusses sind Ergebnisse einer einzigen Harmonie von reiner, schlackenloser, traumhaft hellsehender, siegeszuversichtlicher, künstlerisch-sinnlicher Kinderseele und reifer Einfachheit des unbeirrt und klar sehenden Alters; sie ist nur dort möglich, wo keine von der Natur sich entfernende Gedankenwelt der Eltern dem jungen wachsenden Organismus von der Empfängnis an Fesseln anlegt und Gewalt anthut; und nur in einer ganz harmonischen Persönlichkeit des Volkes kann ein so freies und ungestörtes Reifen geschehen. Aus dieser tiefsichtigen Anschauung ist ein hochbedeutendes Werk Uhdes gewachsen, die Ende der achtziger Jahre gemalte „Heilige Nacht", welche jetzt Eigentum der Dresdener Galerie ist. Kantig, schroff anscheinend und fremdartig ist es in allen seinen Gedanken, unzugänglich und verschlossen wie jede echte zähe, nur Zugang in ihr Inneres gewährende Schöpfung, hinter deren socialistisch angehauchtem Gesicht mit markigen Zügen wundersam ergreifende, echt germanisch in Schweigen gehüllte Liebe lebt. Wie das Werk aber von einer starken Besonderheit der Auffassung und Gestaltung, so ist auch die Malerei einzig in Uhdes sonstiger Art. Still gedämpft und verschleiert, wie klingend und leise verträumend gehen die bläulichen Farbentöne zusammen, sie läuten und raunen aber nicht wie die Saiten einer Äolsharfe nach Liebermanns Art, es ist ein Rhythmus voll Bedeutung und Größe, voll Schönheit des wiederkehrenden Tonfalles in ihnen, der das Ganze zu einer monumentalen Symphonie erhebt.

Das Mittelbild des Triptychons läßt die Madonna mit dem Kinde erblicken. Ein dielengedeckter Stallgang ist der Ort, in dessen Mitte eine plumpe Holzstiege nach oben führt, zum Boden, auf dem Wäsche hängt. Gerümpel, Wäsche, Schuhe liegen im Winkel unter der Treppe, auf der in tiefem, müdem Sinnen der wenig hervortretende Joseph sitzt und nach dem Lukenfenster im Hintergrunde blickt: es bricht sich von ihm her auf dem Stallstaub das Mondlicht mit zauberischem Flimmer und wölbt sich in einer großen Gloriole weit um das Haupt der jungen Mutter. Diese aber hat sich im Vordergrund von dem ärmlichen, mit Laken und Kissen in aller Eile hergerichteten Strohsacklager zum Sitzen aufgerichtet und beugt sich auf das in Windeln in ihrem Schoß schlafende Kind. Trübes Licht fällt von einer an der Holzwand daneben aufgehängten Laterne auf dies rührende Bild: die junge Frau aus dem Volke mit den unschönen, aber von tiefer Empfindung erfüllten bleichen Zügen hat die Hände gefaltet, in ihrem seligen Glück wacht ein trauliches Dämmern auf, ein heiliges Bewußtsein vom Mysterium des Mutterberufes. Fremdartig ist dieser Marientypus für uns gewiß, die aus der Kunst der Vergangenheit nur die Verquickung desselben mit dem antiken der Aphrodite kannten, er gewinnt uns aber sehr schnell durch seine innere Kraft und die schlichte Wahrheit seiner zarten, intimen, künstlerisch tiefsichtigen Existenz.

Das heilige Schweigen des Mittelbildes setzt sich im rechten Flügel des Triptychons zu hellem Jubelton um. In Dämmerung wird das Dachgebälk einer Scheune sichtbar, eine große Lücke in den Schindeln läßt funkelndes Licht mit lebendigem Zauber hereinfluten und zeigt in seinem Glanz Engel und Kinder, welche heraus und hinein flattern, in süßer Kindlichkeit auf den Balken dicht nebeneinander sitzen und jubeln und singen — ein Gemisch ist es von Glanz, Glorie und Lust, das Thränen hervorzulocken vermag. Ist hier die Zukunft, das lustvolle Zittern einer ganzen, der Geburt des Kindes folgenden Kultur in künstlerischem Reflex gespiegelt, der Morgen voll Sonnenglanz, so ist jenseits auf dem linken Flügel der Abend, das Alter, die milde, müde, still verdämmernde Resignation. Eine zwischen Bretterwänden zum Hof hinunterführende Stiege kommen sie von der Straße herab, Mann und Weib und reifere Jugend, voran ein Alter mit der Laterne, und alle blicken mit helläugigem Staunen von außen her auf den Vorgang, der wie ein Stern ihrer Lebensqual aufleuchtet.

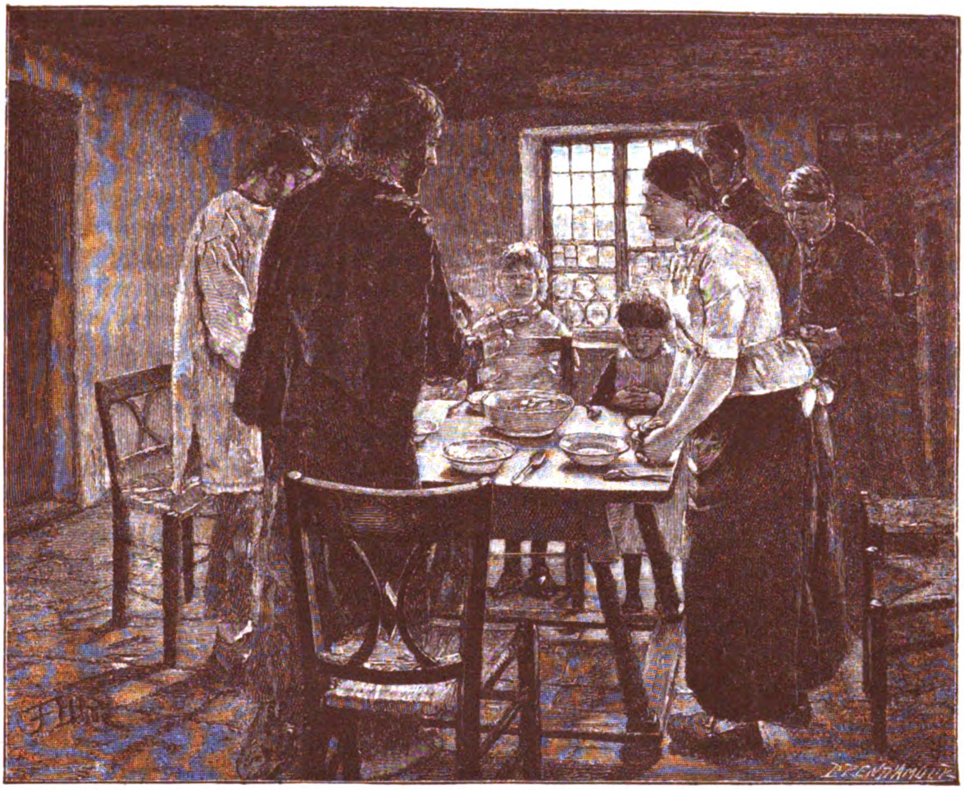
Aus schlichter Wahrhaftigkeit des Wesens und Helläugigkeit war dem Künstler in der „Heiligen Nacht" eine neue, unendlich zarte Auffassung vom Weibe aufgegangen, die in dem Neu-Idealismus, welchen die deutsche Kunst der Gegenwart entwickelt, als charakteristisches Merkmal stehen bleiben wird; es

drängte ihn, der Verherrlichung des Weibes als Mutter noch einmal näher zu treten; er wählte 1890 dafür den „Gang nach Bethlehem“. Es ist eine spätherbstnasse Landstraße mit tiefen, kotigen Furchen, triefenden kahlen Bäumen, blinkendem Wassergraben und weiterhin lachenbedecktem Feld. Dichter Nebel zieht sich in Streifen quer über den Weg und verwischt gemeinsam mit der hereinbrechenden Dämmerung ein wenig von der wüsten Trostlosigkeit der Landschaft, die in der Unbestimmtheit aller Teile von ebenso poetischer als plastischer Stimmung ist. Ein Staketenzaun, der jenseits die Straße abgrenzt, wird von zwei Häusern unterbrochen, davon eins mit trübe flackernder Laterne auf eine Herberge schließen läßt, wenige Hundert Schritt vor dem Paar, das ihr zuschreitet. Die Säge über seiner linken Schulter läßt in dem starken Mann mit der Pelzmütze auf



Die Bergpredigt.

dem Kopfe und dem Ranzen über seinem Rücken einen Zimmermann erkennen; liebevoll stützt er mit dem Arm sein junges Weib, das schwer vorwärtskommt und sich mit dem blonden Kopf an seine rechte Schulter lehnt. Aus grobem Tuch ist ihr Kleid, plump die Schuhe, alt und verblichen das Umschlagetuch; die linke Hand hält einen großen Stab,



Das Tischgebet.

die rechte einen leichten Henkelkorb. In entzückender Silhouette sehen wir nur den Rücken des Paares — ein diskreter und poetischer Kunstgriff, der jede Verletzung vermeidet. Große Kunst aber hat in der mühseligen Haltung und der Vorsicht des Schrittes plastisch die Hilflosigkeit des armen Weibes gezeichnet, das in der Not eines nahen Ereignisses nur halb die liebevollen Flüsterworte des starken Gatten, seinen Hinweis auf die nahe Herberge vernimmt. In lauter Andeutungen giebt die Malerei eine Fülle von intimer und zarter Poesie, die wir von dieser seelenvollen Art in der deutschen Kunst nur bei dem einzigen Dürer finden, sonst aber nirgend. Auch dies Bild, das der Künstler vor zwei Jahren, dem Original sehr ähnlich, wiederholt hat, ist Galeriebesitz. Die Münchener Pinakothek kaufte es an, und zu gleicher Zeit bewarb sich der französische Staat vergeblich darum. Ein ergötzlicher Zwischenfall im bayerischen Abgeordnetenhause, der die Verbildung in unserer Zeit recht charakteristisch in dem Protest eines biederen volkswirtschaftlichen Doktors gegen diese Kunst beleuchtet, bestimmte Uhde späterhin den Titel des Werkes in „Dort ist die Herberge" umzutaufen.

* *
*

Seine örtliche Lage im südlichen und schöneren Teil Deutschlands, die fast die Mitte von Europa ist, sein reindeutscher, gemütsseliger, starker Menschenschlag bewirken für München angenehmere Lebensverhältnisse von patriarchalischer Primitivität, als sonst wo im Deutschen Reich gefunden werden. Denn durch die Örtlichkeit, an der die großen Verkehrswege von Westen nach Osten und Norden nach Süden sich kreuzen, wird ein rascherer Pulsschlag und ein reges Austauschen alles Neuen bedingt, die Nähe großer Natur und derbe Volkskraft aber leisten Widerstand gegen ungesunde Hast und Überstürzung. Dazu ist die Überlieferung gro-

ßer künstlerischer Vergangenheit weit in die Bevölkerung hineingedrungen, und in den reichsten Sammlungen Deutschlands blickt dem Münchener das Höchste dauernd ins Gesicht, was die deutsche Kunst geschaffen hat; Münchens Beruf als Kunststadt und als deutsche Kunsthauptstadt ist alt und fest gegründet dadurch, und natürlich erscheint, daß an den Ufern der Isar das deutsche Kunstleben seine reichsten Blüten spendet. Seitdem er zuerst als schüchterner Dilettant nach München gekommen ist, hat es Uhde dort festgehalten, und nur zu wenigen kurzen Studienreisen nach Paris und Holland verließ er die freundliche Stadt, deren reizvolle, packende Umgebung und deren Menschenschlag ihm die Vorwürfe für seine Bilder gegeben. Schon früh fand er die erste Anerkennung bei den Münchener Künstlerkreisen, wenn er äußere Ehren auch früher auswärts als in München empfing; so die kleine goldene Medaille 1884 in Berlin und 1885 in Paris, der die große 1888 in Wien, 1889 in München und Paris folgten. Mit dieser Anerkennung durch die Besten hat Uhde den Widerstand zu durchbrechen vermocht, der sich ein Jahrzehnt hindurch vor seinem Schaffen auftürmte, denn das deutsche Phlegma macht unsere großen Künstler häufig zu Märtyrern, bis ihre beste Kraft gebrochen ist und keine spätere Würdigung mehr die Stimmung einer verbitterten Jugend verwischen kann. Er ist schließlich in München zum unbestrittenen Haupt der modernen deutschen Kunstbewegung herangewachsen, je gewaltigere Werke aus seiner stillen Werkstatt hinauszogen und Aufsehen machten, wohin sie kamen, je mehr das Sturmlied des orthodoxen Fanatismus, das sein Werden umheulte, in dem Gebrause der reifenden Zeit verklang.

In seiner Erscheinung ist eine interessante Vereinigung. Er verleugnet in seinem eleganten und weltmännischen Auftreten den Aristokraten und ehemaligen Kavallerie-Offizier nicht, es kommt aber bei ihm auch die reife und freie Würde des genialen Malers unverkennbar zum Vorschein. Ein Künstler, bei dem jedes Werk nur äußerlich eine verwandte Physiognomie hat, der jede Absicht von den Elementen her ausreifen läßt, um dann seine Mitwelt stets durch die Bedeutung des Neuen zu überraschen, lebt ein stürmisches Leben, reich an Kämpfen, Qual und Verzweiflung. Keiner der Künstlerheroen der Gegenwart trägt aber wohl so tiefes Leiden in sich, so fieberhaft nervöses Ringen und so langen Kampf mit seinen Eingebungen, ehe er dann mit außerordentlichem Fleiß an die Arbeit geht, als Uhde, über dessen Werken schließlich die erhabene Ruhe und Größe schwebt, zu der Parsifal in Wagners Festspiel auf dem Pfade der Irrnis und der Leiden sich emporringt. Die sehnende deutsche Volksseele ringt und wacht auf in seiner Arbeit und haucht darin ihre Seufzer um Erlösung von all den Wirren der Gärung und des Werdens einer neuen Zeit; als ihr genialster Ausdeuter ist er zum Bildner einer neuen Kunstweise geworden.

* * *

Die dem vorstehenden Artikel von Hermann Meißner beigefügten Abbildungen von Werken Fritz von Uhdes wurden mit Zustimmung des Künstlers nach den in den Publikationen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst befindlichen Abdrücken, sowie nach Photographien aus dem Verlage von Rud. Schuster in Berlin, der Photographischen Union und Franz Hanfstaengl in München wiedergegeben.

Die Verteilung der Arbeit.

Von

Eduard von Hartmann.

Der gegenwärtige Zustand der Arbeitsverteilung ist nichts weniger als mustergültig. Auf der einen Seite stehen diejenigen, welche den gesamten nationalen Arbeitsertrag liefern und sich über allzulange Arbeitszeit, über allzuwenig Muße, über allzufrühe Abnutzung ihrer Kräfte durch Überbürdung mit Arbeit beschweren. Auf der anderen Seite steht ein kolossales Heer von Leuten, welche gar nicht arbeiten oder doch keinen nützlichen Beitrag zum nationalen Arbeitsertrag liefern, aber mit von dem nationalen Arbeitsertrage ihrer überbürdeten Brüder zehren; denn sie leben ja thatsächlich weiter, wenn auch nicht so gut, wie sie zu leben wünschten.

Ein Teil von ihnen möchte gern arbeiten, wenn ihm nicht die Fähigkeit dazu durch Not und Entbehrungen, Krankheiten, Siechtum, Unfälle, unzulängliche ärztliche Behandlung oder infolge mangelhafter hygienischer Einrichtungen und Vorbeugungsmaßregeln abhanden gekommen wäre. Ein anderer Teil könnte wohl arbeiten, mag aber nicht, wenigstens nicht diejenigen Arbeiten verrichten, die andere bereit wären, ihm anzuvertrauen, oder nicht für eine Entlohnung, wie andere bereit wären, sie ihm zu bewilligen; er hat die Fähigkeit, sich zu der ihm dargebotenen Arbeitsgelegenheit zu bequemen, durch unfreiwilligen Müßiggang, mangelhafte Erziehung oder sittliche Verwahrlosung verloren. Ein dritter Teil könnte und möchte wohl arbeiten, findet aber trotz redlicher Bemühungen keine seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeitsgelegenheit. Ein vierter Teil müht sich zwar in geschäftiger Weise ab, aber entweder mit völlig nutzloser Thätigkeit oder doch mit solcher, die selbst im günstigsten Falle ihm nur privatwirtschaftlichen Gewinn auf Kosten anderer abwirft ohne volkswirtschaftlichen Nutzen für das Ganze. Die Zahl der Arbeitunfähigen und Arbeitscheuen könnte unter günstigeren hygienischen und socialen Verhältnissen sehr viel geringer sein als jetzt, ebenso die Zahl derer, die ihre Mühe und Arbeit ohne Nutzen für das Ganze vergeuden; die arbeitfähigen und arbeitwilligen Arbeitlosen aber könnten sofort in Arbeit treten, wenn ihnen nur die Arbeitsgelegenheit geboten würde.

Also hier ein Heer von Arbeitenden, die über allzuviel Arbeit klagen, dort ein Heer von Nichtarbeitenden, die über Mangel an Arbeitsgelegenheit klagen! Hier ein Bruchteil der Menscheit, der sich überarbeiten muß, um nicht nur für sich, sondern für die ganze Menschheit, also auch für den Rest der Nichtarbeitenden die notwendigen Lebensbedürfnisse zu beschaffen; dort ein anderer Bruchteil, der sein Leben von der Arbeit jener fristet, ohne selbst etwas für sie oder auch nur für sich zu leisten! Hier ein Zuviel, dort ein Zuwenig an Arbeit! Keine billige Verteilung, wohl aber eine, die ihre Änderung als etwas ganz Naheliegendes und Selbstverständliches fordert. Man braucht nur den jetzt Arbeitenden ihr Zuviel an Arbeit abzunehmen und es unter die jetzt gar nicht Arbeitenden zu verteilen, so sind die einen vor der Überbürdung, die anderen vor dem Müßiggang bewahrt.

In betreff der arbeitfähigen und arbeitwilligen Arbeitlosen läßt sich die veränderte personelle Verteilung mit einem Schlage herstellen; in jedem Gewerbe brauchen nur alle beschäftigten Arbeiter so weit zusammenzurücken, daß die unbeschäftigten Platz finden. In betreff der arbeitscheuen Arbeitfähigen ist die Sache schon weniger einfach; mit der Dekretierung der Arbeitspflicht ist nicht viel erreicht, weil durch Aufseher und Zwangsmittel erzwungene Arbeit doch im Durchschnitt so wenig produktiv bleibt, daß sie nicht die Selbstkosten deckt; es muß also durch ein Zusammenwirken verschiedener Mittel eine allmähliche Verminderung der Arbeitscheuen angestrebt werden, die vor Ablauf eines Menschenalters keinen merklichen Umfang erreichen dürfte. Ähnlich ist es auch mit der Heranziehung derjenigen, die jetzt ihre Arbeit volkswirtschaftlich vergeuden, zu wahrhaft nützlicher Arbeit, oder mit der Verminderung des Prozentsatzes der Arbeitunfähigen. Indessen ist auf allen diesen Gebieten auf eine stetige Besserung zu rechnen, und zwar auf eine um so schnellere, je weiter die Erkenntnis von der Wichtigkeit solcher Umgestaltungen um sich greift, und je deutlicher die Einsicht in die Punkte wird, auf denen die Umwandlung in Angriff genommen werden kann und muß.

Es ist klar, daß durch eine bessere personelle Verteilung der schon jetzt produktiv arbeitende Teil der Bevölkerung von einem sehr erheblichen Teil seiner Arbeitslast erleichtert werden kann, ohne daß dadurch der nationale Arbeitsertrag vermindert zu werden braucht. Wenn aber der nationale Arbeitsertrag und die bisherige Verteilung der auf Gebrauchsgüter und auf Produktionsmittel verwendeten Arbeit dieselbe bleibt, so bleibt auch die Summe der verteilbaren Gebrauchsgüter ebenso unverändert wie die Summe der Menschen, die von ihr leben und ihre Bedürfnisse befriedigen. Es bleibt also auch die Gesamteinnahme des Arbeiterstandes unverändert, vorausgesetzt, daß man die gegenwärtig nicht arbeitenden oder nicht produktiv thätigen Standesgenossen mit zum Arbeiterstande rechnet, obwohl man sie in die thätige Arbeiterschaft zeitweilig nicht mit einrechnen kann. Im einzelnen freilich würde sich in der Verteilung des nationalen Arbeitsertrages auf die Individuen manches ändern. Betrachtet man zunächst ausschließlich das Verhältnis der Arbeitenden zu den arbeitfähigen und arbeitwilligen Arbeitlosen, so gestaltet sich dasselbe folgendermaßen. Wir dürfen annehmen, daß der mittlere Arbeiter abwechselnd beschäftigt und unbeschäftigt sein wird, und daß seine arbeitlose Zeit sich zu der mit Arbeit besetzten genau so verhalten wird wie die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter in seinem Beruf zu der der beschäftigten. Der bessere Arbeiter würde mehr beschäftigt sein, der schlechtere weniger, als dieses Durchschnittsmaß angiebt. In der beschäftigungslosen Zeit wird der Arbeiter entweder von den Ersparnissen seines früher erhaltenen Arbeitslohnes leben oder von Schulden, die er von künftig zu verdienendem Lohn wieder abtragen muß, oder er wird sich durch Bettel und Landstreicherei erhalten und dabei teils von freiwilligen Gaben seiner Berufsgenossen, teils von den Almosen anderer Bevölkerungsklassen, teils von öffentlichen Armenunterstützungen aus den Taschen der Steuerzahler leben, oder er wird günstigsten Falls die Gaben seiner Berufsgenossen in geregelter Weise durch Vermittelung von Gewerkskassen oder Fachvereinskassen empfangen.

Lebt er von seinen eigenen vergangenen oder zukünftigen Löhnen, so ist es klar, daß er sich pekuniär nicht besser, physisch und moralisch aber schlechter steht, als wenn er dauernd arbeitete, aber mit entsprechend verringerter Arbeitszeit, bei gleichem Stundenlohn, aber entsprechend verringertem Tagelohn. Das Gleiche gilt, wenn er Unterstützungsgelder aus Kassen bezieht, die durch Beiträge der Berufsgenossen gespeist werden; denn er muß dann in seiner beschäftigten Zeit genau so viel an Beiträgen in die Kasse einzahlen, als er in seiner unbeschäftigten Zeit aus ihr an Unterstützungen empfängt. Das Verhältnis verschleiert sich schon mehr, wenn keine gewerkliche Unterstützungskasse für Arbeitlose besteht und die Beiträge der Berufsgenossen statt in geordnetem Umlageverfahren im Wege ungeordneten Almosenheischens erhoben werden. Es verschleiert sich noch mehr, wenn das Almosenheischen der Arbeitlosen sich nicht auf Berufsgenossen beschränkt, sondern auf alle Berufsarten er-

streckt; es bleibt aber im Grunde auch hier bestehen, wenn man erwägt, daß die anderen Berufsarten ebenfalls ihre bettelnden Arbeitlosen haben, so daß auch hier ein wechselseitiger Ausgleich stattfindet. Wird auch die öffentliche Armenunterstützung in Anspruch genommen, so tritt ein Ausgleich dadurch ein, daß der Arbeiter in seiner beschäftigten Zeit doch auch zu den Gemeindesteuern beitragen muß, aus denen er als Arbeitloser Unterstützung empfängt. Oft ist es auch die Hilfe der engeren oder weiteren Familie, welche den Arbeitlosen zeitweilig vor Entbehrungen schützt; aber auch diese Beihilfe wird im Durchschnitt nicht geschenkt, sondern muß im großen und ganzen an andere in Not geratene Familienmitglieder wieder zurückerstattet werden.

Es geht aus alledem hervor, daß ein Zusammenrücken der Arbeitenden zu gunsten der Arbeitlosen dem Arbeiterstande im allgemeinen und dem mittleren Arbeiter im Durchschnitt keinerlei pekuniäre Opfer auferlegt. Was er auf der einen Seite an Tagelohn weniger erhält, das erspart er auf der anderen Seite an vergangenem und künftigem Lohn, an Kassenbeiträgen, an Almosen für Berufsgenossen, an Almosen für Arbeitlose auch anderer Berufe, an Unterstützungen und Beihilfen für arbeitlose Verwandte und Angehörige, an Gemeindesteuern für Armenzwecke u. s. w. Er hat aber den reinen Gewinn einer stetigeren und gesicherteren Lebensstellung, einer verminderten Arbeitslast in Zeiten der Beschäftigung und eines dauernden Schutzes vor dem Müßiggang und seinen Folgen in den Zeiten der Arbeitlosigkeit. Der Gewinn liegt so auf der Hand, daß es geradezu unbegreiflich ist, wie die Arbeiter es noch immer als in ihrem Interesse gelegen erachten können, sich mit einer fachvereinlichen Versicherung gegen Arbeitlosigkeit zu plagen, anstatt die Arbeitlosigkeit durch Abkürzung der Arbeitszeit der Arbeitenden mit einem Schlage zu beseitigen. Die Erklärung kann nur in der menschlichen Kurzsichtigkeit gesucht werden, welche zwar die Verringerung des Tagelohns erkennt, aber nicht die gleichwertigen Ersparnisse, die mit ihr verknüpft sind, in jener Kurzsichtigkeit, welche die ziffermäßige Höhe des Tagelohnes als einzigen Maßstab für die Menschenwürdigkeit oder Menschenunwürdigkeit des Daseins gelten läßt und darüber die Bedeutung einer Verringerung der Arbeitslast verkennt. Immerhin bleibt das Streben der Gewerkvereine nach Einführung einer Versicherung gegen Arbeitlosigkeit löblich als Durchgangsstufe, wenn auch unsinnig als Ziel. Denn sobald erst einmal die Versicherung der Vereinsmitglieder gegen Arbeitlosigkeit als dauernde Einrichtung durchgeführt ist, muß die Kompensation der Beiträge und Unterstützungen, die sich vorher dem Blick verschleiert, auch den minder scharfen Augen deutlich erkennbar und dadurch zum Antrieb werden, über die Versicherung hinaus zur Beseitigung der Arbeitlosigkeit hinzustreben.

Die Arbeitgeber könnten anfangs vielleicht Bedenken hegen gegen eine Vermehrung ihrer Arbeiterzahl bei entsprechender Verkürzung der Arbeitszeit. Aber auch diese Bedenken entspringen entweder unmittelbar nur aus Kurzsichtigkeit, oder es ist doch bloße Kurzsichtigkeit, die ihnen ein zu großes Gewicht im Vergleich zu den indirekt aus ihnen erwachsenden Vorteilen beimißt. Kurzsichtig wäre das Bedenken, daß sie mehr Versicherungsbeiträge für ihre Arbeiter zahlen müßten; denn da die für jährliche Auszahlungen erforderlichen Summen dieselben bleiben, muß auch ihre Verteilung im Umlageverfahren auf die verschiedenen Betriebe dieselbe bleiben, gleichviel ob die unverändert gebliebene Zahl der Arbeitstunden in jedem Betriebe auf eine größere oder geringere Zahl von Arbeitern verteilt ist. Daß bei gleichzeitiger Arbeit aller etwas mehr Räume und Geräte zur Verfügung gestellt werden müssen, ist richtig; aber bei einer erheblichen Verkürzung der Arbeitszeit werden viele Betriebe, die jetzt nur mit einer Schicht arbeiten, künftig mit zweien arbeiten können, also sich mit geringeren Räumen und weniger Produktionsmitteln als bisher behelfen können. Außerdem ist zu erwarten, daß die Arbeiter durch die Sicherung ihrer socialen Stellung, die Abkürzung der Arbeitszeit und den Genuß reichlicherer Muße zufriedener werden, und daß sie, wenn auch nicht sofort, doch mit der Zeit, nach stattgehabter Eingewöhnung durch intensivere Arbeit einen Teil der Arbeitsverkürzung

wieder einbringen, so daß sich ihr Arbeitsertrag gegen jetzt erhöht.

In einem Punkte allerdings würden die Arbeitgeber gegen das Zusammenrücken der Arbeiter behufs Einstellung der Arbeitlosen mit Recht protestieren müssen, nämlich wenn ihnen von den Arbeitern die unbillige Zumutung gestellt würde, alle Arbeiter nicht nach der Arbeitsleistung, sondern nach der Arbeitsstunde gleich zu entlohnen. Wo die Arbeit nach Accord bezahlt wird, ist für dieses Bedenken kein Raum, weil da die Entlohnung der guten und schlechten, emsigen und trägen Arbeiter sich ganz von selbst verschieden gestaltet. Wo aber Stundenlohn bezahlt wird und die Arbeitgeber durch einen Konventionaltarif gezwungen sind, den guten und schlechten Arbeiter gleich zu entlohnen, da ist es für die Arbeitgeber in der That die letzte Rettung vor dem Widersinn der Lohngleichheit, daß sie im stande sind, die schlechtesten Arbeiter abzuweisen und für gewöhnlich zur überwiegenden Arbeitlosigkeit zu verurteilen, bis eine günstige Konjunktur sie nötigt, auch diese minderwertigen Elemente vorübergehend zur Beschäftigung heranzuziehen. Es ist eine böswillig erfundene Fabel, daß eine Reservearmee von Arbeitlosen eine unentbehrliche Bedingung für den Bestand der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung sei; aber es ist eine traurige Wahrheit, daß der von den Arbeitern auf die Arbeitgeber geübte Zwang zur gleichen Entlohnung aller die Arbeitgeber dazu nötigt, sich dadurch ihrer Haut zu wehren, daß sie den schlechtesten Teil der Arbeiter in gewöhnlichen Zeitläuften gar nicht mehr beschäftigen, sondern ins Elend hinausstoßen und sich mit Händen und Füßen gegen ihre Wiederanstellung sträuben. So ruft eine Verkehrtheit die andere als notwendige Reaktion hervor. Die Arbeitgeber verfahren dabei keineswegs härter als die Arbeiter selbst, die nur den besseren Arbeitern durch Aufnahme in ihre Gewerkvereine Unterstützungsberechtigung für den Fall der Arbeitlosigkeit gewähren, die schlechteren Arbeiter ihres Berufs aber, die ohnehin am meisten der Arbeitlosigkeit ausgesetzt sind, in unbarmherziger Weise von jeder Vereinsunterstützung ausschließen.

Soll die grausame Härte der industriellen Reservearmee beseitigt werden, so muß es vor allen Dingen den Arbeitgebern gestattet sein, sich gegen den schlechten Arbeiter auf eine andere Weise als durch Entlassung zu wehren, nämlich durch entsprechend schlechtere Entlohnung. Ein Konventionaltarif könnte auch dann noch innegehalten werden, nämlich in dem Sinne, daß der Durchschnittslohn aller von demselben Arbeitgeber beschäftigten Arbeiter dem Normalsatz entspricht; es müßte aber dem Arbeitgeber frei stehen, wie er diesen Durchschnittslohn unter die besseren und schlechteren Arbeiter verteilt. Allzu schlechte Arbeiter würden dann schon des allzu geringen Lohnes wegen häufig wechseln und endlich auf die Stufe unqualifizierter Arbeiter, wenn nicht gar in die Vagabondage hinabsinken. Die Arbeiterausschüsse müßten verständig genug sein, um die Arbeitgeber im gemeinsamen Interesse durch Ausstoßung unbrauchbarer Mitglieder aus dem Beruf zu unterstützen, wie sie jetzt schon solche aus den Gewerkvereinen ausschließen.

Die Einstellung der Arbeitlosen durch Zusammenrücken der Beschäftigten oder mit anderen Worten die Verkürzung der Arbeitszeit ist schlechterdings das einzige Mittel, wie das vielgenannte „Recht auf Arbeit" verwirklicht werden kann. Ein Recht auf Arbeit kann niemals etwas anderes bedeuten als ein Recht zur Teilnahme an der vorhandenen Arbeitsgelegenheit. Gewöhnlich wird von den Arbeitern mit diesem Rechte die Vorstellung verknüpft, als ob irgendwer, sei es der Staat, oder die Gemeinde, oder die Gesellschaft, oder die Summe der Arbeitgeber, die Pflicht hätte, so viel Arbeitsgelegenheit zu schaffen, als erforderlich ist, um alle Ansprüche auf Arbeit zu befriedigen. Dies ist natürlich eine ganz unklare Vorstellung; denn es wird dabei nicht etwa an irgend welche Arbeit gedacht, wie sie beispielsweise der Kulturstufe vergangener Jahrhunderte entspricht, sondern von jedem an diejenige Art der Arbeit, für die er zufällig vorgebildet ist oder zu sein glaubt, oder die seinen Wünschen und Neigungen entspricht. Es kann aber niemandem die Pflicht obliegen, Gelegenheit zu solchen bestimmten Arten qualifizierter Arbeit zu schaffen, weil solche sich weder aus der Erde stampfen, noch hervorzaubern, noch durch Dekrete kommandie-

ren lassen. Die Zunahme der bisherigen Arbeitsgelegenheiten hängt von dem Wachstum des Kapitals, von den Fortschritten der Technik und des Großbetriebes und von den Verhältnissen des internationalen Güteraustausches ab, d. h. von organischen Prozessen, die sich nur ganz allmählich vollziehen und den einseitigen Machtsprüchen einer Regierungswillkür entrückt sind. Man kann wohl für vorübergehende Notstände darin eine Abhilfe suchen, daß man von den Arbeitsgelegenheiten der Zukunft einen Teil für die Gegenwart vorwegnimmt; aber man muß sich dabei auch darüber klar sein, daß man die Arbeitsgelegenheiten der Zukunft hiermit um genau ebensoviel verringert, als man die der Gegenwart vermehrt.

Der Zuwachs an Arbeitsgelegenheit ist in jedem Augenblick selbst eine durch verwickelte sociale Bedingungen gegebene Größe. Soweit es sich um die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit in diesem Augenblick handelt, kann also niemals etwas anderes in Frage kommen als die Art und Weise der Verteilung dieser gegebenen Größe auf alle Arbeitsuchenden. Hier hat es nun seinen guten Sinn, von einem Rechte aller auf Arbeit zu sprechen. Niemand soll von der Teilnahme an der Summe der vorhandenen Arbeitsgelegenheiten willkürlich ausgeschlossen werden dürfen, ebenso wie niemand das Recht haben soll, sich selbst freiwillig von der nationalen Arbeit auszuschließen. Die Pflicht der Gesellschaft, jedem ihrer Glieder einen Anteil an der nationalen Arbeit zu gewähren, und die Pflicht eines jeden, sich an der nationalen Arbeit zu beteiligen, sind Korrelate. Giebt man dies zu, so bleibt gar nichts anderes übrig, als das Recht auf Arbeit aller dadurch zu verwirklichen, daß die Beschäftigten einen Teil ihrer Beschäftigung an die Unbeschäftigten abtreten, um auch diesen ihren rechtmäßigen Anteil an der gegebenen Summe von Arbeitsgelegenheiten zukommen zu lassen.

Verkehrt aber ist wiederum die Ansicht, als ob das Recht a l l e r auf Arbeit ein g l e i c h e s Recht aller bedeute. Denn das wäre nur zulässig, wenn alle in ihrer Leistungsfähigkeit völlig gleich wären. Alle Rechte müssen proportional den Leistungen sein, d. h. proportional der Tüchtigkeit, von der die Leistungen abhängen. Niemand hat ein Recht auf eine feinere Arbeitsgelegenheit, als zu der ihn seine Qualifikation befähigt; niemand hat ein Recht auf eine Arbeit von höherer Entlohnung, als seiner Leistungsfähigkeit gemäß ist. Es ist eine demokratisch nivellierende, d. h. alle Unterschiede ignorierende Entstellung des Begriffs eines Rechtes auf Arbeit, wenn die Socialdemokratie es als ein gleiches Recht aller deutet. Praktisch würde selbst das socialdemokratische Gemeinwesen eine Auslese treffen müssen, indem es zu den feineren Arbeiten nur die qualifizierteren Arbeiter zuließe, die unqualifizierten aber zur Verrichtung der roheren Arbeiten auch gegen ihren Willen zwingen müßte, um überhaupt die Produktion im Gange zu erhalten. Die Gleichheit aber, die sich in dem Rechte aller auf Arbeit sofort als undurchführbar erweisen würde, soll dann im Sinne der Socialdemokratie wenigstens in dem Recht auf Entlohnung durchgeführt werden, indem die qualifizierte und unqualifizierte Arbeit gleich entlohnt wird. Selbstverständlich müßte auch diese Gleichheit mittelbar zur fortschreitenden Verschlechterung der Arbeit und zum Verfall der wirtschaftlichen Kultur führen, so daß sich schließlich der Begriff der Gleichheit im Begriff des Rechts auf Arbeit in jeder Hinsicht von selbst ad absurdum führt.

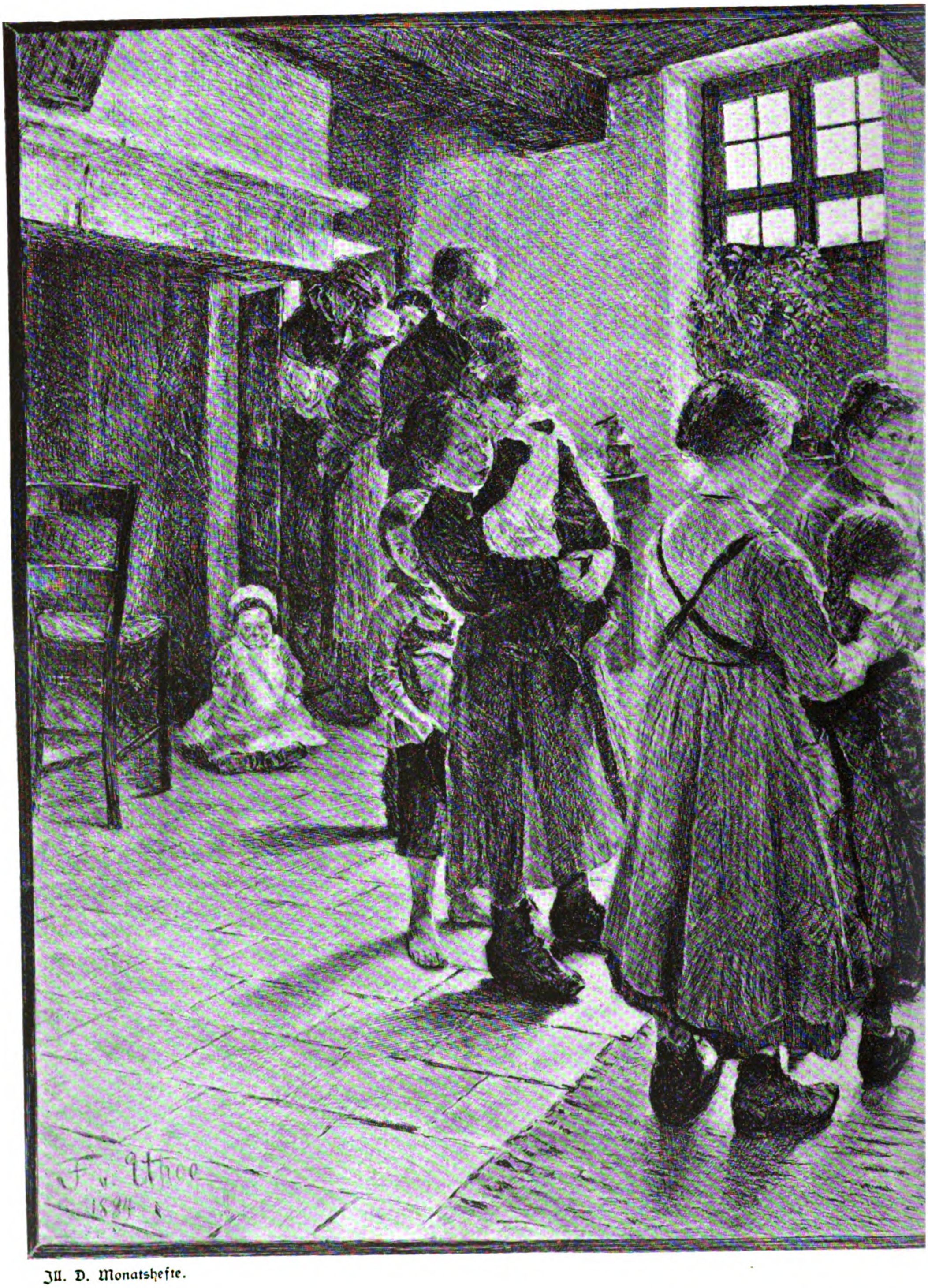
Nachdem wir das Zusammenrücken der Beschäftigten zu gunsten der arbeitfähigen und arbeitwilligen Arbeitlosen betrachtet haben, hält es nicht schwer, dieselben Erwägungen auch auf die Arbeitunfähigen, Arbeitscheuen und Arbeitvergeuder zu übertragen, insofern dieselben durch geeignete hygienische und sociale Maßregeln für eine produktive Arbeit zurückgewonnen werden können, sei es in dieser, sei es erst in künftigen Generationen.

Für die Kranken und Invaliden müssen jetzt von den Arbeitern direkt oder indirekt die Beiträge zur Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung aufgebracht werden, da man annehmen kann, daß die Löhne sich schon jetzt oder doch in der nächsten günstigen Konjunktur um so viel höher als der von Arbeitgebern zu zahlende Teil der Beiträge stellen würden, wenn ihnen diese Beiträge nicht auferlegt worden wären. Nimmt nun die Zahl der Kranken,

Bresthaften, Siechen, vorzeitig Altersschwachen u. s. w. ab, so nehmen auch die Beiträge ab, die von den Versicherungskassen für diese Klassen eingefordert werden, d. h. der Lohn der Arbeiter stellt sich entsprechend höher. Nebenbei werden die Arbeiterfamilien noch durch private Unterstützung arbeitunfähiger Familienmitglieder oder Verwandter stark belastet, und diese Belastung durch bare Unterstützungen oder Naturalverpflegung würde sich ebenfalls mit Abnahme der Arbeitunfähigen entsprechend verringern. Endlich verfallen viele Arbeitunfähige dem Bettel und der Vagabondage oder der öffentlichen Armenunterstützung und legen den Arbeitern durch Almosenspenden und erhöhte Gemeindesteuern weitere Opfer auf; auch diese Opfer würden sich mit Abnahme der Arbeitunfähigen proportional vermindern. Alle diese Ersparnisse oder reinen Mehreinnahmen der Arbeiter zusammengenommen würden genau ausreichen, die Einbuße zu decken, welche sie durch Verminderung des Tagelohnes bei gleichbleibendem Stundenlohn erleiden würden, wenn sie in eine entsprechende Abkürzung der Arbeitszeit willigten, wie sie nötig wäre, um den jetzt zwar Arbeitunfähigen, dann aber Arbeitfähigen Teilnahme an der vorhandenen Arbeitsgelegenheit einzuräumen.

In betreff der Vagabondage liegt der Ausgleich nicht ganz so deutlich zu Tage; die Sachlage wird hier dadurch verdunkelt, daß diejenigen Personen, die zumeist von den Bettlern und Landstreichern geschröpft werden, nicht Industriearbeiter und nur teilweise ländliche Arbeiter, sondern vorzugsweise ländliche Besitzer sind. Auch die Gemeinde-, Kreis-, Provinzial- und Staatssteuern, welche die Mittel zur verschiedenartigen Bekämpfung dieser Landplagen liefern, werden nur zum Teil von den Arbeitern, zum anderen und wohl größeren Teil von den wohlhabenderen Klassen aufgebracht. Es ist dabei aber doch folgendes nicht zu übersehen. Erstens werden von den auf der Grenze der Landstreicherei balancierenden Arbeitlosen oder von den sich für Arbeitsucher ausgebenden Arbeitscheuen doch auch die industriellen Arbeiter vielfach heimgesucht, besonders wo die Industrie in ländlichen Bezirken angesiedelt ist. Zweitens sind die Opfer, die den ländlichen Arbeitern und ihren Familienmitgliedern teils durch Gutherzigkeit, teils durch Feigheit auferlegt werden, doch auch nicht zu unterschätzen und müssen als eine Verschlechterung ihres Einkommens betrachtet werden, die wiederum mittelbar auf die Löhne der Industriearbeiter drückt. Drittens ist Belastung der Besitzenden durch Bettel und direkte Steuern eine reelle Belastung des Kapitals selbst, welche notwendig das Streben zu ihrer Abwälzung auf die Löhne hervorruft; nach dem Gesetze, daß die Arbeiter immer höchstens dasjenige erhalten, was die berechtigten Ansprüche des Kapitals ihnen übrig lassen, muß also die Abwälzung in einem Druck auf die Löhne auch den Arbeitern empfindlich werden, wenngleich sie den Zusammenhang nicht übersehen. Wenn es gelänge, die Arbeitscheu erheblich einzuschränken und in Arbeitswilligkeit umzuwandeln, so müßten allerdings die jetzt beschäftigten Arbeiter wieder ein Stück mehr zusammenrücken, um den neu hinzutretenden Ansprüchen auf Teilnahme an der vorhandenen Arbeitsgelegenheit Platz zu schaffen. Aber die Einbuße an Tagelohn, die sie dabei erlitten, würde doch über kurz oder lang aufgewogen teils durch direkte Ersparnisse, teils durch Nachlassen der berechtigten Ansprüche des Kapitals und daraus entspringende bessere Erfolge im Streben nach künftiger Lohnerhöhung.

Ähnliches würde sich herausstellen, wenn durch Abstellung einer Menge von zweckloser Arbeitvergeudung, wie sie gegenwärtig getrieben wird, eine Menge Arbeitskräfte mehr frei würden und ihren Anspruch auf Teilnahme an produktiver Arbeit geltend machten. Bei dem Wucher, dem die Arbeiter zum Opfer fallen (z. B. Pfandleihwucher, Warenwucher), liegt die Sache klar genug, weniger deutlich jedoch bei denjenigen Arten der Arbeitvergeudung, wo die unmittelbar Geschädigten nicht Arbeiter, sondern andere Klassen der Bevölkerung sind. Aber auch hier findet in vielen Fällen eine Abwälzung auf die Lohnarbeiter statt, so z. B. bei den Schädigungen des übertriebenen Konkurrenzkampfes der Krämer, Schankwirte, Tabakshändler, Bäcker, Schlächter, Vergnügungsgärten, Tanzlokale, Brennereien, Brauereien, kurz aller der Unternehmungen, deren Lei-



Ill. D. Monatshefte.

Lasset die Kindlein zu mir kommen! A



Oktober 1893.

ach dem Gemälde von Fritz von Uhde.

stungen oder Ware vorzugsweise auf die Arbeiter als Konsumenten rechnen. Denn je größer die Lasten sind, unter denen diese Gewerbe infolge übermäßigen Wettbewerbes seufzen, desto mehr sind sie bemüht, dieselben auf die Konsumenten abzuwälzen, desto leichter entsteht zwischen den Konkurrenten über alle Konkurrenz hinweg ein ausdrückliches oder stillschweigendes Einverständnis über besonders hohe Geschäftsprovisionen, wie sie nötig sind als Risikoprämien für die Erhaltung des Kapitals bei allen durch die Konkurrenz allzu riskant gemachten Gewerben.

Die Zeche hat auch hier zuletzt die breite Masse der wirtschaftlich Schwächsten und Bedürftigsten zu bezahlen, auf die alle Stärkeren ihre Lasten abzuwälzen suchen, um vor allem sich selbst im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein widerstandsfähig zu erhalten. Auf Umwegen drückt deshalb mehr oder weniger auch jede andere Art der Schädigung auf den Arbeiterstand, die dem volkswirtschaftlichen Ganzen durch Arbeitvergeudung irgend welcher Art zugefügt wird. Großenteils würden ja die betreffenden Personen, wenn sie sich einer produktiven Arbeit zuwenden, durch ihre Vorbildung auf irgend eine Art geistiger Arbeit hingewiesen sein, also unmittelbar den Handarbeitern keine Arbeit wegnehmen; aber mittelbar müßte diese Folge doch eintreten, indem ein vermehrter Andrang zu der produktiven Arbeit der gebildeten Berufe notwendig einen Teil der wenigst qualifizierten Personen aus diesen Berufen hinaus- und in diejenigen der Handarbeit hinüberdrängen würde.

Auf weiteren oder kürzeren Umwegen muß sich zuletzt immer eine Kompensation zwischen Einbuße am Tagelohn einerseits und Ersparnis oder Gewinn andererseits herausstellen. Es können bei kritischen Übergangszuständen zunächst die Einbußen überwiegen, aber doch nur vorübergehend, bis die Vermittelungen ihre volle Wirksamkeit zur Herstellung des Ausgleichs zu entfalten Zeit gefunden haben. Aber selbst die etwaige vorübergehende Einbuße an Tagelohn wird weit überwogen durch die Ersparnis an Körper- und Nervenkraft, die aus der Verkürzung der Arbeitszeit folgt, und durch die moralischen Vorzüge einer verlängerten Muße für das Familienleben und die Möglichkeit einer besseren Fortbildung. Diese Vorteile sind dauernder Art, während die etwaigen kleinen pekuniären Einbußen ein vorübergehendes Opfer sind, das sich schon durch die gleichzeitige Verminderung der Arbeitslast bezahlt macht, gegen ihre dauernde Verringerung aber gar nicht ins Gewicht fallen kann. Dabei ist immer noch zu berücksichtigen, daß das Zusammenrücken der Beschäftigten zu gunsten der Unbeschäftigten ein Prozeß ist, der sich in Bezug auf die Verminderung der Zahl der Arbeitunfähigen, Arbeitscheuen und Arbeitvergeuder nur sehr langsam und allmählich im Laufe mehrerer Geschlechterfolgen vollziehen kann. In derselben Zeit wächst aber voraussichtlich die Arbeitsgelegenheit weit schneller als die Zahl der Arbeitsucher, so daß die den neu hinzutretenden Arbeitsuchern gewährte Teilnahme an der jeweilig vorhandenen Arbeitsgelegenheit sich ganz wohl auch ohne jede Abkürzung der Arbeitszeit vollziehen kann, also auch ohne Verringerung des Tagelohns.

Ob ein größerer Vorteil darin liegt, eine Verkürzung der Arbeitszeit bei gleichbleibendem nationalem Arbeitsertrag oder eine Erhöhung des letzteren bei gleichbleibender Arbeitszeit anzustreben, das kommt auf die besonderen Verhältnisse jeder Epoche an, insbesondere auf die mittlere Dauer ihrer Arbeitszeit. Jedenfalls ist schon das eine sehr tröstliche Aussicht, daß der Menschheit zwischen diesen beiden Arten der Verbesserung ihrer Lage die Wahl freigestellt ist und ihr bloß die Qual der Wahl nicht erspart bleibt, auf welcher Seite der größere Gewinn liege. In den Gewerben, in denen noch übermäßig lange Arbeitszeit besteht, ist objektiv genommen eine Abkürzung derselben wichtiger als eine Erhöhung des Arbeitsertrages; in denjenigen dagegen, wo bereits erheblich weniger als die Hälfte des Tages gearbeitet wird, kann es zunächst wertvoller sein, den Arbeitsertrag und mit ihm die Summe der dem Volke verteilbaren Gebrauchsgüter zu steigern und eine weitere Abkürzung der Arbeitszeit einer besser situierten ferneren Zukunft zu überlassen.



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

> Das Leben ist nicht Scherz noch Spiel, auch kein Genuß ist es ... das Leben ist eine schwere Arbeit ... nicht auf Verwirklichung gehegter Gedanken und Träume, wie erhaben dieselben auch sein mögen — auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein.
>
> Iwan Turgenjew.

I.

Er saß an seinem Schreibtisch, einen Bleistift in der Hand, ein Notizbuch vor sich; rechts von ihm ein Gsell-Fels, Italien in sechzig Tagen, links von ihm ein aufgeschlagener Reisekurier. In das Notizbuch kritzelte er eifrig allerhand wichtige Aufzeichnungen, und dabei machte er ein zugleich sehr ernsthaftes und äußerst vergnügtes Gesicht.

Er hatte auf ein Los, welches er von seinem Paten als Taufgeschenk erhalten, fünfzehnhundert Mark gewonnen, und infolge der vielversprechenden Fähigkeiten, welche er auf der Kriegsakademie bewiesen, einen zweimonatlichen Urlaub behufs Erweiterung seiner Sprachkenntnisse erwirkt.

Beides, die fünfzehnhundert Mark sowohl als den Urlaub, gedachte er zu einer Reise nach Italien zu verwenden. Er freute sich darauf mit Begeisterung und Kinderei, wie der richtige Doppelmensch, der er war — Sohn eines norddeutschen Vaters und einer rheinländischen Mutter, der den Kopf ganz schwer hatte vor Nachdenklichkeit über allerhand philosophische Probleme, während ihm die rheinische Lebenslust in allen Adern zuckte. Seine Natur war so zu sagen aufgebaut aus norddeutschen Wolken und rheinländischem Sonnenschein.

Das Zimmer, in dem er sich aufhielt, befand sich in der Dorotheenstraße. Es war nicht besonders groß, dennoch nichts weniger als muffig. Es war das Zimmer eines Menschen, der, gegen Kälte und Hitze gleichermaßen abgehärtet, Sommer und Winter bei offenem Fenster schläft.

Das Bett befand sich in einem Alkoven, ein einfaches, eisernes Bett, fast flach, mit einem einzigen, sehr dünnen und offenbar auch sehr harten Kissen.

Der Vorderraum war weniger spartanisch kahl. Zwischen der Allerwelts-Geschmacklosigkeit der Chambre-garnie-Möbel melde-

ten sich verschiedentliche persönliche Ausschmückungsversuche. Die eine Wand war ganz mit Photographien nach berühmten Bildern oder Bauten behangen. Michelangelos „Letztes Gericht“, Tizians „Assunta“ und das Kolosseum machten sich unter diesen abkonterfeiten Kunstschätzen besonders breit. Der Gardelieutenant hatte offenbar in seinen Mußestunden vielfach der Kunst nachgeschwärmt, soweit er dies in seinen festgebundenen Verhältnissen irgendwie möglich fand, und viele Zeit auf das Studium von Italien verwandt.

Bei der Wahl der Photographien, welche er offenbar mit der Sorglosigkeit eines in seinen Mitteln beschränkten Menschen getroffen, zeigte sich eine etwas konventionelle Vorliebe für längst anerkannte und mustergültige Leistungen, die neben altmodischem Autoritätsglauben viel Bescheidenheit verriet.

Über dem Schreibtisch des jungen Mannes hing das Porträt seines verstorbenen Vaters, das Karl Maria von Weber ähnlich sah, worauf seine ganze hinterbliebene Familie stolz war.

Leider lag die Ähnlichkeit hauptsächlich in seiner sehr großen Nase und in den beiden Löckchen, die sich an seinen Schläfen in den kurzen Ansatz eines Backenbartes hineinkräuselten, daneben vielleicht noch in seiner sehr hohen Halsbinde und dem mächtigen Umschlagkragen seines flaschengrünen Rockes. Ein Gegenstück zum Freischütz hatte der alte Herr von Schlitzing nie geschrieben, sich auch sonst durch keinerlei berühmte Leistung hervorgethan. Sein Sohn aber war fest davon überzeugt, daß er der merkwürdigsten Dinge fähig gewesen wäre, wenn es ihm seine Verhältnisse nur irgendwie ermöglicht hätten.

Worin die besondere Tücke dieser Verhältnisse sich hinderlich geäußert, hätte der junge Mann — Werner hieß er — übrigens schwer zu bestimmen vermocht, da sein Vater, von Hause aus reich, in der angenehmsten Lage seine Existenz angetreten.

Er hatte einfach als Landwirt und Weltverbesserer so lange konfus an allerhand unnützen, aber theoretisch schön ausgeklügelten Dingen herumgestümpert, bis sein Geld in alle vier Winde verstreut war. Er war ein Idealist gewesen im altmodischen Sinne des Wortes, das heißt, ein völlig unpraktischer Mensch. Im übrigen war er ein anständiger Charakter.

Sehr Schlimmes hatte er an seiner Familie nicht verbrochen. Er hatte keine Schulden gemacht, die durch seinen Nachlaß nicht zu begleichen gewesen wären, und war, wie bereits erwähnt, bald gestorben.

Unter seinem in Öl ausgeführten Konterfei hing ein Aquarell seiner Gattin, und zwar stellte es dieselbe in deren erster Jugendblüte dar. Sie erinnerte an keine berühmte Persönlichkeit, hatte das auch nicht weiter nötig, um das Interesse der Menschen zu erregen. Wenn sie wirklich dem Bilde glich, so mußte sie nicht nur eine vollendete Schönheit, sondern auch von bezaubernder Anmut gewesen sein, mit großen geistsprühenden Augen und einer Art schalkhafter Kühnheit um den Mund.

Über dem Bett des jungen Mannes, etwas im Schatten, wie etwas besonders Heiliges, hing ein zweites Porträt derselben Frau. Dreißig Jahre lagen zwischen beiden Bildern. Auf diesem zweiten Bild war sie alt, ganz alt — alt, wie keine Frau mit sechzig Jahren es ist, wenn nicht Krankheit und nagende Sorgen sie niedergequält haben — eine alte Frau in einem unmalerischen schwarzen Seidenkleid, mit schlichten, grauen Scheiteln unter einem schwarzen Spitzenhäubchen.

Die Schönheit war verschwunden, aber ein Abglanz der ehemaligen Lebensfreudigkeit spielte ihr noch immer um Augen und Mund, mitten zwischen den Furchen hindurch, welche die Härte des Schicksals in das Antlitz gezeichnet, so, daß es beinahe den Anschein hatte, als hätte sie dem Schicksal zurufen wollen: „Etsch, da bin ich, hast mich nicht herausgraulen können, trotz allem und allem!“

Der junge Schlitzing wußte nicht, welches Bild er lieber habe. Eines gewann für ihn Bedeutung durch das andere.

Im Grunde des Herzens war ihm das der vielgeprüften, gebrochenen und doch noch tapferen alten Frau teurer. Fast nie blickte er es an, ohne daß ihm die Augen feucht geworden wären und er vor sich hingemurmelt hätte: „Armes Mutterchen!“

Er verehrte seinen Vater, erstens, weil es sein Vater, und zweitens, weil er früh ge-

storben war, und drittens, weil sich das bei einem wohlerzogenen, konservativ angelegten jungen Deutschen von selbst versteht; die Mutter betete er an.

Sein Gefühl für den Vater war ebenso frei von jeder respektwidrigen Kritik als von wirklicher Herzenswärme, war überhaupt kein intimes, sondern so zu sagen ein vorschriftsmäßiges offizielles Gefühl. Für die Mutter hingegen war sein Gefühl nichts weniger als achtungsvoll blind, aber es war warm und herzlich bis zur Begeisterung.

An dem Vater sah er keinen Fehler. An der Mutter wagte er es, die Fehler zu sehen, vielleicht, weil er wußte, daß seine Liebe zu ihr selbst durch die genaueste Feststellung der kleinen Unregelmäßigkeiten ihres Charakters nie beeinträchtigt werden konnte. Er liebte diese kleinen Unregelmäßigkeiten ebenso, wie er ihre großen Tugenden liebte, ja mit einer Spur Rührung mehr.

Überhaupt weihte er der Mutter damals noch das Beste und Heiligste, was sein reiches junges Herz überhaupt zu geben hatte.

Äußerlich war er ganz ihr Sohn, dieselben feingeschnittenen Züge, dasselbe dunkle Haar, die frische Lebenslust um den Mund; nur der Ausdruck von Energie und Entschlossenheit, der bezeichnend war für das Antlitz der Frau, fehlte in dem Gesicht des Mannes — leider!

Er fehlte um die Lippen herum, die trotz allen Übermuts zu weich waren, er fehlte in den Augen, deren Blick im Gegensatz zu denen der Mutter etwas Suchendes, langsam Vordringendes hatte. Übrigens unterschieden sich seine Augen von denen der Mutter auch in der Farbe, anstatt leuchtend braun, waren sie von verschleiertem Grau.

Trotz all seiner mitunter ausgelassenen Lieutenantsfröhlichkeit war Werner ein Träumer, ein Grübler. Man sah, daß er so, wie er war, nicht im direkten Lauf, sondern erst auf Umwegen das Ziel seines Lebens erreichen, daß es ihm schwer fallen würde, seinen sittlichen Schwerpunkt zu finden und zu behaupten.

Da saß er zwischen seinem Gsell-Fels und seinem Hendschel und stellte sich mit großem Eifer und ein klein wenig Pedanterie die verschiedenen Stationen seines Rundreisebillets zusammen. Fünfzehnhundert Mark ist nicht viel, aber es ist genug, um einen jungen Deutschen, der sich vor ein paar kleinen Unannehmlichkeiten nicht scheut, von Berlin nach Rom und wieder zurückzubringen. Rom mußte er sehen. Das hatte er längst mit sich ausgemacht; daß er, um dieses ideale Reiseziel zu erreichen, sich gewisse kleine Entbehrungen würde auferlegen müssen, focht ihn nicht an. Was lag denn an dem etwas besser Essen oder an größerer Bequemlichkeit. Das war ja ganz gleichgültig. Für eine Dame war das etwas anderes — aber ein junger Mann ...! Solange er den Rock seines Kaisers trug, schuldete er ihm gewisse Rücksichten, im Civil war er zu jeder anständigen Schäbigkeit bereit, vom Reisen in der dritten Klasse auf- oder abwärts. Seine Mahlzeiten waren damals für ihn irgend etwas Lästiges, Notwendiges, das abgefertigt werden mußte, irgendwie und nicht etwa bedächtig genossene Erholungspunkte. Er war noch unglaublich frei von materiellen Ansprüchen. Gut essen, in einem breiten Bett auf Sprungfedermatratzen schlafen, sich in den Eisenbahnen in roten Sammetpolstern wiegen — das hatte weiter gar kein Interesse für ihn. Er wollte vorwärts kommen, rasch, irgendwie. Schöne Gegenden sehen, die Kunstschätze Italiens kennen lernen, sich begeistern und erholen durch die Annäherung an das, was der Menschengeist am großartigsten geschaffen.

Von naivster Empfänglichkeit, war er selten günstig angelegt, das Schöne zu genießen; er konnte noch fiebern vor Enthusiasmus — damals.

Aufmerksam, und ein letztes Mal überlegend, durchlas er die von ihm entworfene Reiseroute. Dresden — ein Tag ohne Nachtrast —, München, Innsbruck, Verona — ein angenehmes Gruseln überlief ihn bei dem Namen —, Bologna, Florenz — ach, Florenz! Ihm wurde unbeschreiblich zu Mute! Siena — der Name allein war Musik —, Rom! Sein Mund wurde trocken — Rom, Rom, Rom! Er sprach den Namen dreimal vor sich hin; irgend etwas sagte ihm, daß Rom vorausbestimmt sei, eine besondere Rolle in seinem Leben zu spielen; ein sehnsüchtiges Grauen, die Ahnung von etwas Poetischem, Gefährlichem, Berückendem umfing ihn. Und aus all den Phantastereien tauchten die

Linien einer weiblichen Gestalt. Er ertappte sich auf dem Versuch, ihr eine festere Form abzugewinnen, und fing plötzlich an zu lachen. Das weibliche Element hatte bis dahin eine geringe und untergeordnete Rolle in seinem Leben gespielt. „Werde ich mich in Rom verlieben, ist's vielleicht eine Verlobung, die mir dort droht?" fragte er sich. „Zu dumm!" setzte er hinzu, und dann die Schultern emporziehend, griff er nach seinem Cigarettenetui, das, aus Tula geformt, mit dem Schlitzingschen Wappen geschmückt, einigermaßen im Widerspruch stand mit dem Rest seiner sehr schlichten Umgebung, steckte sich eine Cigarette an und fing an zu träumen. Wie war das Leben schön! Was für herrliche Dinge standen ihm bevor! Seit langer Zeit hatte er sich nicht mehr auf etwas gefreut wie auf diese italienische Reise.

Er lehnte sich zurück, reckte und dehnte sich. Plötzlich mischte sich in seine Behaglichkeit etwas Seltsames, als ob er sich einer unerlaubten Nachlässigkeit schuldig gemacht. Er lachte — die Uniform fehlte ihm — er trug bereits den grauen Touristenanzug, den er sich hatte machen lassen für Italien. Das Civilkleid war bequem, zugleich aber war's ihm, als ob er, seit er es trug, eine Stütze, an die er gewohnt war, verloren habe.

Da klingelte es; sein Bursche, ein junger Mann mit sehr aufgestülpter roter Nase und dicken zinnoberroten Wangen, brachte ihm einen Brief.

Er besah die Schrift, las den Poststempel — Schlangenbad. Seine Mutter befand sich in Schlangenbad, aber der Brief kam nicht von ihr. Anstatt der liegenden, hastig und anspruchslos dem Menschen, dem sie Nachricht bringen wollten, entgegen eilenden Schriftzüge der alten Frau von Schlitzing, wies die Adresse kühne, gerade emporragende, gewollt originelle Buchstaben auf. Er wendete den Brief um, er war mit einem goldenen Monogramm und einer neunspitzigen Krone verziert. Ein etwas aufdringlicher Wohlgeruch entströmte ihm.

„Ah!" Der junge Mann erriet, von wem er herrührte, von einer seiner Tanten, derselben, welche ihm sein hübsches Cigarettenetui geschenkt, der jüngsten Schwester seines Vaters und der einzigen Person in der Familie, die es zu etwas gebracht hatte.

Hastig erbrach er das Schreiben und las:

„Lieber Werner!

Hoffentlich trifft dich dieser Brief noch in Berlin. Wie ich höre, planst du eine Reise nach Italien. Es ist der Zweck dieser Zeilen, deinem Reiseziel wenigstens momentan eine andere Richtung zu geben.

Als ich vor zwei Tagen hier ankam, fand ich deine Mutter durchaus nicht so wohl, wie ich gewünscht hätte, sie zu sehen. Es läge mir sehr am Herzen, mich ernstlich betreffs ihrer Pflege und der weiteren Kuren, welchen sie sich unterziehen sollte, mit dir zu besprechen. Infolgedessen würde ich dich sehr bitten, deine Route nach Italien über Schlangenbad zu nehmen. Du brauchst dich ja nicht lange aufzuhalten. Vielleicht findest du den Zustand deiner Mutter nicht sehr bedenklich. Aber du weißt, ich bin immer besorgter Natur, und wenn es sich um einen Menschen handelt, der meinem Herzen so nahe steht wie meine liebe Rosa —

Sie hat keine Ahnung davon, daß ich dir schreibe, die gute Seele. Der Gedanke, dich um ein Vergnügen zu bringen, würde sie dermaßen agitieren, daß der geringe Nutzen, welchen sie aus der Schlangenbadkur zieht, vollständig dadurch vernichtet würde.

Vielleicht mache ich mir Hirngespinste — es steht bei dir, zu entscheiden.

Schlangenbad ist übrigens reizend. Eine Idylle, mein Lieber, eine reine Idylle! Schwerkranke sieht man fast nicht, dafür aber sehr schlecht angezogene Engländerinnen; überhaupt sehr viel ‚unmögliche' Menschen. Aber sie genieren uns nicht weiter, sie bilden so zu sagen nur den Hintergrund zu unserer kleinen Gesellschaft. Wir amüsieren uns ganz gut. Komm dich überzeugen.

Es grüßt dich deine alte Tante

Malvina."

Sein erstes Gefühl beim Durchfliegen des Briefes war eine große Beunruhigung. Wenn man ihn plötzlich nach Schlangenbad berief, so mußte man doch sehr ernste Gründe dazu haben, sagte er sich. Er dachte nicht mehr an Italien, er griff nach dem Eisenbahnkurier, um den Zug zu suchen, der ihn möglichst bald nach Frankfurt befördern würde und von da nach Schlangenbad. Der beste

fuhr spät am Nachmittag und kam den nächsten Morgen nach Frankfurt. Er hatte noch volle sechs Stunden vor sich, sich zu quälen, ohne vom Fleck kommen zu können. Hastig nahm er den Brief seiner Tante noch einmal auf.

Er bemerkte ein paar Worte, welche die letzte, im übrigen leere Seite schmückten.

„Vergiß nicht, einen weißen Flanellanzug mitzubringen, Lawn-Tennis und weißer Flanell sind gegenwärtig de rigueur!“

Der Satz mutete ihn sonderbar an. Wie kam der dahin? fragte er sich. Er gehörte wohl gar nicht zu diesem Brief. Wahrscheinlich hatte die Tante in der Eile einen Briefbogen genommen, auf dem die Worte bereits geschrieben waren.

Aber nein, auf der vorhergehenden Seite befand sich unter der Unterschrift der Tante das gewisse Zeichen ·/. zum Umwenden. Er durchlas den Brief noch einmal. Diesmal übte er bei weitem nicht dieselbe beängstigende Wirkung auf ihn. Einen Augenblick kam ihm fast der Gedanke, seine Tante nehme ihre Besorgnis um seine Mutter zum Vorwand, ihn nach Schlangenbad zu locken. Der Gedanke nistete sich nicht fest. Wie allen noch unverdorbenen, grundanständigen Naturen war ihm jegliches Mißtrauen widerwärtig.

Er las den Brief ein drittes Mal und fand ihn herzlich konfus. Sollte er nicht seiner Schwester telegraphieren, die sich mit seiner Mutter in Schlangenbad befand, fragte er sich. Die würde ihm über den Zustand der Mutter klaren Wein einschenken. Er kannte seine Schwester genau. Liebenswürdig war sie nicht, aber sehr ehrlich. Verschweigen würde sie ihm nichts. Und doch — nein, es ging nicht. Erstens konnte ein Zufall sein Telegramm der Mutter in die Hände spielen, und dann — dann schämte er sich plötzlich, aus ganzem Herzen schämte er sich darüber, daß es ihm so schwer fiel, sein Vergnügen um ein paar Tage aufzuschieben, und darüber, daß er sich, wie er's ausdrückte, so gewissermaßen bei den Ohren zu seiner Mutter herbeiziehen ließ. „Ich bin doch der größte Egoist, den's auf Gottes Erdboden giebt,“ sagte er sich reuig, und weiter dachte er: Wenn meinem armen Mutterchen wirklich schlecht ist, so macht mir ja der ganze Krempel ohnehin kein Vergnügen, und wenn's gut geht, na, so halt ich mich ein paar Tage in Schlangenbad auf und reise dann weiter.

Vor allem galt's die Mutter gesund antreffen. Das Postskriptum der Tante erfüllte ihn mit Mut und Hoffnung.

Er lächelte darüber, daß er einen weißen Flanellanzug mitbringen solle — als ob er über ein halb Dutzend der Sorte zu verfügen hätte! Wie sollte er wohl zu weißen Flanellanzügen kommen? Aber seine Tante gehörte zu den vornehmen Leuten, bei denen gewisse Dinge eben sein müssen oder, wie sie sich ausdrückte, de rigueur sind.

Noch einen Augenblick überlegte er, dann verfaßte er folgendes Telegramm an seine Tante Malve:

„Ist momentane Gefahr?“

Um vier Stunden später kam die Antwort:

„Momentane Gefahr keine, aber deine Gegenwart bei uns dringend erwünscht.

Malve.“

Er atmete auf. Er hatte Zeit, vor seiner Abreise alles zu ordnen. Das Überhasten war ihm von jeher widerwärtig. Den nächsten Abend fuhr er ab.

Da er durch das Telegramm seiner Tante Malve zu der Überzeugung gekommen war, daß es nicht weiter für ihn darauf ankam, ein paar Stunden früher oder später in Schlangenbad einzutreffen, so hielt er sich in Frankfurt auf. Er freute sich, ein wenig in der Stadt herumzubummeln, die ihm seit seiner Kinderzeit als etwas sehr Schönes, nach dem er sich oft zurückgesehnt, im Gedächtnis verblieben war.

Heute wollte sie ihm nicht so ausbündig gefallen. Die breiten, sauber gehaltenen Straßen muteten ihn zwar freundlich an, aber es war doch alles zu glänzend drin, zu neu, es fehlte die historische Patina, die von den Toten erzählende Spur der Zeit, welche die Steine lebendig macht. Das kleinste Städtchen am Rheinufer hatte mehr „Stimmung“ als diese großartige Residenz des Königs Mammon. Während er, die Zeil entlang schreitend, in die verlockenden Auslagen der Läden hineinschaute, ärgerte er sich darüber, daß er kein Geld habe, Einkäufe zu machen, und um sich an Frankfurt

dafür zu rächen, bezeichnete er es als einen Zwinger für goldene Kälber.

Die goldenen Kälber gediehen ja auch in Berlin, nebenbei aber gedieh dort auch hier und da eine Chimäre — das heißt der Ehrgeiz steckte sich dort doch noch manchmal ein unpraktisches Ziel.

Mit einemmal zog ein Lächeln über seine Züge; es kam ihm in den Sinn, daß jeglicher Deutsche Frankfurt doch eine gewisse Pietät schulde, daß es schließlich nicht nur die Heimat der Rothschilds, sondern auch die Heimat Goethes und der Brentanos sei.

Er lachte sich selber aus für die Einseitigkeit seiner Auffassung, und nachdem er sich mit einem guten Frühstück im „Englischen Hof" — es war das traditionelle Einkehrhaus der Familie seiner Mutter — gestärkt, entschloß er sich, die Zeit, die ihm übrig blieb, in die Besichtigung der Rothschildschen Sammlung und den Besuch des Goethehauses zu teilen.

Die Sammlung stand gerade offen, und merkwürdigerweise ließ man ihn ein, als er sich naiv ohne specielle Eintrittskarte an der Thür des elegant modernen Kleinodienmuseums präsentierte.

Die Besichtigung kostete ihn wenig Zeit. Sein kunstgewerbliches Verständnis war zu gering entwickelt, als daß er das richtige Interesse für die herrlichen Dinge, die sich seinem Blicke boten, hätte auftreiben können. Es langweilte ihn, so viel Tabakbüchschen nebeneinander zu sehen. Und dann alle die wundersamen anderen Gerätschaften! Verstreut in einer Wohnung, in einer ihrer würdigen Umgebung ihren Lebenszweck erfüllend, hätten sie ihn entzückt; so aber, nebeneinander stehend gegen die Wand in ihren verglasten Schreinen, kamen sie ihm vor wie Gefangene, die, von allen ihnen sympathischen Lebensbedingungen abgetrennt, elend weiter vegetieren.

Mit Wonne flüchtete er sich aus diesem Raritätenglanz in die weltvergessene Einfachheit des Goethehauses. Hier war er in seinem Element. Trotzdem alles, was einst hier Interessantes gelebt, längst gestorben war, lebte doch die Luft um ihn herum, und er schlürfte diese nach Moder, altem Holz und Erinnerungen duftende Atmosphäre mit Andacht. Jeder steifbeinige Sessel erzählte ihm ein Kapitel „Dichtung und Wahrheit". Er schwelgte in „Stimmung" bis über die Ohren, blieb in jeder der tiefen Fensternischen stehen, blickte hinaus, schloß dann plötzlich die Augen, um der Phantasie recht freies Spiel zu gönnen — alles so lange, bis er seinen Zug versäumte.

Dann ging er noch einmal über die Zeil, erlag dem Magnetismus der „erstaunlich billigen Preise" in den Auslagen, trat in einen der Läden, um, halb aus Gutmütigkeit, halb aus Langerweile, etwas zum Mitbringen für Mutter und Schwester einzukaufen, fand bei näherer Prüfung derselben die „erstaunlich billigen Gegenstände" nicht nach seinem Geschmack, erschrak über die Preise der Dinge, die ihm etwas besser gefielen, genierte sich, unverrichteter Sache aus dem Laden zu gehen, und fühlte sich nebenbei dermaßen geschmeichelt von dem Lobe, das eine bildhübsche Ladenmamsell seinem „vorzüglichen, feinen Geschmack" angedeihen ließ, daß er schließlich, um dieses Lob zu rechtfertigen, zwei Arbeitsnecessaires kaufte, deren eigentlicher Zweck ihm dunkel war, von denen die Ladenmamsell ihn versicherte, sie seien nicht nur „großartig schön", sondern auch „wundervoll praktisch", worauf er sich auf den Bahnhof verfügte, wo er diesmal auf den Zug warten mußte.

Als er an den Schalter trat, um sein Billet zu lösen, erschrak er über die Leere in seiner Börse — sein Reisebudget für Italien hatte bereits ein unheimlich großes Loch. Wo hatte er denn das viele Geld hingegeben? Nicht ohne Unruhe grübelte er über dieses Phänomen nach, während der Zug ihn durch die fruchtbare, grüne Landschaft trug. Ein bißchen Eisenbahn, ein Frühstück, ein paar Wagen, ein paar Trinkgelder — was war da viel zu grübeln? — das Geld war weg. Das passierte ihm immer so, er konnte sich's nicht einteilen, er konnte nicht sparen; dafür aber konnte er, wenn's galt, mit der größten Seelenruhe hungern. Dies letztere war häufig sein Schicksal in Berlin. Schulden machte er nie. Den Seinigen etwas nehmen, seiner Mutter nur um einen Heller mehr erpressen, als sie ihm ohnehin gab, das hätte er nicht übers Herz gebracht.

Ein anständiger Mensch war er ja, aber

unpraktisch über die Möglichkeit. Seine Uhr ging immer schlecht, und es fehlten ihm immer Taschentücher aus dem Dutzend.

* * *

Eltville! Die Schatten fingen bereits an, sich zu dehnen, als er es erreichte.

Den Abend ging keine Post mehr nach Schlangenbad. Einen Wagen zu mieten, kam ihm zu hoch. Um seine Verschwendung einzubringen, entschloß er sich, zu Fuß nach Schlangenbad zu gehen. Aber seine Mutter würde er den Abend doch nicht mehr aufsuchen können, und das altväterische rheinische Städtchen fesselte ihn, er konnte sich nicht entschließen, es zu verlassen, ohne es ein wenig näher besehen zu haben. Es erinnerte ihn an seine Kindheit, von der er die sonnigste, fröhlichste Zeit auf dem Gute eines reichen Verwandten seiner Mutter verbracht, es erinnerte ihn an die Illustrationen deutscher Volksmärchen und Lieder, deren Anblick ihn jedesmal zurückzauberte ins Kinderland.

Etwas unbeschreiblich träumerisch Poetisches, verschlafen Weltvergessenes, Beruhigendes lag über dem Ort, über seinen schmalen, krummen Gassen, seinen kleinfensterigen Giebelhäusern aus Fachwerk mit übereinander vorspringenden Stockwerken. Hier und da ein Blumentopf mit weißblühenden Hortensien in den Fenstern, ein anderer mit roten Geranien. Menschen sah man fast nicht, die Straßen waren wie ausgestorben, was die Märchenhaftigkeit des Eindrucks erhöhte. Ein Gebäude ragte unter den anderen empor, höher und von weiterer Ausdehnung als die anderen, mit dem Stempel einer etwas grimmigen, historischen Großartigkeit an sich. Es machte den Eindruck eines verlassenen alten Palastes, den man mit der Zeit zu irgend welchen ungemütlichen Zwecken verwendet hätte, zu einem Kloster, einem Gefängnis, vielleicht zu einem Irrenhaus. Die Fenster waren mit weit ausbauchenden schwarzen Eisengittern versehen. Auf den beiden Pfeilern des Thores, das den Hof absperrte, welcher sich an das Gebäude schloß, ruhten zwei abgeschundene Wappentiere, die sich gegenseitig die Tatzen entgegenstreckten, in denen sie längst nichts mehr festhielten.

Durch das Thor sah Werner in den Hof hinein, in dem ein paar Pappeln aus einem Rasenplatz hervorragten. In den Rasenplatz hatte die Augustsonne rostige Flecken hineingebrannt, und die Pappeln sahen so finster aus, daß man sie für Cypressen hätte halten können.

Vor einem Hundehaus lag ein weißer Wolfshund, ein leeres Schüsselchen neben sich. Als er Werner erblickte, grollte er heiser und schob die eine Seite seiner Lefzen empor, so daß man seine alten gelben Zähne sah. Aus einem der Fenster klang das Geräusch eines eintönig gemurmelten Gebetes.

Ein Zug drückender, unfruchtbarer Freudlosigkeit schwebte über dem Orte, etwas zugleich Unheimliches und abstoßend Nüchternes. Werner hätte gern gewußt, wem das Haus gehöre, zu welchem Zweck es jetzt diene, er konnte momentan niemand auf der Straße erspähen, der ihn darüber aufgeklärt hätte.

Er wendete dem Rätsel den Rücken und wanderte weiter in die duftig dämmernden Abendschatten hinein.

Und wieder wie in dem Goethehaus in Frankfurt ging er unter, vielmehr auf in einem Rausch von „Stimmung“. Strophen von Goethe, von Heine, von Justinus Kerner schwirrten ihm durch den Kopf. Um die Ohren klangen ihm Schumannsche Melodien, er hörte sie so deutlich, als ob jemand thatsächlich die Lieder neben ihm angestimmt hätte. „Wie treibt's mich von den Menschen fort, mein Leid, das heilt kein Menschenwort.“ Und dann wieder: „In Augsburg steht ein hohes Haus nah bei dem alten Dom!“ Dann nichts mehr als immer die Worte: „Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Licht,“ die er mechanisch vor sich hersprach, als plötzlich ein eigentümlicher Laut seine Gedanken nach einer anderen Richtung hinlenkte — ein tiefes, kühles Rauschen, das, obgleich es beständig anzuschwellen schien, dennoch immer gleich gedämpft blieb und mit beruhigender Schwermut den heißen Sommertag zur Ruhe sang.

Wie von einem mahnenden Ruf angezogen, bog Werner nach links ab.

Stahlblau unter dem vergoldenden Schimmer der untergehenden Sonne breitete sich der heilige Strom vor ihm aus. Sein rheinländisches Blut jauchzte auf vor Entzücken

und stockte dann fast vor Andacht bei dem Anblick. Wie wunderschön er doch war, sein deutscher Rhein!

Nachdenklich ging er unter den in vierfacher Reihe neben dem Uferdamm gepflanzten Linden einher. Neben ihm floß der Strom, breit, großartig, und trug das Gold des Sonnenunterganges mit sich fort. Das Gold verlöschte langsam.

Drüben zeichnete sich die Silhouette eines Dorfes ab, Häuser und Bäume, eintönig braun gegen das sich in Blaßgrün verlaufende Topasgelb eines Himmels, an dem die Sonne untergegangen ist, der lange Strich eines emporgehobenen Mautschranks ragte daraus empor. Die Schwüle des Tages erstarb langsam, aus dem Wasser stieg es feucht und kühl.

Mit einemmal wurde die Aufmerksamkeit Werners von dem landschaftlichen Reiz seiner Umgebung scharf abgezogen.

Auf dem hölzernen Damm, der in den Strom hinausragte, stand jetzt eine einzelne weibliche Gestalt, auffallend schlank und schmal. Obgleich er ihre Gesichtszüge nicht zu unterscheiden vermochte, merkte er sofort, daß sie noch jung war.

Sie stand gefährlich nahe am Rande des Dammes. Kaum daß er sie erblickt, ahnte er Unheil. Er beschleunigte den Schritt nach ihrer Richtung zu. Ehe er sie erreicht, bog sie sich vor — ein Aufrauschen der Wellen — sie war im Wasser verschwunden.

Blitzschnell warf er Rock und Weste ab und sprang ihr nach. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer und Taucher. Sie war noch nicht tief gesunken. Es gelang ihm verhältnismäßig leicht, sie zu finden. Das Schwerste war, sie ans Ufer zu ziehen, aber auch das glückte.

Er hatte das Land erreicht und hielt sie jetzt an sich wie ein krankes Kind. Ihre Gestalt war so überaus schlank und biegsam, daß sie in seinen Armen zusammenzufließen schien. Dennoch waren ihre Glieder rund und weich, die Linien der Brust unbeschreiblich anmutig, jede feine Biegung trat deutlich hervor unter der sich eng an den Körper schmiegenden Nässe ihres Sommerkleides. Das Gesichtchen — er sah es genau in dem weißlichen, glanzlosen Abendlicht — war eigentümlich, fremdländisch zart und selbst jetzt in seinem wasserüberrieselten Zustande und mit geschlossenen Augen von fesselndem Liebreiz. Sehr bleich, was teilweise der großen Erregung, welche die Sachlage mit sich brachte, beizumessen sein mochte, Augenbrauen und Wimpern dunkel, das Näschen gerade und kurz, die Lippen von launenhaftem, herausforderndem Schnitt, sehr voll, besonders die Unterlippe, die Backenknochen etwas zu stark hervortretend. Sie hatte natürlich gelocktes Haar, welches der Schwere des Wassers Widerstand bot. Er wußte nicht recht, was mit ihr anzufangen, ob er sie niederlegen, ihr die Hände und Füße reiben, ihr Luft einblasen sollte.

Ein unsagbares Mitleid zu ihr hatte ihn erfaßt, halb unbewußt hielt er sie eng und liebkosend an sich, wie ein Kind, das man trösten will.

Mit einemmal schauderte sie in seinen Armen zusammen, zugleich fühlte er sie durch ihre kalten, nassen Kleider warm werden. Sie richtete sich gerade auf und schob ihn von sich zurück, fuhr sich mit beiden Fäusten in die Augen, wie um sie trocken zu reiben, dann schlug sie die Augen voll zu ihm auf.

„Welches Recht hatten Sie, mich aufzuhalten?“ rief sie. Ihre Stimme war tief, fast wie eine Knabenstimme, aber doch mit etwas Warmem, Vibrierendem darin, das Knabenstimmen fehlt.

„Das Recht, das man hat, einen Wahnsinnigen zu verhindern, sich wehe zu thun,“ erwiderte er.

„Ich bin nicht wahnsinnig,“ entgegnete sie finster, „ich war nie so klar im Kopf als ...“ Sie vollendete den Satz nicht, wendete sich nur mit einer ungeduldigen Bewegung nach dem Strom. Unwillkürlich grub er die Hand in ihre nassen Kleider, wie um sie festzuhalten.

Sie schüttelte ihn von sich ab. „Das ist nicht nötig,“ sagte sie, „ein zweites Mal hat man ja doch nicht den Mut, es zu thun — wenigstens nicht gleich.“ Dann plötzlich mit dem Fuß auf die Erde stampfend, rief sie aus: „Aber warum haben Sie mich gehindert? Wenn Sie nicht gewesen wären, so wäre jetzt alles vorbei, ich hätt's überstanden!“

„Aber mein Gott!“ Er blickte sie treuherzig und erschrocken an, es kam ihm allen

Ernstes ein Zweifel, ob er das Recht gehabt, bestimmend in ihr Schicksal einzugreifen. „Mein Gott!" wiederholte er, „es kann sich bei Ihnen doch nur um eine vorübergehende Schwermut handeln. Jung und schön — und — und" — er musterte sie vom Kopf bis zu den Füßen — „und — und offenbar aus guter Familie," stotterte er, „steht Ihnen das Leben offen." Plötzlich stockte er. „Es sei denn —" er murmelte es kaum hörbar.

„Es sei denn —" wiederholte sie. Sie sah ihn scharf an, plötzlich wurde sie dunkelrot, und leiser setzte sie hinzu: „Es sei denn, daß ich mir — das Leben unmöglich gemacht hätte! Ich habe verstanden!"

„Verzeihen Sie — ich — ich —" Er war plötzlich röter geworden als sie, er wußte nicht was anfangen vor Verlegenheit.

Seine Verwirrung stimmte sie gnädig. Auch merkte er — es that ihm leid —, daß seine Vermutung sie nicht dermaßen verletzt, ja, nicht als etwas so Undenkbares, Ungeheuerliches berührt, wie es bei einem jungen Mädchen — nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß sie bereits verheiratet sein könne — in normalen Verhältnissen wohl der Fall gewesen wäre.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen," erwiderte sie ihm. „Ihre Vermutung war berechtigt; es scheint, daß sich Mädchen aus guter Familie immer nur aus dem einen Grunde das Leben nehmen wollen; aber bei mir war's nicht der Fall, bei mir spielte keine Liebesgeschichte eine Rolle, nicht einmal eine unschuldige."

Das Mitleid in ihm wurde immer reger und wärmer, aber er konnte keine Worte dafür finden. Was er allenfalls hätte sagen können, kam ihm zudringlich oder neugierig vor. Mitten aus seinem Mitleid heraus ergriff ihn die Angst um ihre Gesundheit. Er sah sich nach dem Rock um, den er abgestreift hatte, und wollte ihr ihn um die Schultern hängen. „Sehen Sie, daß Sie nach Hause kommen und warm und trocken werden," redete er ihr zu.

„Ich werde mich nicht erkälten," entgegnete sie ihm ruhig, indem sie das Kleidungsstück von sich abwehrte, „und wenn — einen natürlichen Tod dürften Sie mir wohl gönnen."

„Aber ich würde Sie dem Tod nicht gönnen!" rief er heftig.

Sie zuckte die Achseln ein wenig und lachte. Ja, so war sie — fünf Minuten, nachdem sie sich den Tod hatte geben wollen, lachte sie, nicht sehr lustig, aber doch.

„Ziehen Sie selber den Rock an," sagte sie, „sonst kann ich Ihnen nicht gestatten, mich nach Hause zu geleiten, und Sie wünschen's ja doch — um ganz sicher zu sein, daß ich nicht von vorn anfange."

Er hatte seines sonderbaren Aufzuges gänzlich vergessen, jetzt blickte er erschrocken an sich herab. Hastig streifte er den Rock an.

Sie ging voraus; er hatte eine Ahnung, wohin sie ihre Schritte wenden würde.

Vom Hafen aufwärts, dann nach links, ja, genau wie er erwartet, vor dem finsteren alten Hause blieb sie stehen, in der Nische einer kleinen dunklen Thür, die neben dem verschlossenen großen Gitterthor in die Wand eingelassen war.

Ihre schmale, helle Gestalt machte sich eigentümlich in der Umrahmung der tiefen, schattigen Nische.

„Gute Nacht," sagte sie, sich verabschiedend.

Er zögerte; dann seine große, warme Hand auf die ihre legend, welche die Thürklinke bereits gefaßt hatte, stotterte er: „Ach, wenn man nur wüßte — wenn man Ihnen nur helfen könnte!"

„Es ist nichts zu wissen, nichts zu helfen," erwiderte sie mit den Achseln zuckend.

„Kann ich gar nichts für Sie thun?" fragte er warm.

Sie schüttelte den Kopf und drückte die Hand auf die Klinke.

In der nächsten Sekunde würde sie aus seinem Leben geschwunden sein, sagte er sich. Er hielt sie fest. „Noch eins," bat er, „versprechen Sie mir, daß Sie nicht ein zweites Mal versuchen wollen, Ihrem — Ihrem Leben ein Ende zu machen."

„Das kann ich nicht versprechen," sagte sie bestimmt.

„Ich bitte Sie, versuchen Sie's zu leben," drang er in sie.

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Gut, ich will's versuchen. Wir wollen ein Kompromiß schließen: ein Jahr lang werde ich's versuchen!"

„Ein Jahr! darauf gehe ich nicht ein; fünf Jahre!" rief er, „fünf Jahre!" Er hatte jetzt im Eifer seines Überredungsver-

suches auch ihre zweite Hand in die seine genommen und blickte sie treuherzig an.

Er fühlte ihre Hände leise, leise in den seinen zittern. Mochte ihr's in dem Augenblick klar geworden sein, daß sich das Leben doch sehr schön gestalten könne unter Umständen? Daß er vielleicht den Anlaß zu ihrem Sinneswechsel gegeben habe, zog er nicht in Betracht. Es fiel ihm gar nicht ein, daß sie sich an seiner eigenen, stark gesteigerten Gefühlstemperatur anstecken könne. Ja, er hatte keine Ahnung davon, bis zu welchem Grade er sich erwärmt hatte.

„Gut, ich versprech's Ihnen," sagte sie leise, „fünf Jahre lang."

„Auf Ehrenwort?"

„Ja, auf Ehrenwort; das weibliche gilt nicht, aber mir können Sie glauben; ich bin ein ungezogenes Mädchen, aber ein sehr ehrlicher Mensch."

Jetzt war alles gesagt, was sie sich zu sagen hatten. Er zögerte noch immer.

„Ich heiße Werner von Schlitzing, Lieutenant im *** Garderegiment. Wenn Sie mich brauchen — ich komme vom Ende der Welt," murmelte er. Er führte ihre Hand an seine Lippen.

„Gute Nacht," sagte sie; dann ereignete sich etwas ganz Seltsames. Sie stand auf einer Stufe etwas höher als er. Plötzlich legte sie beide Hände auf seine Schultern, zog ihn zu sich heran und küßte ihn auf die Stirn.

Ehe er sich ihrer sonderbaren Handlung recht bewußt geworden war, hatte sie ihn von sich gestoßen, das Thürchen hatte sich geöffnet und hinter ihr geschlossen; er stand allein vor dem finsteren Gehöft, das sie verschlungen hatte.

Die Erde drehte sich um ihn herum — er fragte sich, ob er das alles nicht geträumt habe. Seine nassen Kleider verbürgten ihm das Gegenteil. Nein, es war kein Traum! Wirklichkeit war's! Die süßeste, inhaltreichste Stunde, welche das Schicksal seinem jungen Leben bis dahin geboten, war's gewesen — und — sie war vorüber.

* *
*

Die Prosa des Lebens forderte ihr Recht. Vor einer Erkältung war keine Gefahr, die Sommerhitze schloß eine solche aus. Dafür aber waren ihm seine nassen Kleider schwer, es war ihm unbehaglich, sie an sich trocknen zu lassen. Er verfügte sich auf die Bahn, wo er sein Gepäck deponiert, und fragte nach einem Gasthof; man nannte ihm einen, der entweder „Zum roten Löwen", „Zum Taunus" oder „Zur Traube" hieß, genau konnte er sich des Namens später nie mehr erinnern. Dort ließ er sich ein Zimmer geben und kleidete sich um. Er war inzwischen hungrig geworden, verlangte ein Schinkenbrot und ein Glas Bier.

Dann, wie von ungefähr, fragte er den Kellner, welcher ihm diesen frugalen Imbiß kredenzte, ob er etwa wisse, wem das finstere Haus gehöre mit dem Wappen vor dem Hofthor.

Der Kellner dachte einen Augenblick nach. Er verstand nicht recht, was der junge Herr meinte.

„Das Haus in der bergabsteigenden Gasse gegen den Rhein zu, mit großen Eisengittern vor den Fenstern, es sieht beinahe wie ein Kloster aus, oder wie eine Irrenanstalt," erklärte Werner.

Jetzt verstand der Kellner. „Ah, hm!" sagte er, „ich weiß, was der Herr Graf meint."

Es war Werners Schicksal, immer als „Herr Graf" von allen Kellnern und Geschäftsleuten angeredet zu werden, selbst wenn er nur „Schinkenstullen" verzehrte. Sträuben half nichts, das wußte er aus Erfahrung, drum gönnte er den Kellnern das Pläsier. Daß der Schwindel von ihm ausging, würde ihm doch keiner zumuten.

„Ja, ja, ich weiß, was der Herr Graf meint, das Haus gehört der Frau Gräfin von Haidenheim, einer sehr frommen Dame. Sie wohnt erst seit einem Jahre dort mit sehr wenig Dienerschaft — sie ist sehr arm."

„Und das junge Mädchen, das sich bei ihr aufhält, ist ihre Enkelin?" fragte Werner, der sich sehr bemühte, unbefangen zu erscheinen.

Der Kellner stockte einen Augenblick, dann sagte er: „Man vermutet's."

„Aber so etwas weiß man doch!" rief etwas ärgerlich Werner.

„Es giebt Fälle," versicherte der Kellner, indem er seine ausgespreizten Finger auf das Herz legte, „in denen man sich mit dem Er-

raten einer Situation (er sprach Zibuadion aus) . . .“

„Und was haben Sie erraten?“ fragte Werner etwas barsch.

Er ließ es den Kellner büßen, daß er sich selbst in diesem Augenblick geschmacklos neugierig fand.

„Nun, wir glauben — Deutliches ist ja aus der alten Kammerfrau nicht herauszubringen, welche die Herrschaft begleitet; zu allen Vermutungen, die man vor ihr ausspricht, schüttelt sie einfach den Kopf und versichert: ‚Ich sage nichts,‘ aber wir glauben, daß es nicht recht richtig stand mit der Tochter der Frau Gräfin, und daß die junge Dame das Resultat . . .“

An diesem Punkte beanspruchte ein anderer Gast die Dienste des Kellners, der, „ich komme sofort“ rufend, Werner verließ.

Als Werner ihn seinerseits herbeirief, um die Zeche zu begleichen, fragte der Kellner:

„Hm! hat der Herr Graf die junge Dame gesehen?“

„Ja,“ erwiderte Werner, „so vorübergehend.“

„Entzückend, Herr Graf, nicht wahr?“ versicherte der Kellner mit seinem faden Augenblinzeln.

Das Augenblinzeln, ebenso wie die Begeisterung, erschienen Werner unstatthaft. Er nahm beides für die reizende Unbekannte übel. Ohne weiter auf die Bemerkungen des Mannes einzugehen, schob er ihm ein Trinkgeld zu und erhob sich.

Der Kellner grinste: „Schön Dank,“ konnte sich jedoch offenbar nicht entschließen, das Gesprächsthema fallen zu lassen. „Nicht wahr, Herr Graf, es ist schade, jammerschade, so eine reizende junge Dame! und gut, etwas heftig, verträgt sich nicht mit der Frau Gräfin, aber die Armen und Kranken beten sie an. So schön! sieht wie eine Prinzessin aus und hat keinen Namen, heißt nur Fräulein Lena. Wer sollte sie wohl heiraten, es ist immerhin ein Makel — ein Makel . . .“

Jetzt wurde es Werner zu viel. Er hatte große Mühe sich zu überwinden, dem Mann nicht etwas an den Kopf zu werfen. Er stand kerzengerade auf, senkte die Hände tief in die Taschen seines Jacketts, und ohne den redseligen Kellner eines Blickes zu würdigen, stolzierte er zur Wirtsstube hinaus.

An der Thür des Wirtshauses entrichtete er dem Wirt noch seine Quote für die Benutzung des Zimmers, in welchem er sich umgekleidet hatte, und veranlaßte, daß man sein Gepäck morgen durch den ersten Postwagen an den „Nassauer Hof in Schlangenbad“ beförderе.

Der Wirt äußerte sein bescheidenes Erstaunen darüber, daß der „Herr Graf“ es nicht vorzog, in Eltville den Morgen zu erwarten. Aber Werner erteilte ihm weiter keine Audienz und schritt rüstig in die würzige Nachtluft hinaus. Ihm nachblickend tippte sich der Gastwirt auf die Stirn — die Ansicht stand bei ihm fest — „es war nicht ganz richtig mit dem Herrn!“

Es war auch nicht ganz richtig mit Werner. Eine Erregung, wie er sie noch nie empfunden, pochte ihm in allen Adern, es wäre ihm geradezu peinlich gewesen, seine Unruhe in ein enges Zimmer einzusperren.

Unschwer fand er den Weg aus dem Städtchen hinaus und schritt die Eltviller Chaussee entlang auf Schlangenbad zu. Die Länge des Weges kam für ihn nicht in Betracht. Nicht umsonst war er Infanterist — leider! Er hätte lieber in der Kavallerie gedient; aber dazu langte es nicht, es war ohnehin schwer gewesen für seine Mutter, ihn in der Garde dienen zu lassen, anstatt in der Linie. Übrigens stand ihm ein gutes Avancement bevor, er hatte Hoffnung, in den Generalstab befördert zu werden.

Er war mit seiner Existenz zufrieden. Ein reines Gewissen, gute Gesundheit, gute Fähigkeiten, eine Beschäftigung, die ihn interessierte, ein Beruf, der ihn freute; mit manchem Prinzen von Geblüt hätte er nicht getauscht.

Woher war ihm denn dieses plötzliche Mißbehagen gekommen, diese heiß pulsierende, innere Gedrücktheit? War es die Angst um seine kranke Mutter? Nicht ohne zu erröten gestand er sich, daß er seiner Mutter in den letzten Stunden nicht gedacht. Übrigens gab ihr Zustand zu keiner augenblicklichen Besorgnis Anlaß. Er wollte sich Vorwürfe machen darüber, dank seiner Trödelei das Wiedersehen mit ihr bis in den nächsten Tag hinausgeschoben zu haben, aber in diesem Fall durfte er seine Trödelei nicht schmähen. Sie allein hatte ihn in die Lage

gesetzt, einem Menschenkind das Leben zu retten.

Plötzlich stellte er sich die Frage: hatte er etwas Gutes gethan damit, daß er dieses junge Geschöpf zum Leben zwang? Was konnte das Leben in Bereitschaft halten für sie?

Diese Skrupel verurteilte er sofort als einen Mißbrauch seiner Gewissenhaftigkeit. Die Welt war nun einmal danach eingerichtet, daß die Menschen einander gegenseitig zum Leben zwingen sollten; wenn der Lebenstrieb des einen nicht ausreichte, mußte der andere nachhelfen.

Und dennoch konnte er bei dem Gedanken an die Zukunft des jungen Mädchens zu keinem befriedigenden Schluß kommen. Ihm war's jetzt, als ob sich in ihrem Wesen etwas nicht Harmonisches verriet, etwas mit dem Kreuz Gezeichnetes, wie es sich bei der schiefen Basis, auf der ihre Existenz fußte, als natürlich ergab. Er gedachte des Kusses, den sie ihm zum Abschied auf die Stirn gedrückt. Wenn ihn dieser übereilte Beweis inniger Dankbarkeit, die einfache, spontane, bei aller Warmherzigkeit so durchaus keusche Liebkosung im ersten Augenblick gänzlich begeistert, so daß er am liebsten zu Füßen der lieben, entzückenden Närrin hingesunken wäre, um ihr sein Leben und Sterben ein für allemal zur Verfügung zu stellen, so verstimmte ihn die Erinnerung jetzt.

Es war ja schließlich lieb und süß gewesen, aber welchem wohlerzogenen jungen Mädchen wäre etwas Ähnliches eingefallen! Es ließ sich nicht leugnen, in diesem Kuß verriet sich etwas von jener Exaltation, jener jegliche Vernunft und Sitte umstoßenden Herzenstrunkenheit, dem die Arme ihr Leben dankte.

Warum war ihm das alles nicht früher eingefallen? fragte er sich ärgerlich; was war er denn für ein kleinlicher, erbärmlicher Philister, daß er an diesem bemitleidenswürdigen Geschöpf herumkrittelte, seitdem er von dem ihrer Geburt anhaftenden Makel erfahren!

Sollte er sie denn allen Ernstes verantwortlich machen wollen dafür? Das war unsinnig, und mehr als das — gemein!

Reizend war sie ja doch! Und plötzlich kam ihm der Gedanke, „wie die lieben könnte!" Es durchschauerte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Dann erinnerte er sich der Worte des Kellners: „Wer soll sie denn heiraten?"

Heiraten! Er lachte sich herzlich aus für die Richtung, die seine Gedanken eingeschlagen; heiraten — wer dachte an so etwas!

Er lachte, aber — er blieb verstimmt.

Sein Abenteuer hatte ihn aus den Angeln gehoben, er konnte sein inneres Gleichgewicht nicht finden, und doch — und doch — es war schön gewesen; schade, daß er auf jegliche Fortsetzung verzichten mußte.

Er ging und ging. Neben ihm zog sich der Rhein, majestätisch, breit und kühl, ein durchsichtiger Nebeldampf, halb Feuchtigkeit, halb Mondschein, schwebte über der Flut und breitete sich langsam über die Landschaft, über die Straße, hinüber in den dunklen Wald. Die ganze Landschaft schien wie auf Wolken zu schweben, der Erdboden war ausgelöscht.

Nach einer Weile lenkte die Straße vom Rhein ab. Aus der Ferne hörte man seine Stimme immer leiser, leiser. Dann verstummte sie. Er hörte nichts mehr um sich herum als den Laut seiner eigenen Schritte und das Flüstern des Waldes. Bald ging er in einem Thal, neben ihm die Aussicht versperrende Hügel, dann senkte sich der eine Hügel neben der Straße nieder in sanftem Abstieg, von niedrigem Gebüsch überwuchert, und man sah hinaus in die fruchtbare Ebene, aus der ein weißes Dorf um das andere emporragte. Bläulich schimmernd in der Ferne zog sich das Silber des Stromes. Die schillernden Nebelschleier wallten über allem.

Es war hell genug, daß er die Aufschriften von den Wegweisern abzulesen vermochte. Durch schlafende Dörfer ging er, mit bläulich blinkenden Fensterscheiben in den aus Fachbau errichteten Hütten und Häusern. Ohne die geringste körperliche Müdigkeit zu spüren, wurde er schläfrig. Die gleichförmige Bewegung des Gehens wiegte ihn ein. Der Weg war länger, als er anfangs gedacht. Er fragte sich, was er wohl anfangen würde, wenn er in Schlangenbad einträfe, zu Fuß, um zwei Uhr in der Nacht. Er stellte sich die unerquickliche Störung vor, welche er den Gastwirten verursachen müßte. Eine romantische Anwandlung kam ihm, der Wunsch, seine Nacht im Walde zu verbringen. Er war Soldat, das Schlafen in Gottes freier

Luft schreckte ihn nicht. Er ging tiefer in den Wald; dort, wo das Moos am weichsten war und der Hauch des Waldes am würzigsten, legte er sich nieder, den Kopf gegen eine Wurzel gestützt. Die rätselhaften Augen des Mädchens, das er zum Leben gezwungen, schimmerten ihm durch die Seele, ihm war's, als fühle er ihre nasse, sich plötzlich erwärmende Gestalt in seinen Armen.

Er gedachte eines alten Märchens, das von einer Nixe erzählte, die sich in den Armen eines Menschen zum Weibe erwärmt. Durch das Rauschen der Blätter klang's noch einmal: „Stirb Lieb und Freud! Stirb ...!"

Er schlief fest.

* *
*

„Die gnädige Frau frühstücken soeben mit Fräulein Tochter im Freien auf dem Plätzchen rechts von der Nassauer Allee."

Dies teilte der Kellner Werner mit, als dieser, etwas nach acht Uhr in Schlangenbad eintreffend, im Nassauer Hof nach seiner Mutter fragte.

Die Nacht im Freien war ihm gut bekommen. Seine Augen waren hell und seine Lippen frisch und seine lange Gestalt stramm wie eine junge Tanne. Trotzdem er sich in dem letzten Dorf, das er passiert, hatte abbürsten lassen, hing mehr als ein Fäserchen Moos an seinen Kleidern, und seine ganze Persönlichkeit war wie eingehüllt in den Duft von Waldmoder.

„Dort rechts von der Nassauer Allee über der Wandelbahn," wiederholte der Kellner noch einmal seine Erklärung, und dann setzte er hinzu: „Die gnädige Frau frühstücken immer im Freien."

„So! Nun, dann kann's der Mutter ja Gott sei Dank nicht schlecht gehen," dachte Werner und eilte mit sehr langen Schritten nach der Richtung hin, die ihm der Kellner bezeichnet, unter der rosenumwucherten Wandelbahn aus weißem Blech, dann über die Brücke. Jetzt sah er die Mutter. Sie trug einen großen, sehr altmodischen runden braunen Strohhut, der mit breiten Bändern unter ihrem Kinn befestigt war und einen Schatten über ihr feines, kluges, altes Gesicht warf, dazu ein schwarzes Seidenkleid, an dem Werner jede Falte kannte, und irgend einen Umwurf. Sie gehörte noch zu jenen, welche es unstatthaft finden, daß eine Frau nach dem sechzigsten Jahre ihre Taille zeigt.

Neben ihr saß ihre Stieftochter, die bedeutend ältere Schwester Werners, sehr steif, sehr blaß und sehr unliebenswürdig. Sie war ganz ihrem Vater nachgeraten.

Obgleich die Mutter den Kopf von ihm abgewendet hielt, als Werner auf sie zukam, bemerkte sie ihn früher als die Schwester, welche ihm eigentlich ins Gesicht sah. Langsam kehrte sie sich um, ihre dunklen, von Geist und Leben sprühenden Augen fingen an zu blinzeln, es war, als zöge ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht. „Ist's möglich! Werner, mein Junge — mein Goldjunge!" Sie war aufgesprungen. Gerührt bückte er sich zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und küßte ihre Stirn. Sie war etwas zusammengeschrumpft durch die Jahre, und er war über die Gebühr lang geraten. Sie streichelte ihn mit ihren alten, runzeligen, aber unendlich weichen, warmen Händen und rief einmal ums andere: „Mein Goldjunge, mein Staatsjunge!" worauf plötzlich in ihre Begeisterung hinein ihr Gesicht zu zucken begann, halb lachend, halb schmerzlich.

„Was giebt's, Mütterchen?" fragte er, sich besorgt niederbeugend zu ihr.

„O nichts, nichts — ich bin nur ein wenig zu stark aufgetreten, mein Fuß meldet sich, mein frisch geheiltes, gebrochenes Bein. Du weißt, ich bin lahm, weshalb wär ich denn sonst in Schlangenbad — aus Freude über dich hatte ich's vergessen." Sie zog ihn neben sich nieder auf die Bank. „Er sieht gut aus, Thilde, was?" wendete sie sich an die Stieftochter, welche nun ihrerseits, wenn auch mit sehr gemäßigtem Enthusiasmus, den Bruder begrüßte. „Er ist noch schöner geworden, nicht wahr?"

„Aber Mütterchen!" verwies ihr Werner gutmütig lachend.

„Die Leute sehen sich alle nach euch um," bemerkte mißbilligend Thilde.

„So laß die Leute sich umsehen, es ist gar kein Wunder, daß sie sich nach meinem Jungen umsehen, es beweist, daß sie guten Geschmack haben!" rief die alte Frau halb ärgerlich. „Jetzt soll ich mich nicht einmal nach Herzenslust an meinem Jungen freuen können, Thilde! Was frühstückst du, Wer-

ner, Thee oder Kaffee — der Kaffee ist sehr gut hier — wir werden gleich eine Portion nachbestellen für dich; Thilde und ich frühstücken immer nur eine Portion zusammen. Man ist sehr gut daran in dieser Beziehung in Schlangenbad, man braucht sich nicht weiter vor den Kellnern zu genieren und zweimal bestellen, wenn man nur für einmal Appetit hat. Das thut meiner angegriffenen Börse wohl."

„Aber Mama!" flüsterte Thilde ganz außer sich. „Mußt du's denn gar so laut in die Welt hinein schreien, daß wir kein Geld haben. Die Menschen merken's ja ohnehin deutlich genug."

Werner lachte.

Die Mutter zuckte ärgerlich die Achsel, und das Erscheinen des Kellners brach der Scene, welche allen Anschein gehabt, in einen Verdruß auslaufen zu wollen, die Spitze ab.

„Aber wo kommst du denn her? Erzähle mir doch, mein Junge," drang die Mutter, nachdem sie das Frühstück für ihn bestellt, in den Sohn; „ich dachte, du seiest schon auf dem halben Weg nach Italien. Deine letzten Briefe waren ja ganz voll von Reiseplänen."

„Ich wollte nicht fort, ehe ich mich nach dir umgesehen hatte," erklärte etwas verlegen Werner.

„So, das ist der Grund deines Kommens!" meinte die alte Frau, und den Kopf zur Seite biegend, blinzelte sie ihn aufmerksam an, „und dafür hast du die schmal zugemessene Zeit deines Urlaubs und dein weniges Geld hinausgeworfen?"

„Schon wieder das Geld," murmelte Thilde auf Nadeln.

Frau von Schlitzing hörte gar nicht. „Nun, das Geld werd ich dir ersetzen, Werner, aber die Zeit — die Zeit! Ich versteh's nicht recht."

„Es ist nichts zu verstehen," versicherte Werner, „du freust dich ja doch über mich, und ich mich an dir" — er zog ihre Hand an seine Lippen — „damit ist der Zweck meines Kommens erreicht."

„Ach, laß das gut sein, du hättest's auch noch ausgehalten, ohne mich zu sehen!" rief Frau von Schlitzing, indem sie ihm einen leisen Klaps versetzte; „eine wirklich gute Mutter muß ihre Kinder zu entbehren wissen, wenn es das Glück derselben erheischt. Ich hätte mich darüber gefreut, wenn du mir vergnügte Briefe aus Italien geschrieben hättest. Sie haben dir gewiß Angst gemacht wegen meiner Gesundheit. Die Malvina quält mich ja fortwährend damit."

„Wer spricht da von der Malvina?" fragte jetzt eine etwas gezierte Frauenstimme. „Werner, du hier? Welche Überraschung!"

Er sah auf und erblickte seine Tante Warsberg, die ihm ihre in hellgraues Rehleder gekleidete Rechte entgegenstreckte.

Sie war eine ziemlich große Frau, von für ihr Alter musterhaftem Wuchs, eher stark als mager. Das ehemals sehr schön gewesene Gesicht war irgendwie verzerrt, ermüdet von den ewigen liebenswürdigen Grimassen, die sie ihm abquälte. Ihre Augenlider waren schlaff — das eine fiel beständig von selber zu — und der Mund war etwas schief. Sie war ehemals berühmt gewesen für ihren schönen Teint. Jetzt schminkte sie sich.

Mit wohlausgeklügelter Vormittagseinfachheit war sie mit einem dunklen Tuchkleid angethan, unter dessen losem Jackett eine Bluse von hellem Battist bauschte, dazu trug sie einen kleinen schwarzen Strohhut mit einem grauen Flügel an der linken Seite. Ein sehr langer Sonnenschirm, auf den sie sich wie auf einen Spazierstock stützte, vervollständigte ihre Toilette. Die Würde ihrer Haltung, die Höflichkeit ihres Blickes, den sie beim Sprechen stets im Halbkreis langsam über alle Anwesenden hingleiten ließ, die graziöse Mäßigung ihrer Gesten, die melodische Rundung ihrer Stimme, alles dies hatte etwas von einer Anstandsdame an einer Hofbühne. Der specifische Stempel der großen Dame, die absolute Natürlichkeit fehlte ihr.

Daß es im Grunde genommen zwischen ihr und ihrer Schwägerin kein herzliches Einverständnis geben könne, lag klar am Tage. Aber sie war die einflußreichste Persönlichkeit in der Familie. Ein wenig Rücksicht war man ihr schuldig.

Werner hatte ihre Hand an seine Lippen gedrückt, und sie hatte mit freundlicher Herablassung den Sitz, welchen er ihr angeboten, angenommen.

„Wie geht es heute, liebste Rose?" Dies zu ihrer Schwägerin.

„Du weißt, daß ich es nicht leiden kann, wenn man mich fragt,“ erwiderte Frau von Schlitzing, die sich offenbar ärgerte über die Störung. Sie hätte ihren Jungen lieber noch ein Weilchen allein genossen. Dann reute sie ihre Unliebenswürdigkeit, sie trachtete sofort dieselbe gutzumachen. „Willst du nicht mit uns frühstücken, Malvina?“ fragte sie.

„Nein, ich danke, ich frühstücke stets auf meinem Zimmer,“ erwiderte die Gräfin Warsberg; „aber er scheint sehr gut, euer Kaffee, ganz gut; die Butter ist nicht vorzüglich, man darf nicht zu kritisch sein — à la guerre comme à la guerre. Mit welchem Zuge bist du denn angekommen, Werner?“

„Ja, das hatte ich dich ebenfalls fragen wollen,“ sprang die Mutter dazwischen.

„Ich? Mit dem Abendzug, ich bin zu Fuß von Eltville heraufgekommen.“

„Wo hast du geschlafen?“ fragte die Gräfin.

„Im Wald,“ erwiderte er lustig.

„Ach, wie romantisch!“ rief die Gräfin.

Die Mutter war entsetzt. „Aber du konntest dir ja einen Rheumatismus holen, du thörichter Junge!“

„Bei dieser Hitze,“ lachte Werner, „keine Gefahr, Mutter. Das einzige, was ich fürchtete, war, es könne mir eine Eidechse oder eine Spinne übers Gesicht kriechen; wenn's geschehen ist, so weiß ich nichts davon. Es war herrlich, so frisch, und ein Duft — es war, um sich nie mehr in ein Schlafzimmer einzusperren. Aber umkleiden möchte ich mich jetzt doch ein wenig und zusehen, ob ich ein Zimmer im Nassauer Hof bekomme. Mein Gepäck dürfte wohl bereits eingetroffen sein.“

„Falls kein Zimmer frei sein sollte, so laß dich in mein Quartier führen, wenn du dich waschen willst!“ rief die alte Frau dem sich bereits Entfernenden nach.

„Beruf dich auf mich dem Wirt gegenüber,“ sagte die Gräfin Warsberg wichtig. Dann ihm nachsehend, murmelte sie nachdenklich: „Ein schöner Mensch, der Werner; schade, daß er nicht bei einem besseren Schneider arbeiten läßt.“

* *
*

Gräfin Malvina, die jüngste Schwester Kurts von Schlitzing, war von Anfang ihrer Laufbahn ein sehr armes Fräulein und Gesellschafterin gewesen. In ihrem dreißigsten Jahre hatte sie einen reichen älteren Mann geheiratet, der vor kurzem gestorben war, nicht ohne vorher ein Testament gemacht zu haben, in welchem er sie glänzend berücksichtigt hatte.

In ihrer Koterie nannte man sie die Mustergräfin. Alles an ihr war mustergültig, ihre Art sich zu kleiden, ihr Hauswesen, ihre Manieren, ihr Ruf, ihre Lebensanschauungen, welche die anerkennenswerteste Mitte einhielten zwischen einengender Religiosität und gefährlicher Freigeistigkeit, ihre politischen Anschauungen, die mit jedem Ministerium wechselten, und ihre Ansichten über Litteratur.

Sie las genügend viel von aufgeklärten Büchern, um mit Männern darüber zu reden und mit Damen darüber zu schaudern, und zeigte sich gerade genügend liberal, um Künstlern und Gelehrten zu schmeicheln, und doch wieder genügend exklusiv, um dem Vorurteil ihrer eigenen Kreise nicht nahe zu treten.

Also das Mäntelchen nach dem Winde drehend, war sie dreißig Jahre lang rüstig ihrer Wege und in Beziehung auf ihre Weltstellung recht bemerkenswert aufwärts gestiegen, und da sie im Grunde genommen eine gute Person war und nichts anderes auf der Welt zu thun hatte, so beschäftigte sie sich jetzt vielfach damit, ihre gegen sie zurückgebliebenen armen Verwandten die sociale Leiter hinaufzulotsen.

Im ganzen hatte sie keine glückliche Hand und vorläufig recht unerfreuliche Erfolge erzielt. Werners ältester Bruder Kuno, der ihr Liebling gewesen war, und den sie zur Freude ihrer Eitelkeit hatte bei den Garde-Ulanen dienen lassen, hatte so viel Geld gebraucht, daß sie schließlich müde geworden war, seine Schulden zu zahlen, und hatte sich auch anderweitig derartig unmöglich gemacht, daß man im Grunde genommen froh sein mußte, als er durch den Tod in einem Duell einen verhältnismäßig ehrenhaften Ausweg aus seiner gänzlich verpfuschten Existenz fand.

Dies aber schreckte die Gräfin Warsberg nicht ab. Unermüdlich fuhr sie fort, Schick-

sal für ihre Familie zu spielen, dieselbe besonders vornehmen Zielen entgegenzusteuern. Der einzige Unterschied war, daß sie es nicht mehr wie in dem Fall ihres ältesten Neffen auf eigene Kosten that.

Letzterer Zeit experimentierte sie an Werner herum. Sie war nicht recht einverstanden mit ihm. Im Grunde nahm sie es ihm übel, daß er sich so fröhlich in die Mittelmäßigkeit seiner Verhältnisse fügte.

Aber das mußte anders werden. Sie hatte allerhand mit ihm vor.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Werner mit der ungezwungenen Haltung eines Menschen, der auf Gottes weiter Welt nichts zu thun hat, über das Brückchen hinüberschritt, das aus dem Hotel fast direkt in die berühmte Nassauer Allee führt. Er hatte sich mit der Mutter verplaudert. Jetzt waren Mutter und Schwester baden gegangen. Er suchte die Zeit totzuschlagen, wie er konnte. Er dachte an Italien und träumte von Eltville.

„Du kommst wie gerufen!" rief seine Tante Malvina ihm zu. Er blickte auf. Da saß sie an demselben Plätzchen, an dem er mit seiner Mutter gefrühstückt. Das Frühstückszeug war abgeräumt, anstatt desselben lag eine große Auswahl farbiger Wolle auf dem Tisch. Gräfin Malvina beschäftigte sich mit Tapisseriestickerei. „Ich begann soeben mich zu langweilen, leiste mir doch ein wenig Gesellschaft."

„Mit Vergnügen," erwiderte Werner höflich und setzte sich.

„Wie findest du die Mutter?" fragte die Gräfin, indem sie einen sehr langen grünen Faden aus der Tapisserie herauszog.

„Über Erwarten munter," erwiderte Werner.

„Das täuscht, das täuscht," entgegnete entmutigend die Gräfin, „die momentane Erregung, die Freude über dein Kommen haben sie belebt. Aber sie ist sehr matt. Ich finde sie sehr matt."

„Wirklich?" fragte Werner, und dabei nahm sein Gesicht einen dermaßen betrübten und beunruhigten Ausdruck an, daß er der Mustergräfin leid that.

„Vielleicht bin ich zu besorgt," seufzte sie, „momentan ist ja wirklich nichts zu fürchten."

„Wer ist denn hier der Arzt der Mutter?" fragte Werner.

„Doktor Martini; warum fragst du?"

„Weil ich ihn gern über den Zustand der Mutter befragen möchte," erwiderte er.

„Ach, ich sagte dir ja, daß momentan keine Angst nötig sei," versicherte die Gräfin, „übrigens ist er ein Optimist, gerade das Gegenteil von mir. Ich mache mir immer zu viel Sorgen, ich sehe immer alles schwarz. Wenn es sich um die Leute handelt, die ich liebe, verliere ich den Kopf. Du nimmst mir's jetzt sicherlich übel, daß ich dich hierher citiert habe," fuhr sie fort, „es war vielleicht übereilt, unnütz."

„Es war vielleicht unnütz, mich so zu erschrecken," sagte Werner, „im übrigen aber bin ich dir sehr dankbar, daß du mich veranlaßt hast, herzukommen."

„Du hattest doch eine so schöne Reise nach Italien vor."

„Was liegt daran, ob ich die etwas aufschiebe," erwiderte Werner. „Es war ohnehin recht dumm von mir, daß ich nicht daran dachte, wenigstens einen Teil meines Urlaubs der Mutter zu widmen. Ich bereue es keinen Augenblick, daß ich gekommen bin; und die Mutter so viel besser zu finden, als ich vermuten durfte, war ja doch nur eine sehr angenehme Überraschung."

Wenn er so etwas sagte, so wurde er dabei rot wie ein Schuljunge, und seine Stimme wurde dünn und zitterte ein wenig. Es war beim Haar lächerlich — blieb aber einfach rührend.

Dies fand die Gräfin Warsberg auch. Sie betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Stolz und Zärtlichkeit. „Werner, du bist ein prächtiger Junge!" rief sie aus, „schade, daß du nicht bei der Kavallerie dienst!"

„Aber Tante," rief Werner etwas ironisch, „denke nur, daß ich unter Umständen hätte in der Linie dienen können, und das wäre ja doch noch viel ärger gewesen!"

Die Gräfin schauderte. „So etwas hätte ich nicht zugegeben!" versicherte sie.

Werner drehte seinen sehr weichen braunen Schnurrbart. Er konnte nicht umhin, über seine Tante Malvina etwas eigentümliche Betrachtungen anzustellen.

„Tante," begann er nach einem kurzen

Schweigen, „hattest du außer deiner Besorgnis um die Gesundheit meiner Mutter nicht noch irgend einen anderen Grund, mich hierher zu berufen?“

„Aber Werner, mein lieber Werner! was soll ich denn für einen Grund gehabt haben? Gar keinen,“ versicherte eifrig die Warsberg, „nur“ — sie räusperte sich verlegen — „da du nun schon einmal da bist, so freue ich mich — freue mich — hm! — Gelegenheit zu haben, mich über gewisse Familienübelstände mit dir auszusprechen, damit wir gemeinschaftlich an deren Abstellung arbeiten können.“

„Familienübelstände, Familienübelstände!“ wiederholte Werner beunruhigt. „Ich weiß von keinen Familienübelständen, seit der arme Kuno tot ist. Hat sich vielleicht noch ein Gläubiger gemeldet?“

„Ach nein, nein, das ist ja alles längst in Ordnung; es handelt sich um andere, näherliegende und, glaube es mir, momentan viel störendere Dinge. Da ist zum Beispiel“ — die Mustergräfin ließ ihre Stickerei fallen und schlug in graziösem Entsetzen die Hände zusammen — „da ist zum Beispiel der Hut deiner Mutter —“

Werner blickte seine Tante groß an; war sie plötzlich verrückt geworden? Dann lachte er fast ausgelassen, er konnte sich nicht helfen. „Der Hut meiner Mutter!“ wiederholte er, „und den rechnest du zu den peinlichen Familienübelständen, Tante?“

„Lache nicht, Werner,“ verwies sie ihm großartig. „Du hast keine Ahnung von der Wichtigkeit, welche solche Kleinigkeiten im Leben haben. Der Hut — mein Gott, der Hut ist ein Detail, aber er ist charakteristisch für das Auftreten deiner Mutter; und Thilde daneben in ihrem grasgrünen Baregekleid und mit ihrer römischen Mosaikbrosche mit dem Petersdom — c'est à faire peur aux moineaux. Ich geniere mich vor den Badegästen, ich habe infolgedessen deine Mutter und Schwester noch gar nicht mit meinem kleinen Kreis zusammenbringen können. Man zeigt sich die beiden unter den Saisonkarikaturen von Schlangenbad. Ich bitte dich, lieber Werner, sieh darauf, daß — Ah, guten Morgen, Else!“

Das Gesicht der Gräfin veränderte sich plötzlich. Ein verbindliches Lächeln trat auf ihre noch vor kurzem von schweren Familiensorgen beunruhigten Züge. Sie war aufgesprungen und reichte einer jungen Dame, die soeben mit einem Gruß an ihr vorübereilen wollte, die Hand. Jetzt erhob sich auch Werner, er blickte nach der Vorübergehenden und — in die hübschesten, fröhlichsten, treuherzigsten blauen Augen, die ihm in diesem Leben je begegnet waren.

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen Neffen vorstelle: Lieutenant von Schlitzing — Fräulein Else von Ried.“

Werner verbeugte sich förmlich; Fräulein von Ried nickte flüchtig, sie schien große Eile zu haben, und es war ihr offenbar nicht darum zu thun, sich bei der Gräfin und ihrem Neffen lange aufzuhalten.

„Wohin des Weges?“ fragte die Gräfin, indem sie das junge Mädchen beim Arm festhielt.

„Zum Lawn-Tennis,“ erwiderte Fräulein von Ried.

„Zum Lawn-Tennis kommen Sie zu spät, liebes Kind,“ warf die Gräfin ein, „vor einer halben Stunde habe ich mit Marie Glynka in der Nassauer Allee promeniert, da war der Lawn-Tennis-Platz besetzt.“

„Besetzt?“ rief das junge Mädchen ärgerlich aus. „Ich habe doch Edmund Linden aufgetragen, den Tennisplatz für mich freizuhalten. Haben Sie Edmund nicht oben gesehen — beim Lawn-Tennis mein ich, Frau Gräfin?“

„Gewiß habe ich Graf Linden dort gesehen mit den beiden Sytzows und noch einem fremden Herrn,“ erwiderte die Gräfin, „eine vollständige Herren-Match.“

„Natürlich, das ist meine Partie!“ rief lebhaft das junge Mädchen.

Gräfin Warsberg lachte geziert. „Else, meine liebe kleine Else, Sie sind gottvoll! Sie spielen Lawn-Tennis allein mit vier jungen Herren? Das — das ist ja unmöglich — geradezu unmöglich!“

„Warum?“ fragte jetzt Else, die Brauen zusammenziehend. „Die Herren haben nichts dagegen, ich bin ihnen nicht im Wege, ich spiele ebensogut wie sie.“

„Mein Gott, sie ist ein Kind, ein Kind!“ rief die Mustergräfin und blinzelte von Else von Ried vorüber ihrem Neffen zu, der sich indes höflich ein wenig im Hintergrund ge-

halten hatte, „sie ist entzückend, entzückend, aber ein Kind, ein reines Kind!“ Bei diesen Worten klopfte die Mustergräfin dem jungen Mädchen mütterlich auf die Schulter und blinzelte ihren Neffen mit ihren ungleich funktionierenden Augenlidern noch energischer an als früher. Offenbar war es ihr sehr darum zu thun, seine Aufmerksamkeit auf das junge Mädchen zu lenken.

Es war überflüssig, beinahe vom Übel — Werners Augen beschäftigten sich bereits ohne besondere Weisung mit dem jungen Menschenkind.

Auffallend hübsch, mit der Schönheit einer süßen, saftigen, unter den glücklichsten Witterungsverhältnissen gereiften Frucht, gehörte Else von Ried zu den Mädchen, an denen kein Mann vorübergeht, ohne sich zweimal nach ihnen umzusehen.

Ein echtes Kind des gesegneten Landstriches, auf dem sie geboren, aus dem sie so zu sagen herausgewachsen war, zuckte ihr das Feuer des Rheinweins in jeder Fiber ihrer zierlich gebauten, aber entschieden zur Üppigkeit neigenden Gestalt. Sofort merkte man es ihr an, daß sie aus gutem Hause sei, der letzte Schliff der großen Dame fehlte ihr. „Kleinstädtisch“ sah sie nicht aus, das Wort paßte durchaus nicht. Aber — man sah, daß ihr geistiger und socialer Horizont ein enger, ein nicht so sehr beschränkter als von allen Seiten beschützter war.

Es hätte noch weniger Menschenkenntnis dazu gehört, als Werner ohnehin besaß, um es ihr nicht sofort abzusehen, daß sie ihr Leben lang als unbestrittene Königin in ihrem kleinen Kreis geherrscht; eigenwillig, heftig, jeglicher Opposition ungewohnt, aber sehr gutherzig.

Werner fand sie zu sicher in ihrem Auftreten, worin er recht hatte, ein Spürchen arrogant, worin er ihr unrecht that. Aber hübsch war sie, das konnte er nicht leugnen, sehr hübsch. Man hätte weit gehen müssen, um etwas Reizenderem zu begegnen, als sie es war in ihrem hellen Lawn-Tennis-Kleid und mit einem weißen Band umschlungenen Matrosenhut.

„Sie ist ein Kind!“ flüsterte, ihren Neffen immer energischer anzwinkernd, die Gräfin Warsberg. Werner lächelte mit einem unbestimmten Ausdruck, und die Gräfin fuhr fort: „Daß sich die Herren eine solche Partnerin gern gefallen lassen, bezweifle ich keinen Augenblick, kleine reizende Else, aber — nehmen Sie mir das Wort nicht übel, entzückender Trotzkopf — es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, sich mit vier jungen Herren allein zu amüsieren.“

„Da möcht ich doch wissen warum?“ rief jetzt Else ganz ernstlich entrüstet aus; „warum soll sich's weniger schicken als mit vier jungen Mädchen? Ich versichere Ihnen, Frau Gräfin, es ist viel harmloser, mit vier jungen Herren zu plaudern als mit jungen Damen. Die Herren erzählen einem nie von ihren Liebesabenteuern, und die jungen Mädchen, wenn sie unter sich sind, reden von nichts anderem.“

Diesmal konnte Werner nicht umhin, herzlich aufzulachen. Else streifte ihn flüchtig mit einem geraden, aber kurzen Blick ihrer hübschen blauen Augen und sah dann irgendwo anders hin.

Die Gräfin lächelte indessen geziert. „So, so, also von nichts anderem reden die jungen Mädchen,“ lispelte sie. „Und bleiben Sie etwa hinter den anderen zurück?“

„Mit was?“ fragte Else, der es sehr oft passierte, daß sie von einem Mundaufmachen zum anderen vergaß, was sie gerade für einen Unsinn zu Tage gefördert hatte.

„Nun, mit den Berichten über Ihre — Ihre Liebesabenteuer.“

„Ich wüßte nicht, was ich berichten sollte,“ erwiderte Else die Achseln zuckend.

„Könnten Sie etwa nicht mit Ihren Eroberungen renommieren?“ schmeichelte die Gräfin.

„Ach was, mich interessieren meine Eroberungen nicht,“ versicherte Else; „es giebt nichts Langweiligeres als dieses ewige Eroberungenmachen.“

„Ist es überhaupt zu umgehen, Else, wenn man so viel mit jungen Herren Lawn-Tennis spielt?“ fragte die Gräfin.

„O ja, wenn man nur ernstlich will, ist's zu umgehen, ganz gut ist es zu umgehen. Meine Freunde wissen, daß ich's nicht leiden kann, wenn man mir den Hof macht; so ersparen sie's mir. Es ist nichts Langweiligeres als diese ewige Verlieberei, die einem allen Spaß verdirbt!“

„Ist sie drollig!“ rief die Gräfin; dann

dem jungen Mädchen mit dem Finger drohend, sagte sie: „Else, sagen Sie das nicht zu oft, der Fall dürfte doch eintreten ...“

„Es thut mir leid, aber ich darf die Jungens nicht länger warten lassen,“ erwiderte Else etwas schroff; das Gespräch hatte eine ihr entschieden unliebsame Wendung genommen, „sie werden ohnehin nicht wissen, was aus mir geworden ist.“

Gar so leicht abzuschütteln war die Mustergräfin nicht. Sie lächelte belustigt, und auf die burschikose Ausdrucksweise des jungen Mädchens eingehend, sagte sie: „Nein, nein, wir wollen ‚die Jungens‘ nicht länger schmachten lassen. Aber wenn Sie's erlauben, Else, so werden wir Sie ein Stückchen begleiten.“ Damit steckte die Gräfin ihre Arbeit in einen violetten Peluchebeutel, den sie über den Arm hing, und fragte: „Kommst du mit, Werner?“

Einen Augenblick zögerte er, suchte offenbar einen Vorwand, umzukehren, fand keinen und schloß sich den Damen an.

Else hatte gemerkt, daß er zögerte, sie hatte auch gemerkt, daß ihm etwas an ihrem Wesen mißfiel. Das war sie nicht gewöhnt. Daß man ihr, auf allerhöchsten Befehl, nicht die Cour machen sollte, war ein Ding für sich, daß aber irgend ein Mann sich erlaubte, sie mit einem so objektiven Blick zu betrachten, wie Werner es ihr gegenüber that, erschien ihr gänzlich unerhört. Sie war wütend über ihn, faßte den festen Vorsatz, ihn völlig zu ignorieren, und redete ihn nach zwei Minuten mit den Worten an: „Sind Sie schon lange hier, Herr von Lützing?“

„Schlitzing, wenn Sie nichts dagegen haben,“ erwiderte Werner, nicht ohne ein belustigtes Zucken um die Mundwinkel.

„Ach, verzeihen Sie mir, ich merke mir die neuen Namen so schwer,“ sagte Else, die sich offenbar bemühte, hochnasig zu sein. Er verdiente es.

„Dummes kleines Ding,“ dachte Werner bei sich. Seine Mundwinkel zuckten noch belustigter, zugleich sagte er: „Das ist sehr begreiflich, gnädiges Fräulein.“

Die Gräfin Warsberg aber faßte die gedankenlos hingesprochene Thorheit des jungen Mädchens keinesfalls so ruhig auf wie ihr Neffe. „Schlitzing ein neuer Name, wo denken Sie hin?“ rief sie empört.

„Aber das meinte ich ja nicht so — ich meinte, daß er *mir* neu sei,“ entschuldigte sich Else etwas verdrießlich.

„Aber er sollte Ihnen nicht neu sein,“ belehrte die Gräfin immer noch ärgerlich; „es ist ein Bildungsmangel, ein positiver Bildungsmangel, nicht zu wissen, daß die Schlitzings zu den ältesten Familien der Mark gehören.“

„Ja,“ erklärte Werner ernsthaft, „die Heldenthaten der Schlitzings reichen bis ins graue Altertum zurück: ehe es noch einen Markgrafen von Brandenburg gegeben, ist bereits ein Schlitzing wegen Pferdediebstahls aufgeknüpft worden.“

„Werner, das ist ein schlechter Scherz — ein sehr schlechter Scherz,“ ereiferte sich die Gräfin. „Du weißt, daß ich derartiges Gespöttel nicht leiden kann; alles, was an Sarkasmus streift, ist mir widerwärtig.“

Das war in der That der Fall. Die Gräfin genoß ihre geistige Kost immer ungesalzen. „Das ist ein Mangel an Pietät bei dir,“ fügte sie entrüstet hinzu.

Werner lächelte zu dieser Anschuldigung ruhig vor sich hin; es war das erste Mal in seinem Leben, daß man ihm einen Mangel an Pietät zur Last legte. Im Grunde genommen besaß er für moderne Verhältnisse ganz ungewöhnlich viel von jenem oben erwähnten schönen Aberglauben, der über den Heiligtümern der Menschheit wacht.

Else schwieg. Nach einem Weilchen hob sie von neuem an: „Finden Sie Schlangenbad nicht schrecklich langweilig, Herr von Schlitzing?“

„Ich habe noch nicht die Zeit gehabt, es langweilig zu finden,“ erwiderte er ihr.

„Ach, *die* Zeit werden Sie bald gehabt haben,“ versicherte ihm Else, „denn es läßt sich nicht leugnen, daß Schlangenbad wirklich zum Sterben langweilig ist.“

„Sie scheinen mir dem Sterben gottlob noch nicht sehr nahe zu sein,“ meinte er lächelnd, indem er das blühende junge Mädchen betrachtete.

„Ich langweile mich aber auch nicht im geringsten,“ rief Else. „Ich habe ja meine guten Freunde hier, und die, die nicht hier sind, kommen mich zu besuchen; dann spielen wir entweder Lawn-Tennis oder lachen über die Kurgäste. Ach, wie entsetzt Sie aussehen,

Herr von Schlitzing! Machen Sie sich denn nie lustig über die Menschen?"

„Ich hätte Angst, daß mir Gleiches mit Gleichem vergolten werden könnte," sagte der junge Mann.

„An so etwas denk ich nie," versicherte Else unbefangen.

„Es kommt Ihnen nicht wahrscheinlich vor," erwiderte er ziemlich trocken.

Else biß sich die Lippen, er war unausstehlich, wirklich unausstehlich. „Ach, das meine ich nicht," erklärte sie, „ich wollte nur sagen, daß ich mir nichts daraus mache, wenn die Leute über mich spotten. Wohl bekomm's!"

Immer stärker wuchs in ihr der Wunsch, diesen phlegmatischen jungen Mann aus seinem Gleichgewicht herauszubringen.

„Übrigens sind einige von den Kurgästen wirklich zum Totlachen. Das werden Sie selber zugeben. Hat man Ihnen schon den alten Engländer gezeigt, von dem man behauptet, daß er, um die jugendliche Elasticität seiner Glieder zu bewahren, jeden Morgen, ehe er sein Perücke aufsetzt, in seinem Zimmer drei Purzelbäume schlägt? Immer drei, nie mehr, nie weniger!"

„Nein," sagte Werner, der unwillkürlich lächeln mußte.

„Und die beiden alten Jungfern," fuhr Else fort, „jede von ihnen in einem anderen Stadium der Sechzig. Sie tragen beide Baumwolle in den Ohren und lange Locken darüber — so, wissen Sie, Frisuren wie die van Dyck-Porträts der englischen Königsfamilie. Wenn die jüngere mit irgend einem Herrn konversiert, so zupft die ältere sie am Ärmel und flüstert ihr zu: ‚Baby, sei vorsichtig!' Dann seufzt das sechzigjährige Baby und sagt: ‚Ach, Amandine, du kennst mich!' Und dann umarmen sie einander. Es heißt, daß sich einmal jemand aus unglücklicher Liebe für ‚Baby' erschossen haben soll, und Amandine hat offenbar Angst, ‚Baby' könne noch einmal Unheil anrichten."

Diesmal lachte Werner herzlich. Er mußte lachen. Sein Lachen klang sehr angenehm, wie das aller kerngesunden und vollständig natürlichen Menschen.

Sehr erfreut ob dieses Erfolges, fuhr Else fort: „Und dann giebt's noch eine alte Frau, irgendwo aus Hinterpommern oder dort wo her, die ärgert sich immer über die Preise — ich bitte Sie, die Preise in Schlangenbad! — und rechnet aus, was der Wirt an einer Portion Roastbeef verdient. Und dann ist die Tochter über die Knauserigkeit der Mutter entsetzt. Die Tochter schwärmt von Italien und hat Ideale, sie trägt immer eine Mosaikbrosche mit dem Petersdom. Aber das Schönste ist der Hut der Mutter, ein ungeheurer brauner Hut, mit Bindbändern über den Ohren — so ein Gehäuse ..."

Als Else an diesem Punkt ihrer Erzählung zu Schlitzing aufsah, um von seinem Gesicht den Beifall für ihre Schilderung herunter zu lesen, war sein Gesicht dunkelrot und seine Augen blickten finster.

Zu gleicher Zeit warf sich die Gräfin Warsberg mit Todesverachtung, so zu sagen, zwischen die Räder des Gesprächs und zwar mit folgender originellen Bemerkung: „Das Wetter ist heute sehr warm, finden Sie nicht, Else?"

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Else, Prinzessin Else, Else!" schwirrte es aus verschieden gestimmten Männerkehlen zu dem jungen Mädchen herüber.

Man hatte den Lawn-Tennis-Platz erreicht und gewahrte nun vier Jünglinge in hellen Flanellhosen mit Matrosenhüten und bis über den rechten Ellenbogen hinaufgerolltem Hemdärmel, die offenbar schon seit längerem sehnsüchtig „der Perle des Taunus", wie sie in ihren Kreisen genannt wurde, geharrt hatten.

Die verschiedenen Titulaturen deuteten auf den verschiedenen Grad ihrer Intimität mit Else.

Der, welcher sie kurzweg Else angerufen, war ein Rheinländer, ein alter Freund und Jugendgespiele, Edmund Graf Linden, der, bei einem in Wiesbaden stationierten Husarenregiment dienend, fast alle Tage mit seinem Kutschierwägelchen nach Schlangenbad herüberfuhr. Wenn die jungen Herren es auch alle, „auf allerhöchsten Befehl", unterließen, der Prinzessin Else „den Hof zu machen", so waren sie doch alle — dies konnte man ihnen auf den ersten Blick ansehen — heftig in sie verliebt, am verliebtesten aber unbedingt der junge Rheinländer. Er war übrigens ein alter Bekannter Schlitzings, den er, kaum daß er Else begrüßt und ihr Vorwürfe ob ihrer Unpünktlichkeit gemacht,

mit den Worten anredete: „Schlitzing! was Teufel, alter Junge, machst denn du hier?“

„Ich bin gekommen, um meine Mutter und Schwester zu besuchen,“ erwiderte Werner und streifte dabei Else mit einem eigentümlichen Blick. Else war über und über rot geworden. Eine Ahnung beschlich sie, eine sehr unangenehme Ahnung, daß der junge Mann mit den schönen grauen Augen in sehr nahen Beziehungen stehen müsse zu der alten Frau aus Hinterpommern.

Aber wie hätte ihr so etwas einfallen sollen, wie konnte man zugleich der Neffe der Mustergräfin und der Sohn dieser alten Frau sein! Jedenfalls hatte sie ihn verletzt, das war klar.

Sie hätte es gern gutmachen wollen.

„Wollen Sie nicht mitspielen, Herr von Schlitzing?“ fragte sie ihn.

„Ich danke,“ erwiderte er sehr kalt, „ich habe ebensowenig Übung im Lawn-Tennis, wie in der Kunst, mich über meinen Nebenmenschen lustig zu machen.“

Sie stieß einen kleinen verlegenen Seufzer aus, er grüßte, das heißt er legte zwei Finger an den Schirm seines Hutes, den er in momentaner Geistesabwesenheit für eine Militärmütze zu halten schien, und wendete sich zum Gehen.

„Willst du nicht ein wenig zusehen?“ rief die Mustergräfin.

„Nein, ich danke,“ antwortete Werner und wendete sich zum Gehen.

Die Mustergräfin blickte unsicher von ihm zu Else. „Nun, dann sag ich Ihnen vorläufig Adieu, liebes Kind, bis nachher; amüsieren Sie sich gut mit Ihren vier Rittern. Laufe doch nicht so, Werner!“

Werner blieb stehen, die Tante schloß sich ihm an.

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander in dem dichten Schatten der Nassauer Allee, in der da und dort der goldene Sonnenschein mühsam durch die engverwachsenen Buchenzweige hineinsickerte.

Nach einer kleinen Weile bemerkte die Mustergräfin fast weinend: „Ich habe es dir ja gesagt, der Hut deiner Mutter ist ein Unglück — ein Unglück für ihre ganze Familie!“

Werner schwieg.

„Und wie — wie gefällt dir im übrigen die kleine Rieb?“

Diesmal blickte Werner der Tante ruhig und voll ins Gesicht, dann sagte er mit Nachdruck: „Von allen hübschen, oberflächlichen, herzlosen Gänsen, die mir im Leben je begegnet, ist sie die hübscheste, oberflächlichste und herzloseste. Das ist ja ein kleines Ungeheuer!“

„Du bist zu streng,“ entgegnete ihm die Tante, „und für einmal hatte sie recht. Mein Lieber, sie ist ein verzogenes Kind — das ist alles. Ich begreife ja, daß du ihr ihre Naseweisheiten übel genommen hast, aber das bedeutet nichts bei ihr, sie sagt das einmal so und dann wieder so. Sie plappert so gedankenlos in die Welt hinein, ohne daran zu denken, wo ihre Worte hinfallen.“

„Sie hat kein Recht, so rücksichtslos in die Welt hineinzuplappern!“ rief Werner heftig; „ebensowenig als man das Recht hat, in einem öffentlichen Garten herumzuschießen, um sich zu unterhalten. Man zielt auf Spatzen und trifft Menschen!“

(Fortsetzung folgt.)



Otto Ludwig.

Von

Ludwig Geiger.

Eine erneute Würdigung des vielgenannten thüringischen Dichters zu versuchen, der eine Zeit lang verkannt, später bisweilen über Gebühr gepriesen worden ist, giebt eine neue Gesamtausgabe Veranlassung, die kürzlich fertig geworden ist. Sie unterscheidet sich von den früheren hauptsächlich durch die Benutzung von Ludwigs handschriftlichem Nachlasse, der jetzt zum erstenmal und gleich in mustergültiger Weise ausgebeutet worden ist. Durch diese Benutzung konnte eine dreifache Bereicherung stattfinden. Zunächst konnten die dramatischen Anfänge und Fragmente mitgeteilt werden, die erst ein Bild von der Arbeitsweise des Dichters geben. Sodann wurden kritische und dramaturgische Aufsätze veröffentlicht, welche die reiche Belesenheit des Dichters bekunden und seine bald milde, bald scharfe Beurteilung klar erkennen lassen. Endlich wurden, nachdem von verschiedenen Seiten her die nicht allzu zahlreichen Briefe Ludwigs zusammengebracht waren, die in seinem Nachlaß befindlichen Tagebücher und die an ihn gerichteten Briefe herangezogen. Durch ihre Benutzung wurde es dem Hauptherausgeber der Sammlung, Adolf Stern, möglich — an der Edition der dramatischen Bruchstücke war Erich Schmidt beteiligt —, zum erstenmal ein vollständiges Lebensbild des thüringischen Dichters zu geben. Dieser Biographie ist aber nicht Vollständigkeit als einziger Vorzug nachzurühmen. Höher als

diese Vollständigkeit steht vielmehr die künstlerische Gruppierung des Stoffes, die liebevolle Beurteilung des Dichters und seiner Werke, das kongeniale Erfassen der Persönlichkeit und ihres ganzen Wirkens. An manchen Historikern tadelt man mit Recht, daß sie ihre Phantasie walten lassen, statt nüchterner Kritik das Wort zu erteilen; an diesem Dichterbiographen kann man dagegen rühmen, daß er gleichzeitig Historiker und Dichter ist und daß er als echter Künstler einen künstlerischen Stoff bewältigt hat. Teilnahme, ja Bewunderung für den Helden zu erwecken, ist die Aufgabe jedes Biographen, der die meisten, wenn sie nicht eben jeder Kunst entbehren, gerecht zu werden versuchen. Wenige moderne Biographien aber verstehen es in so hohem Grade wie diese, einerseits den Geschilderten dem Leser menschlich nahe zu bringen, andererseits die Umgebung so gut zu zeichnen, in welcher der Dichter aufwuchs, sich ausbildete und zum fertigen Manne gestaltete.

Nicht sonderlich ereignisreich ist Otto Ludwigs Leben. Irren und Leiden, dies Los mancher deutscher Dichter, ward auch sein Teil. Sein Irrtum bestand darin, daß er sich zum Musiker geboren glaubte und viele Jahre zur theoretischen und praktischen Ausbildung in der Musik benutzte, die, wenn sie auch nicht vollständig verloren waren, doch viel Zeit und Geld kosteten. Leiden war ihm verschiedenartiges vorbehalten. Er litt durch den frühen Tod seines Vaters, infolgedessen er, seiner schwachen Mutter und deren Verwandten unterstellt, kostbare Zeit hinter dem Ladentische zubringen mußte, statt sie seinen Lieblingsneigungen zuzuwenden. Er litt an den beengten, fast ärmlichen Verhältnissen, die, gleichfalls durch den frühen Tod des Vaters verschuldet, den Jüngling zwar nicht zur Lohnarbeit trieben, aber doch das ruhige, stetige Arbeiten aufhielten, das nur dem möglich ist, der nicht für den täglichen Lebensunterhalt zu sorgen hat. Aber besonders litt er unter einem schweren Nervenübel, das ihn schon in seiner Kindheit heimgesucht hatte, ihm die schönsten Jugendjahre vergällte, während der Zeit seines Mannesalters schweres Siechtum und ein frühzeitiges schmerzliches Ende bereitete.

Otto Ludwig wurde in Eisfeld am 12. Februar 1813 geboren. Er hatte eine schwere Jugend durchzumachen. Zwei Geschwister starben früh, ein dritter Bruder erlag schwerem Siechtum, durch einen Brand des Heimatstädtchens ging ein Teil des väterlichen Vermögens verloren, der Vater starb 1825, die Mutter 1831, so daß Ludwig zu einer Zeit, da bei ihm so wenig wie bei anderen Gleichalterigen von einer materiellen, geistigen und sittlichen Selbständigkeit die Rede sein konnte, völlig allein stand. Der Vater hatte sich als Dichter versucht, die eigentliche poetische, sinnige Einwirkung ging von der Mutter aus. Doch wurde die Knaben- und Jünglingszeit nur selten zu poetischen Spielen und Beschäftigungen, Dichten und Theateraufführungen, Musikübungen und Kompositionen benutzt. Nach ziemlich kurzem Besuch des Gymnasiums zu Hildburghausen trat Ludwig als Kaufmannslehrling bei seinem Onkel ein. Erst nach dem Tode der Mutter und nach allseitiger Erkenntnis von der Erfolglosigkeit der Lehrlingszeit, nach nochmaligem kurzem Besuch eines Gymnasiums begann Ludwig an eigenen Lebensberuf zu denken. Er glaubte ihn in der Musik gefunden zu haben. Jahre vergingen ihm in Kunst- und Naturschwärmerei, im idyllischen Zusammenleben mit gleichgestimmten Freunden. Er komponierte eine Anzahl Opern, für die er sich die Texte dichtete. Er fand Genossen unter seinen Landsleuten und hatte Gelegenheit, mit und vor ihnen seine theatralischen Versuche zur Aufführung zu bringen. Was aber mehr war: er erlangte in seinem Landesherrn einen Gönner, der den angehenden Musiker, der sein kleines Vermögen verbraucht hatte, mit einem Stipendium nach Leipzig schickte (1833). Doch außer dieser Gunst des Herzogs brachte der Künstler eine schwere Ungunst des Schicksals nach der Musenstadt, den Anfang seiner unheilbaren Nervenkrankheit. Diese, die ihm den vollen Gebrauch seiner Finger unmöglich machte, war es zunächst, die den Künstler von der Musik, trotz Mendelssohns Unterricht und Schumanns Einfluß, trotz Leipzigs hochentwickelter Musikneigung und -übung, von der Musik zur Litteratur übergehen hieß. Schon in Leipzig, dessen litterarische und künstlerische Leistungen der trübsinnige und kränkliche Mann nicht gebührend zu würdi-

gen wußte, hatte Ludwig Novellen zu schreiben begonnen; bald nach seiner Rückkehr nach Eisfeld (1840) fing er an, Dramen zu dichten, sann über einen großen humoristischen Roman nach, skizzierte und vollendete einige Erzählungen. Aber seine eigentlich fruchtbare Schriftstellerarbeit datiert erst von einem neuen Leipziger Winter, 1842 bis 1843, da er in einem Kreise begabter Genossen die Pleißestadt besser würdigen lernte. Trotzdem kehrte er ihr den Rücken und nahm seinen Aufenthalt in Dresden, an dessen Bühne er durch eine entfernte Verwandte, die vielgenannte Karoline Bauer, für sein erstes Drama Unterkunft zu finden hoffte. Doch diese Hoffnung schlug fehl wie andere litterarische Aussichten, so daß er, der in der Großstadt fremd gebliebene Dichter, der durch eine von seinem Onkel herrührende Erbschaft für einige Jahre materiell unabhängig war, in Garsebach und Meißen längere Zeit als Einsiedler lebte, ab und zu seine Einsamkeit durch einen kurzen Aufenthalt in Leipzig und Dresden unterbrechend. Dort in jener Einsamkeit fand er seine Lebensgefährtin, die er am 27. Januar 1852 heimführte. In Dresden wirkte E. Devrient auf ihn, indem er sein Selbstbewußtsein durch eifriges Lob stärkte, für ihn dadurch, daß er einige seiner dramatischen Arbeiten in gebildeten und vornehmen Kreisen vorlas, andere auf die Bühne brachte, wenn er sie auch nicht ganz heimisch zu machen wußte, daß er ferner den Dichter in Beziehung zu Schriftstellern setzte, wie B. Auerbach und G. Freytag, die sein Talent anerkannten und diese Wertschätzung auch öffentlich verkündeten, oder zu jüngeren wie Heydrich und Mejer, die dem neu aufgehenden Stern der Litteratur begeistert und verständnisvoll zujubelten. Nach seiner Heirat lebte er dauernd in oder bei Dresden, in ununterbrochener Arbeit, die seit 1853 auf B. Auerbachs guten Rat novellistischen Stoffen galt, ohne doch stetig bei diesen zu verweilen. Vielmehr versenkte sich der Grübler häufig in die Theorie seiner Kunst, dachte und schrieb über Shakespeare, suchte sich die Gesetze des dramatischen Schaffens klarzulegen und kehrte immer und immer wieder zu dramatischer Arbeit zurück, Skizzen auf Skizzen häufend, Angefangenes ergänzend und verwerfend. In stetem Schaffen, in friedlichem, durch das Gedeihen dreier gesunder und gut beanlagter Kinder bereichertem häuslichem Leben fand er ungetrübtes Glück.

Leider begann Ende der fünfziger Jahre für den Dichter eine Zeit traurigen Siechtums und schwerer Sorge. Das Nervenleiden, dessen Anfänge sich schon in der Jugend des Dichters gezeigt hatten, verbreitete sich in erschreckender Weise, den ganzen Körper schädigend, nicht ohne Eingriffe in den reichen Geist und nicht ohne Verbitterung des heiter gewordenen Gemüts. Die Sorge aber begann an die Thür des unablässig Arbeitenden zu klopfen, „der sich auf den Erwerb schlecht wie ein Dichter verstand", der für sich arbeitete und nicht für die Welt und der aus dem wenigen, das er zur Veröffentlichung für reif genug hielt, keinen sonderlichen Ertrag einheimste. Sein kleines bewegliches Kapital hatte er aufgezehrt; nun mußte er darangehen, sich von dem einzigen unbeweglichen zu trennen, das er noch besaß, von seinem Garten in Eisfeld, in dem er die schönste Zeit seiner Kindheit und Jugend verlebt hatte und den er kraft seiner Phantasie noch schöner ausschmückte, als er ihn jemals in Wirklichkeit erschaut hatte. Mit schmerzlichem Gefühl liest man Ludwigs Niederschrift in seinem Hauskalender (1859): „Ich habe Grund überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." Es wäre gewiß sehr schön gewesen, wenn sich ein hochherziger Mäcen, Fürst oder Privater, gefunden, der dem kranken Dichter die Sorge für seine Existenz abgenommen hätte, oder wenn es in Deutschland eine Nationalanstalt gäbe, die es als eine Ehrenschuld betrachtete, begabte Schriftsteller vor materieller Not zu schützen. Aber andererseits darf man nicht vergessen, daß

die Tiedge- und Schillerstiftung mit ihren damals mäßigen Mitteln für den Dichter eintraten, daß durch Geibels Verwendung dem Dichter eine Pension des Königs Maximilian von Bayern, daß endlich der von König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis ihm zuerkannt wurde. Und wenn man Schiller und die ihm von dem Prinzen von Augustenburg gewährte Gabe anführt, so sollte man doch nicht wagen, den Thüringer so unmittelbar neben den Schwaben zu stellen und sollte ferner bedenken, daß Otto Ludwig durch seine Abneigung vor jeder praktischen Thätigkeit, zu der er gelegentlich wohl guten Willen zeigte, aber nie ernstliche Vorbereitungen traf, durch seine krankhafte Art, stets Neues zu beginnen, in Fragmenten zu leben, das Angefangene auszutüfteln, aber nicht zu vollenden, endlich auch dadurch, daß er, der seiner Zukunft unsichere, dabei kränkelnde und mittellose Mann, das Geschick anderer an sich kettete und eine Familie begründete, schwere Verantwortung auf sich lud. Mitleidig und gerührt mag man sein Geschick beklagen, aber man soll der Nation keine Schuld aufbürden, die sie nicht verdient. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder die müden Augen. Seine letzte Arbeit war der Anfang einer Tragödie „Tiberius Gracchus", und fast die letzten Worte, die er schrieb, waren die schönen, wie eine Todesahnung klingenden Verse:

> Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
> Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
> Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
> So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
> Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
> Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
> Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne.

Otto Ludwigs litterarisches Schaffen läßt sich in drei Teile zerlegen. Den ersten, schmächtigsten, zeitlich frühesten nimmt seine Lyrik ein, den bei weitem breitesten, sein ganzes Leben durchziehenden die dramatischen und dramaturgischen Arbeiten; nur wenige Jahre waren novellistischen Versuchen gewidmet, die, soweit sie ausgeführt sind, nicht bloß die reifsten Früchte seines Talentes sind, sondern zu den schönsten Gaben moderner Novellistik gehören. Ludwig begann, wie fast jeder Poet, als Lyriker. Fast ein Knabe noch, dachte er daran, die Dichtungen seines Vaters, mit eigenen Beiträgen vermehrt, neu herauszugeben. Die unselbständige Periode seiner Lyrik, in der er ganz unter dem Einfluß der klassischen Meister stand, wurde nie durch eine Zeit vollest tönender, den Dichter ganz beherrschender Lyrik abgelöst: wohl aber sind vier aufeinander folgende Zeiten zu nennen, in denen des Liedes Quell stärker rauschte, die Zeit seiner entschiedenen Wendung zur Schriftstellerei, die seines Liebesfrühlings, die der großen politischen Bewegung vor, während und nach der Revolution, endlich die seines schweren Leidens. Den politischen und Liebesgedichten der beiden mittleren Perioden stehen in der ersten Naturlieder und allgemeine Betrachtungen, in der letzten ernste Gedanken und Todesahnungen gegenüber. Die Gedichte waren bisher nie gesammelt, nur wenige überhaupt gedruckt; in der neuen Ausgabe wird aus den Heften des Dichters, in denen Fertiges neben Unfertigem, Ursprüngliches neben Überarbeitetem in großer Zahl sich findet, eine völlig ausreichende Auswahl geboten, ein mühevolles Stück Arbeit, für das der Herausgeber reichen Dank verdient. Doch kann man nicht sagen, daß diese mühevolle Arbeit die reinsten Perlen ans Licht gefördert hätte. Vielmehr ist Ludwig als Lyriker durchaus unselbständig oder konventionell. Die Abhängigkeit vom Volkslied und Goethe geht so weit, daß Ludwigs Gedicht „An den Mond" nichts als ein Abklatsch des gleichnamigen Goetheschen, „Der wandernde Musikant" nur eine Verwässerung von des letzteren „Der Wanderer" genannt werden muß. Auch die Form Ludwigscher Reime ist unvollkommen: allzu gewöhnliche oder unreine Reime beweisen, daß ihm das Handwerksmäßige der Lyrik schwer wurde. Gefühl und Humor, zwei Gaben, die den Menschen auszeichneten, gehen dem lyrischen Dichter ganz ab; selbst die Schilderungen der Liebe, wobei merkwürdigerweise die im Namen des Mannes vorgetragenen süßlich klingen, während die im Namen der Frau erschallenden kräftiger tönen, mißlingen ihm; einmal, wo er es versucht, wird er, was ihm sonst selten passiert, geradezu frivol. Auch die politischen Gedichte sind matt: der Ruf nach Freiheit erklingt schüchtern in ihnen; das Verlangen nach Einheit, die fast mit denselben Worten mehrfach wiederholte Klage über die vierzig

kleinen deutschen Staaten, erscheint antiquiert. Ein vollkommen schönes Lied unter diesen lyrischen Gedichten aufzufinden, dürfte nicht leicht sein; am ehesten könnten noch einige Strophen aus einem der „Buschlieder“, den an seine Braut gerichteten Gesängen „Du und ich“ dafür gelten. In diesem Gedicht kommt das Vollgefühl des glücklich Liebenden zu einem wahrhaft dichterischen, wenn auch sehr stark an Volksweisen anklingenden Ausdruck; eine Strophe daraus verdient wohl hier eine Mitteilung:

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,
Da sollt ein Leben werden,
Mein Lieb, so wonniglich;
Was wär's, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich.

In diesen Gedichten sind einzelne wenige lyrische Stellen aus den Operntexten der Jugendzeit mitgeteilt. Sie lassen die Fortlassung der Texte selbst aus der Gesamtausgabe nicht als sonderlichen Verlust erscheinen. Für Ludwig, der von Jugend an von dem Verlangen nach dramatischer Gestaltung beseelt wurde, waren sie nur Vorspiele, die wohl für den Arbeitenden selbst, nicht aber für das Publikum Interesse haben, das höchstens bei den Allergrößten den Entwickelungsgang, das allmähliche Reifen verfolgen kann und will.

Das erste ausgeführte ernstere Drama, das fünfaktige Trauerspiel „Die Rechte des Herzens“, mochte in der Öde am Anfang der vierziger Jahre Ed. Devrient als Zeugnis dramatischer Begabung erscheinen, uns mutet es als unreifes und unschönes Produkt an. Es ist wie ein Bastard von „Romeo und Julie“ und „Käthchen von Heilbronn“: der Liebeswahnsinn des ersten Stückes und die blitzartige Unterwerfung des Mädchens unter den ihr plötzlich erscheinenden Mann aus dem zweiten, nur schade, daß das Dämonische des letzten Stückes und die, wenn man so sagen darf, historischen Vorbedingungen des ersteren, die das Unerklärliche einigermaßen erklären, hier völlig fehlen. Bei Ludwig ist die Fürstentochter, die sich einem polnischen Flüchtling an den Hals wirft, über den man zwar alles mögliche hört, von dem man aber nichts Rechtes sieht, ein unreifes Ding, deren Liebesberechtigung man stark bestreiten muß, der fürstliche Vater ist ein Theaterprinz; die Nebenfiguren, die kokette fürstliche Gouvernante, der treue, ehrliche Diener des Polenjünglings, der Malteser, der gute Diener des schlimmen Fürsten, der wie ein deus ex machina immer gerade da erscheint, wo man ihn am wenigsten erwartet: diese und andere mehr sind so konventionelle Figuren, daß sie echt dramatisches Leben nicht besitzen. Ohne Mitempfindung sieht man der ganz unnotwendigen grausigen Entwickelung zu, und auch der Selbstmord der unschuldig Liebenden, die sich lieben, ohne sich zu kennen, und sterben, obgleich sie leben könnten, vermag selbst den Gefühlvollen nicht zu rühren.

Ernst und streng warb Ludwig seitdem um die Gunst der spröden Muse des Dramas; doch nur halb ward sie dem kühnen Ringer zu teil. Nur drei Dramen fanden auf der Bühne eine karge Heimstätte, oder gewannen doch bei der Lesewelt ein volles Bürgerrecht. „Der Erbförster“, in der ersten Hälfte 1849 geschrieben, wurde am 4. März 1850 aufgeführt und auf sehr vielen Bühnen wiederholt, ohne sich doch irgendwo dauernd zu erhalten. Die „Makkabäer“, nach mannigfacher Bearbeitung 1852 in ihre endgültige Form gegossen, konnten trotz aller Energie Laubes nicht einmal auf dem Burgtheater festen Fuß fassen. Das „Fräulein von Scuderi“, anfang 1849 vollendet, von der Dresdener Theaterleitung nicht unbedingt angenommen, von dem Dichter alsbald zurückgezogen, wurde erst seit 1870 der Lesewelt bekannt und errang in jüngster Zeit in fremden Bearbeitungen in Wien, Berlin, München halbe Erfolge.

Das letztgenannte Stück ist dichterisch das bedeutendste. Es hat in den Augen des Bühnenleiters und des Publikums einen Fehler: es ist zu lang, einen Fehler, der den dichterischen Erfolg immer verkümmern wird, weil seine Beseitigung zugleich viele dichterische Schönheiten aufopfern müßte. Für den Leser ist es von der höchsten Wirkung. Mit wunderbarem Geschick hat der Dichter den fast unvermeidlichen Fehler des Doppeldramas vermieden. Denn nicht Cardillac, der Juwelier, der, man möchte sagen, schon

fast vor der Geburt Wahnsinnige, ist der Hauptheld, er, der die Adeligen haßt, und die von ihm verfertigten Schmuckgegenstände so leidenschaftlich liebt, daß er, der mildthätige, fromme, als Mustermensch betrachtete Mann, jene ermordet, um ihnen die Kostbarkeiten abzujagen, sondern das Fräulein von Scuderi. Sie, die wegen einiger Verse, die einzelnen vermeintlichen Mördern das Leben gerettet hatten, von dem wirklichen Mörder mit einem herrlichen Schmuck beschenkt worden war, wird die Retterin von Ollivier Brusson, dem Arbeitsgehilfen Cardillacs und dem Bräutigam seiner Tochter Madelon, in dem sie den Sohn eines Schützlings erkennt. Jener, der hinter die verbrecherischen Schleichwege seines Meisters gekommen war, wollte ihn an seiner Unthat hindern, kam aber gerade nur noch zurecht, ihn, der zum erstenmal sein Opfer verfehlt hatte und nun mit dem schlecht gezückten Dolch von jenem tödlich getroffen worden war, in seinen Armen aufzufangen. Er schleppte den Meister auf denselben heimlichen Wegen, die jener bei seinen Raubzügen immer eingeschlagen, nach Hause, wurde aber, da er selbst mit Blut besudelt war und den verräterischen Dolch in der Tasche trug, der in die Wunden der früheren Opfer paßte, als der Thäter aller jener Morde angesehen, die ganz Paris in Schrecken gesetzt hatten, und dem entsetzlichen heimlichen Gericht übergeben, das ihn trotz seiner Unschuldsbeteuerung zum Opfer erkor. Seine einzige Mitwisserin, Fräulein von Scuderi, die sich inzwischen kraft ihrer unendlichen Güte der Madelon mütterlich angenommen, wußte durch geschickte Verwendung, endlich durch eine mutige Rede, die sie an den König selbst richtete, auf die Gefahr hin, seine dauernde Ungnade sich zuzuziehen, die Freilassung des Angeschuldigten zu erwirken. Das Drama wirkt nicht bloß wie seine ziemlich genau befolgte Vorlage, die bekannte Erzählung E. T. A. Hoffmanns, wie eine spannende Intrige und aufregende Staatsaktion, sondern wie eine interessante psychologische Darlegung. Das Dazwischentreten Ludwigs XIV., die von ihm ausgehende, erwartete, aber nicht für sicher gehaltene günstige Entscheidung erscheint nicht so plötzlich und unmotiviert wie in Molières Tartuffe, auch nicht so äußerlich wie in Hoffmanns Erzählung, wo das Interesse des Monarchen im wesentlichen durch Madelons wunderbare Ähnlichkeit mit der früheren Geliebten des Königs, der La Vallière, hervorgerufen wird, sondern es wird innerlich begründet. Diese Unterredung der Scuderi mit dem König, so unhistorisch sie sein und so wenig sie dem schüchternen Wesen der romanespinnenden Greisin entsprechen mag, ist ein wirkliches Stück politischen Lebens, ein Nachklang der Revolutionsstimmen, die den Königen nicht immer erfolgreich die Wahrheit zu künden suchten. Solche Revolutionsstimmung ist auch in Cardillac zu erkennen: er ist ein Wahnsinniger, ein so großer Künstler er auch sein mag, aber einer, der in seinem Wahnsinn als Rächer der Unschuld, als Bekämpfer der alten Gesellschaftsordnung wirkt. Allen diesen Parteimenschen jedoch — den Adeligen, den stolzen Hofleuten und den widerspenstigen Bürgern — steht als reiner Mensch Fräulein von Scuderi gegenüber. Sie ist das ideale Weib, in eine verderbte Zeit versetzt: milde wie eine Frau, thatkräftig wie ein Mann. Nur der Wahrheit und dem Recht will sie zum Siege verhelfen. Freunden erscheint sie wie ein Engel, den Ihrigen wie ein Gott. Auf sich nimmt sie keine Rücksicht, und wie sie an den Tagen allgemeiner Unruhe die Sorge für ihre persönliche Sicherheit belächelt, wie sie getrost dem Zorne Ludwigs entgegentritt, der ihren Wohlstand und Unterhalt bedrohen kann, so rafft sie, müde zum Umsinken, ihres baldigsten Todes gewiß, ihre letzten Kräfte zusammen, um denen, für die sie keinerlei Verpflichtungen hat als die des Herzens, Freiheit und Glück zu verschaffen. Sie kann im Vorgefühl reinen Glückes den höchsten Augenblick genießend von hinnen gehen. Alles in diesem Drama ist an seinem Platz: jede Person, jede Situation. Entsetzenvolles Grausen wird gemildert durch freundlichen Humor, wie etwa in den Scenen zwischen Cardillac und dem verarmten Goldschmied, in den liebenswürdigen Schalkheitsausbrüchen der Scuderi, oder in dem Auftreten der alten Haushälterin Caton. Alles aber überstrahlt die Liebe; in keinem Drama hat Ludwig ein so inniges, felsenfest einander vertrauendes, durch Kampf und Prüfung geläutertes, zum

reinsten Glück berufenes Paar geschildert wie hier.

Die „Makkabäer", die man jetzt schwerlich auf einer modernen Bühne sieht, hinterlassen bei der Lektüre keinen ungetrübten Eindruck und vermögen den Leser nicht zu überwältigen. Es ist ein Gemisch von Volks- und Familientragödie, die sich auf die bekannte Fabel von dem Aufstand der jüdischen Familie der Makkabäer gegen Antiochus Epiphanes von Syrien gründet. Der alte Mattathias in Modin, noch mehr seine Frau Lea, halten ihre Familie für die, welche zum Hohenpriestertum ausersehen ist. Während ihr Sohn Judah bei dem Volk als künftiger Führer gilt, wird von der Mutter kraft eines göttlichen Gesichtes Eleazar bevorzugt und nach Jerusalem geschickt, um sich bei den Machthabern einzuschmeicheln und seine dereinstige Stellung vorzubereiten. Er aber, ein Schwächling, von Neid gegen seinen Bruder verzehrt, unwahr selbst in seinen Glaubens- und Liebesempfindungen, und nur von Wallungen getrieben, wird ein Anhänger der griechisch-syrischen Partei. Auch Judah scheint, namentlich seit seiner Ehe mit Naemi, einer zur Familie des Simei Gehörigen, des Führers der Halben, der guten Sache entfremdet. In seinem wahren Wesen tritt er jedoch hervor, als zwei Feldherren des Syrerkönigs, Gorgias und Nikanor, in Modin einen den Heidengöttern gewidmeten Altar errichten, der Menge Anbetung abfordern oder den Tod androhen, er aber den Simei, den Oheim seiner Frau, der als der erste das Opfer zu bringen wagt, tötet und den Altar zertrümmert. Wie er durch diese gewaltige Handlung den syrischen Sendlingen als ein Heros entgegentritt, den diese nicht zu verletzen wagen, so erscheint er als unbesiegter Held, als ein wahrer Wunderthäter in zwanzig Schlachten den Syrern gegenüber, die unter Eupator, des Epiphanes Sohn, wider Verhoffen nichts von ihrer Strenge und ihren glaubenseifrigen Ansprüchen wider die Juden aufgegeben haben. Auf seiner höchsten Ruhmesstufe jedoch muß er den Umschlag erleben. Unmittelbar nach den ungeheuren Siegen von Beth-Horon und Ammaus, weigert sich sein Heer, durch einen Überfrommen, Jojakim, angestachelt, gegen die neu heranbrechenden Syrer den Kampf aufzunehmen, weil der Sabbath begonnen habe, der einzig Gebet und unbedingte Ruhe von den Gläubigen verlange, und läßt sich wort- und kampflos hinschlachten. Judah verzweifelt nicht. Über Modin, wo er eine Zusammenkunft mit seiner Gattin hat, von der er sich im Vollbewußtsein seiner großen Aufgabe trotz aller Zärtlichkeit losreißt, eilt er nach Jerusalem, wo sein bloßes Erscheinen genügt, den Verzweifelten neuen Mut zu geben. Mit einem neuen Heere ausgerüstet, tritt er den Syrern entgegen, zwingt sie zum Verlassen des Landes, will aber nicht mehr König seines Volkes, sondern nur Priester sein. Während seine Heldenlaufbahn sich in aufsteigender Linie bewegte, stieg das Geschick seiner Familie hinunter in die Tiefe. Der Vater war schon vor Beginn des Kampfes gestorben; die Mutter, die sich als Heldin einschleichenden Feinden gegenüber bewährte, kann es nicht hindern, daß ihre jüngeren Söhne von den Simeiten zu Antiochus geschleppt werden. Sie selbst, die den Fortgeschleppten nacheilt, wird von den Feinden an einen Baum gebunden, von Naemi aber befreit, deren edles Wesen sie erst zu spät erkennt. Das Leben ihrer Söhne kann sie jedoch bei dem Syrerkönige nicht retten. Denn dieser will den Knaben und Jünglingen das Leben nur unter der Bedingung schenken, daß sie den väterlichen Glauben abschwören, und die Mutter, die diesen Religionswechsel nicht anraten kann, muß mit ansehen, daß ihre Kinder, selbst Eleazar, der etwas verspätet Glaubens- und Familienliebe wieder erwachen fühlt, im Marterofen den Tod erleiden. Nachdem sie diese ärgste Qual des Mutterherzens erduldet, stirbt auch sie.

Das Drama, großartig in Auffassung und Bau, hat hohe poetische Schönheiten und wunderbare Scenen: den Tod des alten Mattathias, die Errichtung des Altars, die Befreiung der Lea durch Naemi, den Gegensatz des von den Seinen verlassenen Judah zu dem unmittelbar vorher die Gunst der Römer abweisenden Sieger. Aber es leidet an schweren Gebrechen. Das erste ist, daß das Werk in zwei Stücke auseinanderfällt, in die Familientragödie, deren Haupt Lea, und in eine Volkstragödie, deren Haupt Judah ist. Ein anderes Gebrechen ist die

Unwahrscheinlichkeit und die ungenügende Vorbereitung mancher Episoden. Dazu gehört der unmotivierte Haß der Lea gegen ihre Schwiegertochter, vermutlich noch ein Rest der älteren Fassung der Dichtung, in der Judah zwei Frauen haben sollte: Lea und Thirza, deren erstere die letztere mit starker Abneigung verfolgt. Eleazars Charakter ist stark verzeichnet und nicht konsequent durchgeführt. Ist es wirklich denkbar, daß dieses Kind eines glaubensstarken Hauses, um sich über den Bruder zu erheben, vollkommen zum Griechen wird, so müßte er so verhärtet sein, auch dauernd ein Grieche zu bleiben, und nicht im letzten Momente, da er alles zu besitzen hofft, wonach sein Herz verlangt, alles aufs Spiel setzen und einen unmotivierten Tod sterben. So wenig dieser Opfertod vorbereitet ist, so wenig auch der plötzliche Abfall der Juden von dem Makkabäerhäuptling. Es bleibt widersinnig, daß eine siegestrunkene Schar im Momente des endgültigen Triumphes alle Vorteile fahren lassen soll durch plötzliche Erinnerung an den Sabbath, die ihr im Verlauf von zwanzig Schlachten doch mehr als einmal hätte kommen müssen. Nicht minder widersinnig bleibt es, daß der von dem einen Teil der Kämpfer so schnöde verlassene Führer sich nur in Jerusalem zu zeigen braucht, um enthusiastisch als einziger Retter angenommen zu werden. Und endlich bleibt es widersinnig, daß dieser erbitterte Held, aufs höchste gereizt durch die schmähliche Mißhandlung und Opferung seiner Brüder, durch den Tod seiner Mutter, der eine Folge solch überwältigender Aufregungen war, statt alles daranzusetzen, seinen Vorteil zu benutzen und den Syrerkönig völlig zu vernichten, sich in schwächlicher Hochherzigkeit bereit zeigt, den Gegner ziehen zu lassen und auf Ausnutzung seiner Stellung zu verzichten. Bei aller hohen dramatischen Begabung fehlte Ludwig doch der geschichtliche Sinn, das eindringende Verständnis eines abgeschlossenen religiös-nationalen Gemeinwesens. Der dramatische Dichter, der geschichtliche Tragödien schreibt, muß gewiß in erster Linie bemüht sein, allgemein menschliche Typen darzustellen, aber er muß in zweiter Linie den historischen Hintergrund beachten und geschichtlich mögliche Individualitäten schaffen.

Das erstgenannte Stück endlich, „Der Erbförster“, das gewöhnlich als Krone der Ludwigschen Dramen genannt wird, verdient diese Bezeichnung nicht. Es muß zugegeben werden, daß die Charakteristik des Titelhelden, des Försters Christian Ulrich, der so knorrig ist wie die Bäume seines Waldes, der durch seinen Eigensinn die Verlobung seiner Tochter auflöst, seine eigene Existenz und die seiner Familie in Frage stellt, eine Meisterleistung, daß der Dialog rasch und gewandt, die Handlung spannend und aufregend ist. Aber trotz alles Lobes bleibt der Vorwurf, daß das Trauerspiel ein Rückfall in die alte Schicksals- oder besser Zufallstragödie ist, bestehen. Der Dichter hat sich gegen diesen Vorwurf verteidigt, indem er darauf hinwies, daß die wunderbaren Motive, die das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken seien, bei ihm fehlten, aber das durch das ganze Stück hindurchgehende blinde Walten des Zufalls vermochte er nicht zu rechtfertigen. Denn es ist ein Zufall, daß Andres, der Sohn des Försters, mit seiner gelben Büchse in dasselbe Wirtshaus tritt, in dem sich der Wilddieb Lindenschmied befindet, ein Zufall, daß dieser Wilddieb dem Buchjäger auffässig ist, der auch den Andres zum Feinde hat, ein Zufall, daß die Genannten mit Robert Stein, dem früheren Schwiegersohne des Försters, zusammentreffen, ein Zufall, daß die Ermordung des Buchjägers dem Andres zugeschrieben wird, und daß aus der Verwundung des Lindenschmied, der ja Andres' Büchse trägt, das Gerücht entsteht, daß dieser durch Robert erschossen sei, ein Zufall endlich, daß der Erbförster, der ausgeht, um den Tod seines Sohnes an dessen vermeintlichem Mörder zu rächen, seine eigene Tochter trifft, die sich im entscheidenden Augenblick vor den Geliebten wirft. Es wäre möglich, daß bei einer Aufführung das Drama infolge der unaufhörlichen Spannung, die es erregt, bei den Zuhörern Eindruck machte; bei der Lektüre verfehlt es den Eindruck. Man ersehnt jeden Augenblick ein ruhiges, aufklärendes Wort, wodurch die Beängstigungen aufgehoben, die unnötigen Verwirrungen gelöst würden, und man wird ärgerlich darüber, daß der wahre Sachverhalt, der jedem Leser von vornherein klar ist, nur denen verborgen bleibt, die darunter leiden.

Als die zwei vollendetsten Dramen erscheinen mir das Trauerspiel „Die Pfarrrose“ und das Lustspiel „Hans Frei“. Beide haben nie die Feuerprobe der Bühne erfahren, beide sind vor dieser Gesamtausgabe nicht gedruckt, beide erlitten von kompetenten Beurteilern, jenes 1850 von Ed. Devrient, dieses 1844 von L. Tieck eine ziemlich schroffe Abweisung. Solchen Praktikern gegenüber wird der Theoretiker immer etwas zaghaft bleiben mit seinem Bedauern, daß solche Dramen der Bühne fernblieben, und mit seiner Zuversicht, daß sie auf ihr wirksam sein würden. Dem bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose“ tritt man mit gänzlich falschen Voraussetzungen entgegen, wenn man bei ihm an Bürgers Schauerballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ denkt. Es ist vielmehr ein rührendes Spiel von der reinen, unschuldigen Liebe eines zwar verzogenen, zu wilden Streichen aufgelegten, gelegentlicher Koketterie nicht abgeneigten Mädchens zu einem Jagdjunker, der mit ihr erzogen wird, in der Spielgefährtin schon seine Braut sieht, in Spielen der Kindheit und in tollen Einfällen der Jugendzeit die Kindheitsneigung bestätigt und bereit ist, große Vorteile, auch die Verlobung mit einer Reichsgräfin, zu gunsten dieser Jugendgespielin aufzugeben. Im letzten Augenblick wird dieser schöne Plan vernichtet durch Zuträgereien neidischer Personen, die Worte und Thaten des Mädchens verdächtigen, nicht ohne Schuld des Mädchens selbst, das in unüberlegter Weise einem Arzt, dem ihr von den Eltern bestimmten Gatten, eine Zusammenkunft gewährt und sich dabei von einer Thörin überraschen läßt. Aus Wut über diese vermeintliche Untreue, einer Wut, die in den Zuflüsterungen eines adeligen Kumpans stets neue Nahrung erhält, verlobt sich der Junker mit der Gräfin, läßt die Geliebte, die zur Aufklärung des Mißverständnisses auf das Schloß eilt, durch seinen Kumpan schnöde behandeln, ja, sie durch Hunde von seinem Hofe hetzen. Zu spät erkennt er durch einen rührenden Brief der Geliebten seinen Irrtum. Zu spät, denn die Geliebte, durch die Nachricht von der Verlobung des Freundes, durch die Ausschließung aus dem Hause ihres Vaters, durch die Meinung, dieser sei einem seiner schweren Anfälle erlegen, erregt, ist wahnsinnig geworden. Trotzdem will er mit ihr fliehen. Seinen Kumpan, der ihn recht eigentlich ins Unglück getrieben hat, und der nun als weiser Mentor den Jüngeren vor unbesonnenen Schritten zurückhalten will, ersticht er, aber um der in Verzweiflung erwählten Braut zu entgehen, sieht er kein anderes Mittel als den Selbstmord, nachdem die Geliebte durch Gift geendet, das sie sich in einem lichten Momente verschafft hat.

Alles in diesem ergreifenden Drama ist folgerichtig und lebenswahr. Die Hauptpersonen büßen durch schwere Sühne ihre Schuld: das Mädchen seinen Leichtsinn, der Junker seine Leichtgläubigkeit, der Kumpan seine Herzenshärtigkeit, seine Lust, Zwietracht zu säen und ein reines Verhältnis zu stören. Sie, wie die übrigen Personen des Stückes, sind meisterhaft gezeichnet: die Pfarrerin, die, auf ihren adeligen Ursprung stolz, ihr Kind dem Junker in die Arme treibt, dann doch von jenem eine bürgerliche Eheschließung verlangt und vor jeder Konsequenz ihres Thuns zurückschreckt; der Pfarrer, der, mit großen pädagogischen Werken beschäftigt, in Dingen praktischer Erziehung wie ein Blinder umhertappt, die Folgen seines kindischen Thuns aber mehr mit männlicher Würde als mit pastoraler Salbung trägt; der Arzt, in seinem Beruf ein geschickter Techniker, sonst aber ein gezierter Laffe, ein Heuchler, der mit Wollust eine Unfreie, eine seelisch Gefallene heimführen würde, wenn sie nur brav Geld hat; dessen Schwester Sabine, ein lebenskluges, tugendstolzes Mädchen, zwar ohne einen Funken von Gemüt, aber mit einem ganzen Haufen von Korrektheit. Aber auch die Nebenpersonen sind mit ein paar Strichen plastisch gezeichnet: ein Forstgehilfe, Sabines Zukünftiger, der sich infolge einer von ihm falsch aufgefaßten, seiner Mutter zugekommenen Gutthat durch die Pfarrerstochter beleidigt wähnt, leichtsinnig erfundene Klatschereien seiner Donna verbreitet und infolge davon der eigentliche Verderber wird; ein alter Verwalter, eine brave, ehrliche Haut, der alles zum guten wenden möchte, aber schließlich durch sein täppisches Zufahren eher schädlich als nützlich wirkt. Die eigenartige Mischung von Romantik und Realismus, die

für Otto Ludwig so überaus kennzeichnend ist, aber durchaus nicht immer richtig erkannt wird, durchzieht und verklärt das ganze Stück: Mondschein und Märchenzauber scheinen den Sinn gefangen zu halten, selbst dann noch, als grause Wirklichkeit an den Thoren pocht. Oft überraschen die feinsten realistischen Beobachtungen: als Rose, die Pfarrerstochter, aus ihrem elterlichen Hause ausgeschlossen, von ihrem Geliebten gekränkt und verjagt, die Sabine, die der Mutter an der verjagten Tochter Statt Krankenpflegerdienste verrichten hilft, um Papier und Bleistift bittet, vergißt sie trotz ihrer höchstgradigen Erregung nicht die kleinste Einzelheit: „Auf dem Klavier links unter dem Epheu liegt Papier und Bleistift — und dort unter der Guitarre — aus dem Tintenzeug eine Oblate. Es geht schwer auf — du mußt an der Seite drücken."

Heiterer Sonnenglanz anstatt düsteren Grauens, echtes gegenwärtiges Leben statt schwebender und verschwimmender Romantik beherrscht das liebenswürdige Lustspiel „Hans Frei". Tiecks Autorität unbeschadet möchte man meinen, daß hier für deutsche Bühnen ein eindruckmachendes Lustspiel gewonnen werden könnte. Rasch gespielt, vielleicht etwas gekürzt, aus der Renaissance, die gar nicht innerlich begründet ist, ins Rokoko versetzt, könnte es berufen sein, ähnlichen Eindruck zu machen wie Goethes übermütiger Schwank „Die Mitschuldigen", an dessen schönen Bühnenerfolg vor dem Jahre 1890 wohl auch wenige Theaterpraktiker geglaubt haben mögen. Wie fröhlich und siegesbewußt geht hier Ludwigs Muse einher, mit wie einfachen, ungesuchten Mitteln kommt sie hier zu erwünschtem Ziel. Hans Frei, ein Hauptmann, der nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt Nürnberg zurückkehrt, ist der Ehevermittler zwischen Albrecht Pirkheimer und Engeltraut Moskirch. Diese sollen sich nach dem Wunsch ihrer eng befreundeten und benachbarten Väter heiraten, wollen einander aber nicht; eher will Albrecht sich mit seiner Base, der reichen, appetitlichen Witwe Sibylla, Engeltraut mit dem Vergolder Leblanc, der schon drei Frauen begraben hat, bei seiner vierten nun die Vorzüge der drei Vorgängerinnen begehrt, vermählen. Wirklich kommt es zum Verspruch dieser seltsamen Gespanne. Rasch genug jedoch werden diese Verlöbnisse aufgelöst, im Verfolg von Hans Freis List. Dieser hatte nämlich den Alten geraten, sich verfeindet zu stellen und ihren Kindern Verkehr und Gedanken mit- und aneinander aufs strengste zu verbieten. Solches Verbot übte die gewünschte Wirkung: die Nachbarskinder denken übereinander nach, sehen einander heimlich an, von heimlichen Blicken kommt es zu offenem Anschauen, das zunächst befriedigende, sodann begeisternde Wirkung thut; Reden werden gewechselt, zunächst höhnische, beleidigende über den Zaun, dann versöhnliche, in denen die Unterredner sich selbst ihre Neigung noch nicht recht glauben und zugeben wollen, endlich wahrhafte Liebeserklärungen. Auch der listige Ratgeber wird freilich zuletzt dupiert und selbst gefangen durch eine Base Felicitas, die durch das ganze Stück hindurch halb seine Verbündete, halb seine Gegnerin ist; schließlich vereinigen sich Leblanc und Sibylle als das wahrhaft füreinander geschaffene Paar. Dies alles ist in so hübschen Versen, mit so neckischem Humor, in so gewandtem Dialog vorgetragen, daß man nur lebhaft wünschen möchte, Ludwig hätte Stimmung genug gefunden, seine schöne humoristische Begabung mehr zu pflegen.

Mit den genannten Dramen, die freilich in der vorstehenden Betrachtung eine wesentlich andere Würdigung erfahren, als ihnen gemeinhin zu teil wird, war Ludwigs dramatische Thätigkeit noch lange nicht abgeschlossen. Vielmehr war er fast ein Vierteljahrhundert bemüht, Pläne zu Dramen zu fassen und auszuarbeiten. Ein ganzer Band der neuen Ausgabe ist diesen dramatischen Fragmenten, soweit sie präsentabel waren, gewidmet. Er enthält Fragmente von zehn angefangenen Dramen, berücksichtigt also, da nicht weniger als vierundzwanzig wirklich begonnen wurden, nur die kleinere Hälfte. Sie alle werden nach den vorhandenen Handschriften, Quellen-Mitteilungen, Scenarien, Plänen in einer trefflichen Einleitung von Erich Schmidt charakterisiert. Eine völlige Mitteilung dieses natürlich nie zur Veröffentlichung bestimmten Manuskriptberges wäre ganz abgesehen von seiner Ausdehnung ein Unding; hoffentlich aber werden diese Handschriften, die jetzt dem Goethe- und Schiller-



Ill. D. Monatshefte.

Das Abendmahl. Nach dem



Oktober 1893.

Gemälde von Fritz von Uhde.

Archiv in Weimar angehören, nicht etwa, wie leider zu befürchten steht, zu gelehrten Dissertationen ausgeschlachtet, sondern dienen denkenden Schauspielern zur Belehrung und angehenden Dramatikern zu ermunterndem oder warnendem Beispiel.

Ein ausführliches Verweilen bei allen diesen dramatischen Plänen, von denen einzelne nicht über die erste Idee gediehen sind, selbst eine Besprechung der zehn Stücke, von denen nun Proben vorliegen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Der litterarhistorisch gebildete Leser wird solche Anfänge mit Interesse betrachten, die Art und Weise, in welcher der Dichter an einen spröden Stoff heranzutreten, ihm näherzurücken versuchte, ohne ihn doch völlig zu bewältigen, gern studieren, wird sich bei Bruchstücken gern mit eigener Phantasie eine Fortsetzung gestatten; der Laie, der seiner Lektüre wenig Zeit widmen kann, wird nur Fertiges gern ansehen und sich leicht von Unfertigem abgestoßen fühlen. Charakteristisch für die Ludwigschen dramatischen Fragmente ist, daß alle historischen Inhalts sind. Deutsche Sage und Geschichte, römische, besonders italienische, auch englische Geschichte, die große Zeit der französischen Revolution suchte sich der Dichter tributpflichtig zu machen. In dem Genovefastoff konkurrierte er bewußt mit Maler Müller, Tieck, Hebbel; mit der Agnes Bernauerin, an der Törring, Hebbel und manche andere sich versucht hatten, beschäftigte er sich zwei Jahrzehnte. Drei Ausführungen, eine Menge verschiedenartiger Bruchstücke und mehr als dreißig Plan- und Skizzenhefte liegen vor. Große historische Persönlichkeiten wie Hermann der Cherusker, Kolumbus, Cromwell, Friedrich der Große, Andreas Hofer reizten ihn. Albrecht von Wallenstein schien ihm durch Schillers Trilogie nicht genugsam bearbeitet. Der seltsamste Plan ist wohl der eines Dramas Christus, für das die Erzählung des Neuen Testamentes in ihren großen Zügen benutzt werden sollte; Judas und Petrus, Maria und Martha als Idyll, für das aber ein durchaus kindlicher Dichter gefordert wurde. Ludwig enthusiasmierte sich für den „göttlichen" Stoff und meinte in einer Aufzeichnung: „Ich will ein Christ dadurch werden und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christentum wieder zuzuführen." Daneben ist es sehr merkwürdig, daß er, nachdem er schon in den „Makkabäern" jüdische Heldenkraft und Glaubenstreue gefeiert hatte, nun jüdische Geldmacht an einem glänzenden Beispiele, aber ohne Gehässigkeit darstellen wollte. Er versuchte den von Hauff in seiner Novelle „Jud Süß" behandelten Stoff in einem Drama „Der Jakobsstab" zu bearbeiten. Die Geschichte war nach Siena verlegt, der Hauptheld eine Art Napoleon, der an die Allmacht des Geldes und der Klugheit glaubt und infolge dieses Glaubens zu Grunde geht; daneben Humanitätsschwärmer und grimmige Religionsfanatiker; dazwischen als Hauptgestalt Lea, des Helden Schwester (oder Tochter), „eine Art Mignon, kindlichster Gestalt in leidenschaftlichster Form".

Ein Stückchen ganz eigener Art ist „Die Torgauer Heide. Vorspiel zum historischen Schauspiel: Friedrich II." Was von diesem historischen Schauspiel selbst erhalten ist, wird nicht mitgeteilt; es sollte, nach den fragmentarischen Bemerkungen über den Inhalt, keine Fridericiade in dem Sinne werden, daß das Gesamtleben des Helden in großen Bildern vorgeführt würde, sondern eine Episode aus dem bewegten Treiben der Politik und der Schlachten, eine Episode, die den Helden in Lust und Leid, in Triumph und Verzweiflung darstellen sollte. Diesem historischen Schauspiel geht nun das genannte Vorspiel voran, das einzige, was wirklich in vollendeter Form abgedruckt wird. Schon aus diesem Grunde verdient es ein kurzes Eingehen. Es ist eine Lagerscene voll Leben und Stimmung, die freilich ohne das Vorbild von Schillers „Wallensteins Lager" undenkbar wäre. Abweichend von dem großen Vorbild ist vorzüglich das Vordrängen des Düsteren statt des Heiteren und das Zusammenführen der Gegner: Österreicher, Franzosen und Preußen — denn es ist der stürmische, dunkle Abend nach einer Schlacht, deren Entscheidung man noch nicht kennt. Die wesentliche Übereinstimmung zwischen beiden Stücken besteht aber darin, daß die ernst- und scherzhaften Reden, die gehalten werden, nur den einen Zweck haben, den gewaltigen Eindruck, den die Persönlichkeit des Helden auf Feige und Tapfere, auf Freund

und Feind macht, hervorzuheben. Man würde es lieber sehen, wenn der Dichter das Erscheinen des Helden für sein Hauptstück aufgespart hätte, denn in dem Vorspiel macht Friedrich, der sich zu seinen Soldaten ans Feuer setzt, einen geringen Eindruck. Eine solche Scene mag historisch sein, dann hätte in diesem Falle das Historische dem Dichterischen geopfert werden müssen. Anderes Unhistorische dagegen wirkt fast komisch. Wenn Ziethen dem Könige auf dessen Frage: „Was bringt Er?“ antwortet: „Den Sieg von Torgau, Fritz,“ so braucht man nicht die Rang- und Quartierliste zu kennen, um zu wissen, daß selbst der alte Ziethen sich solche Ungebühr nicht erlaubt hätte. Und wenn der Feldwebel, der dem Schillerschen Wachtmeister recht treu nachgebildet ist, einmal sagt: „Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsere Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern der Fritz kämpft für uns und unsere Ehre, darum fechten wir für Fritz und seine Ehre,“ so hätte ein wohlgeschulter Tertianer den Dichter belehren können, daß ein solcher Satz ganz moderne Gefühle auf Zeiten überträgt, in die er nicht gehört. Vermöge ihrer historischen Treue, ebenso wie kraft ihrer dichterischen Lebendigkeit läuft Schillers Vorspiel bei weitem dem Ludwigschen den Vorrang ab.

Solche Hervorhebung Schillers ist hier um so mehr am Platz, als Ludwig beständig und zwar in überaus herber, fast krankhafter Weise Schillers Kritiker macht. Schon in den erhaltenen Bemerkungen zu unserem Stücke verwahrt er sich dagegen, daß ein junges Mädchen, das er vorbringen wollte, „eine Philosophin sei, die über sich selbst und über ihr Schicksal nüchtern genug ist, in Liebe und Schmerz allgemeine Betrachtungen anzustellen wie Schillers Frauen“. Noch entschiedener tritt dieser Widerspruch in dem schon oben erwähnten Plane zu Wallenstein hervor; am entschiedensten in den beiden Kapiteln der „Shakespeare-Studien“, die Schiller gewidmet sind. Ludwig sah in Schiller geradezu seinen Antipoden. Wenn er sich auch mit aller Entschiedenheit dagegen verwahrte, in ihm einen idealistischen Dichter zu erblicken, so ist sein Widerspruch doch im wesentlichen der Gegensatz des Realismus gegen den Idealismus. Ein zweiter Grund für das Auftreten des jüngeren gegen den älteren Dichter lag darin, daß Ludwig den Hauptnachdruck auf Ausarbeitung und Vertiefung der Charaktere legte, während Schiller in erster Linie durch die Handlung den Leser zu interessieren suchte. In seinen Untersuchungen über Schiller fand Ludwig nur Freude an den Jugenddramen des Dichters, während ihm die gereifteren Dramen zu gesucht erschienen, als Werke, in denen der Rhetor und Historiker über den Dichter triumphierte. Er stellte Carlos über Wallenstein. Das letztere Werk, dem er ja ein denselben Stoff behandelndes entgegensetzen wollte, verurteilte er am entschiedensten. Wallensteins Leiden erklärte er für weibisch, Max nannte er „das Kind des Krieges mit seinen Gardelieutenantsentiments“. Es klingt fast wie die Anklageschrift eines der modernen Klassikerherostraten, wenn er sich zu dem Satze versteigt: „Wie sollen wir Deutschen zur Moral und zum rechten Verständnis der Geschichte kommen, wenn das moralische Gefühl von unserem Lieblingsdichter so verwirrt, die Geschichte uns mit so falschem Idealismus aufgestutzt und sentimentalisiert wird?“ Und man könnte meinen, der Kritiker wolle einen schlechten Scherz machen, wenn er über Schillers „Maria Stuart“ das Urteil fällt: „Ja, die Maria Stuart wäre die einzige Person, die ohne Beschädigung des Ganzen wegbleiben könnte. Neben so viel anderen Erzählungen könnte auch der geringe Anteil, den sie an dem Mechanismus der Handlung hat, erzählt werden.“

Eine Schrift, in der solche Sätze vorkommen, die „Shakespeare-Studien“, kann man trotz des vielen Tiefen und Geistvollen, das hier über Shakespeare und über dramatische Arbeit gesagt wird, durchaus nicht unterschiedslos bewundern. Vielmehr darf man auch an dieser Leistung bei aller Anerkennung des Vortrefflichen nicht verkennen, daß sie fragmentarisch und skizzenhaft ist und bleibt, und daß sie manch Krankhaftes an sich trägt. Der neueste Herausgeber hat auch für diese Schrift die Manuskriptmassen des unermüdlich Arbeitenden neu durchwühlt, manches bisher Ungedruckte mitgeteilt, wozu unter anderen auch die oben angeführten

Sätze gehören, vielleicht aber durch Hervorholung solcher Urteile dem Andenken des Kritikers keinen sonderlichen Dienst erwiesen.

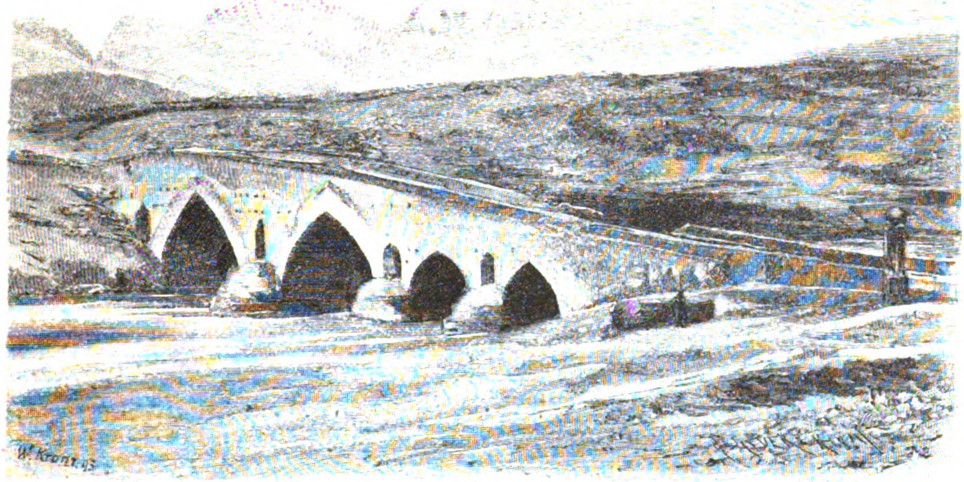
Außer den Shakespeare-Studien, zu denen auch Untersuchungen über Lessing, über ältere und neuere Dramen, endlich auch dramaturgische Aphorismen gehören, die sich durch ein Vierteljahrhundert hindurchziehen, sind der neuen Ausgabe Briefe, die zum guten Teil Abhandlungen in Briefform sind, Gespräche, die sich hauptsächlich auf Dramatisches beziehen, außerdem drei Abteilungen einverleibt, welche die Einzeltitel: „Zur Ethik, Ästhetik und Litteratur“, „Romanstudien“, „Zum eigenen Schaffen“ tragen. Das bedeutendste Stück aus diesen Abteilungen ist ohne Zweifel der schon oben kurz erwähnte Plan: „Leben und Tod Albrechts von Waldstein. Tragische Historie.“ Aber auch diese große Abhandlung verleugnet ebensowenig wie alle die übrigen ihren aphoristischen Charakter. Es sind insgesamt Aufzeichnungen eines geistreichen Mannes, der das Verlangen trägt, sich über manches klar zu werden, zur Feder greift, um Gedanken zu fixieren, die ihn bestürmen, ohne doch Zeit und Lust zu haben, diesen Gedanken definitive Form und künstlerisch vollendete Gestalt zu geben. Alle diese kleinen Aufsätze, Aphorismen, Niederschriften, die manchmal nur wenige Zeilen einnehmen, legen Zeugnis ab von einem reichen Geistesleben, einer ungemein ausgebreiteten Lektüre. Romane und Dramen verschiedener Zeiten und Völker werden kurz gestreift und eingehend besprochen; von älteren: Törring und Klinger, Schröder und Leisewitz, Goethe und Heinrich von Kleist; von den neueren: Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach, Betty Paoli und Marie von Ebner-Eschenbach, Hackländer und Edmund Höfer, Keller und Hebbel, Halm und Brachvogel, Geibel und Wolfsson, selbst Charlotte Birchpfeiffer; von Engländern werden außer Shakespeare mit besonderer Teilnahme Dickens und Walter Scott, George Eliot und Miß Cummings besprochen. Die Belesenheit des Autors ist so groß, daß sie sich nicht mit Romanen und Dramen begnügt, sondern Kulturhistorisches und Philosophisches aufsucht wie Schelling und Riehl; man liest mit Vergnügen die hübsche Würdigung, die Ludwig einer geschichtlichen Meisterleistung, wie Strauß' Buch über Ulrich von Hutten, zu teil werden läßt.

Unter seinen kleinen Prosaaufsätzen finden sich auch manche Novellenpläne angedeutet. Da ist der Gedanke zu einem humoristischen Buche: „Tagebuch während einer Sommerreise im königlichen großen Garten zu Dresden.“ Daneben der leicht hingeworfene Plan einer Novelle, in deren Mittelpunkt Haydn mit seiner weltfröhlichen Frömmigkeit stehen sollte, eine Novelle, die einen ganz eigenartigen Gegensatz zu Mörikes zierlicher Mozartgeschichte gebildet haben würde. Auch für einen künftigen Volksroman notierte sich der Dichter Verschiedenes über Wege und Ziel. Daß er solche Pläne nicht ausführte, lag nicht bloß an seiner Krankheit, die ihm die Ausführung vieler Lieblingspläne unmöglich machte, sondern an seinem Willen, an der Beurteilung seiner Fähigkeiten. Erklärte er doch einmal geradezu, er wolle sich ausschließlich dem Drama, worunter er nur das historische verstand, zu- und vom Roman abwenden, weil er dem Leben zu sehr entfremdet sei, um aus ihm seine Romanfiguren entnehmen und den ganzen Hintergrund aus ihm gestalten zu können.

Ein solches Bekenntnis eines denkenden Dichters, der die Grenzen seines Könnens wohl erwog, muß man annehmen, aber man muß es tief bedauern. Denn was von Novellen Ludwigs vollendet vorliegt, möchte fast zu dem Schlusse berechtigen, daß gerade hier das Gebiet war, auf dem der Dichter die schönsten Kränze sich hätte erwerben können. Mag auch hier manches Unfertige und Seltsame sich zeigen, wer drei vollendete Werke aufweisen kann, wie „Zwischen Himmel und Erde“, „Die Heiteretei“, „Aus dem Regen in die Traufe“, der darf sich zu den Ersten seines Faches gesellen. Auch die letzte weniger bekannte, die bei ihrem ersten Erscheinen als das „Widerspiel der Heiteretei“ bezeichnet wurde, stelle ich neben die wohlbekannten ersten. Denn sie ist ein Kabinettstückchen deutschen Humors: die Typen der Handwerker, der Mutter des Schneiders, die ihrem alten nur kleingeratenen Sohn gegenüber ein allzustrammes Regiment führt, der „Schwarzen“, die sich der Schneider zur Braut auserlesen und erst, nachdem er sie als wahren Satan erkannt hat, mit List

los wird, sind köstlich gezeichnet; der barocke Humor wird aber überstrahlt durch die zauberhafte Innigkeit eines Mädchens, der Sannel, die, ein Pflegekind in dem Schneiderhause, die gute Fee desselben ist, bis sie endlich den Lohn für ihre Liebe und Treue durch ihre Heirat mit dem Jugendgespielen erhält. Der Kampf zweier starken Wesen, der mit glühendem Haß beginnt und mit zärtlichster Liebe endet, wird in der „Heiteretei“ dargestellt, der Kampf einer Dorfbrunhilde mit einem bäuerlichen Siegfried, ein Kampf voll Aufregung, voll Gewaltthaten und List. Inmitten der ernsten aufregenden Abenteuer idyllische Scenen reinsten Glückes und schönen Friedens, behaglicher Humor und intime Darstellung bürgerlichen Kleinlebens. Es ist eine Dorfgeschichte von echtester Treue, ohne jede Sentimentalität, ohne jede Sucht, Philosophen im Bauernkittel zu schildern, von größter Naturwahrheit und doch ohne jene Roheit des Abphotographierens der Wirklichkeit, das unsere Modernsten stolz als wahre Kunst betrachten — ein groß ausgeführtes Gemälde menschlichen Schicksals, mit der vollen Treue des Naturalisten und der versöhnenden Verklärung des Poeten. Über die Meisterleistung des Poeten „Zwischen Himmel und Erde“, die, vielfach gedruckt, in mehrere Sprachen übersetzt ist, braucht man nicht viel Worte zu machen. Man mag das allzubreite Verweilen bei Nebendingen mit Recht tadeln, aber den tiefen, sittlichen Ernst, der das Ganze durchzieht, die bewundernswerte Ausmalung aller Kleinigkeiten, die klassische Durchführung der Charaktere, die herrliche Schilderung der beiden Liebenden wird jeder mit höchstem Lobe anerkennen müssen. Es ist ein gar herrliches Wort, mit dem der Dichter seine Leser entläßt: „Nicht der Himmel bringt sein Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel: Zwischen Himmel und Erde!“

Diese Grundsätze waren die, von denen der Dichter als Mensch sich leiten ließ. Er war anspruchslos und edel. Alle, die ihn kannten, sei es nun in den kurzen Tagen seiner vollen Kraft oder in den langen seines schweren Siechtums, rühmen seine Güte, Bescheidenheit, die Tiefe seiner Empfindung. Nie erstrebte er den augenblicklichen, rasch vergänglichen Erfolg, sondern hielt große Ziele unverrückbar vor Augen. Er war ein unermüdlicher Kämpfer. Schwer genug rang er, um auch nur einen kleinen Sieg zu erringen, und schloß die müden Augen, ohne das Bewußtsein, zu dem ersehnten Ziele gelangt zu sein. Starker Verkennung seines Wertes ist von manchen Seiten eine Überschätzung seines litterarischen Schaffens gefolgt. Aber wenn man auch nicht blind sein kann gegen manches Unfertige und Verfehlte, der Freund der Poesie wird ihn wegen mancher seiner Dramen und Novellen als einen wahrhaften Dichter erkennen und preisen.



Persische Brücke in der Salzwüste auf der Straße von Kum nach Teheran.

Aus meinen persischen Erinnerungen.

Von

Heinrich Brugsch.

I.

Im Dienste des Vaterlandes war es mir zweimal in meinem Leben beschieden, meine ägyptischen Wanderungen Jahre hindurch aufzugeben und meinen Weg nach dem Herzen von Asien zu richten. Persien wurde mein Reiseziel. In den Jahren 1859 bis 1861 hatte ich vollauf Gelegenheit, während meines Aufenthaltes in der Residenzstadt Teheran und auf einer mehrmonatlichen Rundreise durch „die gesegneten Königreiche" des Schahynschah oder „des Königs der Könige" Land und Leute näher kennen zu lernen, mich in ebenso ungewohnte als außerordentliche Verhältnisse einzuleben und meine Beobachtungen bis zu dem Fühlen und Denken des unter allen Beziehungen mehr als nur merkwürdigen Volkes der Iranen modernsten Schlages auszudehnen. Meine Erfahrungen waren überreich, denn fast täglich stürmten die verschiedenartigsten Eindrücke mit aller Gewalt auf mich ein. Sie waren um so kräftiger und lebendiger, als mir die Gegensätze zum europäischen Wesen nach allen Richtungen hin in packendster Gestalt entgegentraten. Aber sie berührten nicht bloß mein eigenes in mir verkörpertes Europäertum mit allen seinen Anschauungen und Lebensgewohnheiten, auch nach einer anderen Seite hin offenbarten sie sich mir in aller Schärfe des Unterschiedes. Ich hatte vor dem Antritt zu meiner ersten persischen Reise durch längere Aufenthalte in Ägypten, Nubien, auf der Halbinsel des Sinai, in Palästina und Syrien den westlichen Orient näher kennen gelernt und mich in die mir anfangs fremde Welt des Morgenlandes und der Morgenländer förmlich eingelebt. Ich hatte sie sogar lieb gewonnen, diese Welt, die mir

längst vergangene Bilder in ihrer jüngsten Gestalt vor die Augen führte und die bei jedem Tritt und Schritt auf dem Boden des



Dorfhäuser in der persischen Provinz des Gilan in der Nähe des Kaspischen Meeres.

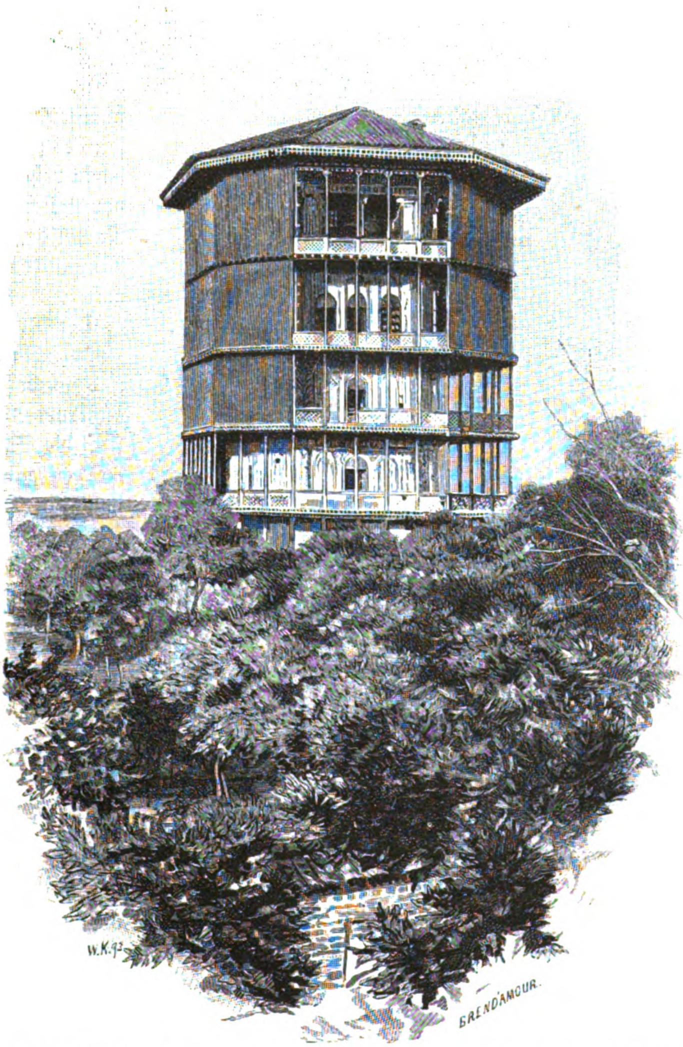
Orients biblische Erinnerungen in der Seele wach rief.

Das mir bis dahin unbekannte Land der Iranen schien mir selbstverständlich eine Ergänzung des mir bekannten Morgenlandes zu bieten, und so ergriff ich im Jahre 1859 voller Begeisterung den Wanderstab, um die lange Straße zu Lande und zu Wasser nach dem Herzen Asiens zurückzulegen und unter der heißen Sonne Persiens mich den überraschendsten Eindrücken hinzugeben.

Ich muß es gleich eingestehen, daß meinen bisherigen morgenländischen Erfahrungen und Beobachtungen, wie sie mir jede neue Sonne in reichstem Maße im Westen zu Gebote gestellt hatte, im Osten eine gründliche Enttäuschung bereitet wurde. Freilich befand ich mich inmitten einer Bevölkerung, welche, wie meine orientalischen Freunde nach dem Abend zu bis zu den fruchtbaren Ufern des Niles hin, dem mohammedanischen Glauben ergeben war, aber schon die ersten Monate meines Aufenthaltes auf den einsamen und weit ausgedehnten Steppengebieten des Landes Iran, in steter Berührung mit den in Städten und Dörfern ansässigen Persern oder mit den Nomadenstämmen in Berg und Thal, lieferten mir die ausreichendsten Beweise, daß die Gemeinsamkeit der religiösen Anschauungen im östlichen und westlichen Orient nicht im stande gewesen ist, die angeborenen geistigen Anlagen und die anerzogenen Sitten und Gewohnheiten der Iranen wesentlich zu ändern. Der Perser ist gleichsam nur zur Hälfte als Morgenländer zu betrachten, zur anderen Hälfte steckt so viel echt indogermanisches Blut in ihm, daß es mir bis zur Stunde hin zweifelhaft erscheint, in ihm einen echten Orientalen wiederzufinden. Schon seine klangvolle Sprache weist nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Wortinhalt auf die engste Verwandtschaft mit dem Indoeuropäischen hin. Alles Arabisch-Orientalische, welches die Religion des Propheten in die Sprache und nicht weniger in die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Perser im Laufe der vergangenen Jahrhunderte eingeführt hat, ist entlehnt und bietet den schroffsten Gegensatz zu den an-

geborenen Eigentümlichkeiten des echt Persischen dar.

Haben es auch die überaus klugen und gelehrten Mollahs oder die Verkündiger der Lehren des Propheten Mohammed verstanden, der neuen Religon in Iran Eingang zu verschaffen, so waren sie dennoch nicht mächtig genug, den Widerstand des altpersischen Charakters zu brechen, der in den reinen Lehren eines Zoroaster und in dem Kultus des Feuers auf Bergeshöhen und auf künstlichen Hügeln in den Steppenebenen ein so ausdrucksvolles Gepräge in der vorislamischen Zeit gewonnen hatte. Die gottergebenen Diener der neuen Lehre vermochten es nicht zu hindern, daß in der Auslegung ihres Religionsbuches oder des Koran den angeborenen iranischen Anschauungen Rechnung getragen wurde. Sogar der große Prophet Mohammed, „die Stadt des Wissens“, wie die Perser ihn bezeichnen, trat vor seinem eigenen Schwiegersohne Ali, dem „Thor zur Stadt des Wissens“, in den Hintergrund, das Märtyrertum erhielt nebenbei ein merkwürdiges Gepräge, das selbst noch in der Gegenwart in öffentlichen Schauspielen zum tragischen Ausdruck gelangt, und eine freidenkerische Richtung, als deren Hauptträger das wandernde Volk der Derwische erscheint, beherrscht den starren Buchstaben des Koran. Wer Gelegenheit hat, nicht nur mit diesen sogenannten Bettelmönchen, sondern auch mit hochgebildeten Persern zu verkehren, und in iranischer Sprache und ohne Vermittelung eines Dolmetschers, aber wohlverstanden nicht in Gegenwart einer geistlichen Person, die Unterhaltung zu führen, wird häufig den Eindruck gewinnen, als stecke ein gut Teil atheistischer Vorstellungen in den Köpfen der weisen Mirza-Schaffys von heute. Die Schlagwörter, welche sie zum besten geben, sind durchweg von überraschender Kühnheit des Gedankens, und ziehen sie es vor, unter der Blume mit den Worten alter und neuer Dichter zu reden, so ist auch diese Sprache



Aussichtsturm des Schah am Ufer des Kaspischen Meeres bei der Hafenstadt Enzeli.

so klar und deutlich, daß an ein Mißverständnis nicht zu denken ist. Und ihre Poesie, mag sie auch ein blendendes, sprühendes Feuerwerk sein, immerhin ist die Form gefällig, die Logik scharf und bestimmt und das Gleichnis von zutreffendster Wirkung.

Auch auf anderen Gebieten zeigt sich der



Straßenderwisch aus Teheran.

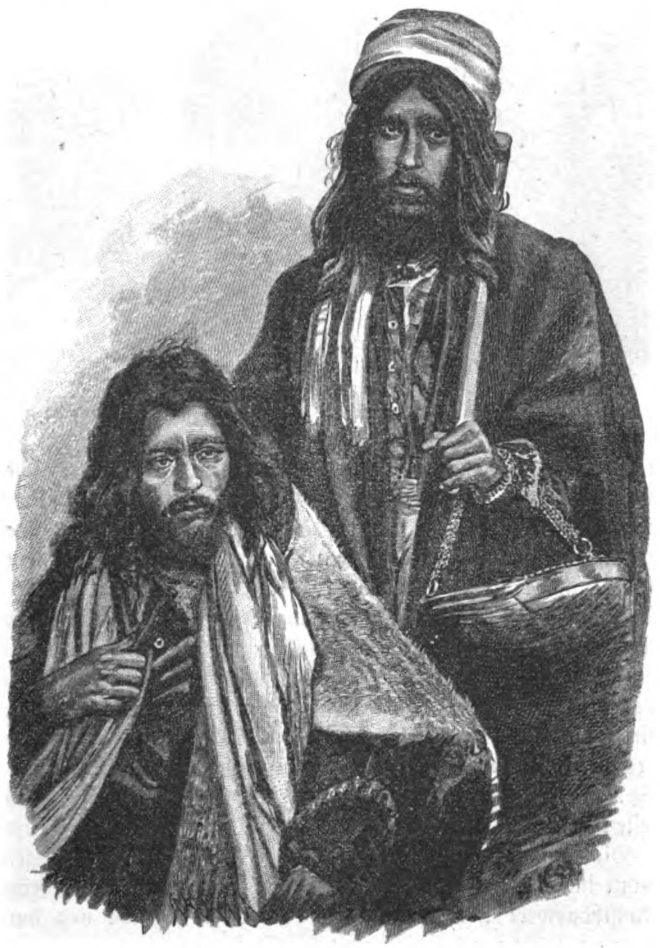
Gegensatz zwischen dem iranischen und arabischen Morgenlande. Bekanntlich hat es dem Propheten Mohammed nicht beliebt, den Künsten in seinem Koran einen hohen Wert beizulegen. Bildhauern und Malern, insofern sie es sich einfallen lassen sollten, lebende, beseelte Wesen mit Meißel oder Pinsel zur Darstellung zu bringen, wird sogar mit dem Fluche ewiger Verdammnis gedroht. Die Söhne Irans kümmerten sich wenig um dieses Verbot, denn noch heutigestags üben sie selbst im Auftrage des Hofes ihre artistischen Leistungen ohne jede Rücksicht auf Koran und Religionslehre aus. Ganze Mauerwände in Stadt und Dorf, die Paläste, Thore und öffentlichen Gebäude davon nicht ausgeschlossen, sind mit den merkwürdigsten Gestalten menschlicher Wesen oder mit Nachahmungen von Tiergestalten in geschnitzter Arbeit oder in buntfarbiger Malerei bedeckt, ohne daß es einem Mollah einfallen würde, Zeter und Mordio darüber zu schreien. In den Handschriften, seien sie poetischen Inhalts, seien es prosaische Gegenstände, welche darin behandelt werden, bilden neben vorzüglichen Arabesken gleichfalls die Nachbildungen lebender Wesen in den Miniaturen die schmuckhaftesten Beigaben.

Der Drang nach dem künstlerischen Ausdruck ist dem Perser angeboren, und wenn es ihm auch versagt ist, außerordentliche Werke zu schaffen, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an der gänzlich mangelnden Vorbildung in Kunstschulen oder in den Werkstätten berühmter Meister. In den Palästen des großen Schah Abbas zu Isfahan befinden sich die umfangreichsten Wandgemälde, in denen einzelne menschliche Figuren von großer Schönheit in den Vordergrund treten.

Auch im Kunsthandwerk wetteiferte Persien noch vor wenigen Jahrhunderten mit den berühmtesten Erzeugnissen der damaligen europäischen Meister. Die Proben, welche sich hier und da im Besitze von Privatpersonen vorfinden, verraten einen geläuterten Geschmack von erstaunlicher Vollkommenheit in Form und Ornamentierung, und die Technik steht geradezu auf der Höhe unserer eigenen Zeit. Die persischen Herrscher der früheren Jahrhunderte ließen es sich angelegen sein, selbst aus China Meister zu verschreiben, und die Fayencemalerei mit Hilfe blendender Farben (vorzüglich das reinste Blau mit scharfen Rändern) im eigenen Lande zu

verbreiten und den Sinn für die malende Ornamentik zu veredeln. Europäische Reisende, welche als diplomatische Abgesandte, als Künstler und Handwerker oder als Kaufleute ihren Weg nach dem damaligen Iran nahmen, sind des Lobes voll über die Schönheit und den vollendeten Geschmack der persischen Kunstthätigkeit, die in Isfahan ihren Mittelpunkt fand. Die damaligen Besucher Persiens haben in den hinterlassenen Reisebeschreibungen Schilderungen von der Größe und von der Pracht der Residenz der Schahs geliefert, die fast das Maß der Bewunderung überschreiten und uns heutigestags kaum mehr glaubhaft erscheinen. Nach ihren einstimmigen Versicherungen übertraf die Millionenstadt Isfahan sowohl durch ihre Größe als durch ihre Kulturbestrebungen, und nicht am wenigsten auf dem Gebiete der Künste, die Weltstädte Paris und London, und die Beschreiber erkennen es als vollständig gerechtfertigt an, wenn die Perser von der Stadt behaupteten: Isfahân nisf-i-djehân, d. h. Isfahan ist die halbe Welt.

Vor allen übrigen Herrschern war es der große Abbas (1586 bis 1628), dessen Name noch heute in aller Munde lebt, welcher nicht nur Isfahan und das ganze übrige von ihm beherrschte Land mit herrlichen Bauten und Denkmälern bedeckte, sondern auch durch Schöpfungen von Wasserwerken, meist künstlichen Reservoirs mit Schleusensystemen, und vor allem durch Weganlagen in seinem Reiche eine Ära der höchsten Blüte schuf. Nach allen Richtungen hin dehnten sich wohlgepflasterte Handelsstraßen aus, auf welchen sich jahraus jahrein die Karawanen der Kaufleute bewegten, während an den Hauptstationen derselben sogenannte Chane, Gebäude von riesiger Ausdehnung und vom besten Steinmaterial ausgeführt, als Nachtquartier für Reisende und Tiere, sowie als Lagerplatz für die aufgestapelten Waren dienten. Wachtposten sorgten außerdem für die Sicherheit der Karawanen. Die Spuren der

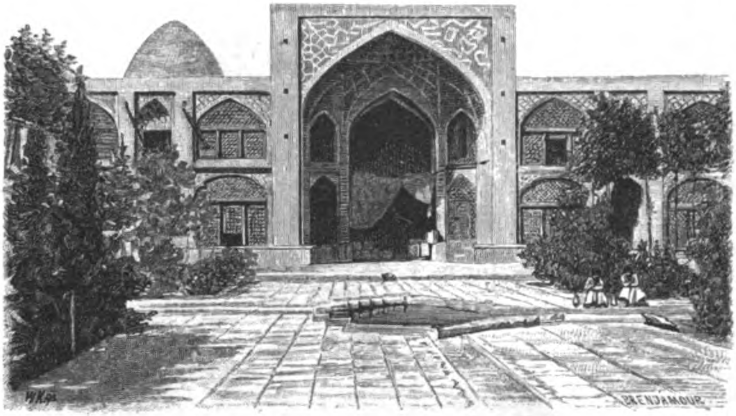


Persische Derwischtypen.

nützlichen Anlagen haben sich bis auf den heutigen Tag hin erhalten, und trotz ihres fast dreihundertjährigen Alters werden bis in die Gegenwart hinein die erwähnten Chane als Obdachstätten benutzt. Da niemand in den zuletzt verflossenen Jahrhunderten an eine Ausbesserung derselben gedacht hat, so muß es erklärlich erscheinen, daß ihr heutiger Zustand nichts weniger als einladend auf den Besucher wirkt. Nichtsdestoweniger

ist die Festigkeit der noch erhaltenen Teile der einzelnen Gebäude fast staunenswert und verdient alles Lob ihrer ehemaligen Baumeister.

Der in der Geschichte weltbekannte Einfall der Mongolen in Persien (Timur) bereitete den Untergang des Glanzes und der Blüte der damaligen Residenz Isfahan, die von Grund aus zerstört und in eine wahre Ruinenstätte mit Schädelpyramiden ermordeter Menschen verwandelt wurde. Der größte Teil der Bevölkerung wanderte damals aus, die Kunst hatte ihren Todesstreich empfangen und vermochte nie wieder zu neuem Leben zu erstehen. Persiens Größe war mit einem Schlage vernichtet und das unter den Sofidenfürsten gefürchtete Reich zu einem Spielball politischer Umtriebe und Feindseligkeiten geworden.



Der Hof eines persischen Chan für Kaufleute in Teheran.

Die Kunst hatte, wie gesagt, ihren Mittelpunkt in Isfahan verloren, wenn auch das Kunsthandwerk überall im Lande von Meistern ausgeübt wurde, die nach alten Mustern arbeiteten, wenn auch nicht mehr im großen Stile, und meist nur, um von der Hand in den Mund zu leben. Daher übererbte sich das Kunsthandwerk vom Vater auf den Sohn, und die Familie betrieb von Geschlecht zu Geschlecht die überlieferte Hausindustrie. Als ich im Jahre 1860 zum erstenmal den iranischen Boden betrat, gab es noch eine ganze Anzahl kunstbeflissener Meister, die, wie beispielsweise die Metallarbeiter und Fayencemaler, ganz vortreffliche Proben ihrer Kunstfertigkeit lieferten, freilich zu Preisen, welche es nur den Vornehmen und dem begüterten Teile der Bevölkerung gestatteten, die einzelnen Gegenstände zu erwerben. Aber sie waren des Geldes wert und durften immer noch einen gewissen Anspruch darauf erheben, als Kunsterzeugnisse zu gelten.

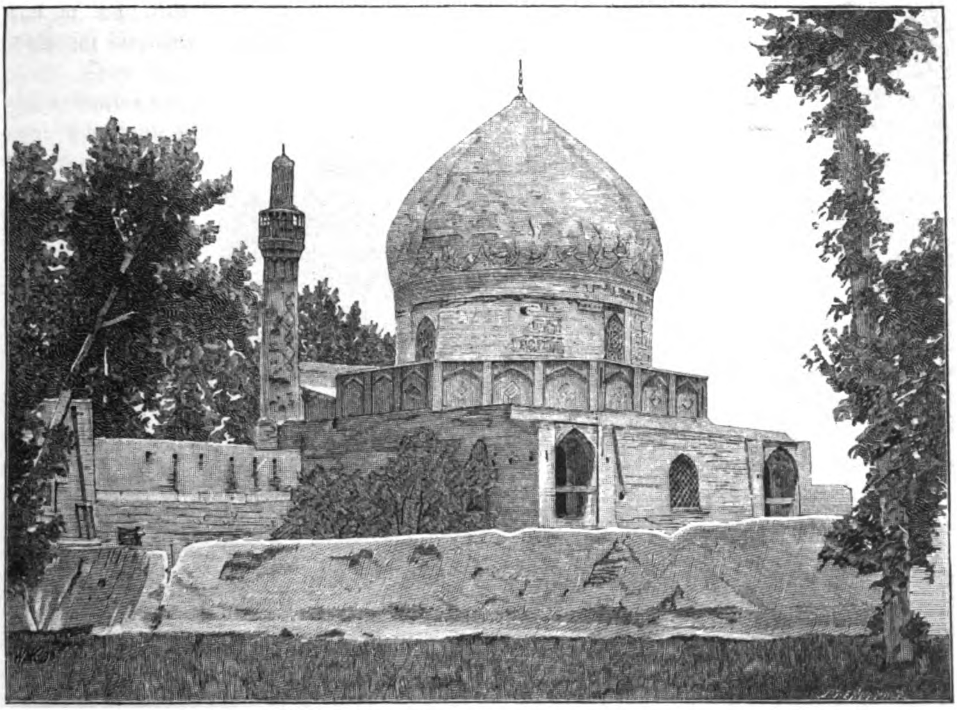
Als ich meinen Weg zum zweitenmal nach Persien nahm, volle dreißig Jahre nach meiner ersten Pilgerfahrt, hatte auch diese Kunstfertigkeit ihr klägliches Ende erreicht. Die europäische Industrie hatte das Land mit Waren überschwemmt, deren Mehrzahl aus den sogenannten Fünfzigpfennig-Artikeln bestand, welche zu den billigsten Preisen die für den Luxus oder den Haushalt bestimmten Gegenstände in den Bazaren der persischen Kaufleute, vor allem in Täbris und Teheran, absetzte. Das große Wort „billig und schlecht" hatte durch ganz Persien hin einen durchschlagenden Erfolg. Die europäische Marktware vernichtete damit die letzten Reste der überlieferten iranischen Kunstindustrie, für welche bei den verhältnismäßig teuren Preisen der genügende Absatz bei den Eingeborenen zu fehlen begann. Europa ist fortan die Losung geworden, besonders seitdem der gegenwärtig regierende Schahynschah durch seine dreimalige Reise nach Frangistan und durch seine ausgesprochene Neigung zu europäischen Arbeiten diese Losung für das ganze Volk ausgegeben zu haben schien. Von einer persischen Kunst im höheren Sinne des Wortes kann heutzutage nicht mehr die Rede sein, wenn auch billige Nachahmungen älterer Erzeugnisse von flüchtiger und schlechter Ausführung, wie sie gelegentlich an Reisende verkauft werden, nur noch die Bedeutung von Kuriositäten behaupten. Immerhin ist es bemerkenswert, daß nach dieser Richtung hin die billigen Sudelarbeiten aus Isfahan (vor allem übrigen Waffen und Metallgefäße) den Markt beherrschen,

wie es im Westen in ähnlicher Weise in Damaskus der Fall ist.

Auch die moderne Baukunst hat unter dem Einfluß der europäischen Vorbilder gelitten, wenn auch, man muß es offen gestehen, nicht ganz zu ihrem Nachteil, nachdem man angefangen hat, den Vorzug des europäischen Hauses mit seiner praktischen Raumverteilung, mit seinen Fenstern nach der Straßenseite hin und mit seinem Satteldache anzuerkennen, wenn auch nicht immer die Schönheit und der Geschmack den Sieg davontrugen. Freilich hat die neue Richtung ihre Grenzen, denn nur der mit europäischen Verhältnissen und Gewohnheiten vertraute Perser vornehmer Abkunft fühlt sich bewogen, mit den Landessitten zu brechen und trotz des Haremszwanges sein Heim à la Frängi zu bauen. Dem Iranen von altem Schrot und Korn ist die eingeführte Neuerung verhaßt, und er zieht es vor, der Väter Sitte zu folgen und sein breites Nest im persischen Stile nach wie vor anzulegen.

Die persische Baukunst, wie sie sich in den älteren und jüngeren architektonischen Werken darstellt, hat ihre volle Berechtigung auf Originalität in der Anlage und Ornamentik der aufgeführten Gebäude, die je nach den Zwecken, welchen sie dienen, Verschiedenheiten erkennen lassen. Das Haus, von der Bauernhütte an bis zum Palastbau hin, das Stadtthor, der Chan, die Moschee und das Grab eines Heiligen oder das Imamsadeh können im allgemeinen als Haupttypen innerhalb der persischen Architektur angesehen werden. Als beste Muster dürfen alle jene Bauwerke gelten, welche unter der Regierung des Schah Abbas angelegt wurden und trotz ihres verfallenen Zustandes noch heutigestags als Vorbilder von den modernen persischen Baumeistern angesehen werden.

Ich habe auf meinen Reisen im Reiche Iran in mancher Bauernhütte gewohnt und kann daher aus eigener Erfahrung die Erklärung abgeben, daß ich keine besondere Sehnsucht nach einem Wiederbesuch empfinde. Die Hütte, aus ungebrannten, an der Sonne getrockneten Lehmziegeln oder aus rotgebrannten, selten verputzten Ziegelsteinen aufgeführt, ist zur ebenen Erde angelegt, niedrig

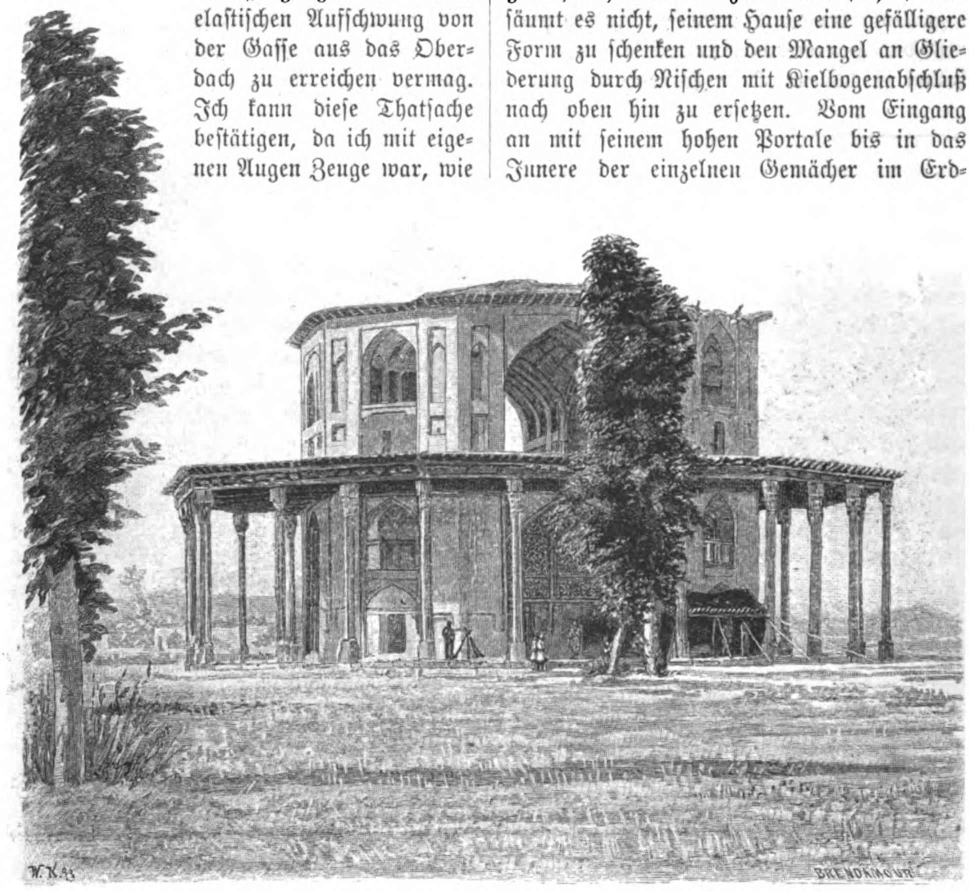


Imamsadeh oder Grab eines Heiligen an einem der Stadtthore von Teheran.

und mit einem flachen Dache versehen. Unmittelbar hinter dem schmalen, mit einem Holzthor verschlossenen Eingange befindet sich ein Vorraum, der für den Bauer als Salon dient. An der einen Längsseite des Gemaches befindet sich eine Thür zu dem Haremsgemach, ihr gegenüber eine zweite, welche den Zugang zu einer Rumpelkammer öffnet. Ellenlange, dick bestaubte Spinnengewebe hängen wie zerfetzte Lappen von der Decke hernieder, dazwischen bilden lange Ketten aufgehängter Weintrauben mit ihren vertrockneten gerunzelten Beeren eine merkwürdige Dekoration am Himmel der Stube. Oft sind die Hütten so niedrig, daß ein Straßengänger mit einem elastischen Aufschwung von der Gasse aus das Oberdach zu erreichen vermag. Ich kann diese Thatsache bestätigen, da ich mit eigenen Augen Zeuge war, wie ein von einem wilden Büffel verfolgter storchbeiniger Mollah mit jähem Sprunge sich auf das Dach der nächsten besten Hütte in einem Dorfe rettete.

Gehört das Haus einem Manne an, der sich etwas zu leisten vermag, so nimmt es von der Vorderseite aus an Straßenlänge zu, und eine Art von Veranda aus ungehobelten Baumstämmen mit Bretterüberlage und in gleicher Höhe mit dem flachen Dache baut eine schattige Wand über dem darunter Sitzenden aus, eine Wohlthat, die bei der glühenden Sonne des iranischen Himmels nicht zu verachten ist. Die Redensarten im Lande der Sonne: „Möge ich unter Eurem Schatten ruhen," oder „Möge Euer Schatten stets länger werden," werden dadurch erst recht verständlich.

Wer über mehr Mittel verfügt, als sie dem gewöhnlichen Bauer zu Gebote stehen, versäumt es nicht, seinem Hause eine gefälligere Form zu schenken und den Mangel an Gliederung durch Nischen mit Kielbogenabschluß nach oben hin zu ersetzen. Vom Eingang an mit seinem hohen Portale bis in das Innere der einzelnen Gemächer im Erdgeschoß findet die Nische ihre ausgedehnteste Verwendung. Selbst die langen Flächen der Umfassungsmauern werden in regelmäßige Felder abgeteilt, in welchen wenig-

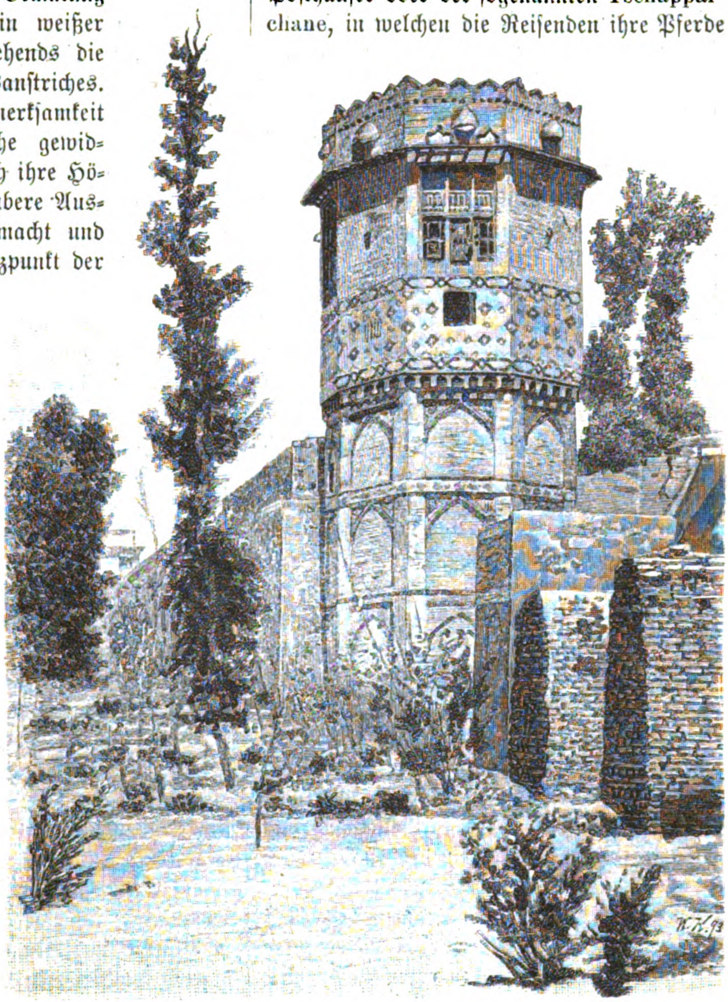


Schloßbau Abbas' des Großen in Isfahan.

stens die Linien der Nische in Flachform oft in unzähliger Wiederholung zum Ausdruck gelangen. Eine rote Bemalung mit Umrahmungen in weißer Farbe bilden durchgehends die Grundtöne des Hausanstriches. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Portalnische gewidmet, welche sich durch ihre Höhe und durch ihre saubere Ausführung bemerkbar macht und den eigentlichen Glanzpunkt der ganzen Hausanlage bildet.

Man liebt es in Dorf und Stadt, dem eigentlichen Hause und zwar über der Portalnische einen kastenartigen Bau aufzusetzen, der mit einer Thür und einem Balkon nach der Straßenseite hin versehen ist. Das Gemach dahinter, selten mit schmalen Seitenkammern versehen, dient zum Aufenthalt des Hausbesitzers und seiner Besucher. Man genießt vom Balkon aus die Ausschau über das Dorf und die nächste meist gebirgsreiche Umgebung hin und zieht am Morgen und Abend die Wohlthat der kühleren Luft ein. Der Aufbau führt bei den Persern die Bezeichnung des Bala-chane oder Bala-chune, mit deutschen Worten „des Oberhauses“, und ich kann mich dabei der Vermutung nicht entziehen, daß dieser Name den eigentlichen Ursprung zu dem italienischen Balcone und dem französischen Balcon geliefert hat. Die gewöhnliche Ableitung dieser selbst in die deutsche Sprache übergegangenen Bezeichnung von unserem Worte Balken scheint mir mehr als gewagt.

Vor allem ist das Bala-chune oder das Oberhaus eine Beigabe sämtlicher persischer Posthäuser oder der sogenannten Tschapparchane, in welchen die Reisenden ihre Pferde



Älterer persischer Hausbau in Isfahan.

zu wechseln und zu übernachten pflegen. Sie bilden einen eigenen Typus der persischen Baukunst, der im ganzen Lande Iran wiederkehrt. Schon aus weiter Ferne, selbst mitten in einem Dorfe, leuchten die Posthäuser dem Reiter zur zeitweiligen Rast entgegen, und ihr Anblick allein genügt schon, um die ermüdeten Glieder mit neuer Kraft zu beleben. Nur einzelne Posthäuser an den Landstraßen werden von den Reisenden geflissentlich gemieden, da es bekannt ist, daß eine schlimme Art sehr giftiger großer Wanzen ihr Unwesen darin treibt. Ein einziger

Stich genügt, um wochenlanges Leiden hervorzurufen.

Im Norden Persiens, zwischen der Gebirgsmauer des Elburs und den südlichen Ufern des Kaspischen Meeres, giebt es winterliche Schneefälle und Regengüsse, die oft einen Monat andauern und den Boden der Felder und Wälder in einen wahren Morast verwandeln. Flache Häuser würden deshalb weder die Schneelast zu tragen noch dem aufweichenden Regen Widerstand zu leisten vermögen. Als Beweis dafür kann ich die persisch gebauten Häuser der stolzen Residenzstadt Teheran anführen, da ich aus eigener Erfahrung es bezeugen kann, daß die Schneelast das flache Dach eindrückt und ein starker Regenfall die Decke zum Träufeln bringt. Wie oft saß ich bei solchen nicht ganz ungewöhnlichen Naturereignissen in meinem Zimmer mit einem aufgespannten Regenschirm, in steter Gefahr, von der aufgeweichten Decke erschlagen zu werden.

Die erwähnte Landschaft an der Küste des Kaspischen Meeres führt aus dem beschriebenen Grunde auf ihrer westlichen Seite den Namen des Gilan oder der „Kotigen", und man kann es sich vorstellen, daß die Bewohner derselben stets daran denken mußten, sich vor Schnee und Regen zu schützen. Sie thaten dies durch Anwendung des russischen Satteldaches mit Ziegelbekleidung und entzogen sich dadurch den drohendsten Gefahren von oben her. Noch sei es nicht verschwiegen, daß bei der Sonnenwärme der Kot und die Schilfsümpfe am Meeresufer Milliarden von Mücken zu erzeugen pflegen, welche bei Tag und Nacht die Insassen der nächsten Umgebung bis auf das Blut peinigen. Man besteigt deshalb turmähnliche Gebäude mit offenem Oberbau, um vor den Plagegeistern gesichert zu sein, oder errichtet auf der Spitze eines Baumstammes ein Holzgerüst, auf welchem eine ganze Familie wie der Vogel mit seinen Jungen im Neste des Nachts über schläft.

Auch der gegenwärtig regierende Schah von Persien, Nasr-ed-din, hat es seinerzeit für angemessen erachtet, im Kotlande Gilan seinen Turm zu erbauen, wenn auch weniger in der Absicht, im nächtlichen Schlafe auf der obersten Galerie vor Mücken und Schnaken geschützt zu sein, als vielmehr zu dem löblichen Zwecke, sich und den Reisenden vornehmen Ranges eine schöne weite Aussicht über die tückischen Wässer des Kaspischen Meeres zu bieten. Das Gebäude, im Viereck angelegt, erhebt sich wie ein langes Handtuch himmelwärts, mitten in einem hübschen Garten dicht am Meeresufer bei der Hafenstadt Enzeli. Es steigt von Etage zu Etage aufwärts, enthält in jedem Stockwerk ein saalartiges Gemach mit Nebenräumen und einem Umgange und leidet an einem Überfluß von Nischen mit persischer Ornamentik in Arabeskenmanier, die mit der bei den Persern ungemein beliebten Facetten-Spiegelbekleidung abwechselt, ohne einen anderen Eindruck als den des Phantastischen hervorzurufen. Die Spiegel werden an den Oberwänden und Decken in allen möglichen Stellungen zueinander in mathematischer Anordnung angebracht, verfehlen jedoch bei Tage ihre Wirkung, während des Abends und des Nachts der tausendfache bunte Wiederstrahl des Kerzenlichtes in den Wandleuchtern und Zimmerkronen allerdings einen feenhaften Anblick hervorzaubert. Die blendende Lichtfülle ermüdet schließlich das europäische Auge, aber der Perser genießt in vollen Zügen das schimmernde kaleidoskopische Gefunkel und scheint aus vollster Seele dabei zu schwärmen. Auf alle Fälle eignet sich das gebrechliche, außerdem den Einflüssen der Witterung ausgesetzte Material wenig zur Dekoration eines Gemaches, in welchem die übrigen Ornamente auf eine echt nationale Skulptur in Blätter- und Blumenwerk oder in mathematisch kombinierten Linien zurückweist.

Die Spiegelbekleidungen haben an dem Turm von Enzeli aus der angeführten Ursache bereits erheblich gelitten, wenn man auch der Vorsicht halber die Wetterseiten desselben mit Matten bedeckt hatte, wie sie in der Abbildung mit auffallender Häßlichkeit dem Beschauer entgegentreten. Indes der Schah hat seine besondere Freude daran und damit ist alles gesagt.

Das echt persische Wohnhaus, wie es dem Reisenden in den Städten entgegentritt, bietet nach der Straßenseite hin nur eine glatte, mehr oder weniger lange Mauer dar, in welcher sich der hohe Thüreingang in Gestalt einer Portalnische befindet. Eine vorgelegte Wand des Flures dahinter verbietet

den Einblick in den ersten Vorhof, welchen nach der Hinterseite desselben die Fassade des Herrenhauses oder das Birun (d. h. „das Äußere") abschließt. Die in der Mitte oder seitwärts gelegene Eingangsthür führt über ein paar Stufen zu den Wohnräumen des Herrn, deren äußere Wandseite in voller Zimmerhöhe eigentlich nur aus einem einzigen Fenster besteht. Sein reiches Gitterwerk ist mit Glasscheiben ausgefüllt. In einem von mir bewohnten Hause in Teheran bestand beispielsweise mein Treibhausfenster aus sieben verschiebbaren Stücken, von denen ein jedes aus dreißig kleinen Scheiben in Holzumrahmung zusammengesetzt war. Danach zählte die Fensterwand nicht weniger als zweihundertundzehn Scheiben aus weißem Glase, über welchen sich vierundzwanzig buntfarbige Fenster im oberen Rande ausdehnten.



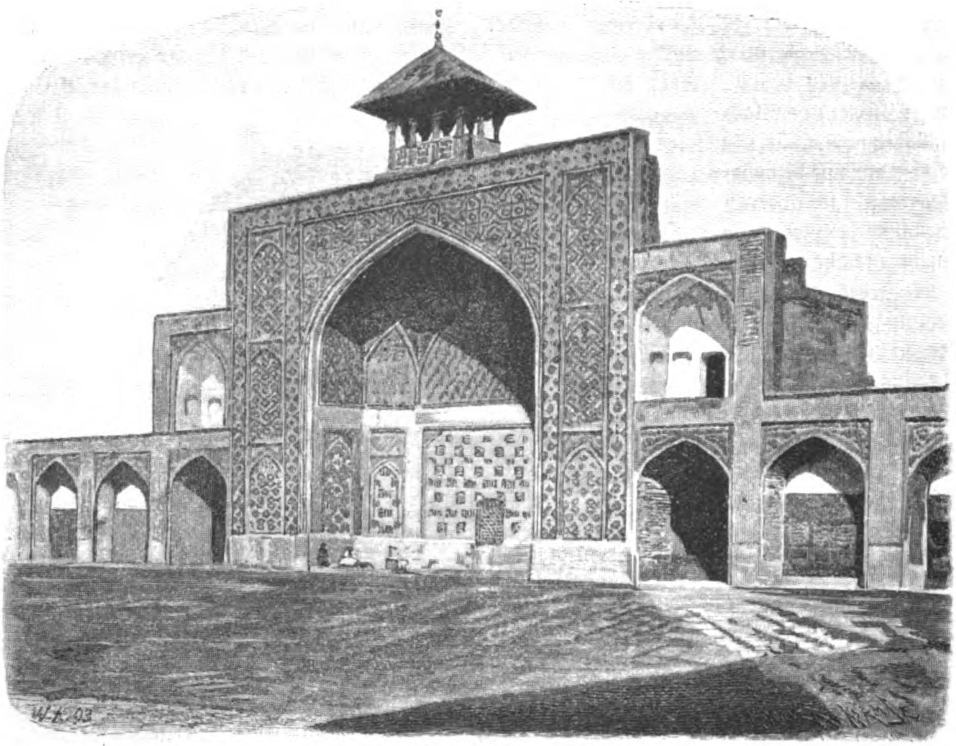
Kurde aus der Umgebung von Täbris.

Unmittelbar vor dem Herrenhause sprudelt ein Springbrunnen sein Wasser in ein steinernes Becken, das von den Dienern des Hauses als allgemeine Waschschüssel benutzt zu werden pflegt. An der Querseite des Hofes bildet ein saalartiger Raum mit gekuppelten Wölbungen, mit Nischen und blumenreichen Arabesken das Empfangszimmer des Herrn. Die männlichen Besucher erwarten hier den Besitzer des Hauses oder nehmen an geselligen Unterhaltungen in diesem Salon oder dem Talar teil.

Ein zweiter Hof trennt das Enderun (eigentlich „das Innere") oder das Frauenhaus von dem des Herrn, dem es seiner Anlage nach genau entspricht. Weder der Springbrunnen im Hofe, noch die Kamine im Inneren fehlen, um der Wohnstätte bei winterlicher Kälte den erforderlichen Wärmegrad zu erteilen. Ein Seitenanbau dient zum Empfange der weiblichen Besucher des Hauses. Ein oberes Stockwerk, mit Ausnahme des Bala-chane, kennt das persische Haus nicht, dagegen besitzt es weite Kellerräume, in welche sich bei der heißen Jahreszeit die Bewohner des Hauses zurückziehen, um in der kühleren Unterwelt der Hitze zu entgehen. Bei Nacht herrscht die alte Sitte, auf dem Dache zu schlafen, wobei sich Männlein und Weiblein bis über den Kopf in Tücher und Decken einhüllen.

Begüterte Leute besitzen innerhalb und außerhalb der Stadt Gärten, die besonders zur Frühlingszeit einen wundervollen Anblick darbieten und den Namen der Paradiese durchaus verdienen. Baumreiche Alleen, welche hauptsächlich die Lieblingsbäume der Perser, Platanen und baumhohe Cypressen,

einfassen, durchschneiden den von Mauern umschlossenen Besitz. Die wohl abgeteilten Beete sind mit den duftigsten Blumen geschmückt, deren Farbenpracht jeder Vorstellung spottet. Das klare Wasser aus den Quellen am Fuße der nächsten Gebirge rieselt in kunstvollen, aus buntfarbigen Fayencen gebildeten Rinnsalen nach allen Richtungen dahin, und lustig plätschern zahllose Goldfische in dem durchsichtigen Naß. Der Schlag der Nachtigall im dichten Gebüsch erhöht den Reiz des Aufenthaltes in den Gärten, in welchen luftige, bunt ausgemalte Kiosks zur angenehmen Ruhe einladen. Aber die Zeit des Glückes und des Genusses ist leider nur von kurzer Dauer, denn sie umfaßt kaum die beiden Monate, welche den Frühling bilden. Die heiße sommerliche Sonne am persischen Himmel tötet die farbenprächtige Blumenwelt, und alle Sorgfalt des Gärtners ist nicht mehr im stande, den bunten Kindern der iranischen Erde ein verlängertes Leben zu verleihen.



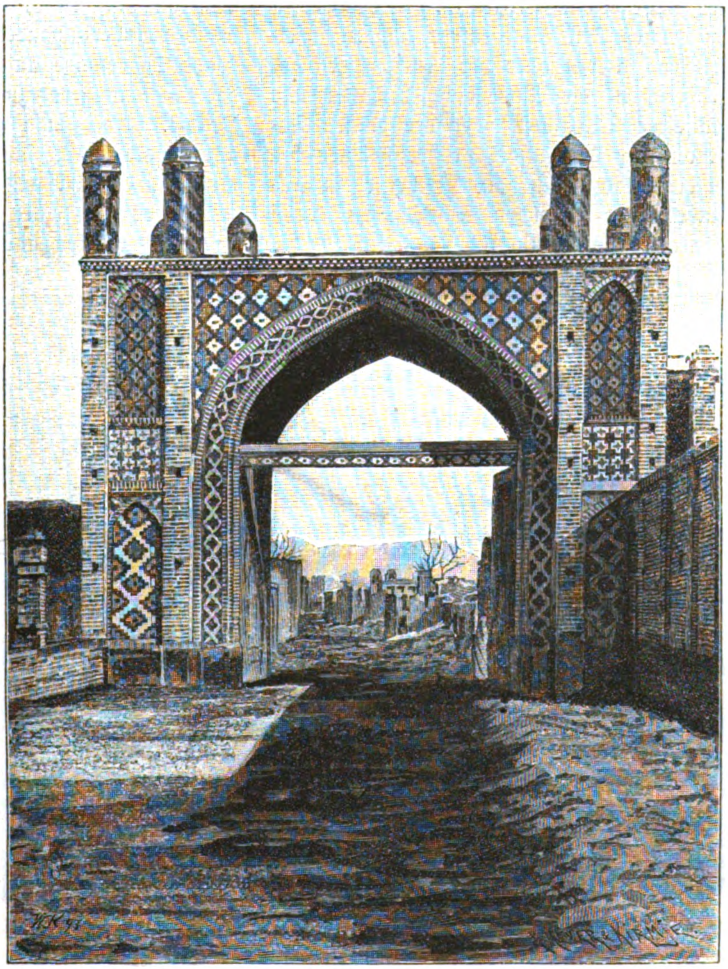
Portalbau älterer Zeit in Isfahan.

Die Städte und Dörfer im Lande Iran bieten im ganzen einen düsteren Anblick dar. Mitten in der traurigen Steppe gelegen, meist am Fuße von Gebirgszügen, der Nähe der Wasserquellen halber, zeigen sie einen grauschwärzlichen Mauerring aus ungebrannten Erdziegeln mit turmartigen Vorsprüngen und Lugaussöllern an den Ecken, über welchen nur wenige Bauten der inneren Stadt hinwegragen. In diesem Falle sind es Moscheen oder Chane von einiger Höhe, welche allein die Vorstellung verscheuchen, als sei alles Leben hinter den Mauern erstorben. Aber freilich gehören auch diese Bauten der früheren Periode, meist dem sechzehnten Jahrhundert, der persischen Architektur an, und nur Teheran darf sich rühmen, in seinen Moscheen und vor allem in seinen Palastanlagen wirkliche moderne Proben der iranischen Baukunst zu besitzen.

Die Denkmäler der älteren Zeit, der Mehrzahl nach Moscheen, Gräber, Paläste und Thorbauten, sind dem gänzlichen Ver-

fall nahe, da niemand ein besonderes Interesse daran zu haben scheint, dieselben für die Zukunft zu erhalten. Nach dieser Richtung hin teilen die Perser die Ansicht ihrer mohammedanischen Glaubensgenossen im Westen, weil sie als Fatalisten selbst in dem Verfall nur den Willen Allahs erkennen. Hat es doch sogar in Kairo Mühe gekostet, die nur einigermaßen erforderlichen Mittel zu beschaffen, um die herrlichsten Denkmäler der früheren arabischen Baukunst, Moscheen und Gräberbauten, vor dem vollständigen Ruin durch die notwendigsten Restaurationen zu schützen, wobei der europäische Baumeister Hand ans Werk legen mußte, um den Einsturz der wertvollsten Überreste jener Periode zu verhindern.

Es darf deshalb nicht wunder nehmen, daß im Lande Iran verhältnismäßig nur wenige Denkmäler der Vergangenheit den Sturm der Zeit überdauert haben. Aber auch diese Reste sind ausreichend, um den eigentümlichen Charakter der persischen Baukunst, die bereits im achten Jahrhundert eine außerordentliche Höhe erreicht hatte, nach seiner Bedeutung abzuschätzen.



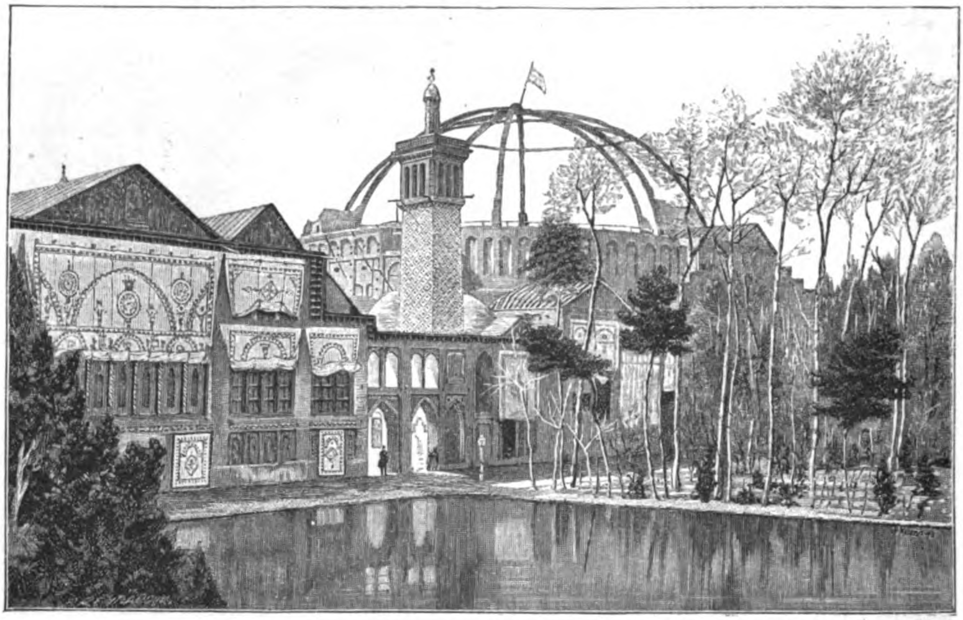
Stadtthor von Rescht in der persischen Provinz des Gilan.

Im großen und ganzen zeigt die persische Architektur eine auffallende Verwandtschaft mit der indischen, wenn sie auch keine so wechselreiche Gliederung des Aufbaues wie jene erkennen läßt und zu künstlichen Mitteln greifen muß, um das Eintönige großer glatter Flächen vergessen zu lassen oder die Vorstellung einer organischen Verbindung zusammenstoßender Teile zu erwecken. Der allgemeine Eindruck der persischen Bauwerke im großen Stil ist der einer phantastischen Überladung auf dem Gebiete der Ornamentik, wobei die buntesten Farben, selbst Vergoldungen nicht ausgeschlossen, zur Erhöhung des Eindruckes mitzuwirken bestimmt sind. Selbst bildliche Darstellungen in Gestalt vollständiger Gemälde (Schlachten, Jagden, Scenen aus dem altpersischen Sagenkreise mit besonderer Beziehung auf das Heldengedicht Firdosis, Gesellschaften, Liebesscenen, seltener Bilder von religiöser Bedeutung 2c.)

oder von Einzelfiguren (Männer, Weiber, Tiere, auch phantastische Wesen mit eingeschlossen) dienen als beliebte Füllungen leerer Flächen, wobei die Gesetze der Perspektive außer acht gelassen werden, der Mangel an Schatten sich bemerkbar macht und menschliche Figuren nur en face zum Ausdruck gelangen. Unerreicht bleiben einzelne Ornamente, in welchen Blumen- und Blattwerk mit bunten Vögeln den Vorwurf des Zeichners und Malers oder des Bildhauers und Stuckateurs bilden.

Eine der auffälligsten Erscheinungen, die den Reisenden in Persien an den Bauwerken im großen Stil entgegentritt, mögen dieselben der älteren oder der neuesten Zeit angehören, ist die Anwendung bemalter und glasierter Thontafeln oder der bunten Fayencen zur Ausfüllung großer Flächen bis zu den Stadtthoren hin. Inschriften in arabischen oder persischen Schriftzügen, deren Charakter sich bekanntlich vorzüglich für die aus der phantastischen Welt der Sage und des Romanes werden bis zur Stunde mit Hilfe der Fayence mehr oder weniger mittelmäßig zur Darstellung gebracht. Es entspricht durchaus der militärischen Neigung des regierenden Schah, daß ganze Reihen persischer Serbasen oder Soldaten die unteren Wandseiten seiner Palastbauten schmücken. Jeder einzelne Mann, in persischer Waffentracht und das Gewehr präsentierend, kehrt hundertfältig wieder, und es macht auf den Europäer einen sonderbaren Eindruck, auf offener Gasse in der kaiserlichen Burg in Teheran zwischen also bemalten Porzellanwänden einherzuwandeln. Schlägt die brennende Tagessonne auf die Wände, so wird das Auge in geradezu unerhörter Weise geblendet. Aber man findet das zu Lande hübsch und künstlerisch schön und kehrt sich wenig an das europäische Urteil.

Wie es die letzten Reste der Moscheenbauten, vor allen übrigen in Isfahan, be-

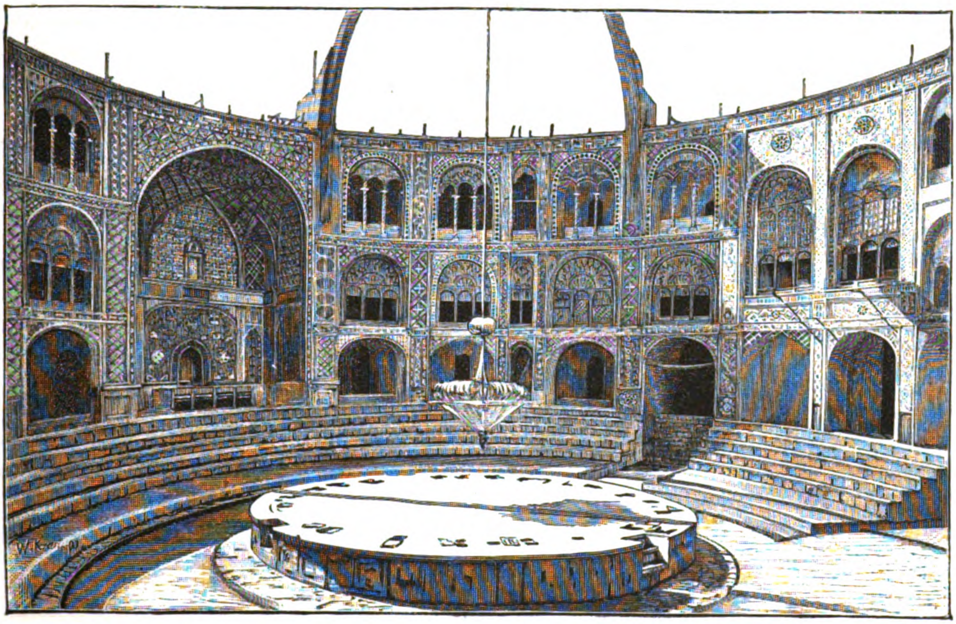


Das Hoftheater in der Burg des Schah zu Teheran. Anblick von der Außenseite.

Ornamentik eignet, mathematische Figuren, Blumen- und Blattwerk, Tiergestalten und menschliche Wesen, letztere oft in Lebensgröße, gaben und geben noch heute den Stoff für die Fayencen her. Ja selbst vollständige Bildwerke mit Scenen aus dem Leben oder

weisen, ward schon in den älteren Zeiten die bemalte Fayence dazu benutzt, die Wände der Paläste, der Moscheen, und zwar bis zur birnenförmigen Kuppel hinauf, sowie der Mausoleen der verstorbenen Könige und berühmter Heiligen zu bekleiden. Allein der

Unterschied zwischen damals und jetzt springt jedem Beschauer sofort in die Augen. Vor Jahrhunderten befand sich die Kunst in ihrer höchsten Blüte, und man begreift es, wenn von Liebhabern eine einzige gestohlene Fayence aus jener Zeit heutzutage mit Hunderten von Mark bezahlt wird.



Der innere Raum des Hoftheaters in der Burg zu Teheran. (In der Mitte der Raum für die Bühne.)

Die Paläste des Schah in Teheran und in den Lustschlössern des Königs der Könige sind, wie ich es bereits angedeutet hatte, bis auf die Flächen der sie umschließenden Mauern hin mit buntfarbigen Fayence-Bekleidungen völlig überladen, und nur selten unterbricht das Einförmige der Muster der Reiz der Abwechselung in der Auswahl der Zeichnungen. Von größerer Wirkung sind die Ornamentierungen von demselben Material, welche sich an einzelnen öffentlichen Bauten, wie beispielsweise an den Stadtthoren, vorfinden und durch mehr malerische und wirklich kunstvoll stilistisch durchgeführte Motive auszeichnen. Darstellungen aus der Sagengeschichte Irans, vor allem die Kämpfe des Pehlewan Rustem gegen die Diwe oder Unholde von Masenderan, wahre Teufelsgestalten mit Hörnern auf dem Kopfe und Pferdeschweifen am Hinterleibe, pflegen die breiten Flächen über den Thoreingängen einzunehmen, während zu beiden Seiten und im Inneren des eigentlichen Portals mathematische Kombinationen sich kreuzender Linien und geschmackvolles Blumen- und Blätterwerk als Ornamente dienen. Als Beispiel eines derartigen Baues haben wir die Abbildung des Thores von Rescht in der Stadt Kaswin, auf der Straße vom Gilan nach Teheran, gewählt, um den Leser in den Stand zu setzen, sich die richtige Vorstellung eines persischen Stadtthores zu bilden. Der Einblick in die Hauptstraße dahinter sieht freilich trüb genug aus. Eine Menge von Häusern erscheinen als zusammengestürzte Ruinen, deren einstige Besitzer verstorben sind, während die lebende Nachkommenschaft sich um das Erbe der Väter in keiner Weise bekümmert. Derselbe Anblick wiederholt sich fast in allen größeren und kleineren Städten des Landes, wobei Isfahan auch nach dieser Seite hin allen übrigen den Vorrang abgewonnen hat.

Ich darf es nicht unerwähnt lassen, daß die Fayencebekleidung in dem Hoftheater von Teheran durch ihren räumlichen Umfang alles nur Denkbare weit hinter sich läßt. Das Gebäude ist in Form einer riesigen Rotunde angelegt, in deren Mitte sich

in Gestalt einer runden Erhöhung mit eingeschnittenen Stufen die Bühne befindet. Rings herum laufen in konzentrischen Kreisen die Reihen hoher Steinsitze, zu welchen das schaulustige Publikum freien Zutritt hat. Die vornehme Welt, an ihrer Spitze der Hof, nimmt in den Logen ihre Plätze ein, die sich nischenartig und in Etagen geordnet in der runden inneren Wand öffnen. Wohl an dreitausend Personen haben in dieser Rotunde Platz, deren Durchmesser so gewaltig ist, daß kein Architekt es vermochte, eine Kuppel als Dach aufzusetzen. Aus Holzstämmen zusammengefügte Rippen sind vorläufig über die Rotunde ausgespannt, um an den Tagen der Schauspielvorstellungen mit gewaltigen Zelttüchern überzogen zu werden.

Mit Kerzen besteckte Kronen, die von der Höhe herabhängen, und Tausende von Wandleuchtern im Inneren buntfarbiger Glastulpen, in neuester Zeit auch elektrische Glockenlampen, sorgen in ausgiebigster Weise für die Beleuchtung des inneren Raumes und seiner Zugänge. Die Lichtwirkung auf die glitzernde Fayencebekleidung mit ihren phantastischen Zeichnungen übt einen geradezu feenhaften Eindruck aus, der wirklich jeder Beschreibung spottet. Da es europäische Leser interessieren wird, zu erfahren, welche Stücke in diesem grandiosen Theater zur Aufführung gelangen, so kann ich versichern, daß weder Opern, noch Schauspiele, noch Lustspiele den Gegenstand der Vorstellungen bilden. Es handelt sich lediglich um religiöse Trauerspiele, die in der sogenannten Trauerwoche des Monats Moharrem zur Aufführung gelangen und die Ermordung der beiden Märtyrer Hussein und Hassan, der Söhne des Imam Ali, in der wasserlosen Ebene bei Kerbela in der Nähe von Bagdad als Gegenstand dramatisch behandeln. In die Enge getrieben durch die Truppen des Kalifen Jesid, fielen sie und ihr Anhang einem gewaltsamen Tode anheim. Die bis auf den Tag bestehende Feindschaft zwischen den Sunniten und den Schiiten (Persern) ward für alle Zeiten durch „den Tag des Mordes“ besiegelt. Die Schauspiele selber sind erst seit kaum hundertundfünfzig Jahren ins Leben gerufen worden.

(Schluß folgt.)



Im Banne der Farbe.

Novelle
von
Anton Freiherrn von Perfall.

Hans Stark schleuderte Pinsel und Palette weg und erbrach den Brief mit dem Poststempel „Paris“:

„Ich denke, Sie sollten das Angebot von zweitausend Franken für Ihre ‚Sonnenfeier‘ ohne weiteres annehmen —“

Weiter kam er nicht. „Mimi! Mimi! Balder!“ schrie er zur Thür hinaus.

„Kann jetzt nicht — gleich!“ rief eine weibliche resolute Stimme.

Der scharfe Geruch von Lauge drang herein und warmer Wasserdunst, Bürstengezisch auf nasser Leinwand, das Tröpfeln ausgerungener Wäsche.

Hans warf die Thür ärgerlich in das Schloß. „Na, so mach halt noch ein bißl so fort, zur Strafe deines Unglaubens, in Seifenwasser und Soda,“ sagte er lachend vor sich hin. Dann las er weiter: „Es ist ja für die Arbeit kein hoher Preis —“

Das Papier zitterte in seiner Hand. „Kein hoher Preis? Zweitausend Franken?“ Er sprach es in mühsam unterdrücktem Jubel. Dann nahm er plötzlich eine stolze Miene an. „Nein, es ist auch kein hoher Preis! O, es soll noch ganz anders kommen! Das ist ja noch alles Stümperei, im Zeichen der Not, des Jammers entstanden.“ Er las weiter:

„Immerhin ist in der Galerie Perin Ihr Bild vortrefflich aufgehoben, und — ein Umstand, den Sie nicht vergessen dürfen — Herr Perin ist ein Liebhaber von Kuriositäten in der Malerei. Von anderem Gesichtspunkt aus dürfte das Bild augenblicklich unverkäuflich sein.“

Hans lachte verächtlich auf.

„Doch das soll Sie nicht kümmern, senden Sie nur bald wieder etwas, es giebt noch mehr Perins in der Welt, und einer steckt den anderen an.

Ihr ergebener M. C.“

Hans Stark ballte den Brief in seiner Faust. Der Triumph von vorhin leuchtete nicht mehr auf der auffallend gebildeten, niederen Stirn, unter welcher, von feingeschwungenen schwarzen Brauen überwölbt, ein Augenpaar ruhte von dem sonderbar tiefen Glanze, welchem wohl die göttliche

Juno das Epitheton „die Ochsenäugige" zu danken hatte.

Eine Kuriosität, die „Sonnenfeier"! Ein Ulk für die übersättigten Gäste irgend eines reichen Parvenu, diese Apotheose des Lichtes und seines göttlichen Kindes, der Farbe! Das Bild stand vor ihm. — Sonnenaufgang! Der feurige Glutball erhebt sich über den Wüstensaum. Eine Pyramide im Feuermeer. Die dem Aufgang zugewendete Seite gleicht einer spitz zulaufenden Flamme, in deren blendenden Gluten die das Gestirn anbetende Karawane, welche sich auf der untersten Stufe gruppiert, dunkel erscheint. Die im Winkel sichtbare Schattenseite des Steinkolosses wirkt violett, darin die Sklaven mit den bepackten Kamelen, eine Gruppe Weiber, ausgeschlossen wohl von der Anbetung des strahlenden Gottes, dunkelblau. In der dunstigen Luft, die das Firmament nicht durchblicken läßt, schießen Feuergarben.

Er war nie im Lande der Pyramiden, aber er sah das alles tausendfach in seiner Phantasie. Er wußte bestimmt, daß es so wirken müsse, es zwang ihn damals zu dieser Orgie des Lichtes, zu diesem pomphaften Sonnenaufgang. Aber das war dem Philistervolk natürlich zu viel zugemutet, das ging über seinen Horizont. Diese kecken Gegensätze, diese unvermittelnden Töne, so etwas darf sich das Licht nicht erlauben in einer geordneten Gesellschaft. Aber darum hat er ja den Vorgang in eine Wüste versetzt, um ja nicht zu verstoßen gegen die deutsche hochwohlweise Lichtordnung. Gleichviel, so was malt man nicht! giebt es nicht! das reinste Schwefelholz! — Er setzte seine ganze Hoffnung auf Paris, da kann man noch Licht vertragen und Farbe. Seit drei Monaten hatte er von dem Bilde nichts mehr gehört. Er hatte es schon aufgegeben — seine letzte Hoffnung. Da kam wohl der verrückteste Bildersammler der Seinestadt in Herrn Perin und kaufte es als eine Kuriosität. Er kaufte wohl auch Mißgeburten in Spiritus, Abnormitäten aller Art. Und er ist so weit heruntergekommen, daß er sich noch darüber freut, über die zweitausend Franken, um welche er seine künstlerische Ehre verkauft. „Ein deutscher Maler verkauft keine Kuriositäten; dieser Herr Perin soll sich an Barnum wenden. Das wäre eine Antwort auf diesen Brief!" Es giebt noch mehr Perins auf der Welt, noch mehr Narren! Und er soll alle diese Narren mit Bildern versorgen — der Malernarr! der Farbennarr!

Er schleuderte den zusammengeballten Brief auf den Boden. Die Thränen des Zornes traten ihm in die Augen. In diesem Augenblick trat Mimi ein, seine Frau. Eine blaue durchnäßte Schürze bedeckte ein braunrotes einfaches Kleidchen, welches jugendliche Formen umschloß. Auf der schneeweißen Stirn, auf den von der Hitze geröteten Wangen hatte sich der Wasserdampf der Waschküche in kleinen Perlen niedergeschlagen. Aufgelöst in feuchten Strähnen waren die blonden Stirnlöckchen. Die blauen Augensterne schimmerten feucht unter den von den heißen Dämpfen etwas angeschwollenen Lidern. Knospenhafte Frische nach warmem Sommerregen atmete die ganze Erscheinung.

„Na, was giebt's denn so Freudiges?"

„Freudiges? Ich und Freudiges!"

„Aber dem Ton deiner Stimme nach, Hans —"

„Und warum bist du nicht gleich gekommen? Oder ist das so gewöhnlich, das Freudige in unserem Haus, daß es keine Eile hat?" Der Maler sprach es verdrossen.

Da nackelte es draußen an der Schnalle. Mimi öffnete. Ein Bübchen trat breitspurig herein, an einem Apfel kauend — der kleine Balder, der Blondgelockte, das Freudige im Haus.

Mimi nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Vater.

„Jetzt sprich, ich kann das Schlimmste hören."

Der Junge bückte sich und hob die Papierkugel auf, den Brief aus Paris, und entfaltete ihn mit kindischer Neugierde.

„Ist's das? Schlimme Nachricht aus Paris?" fragte Mimi. „Als ob ich einen Augenblick darauf gehofft hätte!"

„Das weiß ich, daß du nie auf einen Erfolg hoffst! Einfach, weil du ihn für unmöglich hältst, weil du mich auch für einen Narren hältst wie das übrige Volk. Aber es hat sich eben ein zweiter Narr gefunden, der seinem Kollegen zweitausend Franken für die ‚Sonnenfeier' giebt."

„Das steht da drin in dem Brief? Und du — ja, Hans, das ist ja Rettung, das

große Los für dich! Und du bist gar nicht froh? Nein, das steht nicht da drinnen, da kenne ich dich zu gut. Um den Hals wärst du deiner Mimi gefallen, und den Balder hättest du am Arm genommen und abgeküßt! Morgen geht's nach Buchdorf, hättest du gerufen, ins alte Quartier, und heute noch hätten wir gepackt! — Aber, Hans, wie kannst du nur einen solchen Scherz machen?" Ihr Antlitz, das eben der Blick in eine schon längst ersehnte Zukunft in heller Lebensfreude aufleuchten ließ, nahm einen recht traurigen Ausdruck an.

„Kein Scherz, volle Wahrheit!" erwiderte Stark, in dem das Wort Buchdorf gezündet.

Da griff Mimi hastig nach dem Brief in Balders Händen. Der Maler entriß ihn ihr rasch. Mimi sah ihn beunruhigt an.

„Hans, zweitausend Franken sind ein Vermögen für uns! Ich hätte morgen nicht mehr gewußt, wie den Haushalt bestellen. Jetzt kannst du deinen sehnlichsten Wunsch befriedigen! Hans, auf das Land! Nach Buchdorf! In Ruhe arbeiten, mitten in der herrlichsten Natur, ganz nach deinem Sinn! Und du bist so kalt, so freudlos?"

Stark zögerte. Wozu Mimi die Freude verderben? Wozu ihr den heiligen Glauben nehmen an einen wirklichen, großen Erfolg? Sie ist ein Weib, äußeren Einflüssen zugänglich, sie wird dann selbst an ihn glauben; und danach sehnte er sich so sehr — nach einer Seele, die an ihn glaubt, nach einem Augenpaar, das sieht wie er!

Lange zögerte er. Plötzlich kam es ihm verächtlich vor, wie ein gemeiner Betrug; und dann — er wollte auf die Wahrheit kommen, wie sie dachte über die „Sonnenfeier".

„Hans, wenn du mich liebst, so sage mir alles! Warum freust du dich nicht über den Verkauf, der unsere kühnsten Erwartungen übertrifft?"

„Da, lies!" Hans Stark gab seiner Frau den Brief.

Mimi las. Tiefe Röte stieg ihr in das Gesicht, bis hinter die zierlichen Öhrchen, bis unter die aufgelösten Stirnlöckchen.

Stark stand vor ihr, die Hände in den Hosentaschen, und las in ihren Zügen sein Urteil. „Na, was sagst du zu dem Kuriositätenmaler?"

Mimi zögerte noch einen Augenblick. „Das ist nicht wahr! Der Mensch schreibt das nur, um deine Preise zu drücken," sagte sie dann.

„Du glaubst also, daß dieser Herr Perin meine ‚Sonnenfeier' verstanden? daß er sie für ein Kunstwerk hält?"

„Ja, das glaube ich! Wenigstens für ein Werk, in welchem ein großes Talent sich offenbart."

„In geheimnisvoller Schrift, welche die großen Kinder bis jetzt noch nicht lesen können in ihrer blöden Angewohnheit an die alten Zeichen! Aber du sollst sie lesen können, sollst sie mit mir genießen können, diese Wonne des Sehens, der Farbe! O, ich will es ihnen jetzt schon zeigen! Ich will sie aus ihren lichtarmen Totenkammern aufwecken zu flammendem Leben! Ich will ihnen Mut machen zum Sehen, den alten Bann brechen! Ich will —"

„Mir alle Grillen über den Herrn Perin aus dem Kopf schlagen," setzte Mimi, hingerissen von der warmen Begeisterung des Gatten, hinzu, „und morgen mit meiner Mimi und Balder nach Buchdorf fahren, zum Seebauern! Mir ruhige Nerven verschaffen, der lieben Natur frisch in das treue Auge schauen, die kein Rätsel aufgiebt, sondern so klare und offene Züge trägt wie ein Kind, wie unser kleiner Balder!"

Sie hob das Kind empor und reichte es ihrem Gatten.

„Ja, das wollen wir!" sagte dieser, den Knaben aufmerksam betrachtend, während er mit einer Hand durch die goldenen Locken strich. „Du nennst das blond, das Haar? Natürlich!" sagte er dann plötzlich.

„Aber Hans!" Mimi lachte ängstlich.

„Es ist aber jetzt mehr blau. Ich müßte es blau malen, wenn ich wahr sein wollte; dann wäre die ‚Kuriosität' wieder fertig."

„Aber das macht ja die Abendbeleuchtung, Hans, der Reflex des grünen Vorhanges am Fenster."

„Nun ja. Warum darf ich einen Kopf nicht in dieser Beleuchtung malen? Ist denn die Farbe etwas Wirkliches, Greifbares, Bleibendes, oder nur ein ewig wechselndes Phantom, das uns ewig entflieht, und die ganze Malerei nur eine ewige Jagd danach? Da sieh hinaus!" Er deutete auf das hohe Atelierfenster.

Man hatte einen weiten Ausblick über die Stadt. Ein sanft durchglühter Dunst lag darüber. Im Westen sank der Sonnenball hinter eine dunkle Wolkenwand, deren oberster Rand in feuriger Glut wallte. Goldig gebräunte Streifen durchzogen den Äther, welcher in der Farbe des Regenbogens schillerte. Die Kuppeln der Kirchen loderten wie Opferflammen. Ewig wechselndes Licht huschte über die Dächer, die Zinkverkleidungen, die Fensterreihen. Die Rauchsäulen, welche sich aus den Fabrikschloten erhoben, glichen bald lieblichen Rosenfontänen, bald vulkanischen Eruptionen, in welchen schwefelige Blitze auf- und abzuckten. Der kleine Balder streckte verwundert die Hände nach dem bunten Schauspiele aus.

„Wenn ich jetzt eine Scene dieser Lichttragödie festhalten könnte mit dem Pinsel! Was das für ein Bild gäbe! Und wie die Philister auf dem Kopfe ständen! Dieses Gefleck und Gesudel. Sie würden ihr gutes, altes M... gar nicht mehr erkennen. Dieses Kind sieht vielleicht unendlich mehr, frei von jedem Begriff, Farben, die mir auch längst abhanden gekommen. O, wenn er mir nur sagen könnte, was er sieht — wenn einmal dieser Tag käme! Aber das nützt ja nichts! Wenn einmal der Tag kommt, ist er auch schon verdorben; da lernt er schon: das ist grün, das ist rot, und plappert es nach sein Leben lang. Was ist dagegen die ‚Sonnenfeier‘ des Herrn Perin? Eine ängstliche Stümperei! Da — da! sieh nur, Mimi —" Er setzte das Kind auf die Erde, das noch immer mit seinem Apfel beschäftigt war, und packte Mimi erregt um die Hüfte. „Die Bäume dort am Strom — sieh hin, Mimi — die eine Hälfte flüssiges Gold, die andere — nun? die andere —?"

„Grün," entgegnete Mimi.

Stark ließ sie los und schlug sich mit der Hand klatschend auf den Schenkel.

„Grün?! Es ist zum Wahnsinnigwerden! Kein Pinselstrich grün — blau! Ultramarinblau! Und das ist ja wunderbar schön, entzückend schön — aber natürlich, es giebt keine blauen Bäume, darum grün! Grün!!" Er lief wie rasend im Raume umher. „Und da soll mir die Natur, Buchdorf was nützen? Als ob ich da anders sähe! Andere Augen, Maulwurfsaugen! Sonst nützt alles nichts! Sonst werde ich bleiben, was ich bin: der Kuriositätenmaler Hans Stark!"

„Hans, sei mir nicht böse" — Mimi ging auf ihn zu und ergriff seine Hand — „ich bin ja ein dummes Ding und verstehe nichts davon, aber ich meine nur — das Sehen hängt doch auch mit den Nerven zusammen, und du hast dich in der letzten Zeit überarbeitet. Ein paar sorglose Wochen in unserem lieben Dörfchen, woran sich unsere schönsten Erinnerungen knüpfen —"

„An eine Zeit, wo ich noch alle Bäume grün sah, meinst du?" entgegnete bitter der Maler.

„An eine Zeit, wo du mich noch innig liebtest, wo diese häßliche Farbe, für die du jetzt allein lebst, noch nicht meine Nebenbuhlerin war!" Mimi brach in helle Thränen aus. „Wo wir ein Auge waren, eine Seele!"

Auch Stark war bewegt. „Aber Kind, man entwickelt sich, man — Ach, es ist ja zu dumm von mir, dich immer mit solchen Fragen zu quälen! Wir harmonieren ja sonst in allem — und das liebe gute Kind — Ach, ich versichere dich, oft ist es mir auch, als wenn ich sie hassen müßte, die Farbe, und eine Sehnsucht erfaßt mich förmlich nach Befreiung von ihr, nach Ruhe, nach — Aufs Land, Mimi, aufs Land, du hast recht, zum Seebauern! Wo ich einmal vierzehn Tage nichts sehe wie dich und unseren Balder! Morgen, in aller Frühe, mit dem ersten Zug! Packe, eile, Mimi! Ich will dem Kerl schreiben, er soll dem Perin die ‚Sonnenfeier‘ nur geben! Sie sollen lachen darüber, die Schufte, wenn ich nur meine zweitausend Franken habe! — Aber halt, Mimi, doch nicht mit dem ersten Zug —"

Die junge Frau fürchtete ein neues Hindernis.

„Du mußt ein rotes Kleid haben, karmesin; man bekommt ja das Zeug fertig. Das beruhigt mich im Grün. Es macht mich nervös, das Grün ringsum. Eine Caprice vielleicht, aber nicht wahr, du thust meinen Willen?"

„Damals trug ich mich weiß in Buchdorf, weißt du noch? Du selbst kauftest mir das Kleid. Es gefiel dir so sehr, weiß mit gelb," entgegnete vorsichtig die junge Frau.

„Damals — ja, damals! Aber jetzt!

Jedes Alter hat seine Lieblingsfarbe. Ich kann dir das nicht so — Aber wenn du nicht willst —"

Verdruß malte sich in seinen Zügen.

„Alles will ich, was dir nur ein wenig Freude macht! Ach, könnte ich nur eine neue Farbe entdecken, die dich ganz an mich fesselt!"

Der Maler wandte sich plötzlich mit einer heftigen Bewegung zu ihr.

„Wie kommst du auf den Gedanken — eine Farbe finden?"

„Ein Spaß, nur ein Spaß, Hans," entgegnete die Frau, erschreckt über die Wirkung ihrer Worte.

„Ja, das wär's! Eine neue Farbe finden! Oft sehe ich sie im Dunklen, im Traum; ich kann sie aber nicht nennen, nicht erzeugen — unaussprechlich schön — Wollust!"

„Hans!" Die junge Frau rief den Namen in gepreßtem Angstgefühl.

Er lachte häßlich auf. „O, ich verstehe dich! Habe keine Angst — noch nicht! — Packe! Packe!" rief er erregt.

Mimi entfernte sich, an der Thür warf sie noch einen schmerzlichen Blick auf ihren Gatten. Das Atelier trug den Stempel seiner Leidenschaft — der reinste Farbenkasten! Unerklärliche, formlose Skizzen bedeckten die Wände, zwecklose, nicht einmal drapierte grellfarbige Lappen hingen umher, sichtlich nur als Reizmittel für das durstige Auge. Über der Lehne eines zerfetzten Rohrsessels, auf einem kleinen Podium, hing ein ziegelroter verschossener Königsmantel aus irgend einer Theatergarderobe, ein Büschel Pfauenfedern stak in dem Geflecht der Lehne. Schwarze Kästchen mit den buntfarbigsten Schmetterlingen der Tropen, farbenprächtige Muscheln bedeckten einen großen Tisch.

Das war sein Festschmaus! Auch jetzt zog es ihn hin. Die ersterbenden Lichter trieben ihr dämonisches Spiel in den flachen Perlmutterschalen, in den Höhlungen der fleischfarbigen Ohrmuscheln, in dem Sammet der Schmetterlingsflügel, in dem Metall der Käfer.

Die Falten verschwanden auf seiner Stirn, er lächelte glücklich, er sprach mit seinen Freunden. Auf dem Rücken einer Schneckenmuschel erschien ein herrliches Phänomen. Eine phantastische Skala mit den zartesten Übergängen des Regenbogens. Grüne Wasserspiegel, voll Licht, in denen rosa Wölkchen sich spiegeln; plötzlich glimmt ein rotes Pünktchen auf, wie ein Gedanke; ein lodernder Brand entsteht, erlischt ebenso rasch, rötlich brauner Dampf zieht in Wolken darüber hin, zuletzt bleibt ein bleicher Schimmer, wie auf einem Totenantlitz. Auch der erblich. Da erwachte Stark aus seinem Genuß.

Die Dämmerung war da, das bunte Flackerleben ringsum erloschen, schon zerflossen die Formen. Stark liebte die Finsternis, dieses farblose Hinbrüten, er fühlte sich dann befreit von seinem Dämon. Aber die Augen durfte er nicht schließen, da stiegen grüne Punkte auf und ab in rotem Äthermeer, dehnten sich aus, zogen sich zusammen und saugten an seinem Hirn.

So ließ er sie offen und starrte in die Nacht; auch sie war für ihn nicht farblos.

Schwarzer Sammet umschmiegte ihn weich, unendlich beruhigend, von allen Seiten.

Wo waren sie jetzt, seine Quäler, die er so liebte, deren Geheimnis er vergeblich zu ergründen strebte? In nichts zerstoben — selbst nichts? Eine Erfindung des Menschengehirns! Kann denn nicht jedes Hirn neue erfinden? Ein Künstlerhirn vor allem — sein Hirn?

Eine plötzliche Angst ergriff ihn, der schwarze Sammet drohte ihn zu ersticken in seinen Falten. Er stand auf, näherte sich der Thür; er wollte rasch öffnen, er sehnte sich jetzt nach Licht. Da wandte er sich plötzlich um, es war ihm, als höre er eine Stimme hinter sich.

Regungslos blieb er stehen. Was war das dort auf dem Tisch? Ein Lichtstreif, smaragdgrün, in schlangenartigen Windungen sich fortbewegend, was ihm den Charakter des Flüssigen verlieh. Plötzlich erstarrte er in Bogenform — ein eigentümliches, krystallisches Bilden in seinem Inneren, ein intensives, elektrisches Leuchten, aber strahlenlos, wie leiser Gesang schien es von ihm auszugehen. Die Farbe — er hatte sie nie gesehen — sie nahm zu an Intensivität, in der umgebenden tiefen Finsternis glich der Bogen einer Spalte in überirdische Sphären.

Es war ihm, als müsse er tiefer eindringen mit seinen Augen. Er hoffte mit pochendem Herzen auf eine noch herrlichere Offen-

barung. Da erlosch der Bogen, ein greller Lichtstrahl saugte ihn auf, der zu der sich öffnenden Thür hereinfiel.

Mit einem zornigen Ruck wandte Stark sich um, Mimi stand vor ihm mit einer Lampe. Er mußte die Augen schließen, so wehe that ihm jetzt der Strahl.

Mimi fuhr entsetzt zurück. Hans war bleich, seine Augen hatten einen katzenartigen Glanz.

„Was willst du denn?" herrschte sie der Maler an. „Du weißt doch — Gott, ihr habt keine Nerven, ihr Weiber!"

Mimi wollte zurück.

„Jetzt bleibe nur, stelle die Lampe nieder. Glaubst du, das kommt zum zweitenmal?"

„Was denn, Hans?"

Die Lampe schwankte bedenklich in der Hand der Frau, als sie dieselbe niedersetzte.

„Nichts! Gar nichts!"

Hans eilte an den Tisch, wo er die Lichterscheinung erblickt, er tastete mit den Händen über die vielgestalteten Muscheln, als wolle er das Entschwundene erhaschen. Er griff nur tote, harte Formen. Er eilte zum Fenster, um draußen die Quelle der Erscheinung zu entdecken. Das Schienennetz des Bahnhofes lag gegenüber, grüne, rote Signallichter glitten durch die Finsternis, dicht am Boden, hoch oben, frei schwebend — das war das ganze Wunder. Irgend ein Wechselwärter hatte es vollbracht. Er schämte sich, fürchtete sich, indem er an seine Erregung dachte.

„Hast du schon gepackt? Ist Balder schon zu Bett?" fragte er Mimi, welche das schlichte Abendbrot auf den Tisch setzte, mit erkünstelter Ruhe. Dann sprach er mit ihr von Buchdorf, vom Seebauer, ihrem alten Freunde, bei dem sie schon als Neuvermählte gewohnt, von all den kleinen Freuden des Landlebens, die sie so lange entbehrt.

Mimi vergaß darüber ihren Schreck, den sie eben ausgestanden, die wirren Reden ihres Mannes.

Die Landluft, die Ruhe wird alles wieder gut machen. Sie waren ja jetzt reich, von jeder Sorge befreit, und verheißungsvoll lag die Zukunft vor ihnen.

Das war wieder einmal ein glücklicher Abend nach langer Zeit. Sie plauderten bis Mitternacht. Hans war unerschöpflich, und was sie am meisten freute, er sprach kein Wort von seinem Beruf, von der Farbe.

Endlich mußte man doch zu Bette, morgen hieß es früh aufstehen. Das rote Kleid mußte auch noch gekauft werden.

Es ließ sie lange nicht einschlafen; sie ging alle Nuancen des Rot durch, auf den Schnitt kam es ihm gar nicht an, nur auf die Farbe. Zuletzt ging alles in einen verworrenen Traum über; sie konnte das Gesuchte nicht finden, Berge von Stoff drohten sie zu ersticken; sie erwachte in einem heftigen Angstgefühl.

Das Lager ihres Gatten war leer; sie rief seinen Namen — keine Antwort.

Leise stand sie auf. Die Thür zum Atelier nebenan stand halb offen. Neue Angst befiel sie. Er war dort, kein Zweifel.

Sie schlich hin, spähte hinein und konnte einen leisen Ausruf nicht ersticken. Mitten im Raum stand Stark, ihr abgewendet, auf die Lehne eines Sessels sich stützend, weit vorgebeugt, als ob er nach etwas horche. Das weiße Hemd leuchtete in der Finsternis.

Er wandte sich jäh um. „Du? Nun, so komm her!" Er winkte, sie folgte. „Siehst du dort in der Ecke —"

Sie folgte seinem Wunsch; bis jetzt hatte sie sein Anblick völlig in Anspruch genommen. Jetzt sah sie, was ihn so bewegte.

Die Lichterscheinung hatte jetzt Kreisform, die Peripherie leuchtete in der sanften Bläue des Saphirs, nach innen zogen sich schillernde Lichtfäden, wie in Raubtieraugen, um im Centrum als leise vibrierender Brennpunkt von unnennbarer Farbe sich zu sammeln. Für Mimi war es ein Dämonenauge, das sie anglotzte.

„Nenne die Farbe, rasch! Im Centrum, das Zitternde, Singende — rasch!" Er packte sie fest am Arme, daß seine Nägel sich in ihr Fleisch gruben. „Rasch!" drängte er immer fort.

Sie hätte alles gegeben, um jetzt so zu sehen wie er. Gelang ihr das nicht, war er unglücklich, dann packte ihn von neuem der Zweifel an sich selbst. Aber vergebens! Das entsetzliche Auge höhnte sie, jeden Augenblick erschien es ihr anders. Sie wußte ja sofort, woher die Wirkung kam: aus einer flachen Perlmuttermuschel, in welcher die Reflexe eines farbigen Signallichtes spielten.

„Ich kann sie nicht nennen," flüsterte sie endlich, einen Ausweg suchend.

„Kannst sie nicht nennen?" Er rief es triumphierend. „Hast sie nie gesehen, nicht wahr, die Unbegreifliche, Herrliche?" Er starrte verzückt auf den Punkt. „Und da wollen sie uns Vorschriften machen und in Regeln zwingen, die Maulwürfe! Kuriositäten! Was gäb er erst um diesen Zauberkreis, der Herr Perin, und was gäb ich erst darum, ihn zu begreifen, ihn zu malen! Alles! alles!"

Stark war vorgetreten und streckte gierig die Hand aus nach dem Phantom, doch Mimi war ihm zuvorgekommen. Ein harter Gegenstand kollerte auf den Boden: die Perlmuschel. Das Phantom war verschwunden.

„Alles! Ja, ich weiß es, alles! Mich, dein Kind, alles!"

Mimi klammerte sich an den Tisch und ließ das Haupt gebrochen sinken.

Da sank Stark, von einem plötzlichen Gefühl übermannt, zu ihren Füßen und barg sein Haupt in den Falten ihres Nachtgewandes. „Rette mich! — der Wahnsinn! Rette mich!" stöhnte er auf.

Dicht umschlungen verließen sie das Atelier. Noch einmal sah er sich scheu um. Ein schwarzes zackiges Untier schien ihm nachzukriechen auf dem Estrich — die Muschel.

* *
*

Der kleine See lag am Fuße der Vorberge, er ließ auf seiner südlichen Seite gerade noch Raum für das kleine Dörfchen Buchdorf, das sich so eigensinnig zwischen See und Fels drängte, daß einige bereits auf einem kleinen Plateau, dem ersten Ansatz zu einem viertausend Fuß sich erhebenden Bergstock, liegende Häuser gewaltsam hinaufgepreßt schienen.

Eines dieser Häuser gehörte dem sogenannten Seebauer und war das Absteigequartier der Starkschen Familie.

Der Blick schweifte von da aus über das altertümliche Dorf, den See und weit darüber hinaus in das hügelige Vorland der Berge, in duftige Fernen, während rückwärts ein herrlicher Buchenwald sanft aufstieg zu den felsigen Höhen des Buchberges, seitwärts ein liebliches Gebirgsthal gegen Osten zog mit saftig grünen, sanft aufsteigenden Matten zu beiden Seiten der sich durchziehenden schneeweißen Straße, welche groteske Felsformationen, aus Tannenwäldern ragend, krönten. Einzelne Gehöfte, wie Schwalbennester an den Steinwänden hängend, erhöhten die Romantik der Landschaft.

Das war ein vortrefflicher Platz zum Ausruhen. Es war erst Ende Mai, auch die spärlichen Sommerfrischler, welche die Gegend zu besuchen pflegen, störten jetzt noch nicht. Mimis Erwartung war übertroffen, Hans war ein anderer Mensch geworden. Eine männliche Bräune zierte das sonst so durchsichtige bleiche Antlitz, er pfiff und sang und spielte den ganzen Tag mit Balder auf der Wiese umher, oder stieg mit ihm und dem Seebauer auf die Alm, strich die Butter fingerdick auf das Schwarzbrot und trank die köstliche Milch.

Bereits waren vierzehn Tage vergangen, sie hatte das rote Kleid noch nicht angehabt. Es war so vornehm und teuer, es reute sie immer, und Hans fragte nicht danach, das freute sie am meisten. Er liebte sie wieder wie einst vor vier Jahren in den Honigmonden. Ihre gefürchtete Nebenbuhlerin, die Farbe, war tot seit jener entsetzlichen Nacht, von der er nie mehr sprach.

Das war alles gut und schön, aber er hatte bis jetzt auch noch keinen Pinsel angerührt, und dieser Augenblick sollte für sie erst der stichhaltige Beweis seiner Besserung sein. Und doch war sie froh, daß er so lange nicht eintrat. Sie gönnte ihm ja von Herzen die Erholung, und dann fürchtete sie sich. Andererseits erschien ihr die völlige Gleichgültigkeit ihres Gatten für Stimmungen in der Natur, die ihn sonst begeisterten, unnatürlich. Am Ende war dieser Zustand noch das Schlimmere, ein völliges Erlöschen seines Talentes; sie hatte oft von solchen Fällen sprechen hören. Der Seebauer, ein stattlicher Sechziger, mit klarem Verstand und unverdorbenen Nerven, war sein einziger Umgang. Die gesunde, nüchterne Atmosphäre, die von dem Naturmenschen ausging, that ihm sichtlich wohl. Hier und da lockte er ihn sogar im Gespräche auf das Gebiet der Kunst. Er freute sich über die Harmlosigkeit seiner Anschauung. Sein ganzer Sehkreis umfaßte sechs Farben. Die Bäume,

die Wiesen waren grün, der See blau, die Butter gelb, die Milch weiß, seine Weste rot, sein Sonntagsrock schwarz. Da gab es weiter keinen Unterschied, und von Beleuchtungen, Stimmungen und solchem Teufelszeug ließ er sich keinen Possen spielen. Das starre, wechsellose Princip seines Lebens, seines Besitzes übertrug er auch auf die Außenwelt. Er konnte herzlich lachen, wenn der Bauer seine Aufklärungsversuche in dieser Beziehung energisch zurückwies.

„A was! Mit euch Malern kennt sich der Teufel aus! Ihr seid's ja alle verruckt! Was amal grean is, bleibt grean! War no schöner, wenn die Bam a so unb'standi wär'n wia die Mensch'n!"

Mimi aber kränkte diese Nachsicht, die sie nie erfuhr; sie begann jetzt auf den Seebauer eifersüchtig zu werden.

Da plötzlich eines Morgens, als sie aufstand, war Hans verschwunden. Seine Mappe, die Palette fehlte, angebrochene Tuben lagen auf dem Tische. Jetzt freute sie sich darüber und fühlte erst, was ihr noch abgegangen, nachdem doch alle ihre Wünsche erfüllt waren, ihn wieder thätig zu sehen.

Erwartungsvoll harrte sie seiner.

Er gab sich alle Mühe, von rückwärts unbemerkt in das Haus zu gelangen, und errötete wie ein ertappter Schulknabe, als ihm das nicht gelang. Entschieden aber weigerte er sich, seine Arbeit sehen zu lassen. Später, jetzt störe es ihn.

Das hatte er noch nie gethan. Mimi weinte im stillen. Als sie aber abends bemerkte, daß Stark den Seebauer in die Geheimnisse seiner Mappe einweihte, da hatte ihre Zurückhaltung ein Ende.

„Hans, alles will ich ohne Murren erdulden, Not, Sorgen, jedes Leid, aber von deinem Schaffen ausgeschlossen sein, das kann ich nicht ertragen! Das habe ich nicht um dich verdient!"

Er zögerte noch eine Zeit lang, aber mit einer sonderbaren, heiter verschmitzten Miene, als gälte es eine freudige Überraschung.

„Na ja, wenn du durchaus nicht warten kannst, du kleine Ungeduld — da!" Er riß die Mappe auf. „Bist du jetzt zufrieden? Fürchtest du jetzt noch für mich?"

Ein konventionelles, schülerhaftes Waldinterieur lag vor Mimi. Eine Dutzendarbeit. Die Farbe geziert, ohne innere Wärme, die Formen peinlich. Keine Spur von der starken Empfindung, die sie trotz aller Abwege an ihm so sehr bewunderte. Sie mußte sich alle Mühe geben, die tiefe Trauer nicht zu verraten, die sie mit einemmal ergriff. Das war ja noch entsetzlicher wie das andere! Das war ja der künstlerische Tod! Sollte er ihn wirklich ganz versengt haben, der Dämon mit den Saphiraugen, in jener qualvollen Nacht?

„Nun? Das ist ja dein Geschmack," sagte er dann. „Der Bauer hat mich weiter nicht gelobt. Es ist auch gar nicht schlecht, nicht wahr?"

Mimi schwamm alles vor den Augen. Sein Vertrauen auf das Urteil des Bauern, wie er sie auf eine Stufe stellte mit ihm und zuletzt selbst —

„Das Grün regt dich wohl nicht mehr auf?" fragte die junge Frau, ratlos, was sie sagen sollte.

„Mich? O nein! Mich regt überhaupt nichts mehr auf. Ich bin wieder kerngesund. Zu dumm auch, sich von einer Farbe aufregen lassen! Krankhaft! Das wäre überstanden, Gott sei Dank! Aber du freust dich ja gar nicht! Euch Weibern ist doch nie etwas recht zu machen! Aber du siehst, ich ärgere mich auch über dich nicht mehr. Über gar nichts mehr, wie der Bauer. Der ärgert sich auch über nichts. Das machen die Nerven, alles Nerven."

Er schlug die Mappe Mimi vor der Nase zu. „Paß mal auf, was das auf der nächsten Ausstellung für ein Geschrei wird! Jetzt ist's aus mit dem Kuriositätenmalen, der Herr Perin muß sich nach einem anderen umsehen."

Eine mächtige Pfeife qualmend, schlürfte er in Pantoffeln tagelang im Haus und Garten umher, lag auf der Wiese, im Obstgarten herum und balgte sich mit dem kleinen Balder, dessen blasses, schmächtiges Gesicht jetzt einem reifen Apfel glich.

Aus dem bleichen nervösen Maler mit den durchgeistigten Augen, dem mächtigen, ewig unbefriedigten Schaffensdrang war in wenigen Wochen ein behäbiger Philister geworden.

Mimi sah mit bitterem Schmerz die Wandlung. Lag denn ein Fluch auf ihm? Konnte er wirklich nur mit kranken, überreizten

Nerven schaffen? Und hatte sie sich am Ende versündigt gegen dieses geheimnisvolle, unbegreifliche Etwas in seinem Inneren, das ihn eben zum Künstler machte? Hatte sie es am Ende nicht verstanden und in ihrem Unverstand verscheucht?

Sie wußte es nicht; nur eines wußte sie, dieser Mann war ihr Gatte nicht mehr, Hans Stark, und sie sehnte sich nach ihm, nach allen seinen Unarten, nach all den Qualen selbst, die sie mit ihm litt.

Des anderen Tages faßte sie einen Entschluß. Sie zog ihr rotes Kleid an.

Der Seebauer lachte, als er sie sah. Ob sie denn heute Maskera gehen wolle?

Sie ließ sich von ihm den Weg zeigen zu dem Platz, wo Stark malte, in einem Buchengehölz, dicht am Seegestade.

Sie pirschte sich an wie ein Jäger auf ein Stück Wild, jedes Ästchen meidend. Dort lag er auf dem Rücken unter einer Buche, die verhaßte Pfeife im Munde, die Mappe neben ihm unberührt. Über sein Antlitz huschten die Schatten des Blättergezitters über ihm. Zwischen den knorrigen Ästen, den zierlichen Zweigen, den säuselnden nickenden Blättern tobte ein toller Farbenreigen: flüssiges Gold, pomphafter Purpur, grün in allen Stufen, blau. Das alles sich haschend, ewig wechselnd, auf dem grünen Moose sein Spiegelbild findend.

Nie hatte sie dieses märchenhafte Farbeleben so beobachtet, so verstanden — und ihn, den Meister, der es festzuhalten verstand mit seinem Pinsel, hielt sie für einen Narren mit der großen blöden Menge. O, sie war seiner nicht würdig, sein Verderben! Da lag er inmitten der Welt, über die er einst herrschte mit seinem Pinsel, thatenlos, verhöhnt von dem Farbengewoge, das neckisch um sein Antlitz spielte.

Sie wollte vorstürzen, ihn kniefällig um Verzeihung bitten — da trat sie auf einen Zweig. Der Maler fuhr jäh auf und erblickte sie. Sie mußte an den Anblick denken in jener Nacht im Atelier, gerade so starrte er sie an, wie damals die Lichterscheinung.

„Bleib! keinen Schritt vor!“ rief er ihr zu, trat an die Staffelei und begann zu malen.

Sie sah neugierig an sich herab, er mußte etwas ganz Besonderes sehen, der Energie seiner Miene nach, oder entzückte ihn nur das rote Kleid so in dem Grün der Umgebung?

Eine Unruhe bemächtigte sich seiner, er warf öfter verzweifelte Blicke nach oben, als wolle er die Sonne anflehen um einen Augenblick Stillstand. Plötzlich trat er zurück, schleuderte den Pinsel weg und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Es geht nicht! Es fließt alles durcheinander! Kein Augenblick Ruhe! Und wie das Zeug aussieht, was ich da die ganze Zeit gemalt!“ Er lachte laut auf und schlug sich den Schenkel, das Bild betrachtend. „Unglaublich!“ Er hob die Faust gegen das Bild.

Mimi war herbeigeeilt und hielt den drohenden Schlag auf.

„Und das gefällt dir, dieser Kram?“ sagte er aufseufzend.

„Wer sagt das? Ich war unglücklich darüber, Hans!“

„Und schwiegst und ließest mich weiter schmieren?“

„Du verlangtest ja mein Urteil gar nicht, der Seebauer genügte dir. Und dann — du warst so gesund, so zufrieden mit dir selbst wie noch nie.“

„Gesund wie ein Pferd, wie der Seebauer, zufrieden wie ein Stümper — ja, das war ich! Aber eben jetzt, als ich da lag und hinaufblickte, da packte es mich wieder. Nenne es Krankheit, Wahnsinn, aber es war ein Hochgenuß. Ich sah dich im roten Kleide zwischen den leuchtenden Blättern, wie eine Granate. Auf einmal platzte sie, ein Farbenregen rieselte auf mich herab, und wie ich auffahre, stehst du wirklich vor mir, wie ein Symbol der Farbe, wie eine Offenbarung. Wenn mir das gelänge, was ich da gesehen —“

„Es wird dir gelingen, Hans, ein Meisterwerk! An die Arbeit! Jetzt bin ich dein Genosse, jetzt verstehe ich dich erst!“

„Mimi, du? Du könntest an mich glauben? Ja, dann — dann!“

Er umarmte sie leidenschaftlich, als habe er sie von neuem erworben.

Der Schauer junger Liebe rieselte durch das junge Weib. Es war selig. So hatte sie ihn noch nie besessen.

Stark malte, seine Stunde war gekommen. Kein Wort fiel, lautlose Waldesstille, nur hier und da zirpte eine Kohlmeise in den Buchen.

Die Sonne stand im Mittag und überschüttete den Wald mit ihrem Licht, doch es gelang ihr nur auf Schleichwegen, unzähligemal gebrochen, einzudringen. Es war ein beständiger Kampf mit dem Walde, eine ständige Erregung um die Herrschaft. Es floß hastig in Goldströmen die silbernen Stämme herab, rieselte auf dem Moose fort, bis tiefbraune Schatten gebieterisch Halt geboten, wieder zurück, hinauf am nächsten Stamme und im Blättermeer sein Fangspiel gespielt, in ewig wechselnder Buntheit.

Auf die rote Frau drang es am gierigsten ein, durch jede Ritze, jede Lücke, es entlieh von den transparenten Blättern einen grünen Schleier, mit dem es das frech eindringende Rot des Kleides dämpfte, auf welchem flüssige blaue Schatten hin und her zitterten. In dem vollbeleuchteten, aufgelösten Goldhaar glimmten tausend Funken auf und ab.

Stark ließ nach einer Stunde ermattet den Pinsel sinken. Die Augen versagten ihm den Dienst, er sah immer wieder Neues, Wunderbareres.

Mimi eilte neugierig hin, die Arbeit zu beschauen. Sie erschrak, sie konnte sich nicht zurecht finden, so sehr sie sich auch Mühe gab. Ihre Gestalt hatte nichts Menschliches an sich, sie glich einem bunten Götzenbilde.

„Du bist zu albern, dein Auge ist zu ungeübt, um zu verstehen," redete sie sich ein. Um keinen Preis wollte sie opfern, was sie eben so beglückt, den vollen Besitz des Gatten. Es mußte ihr ja doch noch gelingen, ihn zu begreifen. Liebe vermag ja alles! Sie schauerte bei dem Gedanken, allein zu sein, verstoßen aus seinem Ideenkreis — lieber erwürgt werden von dem Dämon.

„O, das ist noch gar nichts!" bemerkte der Maler, in den Anblick seines Bildes versunken. „Das muß alles noch viel kräftiger kommen! Kann ich was für diese Launen des Lichtes? Das Volk soll doch herkommen und die Augen aufmachen, dann muß es ja dasselbe sehen wie ich, wie du!"

Die junge Frau erfüllten diese letzten Worte mit Stolz. Sie belog sich jetzt selbst — freilich sah sie das alles! Nur ein Bedenken hatte sie, und sie faßte Mut, es zu äußern.

„Wenn man nur das Bewegliche, ewig Wechselnde dieser Farbe zum Ausdruck bringen könnte! Verzeihe meine Bemerkung, ich verstehe dies ja nicht so. Aber so wahr das alles ist, die Starrheit, das Unveränderliche läßt es so fremdartig erscheinen. Es kommt mir vor, als stündest du an der Grenze deiner Kunst, als müßte sie eine andere, frei beweglichere ablösen — ein Gedicht, eine Melodie."

Stark hörte ihr aufmerksam zu und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ganz richtig! Ganz richtig! Du fühlst sehr fein, aber der Fehler liegt nur an mir. Die Grenze, die du meinst, ist verschiebbar, sie ist eben das Maß des individuellen Könnens. Ich bin eben noch zu hart in der Farbe, noch zu gebunden an die Form, zu stofflich. Der Kampf mit dem Stoffe, mit dem Material, um den handelt es sich eben — um das Durchsichtige, Scheinbare der Farbe, um den ewigen Fluß derselben, welcher kein Beharren kennt, keinen Stillstand. Diese höchste der Täuschungen zu erreichen, das ist der Sieg in diesem Kampfe, nach dem ich ringe, der Sieg der Kunst!"

Mimi hing an seinem Munde. Sein Lob von vorhin erfüllte sie ganz, sie glaubte wirklich das Ziel zu begreifen, nach dem er jagte. Eine wilde Begeisterung erfaßte sie, sie sah schon des Sieges Kranz auf seiner Stirn.

„Hans, mein Meister! Mein Gott!" Sie umschlang ihn wie eine Mänade und zog ihn zu sich herab auf das üppige Moospolster, auf dem sie ihn träumend überrascht. Ein neuer, himmlischer Bund wurde geschlossen zwischen ihren auf das höchste gespannten Seelen.

Der Seebauer lachte sich halbtot, als er, vom Felde heimkehrend, nach seiner Gewohnheit die Tagesarbeit seines Malers betrachtete.

„Na, da werd'ns was lach'n in der Stadt! Das wär'n Bam, die ganga mir ein, goldne? Und was is denn nachher das da?" Er deutete auf die Frauengestalt.

„Das bin ich," erklärte Mimi.

Der Seebauer lachte in allen Tonarten.

„Ah, das is guat! D' Frau mit an Heilig'nschein! Na wart, Maler! Spott'n a no? I werd's dem Pfarrer sag'n! Aber was hast di denn brennrot anzog'n, wenn er di eh grasgrean mal'n will?" fragte er die junge Frau.

„Das machen die Lichtreflexe der grünen Umgebung," erklärte diese.

„So nennt man das? Ah, was d' sagst!" Er lachte lärmend. „Werd'n halt jetzt so Mode sein in der Stadt, solche Sach'n."

Mimi sah ängstlich auf ihren Gatten. Die Worte des Bauern, auf dessen Urteil er ja so viel gegeben, mußten ihn kränken. Doch Stark lachte vergnügt und blinzelte ihr verständnisinnig zu. Das war ihr höchster Triumph. Zum erstenmal betrachtete er sie als Kollegin, als Gesinnungsgenossin.

Die Malerei durfte ja dem Seebauer nicht gefallen mit seinen rohen Augen.

Hans war unermüdlich. Mimi war gezwungen, Balder täglich mitzunehmen. Er kollerte auf dem Moose umher, suchte Beeren und Blümchen und haschte nach den blauen Schmetterlingen, welche sich in ganzen Scharen einfanden, vor der glühenden Sonne Schutz suchend.

Man richtete sich förmlich ein in dem Buchenhaine, nahm zu essen und zu trinken mit und führte ein köstliches Waldleben.

Das mußte ja auch trotz der strengen Arbeit seine Nerven stärken, dachte die junge Frau. Das war aber nicht der Fall.

Eine bedenkliche Unsicherheit erfaßte ihn, er verwarf heute die Arbeit von gestern. Zum drittenmal hatte er völlig von neuem angefangen, in immer größerem Format, als ob er der widerspenstigen Natur seine Macht zeigen wollte.

Wolkiger Himmel trieb sein boshaftes Spiel mit ihm, bewegte Luft, welche das Geäst und Blätterwerk wirr durcheinander trieb. Er fing an, die Natur zu hassen, als seine Feindin zu betrachten, die ihm alle möglichen Hindernisse bereitete. Widerspruch machte ihn eben so aufbrausend wie zu unvorsichtiges Lob, dem man die Absicht anmerkte.

Balder war zu unruhig, Kinder gehören nicht zur Arbeit. Ließ ihn Mimi zu Hause bei den Dienstboten, kam sie ihm aufgeregt vor, unruhig, nicht bei der Sache. Den nächsten Tag mußte er wieder mit.

Die junge Frau leistete das Höchste an Selbstentäußerung, und die Waldidylle hatte so heimelig begonnen. Zuletzt atmete sie auf, als Regenwetter eintrat. Jetzt konnte er doch auf einige Tage sich ausruhen.

Aber Stark dachte nicht daran, er malte in der Scheune. Das Format war bereits zu groß für die niedere Bauernstube.

Er behauptete sogar, hier gesammelter zu sein, wo ihm die Natur nicht jeden Augenblick einen Possen spielen konnte.

Was war denn überhaupt die Natur? Eine geschminkte Metze, die sich alle Tage anders bemalt und liebäugelt; noch weniger, sein eigenes Geschöpf war sie; er *sah* sie, darum allein war sie. Er fühlte sich erhaben über sie, ihr Herr. Und oft erfaßte ihn eine teuflische Lust, auf seinen Bildern ihre Züge zu entstellen, ihre ewigen Gesetze zu verhöhnen.

Die gesunde Landfarbe hatte er längst verloren, das Auge braunte krankhaft gerötet in dem die Spuren der Ermattung zeigenden Antlitz.

„I moan alleweil, 's is net recht richti beim Herrn. Der Teufl halt ihn a aus, den Farbeng'ruch den ganz'n Tag!" sagte der Seebauer zur Mimi.

Er sprach nur rücksichtslos den Gedanken aus, den sie gewaltsam in ihrem tiefsten Seelenwinkel einschloß. Und sie war schuld daran, wenn das Entsetzliche eintrat. Sie nährte noch den Dämon in seinem Inneren.

Ja, wenn es bei ihr auch Überzeugung wäre, auch Wahnsinn; aber so sehr sie sich die ganze Zeit über auch selbst aufstachelte, selbst überreizte, um ihrem Gatten folgen zu können, es war alles umsonst. Ihr gesunder Sinn rang sich immer wieder durch. Von Tag zu Tag wurde ihr das verfehlte Streben, das Krankhafte seines Schaffens klarer, und doch fand sie nicht den Mut, ihm reinen Wein einzuschenken, sie fürchtete ihn dann ganz zu verlieren.

Hans war ärgerlich über den ersten klaren Tag. Er hatte sich in der Scheune viel wohler befunden. Hier störte nichts seine Farbenträume, hier konnten sie sich frei und rücksichtslos entfalten. Und wie das alles wirkte in dem dämmerigen Raum, bei den tief herabhängenden grauen Nebeln, die an dem offenen Thore vorbeiwallten! Er war der Herr, jeder Pinselstrich ein Despotenbefehl, gegen den sich keine Stimme erhob, während draußen jedes Blatt, jeder Lichtstrahl frech dazwischen redete, an ihm nergelte, ihm immerwährend zurief: Was willst

du denn eigentlich? Du bist ja unser Sklave, unser Kopist!

Und doch drängte es ihn hinaus, er war auf den Vergleich neugierig. Es war ein herrlicher Morgen, seine Frau begleitete ihn, mit Bangen und doch wieder mit stiller Hoffnung. Er wird zur Erkenntnis kommen, wenn er die Arbeit der letzten Woche mit der Natur vergleicht.

Der Buchenhain prangte in seiner ganzen Sommerpracht. Der Regen hatte das verborgenste, verkümmertste Blattknöspchen zur Entfaltung gebracht. Auf jedem Blättchen lag ein Diamant, und in jedem Diamant spielte ein Regenbogen, dazu ringsum das geschwätzige Geriesel und Getröpfel, der köstliche Duft, das Gesumme unzähliger unsichtbarer Insekten.

Hans war außer sich. Alles anders! Als ob er bei den Antipoden wäre. Das war ja ein Tropenwald mit seinem aufdringlichen Duft und Dunst, seinem üppigen Wachstum, das die Brust des Besuchers beklemmt, seinen schreienden Farben, aber doch kein deutscher Wald!

Mimi nahm ihren Platz. Hans stellte das Bild auf die Staffelei.

Es erschien ihm matt, ängstlich gegenüber dieser Farbenorgie um ihn. Nichts stimmte mehr, gar nichts. Er ballte die Faust und biß die Zähne übereinander. Also verhöhnen wollte sie ihn, zu noch größeren Tollheiten reizen, die verhaßte Natur, mit ihm wetteifern an wahnsinniger Erfindung!

Aber dazu fühlte er sich zu gut; wetteifern kann man nur mit auf gleicher Stufe stehenden, mit vernünftigen, sich selbst bewußten Wesen, aber nicht mit dem Unbewußten, Zufälligen, oder Instinktiven.

„Ich mag nicht mehr!“ Er erhob die Faust in Zorn gegen die Blätterwölbung. „Närrin! Metze!“

Mimi sah entsetzt in das verzerrte Antlitz, welchem die grünen Schatten die Blässe des Todes verliehen. Jetzt war er da, der Wahnsinn! Sie sprang vor. „Hans, was ist dir?“

„Wir reisen! Sofort! Heute noch!“ erwiderte der Maler, seine Geräte zusammenpackend. „Nach Hause! Ich habe es hier satt! Der Teufel male da! Ich pfeife auf das Freilicht! Verwirren einen bloß, diese Narrenpossen da! Ich sehne mich nach meinem Atelier, nach Ruhe! Reiner Unsinn, diese moderne Sklaverei! Man muß eben die Natur sehen, und das kann man nicht mehr, wenn man Tag für Tag in ihr falsches, schillerndes Basiliskenauge sieht. Es macht einen verrückt! Das verstehst du natürlich nicht.“ Er wandte sich erregt an die junge Frau, deren furchtsamer, forschender Blick ihn beleidigte. „Du befindest dich ja sehr wohl dabei. O, deine Nerven, nur einen Tag deine Nerven!“

„Ich begreife dich sehr wohl,“ entgegnete Mimi ängstlich. „Aber versuche dich doch einmal mit einem einfachen Motiv, mit ruhiger Beleuchtung, die dich nicht so aufregt.“

„Du willst sagen, ich bin dem Vorwurf nicht gewachsen? Ah, das ist ja noch schöner! Ruhige Beleuchtung! Das ist wieder so eine Phrase. Als ob die Bestie einen Augenblick ruhig bliebe! Aber ich will sie schon bändigen in meinen vier Wänden! Wir reisen!“

Mit schwerem Herzen packte Mimi. Hans gab dem Bauer wichtige Geschäfte als Grund an, im Herbst wolle er wiederkommen.

„Da wirst aber die Buchen nimmer find'n, das sag i dir glei,“ bemerkte dieser. „Bis dahin müass'ns wirkli Gold und Silber word'n sei. Dein Bild hat mi drauf bracht, daß es d' höchste Zeit is.“

Hans freute sich darüber, er hätte am liebsten selbst die Axt geschwungen, um die Verhaßten zu fällen.

„Nur fort mit dem Gesindel! Ich brauche sie nicht mehr!“ erwiderte er lachend.

Noch denselben Abend verließ die Familie Stark Buchdorf.

— — — — — — — — — — — — —

Drei Tage sperrte sich Hans in das Atelier ein, ohne Mimi Zutritt zu gewähren. Nur bei Tische sahen sie sich und des Abends. Er sprach kein Wort von dem Bilde, und sie wagte nicht, darum zu fragen, eine Abweisung fürchtend, und doch wußte sie, daß er rastlos daran arbeitete; sie hatte ihn wiederholt durch das Schlüsselloch beobachtet.

Es war auch gar nicht nötig, daß sie eine Frage an ihn richtete, in seinem Antlitz las sie alles und jeden Tag etwas anderes. Einmal die Sicherheit des Gelingens, höchste

Befriedigung, dann wieder Verzweiflung, Ohnmacht. Sie kämpfte den furchtbaren Kampf mit in allen seinen Stadien.

Oft bat sie ihn mit einem stummen, flehenden Blick nur um ein Wort, dann drückte er ihr mit gleichem Ausdruck die Hand. „Ich bitte dich, wecke mich nicht!“ lag darin, und sie schwieg wieder und sprach mit ihm von gleichgültigen Dingen.

Endlich — es war der vierte Mittag seit ihrer Rückkehr in die Stadt — erschien er, tadellos gekämmt, den Schnurrbart aufgedreht, mit feiertäglicher Sorgfalt in der Toilette. Das war sonst immer das Zeichen, daß er eine Arbeit glücklich beendet, während derselben hatte er die Gewohnheit, sein Äußeres ganz zu vernachlässigen.

Mimi sprach nur das eine Wort: „Nun?“ Aber mit einem so hoffnungsvollen, stürmischen Ausdruck, daß es den Maler sichtlich packte. Er umarmte sie, küßte sie.

„Fertig!“ sagte er, schwer aufatmend, wie von einer Last befreit.

„Und zufrieden?“

„Es wird wenigstens nicht mehr besser,“ antwortete Stark.

„Und kann auch nicht mehr besser werden! O, ich wußte es ja, daß du dich wiederfindest, des Höchsten fähig bist! Mein Meister! mein Alles!“

Mimi erfaßte nach all dem Leid ein dithyrambisches Freudengefühl. Sie wollte mit ihm in das Atelier stürmen, das Wunderwerk zu besehen.

Er wehrte ihr energisch. „Morgen. Ich habe noch Kleinigkeiten zu ändern. Du sollst den vollen Eindruck empfangen.“

Da half kein Bitten, kein Drängen, er beharrte auf seinem Willen. Nur eins mußte er ihr versprechen: nichts mehr zu ändern. Das sei nur mehr die Überreizung seiner Nerven, die ihn immer wieder dazu drängten.

Er aß hastig hinein und wollte sich dann wieder zurückziehen.

Mimi erfaßte nach dieser Erklärung Starks ihr rätselhaftes Angstgefühl. Sie weckte Balder, welcher in seinem Bettchen schlief, und brachte ihn dem Vater.

„Bei diesem lieben Kinde beschwöre ich dich, mache ein Ende! Laß mich bei dir sein heute nachmittag. Ich will mich nicht rühren.“

Hans kämpfte mit sich selbst. Warum ihr das verweigern? Sie saß früher stundenlang hinter ihm, und sie plauderten zusammen während der Arbeit. Er war selbst gespannt auf ihr Urteil. Andererseits fühlte er in sich das Bedürfnis, allein zu sein mit seiner Schöpfung. Das sollte ein Genuß werden für ihn, eine Entschädigung für all die Qual, das gebändigte Ungeheuer vor sich, wie der heilige Georg!

Er schlug ihre Bitte ab, mit einer Herzlichkeit, die sie völlig tröstete.

Langsam verrannen die Stunden des Nachmittags. Sie ging in die Stadt, um sich zu zerstreuen, doch es trieb sie gewaltsam zurück. Dann verlegte sie sich auf das Horchen, denn durch das Schlüsselloch war nichts mehr zu sehen.

Er ging auf und ab, dann kamen lange Pausen. Die Staffelei wurde gerückt, die Tuben durcheinander geworfen. Sie kannte ja jedes Geräusch.

Der Abend kam, die Nacht. Sie steckte die Lampe an im Eßzimmer, deckte mit aller Sorgfalt das schönste Tischzeug, welches nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurde, das schöne Service; ordnete seine Lieblingsdelikatessen, welche sie sorgfältig ausgewählt: Hummermayonnaise, Gänseleber, einen appetitlichen Westfäler, richtete den Samowar. Es war ein Festabend, Erlösungsfeier!

Balder steckte in einem frischen weißen Kleidchen und hielt schon seit einer Stunde ein Rosenbouquet krampfhaft in der kleinen Faust, kindlicher Erwartung voll.

Er kam nicht, es brannte auch kein Licht im Atelier. Was wollte er denn noch dort? Und wenn sie ihn holte, war vielleicht der ganze Abend verdorben, auf den sie sich so freute; sie kannte ja seine Eigenheit. Und doch mußte es sein! Vielleicht war er eingeschlafen — Überanstrengung.

Balder war bereits eingeschlafen auf dem Sofa, die Rosen krampfhaft festhaltend.

Der Samowar summte ungeduldig.

Eben wollte sie die Thür öffnen, da vernahm sie ein kurzes, durch die geschlossenen Thürvorhänge dumpf dringendes Geräusch. Die Staffelei war umgefallen oder ein Bild, gerade so lautete es.

Jetzt eilte sie. Die Thür zum Atelier war geschlossen.

„Hans!“ Keine Antwort. „Hans!“ Nichts. Sie legte das Ohr an das Schlüsselloch.

Ein sonderbarer Geruch drang heraus, von abgebranntem Pulver. Heiliger Gott! es gab nur einen Gedanken. Sie suchte im Geiste nach der Waffe, durchflog in einer Sekunde das ganze Atelier, jede Schublade. Ja, dort unter den Skizzen, rechts in der Tischlade, da lag ein verrosteter Revolver.

Erschossen! Jetzt? Warum? — In die Küche, ein Beil geholt! Wuchtig fielen die Schläge auf das Schloß, die Thür sprang auf. Sie prallte zurück. Absolute Finsternis ringsum, aus ihr heraus glotzte das Dämonenauge wie damals, smaragdgrün, unsichtbare Strahlen nach innen saugend, medusenhaft. Das Furchtbare war gekommen! Dort am Boden vor der Staffelei, die wie ein schwarzes riesiges Schafott sich aus dem Dunkel hob, da lag das Opfer. Aber es atmete noch, stöhnte. Übergroßes Entsetzen stärkt. Sie holte die Lampe. Das Medusenauge erlosch am Boden. Vor dem Bilde auf der Staffelei, das Haupt gegen den Lehnstuhl, lag Hans Stark, blutüberströmt. Aber er lebte noch, die Hand zuckte auf dem bunten Teppich, die Brust hob sich röchelnd. Mimi fühlte noch immer keine Schwäche; so sah sie ihn in qualvollen Stunden schon oft liegen, mitten im Buchenhaine, im fröhlichen Sonnenschein, bei dem Gesumme der Bienen, dem Gesange der Vögel; sie war gestählt.

Wie ein Arzt beugte sie sich über ihn, hob das bläuliche Haupt; als aber die Lippen sich bewegten, ihr Name sich lautlos darauf bildete, da war es vorbei mit der Fassung; sie küßte sie wild, sie warf sich über ihn.

— — — — — — — — — — — — —

Der Maler Hans Stark ist über sein letztes Bild verrückt geworden und hat einen Selbstmordversuch gemacht. Kein Wunder! Das Gerücht ging durch die ganze Stadt. Das war etwas für die Nerven! Das Bild muß man doch sehen!

Mimi mußte einen Diener annehmen, um die Schar der Besucher zu empfangen, sie selbst wich ja nicht von dem Bette ihres Gatten, dessen Genesung nur eine Frage der Zeit war.

Das große Publikum ärgerte sich, dahin gelockt worden zu sein, um ein ganz anständiges Bild zu sehen. Die ganze Mordgeschichte war wohl erfunden, um Reklame dafür zu machen. Die Kunstverständigen begriffen nicht, wie dieser talentvolle Mensch diesen Schritt thun konnte, nachdem er sich endlich glücklich durchgerungen durch den genialen, krankhaften Wust seiner Entwickelungsepoche zu einem so edel und wahr empfundenen Meisterwerke.

Die Enthusiasten waren außer sich, sie sahen in dem Bilde eine kostbare Errungenschaft des erbitterten Kampfes der Jungen und Alten, gereinigt von all dem trüben Stank und Qualm, welche solche gewaltige Evolutionen mit sich zu bringen pflegen.

Die Staatsgalerie kaufte das Bild um hohen Preis als einen Eckstein in der zeitgenössischen Kunstgeschichte.

Bevor das Bild abgeholt wurde, verlangte Hans Stark dringend danach.

Mimi fürchtete von neuem, doch der Arzt gab seine Erlaubnis, er schien seiner Sache ganz sicher.

Hans selbst war unruhig, er hielt Mimis Hand fest in der seinen, Balder auf seinem Schoß. Der Diener brachte das Bild und stellte es nach des Malers Wink. Es war ein Meisterwerk, keine Spur des furchtbaren Kampfes, der auf dieser Leinwand getobt! Ein reinigendes, entladungsbedürftige Spannung hebendes Gewitter war vorübergezogen und doppelt freudig, siegestrunken brach das Licht von neuem in den erfrischten Buchenhain.

Hans blickte lange stumm darauf, seine Hand drückte fester die der Gattin.

„Und vor diesem Bilde — sagst du?“

Mimi nickte stumm.

„Sie hat sich gerächt an dem trotzigen Frevler, die Göttliche, Unerreichbare!“ sagte Stark.

„Und ihre Rache — war Heilung!“ flüsterte Mimi, des Gatten Stirn küssend.



Briefe Friedrich Bodenstedts,

an seine Gattin gerichtet.

(Geschrieben während seines Aufenthaltes in England zum Zwecke der Shakespeare-Studien.)

London, 4 King William Street, Strand.
20. April 1859.

Es ist ein Uhr nachmittags. Vor einer Stunde hier angekommen und gleich nach der Ankunft durch ein solides Frühstück gelabt, wovon ich jedoch keinen Bissen angerührt, bevor ich deinen Brief geküßt und zweimal gelesen, der mir gleich auf der Schwelle, als ein Zeichen bester Vorbedeutung, entgegenflog — lasse ich es mein erstes Geschäft sein, dir zu danken und zu melden, daß ich ohne alle Fährnis und Beschwerlichkeit das einstweilige Ziel meiner Wünsche erreicht habe. Weshalb ich nicht über Paris hierher gereist bin, habe ich dir schon von Köln ausführlich gemeldet. Mein Scheiden von Köln ging dem armen guten Hemsen sehr zu Herzen, der mich während unseres Zusammenlebens gepflegt hat wie eine Mutter ihr Kind, oder wie eine Tochter ihren alten Vater. Ich nahm ihm das Versprechen ab, daß er dir gleich nach meiner Abreise schreiben sollte, damit du auch an einem Tage, an welchem ich nicht schreiben konnte, doch nicht ohne Nachricht von mir bliebest. Um neun Uhr gestern früh brauste der Zug fort; in Verviers und Brügge wurde kurze Rast gemacht, und schon um sechs Uhr trafen wir in Ostende ein, wo wir, nach flüchtigem Vorzeigen der Pässe, im Sturmschritt mit Sack und Pack aufs Dampfschiff eilten, das uns nach Dover tragen sollte. Die Eisen-

bahnfahrt hatte wenig Anziehendes geboten. Bis Verviers ist die Gegend ziemlich monoton, von dort an bis Ostende bieten sich manche malerische Punkte, erzeugt durch Wasser und grüne Hügel, umgeben von wohlbebauten Feldern und frischen Wiesen. Die Vegetation war noch nicht so weit vorgeschritten, wie ich es in der Umgegend von Frankfurt und am Rhein gefunden; der Himmel war trübe und die Luft schneidend kalt. Die Dörfer sahen, verglichen mit denen in Bayern, sehr dürftig aus; dagegen machten die Städte mit ihrer niederländischen Bauart einen sehr sauberen und behäbigen Eindruck. Die Reise nach Dover (meine erste Fahrt auf der Nordsee) ging glücklich von statten, obgleich das Meer stürmisch genug war und manche hoch aufschäumende Welle mein Gesicht bespritzte. Das Schiff hatte im ganzen kaum zwölf Passagiere, dieselben Leute, welche mit mir von Köln gekommen waren. Nur drei blieben von der Seekrankheit verschont: ich, ein sehr stattlicher und feingebildeter Irländer, Mr. Kennedy, und ein weniger stattlicher Engländer, Lord Blayney, der sich als ein etwas spleenbehafteter, aber sehr gutmütiger Landjunker zeigte. Beide wetteiferten, mir einen möglichst vorteilhaften Begriff von englischer Liebenswürdigkeit zu geben, und dank ihrer freundlichen Vermittelung wurde ich bis zum Augenblick meiner Ankunft hier aller Plackereien enthoben, welche sonst vom Reisen unzertrennlich sind. Mr. Kennedy besorgte mein Gepäck mit dem seinigen, und Lord Blayney lieferte mich persönlich bei Schlesingers ab, wogegen ich ihm versprechen mußte, ihn gleich in den nächsten Tagen zu besuchen. Auf der Douane in Dover wurde ich so freundlich wie möglich behandelt, soupierte dann mit meinen beiden neuen Bekannten in dem prachtvollen „Lord Wardens Hotel", das mit einem Komfort eingerichtet ist, wovon man in Deutschland gar keinen Begriff hat, legte mich um ein Uhr ins Bett (welches so groß und solide war, daß du mit allen unseren Kindern neben mir Platz gefunden hättest) und schlief bis sechs Uhr vortrefflich, da ich die ganze Zeit der Überfahrt von sechs Uhr abends bis gegen Mitternacht auf dem Verdeck zugebracht hatte und sehr müde geworden war. Um acht Uhr heute früh ging's mit dem Eilzuge von Dover weiter, und schon um zehneinhalb Uhr traf ich auf dem Bahnhofe in London ein, von wo dann Lord Blayney, der mich mit Sack und Pack in seinen Wagen nahm, erst eine Kreuz- und Querfahrt mit mir machte, um mir, da gerade sonnenheller Himmel war, erst verschiedene interessante Punkte der riesigen Stadt zu zeigen, bevor er mich bei Schlesingers absetzte, die mich sehr herzlich aufnahmen und dir tausend freundliche Grüße senden. Hier, mein liebes Weib, muß ich für heute schließen, weitere Nachrichten bis zu meinem nächsten Brief aufsparend. Ich bin wohlauf und munter, und du brauchst dir meinethalben nicht die geringsten Sorgen zu machen.

Hastings, im Albion-Hotel, 22. April 1859.

So schwer es mir auch wird, mich von meiner Gesellschaft loszumachen, will ich doch den Abend nicht abwarten, um ein wenig mit dir zu plaudern, mein liebes Herz. Es ist heute, wie du aus dem Datum ersehen wirst, mein Geburtstag, den ich übrigens in aller Heimlichkeit begehen will, um keine Extravaganzen, die hier sehr kostspielig sind, zu machen oder zu veranlassen. Meinen Brief von vorgestern wirst du richtig erhalten haben; ich fahre fort, dir meine Erlebnisse in aller Kürze aufzuzählen, denn jetzt schon ausführliche Beschreibungen zu geben, wäre bei der Masse von Eindrücken, die ich zu bewältigen habe, geradezu unmöglich. Ich benutzte gleich den ersten Tag (denselben, an welchem ich dir geschrieben), um mir von Schlesinger die hervorragendsten Plätze und Gebäude zeigen zu lassen, bloß zu dem Zwecke, nach meiner Art einen raschen Überblick zu gewinnen und mich dann später allein zurechtzufinden, wozu ich gestern schon einen guten Anfang gemacht habe. Ich besuchte die grandiose Westminsterkirche mit ihrem berühmten Poetenwinkel, das Parlamenthaus, den Whitehall- und Buckingham-Palast, wohnte im Vorübergehen einer Schwurgerichtsverhandlung bei (worin die Richter, Anwälte und Schreiber noch ihre altertümlichen Perücken und Talare tragen), durchwandelte einige Parks mit ihren schönen Baumschlägen, frischen Rasenflächen, belebt von spielenden Kindern, und Teichen, belebt

von stolzen Schwänen und plätschernden Enten. Ich sah auch den Platz, wo König Karl enthauptet wurde und wo König Jakob II. sich eine Bildsäule errichten ließ. Meine Wanderung weiter auszudehnen war mir unmöglich, da ich mich infolge meiner wieder mit einiger Heftigkeit ausgebrochenen Grippe bald sehr erschöpft fühlte. Ich ruhte eine Stunde aus, frühstückte und fuhr mit Schlesingers, die ihren Plan, nach der Insel Wight zu gehen, aufgegeben hatten (weil es hieß, daß dort wegen des ungeheuren Menschenzudranges während der Festtage kein Unterkommen zu finden sei), nachmittags mit dem Schnellzuge nach Hastings, einer außerordentlich malerisch an der Südküste von England gelegenen Stadt, wo wir in dem eleganten Albion-Hotel ein gutes Unterkommen fanden. Unsere Gesellschaft besteht aus Schlesinger, seiner Frau, seiner niedlichen und geweckten Schwägerin und Dr. Deutsch, dem sehr unterrichteten und ebenso gefälligen Kustos des British Museum, mit dem ich zunächst zu thun haben werde. Jeder und jede von uns hat ein kleines Schlafzimmer für sich, und gemeinschaftlich haben wir einen prächtigen Salon (sitting-room), wo wir essen und trinken und der Geselligkeit pflegen. An einem Ecktische dieses Salons, von wo aus man nichts sieht als Himmel und Meer (eine wundervolle Aussicht!), schreibe ich dir diese flüchtigen Zeilen, während der Aufwärter (waiter) den in der Mitte stehenden Tisch zum Diner deckt und die Wellen vor den Fenstern laut aufklatschen und rauschen. Gestern abend um sechs Uhr nach kaum vierstündiger Fahrt hier angekommen, wandelten wir noch anderthalb Stunden in den Umgebungen und Straßen der herrlichen Seestadt umher, der großen historischen Erinnerungen gedenkend, die sich daran knüpfen, und die grandiosen Felsen und epheuumwundenen Ruinen bewundernd, welche die Stadt beherrschen und nach allen Seiten hin malerische Durchblicke gewähren, großartig nach dem Meere zu und lieblich nach dem hügeligen, gartenähnlichen Lande zu, wo neben dem frischen zarten Grün des Frühlings auch das dunkle Grün des Zwerglorbeers und anderer dem Winter trotzenden immergrünen Bäume und Sträucher nicht fehlt. . . .

Ich wurde unterbrochen durch das Diner, bei welchem wir allerlei Sorten krebsähnlicher Tiere und delikater Fische vertilgten und in einem guten Glase Portwein deine Gesundheit tranken. Von früh sechseinhalb Uhr bis dreieinhalb Uhr nachmittags war ich auf den Beinen gewesen, um mir bis zum Frühstück allein und nach dem Frühstück mit den anderen die Herrlichkeiten Hastings' anzuschauen. Das Wetter war sehr schön, allein meine bekannten Schmerzen im Fuße sagten mir, daß Regen in der Luft stecke. In den Häusern ist es noch viel kälter als bei uns, so daß ich mich über meine eigene Erkältung gar nicht wundere, sondern nur darüber, daß die anderen nicht auch erkältet sind. Man muß sich erst an diese feuchtkalte Luft, welche abends und morgens draußen herrscht, und an das Kaminfeuer, bei welchem man halb verbrennt und halb erfriert, gewöhnen. Im übrigen habe ich mich in England sehr bald heimisch gefunden, zumal es nichts Bequemeres giebt als die Einrichtung in den englischen Hotels, wofür sich die guten Leute allerdings auch stark bezahlen lassen. Alle Treppen, Gänge und Zimmer sind mit Teppichen belegt, so daß man keinen Fußtritt hört; ebenso sind alle Thüren verpolstert, so daß man sie geräuschlos öffnen und schließen kann. Die Aufwärter haben nicht jene grinsende und zudringliche Freundlichkeit und Geschäftigkeit wie in unseren Hotels; sie warten, bis man sie ruft, und thun dann ihre Schuldigkeit stumm und schnell. — Hastings macht einen so großartigen Eindruck, als ob es einer der elegantesten Teile Londons wäre, wie sich denn überhaupt zwischen der Hauptstadt und den übrigen Städten und ihren Bewohnern kein wesentlicher charakteristischer Unterschied zeigt. Im allgemeinen kann ich wohl sagen, daß mir noch kein Land gleich beim ersten Eintritt einen so soliden und sauberen Eindruck gemacht wie England. Auch sind die Leute keineswegs so wunderlich und unfreundlich, wie man draußen glaubt, nur drängen sie sich niemandem auf und thun sehr wohl daran. Einen Spaß muß ich dir erzählen. Schlesinger sagte mir, es wäre nutzlos, dir heute zu schreiben, da wegen des Feiertags doch keine Briefbeförderung stattfinde. Ich wollte mich selbst erkundigen und er begleitete

mich. Es war, wie er gesagt. Am Posthause stand angeschlagen: „Heute keine Briefbeförderung." Schlesinger schrieb darunter auf deutsch: „Auch für keinen Brief an Edlitam? O schmachvolles England!" Alle Vorübergehenden drängten sich herzu, neugierig, die rätselhaften Worte zu entziffern, und als wir nach einer Stunde wieder vorbeikamen, stand noch ein dichter Menschenschwarm vor dem Plakat. Schlesinger hat hier einen gelehrten und reichen Freund, der als Atheist im Lande verschrien ist, aber heute abend, als er mit uns Thee trank, kein Fleisch essen wollte, um den Karfreitag nicht zu entweihen! Auf dem Markte umherschlendernd, wo alle Früchte und Speisen der Welt ausgebreitet liegen, sah ich einen deutschen Juden, einen Fremden, der immer vor sich hinmurmelte: „Spaß! Sagt man, auf so'ner Insel wäre nichts zu haben! Alles ist zu haben!" Doch ich muß schließen. Wir gehen morgen tiefer ins Land hinein; sei nicht besorgt, wenn du einige Tage ohne Nachrichten bleibst.

Albion-Hotel, 25. April 1859, Ostermontag.

Heute, mein Herzensmathildchen, kehren wir nach London zurück, nachdem wir ein paar schöne Tage weidlich zu Ausflügen in die reizvolle Umgebung von Hastings benutzt haben. Ich war anfangs ungehalten auf das Wetter, weil ein Ostwind wehte, so scharf und schneidend, als ob er direkt von irgend welchem Eisberge käme, und ich dachte, um mir von eisigem Winde die Kehle zuschnüren zu lassen, brauchte ich nicht von München nach der Südküste von England zu reisen, wo nach der Sage Eis und Schnee völlig unbekannte Naturwunder sind. Damit hat's nun auch, wie mir jedermann bestätigt, seine Richtigkeit, und es wurde hinzugefügt, der Gründonnerstag und stille Freitag seien diesmal die kältesten Tage des ganzen Winters gewesen. Gestern drehte sich der Wind und fing an, aus Westen zu blasen, wobei es denn abwechselnd Regen und Sonnenschein gab, doch war dieser so überwiegend, daß man sich jenen zur Abwechselung schon gefallen lassen konnte. Da ich dich immer gern geistig in meiner Nähe haben, dich alles mit mir durchleben und sehen lassen möchte, und es doch schwer ist, etwas zu schildern, wofür es keine Vergleiche giebt, so werde ich, wo es irgend angeht, dir immer Bilder von den Orten und Gebäuden, die ich besuche, schicken oder aufbewahren. Das Bild meines heutigen Briefes zeigt dir einen Teil der schönen Stadt Hastings mit der Aussicht aufs Meer, das eben, während ich dieses schreibe, zur Zeit der Flut, ganze Wasserberge an die Küste rollt, wo sie mit weithin donnerndem Getöse sich überstürzen und schäumend zerplatzen. Gestern sah ich diesem wunderbaren Schauspiele stundenlang zu und konnte die Augen gar nicht wieder davon abwenden. Das Meer kümmert sich nicht darum, ob die Menschen seine Wasserkünste bewundern oder nicht. Es wogte einher in majestätischer Bewegung und warf donnernd seine schäumende Brandung ans Ufer wie heute, lange bevor Menschen auf Erden lebten. Und doch ist es diesen kleinen, vergänglichen Menschen gelungen, sich selbst das große, ewige Meer dienstbar zu machen, und Gottfried Kinkel, der auf den Klippen von Hastings seinen Nimrod geschrieben, behauptet sogar, er habe das Meer gezwungen, seinem Gesange zu lauschen, was Freund Kaufmann jedoch entschieden bestreitet, indem er behauptet, das Meer habe bei Kinkels Gesange nicht gelauscht, sondern gerauscht und die klugen Wellenköpfe bedenklich geschüttelt. ... Auf den Promenaden und in den Straßen von Hastings zeigt sich ein Wohlstand, daß man glaubt, Not und Dürftigkeit seien etwas ganz Unbekanntes hier zu Lande. Man sieht nur reiche oder solide Toiletten. Elegante Equipagen rasseln, elegante Reiter und Reiterinnen sprengen auf prächtigen Pferden vorüber. Selbst die kleinsten Kinder, Mädchen von drei bis fünf Jahren reiten schon auf Ponies mit ihren Eltern spazieren. Der Menschenschlag ist durchgängig kräftig und gesund, und schöne, blühende Mädchen und Frauen kommen hier weit häufiger vor als in Deutschland. Von den Häusern macht man sich nach den hergebrachten Beschreibungen ganz falsche Vorstellungen. Weil es gewöhnlich heißt, jede Familie bewohnt ein eigenes Haus, glaubt man, daß dies lauter kleine, alleinstehende Häuser seien. Das ist aber nicht der Fall. Die Straßen sehen aus wie aus lauter Palästen bestehend, mit vielen besonderen Thüren und Portalen,

welche zu den innerlich getrennten Wohnungen führen. So wohnt z. B. auch Schlesinger nicht (wie man nach Picks Beschreibung schließen müßte) in einem kleinen, alleinstehenden Hause, sondern er bewohnt den abgesonderten Teil eines Gebäudes, welches so groß ist wie das größte Gebäude der Maximilianstraße in München. Vorgestern besuchten wir das etwa drei deutsche Meilen von Hastings liegende Bodium-Castle, eine alte, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Burgruine, solchergestalt gebaut, daß immer zwei kolossale Rundtürme einen viereckigen Turm zwischen sich haben, der gleichsam nur eine vorspringende Unterbrechung der dicken Mauern bildet, von welcher wegen des Immergrüns, das die Ruine von innen und außen umwindet, nur wenig zu sehen ist. Das Ganze gewährt einen überaus malerischen Anblick. Von der Höhe der Türme übersieht man weithin das blühende Hügelland, dessen Felder und Wiesen immer durch lebendige Hecken umzäumt sind. Diese Hecken bestehen aus mannshohem Hagedorn (mit weißen Blüten, in den englischen Liedern ein Bild der Reinheit) und Heidekraut (mit gelber Blüte). In den wohlgepflegten Gärten bildet der überall vorkommende Kirschlorbeer mit seinen großen, blanken Blättern und der kleinblätterige Buchsbaum den dunklen Kontrast zu den zarten Knospen und hellen, saftigen Blättern des Frühlings. Die Fahr- und Fußwege sind überall vortrefflich gehalten. Die Landwohnungen machen einen überaus behäbigen und friedlichen Eindruck. . . . Heute regnet es draußen in Strömen. Wir werden jetzt essen und dann nach London zurückkehren, wo ich mir gleich eine Privatwohnung nehmen werde, da Schlesingers, bei denen auch Kaufmann wohnt, wirklich keinen Raum für mich haben. Der Krieg wird, wenn du diese Zeilen empfängst, wohl schon ausgebrochen sein; doch hast du in München durchaus nichts davon zu fürchten. Ich muß hier schließen. Schreibe bald deinem immer an dich denkenden Fritz.

London, British Museum, 28. April 1859.

Ich stecke schon mitten in der Arbeit und wollte dir, mein liebes Herz, eigentlich erst am Sonntag wieder schreiben, um die Wochentage für den eigentlichen Zweck meiner Reise möglichst auszubeuten; allein der Umstand, daß ich seit dem ersten Briefe, den ich hier vorfand, ohne alle Nachrichten von dir bin, erfüllt mich täglich mehr mit Unruhe und treibt mich schon heute wieder ein paar Zeilen auf die Post zu werfen als Fragezeichen, warum du gar nichts von dir hören läßt? Die Zeitungen der letzten Tage haben uns leider trübe Nachrichten gebracht, und bereits ist alles in Erfüllung gegangen, was ich dir als wahrscheinlich bevorstehend seit Monaten gesagt habe, was aber unsere weisen Staatsmänner weder ahnten noch begreifen wollten. Unendlich leid würde es mir thun und von unberechenbarem Schaden für mich sein, wenn die Ereignisse in Deutschland mich zwingen sollten, meine Studien hier zu unterbrechen, bevor ich etwas Erkleckliches geleistet. Die Einrichtung des British Museum ist geradezu von idealer Vollkommenheit; mir ist nirgend sonst in der Welt ein Ort vorgekommen, wo zugleich so für das Schöne und Nützliche (ich muß hinzufügen das Bequeme) gesorgt wäre wie hier. Doch läßt sich das nicht so flüchtig beschreiben; ich muß dir gelegentlich einmal eine anschauliche Schilderung dieses riesigen, in antikem Geschmack erbauten Palastes schicken, dessen Lesesaal (wo ich dir schreibe) ungefähr von gleicher Höhe und gleichem Umfange ist wie das Pantheon in Rom.

Ich schrieb dir das letzte Mal von Hastings. Dort las ich in den Zeitungen, daß der Herzog von Koburg bei der Königin Viktoria in Windsor zum Besuch sei, aber schon in wenigen Tagen nach Deutschland zurückkehren werde. Ich bestimmte deshalb den dritten Ostertag, wo das Museum ohnehin geschlossen war, zu einem Ausfluge nach Windsor und brachte ein paar Stunden in dem prachtvoll eingerichteten, weit ausgedehnten, malerisch auf einem Hügel gelegenen Palaste zu, wo ich die Königin, Prinzeß Alice, Prinz Albert und den Herzog Ernst sah, der sich sehr angelegentlich nach dir erkundigte und dich vielmals grüßen ließ. Ich traf es noch besonders glücklich, ihn zu sehen, da er eben mit der Königin wieder einen Ausflug machen wollte. In Windsor Castle war die politische Aufregung sehr groß, und auch in London herrscht in allen Kreisen eine große, stündlich wachsende Verstimmung über die

traurige Gestaltung der Dinge auf dem Kontinent.

Ich muß hier endigen, da das Museum gleich geschlossen wird. Dann gehe ich zu Tisch und will gleich danach einen Versuch machen, heute abend einmal ein Shakespearesches Stück, Heinrich V., mit Kean in der Hauptrolle, zu sehen.

London, 1. Mai 1859.

Gleich einen Tag nach Absendung meines Trauerbriefes über dein langes Schweigen erhielt ich deine lieben Zeilen vom 24. April, die mich schnell wieder frisch und heiter stimmten, da ich daraus ersah, daß keine Krankheit oder besondere Veranlassung trüber Art die Ursache deines verspäteten Schreibens gewesen. Daß die kriegerischen Ungewitter, welche über ganz Europa schweben, auch deine Stirn zuweilen umwölken, finde ich sehr begreiflich, geht es mir, geht es uns allen hier, bis in die höchsten Regionen hinauf, doch ebenso. Nur muß man sich durch große Übel, die andere verschuldet haben, nicht allzu sehr beugen lassen, damit die Kräfte nicht unnütz erlahmen für den Berufskreis, auf den wir zunächst angewiesen sind. Die ganze Weltgeschichte, in ihren Einzelheiten betrachtet, erscheint auf den ersten Blick wie ein kolossales Gewebe von Unsinn, und doch zieht sich ein roter Faden hindurch, der von höherer Lenkung zeugt, den aber nur das tiefer blickende Auge gewahrt, welches sich von Einzelheiten nicht blenden noch beirren läßt. Die Nachrichten der letzten Woche haben eine so gewaltige Erschütterung in der hiesigen großen Geschäftswelt erzeugt, daß binnen wenigen Tagen über fünfzig reiche Häuser ihre Zahlungen einstellen mußten. Doch genug von diesen unerquicklichen Dingen, wovon dir die Zeitungen ohnehin mehr als zuviel berichten werden! — Was du mir über die Osterpredigt von Haneberg schreibst, hat mich sehr gefreut; diese Art von Frömmigkeit, die Herz und Verstand zugleich befriedigt, läutert und erhebt, ist ganz nach meinem Sinn. Ich bin in England noch nicht dazu gekommen, einem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, und werde mich überhaupt nicht eher einigermaßen ruhig und behaglich fühlen, bis ich meine neue Wohnung beziehe, was morgen der Fall sein wird. Ich habe lange gesucht, da die Wohnungen gerade jetzt in der englischen oder vielmehr Londoner Saison, kurz vor Wiedereröffnung des Parlamentes, unmäßig teuer sind, und ich doch das Geld nicht gleich zum Fenster hinauswerfen möchte. Ich führe genau Buch und Rechnung über meine Ausgaben, und du wirst dich wundern über den gewaltigen Unterschied der Preise zwischen London und München. Ohne eine Revenue von mindestens 10000 Gulden möchte ich hier nicht ansässig sein. London hat seine großen Reize, die man aber teuer erkaufen muß, während die großen Schattenseiten einem überall umsonst in den Weg treten. Dir würde es hier nicht lange gefallen, es sei denn, daß du auf dem Lande wohntest und nur hin und wieder einmal zum Bewundern der Paläste und Merkwürdigkeiten in die Stadt kämest, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht dermaßen von Wagengerassel und Lärm aller Art erschüttert wird, daß mir oft Hören und Sehen darüber vergeht. Diesen Wirrwarr des Weltmarktes, dieses Rennen und Jagen einmal gesehen zu haben, ist sehr amüsant; täglich darin leben zu müssen, denke ich mir als kein beneidenswertes Los, wenn nicht die Gewohnheit dagegen abstumpft. Dagegen sind die Umgebungen Londons, wohin man mit der Eisenbahn oder mit dem Omnibus in kurzer Zeit gelangen kann, so reizend, daß vielleicht keine europäische Stadt Gleiches aufzuweisen hat. Ich war heute in Kew, dessen wundervoller Park (selbst abgesehen von den großen Treibhäusern, wo fast alle tropischen Gewächse gezogen werden) mich ein wenig an die immergrünen Gärten von Florenz erinnerte. Die Zeit vergeht mir hier mit einer Schnelligkeit, daß mir förmlich graut, wenn ich daran denke, wie viel ich zu thun habe, und wie wenig ich in der kurz gemessenen Zeit meines Aufenthaltes hier werde ausrichten können.

2. Mai, Mittag.

Ich begann den Brief in der Wohnung des Dr. Deutsch, des jungen, gelehrten Kustos im British Museum, von dem ich dir schon einmal geschrieben, und ich schließe ihn in meiner neuen Wohnung, die ich vor einer Stunde bezogen, die aber, bevor ich mich

heimisch darin fühlen kann, noch ein bißchen mehr komfortabel eingerichtet werden muß — was geschehen wird, sobald ich diese Zeilen an dich expediert habe. Bis jetzt habe ich noch keinen Empfehlungsbrief abgegeben und noch keinen Besuch gemacht, sondern mich auf den Verkehr mit den Leuten beschränkt, mit welchen der Zufall mich zusammenführte. Zu diesen gehört auch Freiligrath, der ein sehr wohlbeleibter, guter, gemütlicher Kerl ist, aber nichts weniger als einen bedeutenden Eindruck macht. Was Bedeutendes in ihm ist oder war, hat er in seinen Gedichten niedergelegt; man begreift nicht, wenn man ihn sieht und hört, wie diese unbeholfene Zunge, diese weiche, gutmütige Seele mit dem Dämon der Revolution hat Gemeinschaft machen können. — Heute werde ich einige meiner Empfehlungsbriefe abgeben und in den nächsten Tagen auch Herzen besuchen, auf dessen Bekanntschaft ich sehr gespannt bin. Das Wetter ist hier immer noch so kalt, daß man vom Morgen bis zum Abend Feuer im Kamin haben muß, um nicht zu frieren. ... Eben wurde ich unterbrochen durch Lord Blayney, der mir einen Besuch und Vorwürfe machte, daß ich ihn noch nicht aufgesucht habe. Diese englischen Großen sind immer am meisten hinter denen her, die sich am wenigsten um sie kümmern. Deinem Brief waren drei andere eingeschlossen, einer vom Prinzen Friedrich, einer von Gabillon und der dritte von der Bayer-Bürck. Den Prinzen suchte ich gleich hier auf und fand ihn genau so wieder, wie wir ihn in Gotha gesehen haben; er trug mir die freundlichsten Empfehlungen an dich auf. Der Brief von der Bayer-Bürck hat mich recht gefreut; in allem, was sie thut und schreibt, spricht sich immer eine fein durchgebildete, noble Natur aus. ... Ein wahrer Trost ist es mir, zu wissen, daß die gute Philippine so oft zu dir kommt. Grüße sie tausendmal von mir und sage ihr, wenn sie ihren Vorsatz, mir zu schreiben, ausführte, so würde ich ihr pünktlich und hübsch antworten. Grüße mir Tchorznicki herzlich und sage ihm, er möge seine Kampfbegier wenigstens bis zu meiner Rückkehr bändigen und sich nicht gleich ins erste Treffen stellen, wo die besten Kräfte meist unnütz verloren gehen. Du schreibst mir gar nichts von Kotzebues; seht ihr euch nicht mehr so oft wie früher? Wenn du sie siehst, so grüße sie freundlichst. Ich schließe hier, um einen Versuch zu machen, nach dem Krystallpalast von Sydenham zu kommen, damit während meiner Abwesenheit meine Wohnung in stand gesetzt werden kann.

London, 6. Mai 1859.
115 Great Russell Street, Bloomsbury Square.

Ich beeile mich, mein liebes Herz, deinen Brief gleich umgehend zu beantworten, da ich nicht weiß, ob ich in den nächsten Tagen wieder Zeit zum Schreiben haben werde. Mit Ungeduld erwarte ich weitere Nachrichten über Gotthards Befinden; was du mir schreibst, hat mich in große Besorgnis versetzt, gebe der Himmel, daß der liebe, prächtige Junge nicht ernsthaft krank wird! Die beigeschlossenen Zeilen von der Rettig haben mich so sehr erfreut, als das unter dem betrübenden Eindruck deines Briefes nur möglich war. Du meldest mir nicht, ob alle meine früheren Briefe richtig eingetroffen sind; bitte, vergiß nicht, dies künftig immer anzumerken; in dieser bewegten Zeit ist das nötig. Das Schreiben, worin ich dir anzeigte, daß ich eine Wohnung in der Nähe des British Museum bezogen habe, wird wohl gleich nach Abgang deines Briefes in deine Hände gelangt sein. In Bezug auf die Wohnungsangelegenheit lasse ich dir ganz freie Hand, und ich denke, für dreihundertundfünfzig Gulden wird wohl irgendwo in der Nähe der protestantischen Kirche eine Wohnung zu finden sein, die etwas geräumiger ist als unsere jetzige. Nur vergiß nicht, vor allem auf die Lage zu achten, besonders der Kinder wegen, damit ihnen Luft und Sonne nicht fehle. Eben der Kinder wegen ist es mir lieb, daß wir ausziehen, denn ihr jetziges Zimmer ist viel zu dumpf und düster. — Du wünschest zu wissen, welche Stellung England einnehmen wird in den bevorstehenden Wirren? Das weiß bis jetzt die Regierung, die teilweise aus unglaublich bornierten Menschen besteht, noch selbst nicht, doch mit derselben Bestimmtheit, mit welcher ich dir den Krieg vorausgesagt habe, kann ich dir jetzt voraussagen, daß England weder für Österreich, noch für Preußen, noch für Frankreich Partei neh-

men wird. Die Engländer werden sich so lange neutral verhalten, bis man ihnen selbst auf den Leib rückt, was so bald nicht geschehen wird. Wenn aber Deutschland auf Englands Hilfe rechnet, so hat es die Rechnung ohne den Wirt gemacht. ... Ich wurde im Schreiben durch Besuch unterbrochen und muß zum Schluß eilen, wenn ich den Brief heute noch expedieren will. Gestern war ich zum Diner bei Sir Henry Montgomery, einem Vetter der Baronin Tautphöus, der hier eine sehr hohe Stellung hat und ein großes Haus macht. Er ist so außerordentlich gefällig und liebenswürdig gegen mich, daß du mir einen großen Gefallen thun würdest, wenn du in den nächsten Tagen der Frau von Tautphöus einen Besuch machen wolltest, um ihr in meinem Namen zu danken für den Empfehlungsbrief, den sie mir an ihn mitgegeben. Bring ihr nebst meinen schönsten Empfehlungen auch Grüße von ihrem Vetter und Mr. Yorke, der sie aus früherer Zeit gut kennt, und von dem ich erfuhr, daß sie damals alle Leute durch ihren wunderbaren Gesang bezaubert habe. Ihre Bücher machen hier wirklich ein unerhörtes Glück, so daß sie in der That zu den beliebtesten Schriftstellerinnen des Tages in England gehört.

Vor einigen Tagen wohnte ich im Prinzeß-Theater einer Vorstellung von Shakespeares Heinrich V. bei und war ganz geblendet von der prachtvollen Ausstattung des Stückes. Alle Äußerlichkeiten waren von einer Vollendung und historischen Treue, wovon man in Deutschland keine Ahnung hat, wie z. B. Schlachtscenen, die bei uns immer lachen machen, hier mit der täuschendsten Treue dargestellt werden, so daß man förmlich dabei zu sein glaubt. Dagegen befriedigte mich die innere Auffassung des Stückes weniger.

Habe doch die Güte, ein Exemplar von „König Authari“, dessen Bühnenfähigkeit nach allen Urteilen doch wohl keinem Zweifel mehr unterliegt, an die Intendanz des königlich sächsischen Hoftheaters in Dresden zu schicken.

London, 9. Mai 1859, morgens 8½ Uhr.
115 Great Russell Street, Bloomsbury Square.

Soeben, wie ich meinen Kaffee trinke, kommt mir dein lieber Brief vom 5. d. zu Händen, und ich verliere keinen Augenblick, ihn zu beantworten, um dir meine Zustimmung zum Nehmen einer Wohnung zu geben, die dir so gut gefällt und von welcher du so enthusiastisch schreibst, daß es ja ein wahrer Aufenthalt für Götter sein muß. Diese Geschäftssache abgemacht, gebe ich mich ganz meiner Freude hin über die Gesundheitsbesserung unseres prächtigen Gotthard. Dem Himmel sei Dank dafür! Küsse mir den kleinen Kerl recht herzlich. Wäre gestern nicht Sonntag gewesen, wo alles Geschäftsleben ruht, alle Posten geschlossen sind, so hätte ich deinen Brief mit seinen guten Nachrichten schon gestern zum Kaffee gehabt und meine Antwort wäre zwei Tage früher bei dir eingetroffen, als jetzt der Fall sein wird (da diese Zeilen erst mit der heutigen Abendpost abgehen werden).

Meine jetzige Wohnung besteht aus einem kleinen, ganz niedlichen, aber sehr einfachen Zimmer, nebst anstoßender Kammer. Alle Zimmer in England sind nach *einem* Muster eingerichtet und unterscheiden sich nur durch Umfang und Möbel. *Jedes* Zimmer (sogar jede Treppe) ist mit Teppichen überzogen, so ärmlich das Haus auch sonst aussehen mag. In der Mitte der Wand, der Eingangsthür gegenüber, befindet sich der Kamin; über dem Kamin der Spiegel. Die Größe dieses Spiegels bestimmt wesentlich mit den Preis des Zimmers, und ich bezahle anderthalb Shilling die Woche weniger, weil ich ganz auf einen Kaminspiegel verzichtet habe. Das Meublement meiner Wohnung ist so einfach als möglich — ein Sofa, auf dem man nicht sitzen kann, Tisch, Stühle und eine Art alter Kommode. Dafür bezahle ich, nebst dem anstoßenden Schlafzimmer (etwa so groß wie mein Bücheralkoven) wöchentlich sechzehn Shilling oder einen Louisdor. Daneben muß natürlich jede Kleinigkeit (Heizung ꝛc.) besonders bezahlt werden. Für eine etwas elegantere Wohnung würde ich gerade das Doppelte zahlen, und in demselben Verhältnis steigen dann auch die Preise für die Kleinigkeiten. Seit vorgestern haben wir warmes Wetter; bis vorgestern mußte fortwährend Feuer im Kamin brennen, wenn ich nicht vor Kälte zittern wollte, und drei Schritte vom Kamin war es dennoch kalt. Ich benutzte den gestrigen Tag dazu, Her-

zen und Lewes zu besuchen. Die Wohnung des ersteren ist etwa anderthalb deutsche Meilen von meinem Hause entfernt. Man fährt durch die belebtesten Teile der Stadt, bis man nach einer Stunde in eine Gegend kommt, die einen vorwiegend ländlichen Anstrich hat, wo kleine Häuser und Gärten mit schönen Parks und großen Landhäusern (alle von Stein) abwechseln. In einem der schönsten dieser größeren Häuser, welches in einem wundervollen, von majestätischen Baumgruppen umschatteten Parke liegt und danach auch das Parkhouse genannt wird, wohnt Herzen. Er giebt für diese vollständig in großem Stile eingerichtete Wohnung mit Park ꝛc. dreihundert Pfund Sterling (etwas über zweitausend Thaler) Miete, und seine ganze Lebensweise und Einrichtung trägt einen solchen Zuschnitt, daß man sieht, er muß doch einen sehr beträchtlichen Teil seines Vermögens gerettet haben. Ich traf etwa um zwei Uhr bei ihm ein und blieb bis gegen vier Uhr, wo ich dann gerade noch Zeit hatte, bei Lewes', die mich um fünf Uhr zu Tisch erwarteten und die ganz außerhalb Londons auf dem Lande wohnen, einzutreffen. Herzen zeigte eine große Freude, mich zu sehen, und ich muß gestehen, daß es mich auch sehr interessierte, diesen in jeder Beziehung höchst merkwürdigen Mann kennen zu lernen, der in der mündlichen Unterhaltung ebenso geistsprühend ist wie in seinen Schriften. Dieses Geistreichthun ist für einen Politiker sehr gefährlich und erklärt auch zum großen Teil Herzens politische Konfusion; für einen guten Einfall opfert er die ganze Weltgeschichte. Er will die Welt umgestalten und versteht sein eigenes Haus nicht in Ordnung zu halten, wo alles ein wenig nach polnischer Wirtschaft aussieht. Er läßt sich von seiner zahlreichen Dienerschaft tyrannisieren und betrügen, daß man sich in London die wunderlichsten Geschichten davon erzählt. Dabei ist er, trotz seiner ätzenden Geistesschärfe, die Gutmütigkeit selbst, gastfrei wie ein alter Russe (er hält allezeit offene Tafel) und der liebenswürdigste Mensch im Umgang. Was sein Äußeres betrifft, so wüßte ich niemand aus unserer Bekanntschaft, womit ich ihn vergleichen könnte, um ihn dir zu veranschaulichen. Breitschulterig, gedrungen, ein bedeutender Kopf mit mächtiger Stirn, scharfen Augen und energischem Ausdruck. Haupt- und Barthaar, ursprünglich dunkel, spielen schon stark ins Graue, obwohl er erst sechsundvierzig Jahre alt ist. Seine Kinder, darunter ein bildschönes Mädchen von vierzehn Jahren, spielten mit anderen Kindern auf dem Rasen unter blühenden Kastanienbäumen, während ich mit ihm und dem russischen Dichter Ogarieff, der bei ihm wohnt, im Park auf und ab wandelte. ... Ein Spaziergang von einer Stunde durch eine wunderliebliche Landschaft führte mich dann zu Lewes', die ebenfalls ein allerliebstes und schön eingerichtetes Haus bewohnen. Sie trugen mir viele Grüße an dich und alle Münchener Bekannten auf.

London, 17. Mai 1859.
115 Great Russell Street, Bloomsbury Square.

Daß diesmal eine ungewöhnlich lange Unterbrechung in meiner Korrespondenz eingetreten ist, hat seinen Grund bloß darin, mein gutes Weib, daß ich, ehe ich dir wieder schrieb, deinen Brief abwarten wollte, der so ziemlich eine ganze Woche auf sich warten ließ. So erfreulich nun auch die Nachrichten waren, welche er aus unserem häuslichen Kreise brachte, so tief betrübt mich das, was du mir über die augenblicklichen Stimmungen und Zustände in München schreibst, worüber ich gern nähere Auskunft haben möchte, und werde deshalb versuchen, zu diesem Zweck ein paar fragende Zeilen an Sybel beizulegen. Ungern vermißte ich in deinem sonst so lieben Brief jede Beantwortung der verschiedenen Fragen und Aufträge meinerseits, wie z. B. in betreff Liebigs, der Frau von Tautphöus, der Dresdener Intendanz u. s. w. Ich bitte, das Versäumte möglichst bald nachzuholen. Auch über deinen lieben Vater und seine Reisepläne hast du mir noch gar nichts geschrieben, obwohl mir doch sehr daran liegt, zu wissen, wann er nach München kommt und auf wie lange — damit ich mich einigermaßen danach einrichten kann. Ich werde meinen Aufenthalt hier so viel wie möglich abkürzen, da das Leben gar zu teuer ist und die schlechten Aussichten in Wien (nach dem albernen Laubeschen Brief) zur Sparsamkeit nötigen. ... Vorige Woche brachte ich einen

Abend bei Freiligraths zu, deren Wohnung so weit vom Mittelpunkte der Stadt liegt, daß man über eine Stunde fahren muß, um hinzukommen. Freiligrath macht den Eindruck eines grundehrlichen, anspruchslosen und vortrefflichen Menschen, dessen revolutionäre Überschwenglichkeiten gar nicht in Einklang zu bringen sind mit seinem übrigen Wesen. Seine Frau ist eine etwas steife, aber sehr gebildete und vielleicht eine etwas zu kluge Frau — wie mir scheint, die Hauptquelle seiner revolutionären Einflüsse. Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß ich neulich in einer großen musikalischen Soirée war, wo die alten und jungen singenden und spielenden Engländerinnen mich ganz an die komischen Scenen erinnerten, welche uns Marschners in Wottach vorführten. Man setzt hier bei jedem Deutschen voraus, daß er ein ungeheures musikalisches Genie sei. Nun kannst du dir denken, in welche Verlegenheit ich geriet, als ich von allen Seiten bestürmt wurde, „to give a song“. Daß ich weder singen noch spielen kann, wollte mir niemand glauben; denn ein Deutscher, der nicht musikalisch ist, kommt einem Engländer ebenso seltsam vor, wie etwa ein Franzose, der nicht französisch spräche. — Ich begann diese Zeilen zu schreiben, während ich im British Museum, wo ich immer meinen Tag zubringe, auf einige Bücher wartete, die ich zu excerpieren habe. Eben kommen diese Bücher, und ich muß den Schluß meines Briefes auf morgen früh verschieben.

18. Mai, morgens.

Ich habe eben an Sybel geschrieben, und es bleiben mir nun, wenn ich die Fortsetzung nicht wieder auf morgen verschieben will, nur wenige Minuten für dich übrig. Dafür werde ich das nächste Mal desto ausführlicher schreiben. Den Brief an Sybel kannst du, wenn du willst, erst lesen und ihn dann versiegelt fortschicken. Heute speise ich bei unserem Gesandten und muß mein Tagewerk früh beginnen, um es früh schließen zu können. Seymour ist immer noch nicht nach London zurückgekehrt; der Teufel weiß, wo er steckt. Das Wetter ist seit einigen Tagen wieder entsetzlich, was mich hauptsächlich deswegen ärgert, weil man bei solchem Schmutze so viel Geld für Fuhrwerk wegwerfen muß, da man keinen Besuch zu Fuß machen kann ohne Gefahr, von oben bis unten bespritzt zu werden. — Vergiß ja nicht, deinen lieben Vater, Moritz, Wilhelm und alle Angehörigen herzlich zu grüßen, wenn du wieder nach Fulda schreibst. Auch Lützow und Lemcke grüße schönstens und sage ersterem, er werde seine Wege gut gebahnt finden, wenn er zum Herbst nach London käme, was zu thun er ja nicht unterlassen soll. Du hast mir in den letzten Briefen gar nichts von Tchorznickis geschrieben. Küsse die lieben Kinder herzlich und besonders den berühmten Godelino, dessen Brief mich sehr gefreut hat, und den ich hier überall zeigen muß zum Ergötzen der Leute.

British Museum, 23. Mai, 12 1/2 Uhr.

In diesem Augenblick, mein liebes Herz, erhalte ich deinen Brief vom 20. d. M. und schiebe sofort alle Folianten und Hefte beiseite, um dir zu danken und zu antworten, wenn ich mich auch heute, wo ich schon durch Briefschreiben viel Zeit verloren habe, kurz fassen muß. Nicht einmal einen sauberen Briefbogen habe ich zur Hand und kann mich nur damit trösten, daß die Flecke, welche darauf sind, nicht von mir herrühren; du weißt, ich halte viel auf eine reine, wohlgepflegte Hand. Den Qualen der Ungeduld über mein angeblich langes Schweigen, welche dein Brief atmet, wird wohl ein Ende gemacht sein durch mein letztes Schreiben, welches ungefähr an demselben Tage in München eingetroffen sein muß, an welchem das deinige abging. Doch ist es mir lieb, zu hören, daß du dich so sehr nach Briefen von mir sehnst; nur mußt du nicht vergessen, mein kleiner Verzug, daß ich nicht minder große Sehnsucht nach Briefen von dir habe, und daß du mir, wenn es hoch gekommen, nicht mehr als einmal die Woche geschrieben, während ich dir wenigstens zweimal wöchentlich Nachricht von mir gegeben. Übrigens darfst du mir nicht zürnen, daß ich die letzte Woche etwas karger in meinen Mitteilungen gewesen; ich hatte die für meinen Zweck höchst wichtige Bibliothek des Earl von Ellesmere, die sogenannte Bridgewater-Kollektion, zu durchmustern, wobei der Bibliothekar immer zugegen und beschäftigt war, mich auf alle seltenen Ausgaben aufmerksam

zu machen, so daß es mir rein unmöglich gewesen wäre, dazwischen auch nur ein Viertelstündchen Zeit zum Briefschreiben zu finden. Von deinen schelmischen Vermutungen über die Gründe, welche mich vom Schreiben abgehalten haben könnten, ist keine richtig; ich weiß wirklich nicht, ob ich sagen soll glücklicherweise oder unglücklicherweise, denn es giebt hier in der Aristokratie so reizende Frauen, daß sie wirklich einer höheren Gattung von Geschöpfen anzugehören scheinen, und daß ich von deiner liebenswürdigen Erlaubnis, ein wenig die Cour zu machen, vielleicht Gebrauch machen würde, wenn dies erstens unter deinen Augen geschehen könnte, wo ich dann doch immer Vergleiche anstellen und mich in meiner alten Überzeugung neu bestärken würde, daß Edlitam Reize für mich hat, die allen anderen Frauen, selbst den schönsten, abgehen — und wenn ich zweitens mehr Geld und Zeit hätte, als mir zu Gebote steht. Mit jeder Woche, die vergeht, mindert sich das Geld in erschreckender Weise und mehren sich meine Gewissensbisse, daß ich von der großen Arbeit, die auf mir lastet, noch so wenig gethan habe, obwohl ich wirklich thue, was in meinen Kräften steht. Aber wenn man hier nur ein bißchen in der großen Welt lebt, was ich zu thun nicht umhin kann, da ich doch nicht bloß alte Papiere, sondern auch neue Menschen kennen lernen will, so verliert man damit viel Zeit und Geld. Trotzdem kann ich mich, wie gesagt, nicht ganz davon zurückziehen, denn ohne solche Bekanntschaften bleibt einem hier alles verschlossen, was dem Leben Reiz und Wert giebt. Das ist die Schattenseite von London, daß der Mensch an und für sich gar nichts gilt, sondern erst auf einen goldenen Präsentierteller gesetzt werden muß, um was zu gelten. Was meine Person anbelangt, so kann ich die Liebenswürdigkeit der Engländer nicht genug rühmen; du wirst dich wundern über die Masse von schmeichelhaften Briefchen und Einladungen, die mir von allen Seiten zugehen und die ich der Erinnerung wegen aufbewahre, von welchen ich aber nur dann Gebrauch mache, wenn meine Arbeiten nicht darunter leiden. Zum Glück fangen die Diners hier immer erst um siebeneinhalb Uhr abends an; aber vor zwei Uhr nachts kommt man selten ins Bett, worunter denn Kopf und Augen am folgenden Morgen natürlich ein wenig leiden. Infolge dieses wunderlichen Lebens fühle ich immer eine gelinde Schläfrigkeit bei Tage, da ich nachts nie recht zum Ausschlafen komme. — Deine Mitteilung, daß Bothmer Oberstlieutenant geworden, hat mich von Herzen gefreut. Sag ihm und der Gräfin meine schönsten Grüße und Glückwünsche. Vergiß auch nicht, die Grüße v. d. Tanns freundlich zu erwidern. Daß du unsere jungen Freunde zuweilen um dich versammelst, ist sehr weise von dir. Hier machen sich dergleichen gesellige Zusammenkünfte nicht so leicht, weil die Entfernungen gar zu groß sind. Gestern ging mir durch einen Besuch bei Herzen wieder ein halber Tag verloren. Zum Glück war es ein ungemütlicher Sonntag. Doch würde mich auch ohnehin dieser Zeitverlust nicht gereut haben, da Herzen ein Mann ist, der durch das gesprochene Wort noch anregender und belehrender wirkt als durch seine Bücher. . . .

Vorigen Donnerstag war ich in dem etwa zwei Stunden von meiner Wohnung gelegenen Standard-Theater in der City, wo die „Herzogin von Amalfi" gegeben wurde. Du kannst dir denken, wie mich das interessierte. Ich werde dir von der merkwürdigen Art und Weise dieser Aufführung viel zu erzählen haben. Der langen Tragödie, die um zehn Uhr endete, folgten noch zwei lange Lustspiele, da das Volk hier viel fürs Geld verlangt und viel Geduld hat. Das Ganze endete erst gegen zwei Uhr nachts!

Am Freitag wohnte ich mit Freiligrath einem Meeting in der City bei, wo ich Kossuth sprechen hörte, sehr beredt, aber phrasenhaft. Welch eine Stadt, wo Ex-Gouverneure, Ex-Fürsten, Sultane, indische Kaiser und Könige, Mohrenprinzen und dergleichen zu Dutzenden umherlaufen, ohne daß sich der Engländer nur nach ihnen umsieht. Welch eine Stadt, die mehr Einwohner zählt als das Königreich Hannover, Kurhessen und noch einige deutsche Fürstentümer zusammengenommen! Zu meinen interessantesten Bekanntschaften neueren Datums gehört Oberst Rawlinson, der berühmte Keilschriftenentzifferer, der allernächstens als englischer Gesandter nach Persien geht. Von Henry Seymour erhielt ich vorgestern einen Brief,

worin er mir Grüße für dich auftrug, glaubend, du seiest mit mir nach London gekommen. Er hat die Zeit der Parlamentsauflösung benutzt, um einen kleinen Ausflug nach Amerika zu machen, wovon er erst eben zurückgekehrt ist. Er wird in den nächsten Tagen nach London kommen, worauf ich mich sehr freue.

London, 26. Mai 1859.

Ein hiesiger Bildhauer, Graß, bestürmt mich schon seit langer Zeit, ihm zu einer Büste zu sitzen, um meinen hiesigen Bekannten ein möglichst handgreifliches Bild von mir zu hinterlassen. Heute ist der erste Tag, wo ich eine freie Stunde zu diesem Zwecke gewinnen konnte, und da der Künstler so freundlich ist, mir zu erlauben, während des Sitzens zu schreiben, so versäume ich nicht, bei dieser Gelegenheit dir wieder ein bißchen von mir und London zu erzählen, wobei ich voraussetze, daß meine beiden letzten Briefe, die noch unbeantwortet geblieben, richtig bei dir eingetroffen sind. Vorgestern war ich zum erstenmal in dem großen Krystallpalast in Sydenham. Das Wetter begünstigte mich diesmal außerordentlich; es war der erste warme, friedliche und sonnige Maitag, den ich hier erlebt habe. Man gelangt nach Sydenham aus der Stadtgegend, wo ich wohne, in etwa einer Stunde. Eine halbe Stunde fährt man mit dem Cab oder Omnibus bis zum Bahnhof, und eine weitere halbe Stunde auf der Eisenbahn bis zum Krystallpalast, wo man sich plötzlich in eine ganz neue Welt versetzt fühlt, die des Überraschenden, Schönen und Großartigen so vieles enthält und alles in solcher Fülle, in solcher Harmonie, in so geschmackvoller, bequemer Verbindung und Einrichtung, daß ich gestehen muß, nie zuvor etwas gesehen zu haben, was dieser Zauberwelt auch nur entfernt gleichkäme. Der Krystallpalast von Sydenham erinnert in seiner Bauart an orientalische Muster, ist aber von so riesigen Dimensionen, wie der Orient nichts dergleichen aufzuweisen hat. Der Münchener Glaspalast könnte in einem Winkel des Sydenhamer Platz finden. Zu beiden Seiten erheben sich minaretartig aufsteigende Türme, aus welchen jedoch statt der Gebetrufe gläubiger Muezzins schwarze Dampfwolken zum Himmel steigen, denn im Inneren befinden sich die Dampfmaschinen, welche die riesigen und zahlreichen Fontänen und Wasserwerke auf dem weit vorspringenden Parterre des Palastes treiben, der, majestätisch einsam auf einer Anhöhe gelegen, nach allen Seiten hin die lieblichste Fernsicht bietet auf ein Land, welches, eben jetzt im vollsten Blütenschmuck des Frühlings prangend, aussieht wie ein einziger wohlgepflegter Garten. Der große Park, den der zeltartig weiß und blau angestrichene Palast beherrscht, besteht aus einem hügeligen Terrain, wo schattige Baumgruppen, üppig grüne Rasenflächen, Teiche und herrliche Blumenbeete abwechseln. Dazwischen laufen breite Kiesgänge hin, zu beiden Seiten durch schöne Marmorstatuen begrenzt. Denke dir nun dies Paradies belebt durch liebliche Kinder, die, von Gesundheit strotzend, halbnackt auf dem Rasen spielen; durch schöne, duftig gekleidete Frauen, die zwischen den Blumen wandeln, als wären sie die Königinnen der Blumen, oder sich in einem leichten Kahn schaukeln, mit den nebenherschwimmenden Schwänen an Grazie wetteifernd; rüstige Männer, die unten im Thalgrund mit dem Bogen, oben am Hügel mit der Büchse nach der Scheibe schießen, oder Ball spielen, oder eiserne Ringe schleudern, oder klettern und turnen, oder weiß der Himmel was noch für Dinge treiben, um ihre Kräfte zu üben zur Ehre Alt-Englands. Da hast du in matten Zügen ein Bild der Umgebung des Krystallpalastes, dessen Inneres zu schildern nach dem ersten Besuche unmöglich ist, so verwirrend und betäubend wirkt alles auf den Beschauer ein. Denke dir die ganze Länge des Palastes als eine einzige riesige Halle mit den seltensten Gewächsen und Blumen geschmückt, zwischen welchen wieder weiße Marmorstatuen aufsteigen, Nachbildungen des Schönsten, was die alte und neue Kunst geschaffen. Zu beiden Seiten eröffnen sich hier neue Einblicke in prachtvolle Räume, welche die Architektur und Kultur aller merkwürdigsten Völker und Zeiten veranschaulichen: eine Königshalle von Ninive, eine solche von Ägypten, eine Halle der Alhambra, ein vollständig eingerichtetes pompejanisches Haus, und so fort bis ins Unendliche. Und alles auf das getreueste nachgebildet mit dem aus Babylon, Griechenland und aller Herren Ländern her-

beigeschafften Material. Hier sieht man alle Meisterwerke antiker, dort alle Meisterwerke moderner Plastik; dort eine Gemäldegalerie, dort eine Riesenhalle für Konzerte, alles von Blumen durchduftet, während in den unteren Räumen allerlei Maschinenwerke zischen, sausen und schnurren. Auch an großen Bazars, wo alles zu haben ist, was moderne Industrie und Kunst zu bieten hat, fehlt es nicht; ebensowenig an Speisesälen, wo man vortrefflich ißt und trinkt. ... Nur englischer Reichtum und Geschmack vermochte dieses Labyrinth der Schönheit zu schaffen, das in jedem anderen Lande unmöglich wäre, weil die Mittel dazu fehlen.

Gestern mittag besah ich zur Ergänzung des im Krystallpalast Gesehenen die assyrischen, medischen und persischen Altertümer im British Museum, das ebenfalls eine Wunderwelt für sich bildet. Ich hielt das Petschaft in der Hand, womit Darius Hystaspis gesiegelt und worauf sein Name und Bild eingegraben steht; ich hielt die Thoncylinder in der Hand, auf welchen die Annalen von Babylon in Keilschrift stehen.

Nachmittags besuchte ich die große Blumenausstellung in Regent-Park, und auch hier mußte ich mir wieder gestehen, etwas so Prachtvolles noch nicht gesehen zu haben, weder im Orient noch Occident, denn was Abend- und Morgenland zu bieten vermögen, war hier in üppigster Fülle vereinigt. Und dazwischen Hunderte von so reich und duftig gekleideten Damen, worunter so viele strahlend, blendend, augenverwirrend schön, wie man dergleichen ebenfalls in keiner anderen Stadt der Welt findet. Ich traf hier auch zufällig Kaulbach aus Hannover, der nachher Joachim und Klara Schumann zu mir führte, die gegenwärtig hier Konzerte geben. Sie wollten mich gleich in das gestrige mitnehmen, aber leider war ich zu einem Diner bei Major Noil, einem Vetter der hier noch lebenden Lady Byron, eingeladen, von wo ich erst um elf Uhr nach Hause kam, noch ganz überwältigt von den wundervollen Eindrücken der letzten Tage.

Der erste rohe Entwurf des Kopfes ist gemacht und scheint wirklich Ähnlichkeit zu verraten. Es schreibt sich schlecht mit einer niederträchtigen Stahlfeder, wie ich eine in der Hand habe, zumal wenn man alle Augenblicke gestört wird und den Kopf bald so, bald so halten muß, um ihn von allen Seiten kanten und abzirkeln zu lassen. Doch weiß ich, daß dir auch diese flüchtigen Zeilen Vergnügen machen werden, als ein Zeichen, daß ich bei allem, was mir Schönes entgegentritt, immer an dich denke und bestrebt bin, es dich geistig mitgenießen zu lassen; denn körperlich würdest du es wohl in Sydenham, aber nicht in London aushalten, wo bei dem ewigen Lärm und Gerassel starke Nerven das erste Erfordernis des Genusses sind. — Von Liebig habe ich immer noch nichts gehört.

115 Great Russell Street, Bloomsbury Square,
London, 29. Mai 1859.

Ich antworte dir gleich auf deinen Brief vom 25. d. M., um dich, mein süßes Herz, dafür zu belohnen, daß du diesmal ein wenig ausführlicher geschrieben hast und gewissenhaft auf meine Wünsche und Bedürfnisse eingegangen bist. Wenn auch — wie du sehr weise bemerkst, und dein Brief enthält überhaupt viel Weisheit diesmal — die meisten Punkte, über welche ich Auskunft zu haben wünschte, sich von selbst verstehen, so hätte es sich doch leicht ereignen können, daß die Briefe, welche meine Bitten und Aufträge enthielten, dir gar nicht zu Händen gekommen wären, was ich auch in der That lange fürchtete, bis dann deine lieben Zeilen endlich alle Furcht und Besorgnis zerstreuten. Laß mich künftighin nicht wieder so lange in Besorgnis leben, wenn es in deiner Macht liegt, durch eine Zeile mehr mein Gemüt zu beruhigen. Es versteht sich so manches von selbst auch in der Gefühlswelt, und doch verlangt das Auge so oft wie möglich eine Bestätigung dessen zu sehen, was das Herz glaubt und wünscht. — Die arme, liebe Paula! Es ist mir schrecklich, das gute Kind so leidend zu wissen. Sag ihr, ich werde ihr für ihre Standhaftigkeit, mit der sie ihre Schmerzen erträgt, etwas recht Schönes mitbringen. Mein Aufenthalt hier wird nicht mehr so lange dauern, wie er schon gedauert hat, die Goldstücke vermindern sich in erschreckender Weise, und am meisten Geld kosten die Dinge, auf die man am wenigsten rechnet. So hielten z. B. meine Münchener Fußbekleidungen den endlosen

Londoner Straßen nicht lange stand, und ich mußte mir rasch nacheinander zwei Paar neue Schuhe kaufen, ein Paar für trockenes Wetter und ein Paar dicksohlige für Schmutz und Regen, da man Galoschen hier nicht tragen kann. Macht zusammen zwei Pfund Sterling, oder vierzehn preußische Thaler. Rechne dazu einen Regenschirm und einen neuen Hut (macht wieder zwei Pfund Sterling), und es kommt gleich eine Summe heraus, für die man in München einen ganzen Monat lang im ersten Hotel an der Table d'hote speisen kann. Wenn ich Besuche in eleganten Stadtvierteln zu machen habe, wohin die Omnibusse nicht gehen, so muß ich mich glücklich schätzen, mit ein oder zwei Thalern davonzukommen, und dann doch noch ein paar Stunden zu Fuß laufen. Die Wege sind gar zu trostlos weit in dieser endlosen und unberechenbaren Stadt. Bekannte, die nicht in derselben Gegend wohnen, sehen sich zuweilen jahrelang gar nicht. Dabei wird hier auf das Äußere in einer Weise gesehen, daß, wer sich so kleidet, um den dringendsten Forderungen des sogenannten Anstands zu entsprechen, bei uns schon für einen großen Elegant gelten würde. Wer in London diesen „Anstandsgesetzen" nicht nachlebt, gilt nicht für respektabel und muß auf allen Umgang mit der gebildeten (geschweige gar mit der vornehmen) Welt verzichten. Dieser Sinn der Engländer für Sauberkeit und Anstand beschränkt sich aber nicht bloß auf die Toilette, sondern erstreckt sich bis in die entferntesten und geheimsten Winkel des Hauses. Nach dieser Richtung hin wäre es sehr wünschenswert, daß München einmal auf ein Jahr englische Einquartierung bekäme.

Seit ich dir von den Wundern des Krystallpalastes in Sydenham und der großen Blumenschau in Regent-Park geschrieben, habe ich nichts Neues von Belang gesehen und erlebt, sondern fast meine ganze Zeit in der schönen Bibliothek des Earl von Ellesmere zugebracht und Auszüge aus alten Komödien, Intendantenregistern und Bücherverzeichnissen gemacht, die Morgenstunden abgerechnet, wo ich dem Bildhauer Graß zu meiner Büste sitzen mußte, die sehr ähnlich wird, aber auch sehr langsam fortschreitet. Abends gegen sieben Uhr esse ich dann gewöhnlich im Athenäum-Klub, gehe darauf mit dem Prinzen Friedrich in irgend ein Kaffeehaus, um eine Cigarre zu rauchen (was im Klub, obgleich nur Herren darin sind, nicht erlaubt ist), schlendere gegen zehn Uhr nach Haus, rekapituliere die Arbeiten und Eindrücke des Tages, und lege mich, immer sehr müde, um Mitternacht oder gegen ein Uhr schlafen. Wenn ich in Gesellschaften gehe, so komme ich nie vor zwei Uhr ins Bett. Ich habe mir eine verhältnismäßig ruhige Wohnung genommen; aber trotzdem ist hier von früh bis spät mehr Lärm und buntes Leben auf der Straße als in München zur Zeit irgend welcher großen Feier oder Begebenheit. Hier führt eine Schar Schwarzer (die aus lauter angestrichenen Engländern besteht) einen Mohrentanz auf, unter schauerlicher Begleitung von Musik und Gesang; dort läßt eine alte Zigeunerin ein halb Dutzend weißgekleideter Mädchen von drei bis sechs Jahren tanzen mit Castagnetten, auf offener Straße; weiter unten steht eine Schar böhmischer Musikanten, und dazwischen hört das Rasseln der zahllosen Wagen und Omnibusse nie auf. — Was in anderen Städten den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet, das Eintreffen irgend einer berühmten Persönlichkeit, das Auftreten eines berühmten Schauspielers oder Virtuosen und dergleichen, tritt hier ganz in den Hintergrund. Man hört davon einmal zufällig, nebenher, oder auch wohl gar nicht. Da ist Lord Elgin von China zurückgekehrt, nachdem er Kanton hat beschießen lassen und bis ins Herz des himmlischen Reiches vorgedrungen — man macht davon nicht so viel Aufhebens wie bei uns von dem kleinsten lyrischen Dichter. Da geben Klara Schumann und Joachim schon seit Wochen Konzerte — ich würde gar nichts von ihrem Hiersein erfahren haben, wenn sie mir nicht zufällig begegnet wären. Sie schickte mir gestern eine Karte zu ihrer nächsten musikalischen Matinee; ich wollte ihr heute gern einen Besuch machen, kann aber nirgends erfahren, wo sie wohnt, und muß warten, bis ich sie im Konzert spreche, um ihre Wohnung zu erfragen. Da ist Herzen, dessen Schriften bis Sibirien in Hunderttausenden von Exemplaren verschlungen werden und der durch seine Presse von hier aus ganz Rußland in Bewegung setzt, während in

London nur sehr wenige Menschen eine Ahnung von seinem Hiersein haben. Vor einiZeit sah ich im Cosmopolitan-Klub einen Kapitän (mir fällt sein Name nicht bei), der eben aus dem Inneren Afrikas zurückgekehrt war, wo er die Quellen des Nils entdeckte — es fiel niemand ein, besonderes Aufheben davon zu machen. Und so könnte ich dir Hunderte von Beispielen anführen, wie in der großen Weltströmung von London alles untergeht, was nicht gerade auf die brennenden politischen Tagesfragen Bezug hat. ... In dem gegenwärtigen Kriege sind die Sympathien der meisten Engländer, wie sehr sie auch Napoleon hassen mögen, auf seiten der Italiener. Der Münchener Enthusiasmus, wie deine Briefe und die Zeitungen ihn mir schildern, nimmt sich, von fern gesehen, wunderlich genug aus. Ich teile ihn, soweit er den Haß gegen Frankreich, ich teile ihn nicht, soweit er die Teilnahme für Österreich betrifft, das ein chronisches Übel am Leibe Deutschlands immer war, ist und bleiben wird. Ich kann mich für keine Pfaffenpolitik begeistern. ... Die Briefe von Liebig habe ich zu gleicher Zeit mit dem deinigen erhalten. Die Leute, die ich dadurch kennen lernen soll, kenne ich schon. Wichtiger wären mir die Briefe von Edinburg, die noch nicht eingetroffen sind. Die Korrekturbogen von „Shakespeares Zeitgenossen" schicke mir gleich hierher. Ebenso eine Nummer von der Grosseschen Besprechung meines Lustspiels. — Das Wetter, welches ein paar Tage schön war, fängt wieder an, sich trübe zu gestalten. Ein trauriger Mai! (Eben fällt mir ein, daß es nicht viel nützt, daß ich mich so beeilt habe, dir wieder zu schreiben, da dieser Brief, weil heute, am Sonntage, alle Posten ruhen, erst morgen abend abgehen wird.)

Gratuliere Grosse herzlich in meinem Namen. Ich denke mir, er muß ein wunderliches Gesicht als junger Ehemann machen.

London, 3. Juni 1859, um Mitternacht.
115 Great Russel Street, Bloomsbury Square.

Ich habe dich, mein liebes Herz, diesmal ungewöhnlich lange, wenn auch gänzlich schuldlos, ohne Nachricht gelassen, und muß zu den nächtlichen Stunden meine Zuflucht nehmen, um das am Tage Versäumte nachzuholen. Am vergangenen Montage ging ein Brief an dich ab, den du aus Köln erhalten haben wirst, wohin ich ihn einem Brief an Hemsen, der nach einem frischen Lebenszeichen von mir lechzte, beischloß. Am Dienstag morgen war ich mit meinen altenglischen Studien beschäftigt, als ich durch Seymours Ankunft überrascht wurde, der mich für den Rest des Tages in Beschlag nahm, so daß ich nicht mehr zum Schreiben kommen konnte. Auf den Abend war ich bei seiner Mutter zu einem glänzenden Diner geladen, wo ich mich als Tischnachbar seiner sehr anmutigen, fein gebildeten und liebenswürdigen Schwester Luise sehr gut amüsierte. Es ist dies nicht die berühmte Schönheit, von welcher der Herzog sprach und welche noch jetzt in England allgemein the queen of beauty genannt wird. Diese queen of beauty ist an den Herzog von Somerset verheiratet und hat schon einen Sohn von siebzehn Jahren, Lord Edward Seymour, einen der schönsten jungen Männer, die ich je gesehen habe. Das Seymoursche Haus, obwohl es nur ein paar Monate jährlich bewohnt wird (indem die Familie den Winter gewöhnlich in Italien und den Sommer auf dem Lande zubringt), ist mit ähnlicher Eleganz eingerichtet wie das Bassenheimsche Haus in München; nur mit dem Unterschied, daß es mehr echte Kunstwerke, alte Statuen, wertvolle Gemälde und historische Denkwürdigkeiten enthält, bis zurück zu der schönen Seymour, welche als Gemahlin Heinrichs VIII. eine so tragische Berühmtheit erhielt. ... Am Mittwoch war der große Derby-Tag, das heißt der Haupttag der alljährlich in Epsom (etwa drei bis vier Meilen von London) stattfindenden Wettrennen, welche für die Engländer fast dieselbe Bedeutung haben, wie einst die olympischen Spiele für die Griechen. Der lumpigste Engländer fühlt sich an diesem Tage verpflichtet, auf irgend einen renommierten Renner zu wetten, den Kavalier zu spielen und zu thun, als ob er einen ganz absonderlichen Pferdeverstand besitze. Über eine Million Menschen aus allen Teilen Englands kommen zum Derby-Tag nach Epsom, um das Hauptrennen mit anzusehen und das zu dem Zwecke ersparte Geld durch Wetten oder Schmausereien loszuwerden. Natürlich durfte

ich die Gelegenheit nicht verpassen, das merkwürdige Volksfest mit anzusehen, und ließ mich durch Seymour gern verführen, ihn nach Epsom zu begleiten, wo wir uns sehr gut amüsierten, aber das Vergnügen mit fabelhaften Anstrengungen erkaufen mußten. Es war eine Hitze wie mitten im Juli, und dabei ein Gedränge, daß nur englische Knochen diesen Quetschungen mit Glück zu widerstehen vermochten. Ich glaubte nicht, daß ich mit heiler Haut davonkommen würde, so gedrückt war ich schon in der ersten halben Stunde; doch die Hauptqual bestand darin, daß man während des Rennens immer den Hut abnehmen mußte, wobei einem die Sonnenstrahlen dann wie glühende Pfeile den Kopf verbrannten. Um sechseinhalb Uhr abends nach London zurückgekehrt, war ich vollständig abgespannt an Geist und Körper, mußte aber noch ein großes Diner mitmachen, was mir völlig den Rest gab, zumal ich mich schon seit einigen Tagen unwohl gefühlt hatte. Nach einer schrecklichen Nacht schlief ich erst am folgenden Morgen gegen zehn Uhr ein, und als ich um dreieinhalb Uhr aufwachte, fiel mir ein, daß ich Klara Schumann versprochen hatte, um drei Uhr in ihr Konzert zu kommen. Ich dachte, lieber etwas zu spät als gar nicht, zog mich rasch an, nahm eine Droschke und kam noch früh genug an, um die zweite Hälfte zu hören und dabei zu sehen, daß sie sehr schlechte Geschäfte macht, obgleich Joachim und Stockhausen in ihren Konzerten mitwirken. In dieser Saison ist nur einer hier, dem das Geld zuströmt, und dieser eine ist Rubinstein. In dem Zimmer, wo ich die Schumann nach dem Konzerte aufsuchte, traf ich auch einen jungen Musiker Linden, den wir in Berlin öfter bei Frau von Holtzendorff gesehen haben. Er ist in Paris ein sehr beliebter Komponist geworden und hat mir versprochen, dir seine sämtlichen Kompositionen zu schicken. Außerdem traf ich die Fräulein Remi aus Berlin, die von hier nach Dover geht, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie trug mir viele Grüße an dich auf. Ich genoß gestern nichts als ein bißchen Suppe und Thee, so daß ich heute wieder ganz auf den Strümpfen war und wie gewöhnlich arbeiten konnte. Ich dinierte heute wieder bei Seymours, aber diesmal ganz allein, und mußte viel von dir und unserem Leben erzählen. Die Damen konnten gar nicht begreifen, warum ich dich nicht mit hierhergebracht habe, da sie dich gern kennen gelernt hätten. Sie trugen mir viele Grüße an dich auf und werden uns über kurz oder lang einmal in München überraschen.

Ich schließe für heute, zumal es schon spät an der Zeit ist und ich sehr der Ruhe bedarf. Nächstes Mal schreibe ich mehr und besser.

London, 7. Juni 1859, nachmittags 6 Uhr.
Great Russell Street 115.

Gestern, im Begriff, dir eine Fortsetzung meiner Londoner Erlebnisse zu geben, erhielt ich die Druckbogen, worauf mir ein für den folgenden Tag in Aussicht stehender Brief verheißen war, den ich doch erst abwarten wollte, ehe ich den meinigen vom Stapel ließe. Leider kam dein lieber Bote heute ungewöhnlich spät an, und gerade in dem Augenblick, als ich mich auf den weiten Weg machen wollte, um den feierlichen Aufzug zur Eröffnung des Parlaments zu sehen, so daß ich mein Schreiben bis auf den späten Nachmittag verschieben mußte, was zur Folge haben wird, daß diese Zeilen dir einen Tag später zu Händen kommen werden, als sonst der Fall gewesen sein würde. Erst eben komme ich ganz zerschlagen, müde und erschöpft von dem wunderlichen Schauspiel der Parlamentseröffnung zurück, das übrigens wohl einiger Anstrengung wert war. Denke dir, du sähest das Beste von dem, was der große Münchener Festzug uns voriges Jahr in künstlerischer Nachahmung zeigte, in Wirklichkeit vor dir, und du hast ein ungefähres Bild von dem glänzenden Aufzuge, der sich heute nachmittag von St. James' Palace nach dem Parlament bewegte. Die berittenen Leibgarden der Königin (lauter schlanke, große Kerle in Kanonenstiefeln, Scharlachröcken und Helmen wie die unserer Hartschiere) bildeten Spalier, zwischen welchen erst die reichen Equipagen der Peers von England und anderer hoher Personen, indischer Könige und Prinzen, von Edelsteinen blitzend, hinrollten, worauf ein stattlicher berittener Trupp mittelalterlich gekleideter Musikanten, Waffenherolde und Standartenträger folgten, endlich eine lange Reihe ver-

goldeter und wunderlich verschnörkelter Hofwagen, in deren letztem die Königin, auf dem Haupte die strahlende Krone und das Scepter in der Hand, saß; ihr zur Linken Prinz Albert. Sie sah ein bißchen angegriffen aus und nickte ernsten Antlitzes nach beiden Seiten der Straße hin, wo sich das Volk drängte, und zu den Fenstern der hohen Häuser hinauf, wo zahllose Damen grüßend die Schnupftücher schwenkten. Dann wurde in dem prachtvollen Saale der Lords die Thronrede verlesen, während draußen die Kanonen donnerten, und alsbald fuhr die Königin, ebenso feierlich, wie sie gekommen war, in den St. James' Palast zurück.

Meine letzten Nachrichten reichten bis zum Freitag abend voriger Woche, wenn ich nicht irre. Am Sonnabend arbeitete ich bis zweieinhalb Uhr in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, hatte nachmittags einen langen Besuch von einem in England lebenden deutschen Gelehrten, Johannes von Gumpach (der die Absicht hat, sich in München anzukaufen), und war auf den Abend um acht Uhr zum Diner geladen bei einem reichen, jungen schottischen Edelmann, Mr. Grant Duff, der sich erst vor kurzem mit einer der lieblichsten Töchter Englands verheiratet hat. Auch seine achtzehnjährige Schwester, die ich das Vergnügen hatte, zu Tisch zu führen, ist allerliebst und spricht mit besonderer Vorliebe deutsch, ist sehr bewandert in unserer Litteratur und kennt sogar das ganze Buch Edlitam. Ich mußte ihr viel von dir erzählen, wobei Prinz Friedrich, der die Mutter geführt, sich aber lieber mit der Tochter unterhielt, auch mitsprach, indem er begeistert von dem langen Frühstück berichtete, womit du ihn einmal in Gotha regaliert hast. Als ich um ein Uhr nachts von dem Diner nach Hause kam, fand ich eine Einladung vom Prinzen Albert zum folgenden Mittag in Buckingham Palace. Er unterhielt sich ein paar Stunden ausschließlich mit mir, da er gern meine Ansichten über die gegenwärtige Weltlage zu wissen wünschte, und war ungemein liebenswürdig und gesprächig. — Gestern kamen die auf Herrn von Liebigs Veranlassung mir aus Liverpool übersandten Briefe von Mr. Muspratt an, deren Verzögerung durch den vor kurzem erfolgten Tod der Frau Muspratt veranlaßt war. Wenn du Herrn von Liebig siehst, sag ihm das und statte ihm vorläufig meinen schönsten Dank für seine Bemühungen ab. Meinen Bericht an den König habe ich noch nicht machen können, da es dazu doch einiger Sammlung bedarf und ich bisher gar zu sehr in Anspruch genommen war. Ich werde sehen, mir morgen den halben Tag freizuhalten. ... Daß Tchorznickis München verlassen, thut mir von Herzen leid. Vergiß nicht, sie schönstens zu grüßen und einen Gruß von Pulszky beizufügen, der heute bei mir war. Er wird auch allernächstens nach Italien gehen, wo die Dinge für die Österreicher täglich eine schlimmere Wendung nehmen. Die Heldenthat des jüngeren Grafen Lippe habe ich schon in den Zeitungen gelesen und konnte mich nicht genug darüber wundern. Wenn du Sybel siehst, danke ihm für seinen Brief und sage ihm, daß ich ihm nächstens wieder schreiben werde. — Gottlob, daß es unserer lieben Paula endlich besser geht! Ich glaube dir gern, mein liebes Herz, daß du nicht viel Zeit findest, die Hände in den Schoß zu legen! So war meine Bitte, daß du mir öfter schreiben mögest, auch wahrlich nicht gemeint. Aber in so ernsten Zeiten hört man doch gern so oft wie möglich von seinen Lieben. Heute abend muß ich in ein Konzert gehen, welches die Tochter meiner Hauswirtin, Miß van der Noorden, giebt, eine riesige, ganz passabel hübsche und, wie es scheint, sehr tugendsame Jüdin. Sie macht mit ihrer donnerartigen Stimme von früh bis spät das ganze Haus erzittern; ich bin begierig zu hören, wie sie als Konzertsängerin gefällt. Bei Gelegenheit des oben geschilderten Diners vergaß ich dir zu sagen, daß die junge allerliebste Miß Grant Duff große Sehnsucht hat, Edlitam kennen zu lernen, und die Absicht hegt, dich im August zu besuchen. Deine Einlage aus den „Neuesten Nachrichten" hat mich herzlich lachen gemacht. Daran erkenne ich meine guten Münchener wieder! Nicht wenig überrascht mich deine Meldung von der plötzlichen Übersiedelung der Fürstin nach Schliersee. Sag ihr recht viel Schönes und Herzliches von mir. Warum schreibst du gar nichts von Fulda und den Reiseplänen deines Vaters? Ich würde trostlos sein, ihn nicht bei mei-

ner Rückkehr zu sehen. — Daß du mit unseren jungen Freunden oft spazieren gehst, ist sehr weise von dir, grüße sie schönstens! — Was die politische Stimmung anbetrifft, so sind die Sympathien für die Italiener sehr im Zunehmen, und die für Österreich sehr im Abnehmen. Das einzige, was man in Österreich gut fand, war seine Armee; seit sich diese aber täglich von den Sarden und Franzosen und sogar von den Garibaldischen Freischaren zu Paaren treiben läßt, schütteln die Engländer bedenklich die Köpfe und sagen: „Das kommt von der Pfaffenwirtschaft!“ Ohne Begeisterung und Genie ist heute nichts Großes mehr zu erreichen. Genies aber wachsen nicht unter pfäffischem Drucke, und für was sollen sich Kroaten und Czechen begeistern?

Zum Schluß will ich dir noch gestehen, daß das böse Gerede der guten Münchener über Lewes nicht ohne Grund ist. Ich habe mich auf das genaueste nach allem erkundigt, will dir aber die Einzelheiten lieber mündlich mitteilen. Er steht hier nicht im besten Rufe.

Der Abend bricht herein und ich schließe.

London, 14. Juni 1859.
115 Great Russell Street, Bloomsbury Square.

Ich habe dir in den letzten Tagen nicht geschrieben, da ich alle Hände voll zu thun hatte und meine Mußestunden dazu benutzte, einen Bericht an den König abzufassen, der mit der gestrigen Post abgegangen ist. Wie es mit der Politik hier steht seit dem Sturze des Ministeriums Derby, wirst du aus dem einliegenden Briefe ersehen, welchen ich dich bitte, nach dem Lesen zu versiegeln und an Sybel zu schicken. Es war mir äußerst interessant, der Wiedereröffnung des Parlaments beizuwohnen, wenn ich mir auch von den Debatten Größeres erwartet hatte, als ich gefunden habe. Wie ich aus den Zeitungen ersehe, dauern die österreichischen Truppendurchzüge in München noch immer fort; wenn das Volk, welches solche Gelegenheiten gern benutzt, um seine Arbeit zu versäumen, durch diese Bummeleien und das damit verbundene Kneipen nur nicht gar zu sehr verwildert! Das einmütige Losschlagen Deutschlands und Österreichs gegen Frankreich hätte vor drei Monaten einen großen Sinn gehabt, während jetzt die Deutschen nichts Besseres thun können, als sich einmütig nach der Haltung Preußens zu richten.

Infolge der schlaflosen Nächte, die ich während der Parlamentssitzungen gehabt, und einer leichten Erkältung habe ich in den letzten Tagen wieder viel an heftigem Kopfschmerz gelitten, so daß ich nichts Besonderes unternehmen konnte und dir deshalb auch heute nichts Interessantes erzählen kann. Ich war in ein paar Gesellschaften, wo es ziemlich langweilig herging, und verbrachte außerdem meine Tage wie gewöhnlich im British Museum, um das Dringendste so bald wie möglich zu vollenden und noch einige Zeit zum Besehen der Londoner Merkwürdigkeiten zu gewinnen. Gestern nachmittag besuchte ich die Gemäldesammlung des Lord Westminster im Grosvenor House, das mit wahrhaft königlicher Pracht eingerichtet ist, wie denn auch die Gemäldesammlung zu den schönsten gehört, deren ein Privatmann sich rühmen kann. Lord Westminster ist der reichste Mann in England und hat täglich tausend Pfund Sterling zu verzehren. Wenn das Wetter gut bleibt, werde ich zu nächstem Sonntag einen Ausflug nach der Insel Wight machen und ein paar Tage darauf Stratford am Avon besuchen, um Shakespeares Haus und die auf ihn bezüglichen Merkwürdigkeiten zu sehen. Vorher erhältst du jedenfalls noch einen ausführlichen Brief von mir. Ich warte dazu nur ein Lebenszeichen von dir ab, das mir nun schon seit lange gefehlt hat. Hoffentlich ist kein Unwohlsein oder sonst etwas Unangenehmes daran schuld gewesen.

Für heute mußt du vorlieb nehmen, da es schon spät ist. Außerdem mahnt mich mein Magen, daß ich noch nicht diniert habe, wozu man hier selten vor sieben oder acht Uhr abends kommt.

Stratford am Avon, 19. Juni 1859.
Red House Inn (Gasthof zum roten Roß).

Seit gestern abend bin ich hier in Stratford am Avon, der kleinen Stadt, die den großen Shakespeare geboren, in demselben dürftigen Zimmer, welches du zu Häupten dieses Briefbogens abgebildet siehst, nur daß es in Wirklichkeit noch viel dürftiger aussieht als hier im Bilde. Stratford ist ein

Landstädtchen, nicht größer als Peine, aber hübscher; in seinem Aussehen etwa dem bayerischen Rosenheim vergleichbar. Doch sind hier der durch den großen Dichter geweihten Stätten so viele, daß ich bei meinem kurzen Aufenthalt jeden Augenblick benutzen muß, um sie alle zu sehen. Ich darf deshalb nicht daran denken, dir von hier einen ausführlichen Brief zu schreiben, der gleich nach meiner Rückkehr nach London folgen soll und dir viel Interessantes erzählen wird, selbst wenn die Feder nicht im stande sein sollte, die großen, begeisternden und hoffentlich dauernden Eindrücke, durch die ich hier begnadigt wurde, in ihrer ganzen Weihe und Erhabenheit zu offenbaren. Der Tag, den ich in Stratford am Avon verlebt, gehört zu den schönsten und bedeutendsten meines ganzen Lebens, und darum möchte ich gern, daß dir ein Blatt — wenn auch noch so flüchtig gekritzelt — ein Blatt aus Stratford, mit dem Postzeichen dieses merkwürdigen Städtchens versehen, zuwehte, als Erinnerungszeichen der schönen Stunden, die ich hier verlebt habe. Mein guter Genius gab mir den Gedanken ein, allein zu reisen, und ich freue mich, daß ich so gethan. Keine Gesellschaft, außer der deinigen, die du alles Große und Schöne mit mir fühlst, wäre im stande gewesen, meine Eindrücke zu erhöhen, jede Gesellschaft, außer der deinigen, mein süßes Weib, würde meine Eindrücke entweiht oder beeinträchtigt haben. Ich könnte hier wochenlang allein sein, ohne mich über Einsamkeit zu beklagen; ich könnte täglich zu der geweihten, äußerlich so dürftigen Stätte gehen, wo Shakespeare geboren wurde (ein ordentliches Bauernhaus im bayerischen Hochlande ist ein Palast dagegen), zu dem benachbarten ärmlichen, aber freundlichen Dorfe, wo er als achtzehnjähriger Bursche seine geliebte Anna Hathaway heimsuchte, deren Haus noch steht, mit einem Strohdach darüber und mit dem alten Zimmergerät darin, das unversehrt geblieben. Ich könnte täglich zu der uralten, noch aus der Normannenzeit stammenden, kleinen aber schönen Kirche wallfahrten, wo Shakespeare getauft wurde und wo er begraben liegt an der Seite seiner Anna und seiner einzigen Tochter, die ihn überlebte; zu der Stadtschule von Stratford, wo er lesen und schreiben lernte, zu dem schönen, am Avon gelegenen, von majestätischen Ulmen umsäumten Kirchhof, wo er als Knabe spielte, zu der Stadthalle, wo sein lebensgroßes Bildnis hängt, gegenüber dem ebenfalls lebensgroßen Bilde von Garrick, dessen durchgeistigtes Gesicht wirklich eine große fleischliche Ähnlichkeit hat mit dem seines verblödsinnigten Enkels. Doch hoffe ich, daß auch der einzige Tag, den ich hier verlebt, mir alles Denkwürdige fest ins Gedächtnis geprägt hat. Aus dem tags und nachts nicht ruhenden, alles feinere Gefühl abstumpfenden Lärm und Treiben Londons plötzlich hineingezaubert in diese friedliche Einsamkeit, wo ich mich viel heimischer fühle, als ich in London nach Jahren würde, an die grünen Ufer des Avon, wo Nachtigallen schmettern, frischer Epheu sich um uraltes Gemäuer rankt, liebliche Fernsichten das Auge erfreuen und ich mich ruhig meinen Träumen, Empfindungen und Gedanken hingeben kann, ohne Furcht, durch vorbeirasselnde Omnibusse und Droschken aufgestört, oder durch geschäftig vorbeistürmende Menschen belächelt zu werden. Denn wer zum Hause oder Grabe Shakespeares wallfahrtet, trägt wenigstens die Maske der Pietät oder Weisheit, wenn auch viele Narren darunter stecken, wie das endlose Namengekritzel an Thüren, Fenstern und Wänden bezeugt. Der Himmel hat diesmal meine Reise wunderbar begünstigt; ich habe bis jetzt das schönste, sonnige Wetter und hatte, wenigstens auf der Hälfte des Weges, ungesucht sehr angenehme Gesellschaft. Selbst das Gasthaus, in welchem ich abgestiegen, läßt nichts zu wünschen übrig, obwohl ich hier auch das schlechteste Gasthaus gut finden würde. Deinen letzten hübschen Brief, für welchen ich dir von Herzen danke, habe ich aus London mitgebracht, um mich unterwegs wiederholt daran zu erfreuen.

Und nun, mein Herz, leb wohl für heute und entschuldige mich, daß ich dir heute nur das vorläufige flüchtige Inhaltsverzeichnis gebe zu dem ausführlichen Briefe, der bald nachfolgen soll. Ich muß noch ein wenig umherstreifen, ehe der schon dämmernde Abend ganz hereinbricht; dann muß ich mein Tagebuch in Ordnung bringen und morgen in aller Frühe nach dem zehn englische

Meilen von hier entfernten Leamington mit dem nur einmal täglich gehenden Omnibus fahren, um von da über Oxford nach London zurückzukehren.

London, 23. Juni 1859.

Je näher die Stunde meiner Abreise rückt — und sie ist schon so nahe, daß ich dich bitte, nach dem 26. d. M. keinen Brief mehr nach London zu adressieren —, desto mehr drängen sich die Geschäfte und schrumpfen meine freien Minuten zusammen, so daß ich in den letzten Tagen nicht einmal Zeit fand, ein paar Notizen in mein Tagebuch zu werfen, geschweige denn dir einen so ausführlichen Brief zu schreiben, wie mir die Idee dazu in Stratford vorschwebte. Stratford ist eben Stratford, d. h. eine kleine Stadt, die man zehnmal in einem Tage durchwandern kann und dabei doch noch Zeit finden zum Briefschreiben, während London so labyrinthisch und langweilig groß ist, daß ich z. B. gestern den ganzen Tag mit ein paar Abschiedsbesuchen verloren habe, die ich so lange wie möglich aufgeschoben hatte, die aber doch endlich abgethan werden mußten, da sie geschäftliche Besorgungen in sich schlossen. — Heute habe ich mir nun vorgenommen, den Fuß nicht eher vor die Thür zu setzen, bis ich dir geschrieben, wenn auch nur flüchtig; denn wollte ich die Zeit zu einer eingehenden Schilderung meiner letzten Erlebnisse abwarten, so würde ich gar nicht mehr zum Schreiben in London kommen. Ich habe dir schon früher einmal gemeldet, daß ich mir das Besehen der hiesigen Merkwürdigkeiten zum Schluß meines Aufenthaltes hier reserviert hatte. Zu diesen Merkwürdigkeiten gehört auch Cremorne, ein in so großem Stil und in so reicher Mannigfaltigkeit angelegter Vergnügungsort, wie man dergleichen wohl in keiner anderen Stadt der Welt findet. Meine Bekannten trieben mich schon seit Wochen an, einmal mit ihnen nach Cremorne hinauszufahren, und da ich's immer von einer Woche zur anderen verschob, wäre zuletzt gar nichts daraus geworden, wenn ich mich nicht kurz und schnell resolviert hätte, den Abend vor meiner Abreise nach Stratford dazu zu benutzen. Die charakteristischen Reize von Cremorne beginnen nämlich erst bei einbrechender Nacht sich zu entfalten, wo Bäume, Büsche und Lauben in einer so fabelhaften Weise beleuchtet werden, als wäre es ihnen ebenso natürlich, Gasflammen zu treiben, wie Blätter. Zwischen malerischen Baumgruppen, flammensprühenden Alleen, Blumenbeeten und Laubgängen erheben sich nun allerlei phantastische Gebäude in orientalischem Geschmack, die bei der magischen Beleuchtung aussehen wie Feenpaläste, und alles das wird belebt durch eine reich geputzte, parfümierte Welt, welche, soweit das weibliche Element dabei vertreten ist, nicht gerade aus den tugendhaftesten Elementen besteht. Da wird nun getanzt, spaziert, soupiert, musiziert, hier prasselt es von Feuerrädern und himmelanzischenden Raketen, dort drängt man sich in einem Kunstreitercirkus, hier sitzt in einer Höhle eine Zigeunerin, welche für Geld wahrsagt, dort zeigen Seiltänzerinnen in schwindelnder Höhe mitten unter einem Regen von Leuchtkugeln ihre gefährlichen Künste; kurz, was man nur ersinnen kann, um Auge und Ohr zu spannen und zu zerstreuen, wird hier verschwenderisch dargeboten. Und der Eintritt in diese Zauberwelt kostet nur einen Schilling. Wir fuhren erst gegen Mitternacht hinaus, wo das Hauptleben beginnt, und als wir heimkehrten, war der Tag schon angebrochen. Doch trotz der Tageshelle brannten noch alle Gaslichter in den Straßen, verschiedene Cafés und andere Häuser waren noch erleuchtet, Droschken rasselten vorüber, betrunkene Bacchantinnen in pomphaften, krinolinisch aufgeblähten Kleidern taumelten ihren Wohnungen zu, und zerlumpte, obdachlose Arme, darunter Frauen mit Säuglingen, lagen vor den Schwellen der Häuser unter freiem Himmel. Diese Nacht mit ihren furchtbaren Kontrasten wird mir unvergeßlich bleiben! Nach dem üppigen Glanze und dem bacchantischen Taumel von Cremorne dies Bild des nackten Jammers auf dem harten Steinpflaster von London. Man muß London auch so bei Nacht gesehen haben, um es ganz zu kennen.... Ich schlief nur wenige Stunden, und um neun Uhr früh war ich schon auf dem Wege nach dem Bahnhof von Paddington. Ich hatte kaum meinen Platz in einem der Wagen genommen, als eine junge Dame, sehr kindlich und unschuldig aussehend, auf mich zukam und mir ihre

Siebensachen anvertraute mit der Bitte, hübsch acht darauf zu geben, die Kondukteure wären gar zu dumm und unzuverlässig. Da hätte ihr einer versprochen, ihren Koffer zu besorgen, und hätte diesen Koffer (worin auch einige von Janes Sachen) mit einem ganz anderen Zuge expediert. Der Zug sei freilich noch nicht abgegangen, aber man wolle den Koffer nicht wieder herausgeben und vertröste sie bis auf Liverpool. Nun sei der andere Zug aber kein Schnellzug und werde ein paar Stunden später nach Liverpool kommen als dieser, mit welchem Janes Bruder sie in Liverpool erwarte, um sie dann gleich in seinem Wagen nach seinem Landsitz bei Birkenhead zu bringen. Übrigens wolle sie mir nur sagen, daß sie mit ihrer Freundin Jane schon abgemacht habe, nicht lange in Birkenhead zu bleiben. „Und Jane, sage ich Ihnen, setzt alles durch, was sie will, es ist ein merkwürdiges Mädchen, very clever, indeed. Jane will mich zu einer Cousine führen, die ein Gut hart am Meere hat, und ich freue mich kindisch darauf, denn ich liebe sehr das Meer; wer liebt es nicht?" Nachdem sie mich solchergestalt unterrichtet hatte, sprang sie wieder fort, um einen neuen Versuch zu machen, ihren Koffer loszueisen; aber wehe! schon wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und sie mußte eilig umkehren, alle Leute beschwörend, ihre Freundin Jane zu rufen, damit sie nicht zu spät komme. Es war wirklich die höchste Zeit; eine Minute später, und Jane, die auf der anderen Seite des Bahnhofes Rettungsversuche zu gunsten des verhängnisvollen Koffers machte, wäre zurückgeblieben. Aber Jane kam richtig noch an, eine kleine, resolute Person mit schönen blauen Augen und langen schwarzen Wimpern, einen Reithut auf dem Kopfe, und überhaupt so keck angethan und aussehend, als ob sie gleich aufs Pferd springen wollte. Sie war noch ganz rot vor Eifer und ließ sich über die Kofferirrsale nicht so leicht trösten wie ihre mehr philosophische Freundin, die mich Jane vorstellte wie einen alten Bekannten. Es waren beide ein paar allerliebste Gänschen, so naiv und unverdorben, als ob sie unter idyllischen Schäfern und nicht in London groß geworden wären, wie ich denn überhaupt die Bemerkung gemacht habe, daß die besseren Stände in ihren weiblichen Vertretern von der schauerlichen Korruption, welche hier herrscht, vollständig unberührt bleiben. Wir unterhielten uns vortrefflich unterwegs; ich mußte durchaus ihr Frühstück mit ihnen teilen, und sie hatten die größte Lust, mich mit nach Birkenhead zu nehmen; allein in Leamington mußte ich aussteigen, um den Omnibus nach Stratford abzuwarten. Dies war das erste Mal seit langer Zeit, daß ich angenehme Reisegesellschaft hatte. Ich stieg im Bath-Hotel ab, um etwas zu dinieren, und spazierte dann ein paar Stunden in Leamington, einer freundlichen, von Eleganz und Sauberkeit blitzenden Stadt mit herrlichen Parkanlagen, umher. Eigentümliches fand ich weiter nicht, als daß sämtliche Damen (mit Ausnahme weniger alten) den bekannten kleinen koketten, runden Hut trugen, und daß die Häuser nicht so rauchgeschwärzt aussahen wie in London. Prachtvolle Magazine, breites, bequemes Trottoir, auf welchem ein Dutzend alte Damen in kleinen Handwagen sich spazieren fahren ließen, und Anlagen, welche daran erinnerten, daß Leamington zu den eleganten Badeplätzen Englands gehört. Um viereinhalb Uhr bestieg ich den Omnibus und fuhr bei viel Staub und Hitze durch eine liebliche Gegend, welche, obwohl sie überall denselben Charakter trägt, doch niemals das Auge ermüdet, nach Stratford, wobei wir erst die alte, berühmte Stadt Warwick zu passieren hatten. ...

Zweimal bin ich wieder im Schreiben gestört, und jetzt ist es Zeit, daß ich mich zum Diner ankleide, da ich heute wieder ausgebeten bin. Ich werde sehen, daß ich morgen früh Zeit gewinne, meine Epistel zu vollenden.

24. Juni, nachmittags 3 Uhr.

Die gewünschte Zeit zum Weiterschreiben habe ich heute morgen nicht gefunden, da ich schon früh aufbrechen mußte, um den sehr weit von meiner Wohnung gelegenen alten Tower zu besuchen, dessen Merkwürdigkeiten mich bis ein Uhr fesselten, worauf ich nach dem berühmten Tunnel fuhr, der unter der Themse hindurchgeht und den ich bis dahin auch noch nicht gesehen hatte, obgleich er zu den Hauptmerkwürdigkeiten Londons zählt. Ich hätte mir den weiten Weg ersparen und

mich mit der Kenntnis der Thatsache begnügen können, daß wirklich ein solcher unterwasserlicher, mit ungeheurem Gelde und Verstande gebauter Gang existiert, von dem ich übrigens nicht begreife, wozu er eigentlich existiert, denn zu sehen ist nicht viel daran und Nutzen bietet er meines Wissens gar nicht. Jedenfalls finde ich es viel angenehmer, über die Themse hinweg als darunter durch zu fahren. — Gestern war ich wieder bei Seymours, die sich dir freundlichst empfehlen lassen. Dann ging ich zum erstenmal in die italienische Oper, Drury Lane Theater, wo ich Don Juan sah, mit schlechter Besetzung der Titelrolle. Alles übrige war vortrefflich. Ganz vernarrt war ich in die kleine dicke Piccolomini, welche Zerline sang. Eine so allerliebste schelmische Zerline habe ich noch nie gesehen. Um ein Uhr nach Hause gekommen, kam ich erst um zwei Uhr zum Schlafen. Den Verlauf des heutigen Tages kennst du. Eben vom Tunnel heimgekehrt, bin ich müde zum Umfallen, muß aber in einer Viertelstunde wieder aufbrechen, um meinen heutigen Kursusgang durchzumachen; ohne solchen Zwang kommt man hier zu nichts. Um dich aber nicht allzu lange warten zu lassen, halte ich es für klüger, diese Zeilen, wie sie sind, auf die Post zu werfen und die Fortsetzung meiner Reisebeschreibung von Stratford für den nächsten Brief aufzusparen. — Die kleine Miß Alice Grant Duff habe ich noch nicht wiedergesehen und kann dir also über ihre Reisepläne nichts Näheres schreiben. Überhaupt kommt es hier selten vor, daß man bei kurzem Aufenthalt die Leute öfter sieht; der Verkehr ist gar zu schwer und kostspielig. Sehr interessant war es mir, die Bekanntschaft einer berühmten Schauspielerin, als solche Miß Glyn, als verheiratete Dame Mrs. Dallas genannt, zu machen, welche hier hauptsächlich in der Rolle der Herzogin von Amalfi auftritt und Furore macht. Ebenso lernte ich eine alte berühmte amerikanische tragische Schauspielerin, Miß Cushman, kennen, eine Bekanntschaft, die ich Mr. Muspratt verdanke, dessen Tante sie ist.

Und nun, mein süßes Herz, leb wohl für heute und wirf am Tage des Empfangs dieser Zeilen den letzten Brief für mich auf die Post, wenn es auch nur ein paar Worte sind. Es wird mir wohl thun, vor der Abreise noch ein Blatt von dir in Händen zu halten.

London, 25. Juni 1859.

Dein Brief vom 21. d. M. hat mir, trotz der unangenehmen Nachricht, die er aus Berlin brachte (und deren schriftliche Mitteilung von dir so weise war wie alles, was Edlitam mit Überlegung thut), solche Freude gemacht, daß ich ihn gleich am Tage seines Empfangs beantworte, zumal ich in den nächsten Tagen, die zu allerlei weiten Ausflügen bestimmt sind, doch schwerlich zum Schreiben kommen werde, wie denn außerdem vor übermorgen abend keine Post wieder abgeht, wenn ich die heutige versäume. Der Bericht über die Reiseabenteuer deines Vaters, der gerade in dieser weltbewegenden Zeit auf so pilgrimmige Ideen kommt, hat mich höchlichst erstaunt und erfreut, ebenso daß du trotz und inmitten der politischen Geistesverwirrungen doch noch Gesellschaften findest, wo du dich gut amüsierst, wie bei Frau von Booth und Heyses, die ich schönstens zu grüßen bitte. Daß dein herziger Brief vom Pfingstsonntage richtig in meine Hände gelangt ist, habe ich dir schon aus Stratford gemeldet und — wenn ich nicht irre — in einem gestern an dich expedierten Schreiben wiederholt. Ich sah gestern auch in einer Abendgesellschaft die kleine reizende Schottin, Miß Alice Grant Duff, wieder und bestellte ihr gleich deine Grüße, die sie herzlich erwidert, da sie für Edlitam schon aus der Ferne eine große Schwärmerei hat. Es ist wirklich ein ganz allerliebstes Geschöpf. Sie wird mit ihrer Mutter im September nach Deutschland kommen, dir aber vorher schreiben, damit sie dich sicher in München oder der Nachbarschaft trifft. ... Spät nach Hause zurückgekehrt, fand ich ein Schreiben vor, worin der König von Belgien, der augenblicklich zum Besuch bei der britischen Majestät ist, mir auf das verbindlichste seinen Wunsch ausdrückt, meine persönliche Bekanntschaft zu machen und mir die heutige Mittagsstunde zur Audienz vorschlug. Ich muß gestehen, daß es mir sehr schmeichelhaft war, von dem alten klugen Herrn, ohne jegliches Zuthun von meiner Seite, aufgesucht zu werden, da er mich, solange ich zurückdenken kann, immer auf das lebhafteste

interessiert hat. Beim Frühstück fand ich deinen Brief mit der Einlage von Lützow, verbrachte eine halbe Stunde damit, ihn zu lesen, oder vielmehr zu verschlingen, und mich ganz der Erinnerung an unser trautes Nest hinzugeben — durchflog dann die Times und mußte mich darauf beeilen, mich anzuziehen, um zu rechter Zeit nach Buckingham-Palace zu kommen, wo ich gerade fünf Minuten vor der bestimmten Stunde eintraf. Ich wurde gleich vorgelassen und hatte eine lange Unterhaltung mit dem Könige, der gerade einige Stunden vorher die Nachricht von der neuen Niederlage der Österreicher erhalten hatte. Dies gab natürlich Veranlassung, den italienischen Krieg mit ins Gespräch zu ziehen, und König Leopold sprach mit mir ohne alle Zurückhaltung. Die Fanatiker in München würden lange Ohren gemacht haben, wenn sie gehört hätten, in welcher Weise der kluge Monarch, der nahe Anverwandte des Hauses Habsburg, über die österreichischen Zustände sich äußerte. Mündlich werde ich dir interessante Dinge von diesem Gespräche erzählen, was ich schriftlich zu thun nicht wage; auch fehlt es mir an Zeit dazu, denn in einer Viertelstunde muß dieser Brief schon auf der Post sein, wenn er heute noch fort soll. Gleich nach meiner Rückkehr vom Palaste ging ich ins British Museum, um in betreff der mir von Lützow gestellten Anfrage Erkundigungen einzuziehen. Sag ihm, daß ich seinen Brief in den nächsten Tagen ausführlich beantworten werde und ihm vorläufig durch dich mit meinen schönsten Grüßen folgendes zu wissen thue: Die ihn interessierenden Antiquitäten sind hier auf das reichste vertreten, aber bis zur Stunde teils gar nicht, teils sehr mangelhaft katalogisiert. Der einzige gedruckte Katalog ist sehr oberflächlich und mehr für den gebildeten Besucher des Museums, als für den gelehrten Kenner berechnet. Doch habe ich den Katalog, der ganz neu und billig ist, in Ermangelung eines besseren gleich für Lützow gekauft und nebenher Einleitungen getroffen, daß Lützow sich selbst schriftlich an die betreffenden Herren im Museum wenden kann, die ihm über alles, was er wissen will, sofort die beste Auskunft geben werden. Die hierzu nötige Adresse ꝛc. werde ich ihm in den nächsten Tagen nebst einem Begleitbrief schicken. Meine Zeit ist um, ich muß schließen.

London, 6. Juli 1859.

Ich nehme an, daß kein Unwohlsein oder dergleichen dich abhielt, meinen Wunsch zu erfüllen, mir am Tage der Ankunft meines letzten Briefes noch einmal zu schreiben, damit ich von London nicht ohne ein Wort von dir scheiden müßte, wie ich jetzt leider thun muß. Meine Abreise hat sich länger hinausgezogen, als ich berechnen konnte, weil ich, um meiner erschöpften Kasse auf die Beine zu helfen, eine Arbeit unternommen hatte, die nach der vielen Mühe, die sie mir gemacht, auch über Erwarten gut bezahlt ist. Heute abend reise ich nach Köln ab, und zwar direkt, nicht auf holländischen und anderen Umwegen, wie erst in meiner Absicht lag. Es ist zwar gut, Holland zu sehen, allein es ist besser, Edlitam zu sehen, und darum mache ich meiner lieben kleinen Frau auf Kosten Hollands folgenden Vorschlag: mir, da ich doch erst in ein paar Wochen nach München zurückkehren kann, am schönen Rhein ein Rendezvous zu geben, bei welcher Gelegenheit du auch gleich die Fürstin von Neuwied und deine Verwandten besuchen könntest. Erlaubt es deine Gesundheit, in einer Tour von München bis Mainz zu fahren (sonst wird es zu spät), so setze dich, nach Empfang dieser Zeilen, gleich auf den ersten besten Schnellzug, der von München fortgeht, nachdem du mir zuvor nach Köln telegraphierst: Ja, ich werde kommen. Du adressierst das Telegramm unter meinem Namen, Köln, Helenenstraße 1. — Sobald ich dieses Telegramm erhalte, mache ich mich auf den Weg nach Mainz, um dort die erste Nacht bei dir zu bleiben und dich am folgenden Morgen nach Köln zu führen. Telegraphierst du nicht, so nehme ich an, daß du unwohl bist oder sonstige dringende Abhaltung hast. In diesem Falle wirst du mir gleich schreiben. Für heute nur diese flüchtigen Worte. Ich muß packen und dann auf und davon. Hoffentlich bald **mündlich** mehr von deinem, sich von ganzem Herzen nach dir sehnenden Fritz.

Litterarische Mitteilungen.

Neues aus der Kunstlitteratur.

Unter den kunstlitterarischen Werken, die heute vor uns liegen, nimmt die erste Stelle ein J. Overbecks **Geschichte der griechischen Plastik** (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.), die jetzt in vierter Auflage erscheint. Selten ist einem wissenschaftlichen Werke von der Gediegenheit der Overbeckschen Arbeit ähnlich das Glück widerfahren, außer in den engeren Fachkreisen auch beim großen Publikum einer unbeschränkten Beliebtheit sich zu erfreuen. Für den Berufsarchäologen ist Overbecks Werk unentbehrlich als bestes Kompendium der ganzen laufenden Wissenschaft, welches wir zur Zeit in Deutschland besitzen — für den allgemeinen Kunstfreund ist es ebenso unersetzlich in der Klarheit, Objektivität und Ausführlichkeit, mit welcher es ihn in das Studium der antiken Plastik einweiht. Overbeck besitzt die ausgezeichnete Fähigkeit, unter all den verschiedenen Hypothesen, Specialforschungen und ästhetischen Betrachtungen, von denen die moderne Archäologie überströmt, das Wesentliche, das Parteilose auszuwählen und, unterstützt durch ein Sammeltalent von beispiellosem Fleiße, zu einem großen Ganzen zu vereinigen, welches ein wahrhaftiges, über dem Streit der Meinungen stehendes Bild vom Stande dieser schwierigen Forschung darbietet. Dies ist auch der Grund, warum die Neuauflage eines solchen Werkes mehr als einen Abdruck, ja eine völlig neue Arbeit bedeutet. Denn seit dem Decennium, welches zwischen der dritten und dieser vierten Auflage liegt, hat sich das Gesicht unserer archäologischen Kenntnisse so gewaltig verändert, daß wir es kaum wiederzuerkennen vermögen. Die Archäologie ist eine Wissenschaft, die immer aus dem Frischen schöpft, deren Materialzufuhr sich in jeder Stunde vermehrt. Solange uns die Erde die hinterlassenen Schätze einer vergangenen Kunstblüte zurückgiebt, verrücken sich Gesichtspunkte und Grenzlinien der Untersuchung von Jahr zu Jahr. Ja, es scheint jetzt fast, als ob das überreiche Material der Wissenschaft über den Kopf wüchse, als ob sie nicht mehr Schritt halten könnte mit den ewig neuen, überraschenden Entdeckungen, die der Archäologe täglich macht. Um in solchen Zeiten, wo die kühnsten Luftschlösser von Hypothesen mit geisterhafter Geschwindigkeit emporwachsen und heute diejenigen Phantasien in ein Nichts zusammenfallen, die gestern noch die stolzeste Begeisterung erweckten — um dann den klaren Blick für das Wesentliche und Bleibende nicht zu verlieren, dazu gehört ein Geschick, wie es gerade Overbeck seit jeher bewährt hat. Besonders im ersten Halbband, der als erste Abteilung der Neuauflage vorläufig herausgekommen ist, häuften sich die Schwierigkeiten einer solchen objektiven Behandlungsweise. Denn die archaische Kunst, welche er zum Thema hat, ist eben diejenige, deren Physiognomie sich für den Forscher durch die Entdeckungen des letzten Jahrzehnts, durch die Schliemannschen Funde wie durch die Ausgrabungen auf der athenischen Akropolis am meisten verändert hat. Vergleichen wir diesen Teil des Overbeckschen Werkes mit dem entsprechenden der letzten Ausgabe, so haben wir nicht nur ein umgearbeitetes, sondern ein in den meisten Abschnitten gänzlich neues Buch vor uns, welches ohne weiteres als die beste Zusammenfassung der in weitesten Kreisen interessierenden neueren archäologischen Resultate bezeichnet werden darf, die in unserer Sprache bisher erschienen ist. Schon äußerlich kennzeichnet sich die Neugestaltung des Werkes in dem bedeutend größeren Umfange, wie in der reichen Zahl der neu hinzugefügten Illustrationen, deren Gesamtzahl in diesem Halbband allein auf sechsundsiebzig steigt. Wir hoffen es zuversichtlich, daß auch der Leserkreis dieser neuen Auflage in demselben Verhältnis steigen wird, und werden nach dem Erscheinen der weiteren Abteilungen gern wieder unsere Leser auf die Bedeutung dieses Buches hinweisen.

In gewissem Sinne als eine Art Ergänzung zum Overbeckschen Werke können wir ein anderes kürzlich erschienenes Buch aus der archäologischen Litteratur empfehlen: Wolfgang Helbigs **Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom.** (Leipzig, Karl Baedeker.) Wer jemals in der Lage war, die Antikenmuseen

der ewigen Stadt, speciell das riesenhafte des Vatikans zu besuchen, der wird es wissen, daß in denselben mehr als eine zufällige Sammlung römischer Überreste aufgespeichert ist, daß ihre Schätze vielmehr in ihrer unübertrefflichen Reichhaltigkeit eine beinahe vollständige Illustrationsfolge zur antiken Kunstgeschichte bilden. An den römischen Kunstschätzen ist die Kunde von der antiken Bildhauerei emporgewachsen, und heute noch stellen sie den Hauptbestand unseres Materials zur Kenntnis ganzer Perioden des alten Kunstbetriebes dar. Außer original-römischen Arbeiten vereinigen sie eine Blütenlese antiker Kopien griechischer Werke, die uns sonst total unbekannt geblieben wären. Trotz dieser gewaltigen Bedeutung der römischen Museen hat es bis jetzt keinen einzigen Katalog gegeben, welcher all die zerstreuten und bald in staatlichem, bald in privatem, bald in päpstlichem Besitz befindlichen Sammlungen in einem einheitlichen, das Wesentliche hervorhebenden Überblicke vereinigte. Zeichnete sich der italienische Katalog des Vatikans durch allzu große Kritiklosigkeit aus, so war der deutsche der Villa Ludovisi wieder zu gelehrt und ausführlich für das große Publikum; andere Sammlungen besaßen überhaupt keinen Führer. Man kann danach die Wohlthat ermessen, welche den Besuchern Roms mit dem Helbigschen Werke geschehen ist. Sie haben nun in handlichstem Format, in einer zwischen Fachgelehrsamkeit und allgemeiner Bildung die angenehme Mitte haltenden Darstellungsweise, verfaßt von einem Forscher, der durch seinen langjährigen römischen Aufenthalt seine Aufgabe aufs sorgsamste erfüllen konnte, ein Werk vor sich, das ihnen im Zusammenhang über sämtliche römischen Sammlungen die bequemste Auskunft giebt. Doch reicht der Wert des Buches weit über den eines einfachen Katalogs hinaus. Denn ebenso wie die Antiken Roms die ganze alte Kunstgeschichte in der lebendigsten Weise illustrieren, so wird ihr Katalog zu einem auch außerhalb Roms willkommenen Handbuche antiker Kunst und ist, insofern er stets nur an thatsächliches Material anknüpft, als eine praktische Ergänzung zu kunsthistorischen Werken in vollem Umfange zu benutzen. Einen solchen Gebrauch erleichtert die trotz ihrer Knappheit nichts Wesentliches verschweigende Darstellung, die an jede einzelne Nummer die Angabe moderner Ergänzungen, eine prägnante Deutung und Beschreibung und die Aufführung der betreffenden Litteratur anknüpft, wozu mitunter noch nützliche Bildchen treten. Das Buch, welches einen seit Jahrhunderten von deutschen Kompilgern gehegten Wunsch endlich erfüllt, ist nun dem Fachgelehrten wie dem kunstliebenden Laien ein notwendiger Besitz geworden.

Mehr in das weite Gebiet der allgemeinen Ästhetik führt uns ein drittes Werk, welches aus den kunstgeschichtlichen Publikationen der letzten Zeit hervorragt. Unter dem Titel **Zur Ästhetik und Technik der bildenden Künste** hat Leisching bei C. E. M. Pfeffer in Leipzig eine mit Anmerkungen, Einleitung und Index versehene deutsche Ausgabe der fünfzehn akademischen Reden des vor hundert Jahren verstorbenen berühmten englischen Malers Joshua Reynolds erscheinen lassen. Vor hundert Jahren — das klingt so antiquarisch, so interesselos für uns Moderne. Und doch, wer nur einen Blick wirft in diese reichen, in den ausführlichen Reden aufgespeicherten Geistesschätze, der wird erstaunt sein über die Modernität der darin ausgesprochenen Meinungen, über die junge Kraft der Ideen eines Künstlers, an den sich seitdem längst eine ganze Entwickelung der englischen Porträtkunst angeschlossen hat. Reynolds, einer der geistvollsten Künstler, die je gelebt haben, ausgezeichnet durch ebenso scharfe Beobachtungsgabe wie durch einen weiten Blick über das enge Gebiet seines Berufs hinaus auf das ganze Bereich der übrigen philosophischen und künstlerischen Thätigkeit, hat in den Reden, die er als Präsident der Akademie bei feierlichen Gelegenheiten an die Jünger der Kunst zu richten pflegte, eine solche Summe gesunder und kräftiger Anschauungen niedergelegt, daß ihm ein viel bedeutenderer Platz in der Geschichte der modernen Ästhetik gebührt, als ihm gewöhnlich zuerteilt wird. Durch seinen regen geistigen Verkehr mit den hervorragenden Zeitgenossen, durch seine specielle Hinneigung zur Philosophenschule Englands, die den „gesunden Menschenverstand" als oberstes Princip ihrer Theorien hinstellte, gelangte er zu einer so realen, so thatsächlichen, so anti-metaphysischen Denkungsart in künstlerischen und ästhetischen Dingen, daß er seiner Zeit weit vorauszueilen scheint. In der That, erschienen diese Reden als Arbeit eines modernen Menschen, niemand würde ihnen die hundert Jahre anmerken; ja, man darf sogar annehmen, daß manchem der heutigen Theoretiker, die sich von der metaphysischen Ästhetik immer noch nicht recht trennen wollen, der Standpunkt des Verfassers einen hypermodernen Schrecken einjagen würde. In jedem Falle wird sich der heutige Leser von diesen, in ihrer Art ganz einzigen Reden, von der Tiefe und Mutterweisheit der in ihnen ausgesprochenen Ideen, die sich über alle Gebiete der Ästhetik und Kunst ausbreiten, so interessiert und angeregt fühlen, wie nur je von einem zeitgenössischen Werke. Er wird staunen, wie es möglich war, daß man von diesen geistvollen Essays bei uns zu Lande noch verhältnismäßig so wenig wußte. Der Philosophischen Gesellschaft in Wien gebührt der Dank für die Übernahme der Veröffentlichung, dem Übersetzer für seine sorgsame und des Originals würdige Arbeit.

Es bleiben uns noch zwei kleinere Arbeiten zur Erwähnung übrig, von denen die eine uns unter Führung von Gustav Müller-Grote mit den **Malereien des Huldigungssaales im Rathause zu Goslar** bekannt macht (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.), welche längere Zeit auf den bekannten Nürnberger Maler Michel Wolgemut zurückgeführt wurden. Durch die Vergleiche mit anderen, authentischen Werken Wolgemuts erweitert sich der Gesichtskreis der Betrachtung, wie

auch ein Exkurs über deutsche, speciell niedersächsische Rathäuser im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und ein anderer über das Verhältnis gleichzeitiger Sibyllendarstellungen zu den Goslarern den Horizont der Abhandlung so ausdehnen, daß der Verfasser nicht bloß auf das Interesse der Fachkollegen, sondern auch des großen, für die Geschichte unserer heimischen Kunst eingenommenen Publikums rechnen darf. Der Kernpunkt seiner wissenschaftlichen Untersuchung liegt in dem versuchten Nachweis, daß, wie man bereits vermutet hat, die Goslarer Bilder wirklich nichts mit dem Nürnberger Wolgemut zu thun haben, sondern wahrscheinlich auf Johann Raphon von Northeim zurückzuführen sind, der für die allgemeine Kunstgeschichte von geringerer Bedeutung ist. Was bei diesen kunsthistorischen Untersuchungen dem Laien nicht handgreiflich, nicht anschaulich genug sein sollte, darin unterstützen ihn die in guter Auswahl dem Buche beigegebenen Lichtdrucke. Versenkt er sich tiefer in den Stoff, so tritt ihm ein bis an die Wurzeln klar gelegtes, gutes Stück deutschen Mittelalters mit der ganzen Traulichkeit seines philiströsen Spießbürgertums entgegen.

Zuletzt, um auch dem freien Liebhabertum in der Kunst sein Recht zukommen zu lassen, empfehlen wir allen denjenigen, die sich, um einmal etwas Neues, Originelles zu unternehmen, für ihre Mußestunden ein bißchen dilettantische Plastik angewöhnen wollen, H. Bouffiers **Anleitung zur Modellierkunst** (Leipzig, Moritz Ruhl), die in kurzer und übersichtlicher Darstellung den Freunden dieser Kunst, welche sich der Verfasser recht zahlreich wünscht, das Abc beizubringen versucht. Sein Bestreben ist gewiß recht löblich, zumal er uns versichert, „daß die angefertigten Gegenstände zumeist einen praktischeren Wert aufzuweisen vermögen als die an den Wänden hängenden Gemälde“. Nur eine Warnung möchten wir anknüpfen: daß die „kunstliebende Damenwelt“ von dem leider etwas zurückgebliebenen Schreibstil ihres Lehrers den Stil ihrer bildhauerischen Entwürfe in keiner Weise möge beeinflussen lassen! B.

Litterarische Notizen.

Wie ich Schriftsteller wurde. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren, von Ludwig Pietsch. (Berlin, F. Fontane & Co.) — Das Buch bietet noch mehr, als der interessante Titel schon verspricht. Es rückt über das „ich“ wie über den „Schriftsteller“ weit hinaus. Von der Person des als Kunstkritiker in so weiten Kreisen beliebten Verfassers ausgehend, entrollt sich vor unseren Augen ein ganzes Weltbild des damaligen Berliner Kunst- und Kulturlebens, und zu den litterarischen Kreisen fügen sich in willkommener Ergänzung die künstlerischen. Das Schicksal wollte es, daß sich Pietsch, um sich aus den mißlichen Umständen seiner beginnenden Künstlerlaufbahn herauszuarbeiten, auf die einträglichen Wege des Illustrators begab, der sich selbst seine Texte schreibt. Der Illustrator aber, welcher zeitgenössische Notabilitäten und Kunstwerke zu zeichnen unternimmt, kommt notwendigerweise in nahe Beziehung zu einer großen Anzahl einflußreicher und berühmter Männer. Dieser Verkehr schafft ihm Erlebnisse, die ihm unvergeßlich bleiben. Er wird zum unfreiwilligen, aber lebhaft interessierten Zuschauer ganzer Kulturperioden. Zuerst das Dunckersche, dann das Lassallesche Haus sind Kulturcentren dieser Art, welche mit ihren weitreichenden Einflüssen, ihrer charakteristischen Umgebung, ihrem regen geistigen Leben Pietsch das Glück hatte, durch und durch kennen zu lernen. Sein eigener kleiner Künstlerroman verwebt sich mit den farbenreichen Bildern, welche die geistigen Strömungen der damaligen Zeit wiederspiegeln. Häusliches und Politisches, Litterarisches und Bildnerisches, Persönliches und Weltenbewegendes mischt sich zusammen zu einem geschichtlichen Gemälde, welches den Reiz des Selbsterlebten, der eigenen Erfahrung nicht einen Augenblick verliert. Noch mehr als selbsterlebt scheint dies Bild: selbst erschaut mit den Augen eines Künstlers, vor dem die Erscheinung nicht in flüchtigem Traume vorüberhuscht, sondern der sie festbannt in ihrer malerischen Lebendigkeit, in ihrer eigentümlichen Gestalt. Nicht Schemen von Menschen sind es, die hier vorbeifliegen, sondern leibhaftige, in ihren Gesichtsformen, ihrer Haltung, ihrer Art sich zu geben ausführlich und lebenswahr geschilderte Personen. Nicht in unbedeutenden Skizzen steht vor unserem Auge der landschaftliche Hintergrund der Erlebnisse, sondern in sorgsamster Feinheit, in liebevollster Genauigkeit ist das ganze lokale Milieu ausgemalt, in dem das idyllische Berlin der alten Zeit lebte, das sich noch nichts von einer Weltstadt träumen ließ. So schreibt ein Maler. In stofflicher Beziehung liegt zweifellos das Hauptinteresse des Buches in der teils ausführlichen, teils flüchtigeren Schilderung all der vielen im Mittelpunkt des geistigen Lebens stehenden Persönlichkeiten, mit denen der Verfasser im Laufe der Jahre in Berührung gekommen ist. Indem er diesen Hauptwert seines Werkes für die Kreise des großen Publikums richtig herausfühlte, hat er dem Texte ein Inhaltsverzeichnis für all die Berühmtheiten angeheftet, die in dem Buche Revue passieren. Vor diesen Schilderungen tritt das eigentliche Thema, der allmähliche Übergang Pietschs vom bloßen Maler zum Verfasser seiner Texte und schließlich zum berufsmäßigen Schriftsteller, naturgemäß in den Hintergrund. Es giebt nur den Rahmen ab für das Kulturbild, welches sich in

diesen Grenzen entrollt und über das Persönliche hinaus seinen Reiz in der liebenswürdigen Feinheit hat, mit der auch die kleinsten, dem Auge des Maler-Schriftstellers zugänglichen Beobachtungen, die unbedeutendsten Bagatellen unseres Lebens ihre Verwertung finden.

* *
*

Franz Liszts Briefe. Herausgegeben von La Mara. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — In zwei Bänden liegt hier ein großer Teil — Vollständigkeit ist unerreichbar — der von Liszt geschriebenen Briefe vor. An wen? An alle Welt, eine unermeßlich reiche Zahl von Notabilitäten, wie sie sich selten wieder in dem Bekanntenkreis eines einzigen Menschen zusammenfindet. Es sind Fäden, die sich über das ganze Europa erstrecken, strahlenförmig von den Gipfelpunkten der Kultur hinüberlaufend zu dem einen großen Mittelpunkte, dem weiten, grundgütigen Herzen Liszts, der für alle ein gutes Wort hat, für alle einen Trost, eine freudige Mitteilung, einen beglückenden Auftrag, eine Anerkennung, eine Ermunterung. Es mag welche geben, die den Musiker Liszt als Komponisten nicht lieben, als Klavierspieler niemals gehört haben — den Menschen Liszt müssen sie alle verehren, und wenn sie ihn nicht kennen, so greifen sie als Ergänzung des Briefwechsels „Wagner-Liszt" zu diesen Briefen, in denen das wohlwollende Herz des Meisters in die weitesten Fernen seine Wärme ausstrahlt! Eine oder die andere Adresse zu nennen, wäre überflüssig. Es ist so ziemlich alles vertreten, was jemals in der modernen Musik eine Rolle gespielt hat von 1828, welches Jahr der erste Brief (an Czerny) trägt, bis 1886, aus welchem Jahre der letzte Brief (an Sophie Menter) stammt. Kleine biographische Anmerkungen, welche die bekannte verdienstvolle Herausgeberin hinzusetzt, erleichtern die Übersicht über die unendliche Fülle von verschiedenartigen Persönlichkeiten, die da an unserem Auge vorbeidefilieren. Der große Freund des Meisters, Richard Wagner, ist nur einmal vertreten, aber der Brief mit seiner Antwort gehört zum Charakteristischsten der ganzen Sammlung. Angelo Neumann war nach Bayreuth gekommen, um wegen seiner später ausgeführten Nibelungenaufführungen zu unterhandeln. Liszt, bei dem er eintrat, schickt Wagner folgenden Zettel hinauf: „Unglaublicher, hast du einen Moment Zeit für die Leipziger Affaire, so bitte ich dich, herunterzukommen (wo sich Herr Neumann jetzt befindet) zu deinem Deinsten F. L." Wagner nahm das Blatt und schrieb mit Bleistift folgende Antwort darauf: „Noch viel Unglaublicherer! Ich bin im Hemd, und unter keinen Umständen gewillt, mein Werk nach Leipzig oder irgendwohin zu geben! Sei mir gut! Dein R. W." Es hat einen ungemeinen Reiz, durch diese Briefe das gesamte Musikleben eines großen Teils unseres Jahrhunderts unter dem intimsten Gesichtspunkt, durch die Falten eines Herzens zu betrachten. Nun, nachdem das alles hinter uns liegt, wer sieht da nicht gern einmal hinter die Kulissen? B.

* *
*

Die Entwickelung des Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. Von C. Andresen. Zweite, veränderte und erweiterte Auflage. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Ein einleitendes Kapitel untersucht das Wesen und die verschiedenen Arten der Weltanschauungen; dann folgen in fünf wohlabgerundeten, für jedermann verständlich geschriebenen Abhandlungen Betrachtungen über die Entstehung des Menschen, den menschlichen Willen, Religion, sociale Entwickelung und die Geschichte der Völker. Der Verfasser ist auf der einen Seite Anhänger von Darwin, wenn er auch nicht allen Hypothesen der Darwinisten, zumal mancher deutscher, durch dick und dünn nachfolgt; auf der anderen Seite sieht er in der Lehre Christi, der echten, unverfälschten, gleichsam eine Offenbarung aus der Ewigkeit für die Ewigkeit, und hier dürfte mancher einen logischen Widerspruch entdecken: sollte bei einer Entwickelung des Menschen und Menschengeistes nicht vielleicht ein Höhepunkt eintreten können, von dem wir noch keine Ahnung haben? Was sagt übrigens der Verfasser zu Tolstois Auslegung des Evangeliums? Ungemein fesselnd sind gewisse socialpolitische Abhandlungen wie: über das moderne Schuldenwesen. Wird derjenige, welcher eine Lösung des Welträtsels sucht, natürlich auch in diesem Buche den gewünschten Zauberschlüssel nicht finden, so gehört es doch zu den hervorragenden Erscheinungen und bietet eine Fülle neuer, anregender Gedanken. Ob übrigens eine christlich-rationale Weltanschauung möglich ist, ob sie nicht so viel bedeutet wie Zerstörung der augenblicklich gelehrten christlichen Glaubenssätze, soll an dieser Stelle nicht genauer untersucht werden. L.

* *
*

Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Von Dr. Heinr. Kratz. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — **Das Problem.** Grundzüge einer Analyse des Realen. Von Paul Weisengrün. (Leipzig, C. G. Naumann.) — Heinrich Kratz will den Gebildeten unserer Zeit zu einer Totalansicht über Welt und Leben verhelfen, die alles Seiende umfaßt, von einer Grundidee getragen ist und mit keiner erkannten Thatsache im Widerspruch steht. Nachdem er zu diesem Zwecke den Gang der geistigen Entwickelung des modernen Kulturmenschen geschildert hat, macht er den aussichtslosen Versuch, ein Inventar des gesamten Weltbestandes aufzustellen, d. h. alles dessen, was zur Zeit als Inhalt der Welt bekannt ist. Hieran schließt sich ein Abriß der „echt-christlichen" Weltanschauung und der Nachweis, daß diese Welterkenntnis das Weltproblem besser als irgend eine andere Theorie löse. In allen Teilen tritt redlichstes Bemühen deutlich hervor. — Nach einer ähnlichen Richtung

hin bewegt sich Paul Weisengrüns Philosophie. Auch er erstrebt eine Lösung des Weltproblems, das ihm identisch scheint mit der Frage nach dem Realen. Die Grundlage muß in einer allgemeinen und beschreibenden Erkenntnistheorie bestehen, aber es genügt nicht, die Quellen der Erkenntnis aufzudecken, sondern es ist noch der Nachweis erforderlich, welchen Wert die Erkenntnis für das Leben besitzt. So führt die Theorie des Wissens als bloße Propädeutik hinüber zu einer Weltanschauung, und diese besteht in einer Vollendung sowohl der Unmittelbarkeit der Erlebnisse als auch ihrer begrifflichen Verarbeitung. Als Hilfsbegriff für die weitere Analyse dient dem Verfasser die „Analogie", die er in seltsamer Weise definiert, und sein Schlußresultat lautet: „Das Reale kann bezeichnet werden als die völlige Harmonie, als der organische Zusammenhang von vollständig unmetaphysischen Erkenntnissen, von außerordentlich richtigen und weiten Analogien und ideell komplikationslosen Wertsystemen."

* * *

Der Pessimismus im Lichte einer höheren Weltauffassung. Von Dr. J. Friedländer und Dr. M. Berendt. (Berlin, S. Gerstmanns Verlag.) — Das Gefühl der Unbefriedigung, das heute mehr als je herrschen soll, stammt — den Verfassern zufolge — teilweise aus der Vorherrschaft des Pessimismus und Materialismus. Hiergegen hilft nicht sowohl der Rückgang auf Christus, obwohl dessen einzige That bewundernd anerkannt werden muß, als vielmehr die Rückkehr zur Lehre Spinozas, welche die Herren Friedländer und Berendt für die tiefsinnigste aller Philosophien erachten. Der Pantheismus erkläre besser als der Materialismus die unorganische Natur, besser als der Darwinismus die organische Natur; aus ihm lasse sich eine nach allen Seiten befriedigende Ethik entwickeln. — Bei der Darstellung dieser Gedanken werden manche gute Einsichten und viele vortreffliche Ansichten laut, wobei namentlich die Begeisterung für Bismarck und Richard Wagner einen wohlthuenden Eindruck hervorruft. Doch wird niemand sich verhehlen können, daß die Verfasser sich ihre Aufgabe etwas zu leicht gemacht und fast nirgends die Vieldeutigkeit, mannigfache Bedingtheit und Tiefe der von ihnen behandelten Probleme genügend durchschaut haben.

* * *

Philosophie des Gemüts. Begründung und Umriß der Weltanschauung des sittlich-religiösen Idealismus. Von Dr. Heinr. Karl Hugo Delff. (Husum, C. F. Delff.) — Philosophie sucht das Innere, Wesentliche, was dem erscheinenden Dasein zum Grunde liegt, das reale Princip alles Zusammenhanges. Die gegenwärtigen Vertreter der Philosophie, von denen einzelne nicht ohne Irrtümer und sehr scharf getadelt werden, begehen den Fehler des Intellektualismus, d. h. sie wollen alle Rätsel vom Verstande aus, mit abstrakten Begriffen lösen. Welche merkwürdige Vorstellung! Hat der Verfasser nie die Schriften von Richard Wagner und Nietzsche gelesen? Oder seines Landsmannes Ferdinand Maack „Thymismus" studiert? Oder die Bestrebungen Tolstois und Hübbe-Schleidens verfolgt? Oder endlich — um die von ihm so gehaßten Kathederphilosophen nicht zu vergessen — den Büchern von Wundt und Dilthey Beachtung geschenkt? Was Herr Delff in dieser Beziehung vorbringt, ist von einer ganzen Reihe jetztlebender beziehungsweise kürzlich verstorbener Denker gelehrt worden; das thut indessen der Richtigkeit seiner Grundanschauung und seiner ethischen Folgerungen naturgemäß keinen Abbruch. Dagegen erscheinen uns die psychologischen und religionsphilosophischen Teile des Werkes als willkürliche, wirklichkeitsfremde Konstruktionen.

* * *

Psychiatrische Vorlesungen von V. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. Heft 1 und 2. (Leipzig, G. Thieme.) — Die ersten dieser ausgezeichneten Vorträge schildern die Verrücktheit nach ihren vier Stadien: der Vorbereitungsperiode, der Periode der Verfolgung, der Größenvorstellung und des Schwachsinnes. In den mittleren dieser vier Phasen ist der Inhalt des Wahnes durch die Zeitvorstellungen gegeben: früher glaubten die Kranken sich behext, jetzt halten sie sich für elektrisiert oder hypnotisiert, früher vermeinten sie, der heilige Geist zu sein, jetzt begnügen sie sich mit der Rolle eines Abgeordneten. — Einen besonders breiten Raum in den nachfolgenden Darstellungen nehmen die Entarteten ein, die Herr Magnan mit Vorliebe studiert hat. Was sie kennzeichnet, ist der Mangel des Gleichgewichtes zwischen den einzelnen geistigen Fähigkeiten, mögen nun in einem reichentwickelten Geistesleben bloß einzelne „Löcher" sich zeigen, oder bei einer durchschnittlich mittelmäßigen Begabung einige glänzende Talente hervortreten. Wo hier die Norm aufhört und der krankhafte Zustand eintritt, wird nicht leicht festzustellen sein; selbst der Verfasser läßt es gelegentlich an der nötigen Zurückhaltung hierin fehlen und verschuldet so zum Teil die Übertreibungen eines Nordau und anderer. — Übersetzung und Ausstattung des prächtigen Werkes verdienen jedes Lob.

* * *

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psychologische Forschungen. Redigiert von Dr. J. Großmann. (Berlin, Hermann Brieger.) — Die „Zeitschrift für Hypnotismus" erscheint seit Oktober 1892 in Monatsheften von etwas mehr als zwei Bogen Umfang. Sie will jener Auffassung der hypnotischen Erscheinungen den Sieg erkämpfen, die man als Suggestionismus bezeichnen kann, und wendet sich vornehmlich an ärztliche Kreise, aber auch an Juristen, Philosophen und das weitere Publikum. Die bisher vorliegenden Hefte enthalten

wertvolle Originalartikel, indessen keine Übersichten über verwandte Arbeiten in anderen Zeitschriften und zu wenig Referate. Will die neue Revue ein Sammelpunkt für alle hingehörigen Bestrebungen sein, so wird sie auf die Ausbesserung dieser Mängel Rücksicht nehmen müssen. Jedenfalls wünschen wir ihr im Interesse der Wissenschaft den glücklichsten Fortgang.

* * *

Über Cholera, mit Berücksichtigung der jüngsten Choleraepidemie in Hamburg. Von Max von Pettenkofer. (München, J. F. Lehmann.) — Die kleine Schrift enthält die dem Leser aus den Zeitungen bereits bekannte Anschauung Pettenkofers über die Cholera, aber auch ein reichhaltiges Material zu ihrer Begründung. Außerdem ist sie so interessant geschrieben, daß selbst der Nichtarzt sie leicht und mit Nutzen wird lesen können.

* * *

Das Buch von der vernunftgemäßen Gesundheitspflege in Haus und Familie. Von Dr. Hermann Schlesinger. (Leipzig, Otto Spamer.) — Von den vielen Büchern über Krankheit und Gesundheit ist das vorliegende eins der besten, da es leicht verständlich und in seinen Angaben recht zuverlässig ist; freilich steht es an Fülle der Gedanken und Prägnanz des Ausdruckes hinter dem durchaus originalen Werke Sondereggers erheblich zurück. Der Verfasser belehrt uns über Ernährung, Wohnung, Kleidung, Körperpflege; er schildert die Krankheitsverhütung in allen ihren Formen, er handelt von den Hausmitteln, der ersten Hilfe bei Unglücksfällen und der Krankenpflege, und er giebt schließlich eine Übersicht über Bau und Leistungen des menschlichen Körpers.

D.

* * *

Analytische und synthetische Phantasie. Von H. Schmidkunz. (Halle a. S., C. E. M. Pfeffer.) — Der Verfasser, von dem uns auch eine knapp und gut geschriebene Abhandlung „Über die Abstraktion" vorliegt, behandelt in der vorliegenden Studie, unter gewissenhafter und sorgfältiger Berücksichtigung verwandter Gebiete, für die Kunst den Weg von den Teilen zum Ganzen und den Weg vom Ganzen zu den Teilen. Wir können die äußerst lesenswerte Arbeit einem weiteren Kreise warm empfehlen.

* * *

Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Von A. Seidl. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Verfasser sieht mit Recht in der historischen Forschung eine im wesentlichen empirische, durchaus nach induktiven Principien arbeitende Disciplin, welche für jede wissenschaftliche Entwickelung und Formulierung eines Begriffes von der höchsten Bedeutung ist. Von dieser Überzeugung aus gelangt er schließlich, dem Pfade der Geschichte folgend und weiter vordringend, zu der Definition: Erhabenheit ist die durch eine objektiv-überwältigende, d. h. eine über jede menschliche Analogie hoch hinausgehobene und das Gemüt über jeden Maßstab der Sinne weit hinaushebende Größe oder Kraft angeregte Unendlichkeit.

* * *

Arthur Schopenhauers Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauers in Auswahl herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Mit dem Porträt Schopenhauers. Zwei Bände. (Leipzig, Gustav Fock.) — Eine kundige Hand reicht uns hier eine recht gelungene Ausgabe ausgewählter Werke des großen Philosophen, geziert durch ein Bildnis des tiefschauenden Denkers. Der erste Band bringt die Schriften zur Erkenntnislehre, Metaphysik und Naturphilosophie, der zweite Band die Schriften zur Ästhetik, Ethik, Religionsphilosophie und Lebensweisheit.

* * *

Karl von Hases Werke. Elfter Band. Erster Halbband: Karl von Hases Leben. Erste Abteilung. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Der hier vorliegende erste Halbband des elften Bandes der Werke des berühmten Theologen von Jena enthält den Anfang der Selbstbiographie, welche im Jahre 1872 zum erstenmal erschien. Die Eigenartigkeit des schlicht geschriebenen und doch weit über die Lebensschicksale des Verfassers hinausgreifenden Buches ist bereits oft anerkannt worden, so daß hier ein erneuter Hinweis auf dasselbe genügen wird.

* * *

Die Gesetze der Freiheit. Von F. Staudinger. (Darmstadt, L. Brill.) — Von diesen Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntnis und der Gesellschaftsordnung liegt uns der erste Band vor. Derselbe giebt in einfacher, für weite Kreise berechneter Art und Weise die Grundlage einer exakten Ethik, deren Studium wir nur angelegentlichst empfehlen können.

* * *

Über die Grundlagen der Erkenntnis in den exakten Wissenschaften. Von P. du Bois-Reymond. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.) — Nach einer hinterlassenen Handschrift des verstorbenen Mathematikers giebt G. Hauck hier die mehr oder minder ausgeführten Vorlesungen desselben wieder, welche im Wintersemester 1887/88 an der Technischen Hochschule in Berlin gehalten wurden. Es sind wertvolle Beiträge zur Ausgestaltung beziehungsweise Weiterführung der Gedanken, welche der Verewigte in seiner „Allgemei-

nen Funktionentheorie" veröffentlicht hat, und es bleibt bedauerlich, daß dieselben nicht mehr von dem Geiste, dem sie entsprungen sind, auch äußerlich zum Ganzen zusammengefaßt werden konnten.

* * *

Christian Thomasius. Von A. Nicoladini. (Berlin, Stuhrsche Buchhandlung.) — Ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der Aufklärung: Die lautere Frömmigkeit des edlen Philosophen bildet mit Recht für die Darstellung den Mittelpunkt, sie ist die Quelle und das Ziel der vielseitigen Thätigkeit des heftig verleumdeten Mannes.

* * *

Die Elektricität und ihre Anwendungen. Von L. Graetz. (Stuttgart, J. Engelhorn.) — Von dem trefflichen Lehr- und Lesebuche, wie es der Verfasser nennt, liegt nun bereits die vierte Auflage vor, welche der dritten binnen Jahresfrist gefolgt ist. Wenn wir hier von neuem auf dieses äußerst brauchbare Buch hinweisen, so erfüllen wir nur eine selbstverständliche Pflicht; wir dürfen hinzufügen, daß in der neuen Auflage die neuesten Ergebnisse der Forschung, namentlich die Untersuchungen von Hertz, ebenso Berücksichtigung gefunden haben, wie die neuesten Versuche auf dem Gebiete der Elektrotechnik.

* * *

Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Georg Mollat. — **Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes.** Von Georg Mollat. (Osterwiek a. H., A. W. Zickfeldt.) — Der Verfasser, welchem wir jüngst erst die Herausgabe der Krauseschen Rechtsphilosophie zu verdanken haben, bietet uns hier zwei Lesebücher eigener Art, welche eine Lücke in unserer Litteratur ausfüllen. Gut ausgewählte Abschnitte, einerseits aus Kant, J. G. Fichte, W. von Humboldt u. s. w., andererseits aus Platon, Aristoteles, Cicero u. a., bis zu Stuart Mill und François Laurent bieten uns Belege für die Entwickelung der Wissenschaft vom Staate. Die Übersetzungen der Texte, an denen sich auch der Verfasser selbst beteiligt hat, sind durchweg gelungen. Zur Unterstützung während des akademischen Unterrichts und zur nachträglichen Belebung desselben können obige Lesebücher nicht warm genug empfohlen werden.

* * *

Naturwissenschaft und bildende Kunst. Rede von Emil du Bois-Reymond. (Leipzig, Veit u. Co.) — Neben einem Neudruck der „Grenzen" und der „Welträtsel" liegt uns die obige Leibnizrede vom 3. Juli 1890 vor. Dieselbe legt ebenso wie einst der Vortrag „Goethe und kein Ende" dar, daß du Bois-Reymond zu viel von Naturwissenschaft versteht, um wahrhaft künstlerisch empfinden zu können. Im einzelnen fehlt es natürlich nicht an treffenden Bemerkungen und belehrenden Hinweisen.

* * *

Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Notständen der Gegenwart. Von Dr. O. Zacharias. (Jena, Fr. Mauke.) — Die kleine, gut gearbeitete Schrift steht unter dem Ausspruche Montesquieus: „Nicht die Vervielfältigung der Menschen ist zu wünschen, sondern ihr Glück." Ihr Inhalt dürfte bereits bekannt genug sein, so daß es hier genügen wird darauf hinzuweisen, daß sie nun bereits in fünfter Auflage vorliegt. W.

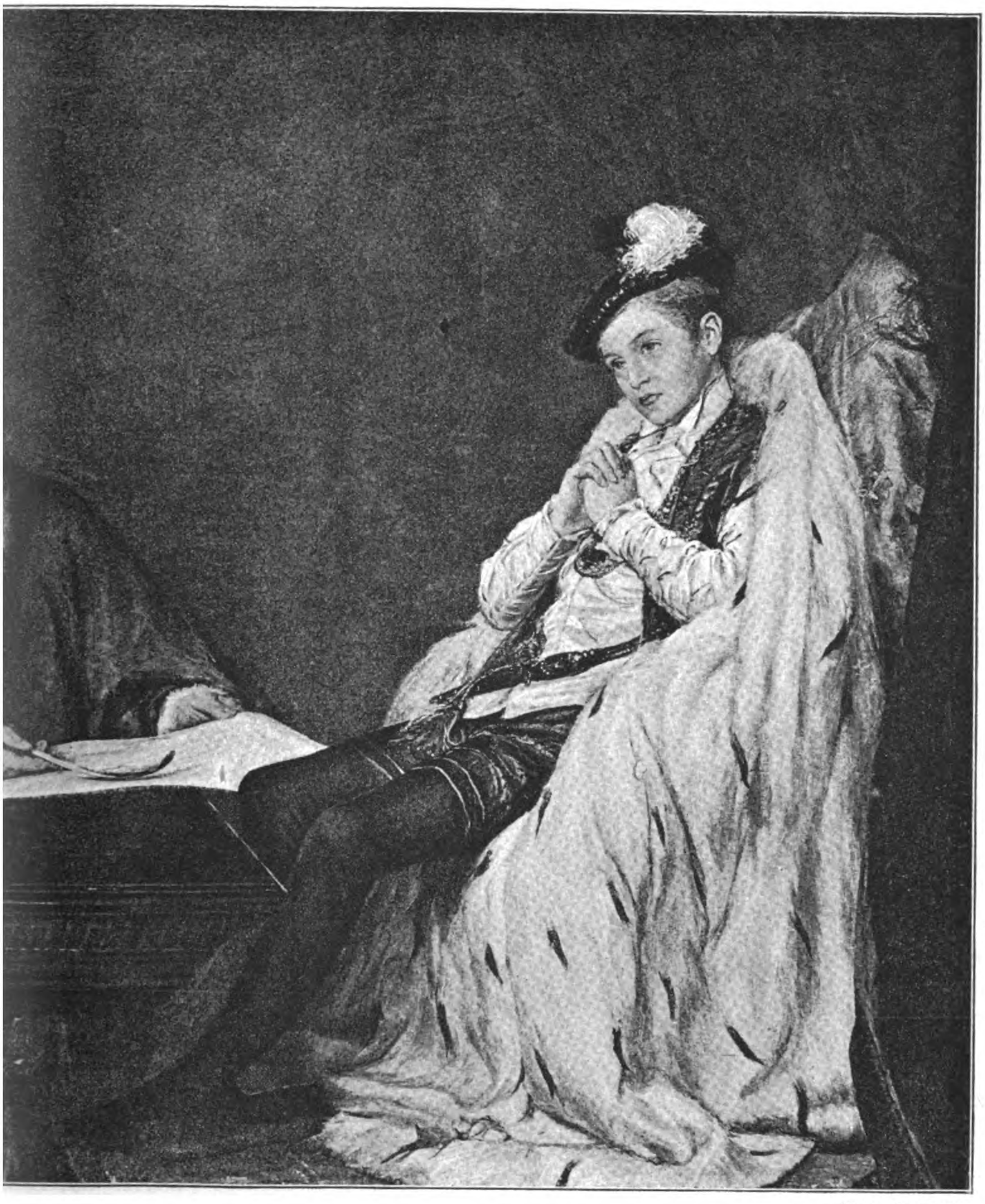
Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Das erste Todesurteil

(Mit Zustimmung der Verlagsanstalt für Kunst



November 1893

Von John Pettie.
Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.)



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

II.

Die Nachmittagssonne scheint grell auf das weißlackierte Blechdach der Wandelbahn neben dem Nassauer Hof herab. Die Kletterrosen, die sich an den das Dach stützenden gußeisernen Säulen hinaufranken, nicken leise. Welche Fülle von Rosen! Wogen von sich ineinander verschlingenden Blütenzweigen. Ein leiser Wind streift aus der Nassauer Allee zu ihnen herüber. Der Springbrunnen zwischen den hohen harzig riechenden Tannen vor dem Kurhaus plätschert schläfrig, und die Kurkapelle spielt mit der phlegmatischen Sentimentalität, welche die Schlangenbader Kurkapelle vor allen anderen Kurkapellen dieser Welt auszeichnet, irgend ein schwungvolles Prestissimo von Verdi als Andante, und ringsum sitzen die Kurgäste und hören zu — allerhand Kurgäste: ein paar wirklich schwer Kranke, in sich zusammengesunkene Mumien mit steifen Gliedern und unruhig oder stumpf aus bleichen Gesichtern herausblickenden Augen — Unglückliche, die, wie die gesunde Jugend behauptet, nach Schlangenbad gekommen sind, um sich Urlaubsverlängerung vom lieben Gott zu erbetteln — Kranke, denen nichts Vergnügen zu machen scheint, als über ihren Zustand zu jammern; andere Kranke, die sich mit allerhand Täuschungen über ihren Zustand hinwegzutrösten trachten und ihre ihnen zwischen den Händen reißenden Illusionen mit fiebriger Emsigkeit immer von neuem flicken; kerngesunde Menschen, die sich aus irgend einem Grunde da befinden, nur weil es ihnen momentan bequemer ist, die Zeit dort, anstatt irgendwo anders, totzuschlagen — Menschen, deren lebenslustiges Lachen den lahmen Krüppeln gegenüber fast wie eine höhnende Prahlerei klingt. Im ganzen aber weder sehr viel schwer Kranke noch Kerngesunde, sondern meistens Menschen, die weder gesund noch krank, ebensowenig als sie weder reich noch arm sind — Menschen, die nicht recht wissen, was sie mit sich anfangen sollen auf der Welt, und die hergekommen sind, um ihren sich kümmerlich hinspinnenden Lebensfaden ein Weilchen abzuwickeln zwischen den duftigen Waldhügeln und rosenumkränzten Villen — alte Junggesellen, deren Carriere vor zwanzig Jahren bereits in ihrer Blüte ge-

knickt war und die jetzt in Schlangenbad in Ehren ergraute Weltverbesserungspläne zu Markte tragen, welche anderswo niemand Zeit hat, sich von ihnen auseinandersetzen zu lassen — andere alte Junggesellen, die mit Genuß und unangefochtener Selbstzufriedenheit, mit sparsam eingeteilter Pension und eifersüchtiger Pflege ihrer Körperreste einherstolzieren, noch immer Eroberungen machen wollend — schäbige Russen, reiche Russen, Engländer und Amerikaner verschiedenster Sorte, und zwischen all dem bunten Gewimmel einige edel und poetisch ausklingende Menschenexistenzen — ältere Damen von ehemals berühmter Schönheit, die sich in das stille, traumselige Nest zurückgezogen haben, um die Stimmen süßer Erinnerungen noch einmal in ihren Seelen zu wecken, um sich das Märchen ihrer Jugend von alten Verehrern erzählen zu lassen, die es mit erlebt haben — sehr viel Spießbürgertum, ein wenig Vornehmheit, gar kein Gesindel, abstumpfende Eintönigkeit, und über allem ein Hauch unverfälschter, würziger, echter deutscher Poesie. — O Schlangenbad, liebes kleines weltvergessenes Schlangenbad mit deinen wuchernden Rosenlauben und deiner phlegmatischen Kurkapelle, deiner köstlichen Luft, deinen schäbigen, dienstfertigen Kellnern, deinen bescheidenen Preisen, deiner schlechten Table d'hote und deinem ausgezeichneten Kaffee! Mögest du noch lange Eisenbahnen und modernen Aktienunternehmungen recht fern bleiben!

Die Kurkapelle hat sich zu einem rhythmisch accentuierten Dreivierteltakt emporgeschwungen. Else, welche gerade von einer Extra-Übungsstunde im Lawn-Tennis mit ihrem Jugendfreund Graf Linden die Nassauer Allee herunterspaziert, vernimmt mit Staunen diese ungewohnte Leistung.

„Ein Walzer, was sagen Sie dazu?" ruft sie aus und bleibt stehen vor freudigem Schrecken.

„Daß ich Lust hätte, ihn zu tanzen," murmelt Linden halblaut.

„Aber was würde die Mustergräfin dazu sagen?" wendet Else mit komischer Ernsthaftigkeit ein.

„Ach, die ist heute nach Schwalbach gefahren," entgegnet Linden, und den nächsten Augenblick wirbeln sie beide wohlgemut miteinander die ganze Länge der Nassauer Allee herab.

Wunderhübsch sehen sie beide aus, wie sie so dahinwirbeln, an dem golddurchschimmerten Laub und den moosbewucherten weißen Stämmen der Hainbuchen vorbei, quer über alle Lichtfünkchen hinweg, welche ihnen die Sonnenstrahlen mitten zwischen den dichtesten Schatten hinein vor die Füße schleudern, todesmutig hinübersetzend über Baumwurzeln, Steine und andere Unebenheiten des Weges, lustig lachend in die näher und lauter werdende Tanzmusik hinein.

An demselben kleinen Tischchen, an dem sie ihr Frühstück genommen, sitzt Frau von Schlitzing jetzt zwischen ihren beiden Kindern beim Nachmittagskaffee, verdrießlich aufgeregt durch die Preise des Waschzettels, der heute eingelaufen ist, und den sie von oben heruntergebracht hat, um sich mit ihren beiden Kindern gemeinschaftlich darüber zu ärgern.

„Die Leute wissen schon nicht mehr, wo sie anfangen sollen, einen auszuplündern!" ruft sie entrüstet und, wie die meisten Leute, die den größten Teil ihres Lebens sehr einsam verbringen, unnötig laut aus. „Fünf Groschen für ein Hemd, eine Mark fünfzig für einen Unterrock — es ist haarsträubend —"

„Mama!" fällt ihr Thilde entrüstet ins Wort.

„Was hast denn du wieder?" entgegnet ihr die alte Frau ärgerlich. „Wenn du verschwenden willst, ist das deine Sache, obgleich ich nicht recht weiß, auf wessen Rechnung du's thun könntest. Ich für meinen Teil —"

Hier legt ihr Werner die Hand auf den Arm. „Mütterchen," sagt er begütigend, „die Thilde hat's nicht schlecht gemeint, sie findet nur" — er lächelt, aber seine Stimme klingt ein wenig zugeschnürt und heiser — „daß man — seine saubere Wäsche ebensowenig an die Zäune zu hängen braucht wie die unsaubere. Sie findet es unnötig, daß naseweise, spottlustige Fremde etwas von unserem kleinen Elend zu erfahren brauchen, und darin — siehst du, Mütterchen, darin stimme ich ihr bei." Wie er aber bemerkt, daß seine Mutter, so heftig sie sich gegen den ermahnenden Ausruf der Tochter auf-

gebäumt hat, auf seinen Zuspruch hin sofort den Kopf senkt und mit ihrer müden alten Hand verlegen auf dem Tischtuch herumstreicht, nimmt er diese arme, dunkeldurchäderte Hand sofort in die seine, und sie andächtig küssend, ruft er treuherzig: „Wenn's dir übrigens Vergnügen macht, dich über den Waschzettel zu ärgern, Mama, so ärgere dich in Gottes Namen, nur mach dir keine Sorgen und quäl dich nicht um dummer paar Groschen willen, 's ist ja gottlob wirklich nicht mehr nötig. Laß nur deinen Kaffee nicht kalt werden; soll ich dir ein wenig Sahne nachgießen — ist's so recht?"

„Mein Junge, mein Goldjunge!" murmelt die alte Frau; ihr Mund zittert, offenbar hat sie etwas auf dem Herzen, das heraus will, und endlich kommt's in abgebrochenen Sätzen, fast weinend: „Ihr müßt mir's nicht übel nehmen," flüstert sie beschämt, „ihr geniert euch um mich. Kein Wunder... aber wenn ihr wüßtet — junge Leute vergessen so etwas leicht, in meinem Alter vergißt sich dergleichen nicht mehr —, wie oft ich mich abgesorgt habe, um die Not von euch fern zu halten, die Not, die jahrelang um unser Haus geschlichen ist bei Tag und Nacht, und was das oft für ein heimliches Rechnen und Quälen war, damit ihr nur erhieltet, was ihr braucht, und wie ich mich zusammengenommen habe vor euch, damit ihr nichts merktet von all den Sorgen, und euch nicht der Appetit verging zu dem trockenen Stück Brot, das ich euch nicht mehr mit Butter bestreichen konnte — und dabei immerfort ausspähen nach einem bißchen Glück nicht für sich, nur mehr für die Kinder! Aber kein Glück kommt, nicht ein Schimmer davon, bis man schließlich nicht mehr weiß, was anfangen mit sich. Na, das ist ja vorüber! Der arme Kuno ist freilich zu Grunde gegangen darob, dich aber habe ich gottlob in die Höhe gebracht, Werner, und ernstlich zu beklagen hatte sich Thilde wohl auch nicht über mich, und zu leben hätten wir jetzt fast reichlich; aber — ich faß es nicht mehr, daß die Sorgen überflüssig geworden sind; um ein paar Groschen werd ich mich quälen bis an mein Lebensende, nehmt mir's nicht übel, habt Geduld!"

Werner legte seinen langen Arm um die tiefgebeugten Schultern seiner Mutter und murmelte ihr etwas Beruhigendes, Liebes zu; dann breitete sich ein tiefes Schweigen über das schattige Plätzchen. In das Schweigen hinein trat plötzlich eine helle Erscheinung.

Werner sah auf. Else von Ried war's. Eine unverblümte Verstimmung malte sich auf seinen Zügen. Was mochte sie wohl von den Worten seiner Mutter, von der ganzen jammervollen Auseinandersetzung gehört haben? Sein Blick heftete sich auf ihr Gesicht, scharf, prüfend. Ihre Augen standen voll Thränen.

Einen Moment zögerte sie, dann machte sie ein paar Schritte auf ihn zu, der, sich von seinem Sitze erhebend, sie steif begrüßt hatte, und sagte schüchtern bittend: „Seien Sie so freundlich, mich den Damen vorzustellen, Herr von Schlitzing."

Er traute seinen Ohren nicht. Dabei fühlte er sich keineswegs gerührt, sondern einfach verdrossen.

In seinem Innersten verurteilte er Elses Vorgehen als eine herablassende Zudringlichkeit. Daß sie Lust hatte, ihre Taktlosigkeit gut zu machen, war ja begreiflich, aber er fand, sie stelle es ungemein plump an. Indessen konnte er nicht umhin, ihrem Wunsche nachzukommen.

„Fräulein von Ried — meine Mutter und Schwester!"

Edmund von Linden, welchen Else indessen gänzlich vergessen hatte, machte, die Hacken zusammenschlagend, seinen Offiziersdiener und rief sich den Damen, die er von früher kannte, ins Gedächtnis zurück.

Ehe sich Werner dessen versah, saß Else in ihrem weißen Lawn-Tennis-Kleidchen und mit ihrem lieben Pfirsichblütengesichtchen neben der alten Frau von Schlitzing, lächelte dahin und dorthin und verbreitete so zu sagen rings um sich herum eine kleine Insel von hellem warmem Sonnenschein.

Linden war stehen geblieben. Ihm wollte Elses plötzlicher Wunsch, mit den Schlitzingschen Damen in Beziehungen zu treten, nicht behagen. Als Frau von Schlitzing ihn wohlwollend aufforderte, ebenfalls Platz zu nehmen, entschuldigte er sich unter dem Vorwand, daß es jetzt hohe Zeit für ihn sei, nach Wiesbaden zurückzukehren.

„Wann darf ich mich wieder melden zur

Partie?" fragte er, sich verabschiedend, das junge Mädchen.

„Morgen ist keine Partie, da muß ich nach Schwalbach — übermorgen, wenn Sie wollen."

„Wenn ich will —" wiederholte Linden. „Sie wissen —" und dann stockte er plötzlich, worauf er hinzusetzte: „Kann ich irgend etwas für Sie besorgen in Wiesbaden?"

„Ach ja, wenn Sie so gut wären! Fragen Sie doch den Portier in unserem Hause, ob meine Handschuhe bereits gewaschen sind, und wenn, so bringen Sie mir das Paket mit."

„Zu Befehl, Majestät!" sagte Linden, beugte sich mit einem ceremoniellen Handkuß über die Rechte des jungen Mädchens und verschwand.

Indes sah Else treuherzig zu der alten Frau von Schlitzing auf und fragte: „Darf ich heute einmal meinen Kaffee bei Ihnen trinken?" und als die alte Frau sie verblüfft ansah und anfänglich auf diesen seltsamen Vorschlag keine Erwiderung fand, wurde sie sehr befangen mitten in ihre siegessichere Freundlichkeit hinein und murmelte: „Es ist Ihnen doch nicht lästig? Ich hätte freilich mit meiner Bitte nicht so herausplatzen sollen."

„Aber, liebes Kind!" rief die alte Frau herzlich und legte ihre Hand auf den Arm des jungen Mädchens.

„Also dann bitte, Herr von Schlitzing, wollen Sie für mich bestellen," bat Else den jungen Mann, der indessen, mürrisch daneben sitzend, noch immer darauf bestand, die Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens als eine unausstehliche herablassende Komödie anzusehen. Übrigens wurde er etwas unsicherer in seinem Urteil. Bisher hatte er die kleine Person einfach für eine Gans gehalten; jetzt hätte er beinahe Lust gehabt, sie als eine Närrin zu bezeichnen.

Sie achtete nicht weiter auf ihn und widmete sich ganz der alten Frau.

„Sie wundern sich gewiß, jemand so Gesunden wie mich hier zu sehen!" lachte sie dieser zu.

„In der That passen Sie nicht recht zwischen uns alte Kranke hinein," meinte Frau von Schlitzing.

„Papa hat mich hergeschickt, weil er momentan für mich zu Hause keine Verwendung hat. Er baut wieder einmal das Schloß um, das Schloß auf unserer Besitzung Krügenberg; es liegt zwischen Wiesbaden und Homburg. Papa baut jedes zweite Jahr daran. Ich sage ihm immer, er baut meine ganze Mitgift hinein. 's wird nichts übrig bleiben." Else lachte.

„Sie sind mit Ihrer Mama hier?" fragte zögernd Frau von Schlitzing.

„O nein! Meine Mama ist leider schon sehr lange tot; sie starb, als ich noch ganz klein war. Augenblicklich bin ich eigentlich allein hier."

„Allein hier?" wiederholte befremdet die alte Frau.

„Auf der Fremdenliste steh ich ‚mit Begleitung'," erwiderte Else lachend, „und in der That bin ich, ganz dem guten Ton entsprechend, mit Gouvernante und Kammerjungfer hier eingerückt. Die Kammerjungfer hab ich noch, die Gouvernante — sie heißt Fräulein Fuhrwesen, eine Wienerin, und ist fürchterlich musikalisch, sonst eine prächtige Person — hält sich momentan in Sondershausen auf, um der Aufführung ihrer Oper beizuwohnen. Denken Sie, sie hat es wirklich dazu gebracht, eine Bühne zu bewegen, ihr Spektakel aufzuführen!" Bei diesen Worten brach Else wohlgemut ein Weißbrot entzwei.

„Giebt es wirklich eine Dame, welche eine Oper geschrieben hat?" mischte sich leuchtenden Blicks Mathilde in das Gespräch.

„Gewiß," versicherte Else, „und einige Nummern sind sogar sehr hübsch, auch den Text hat sie selbst verfaßt. Die ‚Maria Stuart' frei nach Schiller, aber mit Richtigstellung aller von ihm ungenau benützten historischen Daten."

„Du lieber Himmel, das muß ja ein schreckliches Frauenzimmer sein!" entsetzte sich Frau von Schlitzing.

„Sie ist nicht schrecklich, sie ist nur komisch," verteidigte Else ihren treulosen Schutzgeist.

„Mich interessiert Fräulein Fuhrwesen im höchsten Maße," versicherte Mathilde. „Nach allem, was Sie sagen, muß ein gewisser großer, genialer Zug in ihrem Wesen sein. Ich habe eine besondere Vorliebe für geniale Frauennaturen."

„Mir flößen sie in der Regel Mißtrauen ein," erwiderte Frau von Schlitzing trocken. „In diesem Fall finde ich es direkt gewissenlos von der in Rede stehenden Dame, ihren Posten verlassen zu haben."

„Eine große Begabung kann sich nicht in ihrem Lauf einengen lassen durch gewöhnliche Rücksichten," versicherte Mathilde, „ein gewisser schwungvoller Egoismus ist das eigentliche Lebenselement des Genies. Ach, wer sich den aneignen könnte!" Mathilde blickte ekstatisch empor. „Aber wir anderen Sklavinnen des Pflichtgefühls müssen unsere Fähigkeiten elend verkümmern lassen. Ach, wenn ich frei wäre! oder auch nur den Mut hätte, mich frei zu machen!" stöhnte sie.

„Nun, was würdest du thun unter den Umständen?" fragte die alte Frau.

„Mich der Kunst widmen, ganz der Malerei leben, mich der freien Entfaltung meiner Individualität erfreuen!" versicherte Thilde mit Begeisterung.

„Rede doch kein solches Blech!" rief Schlitzing, empört über die Thorheit und Unzartheit seiner Stiefschwester.

„Wenn ich einmal eine Überzeugung ausspreche, die mit deinen banalen und konventionellen Lebensansichten nicht übereinstimmt, so nennst du das Blech!" entgegnete ihm Thilde mit Entrüstung.

„Ich kann es doch nicht Gold nennen!" erwiderte ihr Werner ärgerlich.

Die alte Frau von Schlitzing zuckte die Achseln und meinte: „Ach, laß sie nur, Werner; wir wollen schon sehen, daß wir einen Ausweg finden für ihre Genialität. Wenn ich wieder zu Hause bin, kann ich ihrer Pflege ganz gut entraten, dann kann Thilde ihre Individualität entfalten gehen, wohin sie will. Es ist mir ohnehin unheimlich, jemand neben mir zu haben, der beständig sehnsüchtig auf meinen Tod lauert, um unabhängig zu werden. An mir soll's nicht liegen, Thilde, ich gebe dich frei, wenn du willst."

„Aber Mama!" rief Mathilde empfindlich. „Du bist immer so gereizt. Sobald man ein vernünftiges Wort spricht, nimmst du es übel. Ich werde am besten daran thun, mich zurückzuziehen." Damit erhob sie sich und verließ den Tisch.

Werner runzelte die Stirn. Dergleichen Auftritte zwischen seiner Mutter und Stiefschwester waren nicht selten. Sie hatten jedoch noch nie aufgehört, ihn unangenehm zu berühren. Vor fremden Zeugen waren sie ihm durchaus peinlich. Noch obendrein konnte er sich nicht gänzlich davon freisprechen, daß er sich selber in seiner Verdrießlichkeit habe die Zügel schießen lassen. Die Stimmung war ungemütlich geworden.

Else wußte nicht, ob sie bleiben sollte oder gehen. Glücklicherweise entschied sie sich fürs Bleiben. „Gnädige Frau," fragte sie kühn aus dem Stegreif heraus mitten in die große Verstimmung hinein, „hießen Sie nicht vor Ihrer Verheiratung Rose von Bergheim?"

„Gewiß hieß ich so!" rief die alte Frau. „Wie kommen Sie darauf, liebes Kind?"

„O, dann hab ich ja viel von Ihnen gehört!" jubelte Else. „Mein Vater hat mir oft vorgeschwärmt von Ihnen, von Ihrer wunderschönen Stimme. Sie waren damals in Schwalbach mit der Prinzessin Friedrich Günther. Hab ich den Namen behalten?"

„Ja, mein Kind."

„Papa hat mir ein Bild von Ihnen gezeigt; es hängt in seinem Zimmer. Er sagt immer, so schöne Mädchen giebt's heute nicht mehr."

„Da hat er unrecht," versicherte die alte Frau lächelnd, indem sie das junge Mädchen unter das Kinn faßte.

„Und — und dann hat er mir noch gesagt, daß —" (wer hatte es denn der kleinen Hexe verraten, daß nichts alten Frauen die gute Laune schneller zurückbringt, als wenn man ihnen ihre ehemaligen Triumphe ins Gedächtnis zurückruft) „daß — Sie ihm einmal einen Korb gegeben hätten."

„Ihr Vater — wie heißt Ihr Vater? ich habe den Namen nicht recht erfaßt."

„Albrecht Ried."

„Ja — ja, jetzt erinnere ich mich," murmelt die alte Frau, „Albrecht von Ried — 's war ein schöner Mensch damals. Wie lang das her ist! — Nicht wahr, liebes Kind, es kommt Ihnen komisch vor, daß ich Ihrem Vater einen Korb gegeben haben soll?"

„Komisch? gar nicht komisch!" versicherte Else treuherzig. „Schade find ich's, zu

denken, daß Sie eigentlich meine Mama hätten sein können; es wäre zu nett gewesen!"

„Finden Sie, kleine Schmeichelkatze?"

„Ja. — Ach, geben Sie mir einen Kuß!" bat Else.

„Sie kleine Närrin, Sie Schatz!" Die alte Frau zog sie an sich.

In dem Moment kam, von ihrem Ausflug nach Schwalbach zurückgekehrt, die Gräfin Warsberg mit einem italienischen Principe an dem stillen Plätzchen zu Anfang der Nassauer Allee vorbei.

Sie beglückte den kleinen Tisch und die drei Personen, welche herumsaßen, mit einem ihrer halbkreisförmigen Blicke, den sie mit einem zugleich wohlwollenden und herablassenden Lächeln begleitete. Die Mustergräfin war eine von jenen Persönlichkeiten, die sich immer herablassen, wenn sie nicht in Ehrfurcht ersterben neben einem gekrönten Haupt.

Sie winkte und nickte und ging vorbei. Sie fand in dem seltensten Falle Zeit, sich neben ihrer Schwägerin aufzuhalten, so gern sie (trotz seines schlechten Schneiders) mit ihrem schönen Neffen herumstolzierte.

Es freute sie, daß Else sich offenbar weniger durch die vorweltliche Schäbigkeit der alten Dame abgestoßen fühlte als sie selbst. Nur begriff sie nicht, wie alles zugegangen sein konnte.

Als sie später im Laufe des Tages noch einmal mit ihrem Neffen zusammenkam, und zwar als dieser eben mit sinnender Miene die Schwalbacher Chaussee entlang ging, an der das Haus lag, in welchem er eine Unterkunft gefunden — im Nassauer Hof hatte man keinen Platz für ihn, vielleicht weil er es thörichterweise unterlassen, sich auf seine Tante Warsberg zu berufen —, rief sie ihm zu:

„Nun, Werner, wohin des Wegs? A propos, urteilst du noch so streng über die kleine Rieb?"

„Bewahre!" versicherte Werner. „Ich nehme alles zurück, was ich über sie gesagt habe. Sie ist ein liebes, gutes Ding — ein wenig übermütig, aber sonst allerliebst."

Nun, Gott sei Dank, da scheint ja alles in schönster Fahrstraße zu sein! dachte die Gräfin. Sie war gerade klug genug, diese inhaltsschweren Worte nicht laut zu äußern.

* *
*

Bedeutend weniger zufrieden mit der Richtung, welche die Dinge genommen hatten, war Elses Jugendgespiele und feuriger Verehrer, Edmund Linden.

Noch vor kurzem war ihm seine demnächstige Verlobung mit Else als eine abgemachte Sache erschienen. Er wußte, daß diese Verlobung eigentlich im ganzen Taunus als eine abgemachte Sache galt. Warum denn nicht? Alte Jungfer bleiben zu wollen, stand nicht auf Elses Lebensprogramm; und in ihrer ganzen Umgebung gab es nun einmal keine wünschenswertere Partie, ebenso wie es bisher keinen jungen Mann gab, dem sie wärmere Sympathien bewiesen hätte als ihm. Ihre anderen Bewerber waren längst, ihn als den Bevorzugten anerkennend, zurückgetreten. Er hätte sehr müßig an seiner natürlichen Auffassung der Dinge herumkünsteln müssen, um sich darüber nicht klar geworden zu sein. Das Geschwirr der Hochzeitsglocken hatte ihm bereits um die Ohren gesummt — da heute nachmittag, als er, nach dem kühn improvisierten Walzer zu Ende der Nassauer Allee mit ihr stehen bleibend, sich gerade ein Herz gefaßt, um die große Frage an sie zu richten, hatte sie plötzlich den Kopf gewendet, um nach einer dünnen alten Stimme hinzuhorchen, die wie das Nachvibrieren einer gesprungenen Saite klang. Und da mit einemmal war sie verschwunden gewesen, wie weggezaubert.

Er konnte das Bild nicht vergessen, wie sie dann neben der alten Frau gesessen, das blühende Gesicht treuherzig ihr zugewendet, voll schüchterner, einschmeichelnder Anmut — Else von Rieb.

So weit reichte seine Menschenkenntnis, daß die alte Frau in Elses Interesse nicht die Hauptrolle spielte.

Er war gründlich verstimmt, als er an jenem duftigen Augustabend seine Goldfüchse durch den langen, schattig malerischen Waldweg nach Wiesbaden zurückkutschierte. Ein sympathischer Mensch war er, dieser junge Rheinländer, und es mußte jedem, welcher die Sachlage unparteiisch betrachtete, leid

thun, daß ihm ein Strich durch die Rechnung gefahren war.

Ein fröhliches Sonntagskind wie seine reizende Jugendgespielin Else, hatte er gleich ihr Rheinwein in den Adern und Sonnenschein in den Augen. Er war mittelgroß, die Gestalt trotz ihrer muskulösen Magerkeit etwas untersetzt, das Gesicht sehr hübsch geschnitten, eher zu kurz als zu lang. Er hatte sehr dichtes, dunkelblondes, welliges Haar und ein Profil, das charakteristisch und vornehm aussah, trotz der leicht hinaufgezogenen Nase, dazu fröhlich zwischen dichten dunkelblonden Wimpern in die Welt hineinfunkelnde Augen, blendende Zähne und etwas zu volle, dabei aber sehr fein geschnittene Lippen. Im ganzen bot er den genauesten Gegensatz zu dem romantischen, schwankenden Schlitzing. Er war eine viel klarere Natur mit viel deutlicherem Wollen. Genußsüchtig, genußfähig, aber vor jeder gemeinen Ausschreitung durch den leichten Schwung seines Temperaments geschützt, vornehm in Haltung und Blick, ja bis in die einschmeichelnde Weichheit seiner Stimme hinein, munter, ohne besonders witzig zu sein, lebensklug ohne besonderen Scharfsinn, frei von jeder Phantasie, als was er gerade dazu brauchte, seinen bequemen Optimismus zu nähren, leicht verliebter Natur ohne quälende Leidenschaftlichkeit, war er der angenehmste, bequemste und liebenswürdigste Gesellschafter, den man sich denken konnte, und gehörte zu jenen Männern, in die sich jeder Backfisch auf den ersten Blick verliebt und für die nie eine ernster angelegte Frau eine wirkliche Leidenschaft empfindet.

Über dies alles war er sich vollständig klar, aber bisher war es ihm nicht weiter nahe gegangen. Heute verdroß es ihn. Er fühlte, daß sein Lebenslauf einen Ruck bekommen habe.

„Was die Weiber nur an dem Schlitzing finden?“ fragte er sich einmal um das andere. „Ach, das erklärt sich nicht — Sache des Magnetismus. Nun, vielleicht gefällt sie ihm nicht, er ist ein kurioser Heiliger — geht an so was vorüber und merkt nichts. Das eine muß man ihm lassen — auf seinen Vorteil bedacht ist er nicht. Daß sie eine gute Partie ist, wäre ihm so gleichgültig wie mir, und ihm ist's höher anzurechnen, denn Geld hat er nicht. In ganz Deutschland giebt's kein entzückenderes Mädchen als die Perle des Taunus. Warum war ich so sicher und schob den Moment der Werbung hinaus!“

Und die Abendschatten wurden länger und die Sonne sank.

* * *

Acht Tage waren vergangen, und Werner saß noch fest in Schlangenbad.

Er war immer im Begriff, nach Italien aufzubrechen, indessen verschob er die Abreise von einem Tag zum anderen.

Er fühlte sich wohl in Schlangenbad. Der Zauber des kleinen Ortes hatte es ihm angethan.

Ein träumerisches Behagen umfing ihn jedesmal, wenn er früh zu den Klängen des altväterischen Chorals, der die Badegäste weckte, die Augen öffnete. Diese dünne, flache, innige Musik, die zugleich mit dem Duft von Fichtennadeln und taugetränkten Rosen durch sein Fenster schwebte, war später in seiner Erinnerung unzertrennlich von dem kleinen Kurort im Taunus.

Er freute sich jedesmal beim Erwachen auf den Tag, den er vor sich hatte. Es stand immer etwas Nettes auf dem Programm.

Im Laufe der Zeit lernte er natürlich alle hervorragenden Badegäste kennen, seine Tante Warsberg stellte ihn den sämtlichen dermalen dort verweilenden russischen und italienischen Fürstinnen vor, seine Mutter der liebenswürdigen Gräfin O., einer der interessantesten unter den alljährlich wiederkehrenden Staffagen von Schlangenbad.

Sie gehörte zu jenen, welche man dem Fremden als Merkwürdigkeit zeigte — „die Gräfin O., die Tochter der eigenartigsten, geistvollsten und anmutigsten unter den vielen berühmten Freundinnen Goethes“.

Es war diejenige unter ihren Bekanntschaften, auf welche Frau von Schlitzing am stolzesten war, diejenige, welche auf ihren Sohn am meisten Eindruck machte.

Er fühlte sich ganz benommen, als er zum erstenmal die Hand der Frau geküßt, deren Mutter Goethe so genau gekannt. Mit einer gewissen Andacht heftete sich sein Blick

auf das feine, schöne Gesicht, aus dessen dunklen Augen es ihm wie ein Abglanz der großen romantischen Litteraturepoche des Jahrhundertanfangs entgegenschimmerte.

Bald verschwand dieses Gefühl lähmender Ehrfurcht; die Gräfin selbst hatte es im Handumdrehen weggezaubert, mit einem Lächeln, einem Scherz.

In seinem Leben war ihm nichts Ähnliches begegnet, wie dieses geistsprühende Wohlwollen, diese im anmutigsten Zickzackflug über Blüten und Dornen hingaukelnde Phantasie, die von der edelsten Vernunft immer am Gängelband festgehalten ward. Er wußte zum Schluß nicht, ob er sich in die immer noch schöne alte Frau verlieben solle oder nur in Verehrung niederknien vor ihr. Und wie sie sich gutmütig an seiner naiven Schwärmerei freute, was sie nachträglich seiner Mutter für liebe Dinge zu sagen wußte über ihn!

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, es war eine hübsche Zeit! Seine Mutter wurde täglich frischer, munterer. Seine bloße Nähe wirkte stärkend und belebend auf sie. Er freute sich darüber, verplauderte gutmütig neben ihrem Rollstuhl Stunde um Stunde und trug sie jeden Abend behutsam die Treppe hinauf.

Er hatte es noch nicht vergessen, wie sie ihn vor zwanzig Jahren so manches Mal aus besonderer Verwöhnung die Treppe hinaufgeschleppt hatte, zumeist nachdem er sich körperlich weh gethan, oder sich sein kleines Herz von irgend einem großen Kinderkummer auf ihrem Schoße leicht geweint; und wie süß es gewesen war, so an ihrem Halse zu hängen mit dem halbbewußten Gefühl des Emporgetragenwerdens, wohlig einschlummernd, hinübergleitend in einen wonnigen Traum.

Ein Tag verging nach dem anderen, ohne daß er es merkte, auf was es das Schicksal und seine Tante Warsberg abgesehen hatten mit ihm.

* *
*

Da der alte Herr von Ried mit der Reparatur seines Schlosses Krügenberg noch immer nicht fertig werden konnte, so blieb seine Tochter nach wie vor in Schlangenbad, und da Fräulein Fuhrwesen sich noch immer behufs Aufführung ihrer Oper in Sondershausen befand, blieb sie nach wie vor sich selbst überlassen. Sie hatte so viele gute Bekannte unter den achtbarsten und vornehmsten alten Damen dort, daß ihre Unbeschütztheit nicht viel ausmachte, nicht einmal, wenn hier und da ein paar junge „Freunde" aus der Umgegend herbeikamen, um ihrer Königin Else, der „Perle des Taunus", zu huldigen.

Aber die jungen Freunde kamen seltener, und die alten Damen fingen an, die Köpfe zusammenzustecken.

Und die alten Damen und die jungen Freunde fragten sich gegenseitig: „Was bedeutet denn Elses plötzliche Intimität mit diesen Schlitzings? Von früh bis abend ist sie mit ihnen beisammen!"

Und das war sie auch. Erst begegnete man einander nur draußen zufällig, dann, als das Wetter regnerisch wurde, erbat sich's Else, ihren Nachmittagskaffee bei Frau von Schlitzing nehmen zu dürfen.

Frau von Schlitzing und ihre Tochter bewohnten zwei Zimmer im ersten Stock, jedes mit einem Bett. Von einem Salon war keine Rede. Aber das focht Else nicht an. Sie saß in dem Schlafzimmer der alten Frau und trank ihren Nachmittagskaffee.

Den Kaffee zahlte jeder für sich — man ist merkwürdig ungeniert in Schlangenbad —, im übrigen steuerte jeder sein Teilchen zum Vesperbrot bei, die alte Frau den Zwieback, den sie in geheimnisvollen Blechbüchsen aufbewahrte, Else das Obst. Man sandte es von Krügenberg, der Herrschaft ihres Vaters: Reineclauden, Melonen und, mehr als alles, die saftigsten, goldgelbsten Aprikosen, mit harten braunen Flecken auf den Wangen, die unvergleichlichen Aprikosen des Taunus.

Wenn das Vesperbrot abgeräumt war, so spielten sie alle vier Whist an demselben braunrot lackierten Fichtenholztisch, an dem sie vorher Kaffee getrunken. Von draußen drang die phlegmatische Sentimentalität der Kurkapelle zu ihnen herüber — allerhand träumerische deutsche Weisen: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen" oder „Guter Mond" und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — durch den rauschenden grauen Regenschleier, der vor den offenen Fenstern niederfiel. Und ein Hauch

von nassen Rosen drang mit den altväterischen Weisen in das Zimmer kühl und würzig mitten in den aromatischen Cigarettendampf, der den Whisttisch und die vier Whistspieler in durchsichtige weiße Wolken einhüllte. Denn schon, als sie das erste Mal behufs längeren Verweilens die Stube der alten Frau von Schlitzing besucht, hatte Else beim Anblick von Werners herumliegendem Cigarettenetui gesagt: „Herr von Schlitzing, wenn's Ihrer Mama recht ist, so rauchen Sie nur in Gottes Namen. Ich rauche auch."

Ja, sie rauchte auch. Drei Züge that sie ab und zu aus einer Cigarette, die sie dann irgendwo liegen ließ — drei Züge, die ihren frischen Lippen ein pikantes Aroma verliehen, ohne den Duft echter Weiblichkeit davon zu verscheuchen.

Sie spielten sehr lustig, lachten über eine Renonce und stritten sich eine Viertelstunde lang über die Berechtigung zu einer Invite, aber ohne Bitterkeit, um des bloßen Vergnügens willen, sich ein wenig zu zanken.

Else war durchaus nicht zu verachten als Partnerin. Nicht umsonst hatte sie jahrelang jeden Abend mit ihrem Vater spielen müssen.

Einmal erklärte ihr Schlitzing: „Sie spielen unverantwortlich gut Whist; ein reizendes junges Mädchen wie Sie hat gar kein Recht, auch noch in dieser Richtung hervorzuragen. Lassen Sie doch etwas übrig für arme ältere Damen, die sich nützlich machen müssen."

Da lachte sie ihm aus ihren großen Augen recht mutwillig zu, worauf sie, sofort eine altkluge Miene annehmend, bedächtig sagte: „Herr von Schlitzing, Sie haben sehr schlechte Manieren."

„Oho, das möchte ich mir ausgebeten haben, ich hab ihn erzogen!" rief die alte Frau.

„Gnädigstes Fräulein —" wehrte sich indessen mit komischer Entrüstung Werner.

Sie aber fuhr im Ton belehrender Ermahnung fort: „Seit wann erlaubt man sich, einer jungen Dame, vor der man gebührenden Respekt haben soll, zu sagen, daß sie ein reizendes junges Mädchen ist?"

Worauf er ihr mit seinem frischen, jungen Lächeln zur Antwort gab: „Ach, verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein, ich hab's nicht so gemeint, ich hab mich nur versprochen."

Dann lachten sie beide nur so aus übermütiger Lebenslust, bis schließlich Thilde mit ihrer sauren Stimme bemerkte: „Du spielst aus, Werner."

Ihr waren diese läppischen Kindereien natürlich ein Greuel.

Wenn sie aufgehört hatten, Whist zu spielen, legten sie Patience.

Wie die meisten alten Damen, deren Zukunft sich glattweg auf dem Tisch ausrechnen läßt, so daß man denkt, sie könnten nach dieser Richtung hin keine Neugierde mehr verspüren, liebte es Frau von Schlitzing sehr, das Kartenorakel nach kommenden Ereignissen zu befragen.

Else half ihr dabei — wie emsig und umsichtig! Sie war eine durchaus klare, scharfsichtige, praktisch eingreifende kleine Natur, was sich bei jeder Gelegenheit verriet. Wenn es ihr gelungen war, eine recht verwickelte Patience herauszufinden, so daß sie endlich doch ausging, war sie stolz auf das gelungene Kunststückchen und schmiegte sich an die alte Frau mit dem zärtlichen kleinen Knurren eines verwöhnten Kätzchens, das sich's auf dem Schoß seiner Herrin bequem macht, und ließ sich von ihr streicheln.

Sie ließ sich zu gern ein wenig verwöhnen.

Von unten tönte die Musik noch immer zwischen das Rascheln der Regentropfen in den Blättern, zwischen das Murmeln des Springbrunnens hinein. Sie spielte keine deutschen Weisen mehr, sondern eine Arie aus der „Afrikanerin"; es war eine Jubelarie, allegro molto animato hieß es in der Partitur. Die Schlangenbader Musikantenlandwehr übersetzte das ins gedehnteste Adagio, und Werner, der sich indessen damit beschäftigt hatte, die Karten zu einer neuen Patience zu mischen, wendete den Kopf nach dem Fenster und summte den Text zu der Musik: „Was kann's auf der Erde Schöneres geben?"

Mit einemmal, wie ein sehr eleganter deus ex machina, ohne besonderen Endzweck, tauchte die Gräfin Warsberg mitten in dieser Gemütlichkeit auf. „Ach, da seid ihr? so very much at home, quite cosy ist es bei euch — reizend! Wie geht es heute,

liebe Rose?" und dabei beglückte sie die ganze Gesellschaft mit einem ihrer liebenswürdigen halbkreisförmigen Blicke. „Niedersetzen soll ich mich — nur auf eine Minute — es ist zu nett bei euch — un petit parfum d'intimité, c'est charmant. — Ach, was für herrliche Aprikosen! — Nein, nein, ich danke, Rose, ich habe soeben mit Marinja Ligowsky gefrühstückt, ich kann wirklich nicht! Leider darf ich mich nicht aufhalten — wie schade! Good bye — adieu à tout le monde!" worauf sie mit einem zweiten halbkreisförmigen Blick verschwand.

Ihr Erscheinen wirkte auf die kleine Gesellschaft störend, die Stimmung kühlte sich jedesmal ab danach.

Die alte Frau rückte unruhig auf ihrem Sessel herum, als ob sie sich gern ein bequemeres Plätzchen ausgesucht hätte, und zog fröstelnd ihren Shawl über der Brust zusammen.

Werner stand auf und schloß das Fenster. Dann erhob sich Else, küßte die alte Frau auf die Stirn und meinte: „Jetzt müssen Sie sich ein wenig ausruhen!" und freundlich nickend wollte sie der Thür zueilen.

„Aber liebes Kind!" rief die alte Frau, indem sie die Kleine, etwas beunruhigt durch diesen plötzlichen Rückzug, an der Hand festzuhalten trachtete, „was wollen Sie uns denn so plötzlich davonlaufen? Hat Sie einer von uns geärgert?"

„Gott bewahre!" rief Else treuherzig, „nein! aber Sie sollen sich jetzt ganz ruhig ausstrecken, ausruhen, damit wir dann um so frischer darauf loslachen können. Adieu, Mama!" und fort war sie.

Das Wort war unbewußt von ihren Lippen gefallen, ganz unbewußt; es sank in das Herz der alten Frau wie ein Tautropfen in einen durstigen Blumenkelch.

„Die Kleine ist doch entzückend!" rief sie, während Werner ihr behutsam half, sich auf dem Sofa auszustrecken.

Thilde räumte indes mit saurer Miene irgend etwas zurecht. „Sie macht immer Unordnung," lamentierte sie. „Na, Gott sei Dank, daß man endlich wieder an etwas Vernünftiges denken kann! Sie ist ja ganz nett, aber von einer Oberflächlichkeit —"

„Sie ist entzückend, einfach entzückend!" ereiferte sich die alte Frau, „so anspruchslos, so gutherzig, so natürlich und dabei so wunderhübsch!"

„Sie ist wirklich sehr nett," sagte Werner, der indes mit seiner geschickten Soldatenhand das Kleid der Mutter unter ihren unbeholfenen Gliedern glättete und um ihre Füße herabzog. „Nur macht sie mir ein wenig zu viel Lärm. Ich habe immer Angst, du könntest Kopfweh davon bekommen, Mutter. Habe ich nicht einen Band Gregorovius hier liegen lassen? — Ach, da ist er! — Adieu, Mutter! Soupieren wir heute auf deiner Stube, oder fühlst du dich wohl genug, unten zu essen? — Gut, ich komme um sieben Uhr, dich hinunterzutragen. Wenn du mich früher brauchst, schicke nach mir."

Damit verschwand er, den Band Gregorovius, dessen genaues Studium er als einen notwendigen Bestandteil seiner italienischen Reiseausstattung betrachtete, mit sich nehmend.

Nicht ohne Ungeduld und Gereiztheit blickte ihm die Mutter nach. „Ist denn der Junge blind!" murmelte sie vor sich hin.

* *
*

Der Junge war blind!

Else war ihm sympathisch, er freute sich an ihrer einschmeichelnden Zuthunlichkeit seiner Mutter gegenüber, freute sich besonders darüber, daß seine Mutter nach seiner Abreise, die nun doch bald erfolgen mußte, an der jungen Rheinländerin einen so liebenswürdigen Ersatz für seine Gesellschaft haben würde.

Daß er in irgend einer Weise bei den Freundlichkeiten, welche das junge Mädchen den Seinen bewies, mit im Spiel sei und Elses Benehmen allenfalls habe beeinflussen können, kam ihm nicht in den Sinn.

Italien interessierte ihn noch immer bedeutend mehr als Else; mehr aber als Else und Italien zusammen interessierte ihn momentan die schlanke blasse Wassernixe, die er aus den Fluten des Rheins gezogen. Manchmal, so ganz plötzlich im Einschlafen, fühlte er wieder ihre von Wasser triefende Gestalt in seinen Armen, die schlanke kühle Gestalt, welche sich langsam, langsam zum Leben erwärmte.

Und wenn er so lange zögerte, Schlangen-

bad zu verlassen, so lag die Ursache in nicht geringem Grade darin, daß er seine reizende Wassernixe um alles in der Welt gern wiedergesehen hätte und keinen Weg finden konnte, der zu ihr führte. Daß er im Begriffe stand, sich in sie zu verlieben, fiel ihm natürlich nicht ein. Er hüllte seinen dringenden Wunsch, ihr von neuem zu begegnen, in allerhand Vorwände. Er wollte ihr noch einmal recht herzlich und dringend ins Gewissen reden, ihr neuen Mut einflößen, ihr Gelegenheit bieten, sich über ihre Lebensnot gründlich mit ihm auszusprechen.

Einmal hatte er es bereits bis zu dem Entschluß gebracht, den nächsten Tag mit der Post nach Eltville zu fahren und Gräfin Haidenheim einen Besuch abzustatten. Da aber, im allerletzten Moment, hatte es ihn wie ein Schwindel erfaßt, etwas hatte sich gebieterisch zwischen ihn gestellt und sein Vorhaben — das war der Kuß, den die kleine Nixe auf seine Stirn gedrückt beim Abschied.

Dieser Kuß, rein und keusch, wie er's auch gewesen, hatte alle Unbefangenheit zwischen ihr und ihm vernichtet.

Nach diesem Beweis hochgradiger Erregung den Verkehr mit ihr unter alltäglichen, konventionellen Gefühlsbedingungen wieder aufzunehmen, erschien ihm einfach unmöglich.

Sobald er ihr beim nächsten Wiedersehen nicht mit einer Innigkeit entgegenkam, die er ihr zu bieten in seinen jetzigen Umständen nicht das Recht hatte, so blieb der Armen nichts übrig, als sich bei seinem Anblick in Grund und Boden zu schämen, es sei denn, sie wäre überhaupt einfach ein leichtsinniges, verdrehtes Mädchen, das einen Kuß weiter nicht ernst nahm.

Das aber auch nur einen Augenblick von ihr zu denken, ging ihm gänzlich gegen den Strich, that ihm geradezu bis ins Innerste weh.

Begeisterungsfähig, opferwillig, alles, was sich ein Mann im höchsten Flug seiner Phantasie von einer Geliebten wünschen konnte, das war sie; aber leichtsinnig, schamlos hinliebelnd — nein — nein! Was war zu machen? — Um sie werben... Kindische Tollheit. — Sie war so recht das Holz, aus der man eine Romanheldin schnitzt, aber zur Frau für einen Lieutenant mit hundert Mark monatlicher Zulage in einem Garderegiment — nein, dazu taugte sie nicht.

Alles hinter sich zu lassen, sie auf den Arm zu nehmen, sie aus ihrem Kerker zu befreien, seine starken jungen Kräfte anzuspannen, sich und ihr ein Los zu schaffen irgendwie, irgendwo — er dachte einen Augenblick daran, einen kurzen, schwindelnd schönen Augenblick, wo die Welt unter ihm versank und er nur mehr den Himmel über sich sah — dann ...

Seine Mutter ... seine Uniform ... die Tradition —

Es that ihm sehr weh, daß er es sich, wie die Dinge lagen, nicht gestatten durfte, nach Eltville zu fahren — aber er durfte es nun einmal nicht.

Ja, wenn er ein unabhängiger, reicher Mann gewesen wäre, wenn dies — wenn das ...

So aber mußte die traurige kleine Wassernixe für ihn einfach der liebliche Mittelpunkt des reizendsten Abenteuers bleiben, das ihm seine bis dahin herzlich alltäglich verlaufene Existenz überhaupt geboten. Auf ein Weiterspinnen des wonnigen, schaurigen Traumes, ein Hinüberziehen des verführerischen Zaubers in die nüchterne Wirklichkeit mußte er verzichten.

Als er sich darüber ganz klar geworden, wurde ihm die Erinnerung an das einzige Zusammentreffen mit ihr um so wichtiger. Er behütete sie im wärmsten, dämmerigsten Winkel seines Herzens als etwas süß Unheimliches, berückend Fremdartiges, einen Gruß aus dem Märchenland.

Er fuhr nicht nach Eltville; aber seine Phantasie arbeitete — arbeitete, webte tausend schillernde Fäden in seine Sehnsucht hinein, bis es ihm immer schwerer wurde, Schlangenbad zu verlassen, immer unerträglicher, die Distanz zwischen sich und dem Nixlein zu vergrößern.

* *
*

Die Oper Fräulein Fuhrwesens war indessen richtig in Sondershausen zur Aufführung gelangt. Nach der ersten Vorstellung hatte die geniale Komponistin sofort an Else telegraphiert: Durchschlagender Erfolg!

Den nächsten Tag hatte sie Else zwei Zeitungen mit von ihrer Leistung begeisterten Artikeln gesandt, dann war eine Pause in den Nachrichten von Sondershausen eingetreten.

Etwa eine Woche nach Werners Ankunft in Schlangenbad erschien Fräulein Fuhrwesen selbst und brachte die betrübende Mär, ihre Oper sei dank einer Kabale vom Repertoire gestrichen worden. Fräulein Fuhrwesen ertrug dieses Mißgeschick heroisch, sintemal sie fest davon überzeugt war, daß es allein der kolossalen Gereiztheit männlicher Eifersucht beizumessen sei.

„Die Männer hatten Angst, ich könne ihnen über den Kopf wachsen," erklärte Fräulein Fuhrwesen zum Schlusse bescheiden. „Im Grunde genommen konnte ja meinem schlichten Versuch" (sie nannte ihre Oper mit Vorliebe einen „schlichten Versuch") „keine ehrendere Auszeichnung zu teil werden als der Haß, welchen sämtliche Musiker darauf geworfen haben. Die mediokre Leistung einer Frau sind diese Herrschaften alle Zeit bereit, aufs Schild zu heben, sobald aber ein Femininum sich erlaubt, etwas wirklich Hervorragendes zu leisten, so zerren sie's in den Staub. Aber das ficht mich nicht an."

Einer ihrer guten Freunde — er war natürlich kein Musiker, infolgedessen nicht eifersüchtig — hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Verhältnisse in Deutschland doch noch sehr kleinliche seien und die Stellung der Frau, wie in allen Ländern mangelhaft entwickelter Kultur, eine untergeordnete. Im Ausland sei dies bereits anders. Weshalb sich Fräulein Fuhrwesen vorgenommen hatte, die Aufführung ihrer Oper in Paris durchzusetzen.

Sie stand bereits mit der Direktion der Großen Oper in Korrespondenz.

Das alles teilte die erregte Musikerin Else mit an dem Morgen nach ihrer tags vorher sehr unerwartet eingetretenen Ankunft in Schlangenbad.

Else hörte kaum zu. Sie hatte den Kopf voll von anderen Gedanken, süßen Gedanken und Träumen. Aber sie schwieg, während die Fuhrwesen redete.

Die Komponistin konnte sich einbilden, sie lausche; das genügte, sie zu veranlassen, ihrem reißenden Redestrom freien Lauf zu gönnen.

Es war ein Sonntag.

Else war zwar nicht sehr fromm, ihr Vater hatte ihr sogar eine äußerst liberale Welt- und Gottesanschauung anerzogen, aber heute hatte sie doch Lust gehabt, in die Kirche zu gehen, nur um irgend jemand dafür zu danken, daß das Leben so schön sei. Das Herz ganz voll Rührung und Andacht, hatte sie sich in die Kirche begeben, die seltsame kleine Kirche von Schlangenbad, die früher eine Spielhölle war und in der jetzt jeden Sonntag dreierlei verschiedener Gottesdienst nacheinander abgehalten wird, der katholische, lutherische und evangelische.

Eine komische Kirche fürwahr! Ein achteckiges Ding mit weiß angestrichenen Jalousien vor den Fenstern und über und über bis an das Dach hinauf von wildem Wein umrankt. Ihre wenig erbauliche Vergangenheit steht ihr noch deutlich auf der Stirn geschrieben. Es ist, als ob ein Croupier auf seine alten Tage Mönch geworden wäre.

Lorsque le diable se fait vieux, il se fait hermite!

Als Else ihr vor Rührung und allerhand nicht klar ausgesprochener Seligkeit schweres Herz leicht gebetet hatte und wieder auf die Wandelbahn hinaustrat, waren ihre Augen ganz voll Licht und Thränen, und ihre Wangen schimmerten so frisch rot wie der Kelch einer Rose, die sich eben erst im lauen Morgenwind entfaltet hat.

Die alten maroden Menschen, die, auf den weißlackierten Bänken am Rande der Wandelbahn kauernd, sich in den längst verglommenen Sonnenschein ihrer Jugend zurückträumten oder traurig den kalten Abendnebeln ihrer kurzen Zukunft entgegenschauderten, blickten ihr bewundernd nach, bewundernd und ein wenig neidisch.

Sie grüßte Bekannte und Halbbekannte mit derselben herzerquickenden Freundlichkeit, nur weil sie den Drang in sich fühlte, allen und jedem etwas Liebes zu thun.

Dieser Drang war so stark, daß sie unter seinem Einfluß ganz besonders mitleidig einer guten Freundin gedachte, die in Eltville ein bedeutend weniger angenehmes Dasein fristete, als es ihr, Else, zu genießen beschieden war, und die sie in den letzten zehn Tagen gänzlich zu besuchen unterlassen hatte. Heute

wollte sie das Versäumte nachholen und nach Eltville fahren. Es fiel ihr um so leichter, diesen Entschluß zu fassen, als ihr Frau von Schlitzing bereits am Morgen mitgeteilt, daß heute nachmittag weder eine Whistpartie noch ein anderweitiges gemeinschaftliches Vergnügen zu stande kommen könne, da sie und Thilde „sehr beschäftigt" seien. Bei dem Wort „sehr beschäftigt" hatte die alte Frau eine großartige Handbewegung gemacht, ohne die Art der Beschäftigung anderweitig genauer zu bezeichnen.

Else teilte ihre Absicht, nach Eltville zu fahren, sofort Fräulein Fuhrwesen mit, die sie auf einer Bank in der Wandelbahn sitzend erblickte.

Die Wienerin hielt ein Notenheft vor sich aufgeschlagen und war in das Aufzeichnen einer Komposition vertieft, die, nach dem Gesichtsausdruck der Komponistin zu schließen, einen sehr heroischen Charakter haben mußte.

„Ich bin mit allem einverstanden, Miezerl," erwiderte auf Elses Mitteilung die geniale Dame, „aber ich bitt Sie, stören's mich nicht, ich bin so im Zug. Wenn die Leut so vorübergehen, hör ich immer Melodien aus dem Sand herausknirschen."

Hierauf hatte sich Else lachend aus dem Staube gemacht, um in der Kanzlei der Badedirektion selbständig den Wagen zu bestellen.

Sie war eine unabhängige kleine Person und gewohnt, sich selbst zu helfen.

In der Kanzlei teilte man ihr erst mit, daß die Wagen für den Sonntag-Nachmittag stets im voraus bestellt seien, aber, setzte man, als sich ihr Gesichtchen in die Länge zog, sofort hinzu, für das gnädige Fräulein würde man auf jeden Fall einen Wagen beschaffen, „und wenn man ihn aus dem Tisch herausschneiden müßte!" rief der anwesende Rechnungsführer energisch.

Es gab keine beliebtere Persönlichkeit im ganzen Taunus als Else von Ried.

Gegen halb drei bereits zur Ausfahrt gerüstet, begegnete sie unweit des Nassauer Hofes Werner. Er hielt sich sofort mit den freundlichsten Worten bei ihr auf und teilte ihr mit, daß er sich auf dem Wege zu seiner Mutter befinde — ob sie nicht mit ihm hinaufkommen wolle? Sie sagte, daß es ihr großes Vergnügen bereiten würde, vor ihrer Ausfahrt Frau von Schlitzing und Thilde adieu zu sagen, daß sie jedoch fürchte, die beiden Damen zu stören.

Er schüttelte den Kopf. Thilde sei unberechenbar, meinte er, aber die zähle doch eigentlich nicht, und was seine Mutter anbelange — „die stören Sie nie, meine Mutter wird Ihrer ebensowenig überdrüssig, als man des Sonnenscheins überdrüssig wird," sagte er warm, worauf sie lachend zur Antwort gab: „Des Sonnenscheins wird man aber sehr überdrüssig, wenn es lange nicht geregnet hat, dessen kann ich Sie als die erfahrene Tochter eines alten Landwirts versichern!"

Er lachte nun ebenfalls und meinte: „Nun, in Schlangenbad haben wir uns über Regenmangel noch nicht zu beklagen gehabt." Dabei rüttelte er lustig an einem Rosenzweig, daß die Tropfen des kürzlich erst niedergegangenen Gewitterschauers davon herunterrauschten, und setzte zugleich hinzu: „Hingegen hätten wir, wenn Sie nicht gewesen wären, Fräulein Else, den Sonnenschein in den letzten Tagen gänzlich entbehrt."

Er sagte das sehr treuherzig und einfach und wäre sehr erstaunt gewesen, wenn jemand ihm gesagt, er mache Else von Ried den Hof.

Else ließ durch einen vorübergehenden Hausknecht Fräulein Fuhrwesen im unteren Kurhause sagen, sie möge sie mit dem Wagen im Nassauer Hof abholen, worauf sie sich mit Werner zu seiner Mutter hinauf begab.

Werner ging voraus und öffnete die Thür. „Fräulein von Ried läßt fragen, ob sie nicht stört?" fragte er lachend.

„Else? — nie!" rief die alte Frau, „kommen Sie nur, liebes Kind!"

Als Else aber eintrat, erschrak sie ebenso, wie Werner es vor ihr gethan, über den eigentümlich zerzausten Zustand des sonst so ordentlich aufgeräumten Zimmers. Platz, sich niederzusetzen, war keiner übrig, auf jedem Stuhl lag ein Kleidungsstück, auf dem Kanapee lagen drei.

„Ja, was ist denn los?" fragte Werner. „Packt ihr ein?"

Mathilde zog die Oberlippe hinauf und die Mundwinkel herunter. „Nein," sagte sie, „aber wir bereiten uns auf eine Gesell-

schaft vor. Du weißt, daß so einem Ereignis in unserer Familie immer verschiedene Erdbeben vorausgehen."

„Eine Gesellschaft?" fragte Werner verwundert.

„Weißt du denn nichts davon?" fragte aufgeregt die alte Frau von Schlitzing. „Malve hat uns eingeladen zum Thee für heute abend. Hat sie dir noch nichts gesagt?"

„Ach ja, sie hat mich aufgefordert, heute abend zu ihr zu kommen, es würden drei Menschen bei ihr sein. Aber ich dachte wirklich nicht, daß es sich um eine Gesellschaft handle," entgegnete Werner.

„Ach, drei Menschen oder dreihundert, das ist gleichgültig," ereiferte sich die alte Frau, „nett machen muß man sich doch."

„Aber nett bist du ja immer, Mama!" rief Werner freundlich beschwichtigend; „es ist doch wahrlich nicht nötig, daß du zu Tante Malve große Toilette machst!"

„Große Toilette!" wiederholte Mathilde, indem sie mit der Hand verächtlich über die herumliegenden Lappen hindeutete. „Große Toilette!"

„Ach, das verstehst du nicht, ich will nicht schäbig sein bei Malve — das thu ich nun einmal nicht!" rief die alte Frau gereizt, und dann sich an ihre Tochter wendend, fuhr sie fort: „Wo ist denn mein weißer Spitzenkragen? Ich begreife nicht, wo du den hingelegt hast! Ach, wie langsam du mit der Nadel hantierst!"

Ein unbehagliches Gefühl beschlich Werner bei dem Gedanken daran, in welchem Resultat der Versuch seiner Mutter, Toilette zu machen, kulminieren würde. Aber er schwieg. Zu sagen war nichts. Er wußte sehr gut, daß sich in diesem Bedürfnis, sich vor Malve und ihren vornehmen Bekanntschaften ein wenig aufzuputzen, ein Gefühl peinlicher socialer Unsicherheit verriet, welches ihr anhaftete, seitdem sie durch ihre Verhältnisse darauf angewiesen war, in einer ihrer sonnigen, geselligen Natur gänzlich zuwiderlaufenden Zurückgezogenheit zu leben. Sie that ihm leid; im übrigen ärgerte er sich von vornherein über die „Gänse", die sich erlauben würden, ihren vorweltlichen Putz zu bekritteln.

„Aber setzen Sie sich doch," wendete sich die alte Frau an Else.

„Das wäre momentan doch etwas schwer," meinte zugleich lachend und verlegen Werner.

„Ach, ich kann mich ja auch gar nicht aufhalten, ich gehe sofort," meinte Else. „Da Sie mir bereits heute vormittag ankündigten, daß heute keine Whistpartie zu stande kommt, so benutze ich den Nachmittag zu einer Ausfahrt."

„Wohin fahren Sie denn, liebes Kind?" fragte die alte Frau.

„Nach Eltville — eine Freundin besuchen."

Werner brannte es plötzlich heiß um die Ohren. „Kennen Sie zufällig eine Gräfin Haidenheim in Eltville?" fragte er.

„Eben die will ich besuchen," sagte Else, „das heißt, vielmehr ihre Enkelin."

„Haidenheim ... Ida Haidenheim?" fragte Frau von Schlitzing, von ihrer Prüfung verschiedentlicher vergilbten Spitzenstücke aufsehend, die sie aus einer Blechschachtel hervorzog.

„Ja, Ida Haidenheim."

„Hatte die nicht das große Unglück mit ihrer Tochter?" fragte Frau von Schlitzing, worauf sie, sich sofort verbessernd, hinzusetzte: „Aber davon können Sie ja nichts wissen, liebes Kind."

„Natürlich weiß ich davon!" rief Else, die alte Frau treuherzig ansehend. „Ich weiß auch, was die arme Lena unter der traurigen Geschichte zu leiden hatte in unserer Pension. Viele Mädchen wollten gar nicht mit ihr verkehren wegen des Unglücks, für das sie nichts konnte, besonders die Mädchen, welche recht hochmütige Mütter hatten. Ich hatte keine Mutter mehr damals, infolgedessen niemanden, der mir den Verkehr mit ihr hätte schmälern wollen."

„War sie lange mit Ihnen beisammen in der Pension?" fragte Frau von Schlitzing.

Werner vertiefte sich schweigend in den Anblick eines Krägelchens aus Point d'Alençon, das er immer und immer wieder durch seine Hände gleiten ließ, als ob die Prüfung dieses halb vermoderten Lappens von größtem Interesse für ihn gewesen wäre.

„Nur ein Jahr," sagte Else, „dann mußte die Pensionsvorsteherin selbst an Gräfin Haidenheim schreiben, Lena nach Hause zu nehmen. Sie hatte zu viel zu leiden von den dummen Mädchen. Aber Papa erlaubte

mir's, sie nach Krügenberg einzuladen für die Ferien. Ach, freuten wir uns da miteinander! Sie wissen nicht, was sie für mich war! Ich erkrankte jenen Sommer am Scharlach. Papa wollte Lena natürlich fortschicken. Sie aber ließ sich's nicht nehmen, mich persönlich zu pflegen — und wie! Manche Menschen pflegen wie die Märtyrer mit Todesverachtung und Pflichtgefühl — das ist schrecklich für den Kranken; noch andere pflegen wie die Automaten — das ist zwar bequem, aber nicht anderweitig rührend. Lena pflegte mich, als machte ihr's persönliches Vergnügen. Ich habe sie nie wieder so ruhig und heiter gesehen wie damals an meinem Bett. Sie fegte eigenhändig mein Zimmer aus, weil die Dienstleute zu viel Lärm dabei machten und ich das damals nicht vertragen konnte. So ist sie!"

„Armes Wurm!" murmelte Frau von Schlitzing.

„Ist's so recht?" fragte jetzt plötzlich Mathilde, indem sie Frau von Schlitzing die dunkelviolette Taille reichte, an deren Ärmeln sie eine vorteilhafte Änderung angebracht.

„Aber Thildchen, so will ich's ja nicht, das ist ja abscheulich!" regte sich Frau von Schlitzing auf.

„Nun, schließlich ... ich gestehe ja, daß ich in der Richtung keine große Übung habe," sagte Thilde. „Wenn du mir deine Wünsche etwas genauer auseinandersetzen wolltest, würde ich versuchen, ihnen gerecht zu werden. Nur bitte ich um deutliche Weisung."

„Thilde, du bist zum Aus-der-Haut-fahren!" entsetzte sich Frau von Schlitzing.

Werner fand das auch.

Else lachte nur treuherzig und meinte: „Ach, liebe Mama Schlitzing, Thilde bringt so was nie fertig mit ihren gelehrten Künstlerhänden. Darf ich Ihnen nicht meine Kammerjungfer schicken?"

Um Gottes willen nicht!" rief Frau von Schlitzing. „Vor Ihnen geniere ich mich längst nicht mehr wegen meiner Schäbigkeit, liebes Kind! Vor Ihrer Kammerjungfer schämte ich mich tot!"

Da klopfte es an die Thür.

„Das wird Fräulein Fuhrwesen sein," sagte Else. „Sie sollte mich hier abholen. Sie stört Sie vielleicht?"

„O bewahre!" rief Mathilde lebhaft, „das heißt natürlich, wenn es dir unangenehm ist, Mama — mich würde es ungemein interessieren, eine so geniale Dame kennen zu lernen!"

Else öffnete die Thür. „Fuhrwesenchen?" rief sie.

„Eben dieselbe," tönte es zurück.

„Kommen Sie nur herein!"

In das Zimmer trat ein kurzbeiniges Frauenzimmer mit einem großen, braunen Lockenschopf über der Stirn, der unter einem gelben Kapotthut hervorquoll, im übrigen angethan mit einem kragenreichen Mantel von dickem, zimmtfarbenem Wollstoff.

Eine allgemeine Vorstellung folgte.

„Aber Miezerl, so kommen's doch endlich, wenn wir wirklich fahren sollen!" rief die Wienerin; dann sich gegen die Anwesenden verneigend: „Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, meine Damen; wenn wir aber wirklich heute noch nach Eltville sollen, Miezerl, so müssen wir uns beeilen. Der Wagen wartet schon eine Viertelstunde."

„Auf baldiges Wiedersehen!" scholl es von allen Seiten.

Dann geleitete Werner Else noch bis zu dem Wagen hinunter. Solche Aufmerksamkeiten lagen ihm sonst fern. Sie legte seiner Zuvorkommenheit eine ganz besondere Bedeutung bei. Arme Else!

Während er an ihrer Seite die Treppe hinabschritt, streifte sie ihn mit einem Blick. Ein Ausdruck von Zärtlichkeit und Rührung, wie sie ihn noch nie an ihm wahrgenommen, lag auf seinem Gesicht. Ihr klopfte das Herz.

„Sind Sie heute abend bei meiner Tante Malve?" fragte er, indem er sie in den Wagen hob, in welchen er Fräulein Fuhrwesen bereits hineinbefördert hatte.

„Sie hat mich aufgefordert," erwiderte Else. „Wenn ich nicht zu spät von Eltville zurückkomme, so finde ich mich gewiß ein."

„Also kommen Sie nicht zu spät von Eltville zurück," bat Werner einschmeichelnd.

Elses Herz klopfte stärker. Er zögerte noch immer neben dem Wagenschlag, als ob's ihm schwer würde, sich von ihr zu trennen. Sie hatte ihm noch nie so ausnehmend gefallen. Nebenbei überlegte er immer und immer wieder, ob er denn seiner schwer-

mütigen Wassernixe nicht doch irgend eine poetische kleine Botschaft senden könne durch Else, irgend etwas Rätselhaftes, Verschleiertes. Es fiel ihm nichts ein, und so küßte er ihr schließlich einfach die Hand, zum erstenmal seit seiner Bekanntschaft mit ihr, schloß den Wagenschlag und blickte ihr aus zärtlich verträumten Augen nach, während sich die Karosse in Bewegung setzte, wobei er momentan gar nicht an sie, sondern an eine ganz andere dachte. Wer aber hätte das erraten sollen?

„Na, Miezerl, der Schlitzing ist in Sie verliebt bis über die Ohren," bemerkte Fräulein Fuhrwesen, welche zu dieser Annahme entschieden berechtigt war, und da Else hierauf, ihr glühendes Gesichtchen abwendend, schwieg, fuhr die Wienerin fort: „Mir kann's recht sein, ein bildschöner Bursch ist er ja, und ein anständiger Mensch scheint er auch zu sein. Aber hat er was?"

„Wie soll ich das wissen!" ärgerte sich Else.

„Na, ich fragte nur! Ist's Geiz oder Armut, die Schäbigkeit von seinen Weibsleuten? Bei den Preußen weiß man's nicht immer. Na, wie gesagt, ich wasch meine Händ in Unschuld. Wenn der Papa einverstanden ist ..."

„Ja, mit was soll er denn einverstanden sein?" rief Else. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, empört zu sein.

— — — — — — — — — — — — —

Es war gegen halb fünf, als der Wagen mit den beiden Damen in Eltville vor dem unheimlichen Gebäude hielt, das sich ausnahm wie ein alter Palast, den man in ein Gefängnis oder in ein Irrenhaus umgestaltet hatte.

Hinter einem der kurios verschnörkelten Fenstergitter tönte Gebetmurmeln hervor, hart, empfindungslos. Die Fuhrwesen zog die Brauen in die Höhe. „O je, Miezerl," rief sie, „immer dieselbe G'schicht! Na, ich will die alte Betschwester nicht in ihrer Lieblingsbeschäftigung stören, obgleich ich, glaube ich, dem lieben Gott einen Dienst damit erwiese, wenn ich ihn ein Weilchen von den zuwidren, servilen Zudringlichkeiten dieser unausstehlichen Frömmlerin bewahren thät. Aber das ist schließlich nicht meine Sach. Ihren Gedankenaustausch mit Ihrer Freundin will ich schließlich auch nicht stören, da gehe ich lieber meine Wege und schau mir den Rhein an. Übrigens hab ich mir Notenpapier mitgenommen, ich komponiere vielleicht ein neues Finale zu meinem dritten Akt."

Damit eilte die verdrehte, aber grundgutmütige Wienerin davon, wobei die zahlreichen Quasten ihres zimmtfarbenen Regenmantels um sie herumtanzten wie die Behängsel an dem Geschirr eines im Trab laufenden Maulesels.

Else trat in die Thürnische, in welcher Lena Werner auf die Stirn geküßt; sie schob das Pförtchen zurück und trat in den Hof, in dem die hohen Pappeln standen, die wie Cypressen aussahen. Der alte gelbe Hund schlug einmal heiser an, dann gähnte er und wedelte mit dem Schweif.

Else trat in die hohe, gewölbte Einfahrt des Hauses. Ein junges Mädchen flog ihr entgegen, hoch aufgeschossen, einen halben Kopf höher als Else, mit großen hellen Augen in einem braunumlockten, blassen, beweglichen Gesicht.

„Else, ist das eine Überraschung! Nein, wie ich mich freue, dich zu sehen, wie lieb das ist von dir!" Und Lena küßte die Freundin mit einer überströmenden Innigkeit und Herzlichkeit, die Else fast den Atem benahm.

„Aber Lena!" rief Else endlich lachend, „was hast du denn eigentlich, du bist ja wie verrückt!"

„Ach, ich freue mich nur so schrecklich, einen Menschen auf der Welt recht lieb haben zu können," versicherte Lena, „mir wird das so selten zu teil! Aber jetzt komm in mein Zimmer, es ist heute fast hübsch drin, ich hab so viele Rosen hineingestellt als möglich, damit man den Moder nicht riecht. Ich war schon bei der Großmutter drin, als ich dich kommen sah. Wir sollen sie jetzt nicht stören, dürfen aber um halb sechs bei ihr den Kaffee trinken; sie hat mir das Zugeständnis gemacht, dich dazu einzuladen, obgleich sie noch immer nicht begreift, wie man dir es gestatten kann, mit mir zu verkehren."

„Ja, mein Gott! warum soll ich denn nicht mit dir verkehren?" fragte Else treuherzig.

„Ja, warum — warum?" Lenas Augen wurden sehr dunkel. „Weil ich — ach, du weißt es ja; jeder weiß es — weil ich ein Kind der Sünde bin und als solches der Sünde angehöre und ihr unrettbar anheimfallen und rings um mich herum Sünden verbreiten muß!" rief sie. Und plötzlich flossen ihr die großen Thränen über die Wangen. „Das sagt sie mir alle Tage! Ach Gott, du weißt nicht, wie mir zu Mute wird dabei! Was ich darum gäbe, wenn ich wäre wie andere Mädchen, wie du zum Beispiel, die du mit deinen neunzehn Jahren auch gar nicht ahnst, was Sünde ist!"

„Wie soll ich das nicht ahnen!" rief Else ganz beleidigt. „Das weiß ich doch so gut wie du!"

„So, weißt du das?"

„Ja, ich weiß ganz genau." Und dann in einem gedämpften Ton setzte sie hinzu: „Kinder haben, ohne daß man verheiratet ist, oder seinem Mann davonlaufen, nachdem man verheiratet ist!"

„Du imponierst mir!" rief Lena und fing an zu lachen, so daß die Thränen, die ihr bislang noch an den Wangen hingen, plötzlich herunterfielen.

Dann legte Else der Freundin zärtlich den Arm um den Nacken und flüsterte ihr ins Ohr: „Und ich weiß noch etwas: daß deine Großmutter unrecht hat, daß dir so etwas Häßliches nie — nie im Leben passieren wird, mag dir deine Großmutter prophezeien, was sie will!"

Lena sah weit vor sich hin. „Wenn ich das wüßte, wenn ich's ganz sicher wüßte —" murmelte sie. „Manchmal packt mich eine Angst, daß ich mich ins Wasser stürzen möchte, um meinem Schicksal davon zu laufen. Einmal hab ich's versucht —"

„Dich ins Wasser zu stürzen?"

„Ja, aber es ist mir etwas dazwischen gekommen."

„Was?" fragte Else, „ein Zufall oder ein Mensch?"

„Ein Zufall in Form eines Menschen," erwiderte Lena.

Und bei diesen Worten trat ein so zärtliches seliges Licht in ihre Augen, daß selbst die unschuldige Else ausrief: „Weißt du, wie du aussiehst? Als ob du dich in den Zufall verliebt hättest."

„Verliebt — verliebt," murmelte Lena, die Augen schließend. „Das ist so ein dummes Wort. Manchmal gebraucht's die Großmutter, und dann klingt's nicht nur dumm, sondern auch häßlich. Verliebt — nein, aber mir war's, als ob mir ein Sonnenstrahl die Hoffnung ins Herz hineingetragen hätte. Eigentlich hätt ich sie nicht hineinlassen sollen, denn gewöhnlich ist sie ja doch nur ein schrecklicher Störenfried, aber sie machte ein so einschmeichelndes Gesicht und erzählte mir ein so wunderschönes Märchen, daß ich nicht den Mut fand, sie vor die Thür zu sperren."

Sie hatten inzwischen Lenas Stube erreicht, eine große, kahle Stube, die nach Kalk und Moder roch, wie die Zelle eines Gefangenen.

Die Fenster standen offen, die Sommerluft drang hinein und der Sonnenschein; aber die Sommerluft genügte nicht, das Zimmer zu erwärmen, der Sonnenschein nicht, es zu erhellen, die Mauern waren zu dick, die Fensternischen zu tief.

Die wenigen Möbel, die herumstanden, waren dunkel, plump und häßlich. Die von Lena bereits angekündigten Centifoliensträuße nahmen sich in dieser Umgebung fast wehmütig aus. Man sah sie förmlich langsam erblassen. Ihr würziger, herbsüßer Duft vermochte nicht die Dumpfigkeit der Atmosphäre aufzufrischen, der Modergeruch schlug durch.

Die beiden Mädchen saßen auf einem breiten, mit braunem Kattun bezogenen Schlafsofa. Von draußen tönte das Rauschen des Rheins in die Stube hinein und das Zwitschern der Vögel, die sich im Freien tummelten. Die beiden jungen Mädchen hörten nichts davon, sie hörten nur einander.

„So beichte mir doch, was dir die Hoffnung für ein Märchen erzählt hat," bat Else neckend und zärtlich zugleich.

„Ach — eben ein Märchen!" Lena hielt den Kopf zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen. Plötzlich hob sie den Kopf, und die Augen voll auf die Freundin heftend, fragte sie fast beklommen: „Else, findest du mich hübsch?"

„Hübsch ...? wunderhübsch, entzückend hübsch!" versicherte Else treuherzig.

„Hübsch genug, daß jemand eine Thorheit

begehen könnte für mich?" Lena sagte das fast atemlos, mit ängstlicher Spannung.

„Ja, hübsch genug gerade dazu — wie geschaffen dazu," versicherte Else.

Lena zog sie an sich und küßte sie heftig.

„Du bist gerade wie trunken, Lena," lachte Else.

„Da hast du recht," gestand Lena demütig. „Es gehört eben wenig dazu, einen halb verhungerten Menschen trunken zu machen."

„Du mußt mir aber doch dein Märchen erzählen."

„Ach was, das ist ja alles Unsinn — Unsinn! Sag mir lieber, was du die ganze Zeit über in Schlangenbad treibst? Du mußt dich doch sehr gut unterhalten, denn sonst wäre dir wohl längst der Gedanke gekommen, mich aufzusuchen. Hast du neue Bekanntschaften gemacht?"

„Ja, sehr nette Bekanntschaften."

„Wen denn?"

„Eine alte Frau mit ihrer Tochter."

„So, also eine neue Freundin. Da bin ich aber eifersüchtig," meinte Lena. „Steht sie in deinem Alter?"

„Wer? die alte Frau?" fragte Else halb lachend.

„Nein, die Tochter, das junge Mädchen."

„Ach, die ist ja eigentlich nicht die Tochter, nur die Stieftochter, und sie ist ja gar nicht jung, wenigstens zweiunddreißig ist sie, ganz alt; die mag ich eigentlich nicht sehr, sie ist zu gescheit für mich, das heißt sie giebt mir's wenigstens gar zu oft zu verstehen, daß ich zu dumm für sie bin. Sie ist sehr begabt, sie malt und liest Schopenhauer. Ich weiß nicht, woher's kommt, aber ich kann nun einmal diese sogenannten begabten Frauenzimmer nicht leiden."

„Ja, aber wo bleibt denn die besondere Nettigkeit deiner Bekanntschaft?" fragte lachend Lena.

„Ach, die alte Frau ist lieb!" versicherte Else treuherzig. „Was die gut und nett mit mir ist! Und weißt du, Lena, ich bin nun einmal so, ich laß mich gar so gern ein wenig verwöhnen! Es wäre zu schön, so eine Mutter zu haben!"

„Nun" — Lena lächelte ein wenig schlau — „wenn die alte Dame einen Sohn hat, so ließe sich's ja allenfalls noch machen!"

„Aber, Lena!" rief Else entrüstet, „wie kannst du nur gleich an so etwas denken!"

„An was denn? Daß eine alte Frau einen Sohn haben soll?" fragte Lena mutwillig.

„Nein ... aber ..."

„Hat sie wirklich keinen?"

„Ja, sie hat einen, aber ..."

„Es ist ein unausstehliches, pedantisches Scheusal, wie seine Schwester," mutmaßte Lena gelassen.

„Nein, das ist er weiß Gott nicht!" rief Else entrüstet. „Er ist sehr nett! wirklich nett! Er ist so reizend mit seiner Mutter! Denke dir nur, er ist Gardeoffizier und in Berlin auf der Kriegsschule, und wie es scheint — wenigstens hat mir's seine Mutter gesagt und auch Linden, der ihn schon lange kennt —, hofft man etwas ganz Großes von ihm, und da hat er einen zweimonatlichen Urlaub bekommen behufs einer Reise ins Ausland, um seine Sprachkenntnisse zu erweitern, und da plötzlich, mir nichts dir nichts, schiebt er seine Reise nach Italien auf und kommt nach Schlangenbad, um seine alte Mutter ein wenig aufzuheitern."

„So, nun das ist ja wirklich ein exemplarischer Jüngling," bemerkte altklug Lena.

„Was meinst du mit einem exemplarischen Jüngling?" fragte Else, der das Beiwort mißfiel, „einen Philister? — Das ist er nicht."

„O, ich meinte einfach einen Jüngling, an dem sich andere Jünglinge ein Beispiel nehmen könnten," meinte Lena gelassen.

„Das ist er wahrhaftig!" ereiferte sich Elsa, „da brauchst du gar nicht so spöttisch dazu dreinzuschauen. Wenn du ihn nur einmal mit seiner alten Mutter beisammen sähest, da verginge dir das Lachen. Die alte Frau hat sich im Frühjahr den Fuß gebrochen und ist jetzt noch ein wenig lahm. Da trägt er sie immer über die Treppe, und das treuherzige Gesicht, mit dem er's thut, solltest du sehen, und wie behutsam er sie anfaßt, und wie liebevoll er an ihrem Kleide herumzupft, wenn er sie niedergesetzt hat — so ein armseliges schwarzes Seidenkleid, das wie ein Plätteisen glänzt, und ... und ... die alte Frau ist ja gut und klug und warmherzig, eine bezaubernde alte Frau, sie sind ja ganz aus demselben Holz geschnitzt, er

und sie; aber sie ist manchmal kribbelig, sie scheint früher sehr schwere Sorgen gehabt zu haben, und da regt sie sich oft über Kleinigkeiten schrecklich auf, und dann schulmeistert die Tochter an ihr herum; er aber verliert nie die Geduld mit der alten Frau — und ... und — das weiß ich von Edmund Linden — er dient, wie schon gesagt, in einem Garderegiment in Berlin, unter lauter reichen Offizieren; er hat sehr wenig und hat doch nie einen Heller Schulden gemacht. Daran ist ja an und für sich nichts Besonderes, aber ... es giebt so junge Leute, die ihre Tugend in der Richtung immer verdrießlich zur Schau tragen, die immer ihren Eltern zeigen, was sie alles entbehren müssen, so daß sich die armen Eltern schließlich schämen, ihnen ein Leben gegeben zu haben, in dem sie ihnen so wenig bieten können. Da ist einem ein lustiger Schuldenmacher erst noch lieber als so ein langweiliger Vernunftmensch und Tugendprotz. Aber er ist gar nicht so, er fügt sich in sein Schicksal, ohne eine Ahnung zu haben, daß er sich fügt. Bei ihm heißt's nie, wenn's nicht besser ist, so muß es gut sein — nein, es ist einfach gut, er freut sich ehrlich an seinem Leben, mit der Fröhlichkeit, die für so eine arme alte Mutter wohlthuender als Dankbarkeit ist."

„Else, du wirst ja ganz beredt!" rief Lena. „Ich fange an, mich für deinen neuen Freund zu interessieren! Wie heißt er denn eigentlich?"

„Werner von Schlitzing. Ein hübscher Name, nicht wahr? — Aber was ist dir ... du bist totenblaß!"

„Ja ... ich habe ein wenig Migräne bekommen. Du weißt, daran leide ich manchmal; aber deswegen freu ich mich doch über dich und interessiere mich für das, was du mir erzählst; nur weiter."

Lenas Wangen waren grünlich blaß, sie sprach hastig und aufgeregt.

„Was weiter?" fragte Else fast erschrocken.

„Nun, wie es mit euch steht? Er liebt dich?"

Das Blut stieg Else in die Wangen. „Ich glaube es nicht ... im Innersten meines Herzens glaub ich's nicht!"

„Aber du liebst ihn?" fragte Lena dringend, heftig, fast rücksichtslos.

„O Lena! wie kannst du nur ..." Else brach plötzlich in Thränen aus und warf sich der Freundin in die Arme.

Einen Augenblick blieb Lena starr, dann — es ging ihr einmal zuckend durch alle Glieder — dann hielt sie das weinende Mädchen an sich, ernst, innig, mütterlich, und suchte sie mit aufmunternden Worten und beruhigenden Liebkosungen zu trösten. „Es ist ja so eine Schande, so eine schreckliche Schande, einen Mann zu lieben, ehe man es weiß — aber ganz, ganz sicher weiß, daß er einen auch liebt!" schluchzte Else.

Lena aber schüttelte den Kopf. „Nein," sagte sie, „es ist keine Schande, es ist nie eine Schande, einen Menschen uneigennützig, von ganzem Herzen lieb zu haben, mag er unser Gefühl erwidern oder nicht — ihm nachlaufen, sich ihm zudringlich anzuhängen, zu ächzen und zu krächzen über seinen unbefriedigten Herzensdurst, das ist eine Schande, eine Schmach; aber einen Menschen einfach hoffnungslos zu lieben, das ist keine Schande, nur ein Unglück! Übrigens glaube ich nicht, daß du so etwas zu befürchten hast; er muß dich ja lieb gewinnen! Wie könnte es denn anders sein, du süßes, entzückendes Ding! Er traut sich nur nicht an dich heran, weil du reich bist und er arm!"

„Nein, nein, nein! ich weiß es besser!" murmelte Else und rieb sich mit ihren beiden Händen die Thränen aus den Augen. „Er mag mich ja ganz gern, er sieht mich manches Mal so innig an, und wenn er mir begegnet, lächelt er mir immer zu, so lieb und freundlich; aber sobald er anfängt, mit mir zu reden, schweifen seine Blicke ab; er hat mir nichts zu sagen. Ich weiß es ganz gut, ich könnte sein Leben nicht ausfüllen; nur ihn unsäglich lieb haben könnte ich, und das ist nicht genug."

„Nicht genug — von einem Geschöpf wie du?" Lenas Augen blitzten fast böse. „'s ist mehr als genug, und er müßte ein sehr thörichter Mensch sein, um das nicht einzusehen. Glaube mir's, in acht Tagen bist du verlobt!"

Es war plötzlich sehr still geworden in der Stube; von draußen hörte man den Rhein rauschen, kühl, ernst, großartig.

Da schmiegte sich Else an die Freundin.

„Und nun, Lena, beichte mir dein Märchen,“ bat sie.

„Mein Märchen?“ fragte Lena schroff. „Welches Märchen?“

„Nun das, was dir die Hoffnung erzählt hat.“

„Ach, das! Das hab ich vergessen,“ entgegnete Lena, „'s war ja doch nur dummes Geschwätz. Aber ein anderes kann ich dir erzählen, eines von einer Prinzessin, die hatte man in einen wundervollen Garten hineingeführt, in dem die Bäume voll saftiger Früchte, die Büsche voll duftiger Blüten hingen. Aber sie durfte sich die Früchte und Blumen nur ansehen; wenn sie die Hand nach einer ausstreckte, so zerfiel sie in Moder und Staub. Und einmal war sie durstig und da ...“

Die Thür öffnete sich. Die alte Kammerfrau der Gräfin Haidenheim trat ein. „Ihre Excellenz lassen bitten, der Kaffee steht bereit,“ meldete sie.

Lena küßte die Freundin kurz und heftig, dann schritt sie mit ihr aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

Das Vesperbrot war vorüber. Es war spät geworden. Die Schatten der Pappeln streckten sich endlos lang hin über das unordentlich in dem weiten Hofraum wachsende Gras.

Der Wagen hielt vor der Thür. Fräulein Fuhrwesen war gekommen, ihre Schutzbefohlene abzuholen.

Else hatte die Freundin herzlich abgeküßt, dann war sie in den Wagen gestiegen. Lena stand in der Thürnische, in welcher sie vor zehn Tagen von Werner Abschied genommen.

Mit einemmal fing sie an zu frösteln, dann aber wurde sie plötzlich dunkelrot — so rot, wie sie Else noch nie gesehen.

„Was hast du plötzlich, Lena? du fieberst, du bist krank!“ rief Else. Ehe Lena noch geantwortet, hatten die Pferde angezogen. Else fuhr fort in die saftige, blühende Taunuslandschaft hinaus, und Lena — kehrte zurück in die kalte Moderluft, die ihre Lebensatmosphäre war. Sie ging in ihr Zimmer hinauf. Sie warf sich auf ihr Bett, das Gesicht nach unten, die Hände in das Kissen gegraben.

Warum hatte er sie gezwungen, zu leben, da er doch nichts thun wollte, ihr trauriges Dasein aufzuhellen? fragte sie sich.

Ein großer Zorn stieg in ihr auf. Sie haßte, sie verachtete ihn. Dann zuckte sie die Achseln. Warum? fragte sie sich; weshalb? Etwa deshalb, weil er nicht thöricht genug war, aus Mitleid für ein armes Geschöpf, dem er zufällig das Leben gerettet und das ihn aus ihrem wasserüberrieselten Gesicht einmal schwärmerisch angeblickt, sich seine ganze Existenz zu verderben? Wie hatte sie denn so etwas eigentlich von ihm erwarten können? Sie fragte sich's jetzt fast staunend über ihre eigene Thorheit; und doch ... die Hoffnung war tot, aber der Traum zog noch einmal lockend durch ihre Seele.

Wenn es möglich gewesen wäre! Ihr war's, als öffne sich die Thür. Er trat ein — oder irgend einer, der seine Züge trug und den sie mit allen herrlichen Geistes- und Herzensgaben ausgestattet, die sie sich auszudenken vermocht. Er beugte sich nieder zu ihr und flüsterte: „Deine Qual ist vorbei — komm!“ Er hob sie hinaus aus der öden Gruft, die ihr Leben umschloß, in den herrlichen Sonnenschein. O, wie sie ihn geliebt hätte dafür! Noch nie hätte ein Mädchen einen Mann so geliebt, wie sie ihn geliebt hätte, und sie hätte ihn glücklich gemacht, wie keine andere ihn glücklich gemacht hätte — keine ... keine!

Ein Wonneschauer zog über sie hin; nur einen Augenblick, dann war's vorbei.

Draußen rauschte der Rhein, neben ihr tönte das eintönige Gebetgemurmel, welches Gott zu feiern suchte, indem es seine Werke schmähte. Noch vor wenigen Stunden war sie reich gewesen, jetzt war sie bettelarm. Die Hoffnung war tot, der Traum verglommen. Kein Licht, kein Ausblick, keine Freude! Finsternis, kalte, erstarrende Lieblosigkeit rings um sie herum; ihre ganze Existenz ein Grab, in dem sie nicht sterben durfte!

* *
*

Als Werner sich mit Mutter und Schwester bei der Mustergräfin einfand, waren von Gästen nur die alte Frau von Norbin anwesend und zwei österreichische, kroatische Damen, Gräfin und Comtesse Iwantschitsch

— neue Bekannte, auf welche Gräfin Malve — niemand wußte recht, warum — offenbar große Stücke hielt.

Die Gräfin Jwantschitsch mußte einmal sehr hübsch und sehr reich gewesen sein. Sie trug ihre großen, falschen Brillantboutons mit einem Aplomb, welcher bewies, daß sie sehr lange echte getragen habe, und minaudierte mit Männern noch in einer Art, die in ihrem Alter nur Damen sich erlauben, die es gewohnt waren, daß man jeden ihrer Blicke als eine besondere Gnade betrachtet. Sie war leicht geschminkt, stark gepudert und à la grecque frisiert. Aus ihrem etwas kurzen Ärmel guckte ein sehr runder, sehr glatter weißer Arm. Ihre Stimme war tief, ihre Art zu reden hatte etwas Jodelndes; im übrigen nahm ihr Wesen die Norddeutschen ein durch eine Art warmherziger, leicht burschikoser Natürlichkeit.

Die Tochter war das Bild der Mutter, um zwanzig Jahre jünger, nur träge und schmachtend anstatt lebhaft und burschikos.

Beide Damen befanden sich gegen die Schlangenbader Sitte in Soirée-Toilette, beide waren dekolletiert, die Mutter en cœur, die Tochter viereckig, beide mit etwas wackeligem Spitzenarrangement um die üppige Büste.

Und beide Damen waren sehr stark parfümiert. Jeder Österreicher hätte sofort gewußt, daß er es mit überspielter Vornehmheit zu thun habe, die ins Abenteurertum hinüberstreifte.

Es hätte ein weltkundigeres Auge als das der sehr beschränkten Mustergräfin dazu gehört, die beiden Schönheiten auf ihren richtigen socialen Wert, das heißt als „Reisegräfinnen" von Profession zu erkennen.

Die Mutter war nichts weniger als anspruchsvoll und schien selber erstaunt über die Flausen, welche man mit ihr machte; die Tochter war eines von den Mädchen, welche überhaupt nicht existieren, ehe sie mit einem Mann in Kontakt kommen.

Die Gräfin Jwantschitsch reichte Werner, als er ihr vorgestellt wurde, sofort sehr liebenswürdig die Hand, eine der hübschesten Hände, die er je in der seinen gehalten. Er streifte sie ritterlich mit den Lippen, worauf er sich seiner schüchternen Gewohnheit gemäß in irgend einen Winkel zurückzog, in dem er dekorativ und schweigsam sitzen blieb, während er seine Umgebung aus großen, ernsten Augen beobachtete und seine Schlüsse zog.

Er beurteilte seine Nebenmenschen, besonders den weiblichen Teil derselben, ganz außerordentlich falsch von seinem romantisch-idealistischen Standpunkt aus, dem einzigen Standpunkt, den er damals überhaupt hatte. Armer Junge!

Gräfin Jwantschitsch überschüttete Frau von Schlitzing sofort mit Liebenswürdigkeiten, wofür die alte Frau sehr empfänglich war; unter anderem hielt sie ihr Lorgnon an die Augen, betrachtete Werner aufmerksam, worauf sie der Mutter ziemlich hörbar zuflüsterte: „Ihr Sohn — ich gratuliere — habe selten einen so schönen Menschen gesehen!"

Werner wendete den Kopf ab und zog sich noch tiefer in den Schatten zurück. Dabei bemerkte er, daß sich nun auch die Augen der Tochter Jwantschitsch auf ihn richteten. Es waren sehr große blaue Augen mit breiten Augenlidern.

Werner fand, sie hätten etwas Schwärmerisches im Ausdruck; sie erinnerten ihn an die Augen der Beatrice Cenci.

Die Konversation drehte sich anfangs hauptsächlich um die Frage, ob der kleine Prinz Ürow, ein Neffe von Frau von Norbin, der in der vorangegangenen Nacht etwas unwohl gewesen war, sich den Magen mit Champignons verdorben habe oder mit einem russischen Butterkuchen.

Dann schleppte sie sich.

Da hörte man draußen das Rascheln eines weichen Seidenkleides.

Der Kammerdiener öffnete die Thür. Das ganze Zimmer war plötzlich voll frischer, herber Luft. Eine hohe, sich stolz und gerade haltende Frau mit einem forschenden, fast scharfen Blick in den schönen Augen und mit einem wohlwollenden Spottlächeln um den prachtvoll geschnittenen Mund trat ein — Gräfin Anna Lenzdorff.

„Ich habe euch jemanden mitgebracht!" rief sie. „Ratet, wer's ist?"

„Hoffentlich ein Herr!" lispelte die Mustergräfin, der das übrigens ganz gleichgültig war; männersüchtig war sie nie gewesen.

Die beiden Kroatinnen, denen es gewiß

nicht im mindesten gleichgültig war, lachten über den Witz.

„Ja, ein Herr! Aber gebt euch keiner Hoffnung hin, einen Courmacher erworben zu haben; er macht nur mir die Cour, ihr geht auf jeden Fall leer aus!" rief die Gräfin munter.

Sie stand indessen gerade vor der Thür, die Hand auf der Klinke.

„Ratet, wer's ist?"

„Wie sollen wir raten!" lispelte die Mustergräfin.

„Kardinal, treten Sie ein!" rief lachend Gräfin Lenzdorff.

Herein trat ein schöner, sehr alter Mann mit einem langen weißen Vollbart, dabei gänzlich kahl.

„Graf Retz!" rief die Mustergräfin. „Je suis enchantée!"

Der Graf — den Spitznamen Kardinal dankte er vielleicht seinem historische Reminiscenzen heraufbeschwörenden Namen, vielleicht dem Umstand, daß er einmal bei lebenden Bildern sehr effektvoll einen katholischen Kirchenfürsten dargestellt; er selber war nichts weniger als Priester — verbeugte sich, lachte und machte irgend eine scherzhafte Bemerkung, worauf sich die durch die Ankunft der beiden verursachte Erregung legte.

Frau von Schlitzing, welche eine Jugendfreundin Gräfin Lenzdorffs gewesen war, beeilte sich, derselben ihre Kinder vorzustellen.

Gräfin Lenzdorff sagte Mathilde irgend etwas Höfliches und begrüßte Werner als alten Bekannten mit der ungenierten Herzlichkeit, welche alte Damen ihres geraden, offenen Charakters jungen Männern beweisen, an denen sie ihr Wohlgefallen haben.

„Wir sind ja schon lange gute Freunde, dein Sohn und ich, Rose!" rief sie, dem jungen Mann die Hand reichend. „Er ist zwar ein schrecklich scheuer Mensch, aber ein großer Liebling von mir; er hat noch Ideale, das rechne ich einem jungen Mann hoch an par le temps qui court. Im übrigen ist er ja ein Vetter meines alten Lieblings Goswyn von Sydow. Wie geht's, Schlitzing, was macht die Reise nach Italien?"

Werner wurde rot und schwieg. Seine Mutter antwortete für ihn: „Vorläufig hat er sie ein wenig aufgeschoben, um die Rolle eines barmherzigen Samariters neben mir zu übernehmen."

„So, das ist nett von ihm." Sie blickte den jungen Offizier gutmütig-schalkhaft an. „Und Nebenbeschäftigung hat er keine?" fragte sie.

Er lächelte abwehrend und unbeholfen.

Die alte Frau, welche merkte, daß die Aufmerksamkeit, die sie auf ihn richtete, ihn ein wenig verlegen mache, wendete sich an Frau von Schlitzing und fragte: „Macht er nicht der kleinen Ried den Hof? Ich hörte so etwas. Eigentlich erwartete ich die Kleine hier zu treffen. Sie hatten mir dieselbe in Aussicht gestellt, Malve."

„Sie versprach auch, zu erscheinen," versicherte die Mustergräfin, „nur sagte sie, daß sie wahrscheinlich ein wenig spät kommen würde, weil sie vorher eine Spazierfahrt nach Eltville machen wollte."

„Nach Eltville? Was hat sie denn in Eltville zu thun, die kleine Hexe?" fragte Gräfin Lenzdorff, indem sie zu gleicher Zeit eine Tasse Thee von dem Plateau nahm, das ihr der Kammerdiener präsentierte.

„Sie wollte eine Bekannte besuchen, eine Gräfin Haidenheim, glaube ich," erwiderte die Mustergräfin. Sie blinzelte dabei mit ihren ungleich funktionierenden Augenlidern, als ob sie sich des eigentlichen Sachverhaltes nicht recht entsinnen könne.

„Ida Haidenheim, die vormals Oberst-hofmeisterin war bei der Herzogin von Schamberg-Mechingen?" fragte Gräfin Lenzdorff, an einem Biskuit knabbernd.

„Eine sehr achtungswerte alte Dame," warf jetzt Graf Retz ein, „aber eine sonderbare Bekanntschaft für ein junges Mädchen. Vor zwanzig Jahren kannte ich sie gut; damals wich ich ihr aus, sie wirkte immer auf mich wie kaltes Regenwetter. Ich frage mich, welche Wirkung sie wohl jetzt ausübt?"

„Nordpolklima, erstarrend sterilisierend!" rief Gräfin Lenzdorff. „Und ganz zu verübeln ist es ihr nicht anbetrachts des gräßlichen Unglücks, das sie betroffen. Aber sie ist unerträglich, das läßt sich nicht leugnen."

Jetzt brachte auch Werner seine Bemerkung vor. „Gräfin Haidenheim hat eine

Enkelin bei sich," sagte er, „und mit der hat sich Fräulein Else, glaube ich, sehr angefreundet, da sie in derselben Pension mit ihr erzogen worden ist."

„Die Enkelin — die Enkelin!" rief Gräfin Malve. „Aber von der spricht man ja nicht, von der Enkelin, mein lieber Werner!"

„Und warum spricht man nicht von ihr?" fragte Graf Retz.

„Es ist, wie mir scheint, eine etwas anstößige Geschichte mit ihr verbunden," meinte Gräfin Warsberg. „Wenn ich nicht irre, ist sie ... Aber ich werde indiskret!"

„Nein, nein, Sie irren sich nicht, die Enkelin ist in der That das natürliche Kind der einzigen Tochter von Ida Haidenheim!" sagte gelassen Gräfin Lenzdorff.

„Um Gottes willen, bedenken Sie doch, es sind ja junge Mädchen anwesend!"

„Ach, meine Tochter ist nicht zimpferlich," beeilte sich Gräfin Iwantschitsch zu versichern, „die verträgt schon einen Puff! Übrigens, wenn das Kind Sie am Ende genieren sollte ... Ilka, geh hinaus auf den Balkon!"

Ilka folgte dem energischen Wink. Im Hinausgehen sah sie sich nach Werner um. Der verstand nicht, oder — interessierten ihn die in Aussicht gestellten Eröffnungen zu sehr, um der Aufforderung dieses Blickes zu folgen. Nur Mathilde gesellte sich der jungen Österreicherin bei.

„Und nun, Gräfin, ich bitte Sie, Ihre Geschichte," sagte die Iwantschitsch. „Ein bißchen Skandal hab ich für mein Leben gern."

„'s ist kein lustiger Skandal," erwiderte Gräfin Lenzdorff, „besonders nicht für uns, die wir der Tragödie — denn eine Tragödie war's — beigewohnt und die wir die Heldin derselben genau gekannt."

„Wirklich genau gekannt?" rief die Iwantschitsch. „Also die in Rede stehende Dame gehörte zur Berliner Gesellschaft bel et bien?"

„Sie hörten ja, daß sie die Tochter einer Obersthofmeisterin war," sagte Gräfin Lenzdorff.

„Ach, das war mir entgangen!"

„Sie gehörte zu meinen intimsten Freundinnen," sagte hier Frau von Norbin mit ihrem feinen Stimmchen. „Wenn ich auch den Schritt nicht gutheißen konnte, durch welchen sie ihr Leben verdorben hat, habe ich andererseits meine Sympathien für sie nie ganz verloren. Sie war eine vornehme Natur."

„Eine Gans war sie," behauptete Gräfin Lenzdorff schroff; dann setzte sie mildernd hinzu: „aber eine bedauernswürdige."

„Und welcher Art war denn der Mann, der das Unheil angerichtet?" fragte der Kardinal.

„Derart, daß es keinem von Ihnen beiden" — Gräfin Lenzdorff blickte von dem alten Grafen zu dem jungen Offizier — „möglich erschienen wäre, eifersüchtig auf ihn zu sein. Ein Russe war's, ein Verbannter, der Sprachstunden gab. Als russischer Sprachlehrer lernte er die Julie kennen. Mitgiftsjäger war er nicht; als er mit der Julie floh, hatte sie keinen Pfennig in der Tasche, und da er selber verheiratet war, konnte er offenbar nicht daran denken, sich die ‚Rehabilitation' der Julie von ihrer Familie teuer bezahlen zu lassen. Seine Uneigennützigkeit ist über alle Zweifel erhaben."

„Kommt selten vor," meinte Gräfin Iwantschitsch, „das muß ich sagen."

„Nun, da jedes selbstsüchtige Motiv ausgeschlossen scheint, so war er offenbar auch nicht ganz unwürdig," schob Werner schüchtern ein, „ein Ausnahmsmensch."

„Ach, leider nicht, die Species ist nur zu häufig!" seufzte Gräfin Lenzdorff. „Meiner Ansicht nach war er ein Esel, aber ein Esel, der das Unglück hatte, sich für etwas Besonderes zu halten, und das noch größere Unglück, von seiner nächsten Umgebung in der Meinung, welche er von sich hegte, bestärkt zu werden. Er war ein Nihilist, Socialist — ich weiß nicht, was alles, hatte eine ‚neue Wahrheit' entdeckt, eine Wahrheit, die mit der Aufhebung aller konventionellen Sittengesetze verbunden war. Damals waren diese ‚neuen Wahrheiten' epidemisch. Er war ganz überzeugt von seiner ‚neuen Wahrheit' mit der Überzeugung des Fanatikers, der nur deshalb nie in seinen Ansichten schwankt, weil sein Gehirn zu eng ist, um für eine zweite Idee Platz zu haben, nachdem es einmal die erste in sich aufgenommen hat."

„Hast du ihn denn gekannt, Anna?“ fragte Frau von Norbin.

„Freilich, ich hab die Julie ja besucht in Paris,“ erwiderte Gräfin Lenzdorff. „Sie war natürlich nach Paris mit ihm geflohen.“

„Sie haben sie besucht?“ rief die Mustergräfin halb lachend, halb entsetzt.

„Ja,“ erwiderte gleichmütig Gräfin Lenzdorff, „mehrmals war ich bei ihr. Du lieber Himmel, war das ein Elend! Sie wohnte irgendwo weit draußen, am Boulevard de l'Enfer glaub ich, in der Gegend, wo alle die armen Russen wohnen: die, welche die Welt verblüffen wollen mit künstlerischen Leistungen und es zu nichts bringen, und die, welche die Welt verbessern wollen mit schönen Reden und Dynamit und es ebenfalls zu nichts bringen. Es hockte dort so eine ganze Kolonie von verfehlten Existenzen beisammen. Seit ihrem Unglück interessierte mich die Julie, früher mochte ich sie nicht. Die anderen schwärmten im Gegenteil früher für sie und schnitten sie jetzt. Mein Gott, wenn ich bedenke, daß sie einmal in den sentimental ästhetischen Kreisen unserer Hauptstadt Regen und Sonnenschein gemacht hat! — hm! — Man nannte sie genial, hervorragend! Du lieber Gott!“

„Und wie war sie denn eigentlich?“ fragte Gräfin Iwantschitsch, die nicht aufhören konnte, die ganze Geschichte vom humoristischen Standpunkt aus zu betrachten.

Gräfin Lenzdorff zuckte die Achseln. „Verdreht war sie,“ erklärte sie. „Sie trug das Haar schlicht hinter die Ohren gekämmt und im Nacken abgeschnitten; sie schwärmte für Shelley und für Mary Wolstoncraft. Sie hatte keine Religion, glaubte aber im übrigen an allerhand merkwürdige Dinge, zum Beispiel an die Gleichberechtigung der Geschlechter in sittlicher und unsittlicher Richtung, an die Heilung verschiedentlicher Krankheiten der Civilisation durch das Freigeben des Instinkts, was meiner Ansicht nach beiläufig so viel bedeutet wie die Trockenlegung eines Sumpfes durch das Aufschließen einer hemmenden Schleuse. Sie glaubte an die Veredelung des Menschengeschlechts durch die freie Liebe, an die Ordnung der Gesellschaft durch deren vollständige Desorganisation, an den bevorstehenden allgemeinen Reichtum durch die Einführung der allgemeinen Besitzlosigkeit, an das Millenium — und sie sprach von allen diesen Dingen so konfus, hüllte alles in einen so rosigen Nebel, daß die meisten ihre Schwätzereien fabelhaft poetisch und geistreich fanden. Man riß sich um sie, die Originalität war in der Mode damals; es war um jene Zeit eine Schande, gesunden Menschenverstand zu haben, das war so gewöhnlich. Mich machte sie damals so nervös, wie einen im gesellschaftlichen Verkehr ein Irrsinniger macht, der noch nicht ganz reif ist fürs Irrenhaus. Sie war reifer fürs Narrenhaus, als man glaubte; sie hat es bewiesen. Ich fühlte mich dann später ihr gegenüber schuldig, weil ich so lange nicht an die Echtheit ihres Wahnsinns geglaubt. Aber, was wollen Sie, man hält einen Irrsinnigen immer für ungezogen oder affektiert, bis er einen gemein- oder selbstschädlichen Beweis seiner Thorheit geliefert hat.“

„Und wie verhielt sich denn die Familie dieser interessanten Julie gegenüber?“ fragte trocken Graf Retz.

Gräfin Lenzdorff holte tief Atem. „Wenn jemand in eine Pfütze tritt,“ begann sie, „bespritzt er gewöhnlich die ihm am nächsten Stehenden mit Kot, und daß sie darüber schreien, ist nicht zu verwundern. Am strengsten wurde die Julie von ihrer eigenen Mutter verurteilt. Dennoch ließ diese ihrer Tochter sagen, daß sie bereit wäre, über die Schmach, die sie auf sich und ihre Angehörigen geladen, einen Schleier zu ziehen, wenn sie ihrem Liebhaber entsagen und sich unter das Dach der Mutter zurückbegeben wolle. Die aufgeklärte, ästhetisch angehauchte Gesellschaft, deren Mittelpunkt Julie gebildet, sprach sich im Gegenteil höchst nachsichtig über die Angelegenheit aus und behauptete, eine wirklich große Leidenschaft komme überhaupt höchst selten vor; wenn sie aber einmal vorkäme, entschuldige sie alles. Nachdem sie dies festgestellt, entschied sie natürlich weiter, daß sie trotz aller individuellen Sympathien von der Julie auf keinen Fall mehr irgend welche Notiz nehmen könne.“

„Hm! Und Sie hatten den Mut, dem Vorurteil zu trotzen und die arme Julie aufzusuchen?“ fragte Graf Retz.

„Mut ...?“ Gräfin Lenzdorff zuckte mit den kräftigen Schultern. „Es war kein Mut

dabei, ich stand mein lebelang mit dem Vorurteil auf so ausgezeichnetem Fuß, daß ich von vornherein wußte, man würde mir meine Eigenwilligkeit verzeihen. Also ich besuchte die arme Julie im sechsten Stock am Boulevard de l'Enfer — aus Neugier besuchte ich sie und auch aus Mitleid. Wie ich sie fand? Wie man solche Unglückliche immer findet, elend und prahlerisch. Vor allem mußte sie mir beweisen, daß sie sich im Recht fühlte. Sie war grotesk, aber sie flößte mir Respekt ein. Es ist viel schwerer, auf einem steil abschüssigen Wege stehen zu bleiben, als einen geraden Weg weiter zu gehen; und ich muß das eine sagen, sie hat das durchzuführen vermocht. Sie stand da wie Kaiser Max auf der Martinswand, eine steile Wand über, einen Abgrund unter sich, und behauptete sich irgendwie. Sie wohnte natürlich mit ihrem Russen beisammen, nannte ihn ihren Mann und verrichtete für ihn die Arbeit einer Magd. Sie trug noch immer kurzes Haar, was sie weniger gut kleidete als ehedem, weil es grau geworden war, und verschmähte noch immer das Korsett, was sich fast unanständig ausnahm. Sie war armselig gekleidet, hatte ganz abgearbeitete Hände, trug aber bei alledem mir gegenüber eine Art Herablassung zur Schau und behandelte mich und meine Lebensansichten als einen längst überwundenen Standpunkt, den sie höflich genug war, im Laufe des Gesprächs nicht direkt anzugreifen. An ihrer Person war sie noch immer sehr sauber; alles um sie herum war aber unsagbar schmutzig und schlampig. Sie wohnte in zwei kleinen Zimmerchen, von denen ich nur eins kennen lernte, da sie mich darin empfing. Es war sehr niedrig, hatte keinen Teppich und eine Tapete mit blauen und braunen Arabesken, aus denen überall scheußliche Fratzen herausgrinsten. Die Tapete allein hätte genügt, mich unglücklich zu machen. Nirgends zeigte sich auch nur der Versuch, etwas hübsch oder freundlich herzurichten. Offenbar war die Stube der Aufenthaltsort eines Geschöpfes, dem jeder Raum zum Gefängnis wird — eines Geschöpfes, das die Stumpfheit in sich züchtet, um seine Qual weniger zu spüren. Möbel gab's fast keine, nur ein paar Stühle und einen Tisch, dazu ein eisernes Öfchen mit einem sich endlos hin und her windenden Rohr — ein Öfchen, das wie ein boshaftes Ungeheuer aussah und auf dem irgend etwas aufdringlich nach Kohl Riechendes schmorte. Die Luft war grau von Tabakdampf. Julie bot mir sofort eine Cigarette an, und als ich ablehnte, bat sie mich um Erlaubnis, selbst rauchen zu dürfen; das sei das einzige, was sie nicht entbehren könne, behauptete sie. Sie rauchte unaufhörlich, wobei sie sich die Cigaretten selbst rollte, dazwischen hustete sie und erzählte mir, daß sie sehr glücklich sei. Bassistow — sie sprach von ihrem Russen immer als Bassistow — sei ein Mann von merkwürdigem Wissen und hervorragender Genialität, dessen Gesellschaft allein alles aufwiege, was sie hinter sich gelassen habe; übrigens fehle es ihr auch außerdem durchaus nicht an anregendem Verkehr, Bassistow würde von all seinen in Paris anwesenden Landsleuten hoch geachtet, er stehe so zu sagen an der Spitze der Kolonie; es sei merkwürdig, wie viele Menschen sich bereits der neuen Lehre zugesellt hätten. Bassistow arbeite fleißig an einem Buch, das jedenfalls zur Bekehrung der Welt sehr viel beitragen würde, Sie beschäftige sich indessen mit der Abfassung von kleinen Artikeln für ein Modejournal, zu denen sie den Stoff auf der Straße und in den Auslagen der Läden suchte. Sie lachte über diese ihr so besonders uninteressante Beschäftigung, wobei sie nicht ohne Ironie auf die Lappen heruntersah, in die sie gekleidet war. Aber endlich ... nun ja ... Sie ließ sich nicht weiter darüber aus, aber ich merkte, daß sie sich quälte, um Bassistow die Nahrungssorgen abzunehmen, er brauchte einen freien Geist zur unbehinderten Arbeit an seinem socialistischen Katechismus. Mitten in unserem Gespräch trat er ein, ein mittelgroßer Mann, etwas rund in den Schultern, nachlässig gekleidet in einem vertragenen, losen, dunkelgrauen Tuchkittel, der wie ein in der Hälfte abgeschnittener Schlafrock aussah, und in vertretenen Pantoffeln. Er hatte einen großen Kopf, oder zum wenigsten einen Kopf, der groß aussah, dank des starken Bartes und fast bis auf die Schultern herabhängenden blonden Haares. Das Gesicht war hübsch, trotz der etwas dicken Nase, nur aus den Augen sprach der stiere, unduldsame und zugleich gequälte Blick eines Fanatikers. Der

Blick verfinsterte sich, als er mich sah, wurde mißtrauisch und bös, er machte irgend eine Bewegung mit Kopf und Schultern, bei der ihm alle seine Haarzotteln in die Stirn fielen und die eine Verneigung vorstellen sollte, und zog sich sofort zurück, ohne mir die Zeit gegönnt zu haben, das Wort an ihn zu richten. Mir schnürte es die Kehle zu. Der Mensch war offenbar überzeugt; sie waren beide überzeugt; daher das Elend. Sie benutzte die Gelegenheit der plötzlichen Erscheinung ihres Mannes, um mir zum zwölftenmal mitzuteilen, daß sie sehr glücklich sei, als man draußen die Thür gehen hörte, worauf sich das Zwitschern eines feinen Kinderstimmchens vernehmen ließ. Ich sah Julie an; sie wurde feuerrot. Sie hatte mir bis dahin noch nicht gesagt, daß sie ein Kind habe. Ich weiß nicht, warum sie das mehr genierte als etwas anderes. Sie fuhr zusammen, wollte etwas bemerken — da trat das Kind ein mit einer fremden Frau, einer Nachbarin, die es spazieren geführt ... so eine Nachbarin, eine von den anregenden Bekanntschaften der Julie, die bereits sich zu den tiefen Wahrheiten des neuen Bassistowschen Katechismus bekehrt. Sie war ehemals eine kleine Lehrerin gewesen und hatte sich jetzt mit einem Maler zusammengethan, so einem mit viel Überzeugungen und keinem Erfolg, an dessen Genie sie glaubte und dessen Unsinn sie unterstützte. Sie sah aus wie in alte Vorhänge eingewickelt und als ob sie einen Monat lang kein Fleisch gegessen hätte. Bald nahm das kleine Kind, ein Mädchen, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Etwa sieben Jahr war die Kleine alt. Sie hatte die Haidenheimsche Schönheit, um die ihre Mutter eigentlich von der Natur betrogen worden war, die Haidenheimsche Schönheit aber gewürzt durch irgend ein fremdes Element, welches sich in allen Bewegungen äußerte und zu dem ihr phantastischer Aufputz gut paßte. Sie blühte in diese schmutzige Umgebung hinein wie eine Blume, und merkwürdig — Julie, die, was ihre eigene Person anlangte, nie eine Spur von Eitelkeit gekannt hatte, gab sich offenbar die rührendste Mühe mit dem Anzug der Kleinen. Es war ja alles billiges Zeug, aber wie malerisch zusammengestellt. Unheimlich waren die Augen des Wurms. Eigentlich waren's die fast grünen russischen Augen des Vaters, aber mit einem hellen, durchdringenden Blick darin, vor dem sich die Chimären der Eltern in alle Winkel verkriechen mußten. Mit dem Eintritt des Kindes war die mühsam aufrecht erhaltene Selbstgefälligkeit der armen Julie in sich zusammengefallen. Sie war wie auf die Folter gespannt. Bald darauf verließ ich sie. Elender, als mir die folgenden Tage zu Mute war, ist mir in meinem Leben selten gewesen. Ich schrieb sofort der alten Haidenheim, wie ich die Julie gefunden, und erwähnte des Kindes, von dem die alte Frau nichts wußte. Die Gräfin antwortete mir fast umgehend. Wenn ich Julie dazu bewegen könne, ihre gräßliche Verblendung einzusehen und von Bassistow zu lassen, sei sie auch jetzt noch jederzeit bereit, ihre Tochter und deren Kind bei sich aufzunehmen. Der Brief war hart, aber edel. Ich besuchte die Julie, teilte ihr den Inhalt des Schreibens mit, ohne es ihr selbst zu zeigen. Ich beschwor sie, zu ihrer Mutter zurückzukehren. Sie sah mich nur verächtlich von oben herab an und sagte mir: ‚Meine Pflicht ist hier, ich muß ausharren auf meinem Posten. Es fällt mir nicht schwer, denn ich bin von der Richtigkeit der neuen Lehre überzeugt. Die Starken sind da, um den Schwachen ein Beispiel zu geben. Die ersten Anhänger einer neuen Religion gehen immer zu Grunde, das ist ihr Schicksal. In den sich regelmäßig abwickelnden Lauf der Dinge eingreifen zu wollen, heißt für den einzelnen seine Hand hineinstecken in das Schwungrad einer Maschine. Ja, der einzelne geht zu Grunde, aber sein Schicksal lenkt die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich, die Massen werden angezogen durch das Beispiel, nach und nach setzen sie sich in Bewegung. Ich arbeite mit an der Befreiung der Menschheit.‘ Was ist auf so etwas zu erwidern? Mir wurde ganz wirr im Kopf; schließlich wußte ich nicht mehr, wer verrückt sei, sie oder ich. Eine Weile setzte ich meine Besuche bei ihr aus. Da erhielt ich eines Tages von ihr einen Brief. Mein Gott, was für ein Brief das war! ... nur ein paar Zeilen: ‚Liebe Anna, ich bin sehr elend — ich sterbe. Ich bedaure nichts — nichts für mich, aber das Kind! Es ist nicht wie ich, es fühlt sich nicht wohl in unserer Um-

gebung. Bitte, hole es ab, sobald du kannst, und schicke es meiner Mutter. Ich werde erst Ruhe haben, wenn du es abgeholt hast. Nach meinem Tode könnte Bassistow Schwierigkeiten machen' ꝛc. Dann noch Jammer und eine sehr undeutliche Unterschrift. Natürlich holte ich das Kind denselben Tag. Julie lag völlig angekleidet auf ihrem Bett. Bassistow kauerte, als ich eintrat, daneben, das Gesicht in ihre Röcke vergraben. Ich war eingetreten, ohne zu schellen. Die äußere Thür war nie versperrt bei ihnen; was hätte man ihnen auch stehlen sollen! Er hörte mich nicht, als ich ins Zimmer kam; sie legte ihm die magere, abgearbeitete Hand auf den zottigen Kopf, um ihn aufzurütteln. Es war das erste Mal, daß ich sie zusammen sah. Welche Zärtlichkeit inmitten dieser überspannten Irrtümer, die mir Spott abzwangen, inmitten dieser widerlichen Umgebung, die mich ekelte! Sie liebten einander. Zum erstenmal sagte ich mir, daß es nicht ganz Lüge gewesen, wenn die arme Julie mir versicherte, sie sei glücklich. Ja, sie liebte ihn! Es ging über mein Begriffsvermögen, aber es war so. Als ich an jenem Tag die Treppe herabschritt, das Kind an der Hand, kam ich mir sehr klein vor und mein Leben arm. Ich hab es lange nicht vergessen, wie ich sie damals so zusammen fand, sie sterbend und ihn das Gesicht in ihr armseliges Kleid vergraben, wie ein Kind, das sich von einem Gespenst abwendet, das es nicht sehen will. Das Gespenst hat nicht auf sich warten lassen. Zehn Tage später war sie tot. Er hat sich den Tag nach dem Begräbnis an einem Bettpfosten aufgehängt."

Eine unheimliche Stille folgte.

Graf Retz war der erste, der das Gespräch von neuem aufnahm: „Und dieses Kind mit den hellen Augen ist die Enkelin, von der man nicht spricht?" bemerkte er.

„Ja, das ist die Enkelin, von der man nicht spricht," sagte Gräfin Lenzdorff.

„Sie ist sehr reizend!" murmelte Werner wie zu sich selbst.

„Kennen Sie sie denn?" fragte Gräfin Lenzdorff.

„O, ich hab sie nur einmal gesehen!" erwiderte verlegen der junge Offizier.

„Das ist vielleicht ganz gut," scherzte die Gräfin Lenzdorff. „Lena ist kein Verkehr für junge Idealisten, sie regt zugleich das Mitleid an und die Phantasie, und leider — elle n'est pas épousable."

„Nein, das ist sie entschieden nicht," sagte Gräfin Malve, und Frau von Schlitzing bemerkte humoristisch: „Pas épousable. Das ist hart; ich wünschte ihr von Herzen, daß sie einen braven Jungen finden möge, der sich entschließt, sie zu heiraten; aber Gott bewahre mich, daß der brave Junge mein Werner sein sollte!"

„Dein Standpunkt ist begreiflich, Rose," gab Gräfin Lenzdorff zu, „nichtsdestoweniger, wenn sich ein Mann fände, der die Courage hätte, wer weiß, vielleicht ..."

An diesem Punkt ertönte von draußen ein Hüsteln.

Gräfin Iwantschitsch nahm einen leichten Spitzenumwurf von ihren Schultern, und ihn Werner reichend, bat sie: „Lieber Herr von Schlitzing, möchten Sie das meiner Tochter hinausbringen? Das Mädel erkältet sich mir sonst auf den Tod. Sie ist so romantisch und so unvorsichtig; wenn es sich darum handelt, die Sterne über ein paar Waldwipfeln glänzen zu sehen, vergißt sie alles."

Werner eilte mit größter Bereitwilligkeit hinaus, um seiner Ritterpflicht nachzukommen, und legte dem jungen Mädchen die Schärpe um die Schultern.

„Ach, wie liebenswürdig!" hauchte sie, „wirklich, zu liebenswürdig!"

„Ihre Frau Mutter hatte mich geschickt," erwiderte Werner linkisch.

„Ach so, die Mama hatte Sie geschickt," murmelte die junge Kroatin etwas gedämpft, offenbar enttäuscht.

„Gnädigste Comtesse," beeilte sich Werner ihr zu versichern, „ich hätte mir nie erlaubt, aus eigenem Antriebe herauszukommen, ich hätte immer Angst gehabt, Ihnen lästig zu fallen."

„Aber!" Sie sah ihn nur aus großen Augen an und lachte.

Mathilde versuchte ein paar geistreiche Bemerkungen anzubringen, die Kroatin hörte nicht. Etwas ärgerlich zog sich die überlegene Thilde erst an das andere Ende des Balkons, dann in das Zimmer zurück.

Zwischen Werner und Ilka Iwantschitsch entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Es

ließ sich nicht leugnen, dieses üppige Mädchen mit den rotblonden Haaren und den großen blauen Augen beschäftigte Werner momentan ausschließlicher, als es Else je gelungen war, ihn zu beschäftigen. Sie sagte nichts Geistvolles, ja nicht einmal etwas Amüsantes, die Konversation erhielt sich auf einem demütigend platten Niveau. Aber jeder ihrer Blicke war eine Huldigung, alles, was sie sagte, schmeichelte ihm, und dabei hatte sie gerade Takt genug, ihn nicht mit einem direkten Kompliment stutzig zu machen. Nur gab sie ihm mit jedem Wort, das sie sprach, zu verstehen, daß sie ihn als ein höheres, ihr weit überlegenes Wesen betrachtete, dem sie sich in allen Stücken unterzuordnen bereit war. Beständig beanspruchte sie seinen Rat. Wo fände er am besten, daß zwei Damen den Winter verbrächten? Wiesbaden oder Dresden? Werner kannte weder Wiesbaden noch Dresden und schlug einen Winteraufenthalt in Italien vor — Rom, Florenz —, aber Ilka Iwantschitsch kannte Rom, Florenz und Venedig, sie sehnte sich danach, einmal in einer deutschen Stadt zu überwintern.

„Wo bringen Sie den Winter zu?" fragte sie endlich.

„In Berlin, gnädigste Comtesse."

„So. Ach, da ist's gewiß sehr interessant! Und werden Sie immer in Berlin bleiben?"

„Vorläufig noch einige Zeit, da ich Hoffnung habe, in den Generalstab befördert zu werden," erwiderte er ihr. Seine Stimme klang ihm selber tiefer, runder als sonst. Er fühlte das Bedürfnis, vor ihr ein wenig zu prahlen. Er war sich in seinem Leben noch nicht so wichtig vorgekommen, wie jetzt neben ihr.

„Ach, Sie sind Offizier!" rief sie, als ob sie noch nie einen Offizier gesehen hätte.

„Ja, gnädigste Comtesse."

„Und lieben Sie Ihren Beruf?"

„Mit Leib und Seele!"

„Ach, wie schön! Wie arm fühle ich mich neben Ihnen!" seufzte sie.

Und da er darauf schwieg — was hätte er auch antworten sollen —, murmelte sie: „Uns armen Mädchen steht nur ein Beruf offen: der der Gattin und Mutter."

„Ein sehr schöner Beruf!" meinte Werner etwas kleinlaut.

„Ja, wenn man der Stimme seines Herzens folgen kann!" seufzte die Kroatin. „Aber so ein armes Mädchen wie ich! Für mich heißt heiraten sich versorgen à tout prix. Bis jetzt hab ich's nie übers Herz gebracht!" seufzte sie. Ihre Brust hob und senkte sich.

Die Sterne schimmerten über dem Walde drüben jenseit der Chaussee, ein weicher, würziger Geruch drang aus den frischen Fichten und aus dem Waldmoder zu ihren Füßen, dazwischen zog sich ein fader, übertriebener Duft von Moschus, der Bodensatz jedes ausgelüfteten Parfüms, und ein warmer Hauch üppiger weiblicher Jugend. Werner hatte keine Ahnung gehabt, daß ihm die Kroatin so nahe stand, aber ehe er sich's versah, streifte seine Schulter die ihre so, daß er, zusammenzuckend, sich diskret ein wenig zurückzog. Kurze Zeit darauf streifte ihre Hand die seine auf der Brüstung des Balkons. Diesmal zog er seine Hand nicht zurück, sie lag sehr angenehm neben der weichen, warmen des jungen Mädchens.

„Und ich bin nun einmal nicht interessiert!" stöhnte sie. „Ich schäle lieber Kartoffeln für einen Mann, den ich liebe, als mir ein Diamantdiadem aufsetzen zu lassen von einem, den ich nicht mag."

Wie sonderbar sie mich ansieht! dachte Werner bei sich. Und plötzlich durchzuckte es ihn, ob sich ihm vielleicht hier Gelegenheit zu einem Abenteuer böte. Er war nicht ganz sicher, er hatte keine Praxis, der Typ war ihm unbekannt. Noch nie war es ihm eingefallen, sich irgend einer Dame aus seinen Kreisen in einer bedenklichen Art zu nähern, besonders einem Mädchen. Er hatte die altmodischsten Minnesängeransichten dem schönen Geschlecht gegenüber. Nichtsdestoweniger legte er seine Hand jetzt auf die der schönen Kroatin und murmelte: „Wer das Recht hätte . . ."

„Zu was?" hauchte sie.

Ihm wurde fast schwindelig. „Sie trösten, Sie ein wenig glücklich machen zu dürfen," flüsterte er ihr zu.

Sie lehnte jetzt fast gegen ihn, so nahe war sie an ihn herangerückt.

Indem hörte er einen Wagen herbeirollen. Es durchfuhr ihn wie ein Blitz. Das mußte Else sein, die aus Eltville zurückkehrte. Er

dachte plötzlich an alles andere als an die Kroatin, trat von derselben zurück und streckte den Hals vor. Der Wagen hielt vor dem Kurhaus, Else und Fräulein Fuhrwesen hüpften heraus.

„Ach, Herr von Schlitzing!“ rief Else vergnügt hinauf. „Ist's nicht zu spät? werd ich noch angenommen oben?“

„Mit Freuden!“ rief Werner ihr zu. „Wir sehnen uns schon den ganzen Abend nach Ihnen! Sie sehen, daß ich nach Ihnen ausgespäht habe!“

Merkwürdigerweise glaubte er, was er sagte.

Er trat in den Salon der Tante zurück und meldete die Ankunft der kleinen Rieb.

„Geh ihr entgegen,“ trug ihm die Mutter auf.

Er gehorchte.

Bald darauf kehrte er mit Else und Fräulein Fuhrwesen in den Salon zurück. Else strahlte von Schönheit, Herzensgüte, Jugend und Lebenslust. Sie wurde von allen Seiten mit Freundlichkeit überhäuft, was sie zwar als selbstverständlich, aber doch mit reizender Dankbarkeit hinnahm. Werner rührte sich nicht von ihrer Seite, brachte ihr Thee und Gebäck und erkundigte sich nach ihren weiteren Wünschen, lachend, herzlich, ritterlich. Fräulein Fuhrwesen erzählte die Schicksale ihrer Oper, worauf sie sich an das Piano setzte und die effektvollsten Nummern ihres Werkes zum besten gab.

Der Diener meldete, daß der Wagen gekommen sei für Frau Gräfin Iwantschitsch, worauf die beiden Kroatinnen ihre Reise nach Schwalbach zurück antraten, beide offenbar in herabgestimmter Laune.

„Welche wird's, Kardinal, die Mutter oder die Tochter?“ neckte Gräfin Lenzdorff ihren alten Verehrer.

Graf Retz kraute sich humoristisch hinterm linken Ohr: „Wenn Sie mir nichts anderes vorzuschlagen wissen ...“ murmelte er.

Die Gräfin Lenzdorff zog die Brauen in die Stirn und fragte jetzt Werner: „Nun, und wie hat denn Ihnen diese rothaarige Kroatin gefallen?“

Werner war noch immer in gehobener Stimmung, üppig, übermütig. Seinen Schnurrbart streichelnd, blickte er vor sich hin, als ob er sehr viel Gescheites sagen könnte, was er nur aus besonderem Zartgefühl für sich behielt, und sagte: „Sie ist ein ganz gutes Mädel.“ Er sagte Mädel, nicht Mädchen. Er fühlte sich. Es machte ihm Vergnügen, sich zu fühlen. Es war ihm etwas wie ein kleiner Rausch von seinem Zwiegespräch mit der Kroatin geblieben.

Indessen minaudierte die noch immer nichts ahnende Mustergräfin: „So natürlich sind die beiden; die österreichischen großen Damen haben doch eine ganz besondere Art!“

Fräulein Fuhrwesen, welcher momentan niemand zuhörte als Mathilde, die alle ihre Kompositionen mit Wagner verglich, vernahm die Worte in ein gedehntes Pianissimo hinein. Etwas erbost durch den Mangel an Aufmerksamkeit, welchen man ihren Vorträgen entgegenbrachte, wandte sie sich nach der Gesellschaft um. „Von wem ist die Rede?“ fragte sie schroff.

„Von der Gräfin Iwantschitsch und ihrer Tochter,“ erwiderte Gräfin Warsberg.

„Österreichische große Damen ... die!“ rief die Fuhrwesen. „Die — die zählen gar nicht in Österreich, die Kroatinnen. Abgesehen davon, daß sie sich so, wie sie sind, bereits unmöglich gemacht hätten, selbst wenn sie Esterhazy oder Schwarzenberg hießen!“

„Wissen Sie etwas zum Nachteil der beiden Damen?“ fragte erbleichend die Mustergräfin.

„In Venedig sind sie eines schönen Tages bei Nacht und Nebel davongelaufen aus dem Hotel Bauer und Grünwald, ohne die Rechnung zu zahlen,“ erwiderte kaltblütig die Fuhrwesen. „Im übrigen ... im übrigen ... na, the less said the better! Die Damen könnten Memoiren schreiben — Memoiren!“

Gräfin Malve wurde so grün, daß die geschminkten Flecken auf ihren Wangen unheimlich hervortraten. „Aber liebes Fräulein Fuhrwesen, man muß doch wirklich nicht alles glauben, was die Bosheit der Leute in diesem Fall erfindet!“

Gräfin Lenzdorff lachte. „Nun, Malve, daß die beiden Damen nicht mehr hoffähig sind, sah man ihnen an, ohne eine Lupe zu nehmen. Mais on connait ce type là.“

„Wenn die Damen nähere Details wünschen, so stehe ich zur Verfügung. Vor Herren geniere ich mich,“ erklärte Fräulein Fuhrwesen großartig.

„Ich begreife nicht, ich bin noch immer so naiv . . .“ murmelte Gräfin Malve.

„Und jetzt, Kinder, ist es spät, ich fahre nach Haus. Soll ich Sie mitnehmen, Kardinal?“ fragte Gräfin Anna Lenzdorff.

Der Kardinal dankte zustimmend.

Bald darauf war es still in den Appartements der Gräfin Malve.

Frau von Schlitzing hatte sich im ganzen vortrefflich amüsiert. Zum Schluß war es ihr ein Hauptgaudium, daß ihre gezierte und hochmütige Schwägerin sich für einmal so gründlich lächerlich gemacht. Während sie sich in ihrem Rollstuhl nach Hause schieben ließ, mußte Fräulein Fuhrwesen neben ihr herschreiten und ihr genau alle Details des unmöglichen Rufes der beiden Kroatinnen mitteilen.

Werner hatte Else gebeten, seinen Arm zu nehmen. Ihr Herz klopfte stark. Jetzt kommt's! dachte sie.

Er neigte sich nieder zu ihr: „Und wie haben Sie Ihre Freundin gefunden in Eltville?“ fragte er.

Sie war ein klein wenig überrascht und enttäuscht, dann sagte sie: „Reizender als je. Anfangs war sie auch ganz aufgeräumt, aber es hielt nicht vor, ihr Leben ist zu traurig. Die alte Gräfin Haidenheim gönnt ihr nicht die geringste Zerstreuung außer dem Haus und nicht die geringste Freude im Hause. Lena soll immer büßen für das, woran sie doch ganz unschuldig ist. Mir schnürt's den Hals zu, wenn ich sie sehe!“

Werner schwieg. Er konnte nicht reden. Sein Herz klopfte zu stark.

Else fuhr fort: „Ich habe sie schrecklich lieb, die Lena. Am liebsten hätt ich sie für ein paar Tage herübergenommen, um sie aufzuheitern. Davon wollte die grausame alte Haidenheim natürlich nichts hören. Sie quält mir die Lena noch tot.“ Else weinte fast bei dem Gedanken.

Sie hatten den Nassauer Hof erreicht. Er hatte nicht gesprochen. Dafür aber nahm er jetzt Elses beide Hände in die seine und sagte sehr warm: „Sie haben heute mein ganzes Herz erobert, Fräulein Else. Gott behüte Sie!“ worauf er sich zu seiner Mutter wendete, um sie aus dem Fahrstuhl zu heben und die Treppe hinaufzutragen.

Arme kleine Else!

(Fortsetzung folgt.)

Die Malerei in Schottland.

Von

Cornelius Gurlitt.

I.

Zwei jüngst erschienene Bücher geben einen klaren Einblick in den Entwickelungsgang des geistigen Lebens in Schottland: der Glasgower Kunstgelehrte Robert Brydall ermöglichte uns in „Art in Scotland, its Origin and Progress“ (William Blackwood and Sons, Edinburg und London, 1889) zum erstenmal eine völlige Übersicht des Schaffens in jenem eigenartigen, weltfernen und doch so geistig bewegten Lande; und der Aberdeener Universitätsprofessor John Mackintosh vollendete mit dem vierten Bande sein großes Werk „The History of Civilisation in Scotland“ (A. Brown u. Co., Aberdeen, 1887). Beiden ging voraus die ausgedehnte Reihe von Aufsätzen, welche Walter Armstrong im „Portfolio“ (Seeley u. Co., London, 1887) veröffentlichte. Es sind dies sehr fleißige Arbeiten, aber doch, wie mir, dem Deutschen, erscheint, nicht erschöpfende Würdigungen der Stellung von Schottlands Kunst und Litteratur. Sie betrachten das Leben jenseit des Piktenwalles echt schottisch zurückhaltend, zu sehr als ein für sich abgeschlossenes; im Wunsche, die heimische Kultur so weit als möglich für ein heimisches Erzeugnis zu erklären, erkennen sie auch nicht genügend an, wie groß Schottlands Einfluß auf ganz Europa war und heute noch ist; und wie kräftig aus Europa Einflüsse nach dem Norden zurückrollten. Ihnen fehlt der freie Blick über die engeren Grenzen hinaus.

Es ist eine ganz eigene Freude, sich in ferne, dämmernde, undurchsichtige Zeiten zu verlieren, den Anfängen großer, werdender Gedanken so weit nachzuspüren, bis man ihre kaum sichtbaren ersten Spuren irgendwo entdeckt. Und so bin ich dem Entstehen der Neu-Romantik bei meinen Studien zur Geschichte der Baukunst nachgewandert. Italien, Deutschland, Frankreich gaben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihre Renaissance, ihr Barock, ihr Rokoko nur schwer auf. Hier und da traten wohl einmal Versuche mit mittelalterlicher Kunst nach den großen Religionskriegen hervor: die Jesuiten am Rhein suchen die alte Pracht der mittelalterlichen Kirchen herzustellen, bis ihnen von Rom klassischer gebildete Bauleute zugesendet wurden; die reichen Ordensgemeinschaften Böhmens zeigen sich von der Absicht beseelt, ihre niedergebrannten Kirchen im siebzehnten Jahrhundert nach alter Art wieder zu erneuern; Churriguerra, der spanische Borromini, benutzte gelegentlich gotische Formgedanken. Als der Pariser Meister François Blondel 1764 das Thor der Kathedrale von Metz errichten sollte, dachte er einen Augenblick daran, es gotisch zu entwerfen, aber bald gab er den Gedanken wieder auf. In England baute der Meister der Paulskirche, Christopher Wren, mancherlei in gotischem Stil. Doch nicht weil er eine romantische Freude an diesem hatte, sondern weil die Kirchengemeinschaften und Universitätscolleges am Überlieferten mit starrer Liebe hingen. Wo er freie Hand hatte, wählte

er stets den Barockstil, suchte er dem alten Rom nachzueifern, und zwar bei Kirchen sowohl wie bei Schlössern und öffentlichen Bauten. Früh jedoch begann man in England Gartenhäuser und Zimmereinrichtungen gotisch zu gestalten, und zwar in Verbindung mit dem neueren Stil englischer Parks, mit der aus der sentimentalen Naturbetrachtung hervorgegangenen Abneigung gegen das Überbildete und Überfeinerte und mit der wachsenden Vorliebe für das einfach Natürliche.

Älter aber noch erscheint dieser Zug in Schottland. Weder Mackintosh noch Brydall haben angemerkt, daß der Architekt William Adam, welcher 1748 starb, das große Baronialschloß Douglas Castle im gotischen Stil aufführte, und daß William Morris, wohl nach Adams Plan, das nicht minder bedeutende Inverary Castle 1744 bis 1761 baute. Das geschah also zu einer Zeit, in welcher man in ganz Europa diese Architektur als ebenso lächerlich wie häßlich weit von sich abgewiesen hätte, in welcher namentlich auch in England die Nachahmung des Palladio allein die Baukünstler beherrschte. Diese Gotik ist schwer, trübselig, finster, massig, trotzig, ganz aus dem Geiste der altschottischen Geschichte heraus erfunden. Es hält schwer, sich die Männer und Frauen in Allongeperücken und Reifrock in diese Bauten hineinzudenken, jene Gesellschaft, die sonst in Europa am blühendsten Rokoko sich ergötzte, in verschnörkelter Überfeinheit und steifer Zierlichkeit auf die Ritterzeiten als auf solche glücklich überwundener Roheit verächtlich herabsah.

Walter Scott spottete freilich später sehr lustig über diese schweren, eintönigen Burgen, deren Rundtürme wie Senftöpfe aussähen, aber es ist gewiß eine sehr bemerkenswerte Erkenntnis, daß man zuerst in den Bergen Schottlands, ein Menschenalter vor Goethes Aufsatz über den Straßburger Münster, Kunstwerke mit mächtigen Kosten schuf, also ernste Aufgaben im romantischen Geist löste, die sehr bemerkenswert von den Häuschen und Spielereien in den englischen Gärten abstachen.

Man könnte an Zufälligkeiten glauben, ließe sich nicht für Schottland in allen Gebieten des Schaffens das gleiche Streben erweisen, aus der eigenen Vergangenheit heraus Anregungen zu suchen, während ringsum, und zwar nicht am wenigsten in der gelehrten Welt des eigenen Landes, die Griechen und Römer allein als Vorbild und sicherste Grundlage für jede höhere Bildung galten. Im Jahre 1724 veröffentlichte Allan Ramsay in „The Evergreen“ eine Reihe vor 1600 gedichteter schottischer Lieder und unter diese eingestreut einige eigene, welche schon an die dumpfe, nebelhafte, feierliche Weise der Ossiangesänge anklingen. Und diese Freude an den schlicht großen Liedern der Alten geht innig zusammen mit der Freude an der Natur, mit dem geistigen Gehalt von Ramsays Hauptwerk „The Gentle Shephard“, in welchem er nicht eine gezuckerte Schäferlyrik nach Art der Italiener und Franzosen, sondern ein Bild aus den Thälern seiner Heimat, in ihrer Sprechweise und aus ihrem Gedankenkreise heraus geben wollte. Es ist etwas vom Wesen unseres derberen und tieferen Grimmelshausen dort zu finden, nur mit dem Unterschied, daß der Deutsche die Welt schilderte, in der er lebte, der Schotte jene, in welcher zu leben für den wahrhaft Guten eigentlich wünschenswert sei; daß der Deutsche mitten unter, der Schotte über seinen Gestalten steht. In Ramsays Nachfolger, in dem Dichter der „Jahreszeiten“, James Thomson, zeigt sich diese Weltauffassung am deutlichsten: er betrachtet die Welt nicht, um sie zu schildern, sondern um ihre Wirkung auf sein Gemüt darzustellen. Die Naturempfindung wurde geweckt, und wie Thomsons „The Castle of Indolence“ alsbald beweist, ist es neben der Empfindung für die Größe Gottes, als des Schöpfers der Natur, jene für die alles Menschliche überragende Dauer der Berge, der Wälder, der Seen und daher für ihre Verknüpfung mit einer verlorenen, schlichteren, frommeren, stärkeren Vergangenheit. Die Naturempfindung wird theistisch und romantisch und durch die Verbindung dieser beiden Eigenschaften sentimental: Robert Blair gab schon 1743 „The Grave“ heraus.

Nicht zufällig ist es, daß gleichzeitig die lokale Geschichtsforschung in Schottland mächtigen Aufschwung nahm. David Hume veröffentlichte 1747 seine Geschichte von Großbritannien, William Robertson ließ einer



Jll. D. Monatshefte.

Voltaire beim Herzog Sull

(Mit Zustimmung der Verlagsanstalt für Kunst



November 1893.

Von W. Q. Orchardson.

ınd Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.)

Reihe von Untersuchungen über die engere Heimat andere Urkundensammlungen folgen. In Smollett vereint sich schon der Geschichtschreiber mit dem für Schottlands Freiheit begeisterten Dialektsänger, und in John Home entsteht der erste Dramatiker heimischer Geschichte. Mit den Oden und Balladen drangen die schottischen Sangweisen in die Kreise der Gebildeten zurück. Man sammelte sie und übersetzte die Lieder aus dem Gälischen, man brachte die Hochländerpfeife zu Ehren: Neil Gow entzückte selbst London mit schottischer Musik. Die alte schottische Kunstweise eroberte sich aber plötzlich die Welt, als seit 1760 James Macpherson mit seinen Ossiangesängen auf dem Markt erschien, erst mit echten Übersetzungen aus dem Gälischen, dann mit Nachdichtungen, die er für echt ausgab. Und es war das Wunderbare, daß der Mann des achtzehnten Jahrhunderts in einem Lande, in welchem die Gebildeten durch Jahrhunderte, wie überall, klassische Studien betrieben hatten und die junge Liebe zur heimischen Bildung eben erst Wurzel schlug, daß hier also ein gelehrter Dichter sich schon so tief in das schottische Mittelalter hineingelebt hatte, um etwas schaffen zu können, was man für echt nahm und noch heute dafür nehmen könnte. Alle die Bestrebungen, volkstümlich zu sein, eine Welt aus den Resten einer vergangenen neu im Geist aufzubauen, die alten Stätten der Geschichte mit ihrem Zauber zu beleben, die herbe Einfachheit des Berglebens dichterisch über das Getriebe der Städte zu erheben, entwickelten sich in immer zahlreicheren, mit den klassischen Studien mehr und mehr wetteifernden Versuchen fort, bis in Robert Burns und Walter Scott die beiden Strömungen sich gipfelten: der schlichte Bergsohn fand den lebendigen, echten Naturlaut wieder und der vornehme Bürger der malerisch altertümlichen Landeshauptstadt dichtete sich in die Vergangenheit so tief hinein, daß sie in ihm aufs neue gegenwärtig zu werden schien. Und jubelnd wandte sich die Nation der neuen Bildungsform zu.

Wenn man zumeist glaubt, große geistige Anregungen haben in nationalem Aufschwung ihre Wurzel, so spricht Schottland gegen diese Erfahrung. Als dort die romantisch-sentimentale Bewegung anhob, war der Staat als solcher seinem Verenden nahe: 1707 wurde die Unionsakte angenommen, welche sein selbständiges Dasein abschloß. Aber gerade hierdurch wurden Kräfte frei, die bisher sich im inneren Kampfe zersplitterten. Die verschiedenen, in kleinem Lande doppelt persönlich und hart sich widerstreitenden Richtungen hatten die Geister fest und stark gemacht. Wo die schwersten religiösen Kämpfe gleichzeitig mit dem Ringen gegen fremde Übermacht, mit der von Adel, Klerus und Bürgertum mit wilder Thatkraft festgehaltenen Gefolgstreue gegen verschiedene Fürstengeschlechter sich mischten, da fiel die Willensmeinung und der Wert des einzelnen entschieden ins Gewicht. Sowohl im Beharren beim einmal für richtig gehaltenen Bekenntnis oder in der Treue an das alte Herrschergeschlecht, wie im leidenschaftlichen Anschluß an das neue Evangelium der geistigen Befreiung und der Menschenrechte des Bürgers dem Staate gegenüber zeitigt Schottland von nun an selbstdenkende und ihren Ansichten mit zäher Kraft anhängende Geschlechter. Und so nahm ein neuer Geist vom höchsten Norden Europas seinen Siegeslauf durch Europa. Schritt für Schritt hatten seit Jahrtausenden die Hellenen die Welt sich geistig unterthan gemacht; als Volk unterliegend, hatten sie Rom besiegt; nach Roms Fall waren die germanischen Überwinder dessen hellenisch befruchteter Denkweise botmäßig geworden; beim zweiten Siege der Germanen über Rom entlehnten diese aufs neue sich von Hellas Kraft und Klarheit des Denkens zu ihrem reformatorischen Streite; die Kultur des achtzehnten Jahrhunderts kämpft fast allein unter antikem Feldzeichen; es scheint zu dessen Ende, als solle es dem Konsul, dem Imperator nochmals gelingen, Europa, die bekannte Welt, einheitlich zu gestalten, und als sollte die Vielheit der Nationen vor dem Idealbilde einer erneuten, immer mehr zur Formenreinheit von Hellas hindrängenden Klassicität verschwinden. Bis über den Piktenwall drang der griechische Geist, und Edinburg selbst rühmte sich noch lange, das nordische Athen zu sein. Da entsteht der bergigen, meerzerrissenen und schon seit Jahrtausenden politisch vernichteten Halbinsel im äußersten Südosten in jener in ihrer Landesgestaltung

verwandten Halbinsel des äußersten Nordwestens ein Gegner: den Lichtgestalten hellenischer Formenschönheit und Geistesklarheit tritt zunächst zögernd, schüchtern das Dunkel der Empfindung, die Macht des farbigen Tones in den schottischen Heldengesängen entgegen. Mühsam ringen die Nordländer auch nach bildlicher Form, bis sie in der plötzlich, sprunghaft vor aller Seelen tretenden Erkenntnis der Schönheit der bisher nur verlachten mittelalterlichen Kunst einen festen Halt finden. Die Kämpfe um die Befreiung der Völker von antiker Regel beginnt: Goethe, der im Werther ossianisch tief zu empfinden gelernt hat, erkennt vor dem Straßburger Münster, daß über die Gesetze der alten Baukunst die individuelle Schaffenskraft hinausragt! Und der Ursprung dieser geistigen Wandlung unseres großen Dichters ist zweifellos in den altschottischen Balladen zu suchen, welche Bischof Percy sammelte, Herder den Deutschen in der Übersetzung vorführte, die Bürger zu seiner „Leonore" und schließlich Schiller zu seiner „Maria Stuart" begeisterten!

Mit diesem Geist der Vertiefung in die nationale Eigenart mischt sich wie bei den Hellenen eine wunderbare Kraft, in die Ferne zu wirken. An jener Unionsakte von 1707 nahm der englische Dissenter Defoe teil, der zehn Jahre später in seinem Robinson Crusoe der wagemutigen Auswanderlust der um ihres Glaubens willen Bedrückten dichterische Form gab und damit mehr wie irgend ein anderer das Kommen des Jean Jacques Rousseau vorbereitete. Er gab der Sentimentalität die zweite Richtung, nämlich die in räumliche Fernen. Bisher suchte man nur in zeitlichen Fernen jene höchste Reinheit der Gesinnung, welche sie weit über die derbe, harte, unfreundliche Wirklichkeit stellte. Dieses Ausgreifen ins Weite ist englisch; als schottisch erweist sich, wie im täglichen gesellschaftlichen Leben, so in der ganzen geistigen Kultur, das Verflechten mit der Vergangenheit, die tiefe, bewußte und daher künstlerisch anregende Liebe für die Heimat, für ihre Thäler, ihre Berge, ihre Seen. In dieser Richtung ist Schottland der Schweiz ähnlich: sie ist ein Heimatland selbständig sich entwickelnder Menschen, von Leuten aus dem Kanton oder Clan, welche in zum Stamm erweiterter Familie wurzeln und nur aus örtlichem Boden frei und groß sich zu entwickeln vermögen. Wie Burns und Scott, schon wenn sie körperlich nach England gingen, vielmehr wenn ihre Gedanken schöpferisch die Fremde durchwandeln wollten, gestaltungsarm wurden, so ist's auch in der Kunst der Schotten: sie hat nur dann Gutes geschaffen, wenn sie ganz schottisch war. Freilich ist sie deshalb auch oft genug von der Welt ungerecht beurteilt, ja gar nicht beachtet worden. Aber jene Kunst ist die beste, welche der reine Ausdruck des Volksgeistes ist. Sollen die Schotten sich anders geben, als sie sind, etwa um den Spaniern oder Franzosen zu gefallen? Sie haben das Recht, daß man ihre Eigenart würdige und kennen zu lernen versuche.

Und wahrlich — es ist der Mühe wert!

* *
*

Der Deutsche, welcher voller Erinnerungen an die von Walter Scott verherrlichten alten Baudenkmale Schottland betritt, erlebt zumeist eine bittere Enttäuschung. So unvergleichlich großartig der Gesamtanblick der Stadt Edinburg ist, eines der gewaltigsten, einheitlichsten Architekturbilder, die es in Europa giebt, so wenig halten die vielgefeierten Denkmale kritischer Besichtigung Stich. Die schottische Gotik kommt über schwere, derbe, zwar gesundknochige, aber doch immer nur provinzielle Formen nicht hinaus. Selbst die Kathedrale zu Glasgow, die königliche Kapelle zu Holyrood, die Ruine Melrose erweisen sich als unfrei entwickelt und lastend in den Massen im Vergleich mit südlichen Bauwerken. Das sechzehnte Jahrhundert bietet nichts Besseres: bis ins siebzehnte hinein ist das Gute entlehnt, das eigene unfertig und tastend. Das freie Schottland mit seinen politischen und kirchlichen Kämpfen bot der Kunst nur in bescheidenem Maße eine Stätte. Die sittenstrengen, aber geistesdürren kirchlichen Gemeinschaften dachten mehr an das Erhalten gewohnter, einmal als berechtigt anerkannter Formen als an kühnes Schaffen und Erfinden. Die Anfänge künstlerischer Selbständigkeit beginnen wie die der dichterischen in Schottland mit dem Ende der politischen.

Es bedurfte erst der Ruhe im Inneren, ehe die Künste blühen konnten.

Am 19. Oktober 1729, also bald nach dem Ende des schottischen Staatswesens, trat in Edinburg eine Lukas-Gilde zusammen „zur Ermutigung der trefflichen Künste der Malerei, Bildnerei und des Bauens", die eine Schule der Kunst zu unterhalten und dem Schönen eine Heimstätte in Schottland schaffen wollte. In der langen Reihe der Gründer dieser Anstalt befindet sich der Name eines sechzehnjährigen Knaben: Allan Ramsay. Nicht die Schule brachte dem Nordlande die Kunst: dieser eine war ihr wahrer Begründer.

Der junge Maler war der Sohn des Dichters, der in Edinburg eine Buchhandlung besaß. Es ist durchaus bezeichnend, daß der Sohn des Sammlers schottischer Balladen und der Schilderer schottischen Kleinlebens zum Maler wurde. Das Schildern, das Darstellen lag im Geist der Zeit. Die Dichtung „malte" und der Sohn des Dichters fand hierzu nur den einfacheren Weg, indem er das Bildliche im Bilde gab statt durch die Schrift.

Was Ramsay damals in seiner Heimat an Kunstwerken sehen konnte, war nicht gerade viel. George Jamesone, ein als schottischer van Dyck gefeierter Porträtist (1588 bis 1642), war längst tot; er war einer der zahlreichen Rubensschüler gewesen, die in Antwerpen gelernt hatten gute Bilder zu malen, von welchen jedes einzelne erfreulich wirkt, eine Reihe aber den Beweis liefert, daß ihr Wert mehr in der hoch entwickelten Technik als in der Persönlichkeit des Malers liegt. Er hatte keine Nachfolger — mit dem Schwinden der Technik sank die Malerei wieder in sich zusammen.

Es war daher selbstverständlich, daß Ramsay ins Ausland reisen mußte, wollte er etwas lernen: etwa 1734 war er eine Zeit lang in London, 1736 ging er trotz puritanischer Bedenken seines Vaters nach Rom, wo er zwei Jahre blieb. Der Glanz der ewigen Stadt überstrahlte noch weitaus die Anfänge national-schottischer Regungen. Nur am Kapitol glaubte selbst der Sohn des ersten echt schottischen Dichters zur künstlerischen Reife gelangen zu können. In seiner Vaterstadt Edinburg verweilte er dann bis 1764 und siedelte sich darauf in London an. Noch dreimal war er in Italien, teils um zu studieren, teils seiner Gesundheit wegen. Er starb auf der Rückreise von dort in Dover, 1784.



Frauenbildnis. Von A. Ramsay.

Ramsay traf, als er in seiner Jugend nach London kam, dort noch ein für die Kunst kaum minder unbebautes Feld als in Schottland. Was half es, daß Holbein und van Dyck, Antonis Moore und Isaak Oliver, Peter Lely, Gottfried Kneller und andere deutsche, holländische und französische Meister dort gearbeitet hatten, daß die Prachtliebe der Könige und Großen zu der bisher fast allein geübten Bildnismalerei nun noch eine barocke Dekorationskunst gesellte. Auch diese war schon im Versinken, ihre Gründer, der Deutsche Kneller, der Italiener Verrio, der Franzose Laguerre, die miteinander gewetteifert hatten, waren tot, der Engländer,

der sich ihnen als Genosse anschloß, James Thornhill, starb fünfzig Jahre vor Ramsays Ankunft. Am Hofe bewegte sich ein Gemisch von Kunstarten aller Länder, eine internationale Vielgestaltigkeit, bei welcher nur ein Volk unvertreten war: die Briten.

Einer der größten Künstler Englands war aber in voller Thätigkeit, als der junge Schotte nach London kam: der 1697 geborene William Hogarth. Er ist im höchsten Grade bezeichnend für die künstlerische Richtung des englischen Geistes. Denn er ist Volkskünstler, nicht Hofkünstler wie die Meister des Barock. Nicht was er schafft, ist so bedeutend — der Maler, ja selbst der Zeichner Hogarth wird in England zweifellos überschätzt —, sondern warum und in welcher Absicht er schafft, ist das Entscheidende für ihn. Die Holländer: Teniers, Ostade, Brouwer, die als seine Lehrer im Darstellen des in meist häßlichen Leidenschaften sich bewegenden Volkes gelten können, schildern den trunkenen Bauer und die lüsterne Hökerin mit behäbigem Humor. Sie freuen sich der charakteristischen Erscheinung, sie umgeben sie mit allen Zaubern ihrer Farbe. Ihnen ist der Trunk, die Rauferei eine Naturerscheinung wie das Herumbeißen der Hunde auf Snyders Hetzjagden. Sie erregen sich nicht über die Vorgänge, sie moralisieren nicht, sie wollen nicht vom Laster abhalten, ebensowenig wie sie es verherrlichen wollen. Sie sind ganz unbefangene, derbheitere Gesellen, die sich selbst gelegentlich einen Rausch antrinken und dann von ihren Fährnissen getreulich und unter Lachen erzählen, wie es ein deutscher Student noch heute thut.



Bildnis der Sängerin Mary Lillias Scott. Von A. Ramsay.

Das ist bei Hogarth alles anders. Er ist voller Kampfstimmung und voller sittlicher Absicht. Er verkündet im Bild seine Meinung über den Gang der Welt. Er lebt nicht harmlos in seiner Umgebung, sondern erfaßt sie im philosophischen Geiste Shaftesburys: ihm ist die Tugend etwas Abstraktes, in sich selbst Begründetes, von den Einrichtungen der Welt Unabhängiges. Dieser Tugend, in der allein das Glück beruht, stellt er das Laster wieder abstrakt gegenüber. Zwischen beiden ist keine Versöhnung möglich; es ist ihm bitter ernst um die Darlegung dieses ungeheuren, durch den Witz nicht zu überbrückenden Unterschiedes. Der Bolingbrokeschen Vornehmheit und höfischen Sittenart, der Popeschen Schönmalerei und zierlichen Rokokokunst setzt er die volle Wucht moderner revolutionärer Gedanken entgegen. Mit rücksichtsloser Kühnheit greift er hoch und niedrig an, nicht wie Swift die Satire in weltfremde Zeiten und Gegenden verkleidend, nicht wie Addison in sanft moralisierenden und wohlwollend belehrenden Schriften, sondern mit der bitteren Kraft eines Zuchtmeisters der gesellschaftlichen Sünden.

Hogarth steht sichtlich im Gegensatz zu der ganzen Kunst seiner Zeit. Er lehnt sich zwar an die französischen Genremaler, er entnahm von dem vornehmen Thornhill nicht nur heimlich die leibliche Tochter zur Gattin, sondern auch einen Teil seiner Kunst

— aber nicht um sein Schüler zu werden, sondern um sich dadurch ganz selbständig zu machen. Von der Lehre, wie man schöne Bilder geschmackvoll stellt, wie man Faltenvorhänge anordnet, wirkungsvolle Bewegungen erfindet, auf diese Erbstücke der Barockmalerei verzichtet er: seine Bildnisse wollen nur den Menschen wiedergeben, nicht zugleich dessen Stellung zur Welt. Meist waren die Menschen unzufrieden mit dem Bild, welches er von ihnen schuf: er verschönte sie nicht, er blickte ihnen in die Züge und ließ andere in diesen finden, was er darin sah. Malerisch waren diese Bilder ein Rückschritt gegen das Barock; sie sind ganz zweifellos härter in der Darstellungsweise, ohne in der Farbe wesentlich wahrer zu sein. Aber er war ein Klärer des Schönheitsbegriffes, ein Reiniger des Ideals von abgestandenen Phrasen.

Ist Hogarth ein Realist? Er selbst und seine Zeit hielten ihn sicher dafür. Sie bewunderte die Wahrheit seiner Darstellung, die Treffsicherheit seiner Satire. Sie jammerte wohl auch über seine Vernachlässigung der Schönheitsregeln, über sein Hinneigen geradezu zum Häßlichen. Er selbst hat ja am Ende seines Lebens eine Art Ästhetik herausgegeben, eine „Zergliederung der Schönheit“, in welcher er, ganz dem Geist der Zeit entsprechend, glaubte, die Kunst in ein festes System bringen und namentlich die „Schönheitslinien“ finden zu können. Er wollte also das Schöne selbst in der Darstellung des Häßlichen. Er kannte und übte frischweg das „Recht des Cynismus“, das sich ein moderner Ästhetiker erst erkämpfen mußte; er wußte, daß es einen gerechten Zorn gegen das Böse gebe, in dem man zur Peitsche greifen müßte, will man wirklich die Wechsler zum Tempel hinausjagen. Und so wurde ihm der Realismus Kampfmittel, Ausdruck des ganzen politischen und gesellschaftlichen Strebens der Nation. Um schön und gut zu sein, muß man vor allem die bequeme Lüge abstreifen; um in die Tiefe zu wirken, sich von der Phrase fernhalten; um Neues vorzubereiten, nur aus sich selbst heraus schaffen. Denn in jedem Menschen liegt der Kern zu neuen, unendlich in die Ferne wirkenden Anregungen. Millionen solcher Kerne verdorren im Sandboden der Konvention.

Hogarth war auf der Höhe seiner Kraft, als Ramsay nach London kam. Aber der junge Schotte war noch viel zu sehr befangen im Barock, um auf Hogarths Kunst weiter bauen zu können. Dazu kamen die römischen Anregungen, die gelehrten Studien, welche er leidenschaftlich betrieb, der Unterricht des Francesco Solimena, des farbensicheren, kecken, dekorativ schaffenden neapolitanischen Spätlings der Cortonesischen Schule, und des Gironimo Imperiali, des Nachahmers des Correggio, der ganze Kunstbetrieb in Rom mit seinem neu erwachenden, aus Caravaggios Naturalismus sich loslösenden Klassicismus, die eigene Neigung, Inschriften zu erforschen, Sprachen zu erlernen, die stark litterarische Seite seines Wesens. Gegen solche Einflüsse hielt das junge Schottentum nur teilweise Stich, erschien es gewissermaßen



Bildnis J. J. Rousseaus. Von A. Ramsay.

versteckt, seiner selber unbewußt in dem festeren Erfassen des Persönlichen, in der stärkeren Hervorkehrung der menschlichen Sonderart. Die Bilder erscheinen blühend an Ton, flüssig im Auftrag, später etwas schwärzlich im Schatten, von äußerer Würde in der Auffassung. Namentlich geschah dies, seit Ramsay in London den König und die Königin malte und ein viel begehrter, großes Vermögen ansammelnder Künstler wurde, seit er mit mehreren Gehilfen Bildnisse der Herrscher nach Dutzenden fertig stellte, welche der Niederländer van Dyck und die Engländer Mrs. Block, Vesperies und namentlich Reinagle untermalten und die Deutschen Eickhart, Roth, Martin mit Stoffen und Beiwerk versahen. So kommt denn viel Handwerkliches und manche Schwankung in Ramsays Lebenswerk. Bald erscheint er als echter Barockmeister, wie in seinen Königsbildern, die den ganzen Pomp der Zeit in Haltung und Ausstattung haben, bald malt er, wenn auch nicht in der sicheren Pinselführung, so doch im Ton fast wie ein Rembrandt, so in seinem „J. J. Rousseau" oder seinem „David Hume". Immer aber erweist er sich nach einem Ausspruch von 1755 als ein Mann von „verständigem Geschmack", als ein trefflicher Zeichner, der viele seiner Zeitgenossen in der Fähigkeit überragte, den Menschen in seiner Eigenart bildlich festzuhalten. Rousseau, mit dem er über die ernstesten Fragen im Briefwechsel stand, hat er tief in die Augen gesehen — kaum hat ein anderer des Denkers Wesen so verstanden. Frauen zu malen liebte er: er gehörte ja genug der höfischen Zeit an, um ihnen zu schmeicheln, und er hatte genug vom sachlichen Briten in sich, um das Besondere ihrer Züge scharf zu erfassen.

* * *

Neben Edinburg begann früh Glasgow sich zu regen. Dort entstand unter der Führung zweier Brüder, Robert und Andrew Foulis, seit der Mitte des Jahrhunderts eine Kunstschule, welche von größerem Einfluß für die schottische Kunst wurde als die nur kurzlebige Lukasbrüderschaft in der Hauptstadt. Der Unterschied zwischen beiden wetteifernden Orten machte sich alsbald geltend: Edinburg, die Stadt gesellschaftlicher Erinnerungen, einer stolzen, vornehmen, in litterarischer Bildung fest begründeten Gesellschaft, stets stark beeinflußt von einer klugen und weltgewandten, aber streng kirchlich gesonnenen Geistlichkeit, trotz der Abwesenheit des Hofes mit allen Eigenschaften einer Residenz versehen, stand der jüngeren, demokratischeren, durch Gewerbefleiß und kaufmännischen Sinn mächtig anwachsenden Schwesterstadt gegenüber, die gegen Ende des Jahrhunderts bereits 77000 Einwohner zählte, um dessen Mitte aber schon einen James Watt, den Erfinder der Dampfmaschine, einen Dr. Black, den Entdecker der „latenten Wärme", einen Adam Smith, den großen Nationalökonomen, und andere Männer mehr unter seine Bürger zählte, welche durch die Kraft frei ins Weite schaffender Gedanken den Fortschritt der Menschheit im neunzehnten Jahrhundert vorbereiteten.

Der merkwürdigste Schüler der Glasgower Akademie war David Allan (1744 bis 1796). Während Ramsay als fertiger Künstler nach Italien kam, begann Allan, von schottischen Edelleuten unterstützt, mit einem elfjährigen Aufenthalt in Neapel und Rom. Dort fand er den Klassicismus bereits wesentlich weiter gereift, als ihn Ramsay nach seinen Lehrjahren verlassen hatte. Schon waren Batoni und Raphael Mengs die führenden Künstler, schon wirkte Winckelmann in der ewigen Stadt, schon studierte man mit Eifer den Stil der antiken Reliefs und der Kameen, vertiefte sich in die Gesetze einer schlichteren Anordnung, suchte den Reiz in der abgemesssenen Ruhe des zeichnerischen Umrisses. Das Kommen Asmus Carstens' bereitete sich vor, die Zeit der Farbenflucht und der Begeisterung für die Linie, die Zeit des Hasses gegen die flotte Meisterschaft und der Vertiefung in den Gedankeninhalt. In diesem Rom erhielt Allan 1773 die goldene Medaille der St. Lukasakademie zu Rom und sogar die Mitgliedschaft dieser stolzen Künstlergesellschaft.

Das preisgekrönte Bild befindet sich in der Nationalgalerie zu Edinburg. „Die Erfindung der Zeichenkunst" nennt es sich. Es ist im hohen Grade lehrreich für den Geschmack der Zeit; sehr anmutig im Gedanken; ein Mädchen sitzt auf dem Schoß eines Jüng-

lings und zeichnet beim Lampenschein seinen Schattenriß an die Wand: das ist wie eine Geßnersche Idylle. Die Gestalten sind klassisch in Kleidung und Auffassung, gänzlich ohne Individualität; der strenge Aufbau ist in ein Oval eingefügt, wirkt wie der Entwurf zu einer Kamee; die Farbe ist trotz des Jahre, die er in London zubrachte, mögen ihn beeinflußt haben. Dort war in den achtziger Jahren ein neues Kunstleben eingebrochen. An der Spitze der von der Gesellschaft gepflegten Richtung stand freilich ein vorwiegend klassisch empfindender Mann, der nordamerikanische Quäker Benjamin West. Aber



Die Erfindung der Zeichenkunst. Von D. Allan.
(Mit Zustimmung von Mrs. Seeley u. Co.)

zu koloristischer Lösung lockenden Vorganges schlicht, dünn, klassisch einfach. Nichts am Bilde ist schottisch! Es ist römisch vom Anfang bis zum Ende, Gedanke wie Durchführung.

Das Wunderbare ist nun, daß Allan, sobald er heimischen Boden betrat, sich heimischerweise auch in seiner Kunst besann. Zwei er und sein Landsmann Singleton Copley waren es zugleich gewesen, welche einen gesunden Realismus in die Geschichtsmalerei trugen. Bilder wie „Der Tod des Generals Wolfe“ oder „Der Tod Lord Chathams“ sind als Darstellungen geschichtlicher Ereignisse in ihrer vollen Wahrheit, unter gewissenhaftem Einhalten jeder Einzelheit in der modernen

Kleidung, in ihrer Absicht, eine Illustration zur Tagesgeschichte zu geben, in gleich kühner Weise nie gemalt worden. Da ist Louis Davids Kunst lange vor David, dem Maler der Revolution. Und man empfand es, daß diese Künstler revolutionär waren. Ein Meister wie Reynolds, der sich fest und sicher auf die Alten stützte, voll eines hohen Idealismus war und bei völligem Erfassen des Persönlichen im Bildnis doch stets einem über die Wahrheit hinausstrebenden Ziele nachging, sprach es Wests Hauptwerk gegenüber 1770 ganz klar aus: es wirke auf Sturz der alten Ideale hin!

Das war der Übergang für Allan: malte West englische Geschichte, so fand Allan Mut, in Schottland seine Gegenstände zu suchen. In Edinburg legte er den Klassicismus thunlichst ab. Er illustriert Ramsays „Gentle Shepherd“, er vertieft sich in die heimischen Balladen. Und zwar geht er in die schottischen Thäler, nicht um Idealgestalten, sondern um scharf umrissene Menschen zu suchen. Und dort begegnete er sich mit dem größten dichterischen Genius Schottlands, mit Robert Burns, dessen Verse er im Stich zeichnerisch wiedergiebt, zur vollen, ja begeisterten Genugthuung des Dichters.

Burns befreite die schottische Dichtung vom Zopf. Er war der erste aus Caledoniens Bergen, der seine Dichtungen gelebt hatte, sie aus sich heraus gebar, nicht mit gelehrter Kühlheit, gewissermaßen von oben herab sie schuf. Man muß den Mann verstehen, will man seinen Schöpfungen nahe kommen, die gelegentliche sind, in dem höchsten Sinne, wie jene Goethes.

Von diesem Geist des Empfundenen, Augenblicklichen kommt ein Hauch in Allans Kunst. Er ist zwar kein Burns, er klebt noch an der kunstgerechten, manchmal recht kindischen Idylle. Einst malte er in Rom und London italienische Schäfer, jetzt schottische; er malt sie noch mit dem freundlichen Lächeln geistiger Überlegenheit, als ein Fremder, von der Stadt aufs Land Pilgernder, mit einem Zug von Sentimentalität. Aber es ist auch eine ruhige, behäbige Heiterkeit in ihm. Er geht nicht darauf aus, wie er selbst sagt, glatte und kostbare Werke zu schaffen, sondern ausdrucksvolle Wesen zu zeichnen. Er giebt zum guten Teil sich selbst und sein Volk in der Darstellung wie im Dargestellten. Ein lustiges Lachen geht durch seine Gestalten, eine gesunde Lebenslust. Der Mann, der mit vierzig Jahren erst seinen Stil fand und schon mit zweiundfünfzig Jahren starb, dessen ganze Jugendentwickelung sich in einem Lande vollzog, welches mit seiner Heimat kaum einen Anklang hat, fand doch sein Herz noch aufnahmebereit für die Klänge der heimischen Sackpfeife, für die alten Gebräuche und die ernsten, feierlichen Formen der schottischen Berglande. Das ist ein Zeichen der eigenen Kraft und der größeren, der sich aus lange brach liegendem Boden mächtig entfaltenden nationalen Regung.

* * *

Der mit staatlichen Mitteln etwa seit 1760 in Edinburg eröffneten Kunstschule The Trustee's Academy wurde zuerst ein Franzose, Guillaume de la Cour, vorgesetzt, welcher jedoch schon 1767 starb. Ein Landsmann, Pavillon, ersetzte ihn; diesem folgte 1771 der erste Schotte, Alexander Runciman, der vierte Lehrer wurde David Allan bis zu seinem 1796 erfolgten Tode. Die Stelle besetzten nicht Maler, sondern eine Anzahl vornehmer Männer, welche die Akademie leiteten. Anfangs mißtrauten sie mit Recht dem Können der eigenen Landsleute als Lehrern der Kunst und setzten größeres Vertrauen auf die, welche von Paris, der nun anerkannten Hauptstadt des Klassicismus, kamen. Es fehlte ja nicht an Künstlern, welche im Norden geboren waren. Aber man ließ den vornehmen Gavin Hamilton ziehen, der zwar zum Teil vortreffliche Bildnisse, aber lieber die Helden der Ilias malte, der zwar den Voltaire und den Metastasio, den Klassiker unter Italiens Dichtern, entzückte, in Rom als Maler und Kunstgelehrter große Ehren genoß, dort große Ausgrabungen veranstaltete und 1797 als ein weit bekannter Mann starb. Denn er war durch seine lange Abwesenheit und durch den Geist Roms seiner Heimat entfremdet, welche ihm bei einem Besuch rauh und unwirtlich erschien. Man verzichtete auf Jakob Mores Dienste, der in Rom Landschaften im Sinne des Hackert malte,

an allen künstlerischen Unternehmungen der ewigen Stadt bis an seinen Tod (1793) teilnahm, obgleich er etwa 1755 in Glasgow vor einer erlesenen Gesellschaft seine Kunstgrundsätze, sichtlich mit der Absicht, in der Heimat Boden zu fassen, entwickelt hatte. Man ließ aber auch den weniger klassischen Charles Cunningham ziehen, den ersten, den schottische Unternehmungslust in weiteste Fernen führte, der in Rom bei Mengs studierte, in Petersburg für den Fürsten Potemkin arbeitete und endlich Mitglied der Berliner Akademie wurde, von Friedrichs des Großen Heldenthaten begeistert, sich deren Darstellung widmete, bis er 1795 in London starb, längst vergessen bei uns wie in seiner Heimat. Nur Stiche nach seinen Bildern tauchen noch hier und da in preußischen Familien auf.

Mit Recht wählte man in Runciman den ersten Schotten zum Lehrer der Akademie. Auch dieser war lange Zeit in Rom gewesen (1766 bis 1771), aber er hatte dort sich einem Künstler angeschlossen, den wir Deutsche mit Unrecht von der Liste der Unseren gestrichen und ganz den Engländern zugewiesen haben, mit Heinrich Füßly. Diesen Sohn einer weitverzweigten Schweizer Künstlerfamilie hatte das Schicksal nach England verschlagen, zunächst als Übersetzer des Shakespeare, der Briefe der Lady Montague, der Werke Winckelmanns, Lavaters, des Homer, als einen geistvollen jungen Mann, der aus dem Kreise stammte, in welchem Klopstock, Wieland, Lavater heimisch waren, und auch drüben die besten Leute sich zum Freunde machte. Unter allen Künstlern Englands jener Zeit ist er der eigenartigste. Wie er sein Leben lang ein knorriger Schweizer blieb, trotz seiner kleinen, zierlichen Gestalt, so hat er sich auch in der Kunst auf seinen Wegen gehalten. Die Akademien erschienen ihm ein Zeichen des Verfalles, und als er ihr Mitglied wurde, spottete er über seine Erniedrigung. Ihm war das künstlerische Schaffen ein Dichten in Zeichnung, er lebte voll Gedanken, die er in harter aber kraftvoller Zeichnung wiedergab. Sein Kopf war voll der reichsten Bilder, ins Spukhafte hinübergreifender Gesichte; er ist ein Böcklin ohne Farbe, voll stürmischer Arbeitskraft und kühner Mißachtung fremden Urteils, voll aus den Werken der Dichter gezogener Anregung, ein eifriger Illustrator des Shakespeare, Dante und Milton, aber selbst fortdichtend, nicht



Elisabeth, Herzogin von Hamilton. Von Gavin Hamilton.

abhängig vom Gegenstande, sondern Darsteller innerlich erschauter Dinge.

Die Übertragung seiner Richtung ins Schottische — das ist Runciman: dieser malte den Shakespeare und den Homer, hoffte mit Bilderreihen aus Ossian die Fresken der Sixtinischen Kapelle zu übertreffen. Neben ihm schuf sein jung verstorbener Bruder John Runciman (1744 bis 1768) in gleichem Geist. Sie suchten mächtigen Ton und straffen Umriß, selbst bei kleinem Maßstabe Größe, Wucht und Tiefe des Gedankens, Reichtum der Empfindung. Der „König

Lear" von John in der Edinburger Nationalgalerie ist nur Ton voll tiefer brauner und blauer Lasuren, ein Schauergemälde mit der Absicht zu erschüttern, ein Bild, das einem Lachen macht, wenn man nicht in seine Absicht einzudringen vermag. Man vergleiche es mit Hamiltons Richard II. im Saone-Museum in London, dem Ort, wo man den Geist dieser beginnenden britischen Sonderart am besten kennen lernen kann, oder mit dessen Bilde in der Dyce-Kollektion im Southkensington-Museum: es ist bei diesen im Umriß harten, theatralisch empfundenen, farbendürftigen Bildern noch etwas zum Romantisch-Volkstümlichen hinzugetreten: der Einschlag des Genius, eine ringende Kraft, die zwar noch nicht zum Siege, kaum zur Erfüllung ihrer nächsten Wünsche gelangt, doch ein Keim, der mächtig die britische Kunst befruchtet. Die schottischen Kunstfreunde thun unrecht, diesen zwar nicht anziehenden, aber ernsten Kunstbetrieb zu mißachten. Er ist der vollkommene Ausdruck ossianischer Romantik; er steht zu Macphersons Dichtungen wie Allans Kunst zu jenen des Burns, im Verhältnis des Nachstrebens, Nachempfindens, ungenügenden Erreichens; aber er brodelt doch in einer starken Erregung, die zu tief innerlich, zu dumpf war, um sich mit den vorwiegend zeichnerischen Mitteln der Zeit im Kunstgebilde klar wiedergeben zu lassen. Ossian hatte damals nicht nur bei Werther den Homer verdrängt. „Welch eine Welt, in die der Herrliche führte. Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinfährt, zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halbverwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten —" Das sind Bilder, die jenen des Homer geradehin entgegengesetzt sind. Homer ist plastisch, klar, scharf umrissen; Ossian sucht den Ton, verschwimmenden, weichen Umriß, Tiefe der Farbe. Auf homerische Denk- und Darstellungsweise hin arbeitete seit Jahrhunderten der Klassicismus in stets erneutem Ringen zwischen hellenischer Einfalt und modern nationalem Empfinden. Die romantische Ossianstimmung war im wesentlichen neu. Kein Wunder, daß sie nicht alsbald zur Formenklarheit kam. Aber Ehre den Künstlern, die mit frischem Mut, wenn auch ungenügendem Können ans Werk gingen, der schottischen Stimmungstiefe bildlichen Ausdruck zu geben.

* * *

Die Romantiker unter den schottischen Malern haben freilich in ihrer Heimat zunächst nur teilweise Anklang gefunden. Immer überwog auch dort noch, namentlich bei den gelehrt Gebildeten, die Empfindung, daß das Eigene das Minderwertige sei, das Antike aber der Bildung unvergleichliches Vorbild auch für unsere Zeit bleiben müsse. Baute man doch, die heimischen Architekturformen vergessend, für Burns ein Denkmal nach dem des Atheniensers Lysikrates und für die Kunsthalle ein Erechtheion, schien es also, als wolle das auf die Universitäten des Landes sich stützende Hellas auch jetzt noch selbst den letzten widerstrebenden Gegenpol im Nordwesten sich unterordnen, als müsse erst vom Ausland der romantischen Strömung neue Kraft zugeführt werden. Einstweilen ging die Kunst in Schottland auf innere Kräftigung aus. Darstellung des Menschen, wie er ist, hieß zunächst das Ziel. Alle Versuche zur Idealisierung mußten schwankende Ergebnisse herbeiführen, solange nicht die Grundlage erreicht war, welche die Wahrheit bietet. Der Mäcen, an welchen die schottischen Künstler allein sich zu wenden hatten, war ihr Volk. Nicht ein Hof, nicht die Behörden, nicht Korporationen haben sie unter ihre Fittiche genommen, sie mußten unmittelbar in der Menge ihre Stütze suchen. Und die Menge lebte in festen Bahnen, in einer starken Form der Gesellschaft, welche aber doch den einzelnen Mann deutlich hervortreten ließ. Man kannte sich gegenseitig in dem kleinen Lande, man förderte sich, man war stolz auf gemeinsam Erreichtes, man gewährte dem einzelnen das Recht, sich in seiner Weise zu gestalten — und man liebte es daher auch, diese Einzelgestalt künstlerisch festzuhalten. Mit Jamesone, Ramsay, Allan hatte die schottische Kunst im Bildnis begonnen — allezeit ist das Bildnis ihr Rück-

halt, ein Bildnismaler ihr eigentlicher Führer gewesen.

Als ein solcher muß in erster Linie Henry Raeburn genannt werden. In weit höherem Grade als bei seinen Vorgängern vollzog sich bei ihm die künstlerische Ausbildung im Heimatslande. Nur ein Schüler Allans, David Mastin, wirkte auf ihn ein. Als er zuerst nach London kam und sich dort dem gefeierten Reynolds vorstellte, war er bereits den Dreißigen nahe, ein fertiger Mann. Er war auch schon künstlerisch fortgeschrittener als Reynolds. Von dessen feinem, aber farbig gesteigertem Ton, den noch etwas nach Rokoko schmeckenden Allegorien und Geistreicheleien ist nichts in ihm. Er malt geradezu, so wie er sah, mehr noch wie es in Deutschland gleichzeitig Anton Graff that. Reynolds schickte zwar Raeburn nach Rom. Aber weder Gavin Hamilton, noch Pompeo Battoni konnten ihn beeinflussen. Seit 1787 nach Edinburg zurückgekehrt, malte er bis



Junges Mädchen, Bildnis. Von Sir Henry Raeburn.
(Nach dem „Portfolio“.)

an seinen Tod (1823) mit geringen Schwankungen in seiner Art fort.

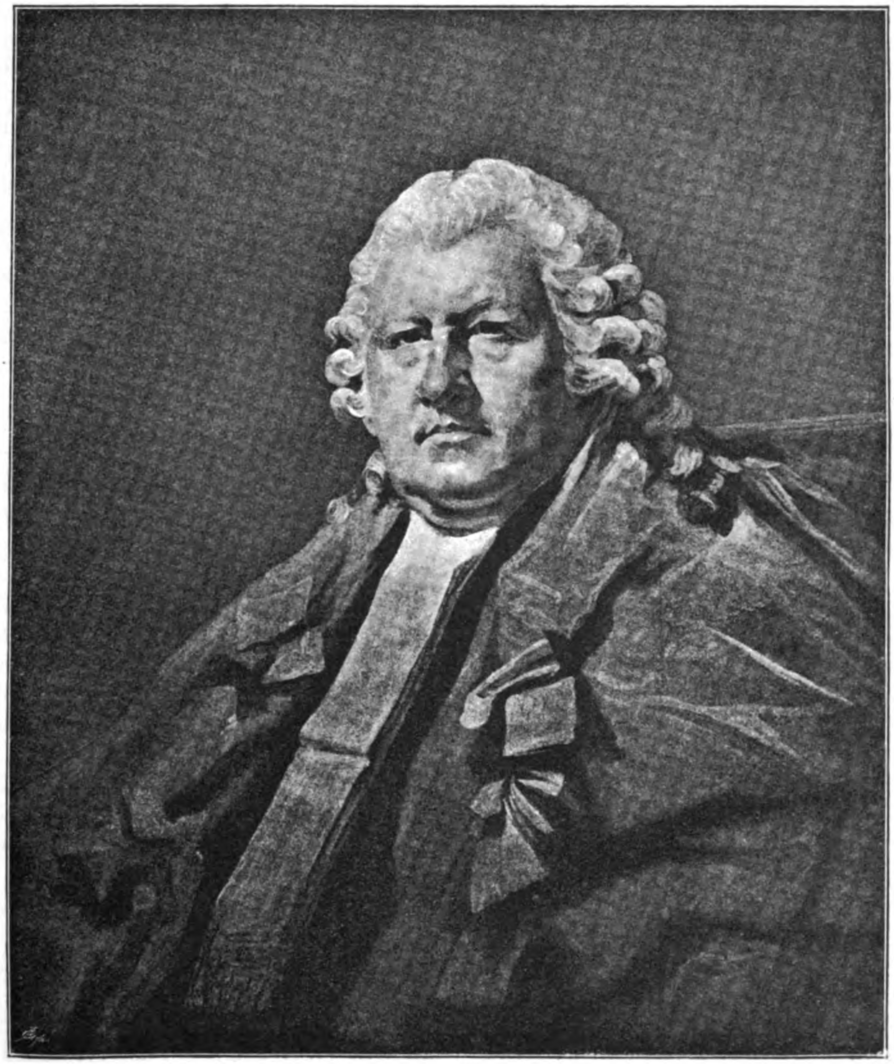
Erst unlängst haben einige Bilder des Schotten „aus der Zeit des tiefsten Verfalles der Kunst", wie wir wohl die seines Lebens zu nennen pflegen, auf einer Ausstellung in Paris das größte Aufsehen erregt. Denn er ist vielleicht der männlichste und kühnste aller britischen Bildnismaler. Man vergleicht ihn nicht mit Unrecht hinsichtlich seines wuchtigen Striches mit Velasquez. Und zwar fiel dieser Vergleich zuerst dem Maler Wilkie ein, als er in Madrid den Spanier sah, und nicht umgekehrt! Raeburn malte ohne Stütze für die Hand, mit breitem Pinsel das Licht aus dem meist etwas rötlichen Schatten herausholend. Dabei suchte er nicht nach feinen Übergängen, sondern strebte mächtige Plastik in breiten Flächen an. Er sieht vor allem die Massen in den Köpfen und giebt sie mit bequemer Sicherheit wieder. Die Hunderte von Bildnissen, die er malte, sind sich im Wert fast gleich, jedes in sich geschlossen, alle mit einem Zug von Virtuosität, keines ein Beweis schwankender Kraft. Die schreiendsten Farben der Gewänder, der roten Amtsröcke, die grünen Tartans der Hochlandkleidung, die gewagtesten Frauenanzüge malte er gleich ruhig, fest, sicher, ohne Umschweife, mit einer Kraft, die geradezu Erstaunen erweckt. Er scheint die Schwierigkeiten kaum zu merken, eine sichere Ruhe des Gesamttones bändigt die kühnsten Farben zur harmonischen Einheit. Raeburn ist derber, einseitiger, vielleicht auch spießbürgerlicher als die englischen Bildnismaler. Aber er weicht keinem an sicherem Können!

In der Auffassung der Männer — und er malte den Parnaß des nordischen Athen Mann für Mann — zeigt er sich besonders glücklich. Sie stehen vielfach ein wenig wie unter elektrischer Beleuchtung oder doch unter sehr scharfem Oberlicht; aber das Bild erscheint doch ruhig in Ton und in Haltung. Sie haben alle eine gewisse geistige Gemeinschaft der bürgerlichen Tüchtigkeit, der gesunden Lebenskraft; sie gehören alle einem wohlgeordneten, von Pedanterie nicht freien Gesellschaftskreise an. Wie Raeburn ein froher, in körperlicher Bewegung kräftiger Mann von gesellschaftlich wohlgeordneten Verhältnissen war, so erscheint in den Bildern viel von seinem Wesen. Man sieht ihnen das Wohlwollen ihres Meisters an, einen Zug von Humor, der die kleinen Schwächen seiner Mitmenschen lächelnd umschreibt, sie zwar nicht ungerügt vorbeigehen läßt, aber die Rüge zum freundlichen Scherz werden läßt. Andere Maler sehen tiefer in die Seelen und sehen stärker die innersten Vorgänge im fremden Herzen. Er ist zufrieden damit, Zufriedene zu schildern; er trägt einen Teil seiner Behäbigkeit, der weltklugen, schottisch zurückhaltenden Gesellschaftsform in die Köpfe. Er ist hierin Walter Scott, seinem Freunde, verwandt: kein eigentlicher Schönmaler, aber ein solcher, der zumeist das Gute in der Welt zu sehen sich gewöhnt hat; kein Mann, dessen tiefste Tiefen beim Schaffen erregt werden, aber ein glaubwürdiger Schilderer; kein die Geister mit sich fortreißender Stürmer, aber einer, der jeden an sich heranzieht: Scotts Romane entzückten die ganze Welt, sie zogen von Schottland in Tausenden von Abdrücken in die Welt hinaus; Raeburn, kaum minder bedeutend als Scott, blieb nur in seiner Heimat bekannt. Erst in jüngster Zeit beginnt seine Kunst in England gerecht gewürdigt zu werden. Bilder wandern eben langsamer als Druckschriften!

Mit Raeburn war dem schottischen Individualismus die Bahn geöffnet. Seit seinem Auftreten hat es dem Lande bis heute nicht an guten Bildnissen gefehlt. Die gute Gewohnheit, mit solchen das eigene Haus, die Stätte der Wirksamkeit, die öffentlichen Gebäude und Sitzungssäle zu schmücken, gab den Malern stets reiche Gelegenheit, sich zu entfalten. Männer wie George Watson (1767 bis 1837), der die Schule Reynolds' nie ganz verleugnete; sein Neffe John Watson Gordon (1788 bis 1864), der erste Präsident der 1812 gegründeten Scottish Society of Artists und der aus ihr 1826 sich entwickelnden Royal Scottish Academy; Andrew Geddes (1789 bis 1844), wenigstens in seiner ersten Zeit, ehe er sich 1828 in Italien ganz an die Renaissancekunst verlor; William Nicholson (1784 bis 1844), der besonders in Aquarellen und Miniaturen ausgezeichnet ist; John Graham Gilbert (1794 bis 1866), Daniel Macnee (1807

bis 1882), Colvin Smith (1795 bis 1875) führten die Anregungen Raeburns jeder in seiner Weise fort. Zahlreiche geringere Kräfte standen ihnen zur Seite. Namentlich die Miniaturmalereien waren sehr beliebt und letzten Brauch, daß der Präsident den Titel Sir erhalte.

Die drei Hauptsammlungen Schottlands, das Nationalmuseum und die National-Porträtgalerie zu Edinburg, sowie die Corpo-



Lord Newton, Oberrichter. Von Sir Henry Raeburn.
(Nach dem „Portfolio“.)

ihre Förderer geschätzt. Fast alle diese Bildnismaler sind Männer der vornehmen schottischen Gesellschaft, wohlhabende Grundbesitzer, denen es gut ging auf dieser Erde. Raeburn, Watson Gordon und Macnee wurden geadelt, letztere nach dem schon an der Londoner Akademie zum festen, bisher nie ver-

ration Galleries zu Glasgow zeigen die Fortentwickelung der Bildniskunst am übersichtlichsten. Die Malerei wird höflicher, geschmeidiger im Laufe der Zeit, sie wird weicher, sentimentaler. Der Ton wird brauner, das unerreichbare Vorbild der italienischen Renaissancemeister mischt sich störend in

die schottische Gesundheit des Farbengefühls. Schon Watson Gordons Bilder verlieren mehr und mehr die schottische Eigenart. Sie sind sehr auf Plastik hinausgearbeitet, so daß die Köpfe oft fast aus dem Bild herauszuragen scheinen. Bei Macnee mischt sich Raeburnsche Art mit einem schon manierierteren feinen Braunton. Seine Werke unterscheiden sich nicht wesentlich von dem, womit Winterhalter oder Gustav Richter ihre Welt entzückten. Aber beide haben noch ein frisches Erfassen des Menschen, seiner augenblicklichen Bewegung; ihre Gestalten erscheinen zwar als die von Leuten, welche wissen, daß man sie ansieht, die aber gewohnt sind, öffentlich gesehen zu werden, die keine Posen und Mätzchen machen, sondern sich unbefangen zu geben lernten. Die Anzüge, selbst das langweiligste schwarze Tuch, sind stets mit gleicher, scheinbar müheloser Sicherheit gemalt. Es gelingt ihnen nicht regelmäßig, den Beschauer zu erwärmen, aber sie treffen doch zumeist geistig den rechten Ton, wenn auch koloristisch der Ungeschmack der Zeit in Gerät und Kleidung ihnen oft ein Schnippchen schlägt.

Am wenigsten erfreulich wirkt für mein Gefühl der weit gereiste und ins internationale Kunstleben verflochtene Graham Gilbert. Man lernt ihn in Glasgow mehr als zur Genüge kennen. Er hat der dortigen Sammlung eine Reihe der ausgezeichnetsten älteren Bilder geschenkt, darunter einige Rembrandt, durch die er sich ganz Schottland verpflichtete. Dafür darf sie sich wohl das halbe Hundert eigene Arbeiten des Künstlers gefallen lassen, die sie in Verwahrung hat, zumal man seine Phantasieköpfe schöner Frauen noch heute unter den Lokalpatrioten für unübertroffen hinsichtlich der anmutigen Zeichnung, der Schönheit der Farbe und der Zartheit des Gefühles und gleichwertig mit alten italienischen Bildern hält. Dem Nichtschotten fällt vor allem der Mangel nationaler Eigenart auf, die Absicht auf schönes, sattes, warmes Pigment, auf nachempfundene Idealisierung. Und das zeigt sich nicht nur in den nach südlichen Modellen geschaffenen Werken, sondern auch in den Porträts, die ebensogut irgendwo auf dem Kontinent gemalt sein könnten, namentlich aber in Paris, in der Zeit der Romantik des Delacroix.

Je schottischer die Bildnisse in Behandlung und Gegenstand erscheinen, desto anziehender wirken sie auch auf den fremden Beschauer; nicht weil das Schottentum an sich künstlerischer sei als anderes Volkstum, sondern weil jede der nationalen Eigenart entbehrende Kunst etwas Verblichenes in sich birgt. Da stehen neben Gilberts Werken in jener Sammlung Bildnisse von Norman Macbeth (1821 bis 1888): da ist ein Künstler in Sammetrock und Hausrock und ein Würdenträger in feierlicher Haltung, beide in fast übertriebener Plastik aus dem Bild herausgearbeitet, jener dabei in schlichter Auffassung, dieser vor rotem Vorhang stehend, ein frischer, von weißen Haaren umrahmter und frisch hingemalter Männerkopf. Oder man vergleiche die eleganteren, im Tone festeren, in der Auffassung feineren Arbeiten von Robert Herdman (1829 bis 1888), die schwungvollen Gemälde von Sir Francis Grant (1803 bis 1878), welcher 1866 Präsident der Londoner Akademie wurde, Sir George Harvey (1806 bis 1876). Es sind dies Männer von feinem Blick, sicherer Hand, doch mit einem Zug zum Feminismus ausgestattet, zur huldigenden Vergötterung des Weibes im Bilde und zum Hervorkehren der gesellschaftlich gemilderten Sitten im Manne, die oft bis zur eleganten Weichlichkeit im Ton führen, zu einem Umhüllen der Farbe in braune Halblichter und des Menschen in hergebracht erheucheltes Wohlwollen. Aber sie wissen jedesmal ein gutes wirkungsvolles Bild zu malen, namentlich ein solches, welches im Raum als trefflicher Schmuck hängt, ohne Aufdringlichkeit doch die Augen auf sich zieht.

* *
*

Eines Tages erzählte ich zufällig in einer deutschen Gesellschaft, daß ich eben „Kenilworth“ aus der Hand gelegt habe.

„Können Sie noch Walter Scott lesen?“ fragte mich ein junges Fräulein mit einem Zug von Spott oder doch Erstaunen. Und ich ging in mich, um mich selbst zu fragen, ob ich die schottischen Romane eigentlich durchgegangen sei, nur um die rechte Stimmung zur Betrachtung schottischer Kunst zu gewinnen, oder aus unmittelbarer Freude an ihnen; ob meine Empfindungen beim Lesen

künstlerisch oder ob sie kunstgeschichtlich angeregt worden waren.

Es ist ja richtig: die Menschen, welche Scott dichterisch schuf, leben unserem Auge nicht mehr jenes wunderbar reiche Dasein vor, durch welches sie unsere Väter entzückten. Die Romane sind die alten, wir sind andere geworden. Es entscheidet nicht der Umstand, daß Scotts thatsächliche Kenntnis des Altertums überholt wurde. Manche kleine Irrtümer machen uns lächeln, aber sie werden den nach der Tiefe Schauenden nicht in seinem Urteil über den Kunstwert der Dichtungen beeinträchtigen, der ja nicht in wissenschaftlicher Genauigkeit liegt: die gesamte Auffassung der alten Zeiten befremdet uns. Der Schweizer Maler Karl Stauffer-Bern sagt einmal, die Wahrheit sei plastisch; jeder sehe sie von seinem Standpunkte und daher anders. Nun hat sich der Standpunkt zur vergangenen Zeit um fast ein Jahrhundert verändert. Wir sind an eine andere Stelle gerückt; ob an eine besser oder an eine schlechter zur Betrachtung der Wahrheit geeignete, ist zunächst gleichgültig — es genügt, daß es eine andere ist. Unsere Zeit erfaßt die Geschichte mehr mit dem Verstand als mit dem Gemüt; sie erscheint uns minder romantisch, weil



Effie Deans im Gefängnis. Von Robert Herdman.
(Mit Zustimmung des Herrn J. S. Virtue.)

wir selbst weniger romantisch sind. Sogar ein wissenschaftliches Geschichtswerk, in dem der Verfasser vor der Darstellung zurückzutreten, „objektiv“ zu sein sucht, veraltet mit der Zeit: denn wenn es nicht bloß eine Wiedergabe von Thatsachen bringt, sondern zugleich eine Darstellung der diese hervorrufenden Stimmungen, so werden diese nie in ihrer unendlichen Vielfältigkeit, sondern mit Auswahl geschildert werden können. Und schon diese Auswahl bringt die Person des Erzählers in die Erzählung hinein, rückt den Schreiber als Eigenwesen sowohl wie als Ergebnis seiner Zeit, seiner Bildung in den Vordergrund. Und wenn die Person des Geschichtschreibers veraltet, veraltet auch sein Buch, seine Auffassung des Weltlaufes vergangener Zeiten.

Scotts Romane sind mit leidenschaftlicher Spannung gelesen worden: uns erscheinen sie sehr oft lang und namentlich in den Schilderungen und Gesprächen gedehnt. Seinen so reich entwickelten Gestalten spürt man eine gewisse Absichtlichkeit, einen lehrhaften Zug an. Es gehört eine volle Versenkung in seine Zeit dazu, um bei seinem Humor so fröhlich lachen zu können, als es ganz Europa noch vor fünfzig Jahren that. Es meldet sich eben immer deutlicher, was sterblich an Scott war. Nur sehr wenige bleiben den Nachlebenden in ihrem ganzen Umfange völlig genießbar, weil selbst der Größte nicht immer das ewig Gültige, Unvergängliche zu sagen weiß.

Die Nachwelt richtet streng, wenn es auch keineswegs sicher ist, daß sie gerecht richte. Weil die Nachwelt Shakespeare ein volles Jahrhundert nicht verstand, ist er nicht schlechter geworden. Möglich, daß wir zu nervös, zu hart, zu verstandesmäßig gebildet sind, um mit Scott noch durch seine Welt romantischer Hingabe und weichherzigen Heldentums ganz ohne Zögern und Widerstreben zu wandern. Möglich aber auch, daß jene Geistesrichtung für lange Zeit ganz schwindet und daß unsere Kindeskinder noch weniger begreifen, wie man Scott mit völligem Behagen zu lesen vermochte! Wie viele von uns lesen heute noch Klopstock, Herder, Wieland!?

Schottland hatte auch einen Scott in der Malerei hervorgebracht. Und der heißt David Wilkie. An Verdienst sind sie einander nahe verwandt. In meiner Bewunderung stehen sie dicht nebeneinander.

Freilich könnte ich mir sehr wohl denken, daß mich ein anderes „gebildetes“ Fräulein der Gesellschaft einmal frage: „Können Sie noch Wilkie ansehen?“

Es ist der Genuß kein ganz freier mehr. Manches erscheint uns altväterisch an ihm. Es gehört eine gewisse Selbstversetzung in vergangene Zeiten dazu, um ihm nahe zu kommen. Ein Band Scott gab mir stets die rechte Stimmung wieder. Noch leben viele unter uns, die sich bloß in die Kunstempfindung ihrer Jugend zu versetzen brauchen, um mitten in Wilkies Idealen sich zu befinden. Noch haben die meisten bloß einen kleinen Schritt nach rückwärts zu thun, um von den Bildern, welche sie zuerst entzückten, zu jenen noch etwas älteren den Weg zu finden. Wir Jüngeren müssen uns schon kunsthistorisch die Sache zurechtlegen. Wir dürfen nicht mehr dem freien Empfinden nachgehen, sondern beurteilen das Schaffen des Meisters bedingungsweise, unter Berücksichtigung seiner Zeit, liege diese nun hundert oder dreihundert Jahre zurück. Die Engländer freilich scheinen nach ihrer Mehrzahl noch nicht zu empfinden, wieviel Jahrzehnte sie von Wilkie trennen. Die für seine Bilder in Versteigerungen gezahlten Preise sprechen dafür: „Die Dorfschule“ brachte 1843 dem Meister 15120 Mark, 1887 dem Besitzer 34650 Mark; „Napoleon und der Papst“ kostete im Atelier 10000 Mark, bei einer Versteigerung 1877 37800 Mark; „Der Steuertag“ wurde 1807 mit 1000 Mark ausgeboten und von Lord Mulgrave, dem der Preis zu niedrig schien, mit 3000 Mark bezahlt; 1848 kostete das Bild 22050, 1890 46200 Mark!

Raeburn ist moderner, d. h. seine Kunst wird dauernder in der Achtung der Kunstfreunde hoch stehen als die Wilkies. In manchen Dingen freilich hält sich auch diese: sowie sie sich mit der Wiedergabe von selbst Erschautem beschäftigt. Hierin deckt sie sich mit Scott: solange die beiden Schotten rein realistisch sind, empfindet man die Vollkraft ihres Idealismus. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch. In der Absicht, völlig wahr zu sein, tritt ihre Persönlichkeit am stärksten hervor. Alles Angelernte, An-



Jll. D. Monatshefte.

Ländliche Hochzeit (the penny-w

(Nach einem Stich



November 1893.

edding). Von Sir David Wilkie.
s „Art Journal".)

empfundene, alles modisch Schönzeichnerische schwindet aus den Werken. Wir haben es nur mit zwei Dingen zu thun: mit der Natur und mit der persönlichen Auffassung eines bedeutenden Menschen. Je mehr von jenem falschen Idealismus in ihre Werke kommt, von jenem, der fremden, vergangenen Idealen nacheifert, desto mehr schwindet die innere Bedeutung der Werke. Scott bleibt dauernd groß als Schilderer seiner Heimat, er wird leicht verständlich bleiben als dichterischer Verklärer der heimatlichen Geschichte, d. h. man wird diese Darstellung später nicht für wahr im Geist der dargestellten, sondern lediglich der darstellenden Zeit halten. Kulturhistoriker werden Scotts wie Wilkies Schaffen durchforschen, nicht um zu lernen, wie die Zeit um 1550 oder 1650, sondern wie die um 1800 dachte und empfand. Sobald aber Scott in ihm fremde oder wenig bekannte Gebiete übergreift, verschwindet jede Teilnahme für ihn — diese Schilderungen ohne echten Realismus sind nicht nur unwahr, sie sind vor allem für uns Moderne tödlich langweilig.

So mit David Wilkie. Er ist groß, solange er schottisch ist. Er wäre größer geworden, wäre er in Schottland geblieben; es ging vom rein künstlerischen Standpunkte aus in reißender Schnelligkeit mit ihm bergab, seit er ein Idealist wurde und die Welt von Schönheit vergangener Zeiten in sich aufnehmen wollte.

Wilkie war ein Schüler des Edinburger Malers John Graham (1754 bis 1817), eines jener Anreger, welche die Kunst hier und da hervorbringt, Männer von hohem Wert, denen es aber selbst nicht gelingt, durch eigenes Schaffen sich einen Platz in der Geschichte zu erobern. Gerade ihre Schüler sind es ja zumeist, welche sie verdunkeln. In den eigenen Werken erscheint Graham kalt und akademisch frostig, beseelt von jenem Zug von dickblütiger Romantik, welche sein zweitberühmter Schüler William Allan fortbildete. Sein Verdienst ist im wesentlichen, daß er die künstlerische Eigenart seiner Schüler zu wecken verstand. Wilkie war ein frommer Christ, nicht ohne schottisch-muckerischen Beigeschmack. Das hatte er mit Graham gemein, der gute Menschen zu erziehen strebte, um gute Künstler zu erlangen: gewiß ein löblicher Weg, doch ein solcher, der nicht unmittelbar zum Ziel führt. Wilkie war der Sohn eines Geistlichen und hat nie am Sonntag einen Pinsel angerührt. Man merkt es manchen seiner Bilder an, daß sie Wochentagsstimmung haben, daß ihr Schaffen als „Arbeit" aufgefaßt wurde, nicht als eine höhere Form der Huldigung gegen die Schöpfung und den Schöpfer. Es ist immerhin bezeichnend, daß der fromme Schotte das Nichtsthun für gottgefälliger hielt als das Schaffen seiner Bilder; daß er den inneren Drang auf Bethätigung seiner gottgegebenen Fähigkeiten niederkämpfte, um Gott besser zu dienen.

Auch in seiner Kunst ist Wilkie ein reinlicher, durchaus sauberer Mensch. So sehr man ihn wegen seiner schottischen Aussprache in London verhöhnte — er wußte sich doch in Achtung zu setzen durch schlichte Tüchtigkeit. Das äußert sich im Handwerklichen seiner Kunst. Während seines Lebens begannen die „chemischen Fortschritte" in der Farbentechnik: das Asphalt kam auf, durch welches die schönsten bequemsten Lasuren ermöglicht wurden. Eine ganze Reihe von englischen Malern ist heute schon fast ganz aus der Betrachtung der Nachwelt verschwunden, weil sie sich dieser Mittel bediente. Ihre Bilder sind schwarze rissige „Schinken" geworden, in welchen man mit Mühe die Absicht erkennt. Wilkie blieb beim reinen Leinöl und Terpentin und bei einer sehr einfachen, aber zuverlässigen Wahl der Farben, bei einer völlig klaren durchsichtigen Malerei alla prima.

Grahams Beispiel folgend, begann er seine Kunst mit der Darstellung schottischer Geschichte, mit der Illustrierung heimischer Dichter. Seinen rechten Weg fand er aber erst, als er die Edinburger Schule verlassen hatte, in der Darstellung des heimischen Marktes „Pitlessie Fair". Damit war er auf dem Boden angelangt, auf welchem seine Kunst sich frei entwickeln konnte. Leider ging er aber schon mit zwanzig Jahren (1805) nach London. Die schottischen Anregungen hielten aber noch eine Weile nach: sein „Der Dorfrekrut", „Die Dorfpolitiker", „Der blinde Geiger", „Die Kartenspieler" gehören der Zeit bis 1809 an, in welchem Jahre er wieder auf einige Monate in seine Heimat

zurückkehrte. „Die Dorfhochzeit", „Der Steuertag", „Blinde Kuh" waren die Folge, Bilder ganz von altem Werte. Nun aber erfolgte der Umschlag unter dem Einfluß des Malers Haydon, an sich einer der geistvollsten Erscheinungen der britischen Kunst, eines Idealisten von stürmischer Willensstärke; aber als solcher war er der schlechteste Umgang für Wilkie. Haydon war eine rechte Byron-Natur, der Welt feindselig, die ihn nicht verstand, stets in Kampfstimmung, voll selbstverzehrender Glut; Wilkie war ein wohlwollender, kluger, herzenswarmer Mensch, ganz befangen in seinem kleinbürgerlichen Wesen, in den Sitten seiner Umgebung; wohl eine durchaus tüchtige Seele, aber ein rechter echter Philister. 1814 gingen beide nach Paris, wo damals im Louvre die Kunstschätze aller Welt aufgehäuft sich fanden. Mit diesem Augenblicke begann Wilkie künstlerische Versuche zu machen. In den Jahren 1817 bis 1825 war er wiederholt in Schottland — dieses Berühren des heimischen Bodens stärkte ihn aufs neue. Er lernte Scott kennen und malte ihn. Aber er ging zugleich aus der Schilderung der Gegenwart in die einer entfernten Vergangenheit über: „Knox predigt vor der Kongregation von 1559" begann er 1824; oder er ging von dem ihm geläufigen Spießbürgertum zur offiziellen Kunst über: „Georg IV. in Holyrood" entstand 1823. Dann zog er 1825 auf Reisen, nach Süddeutschland, Italien und nach Spanien, wo er bis 1828 blieb, später 1840 nochmals nach dem Süden, bis nach Konstantinopel und Jerusalem. Auf der Rückreise starb er auf dem Schiffe am 1. Juni 1841.

Der Nachteil, welchen Wilkie seine Reisen und die Verbindung mit der Londoner Kunst brachten, war ein doppelter: statt sich in seiner Art zu erhalten und zu stärken, kam er ins Schwanken hinsichtlich der technischen Ausdrucksmittel und seiner Aufgabe innerhalb der Kunst.

Kein Meister kommt unvorbereitet, keiner entsteht, ohne sich auf Vorläufer stützen zu können. Diejenigen, welche Wilkie für seine Jugendentwickelung dienten, waren Teniers und Hogarth. Von Hogarth hatte er den kritischen Blick auf seine Mitmenschen und den Zug zur Karikatur. Aber als eine sicher in sich abgeschlossene, wenngleich nach außen oft hilflos erscheinende Natur betrachtete Wilkie die Welt mit dem schmunzelnden Blick des mit seinem Gotte einigen Gerechten. Die Leidenschaften, welche er darstellt, erregen ihn nicht, er spottet über die Leute von lebhafterem Empfinden. Denn in ihm ist's ruhig und bedächtig. Er hat auch nicht den Zorn des Guten, wie Hogarth; nicht den heftigen Drang, der Sünde zu Leibe zu gehen. Er vermag über die kleinen Schwächen der Welt lächelnd hinwegzublicken und die großen völlig zu übersehen. Er will nicht beunruhigt, nicht in tiefster Seele ergriffen werden. So malt er denn nicht Satiren wie Hogarth, sondern das Volkstreiben wie Teniers; doch auch dieses mit der Mäßigung, welche die gute bürgerliche Erziehung dem Sohn des Geistlichen auferlegt. Ich möchte seine Sittenbilder mit der Epik unseres Voß, mit „Luise" vergleichen. Sie hat den Zug zur Größe, aber wird im Fluge beschränkt durch spießbürgerliche Anstandsregeln.

Es ist in vielen seiner Bilder eine harmlose Heiterkeit, welche dauernd packt. Seine „Blinde Kuh" wird zu allen Zeiten als ein Meisterstück in der Auffassung gelten. Kinder und junge Leute spielen in vollster Heiterkeit. Die Häufung der kleinen Geschehnisse stört zwar den Eindruck einer ganz harmlosen Naturbeobachtung, einer rein unbefangenen Darstellung des Vorganges. Aber es ist dies überwunden durch die frische Hingabe, die Feinheit der Einzelerkenntnis. Im „Blinden Geiger" tritt die Absicht noch stärker hervor. Die Gestalten, jede für sich, erzählen Geschichten. Sie machen alle etwas den Eindruck ehrgeiziger Schauspieler, welche nicht vertragen können, daß die Aufmerksamkeit sich einen Augenblick von ihnen ablenke. Sie denken nicht recht an das, was man auf dem Theater das „Ensemble" nennt, nämlich daß auch einen größeren Menschenkreis zumeist ein Gedanke beherrscht. Wilkie will unterhaltender sein, als es die Natur ist. Dazu kommt noch, daß die Gestalten einen mit den Jahren steigenden idealistischen Zug erhalten. Die redliche Wahrhaftigkeit der Holländer hatte Wilkie nie in gleicher Weise: ein klein wenig sind alle Gestalten umgebildet. Denn er wollte nicht, wie jene, Menschen,

sondern Menschenarten darstellen. Das steigert sich mit der Zeit unter dem lärmenden Beifall aller Kunstfreunde. Sein „Georg IV. in Holyrood", ein Bild, in dem die Menschen „bedeutend" sein sollten, ist bereits ein recht unerquickliches Ganze; sein „Knox" übertrieben, schauspielerisch in den Bewegungen fast bis ans Coulissenreißen heran; sein „Erster Ohrring", in dem er elegant werden wollte, wird ein Modebild schlimmster Art mit allen Witzchen ängstlich konventioneller „Natürlichkeit". Am schlimmsten erging es Wilkie, als er nach seiner spanischen Reise fremde Völker darstellen wollte: „Das Mädchen von Saragossa", „Der Kriegsrat der Guerilla" erwecken nur das Lächeln des Nachgeborenen. Mit der Steigerung des Idealismus, mit den erhöhten, auf dichterischem, nicht malerischem Erfassen beruhenden Gegenständen sinkt selbst des ausgezeichneten Mannes Kunst zu leerer Schönmalerei zusammen. Wie bei Scott, dem die Heimat an Stoff nicht mehr ergiebig genug schien und der nach fast überreichen Schöpfungen in fremde Länder übergriff, so erlahmt bei Wilkie die Gestaltungskraft, sobald sie sich auf im Vorbeiziehen angelernte, nicht auf urwüchsige eigene Welterfahrungen stützt.

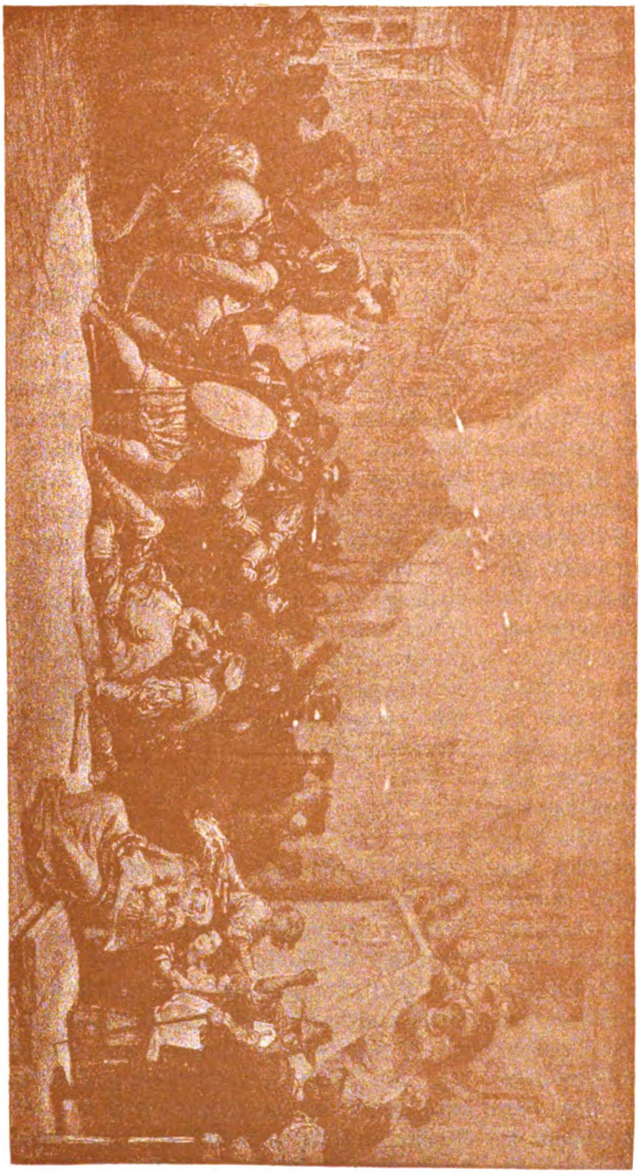
Teniers war Wilkies Lehrer hinsichtlich der Farbe. Der Schotte wurde, zumal er gern des Lehrers Bilder beim Malen neben die Staffelei stellte, fast zum Nachahmer des Niederländers. Selbst in der Anordnung der Räume, in der Verteilung des Lichtes, in den grau-braunen durchsichtigen Tönen und in der Verwendung kalter klarer Farben als Gegensatz zu diesen folgt er seinem Lehrer. Nur durch dessen Augen erscheint ihm die Natur malenswert. Später, seit der Pariser Reise, trat Ostade, dann Rembrandt mit in den Kreis der Anreger. In Spanien überwältigte ihn die Größe des Velasquez. Wilkie war ein Mann von feinem Auge und unbestochener Selbstkritik. Leider erkannte er aber das Wichtigste nicht: daß nämlich die Museen sein größter Feind seien; jedem großen aus diesen auf ihn wirkenden Eindruck folgte Wilkie fast willenlos. Es zeugt dies von großer Aufnahmefähigkeit, von einer selten reichen Begabung. Es führt ihn dazu, daß er in wechselndem Stile prächtige Bilder schafft, Bilder, die täglich vor Augen zu haben eine wahre Freude sein muß, weil ihr geschlossener, schöngefärbter Ton voll innerer Ruhe und Abgemessenheit ist. Aber Neues sagte uns Wilkie als Kolorist nicht. Die Zeitgenossen zwar waren gerade von seiner Kunst des Malens begeistert, sahen in ihm das Kommen einer besseren Zeit und in jeder Schwenkung nach neuem Muster einen gewaltigen Fortschritt. Wir erkennen ihn als einen der letzten Niederländer, als den Schluß der Reihe von Genremalern, die früher südlich des Kanals ansässig waren und seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in immer größerer Zahl ihrem Oranier nach England folgten. Als solcher ist Wilkie der Vermittler mit unserer deutschen Genremalerei, sind Hasenclever, Vautier, Knaus geistig seine Schüler. Knaus bekannte sich im Gespräch mit mir im höchsten Grade von Wilkie beeinflußt, den er hoch verehre. Als dann Velasquez und Tizian in Wilkies Malweise mit ihren gewaltigen, wuchtigen Tönen Einfluß gewannen, brach auch dies seine Gebäude zusammen: er wurde schwer und bunt, er vermochte den vorsichtig gestimmten Ton, nach dem er sein Lebenlang gesucht, nicht mit der Pracht südlicher Farbe zu vermischen. Seine Zeitgenossen jubelten, die folgenden Geschlechter ziehen sich zurück. Aus dem letzten Niederländer war ein „Eklektiker" geworden.

* *
*

Zum Verständnis Wilkies ist es nötig, den berühmtesten seiner Landsleute mit in Betracht zu ziehen, seinen Mitschüler in Grahams Werkstätte, William Allan (1782 bis 1850), der, nachdem er in London seine Studien vollendet, nach Petersburg und weiter zu Tscherkessen, Tataren und Türken zog. Im Jahre 1814 kehrte er nach Edinburg zurück, wo er gesellschaftlich und als Künstler in glänzender Stellung lebte. Mehrere große Reisen — 1834 nach Nordafrika, 1844 nach Rußland — unterbrachen seinen Aufenthalt. 1838 wurde er Präsident der Akademie, 1842 geadelt.

Allan ist der echteste Maler britischer Romantik. Nicht der innere Wert seiner Bilder macht ihn für die Kunstgeschichte bedeutend, sondern das völlige Aufgehen in die

Geistesströmung seiner Zeit. Er folgte mit seinen Reisen wie in seinen Gedanken den Spuren Byrons, den er auch in einem seiner berühmtesten Bilder im Schifferhause



Die Ermordung des Grafen von Murray, 1570. Von Sir W. Allan.
(Mit Zustimmung von Mrs. Seeley u. Co.)

nach dem Durchschwimmen des Hellespont darstellte.

Seine ganze äußere Erscheinung war pathetisch. Er schuf in einer Werkstätte, welche einem Berichterstatter von 1817 wie ein Saal aus Bagdad oder Abydos erschien: ringsum tscherkessische Waffen und türkisches Gerät, armenische Stickereien und tatarische Gefäße, Helme, Schilde, Waffenbündel. Er selbst in schwarzem Tscherkessenrock mit zahllosen einst für Patronen bestimmten, jetzt für die Pinsel benutzten aufgenähten Täschchen, mit bunter türkischer Pfeife, braun gebrannt, mit „auf wild" frisiertem Lockenkopf, phantastisch-heiter in seinem Gespräch — so war er ein echter Vertreter der nachrevolutionären Zeit. Bis an sein Ende behielt er die nach „Genialität" ringenden Formen. Er malte noch vom Krankenbette aus an seinem sechzehn Fuß langen Bilde der Schlacht bei Bannockburn, in welcher 1488 König Jakob III. vom Adel geschlagen wurde. Dort starb er, selbst auf einem Schlachtfeld, für Schottlands künstlerische Ehre fechtend: das war ein echter Romantikertod!

Allan war ein Maler von kaum minder starker Begabung als Wilkie. In der Beherrschung großer Massen, im Zusammenstimmen kräftiger Farben zu einem wirkungsvollen Einklang übertraf er ihn sogar. Der Unterschied besteht im wesentlichen darin, daß Wilkie vom Malen der Schotten und Allan vom Malen der Tscherkessen zur schottischen Geschichte kam. Jener sah die Eigenart seines Volkes aus der Natur in seine Bilder hinein; dieser suchte nach packenden Erlebnissen, kräftigen Tönen und wendete die auswärts erprobte Kunst auf seine Schotten an. Seine Kunst wird phrasenhaft von Anfang bis zu Ende. Er kommt über die Schönmalerei nie hinaus; wie er seine Tataren überzuckert, um sie der Welt

anzupreisen, so auch seine Schotten. Erinnerungen aus allen Kunstarten der Welt häuft er auf sie zusammen: italienisch war der schön pyramidal geordnete Aufbau, englisch das Eingehen auf die Stimmung der typischen Einzelgestalt, das Einflechten von heiteren Nebenrollen in die Dramen, welches von Shakespeare an zum Wesen englischen Schaffens gehört, raphaelisch die in breiten Massen behandelte Farbe, venetianisch die rundliche Umrißlinie; über dem Ganzen lag aber die breite Tunke der geistigen Bequemlichkeit, idealistischer Entlehnung, selbstgefälliger Unselbständigkeit!

Dies Urteil ist hart, es ist vielleicht sogar ungerecht. Was Allan that, dies Einflechten der Völkerkunde in die Kunst, dies Heranziehen der „Sehenswürdigkeit" in das Bild, das thaten ja während des ganzen Jahrhunderts Unzählige. Solange der Inhalt die Hauptsache am Gemälde war, mußte man den beglückwünschen, der einen „interessanten" Inhalt fand. Solange die Wissenschaft die Kunst meisterte, mußte das Wissenswerte auch in der Kunst der Darstellung besonders würdig erscheinen. Es wird täglich klarer, daß diese Richtung viel Unheil angerichtet hat, viel Künstlern den Weg zum eigentlich Schaffenswerten vertrat. Aber wer eine „interessante" Kunst vor allem liebt, der wird Allan die Ehre nicht versagen können, daß er als der erste das „ethnographische Genre" gepflegt habe!

Und gerade dieses hatte in Schottland viel Vertreter. Ich will alsbald den berühmtesten unter ihnen herausgreifen: John Phillip (1817 bis 1867), obgleich ich fürchten muß, daß mir diese Einordnung von den Schotten sehr übel genommen wird. Denn von einem Maler, dessen „Kirchthor" erst 1882 mit 82700 Mark und dessen „Jugend Murillos" 1886 mit 79800 Mark bezahlt wurde, dessen „Schottische Taufe" von 1860 bis 1874 von 4500 bis 36900 Mark stieg, von dem 1886 drei Bilder auf einer Auktion 162750 Mark brachten — von einem solchen Maler spricht man jenseit des Piktenwalles, im Lande der guten Rechner, nicht gern ohne die volle Achtung vor seinem Gewicht.

Phillip war auf der Royal Jubilee Exhibition zu Manchester 1887 vortrefflich mit vierzehn seiner besten Bilder vertreten; das Edinburger Museum hat ihrer zehn. Man konnte an diesen beiden Stellen sehr wohl ein Gesamtbild der Art dieses Meisters gewinnen: er ist ein Virtuos der Farbe, oder vielleicht richtiger des Pinsels. Er hat die Spanier, die Maler und das Volk, studiert und malt zumeist sie, und zwar mit einer gewaltigen Meisterschaft. Er ist ein „Könner" allerersten Ranges: der Ton ist tief, die Farbe leuchtend, die Modellierung ist kräftig. Die Bilder geben einen prächtigen Wandschmuck. Sie sind im besten Sinne dekorativ. Viele unter sich verglichen, beweisen, daß die Zahl der koloristischen Gedanken bei Phillip gering war und daß sie alle mehr oder minder auf malerische Gemeinplätze hinauslaufen. Daß die Schatten, welche in den Bildecken zumeist in breiten Massen auftreten, jetzt schwarz bis zur Undurchdringlichkeit sind, ist wohl den Lasuren mit Asphalt zuzuschreiben. Das volle Licht aber, welches ins Weißliche überschlägt, die Farbe gewissermaßen frißt, ist sichtlich noch das ursprüngliche. Die einzelnen Töne sind zu großer Kraft gesteigert, das Licht fest geschlossen, glänzend und wirkungsvoll verteilt. Der Auftrag ist breit, männlich, sichtlich von Velasquez beeinflußt. Aber es ist nicht schwer, nachzuempfinden, daß es nicht selbst entdeckte malerische Wahrheiten sind, die er ausspricht. Er verkündet das Evangelium der Renaissance nochmals mit lauterer Stimme, aber geringerem Inhalt.

Zumeist schildern seine Bilder spanische Volksscenen. Dabei erweist er sich als ein Mann von kräftigem Eindringen in das Wesen fremden Volkstums, der selbst bei dem meist gewählten großen Maßstabe sich nicht in Einzelheiten verliert und mit von Murillo zugerichteten Augen in den derben Erscheinungen der Straße die landeseigentümliche Schönheit erkennt. Seine Auffassung der Gestalten steht zwischen jener des Schweizers Robert und des Franzosen Doré. Er verliert weit mehr als Wilkie die Besonderheiten der Briten und erscheint in seinem Schaffen international. Selbst in seinen beiden großen Repräsentationsbildern, der „Hochzeit der Prinzeß Viktoria" und dem „Haus der Gemeinen 1860" mit Lord Palmerston und Gladstone im Vordergrund, er-

scheint jener weltbürgerliche Zug, der der nachnapoleonischen Zeit eigen war. Am meisten klingen die Bilder an die französischen Romantiker, an Delacroix an. Die Vorliebe für Spanien und den Süden überhaupt hat er mit ihnen gemein, wenngleich unverkennbar auch die Bundesgenossenschaft aus den napoleonischen Zeiten die Blicke der Briten freundlich auf sie lenkte.

Wenn sich nun Phillip in seinem Wirken auch als Künstler von ungewöhnlichen Gaben darstellt, so hindert doch eines die volle Würdigung seines Schaffens: er erscheint wieder als ein Nachahmer oder doch Nachempfinder. Das Gute — und dessen giebt es sehr viel in seinen Werken — ist nicht neu und das Neue ist nicht gut. Neu ist nämlich die lächelnde Überhebung über den gemalten Gegenstand, die mangelnde Unbefangenheit, das Touristenhafte. Phillip malt nicht, was ihm das Herz bewegt; er lebt nicht in, sondern über seinen Gestalten; sie sind nicht ein



La Bomba. Von John Phillip.
(Mit Erlaubnis des „Art Journal“.)

Teil seiner selbst. Jede spielt vortrefflich die Rolle, die er ihr zuteilt; jede ist fleißig beobachtet, aber nicht innerlich empfunden. Murillo hätte die Trauben in der Hand seiner Bettlerjungen ruhig mitgegessen; er stand ihnen in jeder Beziehung so nahe wie etwa Wilkie seinen Blinde Kuh spielenden Schotten; sie äußern einen Teil seines Wesens, des ihn selbst gestaltenden Volkstums. Phillip blieb ein vornehmer Reisender, ein reicher Engländer, dem das fremde Volk in Lumpen wie im Festkleide als malerisch erfreut; aber er hatte mit ihm im Grunde des Herzens nichts zu thun. Er benutzte seine Modelle, um seine koloristischen Errungenschaften an ihnen zu zeigen. So kommt wieder ein Stück Volkskunde in seine Bilder, wie in die Tscherkessen-Darstellungen Allans, aber zugleich eine tief sitzende Unwahrheit, über die der scheinbare Realismus den feineren Beobachter nicht hinwegzutäuschen vermag. Trotz aller Wucht der Farbe und Größe der Zeichnung erscheinen sie süß, einschmeichelnd, absichtlich. Für die große Menge unter den Briten, die sich so gern über andere Völker erheben und sie doch so selten gerecht zu würdigen vermögen, ist er der rechte Maler. Er schildert die Spanier und ihr Land zwar als sehr malerisch, doch mit dem Rückhalt des Pharisäers, nicht sein zu brauchen wie sie. Murillo schildert sie aus dem Vollgefühl nationalen Stolzes heraus, aus der Gemeinsamkeit mit ihnen in Tugend und Sünde, in Schönheit und Verfall.

* * *

Phillip hatte einen nahen Geistesverwandten in dem schottischen Architekturmaler David Roberts (1796 bis 1864), der, anfangs als Theatermaler wirkend, erst 1822 der höheren Kunst sich zuwendete, und zwar mit romantischen Schilderungen alter schottischer Bauwerke begann. Erst 1832 auf einer auf Allans Rat unternommenen Reise nach Spanien fand er das ihm zusagende Gebiet. Von nun an zog es auch ihn immer aufs neue in die Weite: das Rheinland, Ägypten, Palästina durchmaß er zeichnend. Sein von Louis Haghe lithographiertes Werk „Holy Land and Egypt“ war eines der Ergebnisse dieser Reisen. Er erwarb sich dadurch ein wirkliches Verdienst. In der Zeit, welche die Photographie noch nicht hatte, bot er ein mit rascher und gewandter Hand geschaffenes, reichhaltiges Ansichtenwerk. Sein Ruhm war daher auch ein großer. Das spricht sich in England immer am besten in Zahlen aus: er gehörte zu den bestbezahlten Künstlern Großbritanniens. Brydall zählt achtzig seiner zwischen 1850 und 1887 versteigerten Bilder auf, die zusammen mit nahe an 700000 Mark bezahlt wurden.

Roberts hat eine große Anzahl von Bildern hinterlassen: Ölgemälde, Aquarelle, Zeichnungen für Lithographen, Radierungen — alle in gleich gewissenhafter Weise durchgeführte, echt künstlerisch erfaßte, mit Liebe behandelte Arbeiten aus aller Herren Ländern.

An seinem bekanntesten Bilde, jenem in der Nationalgalerie zu London, welches die zur Puerta de los Apostolos im Dom zu Burgos im Inneren aufsteigende prachtvolle Barocktreppe darstellt, lobt ein Zeitgenosse das schöne Arrangement, die mächtigen Kontraste, die geschickte Belebung der Scene durch Figuren, die Verdienste des Malers als Darsteller fremder Länder, also den wissenschaftlichen Wert seiner Bilder. In diesen Verdiensten stehe er mit den englischen Malern Prout, Harding, Lewis in gleichem Rang.

Eine solche Besprechung hat für den deutschen Kunstfreund nur bedingten Wert. Er weiß nicht, welch hohes Lob für die Briten allein im Vergleiche mit Prout liegt, den man drüben für einen der ersten Architekturzeichner, sicher für den romantischsten hält. Die englischen Bauzeitungen bringen noch heute Prouts Architektur-Aufnahmen als musterhafte Vorbilder. Man sieht aber auch, daß man gerade jene Eigenschaften an Roberts' Verdiensten lobte, welche mir an Phillip mißfielen: das Arrangieren des Gegenstandes, die selbstgefällige Überhebung, die Meinung, wahre Schönheit sei selbst nicht in den kunstvollen Bauten alter Zeiten, geschweige denn in der Natur, unmittelbar zu finden. Es ist doch ein sonderbarer Vorgang: ein Maler wie Roberts wird von erfahrenen Freunden nach Spanien, als in das Land der Schönheit gewiesen. Er begeistert sich an dessen Bauwerken, er findet auf Schritt

und Tritt Gegenstände für seine Bilder. Aber er fühlt sich stets genötigt, das Schöne zu verschönen; er muß es umbilden, um es im Bilde seinem künstlerischen Gefühl mundgerecht zu machen; er muß idealisieren, weil ihm das Ideale immer noch nicht ideal genug erscheint. Sehen wir die Bände seiner Zeichnungen durch, so finden wir, wie sehr durch ihn die dargestellten Gegenstände in ihrem eigentlichen Wert geschädigt wurden. Mehr Selbsterkenntnis, mehr Bescheidenheit — und das heißt in der Kunst mehr Realismus — hätte den Gehalt seiner Werke außerordentlich gesteigert. Er zeichnet Bauwerke aller Stile, aber alle werden unter seinem Stifte englisch-romantisch; ein eigentümlicher Trieb, alle Formen abzurunden und abzustumpfen, macht sich geltend. Das Gemeinsame, welches in der Anbequemung des dargestellten Gegenstandes an seinen persönlichen, für ideal gehaltenen Geschmack beruht, entkleidet die Darstellung selbst der stilistischen Eigenart. Um die Bilder schön zu machen, giebt er ihnen allen den Stil Roberts. Selbst der Kunstgelehrte kann heute die Aufnahmen nicht mehr brauchen, weil sie zu sehr idealisiert, d. h. verflacht, ihrem Gegenstande entfremdet sind.

Es ist gewiß eine große künstlerische That, wenn ein Maler stark und klar seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen weiß, wenn er in die Naturwiedergabe die volle Wucht starken Menschentums legt. Aber dem ist leider bei Roberts keineswegs so. Sein Idealismus ist nicht seiner, sondern mühselig zusammengeholt aus fremder Naturanschauung. Selbst ein so stumpfes Urteil wie das des englischen Kunsthistorikers Redgrave merkt dies: „Er hatte keine Empfindung für die realistische Schule; in all den Hunderten von Skizzen seiner Hand ist nicht ein Versuch auf individualisierte Wiedergabe.“ Etwas freier vom Hergebrachten erweist sich Roberts in seinen Ölbildern. Aber auch hier überwiegen die weichlichen Halbtöne die etwas harten und bunten Farben im Detail, die künstlich angeordneten breiten Schatten- und Lichtflächen, die nur auf Wirkung berechneten, nicht beobachteten Beleuchtungseffekte. Wie in seinen Aquarellen, ist auch hier eine gute Bildwirkung erreicht durch den Gegensatz warmer Tonmassen, kalter Farbenwirkungen auf aus dem Braun herausgearbeiteter Modellierung. Aber all diese Kunstfertigkeit entschädigt nicht für den Mangel eigener Individualität. Roberts ist ein tüchtiges Mitglied einer Schule, keine selbständig wirkende Persönlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Wind und Menschen.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Heinrich Noë.

Wir modernen Menschen, und insbesondere wir Städter, wissen keineswegs immer, woher der Wind weht. Diese Bemerkung gilt allerdings im figürlichen Sinne, wenn sie sich auf unsere öffentlichen Angelegenheiten bezieht, ebenso wie dem eigentlichen, nicht sinnbildlich aufgefaßten Wortlaut nach. Sehen wir auch hier und da über einem Hausdach eine Windfahne, so ist uns nicht viel damit geholfen. Denn wohl die meisten Einwohner der Großstädte können sich selten eine genaue Rechenschaft darüber ablegen, nach welcher Himmelsrichtung die Straße hinführt, in welcher sie sich bewegen. Die große Menge ist der Natur und ihren Erscheinungen mehr entfremdet worden, als man es gewöhnlich annimmt. Wir erinnern uns ja an die in Schulen angestellten Untersuchungen und Umfragen und die aus diesen gefundenen Ergebnisse: wie wenige von den Befragten jemals einen Sonnenaufgang gesehen, ein grünes Saatfeld betrachtet hatten — wieviele sich fanden, welche die gewöhnlichsten einheimischen Bäume oder Vögel nicht zu benennen wußten. Die Berufsarbeit, das Nachtleben und die zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar mit den eigenen Interessen zusammenhängt, sind die Ursache dieser Abwendung von Vorgängen in der Natur, denen wir keine Beziehungen zu unserem Nutzen oder Schaden zuschreiben.

Zur Zerstreuung solcher Gleichgültigkeit tragen zu ihrem bescheidenen Teile die Wettersäulen bei, welche man jetzt in der einen und anderen Stadt aufgestellt hat. Man findet auf ihnen die Wärmegrade, den Luftdruck, das Maß der Feuchtigkeit und auch die Windrichtung. Aber meist eilt geschäftig die Menge an ihnen vorüber; diejenigen, welche betrachtend davor stehen bleiben, gehören meistens der Klasse behäbiger Rentner, pensionierter Beamten und ähnlicher zur Beschaulichkeit geneigten Persönlichkeiten an.

Versetzen wir uns um zweitausend Jahre zurück, in das alte Athen, so finden wir eine Veranstaltung, gegen welche unsere Wettersäulen sich wohl nur als kümmerliche Steinschäfte ausnehmen. Dort waren freilich keine Glasröhren und Ziffern zu sehen, dafür aber deutete ein Wasserdämon, ein eherner, beweglicher Triton des Meeres, nach jener Richtung des Himmels hin, von welcher der Wind kam. Der marmorne Turm, auf welchem sich die Gestalt erhob, war achteckig, weil man damals, wie heute, der Hauptsache nach acht Richtungen der Luftströmung kannte, nämlich die vier Weltgegenden und vier in der Mitte zwischen der einen und der anderen festgestellte Richtungen.

Wenn ein Bürger nicht wußte, was durch den Stab des Triton angedeutet sei, so brauchte er nur die Gestalten in halb erhabener Marmorarbeit zu betrachten, die dort aus dem von Andronikos erbauten Tempel unter der Stelle hervortraten, wohin der Stab wies. Sah er unterhalb des Stabes einen Wassermann, der sich anschickt, den Inhalt einer bauchigen Kanne auszuschütten, so bedeutete das Notos, den regenbringen-

den Südwind. Streckte sich der Stab über das Haupt des anmutigen Jünglings Zephyros, welcher Blumen in seiner Hand trägt, so war dadurch angedeutet, daß der Wind von Westen her wehe und der Flur Attikas laue und linde Tage verspreche. Eine wilde und unheimliche Gestalt war dagegen die des Boreas. Der Mantel schien von ihr wegzufliegen, die Haare standen zerzaust empor, sie hatte eine gewundene Muschel an den Mund gesetzt. Das bezeichnete die Rauhheit, Gewalt und die brausende Stimme des Nordwindes.

So fanden sich auch alle die übrigen Strömungen der Luft durch Marmorbilder vertreten. Wohl waren diese je nach der Witterung, welche der eine und andere Wind bringt, mit verschiedenartigen Attributen ausgestattet, alle aber an den Schultern beflügelt, um ihre Flüchtigkeit anzudeuten. Eben diese Flüchtigkeit war es, welche sie dazu befähigte, Boten der Götter zu sein.

Diese Eigenschaft der Winde als göttliche Sendboten stellt im Gegensatz zu dem, was unsere Schulweisheit über die Bewegungen der Luft zu sagen hat, einen der anziehendsten Kontraste zwischen verschiedenen Weltanschauungen dar. Während wir wissen, daß das Eingreifen der Winde von einer ganzen Reihe von Einflüssen abhängig ist, von der Achsendrehung der Erde, von der verschiedenartigen Erwärmung ihrer Oberfläche, von der Verdunstung der Wasser — während wir, um die Gesetzmäßigkeit regelmäßiger Winde zu ergründen, die Mathematik mit Sinus, Kosinus, Tangenten und dergleichen aufrufen, finden wir die Winde auf der von den Alten ersonnenen Weltbühne als Gestalten, welche in unmittelbarem Verkehr mit den Göttern stehen.

Vielleicht ist uns noch aus der Jugendzeit her eine der herrlichsten Stellen des Homer im Gedächtnis, in welcher dieses Verhältnis auf eine wirklich ergreifende Weise geschildert wird. Ich will sie in schlichter Prosa anführen: „Als der Scheiterhaufen des toten Patroklos nicht brannte, ersann sich der fußschnelle göttliche Achilles ein anderes; vom Gerüst abseits tretend, flehte er zu zwei Winden, dem Boreas und dem Zephyros, und gelobte ihnen herrliche Opfer; auch sprengte er aus goldenem Becher viel Wein und bat sie, herbeizukommen, um schnell den Leichnam in lodernder Glut zu verbrennen und die Waldung zum Brande anzufachen. Diese Gebete vernahm die schnelle Iris und eilte als Botschafterin zu den Winden, welche eben drinnen in des heftig wehenden Zephyros Behausung beim Schmause versammelt waren. Die herbeifliegende Iris blieb auf der steinernen Schwelle stehen, und als jene sie gewahrten, standen sie alle eiligst auf und luden sie jeder an seine Seite, doch sie schlug es ab, sich zu setzen, und sprach; ‚Nötigt mich nicht zum Niedersetzen, denn ich eile wieder zurück zu des Okeanos Fluten, in das Land der Äthiopier, wo sie den Unsterblichen Festopfer weihen, damit auch ich an den Opfermalen teilnehme. Aber Achilles fleht zu Boreas und dem brausenden Zephyros, hinzukommen, und gelobt glänzende Opfer, damit ihr zu voller Glut den Holzstoß anfacht, worauf Patroklos liegt, den alle Achäer betrauern.‘ Nach diesen Worten eilte sie hinweg; sie aber erhoben sich mit schrecklichem Getöse und trieben Wolken vor sich hin. Rasch kamen sie im Sturme ans Meer, wo vor dem brausenden Hauch die Wogen sich auftürmten; dann gelangten sie zum hochschołligen Troja und stürzten sich auf das Feuer, daß die gewaltige Glut laut aufprasselte. Mit hellem Pfeifen fachten sie so zusammen die ganze Nacht hindurch die Flamme des Scheiterhaufens an. Auch der behende Achilles sprengte während der ganzen Nacht Wein auf die Erde, indem er mit dem Doppelbecher aus einem goldenen Kruge schöpfte, und netzte den Boden unter Anrufung der Seele des armen Patroklos. Als nun der Morgenstern emporstieg, Licht über die Erde ergießend, und darauf Eos im Safrangewande über das Meer sich ausbreitete, da schwand der Holzstoß dahin und der Brand legte sich; die Winde eilten wieder zur Heimkehr zurück über das Thracische Meer, das in stürmender Brandung aufbrauste.“

In den Gedankengang, welchem Schiller folgte, als er seine „Götter Griechenlands“ schrieb, würde sich eine Vergleichung jener Anschauungen hinsichtlich der Thätigkeit der Winde und unseren mechanischen Vorstellungen trefflich einfügen.

Wenn wir andere Erinnerungen von der

Schulbank hernehmen, zum Beispiel die an Virgil und insbesondere an Horaz, so wird es uns auffallen, wieviele Namen von Winden dort vorkommen und wie bewandert sich jene Poeten in der Kenntnis der Luftströmungen zeigen im Vergleich mit den unserigen. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß die Winde, in menschliche Umrisse gebracht, nicht nur brauchbare Gestaltungen für den Dichter waren, sondern daß sich auch die Länder dieser Dichter nach allen Richtungen in das Meer hinein ausdehnten und vorstreckten. Es giebt in unserem ganzen Weltteil keine Länder, die im Verhältnis zu ihrem Flächeninhalt so viel Küste besäßen, als Griechenland und Italien. Und wer am Meere wohnt, der achtet mehr auf das, was unter dem Himmel vorgeht, als jeder andere Mensch. Wenn die Römer im alten Antium den Winden Altäre errichteten, so geschah dies nicht unter dem Antrieb irgend welcher ästhetischen Regungen, sondern im Gefühle der Abhängigkeit, in welcher sich die Schiffahrt der langhingestreckten Halbinsel und ihrer Nebeninseln von den Luftströmungen befindet.

Von allen Winden ist es dort, an den Küsten des italienischen Landes, der Südsüdwestwind, welcher am meisten in das Wetter eingreift. Man nannte ihn Libs nach dem jenseit des Meeres gelegenen Libyen, und noch heute heißt er auf der Adria und dem Mittelmeer Libeccio.

In dieser Richtung ragen aus dem Meere die Liparischen Inseln hervor, und gerade deshalb dachte man sich auf der nordöstlichsten derselben, auf Strongyle, den Wohnsitz jenes Äolus, von welchem der Dichter sagt:

> Den zum Schaffner der Winde bestellte der weise Kronion,
> Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören.

Hier, mit Hinsicht auf diesen felsigen Wohnsitz des Windschaffners, taucht zum erstenmal eine Vorstellung auf, die sich später vielfach der Einbildungskraft der Menschen bemächtigt hat, nämlich die von der Herkunft der Winde aus großen Hohlräumen der Felsgebirge.

Bei anderen alten Völkern erscheint der Wind teils als Hauch des göttlichen Wesens, teils als Diener desselben. Über die Erde, als sie noch wüste und leer war, schwebt der Atem des Herrn (ruch elohim), und als der Prophet Jonas sich einschiffte, um nach Ninive zu fahren, „ließ der Herr einen großen Wind auf das Meer kommen.“ Hier fehlt es allerdings an der Vermenschlichung der Naturerscheinung. Wie Zeus einen Schaffner, den Äolus, bestellte, der die Winde nach seinem Befehl im Zaum zu halten oder loszulassen hatte, so erscheinen in der Offenbarung Johannis die Engel mit dieser Aufgabe betraut:

„Und danach sahe ich vier Engel stehen auf den vier Ecken der Erde, die hielten die Winde der Erde, auf daß kein Wind über die Erde bliese, noch über das Meer, noch über einigen Baum.“

Möglicherweise sind diese Engel die Vorbilder jener Köpfe, aus deren Mund Strahlen hervorgehen. Man sieht dieselben in der christlichen Kunst, auf alten Kompassen, in Kalendern.

Man kann sich in der Geschichte der Vorstellungen kaum einen größeren Gegensatz denken, als den zwischen diesen Gestaltungen und den Bildern, welche unsere deutschen Ahnen in Verbindung mit den Winden brachten. Da ist alles nordisch, gespensterhaft, wild, thatkräftig. Zunächst erscheint die „Windin“, ein unheimliches Weib, das sich mit Schnelligkeit durch den Wald und über die Felder hinbewegt. Manchmal heißt dieses Weib auch, insbesondere wenn es als Wirbel vor einem herannahenden Sturm auftritt, „Windsbraut“ (windisprût).

Viel weiter verbreitet aber ist, ganz in der Weise der Germanen, die Anknüpfung an wilde Tiere des Waldes.

Wenn sich die Griechen in Verbindung mit den Winden allerlei Menschengestalten, darunter auch solche, die sich durch Anmut und Schönheit auszeichnen, vorstellten, so stand der Sinn der Germanen nach Erscheinungen, wie sie der nordischen Waldnatur, in der sie lebten, entsprachen. Sehen wir ein ähnliches Verhältnis doch auch vielfach an den Namen der Personen.

Während dort Halbgötter, Olympier und andere Unsterbliche vielfach herangezogen wurden, um Namen zu bilden, so trifft man bei unseren Ahnen nicht minder häufig Wölfe, Bären, Eber, Raben, Schlangen — wie

man sie beispielsweise in dem an so viele anderen Wortstämme angehängten „olf“, wie Rudolf, Wingolf, Adolf — in Bernhard, Eberhard, Guntram, Wolfram, Gerlint (lint = Schlange) findet.

Ebenso verhält es sich mit den Winden.

In dem Sturme, welcher den Staub vor sich her treibt, sieht der Germane einen wütenden Wolf, der über die Erde dahinjagt. Wie der Blitz als Schlange oder als Hauzahn eines Ebers erscheint, so der Wind in der Gestalt des letzteren, welcher sich rauschend durch das Getreide bewegt und, als Sinnbild der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit, das Gedeihen der grünen Halme anregt.

Nichts ist in Bezug auf die Weiterentwickelung und Umgestaltung, der nicht bloß alle Lebewesen und ihre Schicksale, sondern auch alle Vorstellungen unterworfen sind, lehrreicher, als wenn man eine derartige einzelne Erscheinung herausgreift. Vergleicht man damit die modernen Empfindungen, und zwar nicht, wie sie sich dem Gelehrten, für den sich solche Betrachtungen in Formeln der Physik auflösen, sondern dem jener ursprünglichen Weltauffassung viel näher stehenden Dichter aufdrängen, so hat man ein ganzes Stück Kulturgeschichte vor sich.

Wenden wir uns beispielsweise an einen trefflichen Beobachter der Natur, den Amerikaner Henry David Thoreau. Er erzählt uns in seinem „Sommer“: „Ich segelte am letzten Abend vom Fair Haven ab und fuhr so still und sanft über den See, wie die Wolken durch den Himmel segeln. Der Wind kam munter von den südwestlichen Feldern und legte sich in die Falten unserer Segel, gleich einem geflügelten Roß, welches stark und stetig dahinsprengt. Das Segel beugt sich vor der Brise — wie der Mensch vor einem Herzensdrang — manchmal fällt es wieder ab und erschlafft mit einer Art von menschlicher Unsicherheit und Zurückhaltung. Die Bewegungen eines Segels sind so reich und so bedeutungsvoll. Die wechselnde Wärme verschiedener Luftströmungen zeigt sich an dem Gradmesser seiner Bewegungen. Wenn es schwillt und zerrt, so geschieht es, weil die Sonne ihren Windfinger darauf legt.“

Ein schönes Beispiel bietet auch die Betrachtung, daß man den alten Äolus, der seinerzeit in den Felsenhöhlen seiner Insel den großen Schlauch öffnete, aus welchem die befreiten Winde hinausstürmten, viele Jahrhunderte nachher zum Taufpaten eines der zartesten Werkzeuge gemacht hat, die vom menschlichen Geist ersonnen worden sind.

Wenn es gleich schon in den Büchern des Alten Testaments heißt, daß der König David seine Harfe aufgehängt und ihre Saiten habe vom Wind bewegen lassen, so können wir doch die Äolsharfe als ein wahres Erzeugnis moderner Empfindsamkeit betrachten. Poeten haben sie als Gegenstand der Vergleichung erwählt, um leise, sehnsüchtige Regungen damit anzudeuten. Der Wind wird hier zu einer Stimme von Geistern, zum Sprachmittel der geheimnisvollsten Naturregungen, die mit verwandten Saiten im Menschenherzen zusammenklingen. Wenn wir mit unseren gröberen Sinneswerkzeugen mitunter kaum irgend welche Bewegung der Luft verspüren, so vernehmen wir aus der Äolsharfe noch ein seltsames Tönen. Man kann sagen, daß dieses, insbesondere in der Dunkelheit, eine ergreifendere Wirkung hervorbringt als mächtige Schallwellen.

Die Römer hatten, wie angedeutet, als praktisches Volk bei ihrer Verehrung der Winde vornehmlich die Bedeutung der Winde für die Schiffahrt und für die Landwirtschaft im Auge. Wenn man beispielsweise dem Nordostwind (Volturnus, welcher Name übrigens auch als Südost oder Scirocco gedeutet wird) göttliche Ehren erwies, so geschah dies, um ihn zu bewegen, daß er seine Gewalt, die Felder zu schädigen, nicht ausübe. Den Aquilo oder Boreas betrachtete man mit einer Mischung von Ehrfurcht und Scheu, weil der heitere Himmel, den er zu bringen pflegte, zumeist nicht nur Sonnenschein, sondern auch Kälte andeutete. War er doch ein Sohn des Sternenhimmels und der Morgenröte, und wissen alle diejenigen, welche einen Winter im Süden zugebracht haben, in welch enger Verbindung diese Erscheinungen mit der Thätigkeit des Boreas zu stehen pflegen.

Bei uns in Deutschland beschäftigt sich Nachdenken oder Sorge der Bauern im allgemeinen nicht viel mit den Winden. Etwas ganz anderes ist es dagegen bei den Bewoh-

nern der Seeküsten und der Hochgebirge. Bei jenen handelt es sich um die Schiffahrt, nicht selten um Lebensgefahr und Verderben, bei diesen um das meist kümmerliche Erträgnis ihrer Thalböden, nicht selten jedoch auch um die Bedrohung der Wohnstätten.

Mit derselben Scheu, mit welcher der Grieche und der Römer ihren Eurus herannahen sahen, sieht und hört der Älpler während des Sommers und Herbstes das Walten des Föhns auf den Gletschern, welche sein Thal abschließen. Er erkennt es an der einen und anderen schwarzen oder blauen Linie, welche dort oben inmitten der weißen Decke zum Vorschein kommt. Es sind dies Felsriffe oder Eisklüfte, welche bloßgelegt werden. Das würde für den Bewohner des Thales an und für sich freilich wenig oder nichts bedeuten. Aber unter dem schwülen Anhauch regt sich bald der Ferner, das starre Ungetüm. Immer höher und immer trüber schwillt die Flut an, die von ihm abtriest. Hat sie irgendwo noch in ihm selbst eine Stauung gefunden, so bringt sie wohl nicht selten auch Eisblöcke herab, immer aber wälzt sie Felstrümmer, Schlamm, Stämme des zerstörten Hochwaldes, Erde der abgerissenen Hänge, Platten und Geröll thalwärts. Die Mauern der Häuser werden eingedrückt, die Felder zugedeckt, und es können Jahrzehnte vergehen, bis der Fleiß auf der Stelle dieser Gründe wieder etwas erntet.

Das sind die sichtbaren Zeichen des Südwindes. Dem Ohre vernehmbar macht er sich durch ein Schwirren eigener Art, durch einen tiefen Fugenton, welcher durch Worte nicht geschildert werden kann. Für die Äolsharfe, deren Lispeln einst, am Anfange dieses Jahrhunderts, unsere verständnisinnigen, rührseligen Urgroßmütter mit süßer Wehmut erfüllte, hätten wohl die Frauen, die an solchem Orte ihr Heim haben, so wenig ein Ohr wie wir selbst, deren Empfänglichkeit gegen Schallreize durch die Gewöhnung an Eisenbahnen abgestumpft ist, unsere Laune durch solche Schwingungen und Klänge verändern lassen.

Im Frühjahr erscheint den Älplern der Feind als Freund. Die festen Klammern, welche die Winterkälte in die großen Schneemassen hineingezwängt hat, die dort in der Höhe lagern, werden nicht so rasch gelockert, und die Flutengefahr ist weit geringer als in den eben erwähnten Jahreszeiten. Doch wenn er die tiefen Schneeschichten nicht alsbald in Fluten verwandeln kann, so durchfeuchtet er sie und macht die oberen schwerer als die unteren. Dann stürzen sie als Lawinen ins Thal. Mit Freuden vernimmt der Gebirgsbewohner ihren Donner. Niemals vermöchte die Sonne allein jene Schneeanhäufungen zu entfernen.

Die Gewalt, welche sie hinwegschiebt, ist die des Südwindes. Bald erscheint unter der stets sich verdünnenden Decke des Schnees der grastragende Hang, zuerst fahl, dann in wenigen Tagen grün, und noch weiterhin erweist er sich, wie jener Wind, auf dessen Flügeln die Griechen goldene Tropfen sahen, als Freund der Menschen, denn ohne seinen Hauch würden die Halme nicht reifen und keine Fruchtsäfte in die Wipfel der Bäume gehen.

Erschienen den Griechen die Winde als Götterboten, so sind sie unseren Bergbewohnern Vorboten des Wetters. Es ist augenscheinlich, daß bei einem regelmäßigen Zustande des Luftmeeres die Strömungen in demselben sich des Morgens von der Höhe nach der Tiefe, des Nachmittags umgekehrt bewegen müssen. Denn während der Nacht wird die Luft dort oben viel mehr erkältet als unten, und wenn dann mit dem Auftauchen der Sonne das Gleichgewicht gestört zu werden anfängt, so sinkt sie, als die schwerere, abwärts. Des Nachmittags dagegen strebt die mittlerweile stark erwärmte Luft der Niederungen, als die leichtere, gegen die Höhe hin. Vormittags Berg-, nachmittags Thalwind. Wird das Gegenteil wahrgenommen, so wissen die Menschen, daß sich ein Unwetter vorbereitet.

Erscheinen während des Winters auf den Bergen gegen Norden Wolken seltsamer Art, die zäh an den Graten haften, wohl über diese, gleichwie die Brandung über ein Riff, herüberschlagen, aber nicht tiefer herabkommen, so bedeutet dem Menschen diese Botschaft, daß dort draußen, jenseit des Gebirges, Winterwetter, Gestöber, Kälte herannaht, und die Trübung und die Wolkenbrandung dort oben ist zu vergleichen mit jener Trübung auf einer Fensterscheibe, welche entsteht, wenn diese auf der äußeren und auf

der inneren Fläche von Luft verschiedener Erwärmung und verschiedenen Feuchtigkeitsgrades berührt wird.

Vielleicht mehr noch als die Bewohner der Meeresküsten machen sich die Schiffer auf den großen Alpenseen mit den Winden zu schaffen. Wie in einem Bache, der zwischen vielen Felsblöcken dahinrauscht, die Strömungen, Wirbel und Flutungen vielgestaltiger sind als in einem großen Flusse, der breit zwischen flachen Ufern dahinwallt, so fordern die Felsenmauern, Vorsprünge, Ausbiegungen, Landzungen, die seitwärts sich öffnenden Thäler und Schluchten die Aufmerksamkeit und Vorsorge eines Kahnführers auf solchem Gewässer, wenn das Wetter unsicher ist, gewiß nicht minder heraus als die Tücken des Meeres den Schiffslenker.

Hier ist eine vorspringende Felswand, hinter welcher oft unerwartet ein Sturmwind einsetzt. Eine Unglückstafel mit frommen Bildern, welche am lotrechten Absturz befestigt ist, giebt Kunde von den Kähnen, die da in die Tiefe sanken. Besonders dort, wo einander gegenüber Schluchten in verschiedener Richtung gegen die weißen Höhen ansteigen, findet sich oft ein Wirbel von andrängenden und zurückgestauten Luftströmen.

> Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
> In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
> Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
> Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt,
> Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
> Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
> Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Es läßt sich begreifen, daß derjenige, der auf solchen Gewässern zu verkehren hat, sich sorgsam nach den sichersten Anzeichen von Wetter und Wind umschaut. Ein solches ist der Zug der Wolken über dem Gebirge und der Nebelbänke an seinen Hängen. Ebenso begreiflich ist es, daß solche Schiffer gleich unseren Seeleuten sich allmählich eine große Gewandtheit und Treffsicherheit im Vorausbestimmen derartiger Störungen erwerben.

So erzeugen die nämlichen Gründe dieselben Wirkungen, dort bei den Uferbewohnern im vielgegliederten Lande der Griechen, bei den Ackerbauern Latiums, wie in den Hochthälern und an den Seen unserer Berge.

Ein ebenfalls gleichmäßiger Zug ist darin zu erblicken, daß im allgemeinen die Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche von den Winden den Menschen erwiesen werden, die Scheu vor denselben überwiegt. Der Eber der Germanen jagt durch das Getreide, aber er zertritt es nicht. Und ebenso heißt es von den Füllen, welche Boreas erzeugt hatte, im Homer: „So oft diese über die nahrungsprossende Erde dahinsprangen, liefen sie über die Spitzen der Ähren, ohne sie zu zerknicken, und so oft sie über den breiten Rücken des Meeres hüpften, flogen sie einher auf der Fläche des grauen Wogenschlages.“

Eine Eigentümlichkeit, der man gleichfalls ebenso dort in Italien und Griechenland, wo allenthalben Fels und Meer sich nahe berühren, sowie an den zwischen unseren Hochgebirgen sich hindehnenden Seen gleichmäßig begegnet, ist die Vorstellung, daß die Winde im Inneren von Hohlräumen der Berge entstehen und von dort aus auf Land und Meer herabstürzen. Abgesehen von Äolus selbst, der in einer Höhle seiner Felseninsel sitzt, haben wir da auch den Boreas, der in einer Höhle des Gebirges Hämus haust. Zahllos sind in allen diesen Gebieten die sogenannten Wetterlöcher und Windhöhlen.

Unterstützt wird diese Vorstellung durch die Erfahrung, daß es in der That nicht wenige Klüfte und Höhlungen giebt, aus welchen auffallende Luftströmungen hervordringen. In den meisten Fällen liegt der Grund hiervon wohl in dem Streben, eine Ausgleichung zwischen der Wärme des Luftinhaltes entlegener Hohlräume und jener der Außenluft hervorzubringen. Ist die äußere Luft verhältnismäßig warm, so fühlt sich die aus dem Geklüft hervorbrechende Strömung kühl an, und umgekehrt, ebenso, wie es bei einem guten Keller der Fall ist. Bei allen sogenannten Wetterlöchern macht man die gleiche Erfahrung. Man betrachtet es als ein Zeichen bevorstehenden Ungewitters, wenn der Luftstrom, der aus der Unterwelt kommt, plötzlich wärmeren Aushauch von sich giebt. Es entspricht also nicht den Thatsachen, wenn es im „Tell“ heißt:

> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
> Der Mythenstein zieht seine Haube an
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
> Der Sturm, mein ich, wird da sein, eh wir's denken.

Derlei Luftströmungen sind mitunter so heftig, daß durch die erzeugte Verdunstungskälte Wasser in Eis umgewandelt wird.

Solches aber bildet sich im Inneren des Wetterloches nur dann, wenn ein Wärmeunterschied besteht zwischen der äußeren Luft und derjenigen im Inneren der Klüftungen, also an heißen Sommertagen, nicht zu regnerischer, kühler Zeit oder im Winter. Nur wenn es Luftströmungen giebt, die sich ausgleichen wollen, kann eine Verdunstung entstehen, welche dem Wasser einen solchen Wärmeverlust beibringt.

Ein anziehendes Schaustück dieser Art bieten die Windhöhlen im Äolusberg über dem Städtchen Cesi bei Spoleto. Dort läßt man aber den Diener des Äolus nicht frei und ungehindert seinen Lauf in die sonnige Welt hinein nehmen, sondern zwingt ihn, sich durch Röhren hindurchzudrücken, welche ihm seinen Weg in Weinkeller und auch in Wohngemächer anweisen. Dort muß er den Trank kühlen und im Inneren des Hauses die Sommerhitze mildern.

„Der Drachen alte Brut, die in Höhlen wohnt," erweist sich in vielen Fällen als ein verkörpertes Sinnbild solcher aus Felsklüften ausbrechenden Winde. Damit steht wohl auch die Überlieferung in Zusammenhang, daß man das Ungetüm entfesseln könne, wenn man einen Stein in eine derartige Höhlung hineinwirft. Die Einbildungskraft der Menschen hat sich die sonderbarsten Abenteuer ersonnen. Die Fabelbildung von Stürmen, wie sie sich bezüglich der Herkunft der Winde bei den Völkern des Altertums zeigt, wird in diesen Erzählungen weit überboten. So berichtet uns beispielsweise der bekannte Chronist Valvasor nach einer Mitteilung des Olaus Magnus:

„Bei der nordischen Seestadt Wiburg ist eine Höhle, die man Smellen nennt. Wenn man in selbige Höhle ein lebendiges Tier hinabwirft, entsteht ein so entsetzlicher Schall davon, daß denen, welche nahe dabei sind, Hören und Sehen, ja das Gehen selbst darüber vergeht und sie plötzlich müssen zu Boden fallen; und kann solcher Machtschall oder Gebrüll viel mehr Leute als der stärkste Stückschuß im Augenblicke entweder töten oder aufs wenigste in eine Ohnmacht werfen. Daher die Finnen und Schweden vormals, nämlich zu Olai Zeiten, gegen den Moskowitern, als ihren Feinden, dieses zu einer Kriegslist gebraucht. Denn wenn ein feindlicher Einfall dort herum geschah, ließ der Kommandant selbiger Gegend den Anwohnern gebieten, jedermann solle die Ohren mit Wachs verkleben und sich in Kellern oder Höhlen verbergen, sofern man lebendig bleiben wollte. Alsdann ward ein Tier in das Loch der Höhlen am Spieß oder Seil hinabgestürzt, wodurch ein so abscheuliches Gebrüll erschallte, daß die umher gelagerten feindlichen Truppen wie ein Vieh, das man vor den Kopf geschlagen, zu Boden fielen, auch eine lange Weile sich nicht wieder aufrichten konnten und also, wann es den Finnen und Schweden beliebte, von ihnen ausgezogen wurden."

Viel gemütlichere Dienstleistungen als dort im Norden muten, wie angedeutet, die Italiener solchen aus Höhlen hervorbrechenden Winden zu. Außer den erwähnten Arbeiten, welche sie in Umbrien zu verrichten haben, finden wir die Spuren ihrer Thätigkeit da und dort in den Alpen und im Apennin. Mancher Italienfahrer erinnert sich mit Vergnügen an die Augenblicke, in welchen er, über die Alpen herübergekommen, den schauerlichen Staub der Splügenstraße in den kühlen Bierkellern zu Chiavenna, die von solchen Lüften bestrichen werden, hinuntergespült hat. Oder er gedenkt jener Grotten von Caprino am blauen Luganer See, wo die Winde, die aus den tiefen Klüften herausblasen, den trefflichen Asti den Sommer über so frisch erhalten, als läge er in einem Eiskeller.

Eine Eigentümlichkeit derjenigen Winde, welche frei durch die Thäler des Hochgebirges oder über eine felsige Küste dahinbrausen, mag sicherlich darin gefunden werden, daß ein geübtes Ohr ihre Richtung erkennt, ohne erst vom Auge, welches die Neigung der Baumwipfel oder den Gang der Wellen beobachtet, unterwiesen zu werden. Es ist dies eine Thatsache, die sich schwer verdeutlichen läßt, welche aber von jedem bestätigt wird, der darüber Erfahrungen gesammelt hat. Sie erklärt sich zumeist aus der Ausdehnung und der Beschaffenheit der Oberfläche, mit welcher die Gewalt des Windes sich zu schaffen macht.

Ist eine Küste gegen Süden gerichtet, so begreift es sich leicht, daß der Südwind, der vom Mittag her über das Meer herankommt, im Spiel der Wellen mit dem Geklipp des

Ufers eine andere Tonart anregen wird als der Nord- oder auch jeder andere Wind, dem über Wasser her kein so weiter Spielraum gegeben war. Jeder Bewohner des Mittelmeer-Adria-Beckens kennt aus seiner Hütte heraus, ohne daß Augen- oder Wärmeempfindung dabei zu Rate gezogen werden, an der Tonart die Stimmen der Bora und des Scirocco.

Für das Ohr klingt das Brausen des Windes, welcher in das Thal herabstürzt, ganz anders als dasjenige, welches zu vernehmen ist, wenn er aus demselben nach der Höhe empordringt. Unvergeßlich bleiben in der Erinnerung die wehklagenden Töne, welche die Bora hervorbringt, wenn sie über einen durch die menschliche Axt verwüsteten und bis auf den Felsen hinein abgeschundenen Grund dahinsaust. Es klingt wie Jammer über das Elend, das sich der Mensch in seiner Thorheit selbst angethan hat, zugleich aber auch wie Rachegeheul, weil der Felsboden kein Gras, keine Frucht und keinen Schatten mehr spendet. Freilich ist das auf das mechanische Moment zurückzuführen, daß er sich durch die Ritzen im bloßgelegten Knochengerüst der Erde, daß er durch verwitterte Felsenrippen sich hindurchzwängt.

Ein solches rein mechanisches Moment, welches für die nächstliegende Beobachtung alles erklärt, giebt es aber bei jeder Naturerscheinung, welche überdies noch zugleich einen nach anderer Richtung hin bedeutungsvollen Eindruck auf den Menschengeist hervorbringt. Daher wird denn auch die Welt so verschiedenartig gedeutet. Wer beim ersten Moment stehen bleibt, erweist sich als Physiker. Wer über dem zweiten das erstere vergißt, steht auf dem Standpunkt des Dichters. Wer beide gleichmäßig abwägend in sich aufnimmt, ist Philosoph.

Die Oberfläche der Erde und des Meeres gestaltet sich, wenn man einen Maßstab anlegt, der weit über die gleichnamige Spielerei hinausgeht, zu einer Äolsharfe im großen. Wie jenes gebrechliche Saitenwerkzeug der weinerlichen Empfindsamkeit eines schlaffer gestimmten Geschlechtes als Gelispel der Naturgeister erschien, die sich in Einklang mit den überreizten Launen und Stimmungen des eigenen Inneren setzen wollten, so spricht für den kräftiger angelegten Menschen aus den Tönen, welche diese Strömungen im Walde, in Berührung mit den Gewalten des Hochgebirgs, auf dem schrankenlosen Meere erzeugen, jener Geist, welcher das All durchdringt und erhält, welcher sich in der Neigung der Blütenzweige im Frühling wie in der Brandung der Küste offenbart und ihm oft die Ahnung einer Freiheit nahelegt, die ihm zugleich als ein Bedürfnis und als ein weit entrücktes Ziel vorschwebt.



Fräulein Johanna.

Novelle

von

Ernst Wichert.

Nach einigen außergewöhnlich heißen Augustwochen war anfangs September plötzlich mit Donner und Blitz der Winter über Bad Gastein gekommen. Er setzte nicht nur den grünen Bergspitzen eine weiße Haube auf, sondern schüttete auch dichten Schnee über die in breiten Streifen absteigenden Nadelholzwälder aus, und bedeckte sogar halbfußhoch die Thalsohle mit dem glitzernden Eiskrystall. Über Nacht war das liebliche Bild wie umgewandelt. Auf der Kaiserpromenade wurde der Schnee geschaufelt, um den Durchgang nach dem Kötschachthal zu öffnen, und gegenüber hinter dem „Erzherzog Johann“ lasteten die Massen auf dem dichten Laube abwärts vom Wege nach dem reizend gelegenen „Stöckl“ so schwer, daß man fürchten mußte, die tiefgebeugten Zweige würden brechen oder sich nie mehr aufrichten können. In den kleinen Gärtchen auf der Sonnenseite blühten noch prächtig die weißen, roten und gelben Rosen, jetzt zum Schutz gegen die Kälte in Matten eingewickelt, und fröstelnd saßen die Obsthändlerinnen neben ihren mit Weintrauben, Birnen und Pflaumen gefüllten Körben, vergeblich auf die Spaziergänger wartend. Wer noch nicht eiligst abgereist war, hielt sich im Zimmer und blickte durch das geschlossene Fenster immer wieder ohne Trost zu dem grauen Himmel auf, der mit der dichten Nebelwand zusammenfloß, aus welcher nur die nächsten Tannen und Lärchen wie schneebelastete Riesen vortraten. Man lief in der gedeckten Wandelbahn auf und ab, sich notdürftig Bewegung zu schaffen und zu erwärmen, und ließ sich nicht einmal durch die Musik vertreiben, welche mittags und abends den niedrigen Raum nervenerschütternd durchhallte, dankbar für jede Unterbrechung der bald unerträglich erscheinenden Langenweile.

Dieser recht ungemütliche Zustand dauerte eine Reihe von Tagen an. Er änderte sich auch kaum dadurch, daß der Schnee unten auf den Wegen allmählich wieder schmolz oder von den Bäumen tropfte, und der Nebel sich so weit hob, daß der Blick ins Thal freier wurde. Endlich blinzelte doch die Sonne unter dem grauen Schleier vor und schien neue Hoffnung geben zu wollen. Die gründliche Besserung des Wetters in Gastein ab-

zuwarten, hatten wir — nämlich außer mir meine Frau — keine Veranlassung, da unsere Kur beendet war. Und so benutzten wir denn den ersten günstigeren Tag zur Abfahrt nach Lend.

Ich hatte mich im Bädeker nach einem hübsch gelegenen Ort in den Tiroler Bergen, nicht weit von der Brennerbahn und irgendwo auf halber Höhe, zur Nachkur geeignet, umgesehen, und Kitzbühel als sehr „beliebte Sommerfrische" gerühmt angetroffen. Wir waren in früheren Jahren wiederholt auf der Eisenbahn dicht vorübergefahren, ohne eine Erinnerung behalten zu haben. Nach der Gebirgskarte, die in der Gasteiner Wandelbahn hing und von uns eifrigst studiert wurde, mußte das Örtchen in der That eine sehr reizende Lage haben. Dazu war's von Lend aus in knapp zwei Stunden zu erreichen, während von da bis Wörgl am Ausgang des Thales der vierte Teil dieser Zeit ausreichte. Eine bequemere Station ließ sich kaum ausspüren. So hatten wir denn beschlossen, dort vor der Heimfahrt nach dem Norden noch einige stille Tage zu verbringen.

Wir schienen mit dem Wetter wirklich Glück zu haben. Den Nachmittagskaffee in dem freundlichen Lend konnten wir in einer kleinen Halle einnehmen und auch unbesorgt den Spaziergang nach dem prächtigen Wasserfall antreten, der dicht am Wege von dem Gasteiner Querthal niederstürzt. Kaum aber saßen wir im Coupé, als der Himmel sich schwer verfinsterte, der Sturm sauste und der Regen in großen Tropfen, untermischt mit Hagelkörnern, gegen die Fenster schlug. Bald waren alle Wolkenschleusen geöffnet. Die ferneren Berge verschwanden wieder, und an den nahen Thalwänden strich der Nebel immer tiefer hin, sie in eine unförmige, dunkelgraue Masse verwandelnd. Von dem lieblichen Zell am See war bei der schnellen Vorüberfahrt wenig mehr sichtbar als die Reihe der großen Gasthäuser am Ufer und ein schmaler Streifen sturmgepeitschten Wassers um die weit hinaustretende Landzunge. Ein schwarzer Riesensarg lagerte sich das sonst wie Silberfiligran glänzende steinerne Meer vor das Thal, und weiterhin zeichneten sich in die von der untergehenden Sonne schauerlich gelbrot durchleuchtete Nebelwand zackige Berghäupter ein, bis auch sie von den Regengüssen überflutet wurden und dem Blick entschwanden.

Als wir noch vor acht Uhr bei der Station Kitzbühel anlangten, schien es bereits Nacht geworden zu sein. Unter den Schirmen suchten wir unser Handgepäck nach dem Hause hinüberzuretten. Von dem Vordach strömte der Regen. „Wagen von Hotel Tiefenbrunner?" Es war uns als das beste Gasthaus im Ort empfohlen. Eine alte Frau, die ihren Rock über den Kopf genommen hatte, achtete auf diesen Ruf, gab uns einen Wink und ging voran nach dem hinteren Ausgange, wo ein Verdeckwägelchen stand. Der Gaul senkte den Kopf fast bis zur Erde, der Kutscher saß in einen Mantel mit Kapuze gehüllt vorn auf dem Sitz und ließ das Unwetter über sich ergehen. Wir kletterten unter das Verdeck, was keine ganz geringe Mühe war, und fort ging's in die Finsternis über eine Landstraße mit großen Wasserlachen, von denen beim Durchfahren der Kot aufspritzte. Von Zeit zu Zeit wurden die erleuchteten Fenster eines Hauses sichtbar; immer glaubten wir am Ziel zu sein und immer täuschten wir uns. Der unbekannte Weg schien sich endlos auszudehnen, wenigstens für unsere Ungeduld. Nun tauchten rechts, anscheinend auf einer massigen Anhöhe ein paar Türme auf; der Wagen rasselte über schlechtes Steinpflaster, wir bogen bald darauf um eine Ecke, und nun stand er im Winkel zwischen zwei Häusern, vor einer offenen Thür mit Rundbogen, aus welcher wie aus dem benachbarten Fenster einiger Lichtschein auf die vom Regenwasser überrieselte Straße fiel. Nach einigem Warten nahm uns eine Magd in Empfang, sicherte uns das verlangte Zimmer mit zwei Betten zu und führte uns durch den schmalen Flur an der Knechtstube vorüber eine knarrende Holztreppe aufwärts, wo sich über einer schmalen Thür die Aufschrift „Speisesaal" zeigte, und dann durch lange, finstere Gänge und Quergänge anscheinend bis zum allerletzten Zimmer im Hause. Ob denn kein anderes frei sei, fragten wir verdrießlich. Es wäre nur dieses bereit, hieß es; in so später Jahreszeit kämen nur selten Logiergäste; es würde uns aber gewiß gefallen, da es die beste Aussicht hätte.

Die beste Aussicht! Drei große Fenster waren jedenfalls vorhanden. Jetzt freilich stand hinter jedem eine schwarze Wand, der Regen rauschte über die Scheiben hin, und aus einer Dachtraufe schien ein ganzer Wasserfall an dem einen vorüber auf das Pflaster niederzupoltern.

Nach dem Geschmack verwöhnter Reisender war das Zimmer, in dem wir uns nun bei dem matten Schein des einen auf den Tisch gestellten Lichtes umsahen, nicht eingerichtet. Der Fußboden weiß gedielt, die gestrichenen Wände kahl, an den Fenstern eigentlich nur Andeutungen von Gardinen. In der einen Ecke der Ständer zum Aufhängen von Kleidungsstücken statt des Schrankes, ein langes Sofa, hart wie eine Pritsche, davor der Tisch mit einer verschossenen und fleckigen Decke, einige klobige, nicht weniger steinharte Stühle mit gefächerten Lehnen, etwa aus der Zeit des ersten Empire, eine ebenso altmodische Kommode, daneben ein höchst primitiver Waschtisch. Aber zwei anscheinend untadelige und saubere Betten, und als Trostspender ein großer schwarzer Kachelofen mit Wärmröhre! Ganz verzweifelt war die Situation also nicht.

Nachdem wir uns notdürftig in Ordnung gebracht, nahmen wir nicht in heiterster Stimmung das Licht und leuchteten uns durch den langen Gang bis zur Thür des Speisesaales zurück. Ein Saal war's nun gerade nicht, aber ein ziemlich großes, wenn auch schmales Zimmer, in welchem gedeckte, oder wenigstens mit groben weißen Laken behangene Tische standen. An dem längsten saßen noch einige Gäste bei Bier und Wein, in zwei Parteien gesondert. Die eine bestand aus einem älteren Paar, das die Plätze an der Ecke eingenommen hatte. Da die nächsten Stühle frei waren, setzten wir uns zu ihm, damit zugleich unsere Bereitwilligkeit bekundend, Bekanntschaft anzuknüpfen.

Wir hatten es günstig getroffen. Der Herr und die Dame logierten schon seit mehreren Tagen im Tiefenbrunner, hatten auch in früheren Jahren hier logiert und wußten die beste Auskunft über die Gewohnheiten des Gasthofes zu geben, den sie gar nicht genug rühmen konnten. „Ein ganz altes Haus," sagte der Herr, offenbar ein Österreicher, „so ein richtiges altes Tiroler Wirtshaus, wie's leider nit mehr gar viele giebt. Alles einfach und in der Ausstattung, wenn's wollen, a bissel dürftig, nix von vornehmer Hotelwirtschaft, aber behaglich und gemütlich, Speisen und Getränke gut, und alles billig, zum Staunen billig. Schaun's die Speisenkarten! Kan langer Zettel, aber was draufsteht, meist süperbe. Und die Portion zum Sattessen. Lächerliche Preise — was? Nu, wann's von Gastein kommen, werden's den Unterschied erkennen. Bier im Hause selbst gebraut — unten, wo's vorbeigangen sind, ist die Brauerei. Nach Tisch trink i lieber Bier, aber der offene Wein a billig und gut, besonders der rote sehr zu empfehlen. Oder trinken's lieber weiß? Auch ein sehr angenehmes Schlückchen. Ja, so an gutes, altes Tiroler Haus hat seine Vorzügen. Der Tiefenbrunner, der ihm d's Renommee gemacht hat, lebt freilich nit mehr, aber die Wirtschaft geht für Rechnung der Erben in der alten Weise weiter. Sie werden's sich gefallen, glaub i schon."

Das bestätigte auch die sehr einfach bürgerlich gekleidete, freundliche Dame neben ihm. Beide waren sie bemüht, den gewohnten Dialekt möglichst wenig durchklingen zu lassen, da sie merkten, daß unserem norddeutschen Ohr das Verständnis auch so schon schwer wurde. Das gelang ihm besser als ihr. Wendeten sie sich zueinander mit leisen Seitenbemerkungen, so hätten sie für uns ebensogut in einer fremden Sprache verkehren können.

„He, Anna!" rief er der Kellnerin mit der Gürteltasche zu, indem er sein leeres Glas aufhob. „Wir trinken heut noch eins. Woll'n die Herrschaften auch gleich bestellen?"

Anna, eine noch jugendliche hübsche Person mit auffallend bleichem und ernstem Gesicht, nahm ihm über die Schulter hin das Glas ab und entfernte sich damit, ohne ein Wort zu sagen und uns zu beachten. Erst als sie es gefüllt zurückgebracht hatte, stellte sie sich neben uns hin und wartete unsere Wünsche ab, die sich übrigens ganz nach den Ratschlägen des freundlichen Nachbarn richteten, da die Bezeichnung der Speisen wenig verständlich war. „Ja, wissen's," sagte der Herr jedesmal auf Befragen, „das ist so ..." Und dann kam eine Beschreibung der Suppe, des Fleischgerichts oder der Mehlspeise, bei

der er den Mund spitzte, Lippen und Zunge schlürfend bewegte, mit der Nase den Duft von etwas einzuziehen schien und zugleich mit den Fingern krümelte oder andere Zeichen gab. Man konnte nicht im Zweifel sein, einen Feinschmecker vor sich zu haben, der soeben mit großem Vergnügen gegessen hatte und für uns das Beste auszuwählen wohlwollend bestrebt war.

„An armes Mädel,“ bemerkte er, sich vorbeugend, als Anna nach der Küche gegangen war, „hat viel Kummer mit ihrem Bräutigam g'habt, der's hat mit was Kleinem sitzen lassen. Sonst 'ne tüchtige, brave Person. Wann sie nun a bissel schwermütig ist und manchmal eine Bestellung vergißt oder verkehrt ausrichtet, kann man ihr's halt nit so arg verdenken. Vor'm Jahr war sie noch frisch und fidel. Na — das kommt wieder, wann's erst getröstet ist.“

Was sie uns dann brachte, verdiente wirklich alles Lob. Wir fingen an zu begreifen, daß man sich's bei so guter und billiger Verpflegung hier schon eine Weile gefallen lassen könnte. Das Wetter war auch im Thal seit acht Tagen kalt und unfreundlich gewesen, und so lange saß das Ehepaar — wir zweifelten nicht, daß es sich um ein Ehepaar handelte — im Tiefenbrunner fest. Sie beklagten sich aber nicht sonderlich darüber, sondern trösteten sich, der Sommer sei ja vorher so exemplarisch schön gewesen, und es müsse doch auch einmal schlecht Wetter geben, und es würde ja auch wieder besser werden. Da bleibe gar nichts anderes übrig, als Geduld zu haben, und das sei ja auch nicht schwer, wenn man so trefflich aufgehoben sei. Darauf begann ein neues Loblied auf den guten alten Tiroler Gasthof.

Da ich nun merkte, daß wir wohl noch einige Zeit im Verkehr miteinander bleiben würden, stellte ich uns vor. Der Herr erhob sich darauf feierlich und murmelte seinen Namen, den ich nicht recht verstand und mir erst später aus dem Fremdenbuch ergänzte. Er hieß Alois Hochstadl und war in Wien zu Hause. Die Dame war nicht seine Frau, sondern seine Schwester. Er sei nicht verheiratet, sagte er lächelnd, als ich meinen Irrtum bekannte, und nun auch zum Heiraten wohl schon zu alt. „Wie hoch schätzen's mi ein?“ fragte er. Ich sah ihn mir darauf an. Das bartlose Gesicht war noch ziemlich glatt, und das sorgfältig gescheitelte Haar schien den ganzen Schädel zu decken, wenn auch oben nur dünn aufzuliegen. Hoch in den Vierzigen werde er doch am Ende schon sein, meinte ich. Er küßte seine Fingerspitzen und verneigte sich wie zum Dank. „Rechnen's nur ein gut Stückel in die Fünfziger hinein,“ antwortete er. „Ja, wann man sich als Junggesell gut konserviert hat ...“ Er blinzelte seiner Schwester zu, die sich selbst geschmeichelt zu fühlen schien und freundlich nickte. Die Emerenz führe ihm schon seit vielen Jahren die Wirtschaft, erklärte er, seit er eine selbständige Haushaltung habe, könne er sagen. Sie seien von früher Jugend aufeinander angewiesen gewesen und verständen sich nun so gut, wie Eheleute sich kaum verstehen könnten.

Nachdem wir noch ein halbes Stündchen angenehm verplaudert hatten, begaben wir uns mit einem höflichen Gutenachtwunsch wieder auf die Reise nach unserem Zimmer. Die alte Magd leuchtete. Auf unsere Frage, wie lange es wohl noch regnen werde, meinte sie sehr tröstlich: ja, das sei gar nicht abzusehen. Wir beauftragten sie, da die Luft eisig war, morgen früh den Ofen zu heizen. Das geschehe von draußen, ohne daß die Herrschaften aufgeweckt würden, versicherte sie.

So leise verrichtete sie nun allerdings ihren Dienst nicht. Aber wir wären gern noch früher aufgestanden, wenn uns die Sonne ins Fenster geschienen hätte. Es wollte aber gar nicht recht Tag werden, und wenn auch der Wasserfall aus der Dachrinne nicht mehr so völlig niederflutete, so setzte er doch sein gleichmäßiges Getöse unaufhörlich fort. Kein Zweifel, es regnete noch immer.

Der Blick aus den Fenstern mit der schönen Aussicht war trostlos. Rechts stand die Wand des Nachbarhauses vor. Links seitwärts blickten wir auf ein Vorschauer mit allerhand Hausrat, Kisten und leeren Blumentöpfen, darüber hinaus auf die Kirche mit den zwei Türmen, deren Architektur wenig interessieren konnte. Hinter dem Hügel, den sie krönte, zog sich die schwarze Silhouette eines Tännichts schräg abwärts. Auch ein paar nahe Dächer mit hohen Schornsteinen wurden in der Tiefe sichtbar.

Darüber hinaus war rundum alles grau, so grau, daß auch nicht einmal eine Vermutung erlaubt sein konnte, was sich etwa dahinter verbergen möchte. Die Wolken schienen im Thal zu liegen und es bis zum Grunde auszufüllen. Und nach der Karte stiegen doch überall die schönsten Berge auf.

Wer schon einmal auf der Vergnügungsreise eingeregnet ist, kann uns nachfühlen. Man versucht's eine Weile mit dem guten Humor, aber er hält nicht stand. Die Stunden dehnen sich zu Ewigkeiten. Man sieht seine Rechnungen durch, ergänzt sein Tagebuch, studiert den Bädeker, vertieft sich in die Eisenbahnkarte, liest alte Zeitungen, in die man etwas eingewickelt hatte. Es hält alles nicht lange vor. Wenn man nur etwas zu thun hätte, reell zu thun! Es war schon ein Ereignis, daß die Magd zu fragen kam, ob sie das Zimmer reinigen dürfte. Es wurde als ein wohlthätiger Zwang empfunden, daß wir hinaus mußten. Wir nahmen unsere Schirme auf, die am Ofen noch nicht völlig getrocknet waren, und beschlossen, „spazieren zu gehen".

Da zeigte sich nun, daß das berühmte Gasthaus nahe dem schmalen Eingang in das Städtchen links in der Ecke lag, die ein vorspringendes Haus, übrigens die Post, mit der Häuserflucht der marktartig breiten Hauptstraße bildete. Der Nebel gestattete den Blick über sie hin. Zu beiden Seiten recht stattliche Steingebäude mit Erkern und anderen Ausbauten, an langen Eisenstangen hängenden Schildern und weit überragenden, mit dem stumpfen Dreieck gegen die Straße gestellten Dächern, die drei Häuser zugleich zu decken die Verpflichtung zu haben schienen. Rechts erhob sich ein schlanker Turm über ein Kirchdach, und den Abschluß bildete ein finsteres Quergebäude mit einem Thorbogen. Der Prospekt verfehlte auch im Regen seinen Eindruck nicht ganz. Leider war schon in fünf Minuten trotz der Besichtigung einiger Schaufenster mit ihren Raritäten das Thor erreicht. Hier bot der Durchgang über das entsetzlich kotige Pflaster Schwierigkeit. Er wurde überwunden. Aber auch nach dieser Seite hin stellte sich die graue Wand vor die Aussicht und ließ nur eine Reihe Pappeln und zu beiden Seiten einzelne Häuschen im Tiroler Stil erkennen — graue Holzwände, schwarze Schindeldächer und noch schwärzere Steine darauf.

Wir kehrten sehr bald um. Nun präsentierte sich das auf einer sanften Anhöhe gelegene Städtchen recht eigenartig mit dem finsteren Thorbau, an welchen sich ein alter viereckiger Verteidigungsturm mit Spitzdach schloß, und der sich lang hinziehenden Flucht von Holzgalerien an der Hinterfront der Markthäuser. Wie eine Insel im Nebelmeer tauchte die Stadt auf. Wir begnügten uns mit einem schnellen Blick auf das Bild, immer bemüht, unsere Schirme so geschickt zu halten, daß die Traufe vorn und hinten über uns weg ging. Auf der anderen Seite der Straße reizte ein Buchladen unsere Neugier. Wir versorgten uns da mit einiger Not-Lektüre. Querüber lag schon wieder der Tiefenbrunner. Knapp eine halbe Stunde war vergangen, seit wir ihn mutig verlassen hatten. Zum Verzweifeln!

Es war eben erst ein Uhr, als wir zum Mittagessen gingen. Eine angenehmere Beschäftigung ließ sich gar nicht aufspüren. Man aß auch jetzt nach der Karte. Das Geschwisterpaar saß schon an einem kleinen Tisch, an welchem auch noch für uns Platz war. Wir wurden sehr liebenswürdig willkommen geheißen. Natürlich tauschten wir unsere Beobachtungen über das Wetter aus. Der Barometer sei noch tiefer gefallen, versicherte Herr Hochstadl. „Ja, das ist in den Bergen nu mal nit anders; regnet sich's fest, so kommen die Wolken schwer los. Übrigens melden die Zeitungen überall Nässe und Regen, wir haben nix voraus. Nu, was thut's, wenn man so gut aufgehoben ist?"

Er putzte sehr zierlich einen Hühnerflügel und spülte mit sichtlichem Behagen den roten Tiroler nach.

„Giebt's denn hier wirklich Berge?" fragte ich möglichst einfältig.

Er sah mich einen Augenblick verwundert an, begriff und lachte. „Und was für Berge!" rief er. „Ja, davon können's jetzt keine Ahnung haben, Herr Rat" — er hatte offenbar auch schon das Fremdenbuch eingesehen, um sich besser zu orientieren — „wundervolle Berge rundum. Wir bringen in jedem Jahr hier ein paar Wochen zu und können's uns nicht satt sehen." Und nun begann eine sehr umständliche Schilderung von

all den Herrlichkeiten, die wir genießen könnten, wenn der unbarmherzige Nebel sie nicht verdeckte. Was man nach allen Richtungen hin für herrliche Spaziergänge hätte und was für Höhen ganz bequem zu erreichen wären, und was für prachtvolle Aussichten die kleine Mühe lohnten! Dahin müßte man am Morgen und dahin am Abend gegen Sonnenuntergang. Er kannte jede Spitze beim Namen, und die Augen leuchteten ihm in der Wonne der Rückerinnerung an allerhand Hochgenüsse. Da und da sei er auch „oben“ gewesen und habe einen „unvergleichlichen“ oder „unbezahlbaren“ Rundblick gehabt. Schon das Kitzbüheler Horn sei sehr zu empfehlen. Da hinaufzusteigen, dürften wir nicht versäumen. Die Aussicht sei noch schöner als die von der hohen Salve, und der Gang gar nicht beschwerlich. Der richtige Naturschwärmer!

Er scheine ja Bergsteiger von Profession zu sein, meinte ich.

„Das nu grad nit,“ entgegnete er, die Serviette besser vorsteckend, um die äußerst saubere Wäsche gegen ein abspringendes Knöchelchen zu schützen, „aber in Österreich und Tirol kenn i mi schon aus und wollt Sie führen trotz einem, dem's die Polizei bescheinigt hat. Da giebt's nit viel berühmte Punkte, die ich nit auch erstiegen hätt, und darunter sind solche, die's einem schon a bissel schwer machen.“

Ihr Bruder sei Mitglied des Alpenklubs, schob Fräulein Emerenz ein, und als ein sehr geschickter und ausdauernder Steiger bekannt. Sie hätten ihn auch im vorigen Jahr in den Vorstand gewählt, was eine große Ehre sei. Es that ihr sichtlich wohl, dies berichten zu können, aber es geschah mit den schlichtesten Worten und sogar ein wenig schüchtern, als müsse sie befürchten, es sei ihm nicht recht.

„Na, zu rühmen ist da nix,“ sagte er, indem er das Kompottschälchen unter das glatte Kinn hielt und die süßen Früchte schlürfend löffelte. „Wann man den Bergen so nah ist und mehr als dreißig Jahre Zeit zur Übung g'habt hat, ist's ja kan Wunder, daß man was beschickt. Glauben's aber nit, daß ich so der richtige Bergfex bin, der überall hinauf muß, bloß um oben gewesen zu sein, oder gar sagen zu können, daß er der erste da oben gestanden. Hin und wieder macht a das ein Spaß, so sportsmäßig zu klettern und allerhand Gefahr zu überwinden. Aber in der Hauptsach ist's mir doch um die schöne Aussicht, und so hoch weg zu sein über Feld und Wald auf einem Felszacken oder im ewigen Schnee. Da werden einem die Augen groß und das Herz weit, und in zehn Minuten erlebt man mehr als unten im halben Jahr. Ja, 's hat jeder so sein Pläsier!“

Er flöge gewöhnlich zweimal im Jahr ein paar Wochen aus, erzählte er weiter, erst allein und mit Klubgenossen zusammen, irgend einen hohen Punkt zu besteigen und ein Stückchen Welt mehr kennen zu lernen, dann aber wie ein ganz zahmer Sommerfrischler mit seiner Schwester nach einem hübschen und bequemen Ort, von wo aus man ohne große Anstrengung allerhand lohnende Exkursionen machen könne. Wir sollten aber nur nicht glauben, daß die Emerenz schlecht zu Fuß sei. Höhen wie das Kitzbüheler Horn nehme sie mit Leichtigkeit. Nur über einen tüchtigen Spaziergang dürft's nicht hinausgehen, denn die Emerenz habe die Pflicht, sich in der frischen Bergluft zu erholen und zu kräftigen, damit die Gesundheit den Winter über vorhalte und die Wirtschaft sie nicht beschwere. Zwar wären sie in der Wohnung nur die zwei Menschen, aber es fänden sich oft gute Freunde ein, und so sei immer zu thun. „I bin a sehr verwöhnt und geb ihr viel zu schaffen,“ fügte er blinzelnd hinzu. „Eine Frau würde schwerlich mit mir so viel Geduld haben.“

Das wollte sie nun durchaus nicht zugeben. Er habe zwar seine Gewohnheiten und Eigenheiten, die seien aber bald ausgelernt, und in anderer Hinsicht mache er gar wenig Ansprüche. Sie habe ihm in früheren Jahren auch oft genug ernstlich zugeredet, er solle auf sie nicht Rücksicht nehmen und heiraten, aber er hab's ja durchaus nicht gewollt. Sonst ein ganzer Mann, habe er vor einer Frau immer Angst gehabt. Und so sei sie dann ihm zuliebe auch unverheiratet geblieben. So gut und friedlich sie miteinander lebten, könnt's freilich in keiner Ehe zugehen. Scherzhaft gab sie zu verstehen, seinem Glück wolle sie aber auch jetzt nicht im Wege sein. Er sei noch immer nicht

zu alt für eine nicht allzu junge Frau, und ihr sollt's schon recht sein, wenn er etwas nach seinem Herzen fände.

„Da red nur gar nit," schmunzelte er, „bei Licht besehen wär doch keine nach deinem Sinn gut genug für mich. Und Geld müßt sie a haben, so an großen Sack voll" — er rundete die Arme aus — „daß sie alle ihre Bedürfnisse selbst bestreiten könnt, sonst wär sie doch nur a Plag. Na, i kenn di schon! Aber ganz ernsthaft gesprochen, meine Zeit ist um. In der Jugend kann man gar nit genug Thorheiten begehen, und das hab i vielleicht grob versehen; aber im Alter soll man sich in acht nehmen. Und wissen's, mit dem Geld hat das auch so seine zwei Seiten. Man hat sich sein Etat gemacht, und dazu reicht's völlig. Aber 'ne Frau und 'ne Schwester, das ist zweierlei. Kommt nun eine mit Geld ins Haus, die schafft Unruhe aller Enden; bringt sie aber nichts mit, so heißt's sich einschränken und dies und das versagen. Und ein Irrtum kann's a so g'wesen sein." Er warf den Kopf auf. „Geratener wär's freilich noch mit so einer von der letzten Sorte."

Nun durfte ich mir schon die Frage erlauben, was er seines Standes eigentlich sei. Meinen Vermutungen traute ich in dieser Hinsicht nicht recht. Er teilte willig mit, daß er ein Konfektionsgeschäft gehabt, sich aber bereits vor fünf Jahren zur Ruhe gesetzt habe. Warum hätte er sich weiter bemühen sollen, da er allein in der Welt stehe? Es sei so viel herausgeschafft, daß er recht bequem als Rentier leben und seine Freiheit genießen, wenn auch nicht gerade große Sprünge machen könne. Die Freiheit über alles!

Die Thür an der Schmalseite des Speisesaales stand offen. Man sah in ein sauberes Zimmer hinein, das gegenüber neben dem Fenster eine Flügelthür zeigte, die gleichfalls aufgeschlossen war und vermutlich zu einem Balkon oder einer gedeckten Halle führte. Wurde die Eingangsthür zum Speisesaal geöffnet, so strömte jedenfalls von dort eine empfindlich kalte Luft ein. Herr Alois Hochstadl hatte schon, sobald er mit dem Essen fertig war, wiederholt sein Auge mit dem Pincenez bewaffnet und dorthin ausgeschaut.

„Du wartest wohl auf Fräulein Johanna?" sagte seine Schwester, wie mir schien etwas neckisch, „die kommt heute sicher nit."

„Man kann doch nit wissen," meinte er.

„Ach, bei dem Regen! Sie müßte ja bis auf die Haut naß werden. Und die Wege draußen sollen schon grundlos sein."

„Ja, sie ist so ein couragiertes Frauenzimmer — man weiß halt nimmer, was sie thut und nit thut," wendete er ganz ernst ein. „Aber recht kannst diesmal wohl haben, a bissel Verrücktheit wär's so zu sagen."

Sehr bald darauf vernahm ich hinter mir im Nebenzimmer oder vom Balkon her eine laute Frauenstimme. Jedem dritten Wort folgte ein ausgelassenes Lachen, bei dem sich auch die Magd beteiligte. Es schien sich um einen sehr spaßhaften Anzug zu handeln. Ich hörte etwas von des Bauers Jacke und dem roten Schirm der Bäuerin reden. Herr Hochstadl stand sogleich auf und sagte: „Na —?" Er nahm einige Zeitungen vom Wandhaken und entfernte sich, uns eine gesegnete Mahlzeit wünschend.

„Das ist toll," bemerkte Fräulein Emerenz und folgte ihm. „Bei solchem Wetter!"

Als die Kellnerin herantrat, sich zu erkundigen, ob sie noch ein Viertel Weißen bringen sollte, fragte meine Frau, wer da gekommen sei. „Ach," antwortete sie, den Mund zum Lachen verziehend, „das ist das Fräulein Johanna, das hier immer Zeitungen lesen kommt; sie sieht in des Bauers Jacke und Hut wie ein Kerl aus, und die Brigitt wollt sie auch gar nicht hineinlassen. Die macht gern solche Streiche."

Eben scholl wieder vom Balkon her das helle Lachen herüber, in das nun auch Herr Hochstadl und seine Schwester munter einstimmten. Wahrscheinlich hatte die Mummerei gewirkt.

Wir gingen auf unser Zimmer, ließen uns den Kaffee dahin bringen, blickten tausendmal durch die Fenster, ob der Nebel nicht an irgend einer Stelle reißen wollte, verwünschten die Dachrinne mit ihrer eintönigen Musik, versuchten noch einen Ausgang in der vergeblichen Hoffnung, im Städtchen ein Vergnügungslokal zu entdecken, das bescheidensten Ansprüchen ein wenig Abwechselung bieten könnte, ließen uns durch Konditorwaren in einem Fenster zum Eintritt

in ein Haus verlocken, aus dessen Flur uns schon der muffige Geruch zurücktrieb, ergaben uns in unser Schicksal und spielten auf unserem Zimmer verzweifelt Sechsundsechzig, bis langsam die Stunde des Abendessens herangekommen war.

Andere Gäste waren nicht eingetroffen. Einige junge Leute, anscheinend aus der Stadt, saßen beim Bier und sprachen in ganz unverständlichem Dialekt aufeinander ein. Wir waren froh, die Geschwister wieder auf ihrem Platz zu finden, und setzten uns zu ihnen. Nach der Musterung der Speisekarte wurden die Tageserlebnisse ausgetauscht. Der Stoff war sehr rasch erschöpft. Herr Alois Hochstadl empfahl ein kleines, recht reinliches Kaffeehaus dicht vor dem Thor, das uns entgangen war. Was das denn eigentlich für ein Fräulein Johanna sei, von dem mittags die Rede gewesen, fragte ich ohne besondere Neugierde, nur um ein neues Gesprächsthema zu berühren.

Damit hatte ich's gut getroffen. Fräulein Emerenz kicherte vergnügt vor sich hin und warf dem Bruder seitwärts Blicke zu. Dieser schmunzelte, blinzelte mit den Augen, spitzte die Lippen und pfiff ganz leise. „Ah," sagte er dann, „das ist a ganz tolles Frauenzimmer, aber die tüchtigste Person, die mir je vorgekommen ist. Was sagen's dazu, dreiviertel Stunden über die eingeweichte Landstraß durch den Regen zu gehen, nur um hier die neuesten Blätter einzukucken!"

„Und dir an recht's Lachkonzert zu geben," setzte die Schwester hinzu, „damit der Regen dich nit zu traurig macht."

„Dagegen hätt i nix," antwortete er. „Man hört sie immer gern plaudern. 's ist so was Frisch's und Originell's in ihr, wie man's nit alle Tage find't. Sie hat die Courag', anders zu sein, als die Frauenzimmer sonst sind, und nimmt alle Ding lustig, daß man denken muß, sie könnt sich gar nix Bessers auf der Welt wünschen, als wie sie sich drin eingericht't hat. So g'nügsam ist selten eine, die so viel Bildung hat, und sie will's nit mal zugeben, sondern schwärmt, daß der rechte Lebensgenuß erst beim Einschränken recht anfangt. I glaub's schon, daß es ihr auch wirklich so ums Herz ist und nix g'spielt wird. Man darf nur a Zündhölzl hinhalten, gleich ist's Feuer und Flamm'. 's kommt so von innen."

„Das ist wahr," bestätigte Emerenz offenbar ganz aufrichtig. „Ane hoch ehrenwerte Person durch und durch, soweit man blicken kann. Und für die Berg' hat's vielleicht noch an größere Passion als der Alois. Wann die könnt, wie sie wollt ... ha, ha, ha!"

„Ja," kam er auf seinen ersten Ausspruch zurück, „an ganz tolles Frauenzimmer!" Und dann erzählte er, Fräulein Johanna sei eine Norddeutsche von Geburt, aber schon vor vielen Jahren nach Wien gekommen und dort Gemeindelehrerin geworden. Er wußte auch, wieviel Gehalt sie beziehe. Das sei nicht gerade viel, aber doch allenfalls auskömmlich für eine Dame, die sich einzuschränken wisse. Sie könne davon „ganz anständig" leben. Zum Zurücklegen freilich, sollte man meinen, könne da nichts übrig bleiben. Fräulein Johanna verstehe es aber doch, jährlich ein paar Hundert Gulden zu erübrigen. Nicht um sie auf Sparkasse zu legen, sondern zu einer hübschen Ferienreise in die Berge. „Ganz verständig; denn da oben, wo sie zu Haus ist, wissen's, da in Mecklenburg oder Pommern, ist das ganze Land platt wie ein Tisch, und höchstens einmal so ein Hügel darauf, den man hier für nichts acht't. Deshalb hat sie immer große Sehnsucht g'habt, in die Länder hineinzukommen, die so kraus in die Karten eingezeichnet sein. Ihr Vater wäre Inspektor auf einem herrschaftlichen Gute gewesen und hätt eine große Familie g'habt, erzählt sie, und für die Töchter wenig thun können. Da hätt sie sich denn mit Hilfe des Schullehrers und Pfarrers durch großen Fleiß in den Wissenschaften so weit vorwärtsgebracht, nit in den Dienst gehen zu dürfen; auch ein Examen bestanden. Da es ihr aber an Geld gefehlt, weite Reisen zu unternehmen, hat sie sich langsam von einer Stelle zur anderen immer mehr südlich geschoben, erst durch Schlesien, wo sie schon am Riesengebirge ihre große Freude g'habt, und dann gar über die Grenzen nach Österreich hinein. Nun kann sie die Ferien ganz nach Wunsch zu solchen Ausflügen benutzen." Aber wie richte sie sich auch ein. Im Gasthause zu wohnen, sei ihr viel zu teuer, und auch ein Privatlogis in der Stadt könne sie nicht er-

schwingen. Da gehe ihr zu viel ab, sage sie, und das Vergnügen könne nicht so lange dauern, als ihre freie Zeit reiche. So habe sie sich denn in einem weit abgelegenen Bauernhause einquartiert und nehme vorlieb, wie es ihr da geboten werden könne. Wenn man sie so sprechen höre, könne man auch gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie etwas entbehre. Im Gegenteil sehe sie fast mitleidig auf die armen Leute herab, die sich in den Hotels einsperrten und viel Verdrießliches gefallen lassen müßten. Zu einsam sei es ihr da gar nicht, und wenn sie mal andere Menschen sehen wolle, brauche sie ja nur nach dem Städtchen zu laufen; hier im Tiefenbrunner gestatte man ihr gern die Zeitungen zu lesen, ohne daß sie auch nur eine Tasse Kaffee zu bestellen nötig habe. Wegen ihrer Munterkeit sei sie überall beliebt, und weil sie's nicht verstecke, daß sie arm sei, nehme man ihr auch die Armut nicht übel. „Alles in allem," schloß er nach diesem lebhaften Bericht, „ane ganz charmante Person. Wann's nur in die Hausthür eintritt, hört man schon das Gejohle, als ob wunder was passiert wär. Bei der ist halt alle Tag Sonntag."

Fräulein Emerenz nickte nach jedem Satz zustimmend in ihrer still-bedächtigen Weise und lächelte nur mitunter, wenn er in dem Lobe der merkwürdigen Dame zu hitzig zu werden schien. Übrigens bemühte er sich offenbar, seine Schilderung möglichst gegenständlich zu halten und eine wärmere Beteiligung, als sie die Kuriosität verdiente, nicht durchblicken zu lassen. Das gelang doch nur sehr bedingt. Sein Glas Bier hatte er schon zweimal der Kellnerin leer zugereicht, und nun bestellte er noch ein Viertel Roten. Er riet auch seiner Schwester dazu, um das Frösteln aus den Gliedern zu bringen, das sich bei dem malitiösen Regenwetter leicht festsetzte. Aber sie lehnte ab.

Ob denn Fräulein Johanna noch eine junge Dame sei, fragte ich so beiläufig.

Herr Hochstadl sah seine Schwester an, wie wenn er ihrem Urteil nicht vorgreifen wollte. „Nu," meinte er, „jung ... das kann man nit grad behaupten. Aber noch ganz wohl konserviert."

„Wir haben so unsere Schätzung versucht," sagte nun Fräulein Emerenz lächelnd, „und denken, sie mag die Vierzig wohl schon passiert haben."

„Na, na!" rief er hinein. „Die Frauenzimmer schätzen einander immer gern a bissel zu hoch. Wer weiß, ob sie's bei dir richtig träf."

Sie wackelte schmunzelnd mit dem Kopf. „Bei mir thut das schon nix mehr," sagte sie. „Achtunddreißig übrigens hast gestern selbst zug'geben."

„Wie kann i's denn so genau wissen?" eiferte er. „Achtunddreißig, sechsunddreißig — wann's ihren besonders guten Tag hat, mag man's auch meinetwegen für noch jünger halten. Es dauert freilich immer 'ne ganze Weil, bis so ane's zur Gemeindelehrerin bringt."

„I hab ihm schon g'raten," wendete sie sich blinzelnd zu mir, „die Johanna zu fragen, ob's seinetwegen ihren ledigen Stand aufgeben möcht. Sie passen gut zueinander, was die Schwärmerei für die hohen Berg' anb'trifft."

„Schnickschnack!" rief er, den Daumen mit den Fingern knipsend. „Da sehen's nun, was das verständigste Frauenzimmer für eifersüchtige Grillen im Kopf haben kann. Wann mir was gefallt, muß i immer gleich ans Heiraten denken. Die übelste Partie wär's freilich noch nit. Aber von ihrer Seiten ... Ah! Und gar die ..." Er lachte, trank sein Glas aus und stand auf. „Die ist selbständig gnug und braucht gar kan Mann mehr."

Sie sagten uns gute Nacht und gingen. Wir folgten ihnen sehr bald.

„Und der Regen der regnete jeglichen Tag!" Wieder ein trostloser Morgen, ein langweiliger Vormittag in der geheizten Stube, und endlich die ohne Hunger herangesehnte Mittagstafel. Wir fingen an, die Frage zu erörtern, ob es nicht verständiger sei, schleunigst abzureisen. Aber wohin? Es regnete überall im Gebirge, es regnete auf der Südseite der Alpen, es regnete auch in München und weiter nordwärts. Herr Hochstadl riet wieder zur Geduld und versicherte, die Schönheiten von Kitzbühel würden uns hinterher reichlich entschädigen. Es sei ja auch anderwärts jetzt nichts zu holen, und hier wäre man doch wenigstens „in dem alten Tiroler Wirtshause gut aufgehoben" und hätte es „erstaunlich billig". Wir wagten

gar nicht, ihn durch Ausstellungen gegen das Logis zu kränken oder den Wert der Billigkeit herabzumindern. Er hatte unseren Entschluß wankend gemacht.

Nach dem Essen fand sich denn auch wieder das Fräulein Johanna ein. Sie sprach auf dem Balkon mit der Kellnerin so laut, daß im zweiten Zimmer jedes Wort zu verstehen war. Herr Hochstadl wurde gleich unruhig, nahm seinen Wein und ging dorthin, sie zu begrüßen. Nun hielten aber auch wir uns berechtigt, die Bekanntschaft der merkwürdigen Dame zu suchen, versorgten uns mit warmen Kleidungsstücken und traten unter die offene Halle.

Wohin man von dort den Blick hatte, war noch immer nicht zu entscheiden. Freilich stand die Nebelwand nicht mehr ganz so nahe als gestern. Es zeigten sich mitunter Lücken und darin gegenüber Schneefelder mit schwarzen Streifen von Tannen auf den Anbergen. Höher hinauf und weiter seitwärts war noch alles zu. Der weibliche Gast stand mit dem Rücken an das Geländer gelehnt. Herr Hochstadl vor ihm hob den Kopf, schnüffelte behaglich und sagte wiederholt: „Ah — Luft! Nit wahr, das ist Luft?“ Eine Vorstellung erfolgte nicht.

Fräulein Johanna schien aber auch darauf nicht zu warten. Sie behandelte uns sofort wie alte Bekannte und rief lachend: „Ich weiß schon, die Herrschaften sind eingeregnet. Sehen ja auch so traurig und mürrisch aus wie die schlechte Zeit! Drei Tage — was will das sagen? Warten Sie noch drei, dann wird vielleicht mit dem lieben Gott zu reden sein. Man muß sich's nicht anfechten lassen. Vor drei Jahren ist mir's viel schlimmer gegangen. Wissen Sie, da oben,“ wendete sie sich an Herrn Hochstadl, „in der Schutzhütte unter dem Kogl ...“ Sie nannte einen mir unverständlichen Namen und erzählte lustig, wie da eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen eingeschneit sei und man im engsten Raume miteinander Tag und Nacht habe auskommen müssen, zuletzt aber glücklich herausgeschaufelt sei. Er war sogleich orientiert und erörterte nun mit ihr lebhaft die verschiedenen Wege bis zur Schutzhütte und weiter hinauf. Über das, was von der Spitze aus zu sehen und nicht zu sehen sei, gerieten sie in einen hitzigen Streit, der mit einer Verabredung endete, im nächsten Jahre den Aufstieg gemeinsam zu unternehmen.

Ich hatte indessen Zeit, mir das Fräulein näher anzuschauen. Eine Schönheit war's vielleicht auch in jüngeren Jahren nicht gewesen, aber das Gesicht zeigte ein kräftig gezeichnetes Profil von edler Form, die grauen Augen hatten lebhaften Glanz, und wenn sich der Mund beim Lachen öffnete, blitzten die noch unversehrten Zahnreihen. An der schmächtigen Gestalt fiel doch nichts Eckiges auf. Alle Bewegungen waren energisch. Sie trug das Haar glatt gescheitelt, die Stirn ganz frei. In ihrer sehr einfachen aber gut sitzenden Kleidung herrschten die unbestimmten Farben vor, jeder Auspuß fehlte. In ihrem Wesen trat nichts Emancipiertes unangenehm in die Erscheinung, doch mußte man rasch den Eindruck gewinnen, daß sie schon lange an volle Selbständigkeit gewöhnt war. Offenbar wollte sie für ein altes Mädchen gelten, dem auch der freieste Umgang mit Herren nicht mehr gefährlich sein könnte. Dazu berechtigten allenfalls ihre Jahre. Man mochte leicht in der Zahl um zwei oder drei irren, um fünf schon kaum noch, und ich glaube, diesmal hatte Herr Alois Hochstadl richtiger gesehen als seine Schwester, wenn auch vielleicht nicht ganz richtig.

Sehr deutlich ausgesprochen war bei Fräulein Johanna die Neigung, sich zu enthusiasmieren. Wohl auch für das, was anderen besonders gefallen konnte, was unzweifelhaft schön, groß und erhaben war, aber noch mehr für das Seltsame, das ihrer Eigennatur nahe ging, gewissermaßen von ihr entdeckt war und nicht in gewöhnlicher Weise genossen sein wollte. So wurde ihr das Unbedeutendste ein Erlebnis. Machte sie aus der Not eine Tugend, so geschah's ihrer Temperamentsanlage gemäß. Jedenfalls sprach sich die Begeisterung für die Lebensweise, die sie gewählt hatte, ungekünstelt und mit derber Natürlichkeit aus. Sie schien jeden auszulachen, der daran zweifelte, daß sie gerade so die glücklichste Person auf der Welt sei. Nicht ganz angenehm klang mir ihre überlaute Sprache ins Ohr, die ihr wahrscheinlich in der Gemeindeschule gute Dienste that. Auf die Dauer hätte sie mich nervös gemacht. Übrigens wußte sie selbst

sicher gar nicht, daß sie meist schrie. Sie war immer so innerlich mit dem beschäftigt, was sie zum Ausdruck bringen wollte, daß sie gar nicht daran dachte, sich Fesseln anzulegen. Fanden sich nicht nach Wunsch die Worte für ihr Gefühl, so schien die Verstärkung des Tones das natürlichste Mittel, zu überzeugen.

„Zum Verlieben“ war nun gerade Fräulein Johanna nach meinem Geschmack nicht, aber sie interessierte mich doch nicht wenig, und ich begriff Herrn Hochstadl durchaus, wenn er ihre Gesellschaft suchte. Für ihn war sie in ihrer vergnügten Bedürfnislosigkeit und naturwüchsigen Begeisterungsfähigkeit jedenfalls ein Menschenkind von besonderem Schlage, das ihm so im Leben noch nicht vorgekommen. Ein tolles Frauenzimmer hatte er sie genannt, und das war für seine reguläre Art zu denken ganz bezeichnend.

Ich fragte sie, ob der Weg denn wirklich noch passierbar sei. „Ach, das bissel Regen,“ rief sie, „das thut noch nichts. Man balanciert so um die Pfützen herum und findet überall ein Steinchen, auf das man springen kann. Will man durchs Gras an den Seiten, so tritt man ja auch immer auf festen Boden. Freilich muß man sich danach anziehen. Ich gehe so hoch aufgeschürzt, daß man mich für eine Ballettänzerin halten könnte. Aber wer sieht mich? Die Bäuerinnen genieren sich auch nicht. Und das Schuhwerk“ — sie streckte ihren Fuß vor — „das muß man nach Bedarf wählen. Mit zierlichen Wiener Stiefelchen kommt man da nicht durch. Ich habe mir gleich, als ich herkam, ein paar tüchtige Oderkähne bauen lassen — da! benagelte Doppelsohlen. Hübsch mag anders sein, aber praktisch ist solche Fußbekleidung in den Bergen, und —“ spöttelte sie neckisch, „ein kleines Füßchen verleugnet sich auch so nicht ganz. Was? Ha, ha, ha! Zehn Zoll.“

Gestern habe sie bei allem Teufelswetter im See gebadet, erzählte sie. Es koste wohl einigen Entschluß, sich auszuziehen und hineinzuspringen; aber dann sei das Wasser wärmer als die Luft. Gar nicht heraus hätte sie mehr gewollt. Die Bäuerin ängstige sich immer, daß sie so weit schwimme, aber sie werde gar nicht müde, und wenn sie stundenlang keinen Grund habe. Wenn sie einmal nicht wieder herauskomme, das bedeute auch noch kein Unglück für die Welt. „Freilich, das Badezeug ist in der feuchten Luft gar nicht trocken zu bekommen, dem könnt für einen Kreuzer Sonnenschein nichts schaden.“

Herr Hochstadl lachte mit ihr um die Wette. „Hat denn der Unterbauer nun seinen Prozeß wegen des Sees gewonnen?“ fragte er.

„Verloren hat er ihn,“ antwortete sie. „Aber das Badehäusel“ — sie wendete sich an mich — „das ist etwas für Sie, Sie sind ja Jurist. Der Unterbauer hat behauptet, daß ihm der See mit allen Fischen gehöre. Er ist ihm aber in allen Instanzen aberkannt. Nun hat er immer auf seinem Lande ein Badehäuschen stehen gehabt, das soll er abbrechen, wird verlangt. Natürlich hat er sich geweigert. Auf seinem Lande könne er bauen, was er wolle. Ja, sagen die Herren, aber ins Wasser brauchten sie keinen hineinzulassen. Darauf antwortet er, auf seinem Grund und Boden könne er allezeit ins Wasser hineingehen und jedem erlauben hineinzugehen. Das Wasser selber sei in keines Menschen Eigentum, bis es geschöpft wäre, und wer sich bade, nehme auch nichts davon ab. Um das zu beweisen, hat er nun im Sinn, am Ufer auf seinem Lande ein großes Badehaus für die Kitzbüheler Bürger und Sommergäste zu erbauen und sich für die Benutzung jedesmal ein paar Kreuzer bezahlen zu lassen. Darüber ist großes Geschrei: er dürfe kein Gewerbe treiben, zu dem das Wasser notwendig gehöre. Er hat aber schon das Holz zugerichtet. Was meinen Sie nun, wird er gewinnen?“

Das getraute ich mir nicht so ohne weiteres zu entscheiden. Herr Hochstadl aber neckte: „Nehmen's sich nur in acht, Fräulein Johanna, daß man Ihnen nit pfändet, wann's da herumschwimmen. 's möcht Ihnen am Ende genierlich sein, so ohne 's Badekleid ans Land kommen zu müssen. Oder nit?“

Darüber wollte sie sich ausschütten vor Lachen. „Ihr Herr Bruder ist spaßig, Fräulein Emerenz,“ rief sie. „Ich glaub, er brächt's über sich, mich zu denunzieren, nur um mich mal tüchtig in Verlegenheit zu setzen. Sie müssen es ihm verweisen.“

„Ach — da bricht's durch!“ schrie sie plötzlich auf und zeigte mit der ausgestreck-

ten Hand hinaus. Wirklich war's, als ob sich durch die Öffnungen im Nebel drüben der Schnee auf der Bergwand gelblich färbte. Nur einen Augenblick, dann zogen sich die Schleier wieder dichter zusammen, und nach einer kleinen Weile rasselten aus einer vom Winde aufgetriebenen Wolke große Hagelkörner über das Vordach hinab. „Da bricht's durch," spottete ich.

Aber Fräulein Johanna ließ sich nicht irre machen. „Es war ein Sonnenblickchen," sagte sie, „wenn auch vorläufig nur ein ganz schwaches. Freuen Sie sich doch darüber! Man sieht den guten Willen und hat wieder Hoffnung. Nicht? Wie undankbar der Mensch ist! Wenn die Sonne drei Tage lang vom blauen Himmel herunter brennt, ist's auch nicht recht. Jetzt besinnt sie sich ganz verständig, ob sie schon gut Wetter bescheren soll. Hat man sich lange genug nach ihr gesehnt und wird man ihr die gebührende Ehre erweisen, wenn sie wieder scheinend erscheint? Übrigens habe ich sie im Verdacht, das Schmollen selbst sehr langweilig zu finden. Es muß ja auch langweilig sein, immer auf die grauen Dunstwolken hinabzublicken, statt auf Berg und Thal, Wald und Wiese. Lange hält sie es nie aus. Und wenn sie erst einmal durch einen Nebelspalt geblinzelt und sich überzeugt hat, daß man da unten schon auf sie wartet, ziert sie sich meist auch nur noch ein Weilchen so Anstands wegen. Deshalb hab ich gutes Vertrauen, morgen oder spätestens übermorgen ist sie wieder da."

Die Augen glänzten ihr von Weltlust, und sie hob wie eine Bittende beide Hände gegen den Himmel auf. Wirklich zog die Hagelwolke vorüber, und es schien im Westen, von wo sie gekommen war, etwas heller zu werden, wenigstens wurden graue Konturen von Wald- oder Bergrändern auch schon in größerer Ferne sichtbar. Wir ließen es nicht an Wünschen fehlen, daß ihre Hoffnung sich erfüllen möchte.

„Und dann müssen Sie mich auch in meinem Tuskuhlum besuchen," rief sie und schlug in die Hände, „ach ja, Sie alle. Sie glauben gar nicht, wie reizend mein Tuskuhlum ist." Sie legte beharrlich den Ton auf die zweite Silbe, so daß ich überlegte, ob es nicht menschenfreundlich sei, sie zu verbessern. Dann schien mir's doch wieder eine hier sehr ungehörige Pedanterie. Sie erzählte, was sicher Herr Hochstadl und seine Schwester schon öfters gehört hatten: daß ihr das Häuschen gleich ausnehmend gefallen habe, und daß sie hineingegangen sei um anzufragen, ob man ihr Logis geben wolle; daß der Bauer sie abgewiesen habe, da er von so einem Stadtfräulein keine Unbequemlichkeit haben möge, die Bäuerin aber vertrausamer gewesen sei. Der Bauer hätte dann auch zu seinem Vieh auf die Alm hinauf müssen, um dort ein paar Wochen zu bleiben, und seiner Frau zuletzt brummig die Erlaubnis gegeben, es mit ihr zu versuchen. Dann seien sie auf dreißig Kreuzer für den Tag einig geworden. Und nun habe sie sich da so allerliebst eingerichtet, daß sie ihr Tuskuhlum mit keinem großen Hotel vertauschen möchte.

„Glauben Sie nur nicht," schloß sie, „daß es mir allein um die Geldersparnis zu thun ist. Allzu viel hab ich nicht, und daraus mach ich kein Hehl. Eine Gemeindelehrerin, wie viel kann die bestenfalls jahrüber ersparen? Aber so knapp sind meine Mittel doch nicht, daß ich durchaus die Gasthäuser vermeiden müßte. Ich hoffe, Sie werden mich nicht heimlich totschlagen, wenn ich Ihnen verrate, daß ich noch ein ganz hübsches Päckchen Zehnguldennoten in meinen Unterrock eingenäht habe. Na — und für geizig werden Sie mich doch nicht halten? Was, Herr Hochstadl? Nein, es macht mir gerade so Spaß, auf dem Lande mit dem Landvolk eine Weile zu leben und ihm alle seine Gewohnheiten und Mucken abzulauschen. Schade, daß ich nicht zum Schriftstellern Talent habe. Ich wüßt mancherlei zu erzählen, und die Leser würden sagen: das ist echt. Ich kann's aber nur so herausschreien, und wer meine Juchzer hört, mag wohl die Achseln zucken und mich im Verdacht haben, ich sei ganz toll. Es ist mir doch so zu Mut, und wenn Sie mein Tuskuhlum gesehen haben werden, geht Ihnen vielleicht auch e bissel d's Herz auf. Kommen Sie nur recht bald."

Am anderen Vormittag regnete es noch strichweise, aber man konnte doch schon vor das Städtchen hinaus, und als wir dann am nächsten Morgen aus unseren Fenstern schauten, lag plötzlich im hellsten Sonnenschein die ganze Gebirgsherrlichkeit unbe-

schreiblich schön da, wie wir sie gar nicht geahnt hatten. Alles Nahe sah so freundlich aus, als ob's über Nacht ganz etwas anderes geworden wäre. Und wir blickten in ein weites Thal, in das sich von links her der mächtige Hohe-Kaiser mit seinem breiten, zackigen Rücken quer einschob, rechts schroff abfallend. In zwei Stockwerken schien er sich mächtig aufzubauen, inzwischen von einem glänzenden Schneefelde gegürtet. Aber auch darunter zog sich der Schnee in breiten und schmalen Bändern in die nebeligen Tiefen hinab, und oben lag er auf allen Einsenkungen und in den Rinnen zwischen den Felsschroffen, und kletterte auch stufig hinauf bis zu den Spitzen, die kleine weiße Hauben trugen, wenn sie nicht gar zu nadelspitz waren. Wir konnten uns nicht satt daran sehen, wie bei der höher aufsteigenden Sonne Lichter und Schatten wechselten. Als wir dann hinausgingen — wie hübsch war das Städtchen geworden, wie heimelten uns die Häuser mit ihren steinernen Vorbauten und breit überragenden Dächern, die schlanken Kirchtürme und das alte Thor an, neben dem die Obsthändlerinnen nun die Wachsdecken von ihren Körben voll blauer und weißer Weintrauben entfernt hatten. Und draußen, welch ein Rundblick! Überall beschneite Berge, und darüber ein Kranz von Wäldern und grünen Matten. Herr Hochstadl blinzelte uns vergnügt zu, als wir zu Tisch kamen, und äußerte siegesgewiß: „Na, was sagen's nu?"

„Ja, Kitzbühel verdient mehr als seinen Ruf, und sollte von Rechts wegen im Bädeker einen Stern haben," erklärte ich zu seiner Befriedigung.

Fräulein Johanna juchzte die Treppe hinauf. Wir besuchten sie wieder auf dem Balkon. Sie hatte eine helle Bluse angezogen und einen breiten Strohhut aufgesetzt, der ihr sehr gut ließ. Herr Hochstadl versäumte nicht, ihr eine Eloge zu machen. Sie lachte aus vollem Halse. „Dann muß i mi ja schämen, mi ausg'putzt zu haben wie a junges Madl," äffte sie seine Aussprache nach und hielt den Schirm vors Gesicht, „so a alt's Frauenzimmer." Darauf fuhr sie in ihrem gewohnten Norddeutsch fort: „Aber spotten Sie nur, es thut mir nichts. Mir ist so lustig ums Herz, daß ich mich gar nicht anders als hell ankleiden könnt, wie sich's zu solchem Feiertag schickt. Sehen Sie doch nur die Berge — die Berge! Ach, die Berge! Alle in so sauberen weißen Blusen und Röcken, nicht ein kleines Schmutzfleckchen drauf. Es ist eine Pracht! Heute früh hab ich auch gleich Wäsche gehabt; sie hängt schon auf der Leine. Die Bäuerin hat mir geholfen."

Sie stellte sich dicht an die hölzerne Brüstung, beugte sich vor und schien die laue Luft zu trinken. „Ach, die Luft — die Luft," sagte sie immer zwischenein, „man kann ganz närrisch werden vor Wonne. Wenn ich denke, daß ich nach acht Tagen schon längst wieder in meinem dumpfen Schulzimmer sitze ... Aber es ist gut so. Man ist ja doch nicht auf der Welt, sich zu amüsieren. Oder meinen Sie, Herr Hochstadl? Na, vielleicht kann ich mich auch einmal zur Ruhe setzen, und dann zieh ich ganz aufs Land, Sommer und Winter. Ja, den Winter denk ich mir ganz besonders schön."

„Wo ist denn nun das vielgerühmte Kitzbüheler Horn?" fragte ich. „Kann man's von hier sehen?"

„Da guckt's ja hervor," antwortete sie, gegenüber hinaufzeigend. „Das Schwarze auf dem Schnee ist die Kapelle. Man hat's hier nur so zum kleinsten Teil."

Wirklich schob sich eine Platte hinter dem Vorberg drüben links seitwärts hinaus, fast wie eine übergebaute Kanzel. Herr Hochstadl zeigte, wo der Weg hinaufführte. Er sei gar nicht beschwerlich und ziehe sich um die Ecke herum und dann ein paar Stunden durch den Wald. Das könne man von hier nicht sehen, weil der ganze Sattel verdeckt sei. Man bemerke nur die kahle Spitze, die aber auch auf dieser Seite nicht steil ansteige. Die Aussicht von da oben — „unvergleichlich". Und nun bildete er sich ein, auf dem vordersten Vorsprung zu stehen und nach den Tauern zu blicken. Sein Gedächtnis schien nicht eine einzige Bergspitze verloren zu haben.

Fräulein Johanna hörte ihm mit glückstrahlendem Gesicht zu. „Ich könnt's nicht so behalten," sagte sie. „Wenn ich mir auch hundertmal die Namen nennen lasse, ich vergesse die meisten immer wieder. Aber was ich sehe, zeichnet sich mir ins Auge ein, so daß ich da gleichsam ein Bilderbuch aufschla-

gen kann. Hätt ich Talent zum Zeichnen, ich könnte gewiß alle die Linien aufs Papier bringen, und Herr Hochstadl würde keine Mühe haben, unter die Spitzen gleich die Namen zu schreiben. Mit der Hand bin ich aber ungeschickt." Nach einer Weile rief sie: „Ich muß doch noch vor meiner Abreise hinauf! Es ist zu herrlich oben."

„Das möcht i doch nit raten," sagte Herr Hochstadl, die Augenbrauen aufziehend. Der Weg sei zwar an sich nirgends gefährlich, aber der Schnee liege sicher im Walde sehr tief und werde sich höher hinauf, wenn die Sonne erst wirke, rasch in eine schlammige Masse auflösen.

Mit ihrem Schuhwerk komme sie schon durch, meinte sie. Sie wolle sich's aber noch überlegen, es brauche ja nicht heut oder morgen zu sein. Wann wir denn unser Versprechen halten würden?

Das könne noch diesen Abend sein, erwiderte Herr Hochstadl, und wir stimmten freudig zu.

Wir führten unser Vornehmen auch aus. Der freilich vom Regen noch aufgeweichte Weg zog sich hinter dem Wäldchen unter einem Hügel hin, auf welchem ein schloßartiges Gebäude, weiß mit grauen Dächern und grünen Jalousienläden, in einem Park von alten Bäumen lag, dann weiter in ein Querthal hinein, an mehreren Bauernhöfen vorbei nach dem See zu, in dem Fräulein Johanna ihre Schwimmkunst übte. Er war noch nicht sichtbar geworden, als Herr Hochstadl meinte, wir müßten nun aufpassen, um das Haus nicht zu verfehlen. Das eine sehe hier ungefähr aus wie das andere. Solcher Vorsicht bedurfte es aber gar nicht, denn als wir an einem Heck vorüberkamen, ertönte von jenseits das laute Juchzen der bekannten Stimme, und mitten durch das nasse Gras kam uns Fräulein Johanna mehr entgegen geflogen als gegangen; sie schlug auch mit den Armen wie ein Vogel mit den Flügeln und schrie uns schon von ferne ihr lachendes „Hier, hier — willkommen, willkommen!" zu. Dann hob sie das schwere Heck wie ein Spielzeug, ließ uns ein und schüttelte uns die Hände. „Das ist aber hübsch, daß Sie Wort halten! Ich stehe schon in der Hausthür seit einer guten halben Stunde, um Sie abzufangen, und hatte die Hoffnung beinah aufgegeben. Das ist nun mein Tuskuhlum — was sagen Sie dazu? Hübsch, nicht wahr? Ganz alt und echt. Und Sie sollen erst einmal innen sehen! Bäuerin, Bäuerin," rief sie in die Thür hinein, „da sind meine lieben Gäste!"

Auf den Steinstufen erschien eine ältere Frau, werktäglich nach Tiroler Art gekleidet, und nickte uns ihren Gruß zu. Ihr ganzes Gesicht lachte und sie zeigte dabei zwei Reihen kerngesunder Zähne. Die Arme hatte sie unter der Brust übereinander gelegt. „Ihr erlaubt doch, Bäuerin, daß ich das Haus zeige?" fragte das Fräulein, doch sicher längst schon darüber vergewissert.

„O jo, jo," antwortete die Frau, uns die Hand reichend. Was sie hinzufügte, verstand ich nicht.

„Sie meint, es wird da nicht viel zu sehen sein," dolmetschte Fräulein Johanna, „aber das weiß ich besser. Herr Hochstadl freilich kennt solche Häuser. Die Berliner Herrschaften sind vielleicht noch in keinem so richtigen gewesen, und sie präsentieren sich nicht alle so blitzblank und hübsch altmodisch. Die Wirtin hält auf gute Ordnung. Gelt, Bäuerin?"

„O jo, jo," nickte sie wieder lächelnd, offenbar wenig im klaren darüber, was sie bestätigen sollte.

Wir befanden uns in einem schräg ansteigenden, umzäunten Baum- und Grasgarten. Es weideten einige Kühe darin. Auch ihnen wurden wir vorgestellt. Fräulein Johanna legte den Arm um den Hals der Braunen mit weißem Stern, in der That einem Prachtexemplar ihrer Art. „Das ist meine gute Liese," sagte sie, den Kopf streichelnd, „die giebt mir alle Tage zweimal die prächtige Milch. Sie sollen die Milch einmal schmecken! Es geschieht nur, um aus meinen städtischen Gewohnheiten nicht ganz und gar herauszukommen, daß ich mir von Zeit zu Zeit einen Kaffee dazu braue. Von dieser Milch und einem Stück Schwarzbrot könnt ich leben, ohne etwas zu entbehren. Das ist aber auch das echte Landbrot! Ich will's Ihnen nachher mal zeigen. In meiner pommerschen Heimat war's kaum so gut und nahrhaft." Sie kitzelte die Kuh, die sich nach ihr umsah, zwischen den Hörnern. „Ach du, du ... Ja, melken kann

ich dich nicht; das muß die Bäuerin besorgen. Gelt, Bäuerin, nach einer Stunde?"

„O jo, jo."

Das braune Holzhaus mit der umlaufenden, zierlich gemusterten Galerie und dem breiten, flachen, weit überladenden, mit Steinen beschwerten Dach stand dicht an der teilweise dicht bewaldeten Berglehne. Mächtige alte Tannen überragten es an der Rückseite. Die fast viereckigen kleinen Fenster waren, wie die Thür, mit Holzschnitzwerk eingefaßt, zwei auf jeder Seite in geräumigem Abstand voneinander. Vor denen rechts hingen grün gestrichene Holzkästen mit Topfpflanzen, die ihnen ein gar freundliches Ansehen gaben. Wir traten in den Flur. Fräulein Johanna öffnete die Thür rechts. „Das ist die Herrenstube — das Prunkzimmer. Dürfen wir hineingehen, Bäuerin?"

„O jo, jo." Sie blieb in der Thür stehen und hatte augensichtlich ihre Freude daran, wie wir ihre alten Eichenmöbel, Tische, Bänke, Wandbretter und Schränke bewunderten.

„Nun aber erst hinauf zu mir!" rief das Fräulein und eilte die dunkle Treppe aufwärts. „Warten Sie, ich mache Ihnen Licht." Wir hörten das Aufschlagen einer Lade. Der Gang oben erhellte sich. Ein würziger Heugeruch drang uns entgegen. Wirklich war fast der ganze Raum unter dem Dache ein Heugelaß. Aber das kostbare Viehfutter lag nicht in losen Haufen, sondern war mit peinlichster Genauigkeit zwischen Stützen in großen Würfeln aufgestapelt, zwischen denen enge Gänge durchführten. Es lag wie zusammengepreßt, dunkelgrün, aus ganz feinen und gleichmäßigen krausen Fäden bestehend. Und der Geruch! Fräulein Johanna konnte gar nicht oft genug darauf aufmerksam machen, so wenig sie's auch nur ein einziges Mal nötig hatte. „Da muß ein Kranker gesund werden! Es ist wie ein erquickliches Kräuterbad. Und das hat man hier ganz umsonst! Nicht wahr, die Kühe sind zu beneiden? Mögen aber auch nichts anderes, wenn sie von der Alm herunterkommen. Sehr verwöhnte Tiere! Ja, das Vieh ist hier der Reichtum. Wieviel Stück habt Ihr oben auf der Alm, Bäuerin?"

Sie wußte es sicher ganz genau, wollte aber die Wirtin in die Unterhaltung hineinziehen.

„No, so an dreiunddvierzig."

„Dreiunddvierzig, meint sie. Und Jungvieh?"

„So an zwölf."

„Zwölf. Und der Bauer ist schon seit Wochen oben. Da giebt's wohl viel zu thun?"

„O jo, jo!"

„Wann wird er denn herunterkommen?"

„Jo, das weiß ma holt no net. Wann's Wetter sich gut hält un d' Schnee wieder abigeht —"

„Solang ich hier bin, bleibt er sicher oben, und wenn er da einfriert. Er hat vor mir eine Höllenangst. Gelt, Bäuerin?"

„No, no —! Die Johanna is g'spaßig. Du kannst ruhi bleibe."

„Sie nennt mich Johanna und du," wendete sich das Fräulein an uns, „das haben wir so abgemacht, weil es ihr leichter vom Mund geht. Anfangs verstand ich nicht das zehnte Wort von ihrer deutschen Sprache, aber jetzt geht's schon besser."

Nun stieß sie eine kleine Thür auf und schlug eine helle Lache an. „Da haben Sie nun mein Allereigenstes. Das ist mein Stüble. Nett, was?"

Wir traten in ein ziemlich großes, aber niedriges Gemach mit Balkendecke und dunkelbraunen Holzwänden. Zwei kleine, viereckige, hoch angebrachte Fenster führten ihm so viel Licht zu, als das dicht darüber vorspringende Dach dies erlauben wollte. Jetzt gegen Abend herrschte darin eine Dämmerungsstimmung. Die weißen Gardinen, die in bescheidenen Bogen gerafft oben drüber an den Balken gehängt waren, gehörten sicher nicht zur gewöhnlichen Ausstattung. Es wurden dazu ein paar lange Handtücher benutzt. „So sieht's freundlicher aus," sagte die Lehrerin; „man muß sich zu helfen wissen." Zwischen den Fenstern hing in schwarzem Rahmen ein Heiligenbild und darunter ein Kruzifix. „Daran hab ich nicht gerührt," versicherte sie. An den Wänden standen alte Schränke mit merkwürdigen Verzierungen. Die seien ihre ganze Liebe. „Sie passen so schön zu den braunen Holztafeln dahinter und zu den blank gescheuerten weißen Dielen. Die Bäuerin wollt sie teil-

weise hinausschaffen lassen, aber ich hab's nicht gelitten. Man fühlt sich unter dem alten Hausrat so heimisch." Ihr schmales, mit einer grünen Wollendecke belegtes Bett hatte sie zwischen den Fenstern ins Zimmer hineingestellt, und auf dem Kopfende lag ein kleines, zierlich mit Spitzen umrandetes Kissen. Sie wurde ganz rot, als wir diese ihre Schlafstätte musterten, hob aber doch einen Zipfel der Decke auf, um uns zu zeigen, daß sie sogar über eine Matratze verfügte. „Sprungfedern freilich hat sie nicht," rief sie, „aber ich liege gern recht hart. Man wacht dann viel frischer auf. Morgens scheint mir die Sonne ins Gesicht. Sie können sich's gar nicht vorstellen, was das für Lichter auf der grünen Decke und den schwarzbraunen Schränken giebt." Neben dem Bett stand ein Tischchen mit Messingleuchter und Feuerzeug, auf der anderen Seite unter dem Fenster ein alter Lehnstuhl, über den sie, wahrscheinlich um die Schäden des Bezuges zu verstecken, ein buntes Tuch gebreitet hatte. Sicher ganz unbewußt hatte sie dadurch die malerische Wirkung des sonst etwas düsteren Interieurs gehoben.

„Aber ist's Ihnen nicht gruselig, hier oben so ganz allein zu hausen?" fragte meine Frau, die sich in ihre Lage denken mochte. „Ich könnte nachts kein Auge schließen."

Sie lachte. „Ach — wer soll mir etwas thun? Auch nicht die mindeste Furcht hab ich. So eine arme Gemeindelehrerin — wer sucht bei der etwas? Die Menschen sind hier alle gut. Ich könnte ruhig die Thür unverriegelt lassen."

„Na — sind Sie zufrieden?" fragte sie, als wir uns satt gesehen hatten. „Wo finden Sie so ein reizendes Stüble? Nicht mit Gold ist's zu bezahlen. Und die Bäuerin nimmt mit ein paar Kreuzern vorlieb. Sie weiß gar nicht, was sie daran hat. Nun müssen Sie aber auch meinen Balkon bewundern. Da sitz ich mit meinem Buch oder der Handarbeit gegen Sonne und Regen geschützt." Sie führte uns auf die Galerie hinaus. Zwischen den Baumkronen hindurch blickte man weit in die Berge. „Gehen Sie nur rund herum, aber fallen Sie nicht über den Haufen Späne im Winkel. Da hat der Bauer seine Schirrbank."

Herr Hochstadl lachte laut auf, als er um die Ecke schaute. „Hu, ein Gespenst," rief er. „Was ist denn das da auf der Stange?"

Sie sah nach. „Ach, mein Badezeug, das hängt da zum Trocknen. Ha, ha, ha! gucken die Herren nur gleich weg, das ist nichts für ihre Augen. Aber Sie haben recht — nachts, wenn es sich im Wind bewegt, könnt's einen wohl graulich machen." Die Damen kicherten noch eine Weile miteinander.

Dann ging's wieder die Stiege hinab. Ehe wir das Haus verließen, öffnete Fräulein Johanna die Thür gegenüber der Herrenstube und sagte lachend: „Nun kommt aber zu guter Letzt noch das Allerschönste. Daran dürfen Sie nicht vorüber, wenn Sie die Bäuerin nicht schwer kränken wollen. Die Küche!"

Die war nun wirklich eine Merkwürdigkeit in ihrer Art. Sie nahm den ganzen Vorderraum auf dieser Seite des Hauses ein. In der einen Ecke stand ein mächtiger Ziegelherd. Auf eisernen Dreifüßen über den Feuerstellen standen blankgeputzte Gefäße. An den Wänden hing in peinlichster Ordnung allerhand glänzendes Küchengerät. Die Decke und die Holzwände waren wie schwarzbraun poliert. „Das besorgt der Rauch," erklärte sie, „der findet keinen Schornstein und muß durch Thür und Fenster abziehen — meist durch die Thür, denn die Fenster werden selten geöffnet."

„Wie ist's denn aber hier auszuhalten," fragten die Damen verwundert, „wenn das Feuer brennt?"

„Das ist nicht so schlimm, als man's denkt," behauptete sie. „Anfangs beißt einen der Rauch wohl ein wenig in die Augen, aber man gewöhnt sich bald daran. Ich selbst koche mir Milch und Eier gewöhnlich auf Spiritus." Sie öffnete einen Schrank und zeigte ihren Apparat. „Auch einen Eierkuchen kann ich mir darauf backen, Schinken rösten und wohl gar ein Beefsteak braten — wenn wir Fleisch haben, was aber nicht oft vorkommt. Eierspeisen sind auch sehr gesund." Aus einer Tischschieblade nahm sie einen dunklen Gegenstand. „Das ist nun auch unser prächtiges Schwarzbrot, von dem ich schon sprach. Wollen Sie einmal kosten? Westfälischer Pumpernickel ist nichts dagegen."

Sie kerbte mit einem großen Messer für

jeden von uns ein Stück ab. Herr Hochstadl, der sonst eine so feine Zunge hatte, kaute mit Anstrengung und fand das Brot „wirklich ganz delikat". Es gehöre freilich auch der richtige Magen dazu. „O, es verdaut sich ganz leicht," versicherte sie, „besonders mit Milch genossen. Ich kann's gut vertragen."

Wir verabschiedeten uns von der Bäuerin, die sehr glücklich darüber schien, daß wir ihrem Heim so viel Aufmerksamkeit schenkten. An Herrn Hochstadl, der sie am besten verstand, wendete sie sich noch mit einer längeren Anrede. Wie er uns später berichtete, hatte sie gesagt: die Johanna sei ganz toll und wolle aufs Kitzbüheler Horn hinaufkraxeln. Das möchten wir ihr doch ja ausreden, es sei da jetzt kein Weg, kein Steg, und man könne im Schnee stecken bleiben. Sie wolle das für ihren lieben Gast nicht zu verantworten haben. Sie begleitete uns bis ans Heck und stand noch eine Weile dort mit unter der Brust gekreuzten Armen und immer freundlich nickend.

Fräulein Johanna ging mit uns. Sie lachte über die Sorge der Bäuerin, doch merklich gerührt, und erzählte eine Geschichte, wie sie sich schon einmal ihretwegen geängstigt habe, als sie über Nacht ausgeblieben sei, und eine Bestellung ihr nicht rechtzeitig zugegangen wäre. „Eine treffliche alte Person!" schloß sie.

„Und für ihr Alter sehr rüstig," setzte ich hinzu. „Sie hat ja noch den ganzen Mund voll Zähne, wie ein junges Mädel."

Sie schlug eine helle Lache an. „Da sind Sie aber sehr im Irrtum! Die Bäuerin hat ein falsches Gebiß und nicht einen einzigen Zahn im Munde. Ja, ja! Sie können mir's glauben. Hier in der ganzen Gegend werden den Weibern schon sehr früh die Zähne schadhaft — ich weiß nicht, wie es kommt —, so daß sie ihre Zuflucht zu falschen nehmen müssen. Es hat sich deshalb ein Zahnarzt hier niedergelassen, der sehr gute Geschäfte macht. Denken Sie nur, die Bäuerin wollte mir gar nicht glauben, daß meine Zähne echt seien, und ruhte nicht eher, bis ich ihr erlaubte, sie anzufassen und zu rütteln. Ha, ha, ha! da mußte sie denn wohl glauben."

Sie öffnete dabei groß den Mund und wiederholte selbst die Probe, als ob sie uns zu überzeugen nötig hätte, daß sie der Alten die Wahrheit gesagt habe. „Dem Zahnarzt habe ich noch nicht viel zu verdienen gegeben," versicherte sie.

Fräulein Johanna führte uns an den See und darauf mit einem sehr anmutigen Umwege auf die Straße nach Kitzbühel zurück. „Auf das Horn steige ich doch," rief sie uns nach.

Herr Hochstadl kehrte sich noch einmal um. „Das werden's bleiben lassen," antwortete er.

Sie schwenkte verneinend die Hand in der Luft und lief querfeldein auf einem schmalen Stege.

Der gute Wiener war ihres Lobes voll. Man merkte, daß er sich auf dem ganzen Rückweg mit ihr beschäftigte. Er sprach wohl auch von anderem, kam aber immer wieder auf sie zurück. „Daß so an prächtig's Frauenzimmer nur kan Mann g'kriegt hat," rief er ganz empört, „es ist 'ne wahre Sünd, daß die jungen Leute immer nur aufs Geld laufen. Die hätt einen glücklich machen können! So bescheiden und so tüchtig und so kerngesund! Dem griesgrämlichsten könnt sie das Leben lustig machen. 's wär auch noch nit zu spät. Freilich, ein gar zu junger müßt nit kommen, und einen zu alten könnt man ihr nit wünschen. Reich braucht er grad nit zu sein. Ach, das liebe Geld! Glücklich macht's a nit."

Er ging uns einige Schritte voraus und sprach vor sich hin, als hätten wir auch nicht zuhören dürfen.

Fräulein Emerenz war ganz still geworden. Sie lebte erst wieder auf, als er auf einer kleinen Anhöhe stehen blieb und sein Entzücken über die von der untergehenden Sonne beleuchtete Landschaft zu erkennen gab. „Nu schaun's aber bloß unser Städtl und die Schneeberg dahinter! Unvergleichlich schön is dös. All's mit Rosenrot übergossen, und die Schatten so tiefblau, und ein rechter Frieden überall."

Dann ging er hundert Schritte und blieb wieder stehen. Das Bild hatte sich ein wenig verschoben und gefiel ihm jetzt noch besser. Er konnte nicht aufhören, dasselbe laut zu bewundern. Und so gab es noch einige Stationen bis zum Tiefenbrunner, der jetzt unter

hellem Himmel auch viel freundlicher aussah, wenn schon der Aufgang zwischen der Brau- und der Knechtstube immer auf nachsichtige Reisende rechnete.

Beim Abendessen war wieder vornehmlich von der Gemeindelehrerin die Rede. Fräulein Emerenz äußerte ein sehr vorsichtiges Bedenken, ob sie nicht am Ende doch ein bißchen Komödie spiele. Darüber kam aber ihr Bruder ganz aus seinem gewöhnlichen Gleichmut, zuckte die Achseln, zog Grimassen, pfiff eine Kadenz, die er auch sonst gern wiederholte, aber jetzt mit einer gewissen rapiden Grimmigkeit, und meinte, es lohne ja gar nicht, davon zu reden. So viel wahre Natürlichkeit und Vernünftigkeit sei ihm noch gar nicht im Leben vorgekommen.

Das sei wohl auch vernünftig, wendete Fräulein Emerenz ein, daß sie bei diesem aufgehenden Schnee aufs Horn steigen wolle. Noch freilich sei sie ja nicht oben.

Auch dafür hatte Herr Hochstadl ein Wort der Verteidigung. „'s kann's kaner wissen, der's nit selbst durchg'macht hat, wie's so anen innerlich zwackt und zwickt, der die hohen Berg liebt. Die Augen wandern immer 'nauf nach der Spitz, und in den Ohren liegt's einem unaufhörlich: Du mußt da oben hin und sollt's das Leben kosten. Ist aner nu im Grund d'r Seelen doch a rechter Philister, so bedenkt er's gleichwohl. Wem's aber richtig aus dem Temp'rament kommt, der hat gar kan Überlegung und geht drauf los. Die Natur hat ihr eigne Vernunft. Abraten kann man schon, aber wann's nit hilft, freut's ein' doch." Und dann pfiff er wieder seine Läufer weiter.

Da ich merkte, daß Fräulein Emerenz verstimmt war, brachte ich das Gespräch auf die Musik. Es war schon die Rede davon gewesen, daß ihr Bruder ein großer Liebhaber sei, leidenschaftlich geige und seit vielen Jahren in einem Quartett mitwirke, das im Winter allwöchentlich abwechselnd bei den alten Freunden übe. Er hinge mit ganzem Herzen daran. Was er da pfeife, seien wahrscheinlich musikalische Erinnerungen. Das bestätigte er, nannte auch das Opus so und so viel von einem mir nicht bekannten Meister, mit dem sie sich zuletzt viel Mühe gegeben hätten, und hob die Schwierigkeiten einer Fuge hervor, inzwischen immer die einzelnen Stimmen pfeifend. Seine Schwester erzählte, daß die Spieler, übrigens lauter Junggesellen, in ihrem Eifer oft Essen und Trinken vergäßen; die Wirtin müßte mit ihnen viel Geduld haben. Aber es sei auch ein Genuß, zuzuhören, wenn sie mit einem Stück fertig geworden seien. Nun wurde von dem einen und anderen der Spieler gesprochen und aufgezählt, wer im Lauf der Zeit ausgeschieden und zugetreten sei. So ein Wechsel sei allemal sehr störend, da man sich erst wieder mit dem neuen Partner einspielen müsse. Zuletzt vor zwei Jahren habe der Violoncellist durch seine Verheiratung große Verdrießlichkeit verursacht, denn seiner Frau sei das Quartett unbequem gewesen und er hätte es doch nicht aufgeben wollen. „Na, am End hat sie doch ihr Stück durchg'setzt," meinte Fräulein Emerenz mit leise spöttischem Ton, „und kürzlich bin i ihm am Stephan begegnet, da hat er g'seufzt und g'standen, am Donnerstag könn er gar nit mehr recht froh werden. Ja, die alte Gewohnheit!"

Auch der folgende Tag war wunderschön. Wir suchten den Wasserfall auf, dessen Silberfäden sich wie die Saiten einer Harfe über einen mächtigen Steinblock ziehen, und gegen Abend führte Herr Hochstadl uns zu der Eckernkapelle hinauf, wo man als den überraschenden Abschnitt eines sich weithin streckenden Thales die ganze Venediger-Gruppe vor sich hat. Die Beleuchtung der vielen Schneespitzen bei scheidender Sonne war die günstigste. Unsere Naturschwärmer konnten sich denn auch von dem Bänkchen oben nicht trennen, bevor der letzte Feuerfunke auf den Eisschroffen erloschen war und der rosige Dämmerschein in nächtiges Grau überging. Herr Hochstadl genoß das Schauspiel wie ein Gourmand das lecker bereitete Mahl; er prüfte mit den Lippen und schlürfte mit der Zunge. Zwischendurch nannte er aber auch alle die Thäler, die wir von hier aus zu durchqueren haben würden, bis wir uns zum Aufstieg rüsten könnten. Über sie alle gleite jetzt der Blick hinweg.

Morgen früh wollte Fräulein Johanna aufs Horn. Am Vormittag, als ich mir aus dem Speisesaal eine Zeitung holte, fand ich unseren Freund auf dem Balkon in großer Aufregung. Er hatte sich ein kleines Fern-

rohr verschafft, stützte es gegen den Pfeiler und schaute unverwandt nach dem Berghange drüben und der vorspringenden Schneeplatte. Er meinte, es würde ihm nicht entgehen können, wenn sich dort ein dunkler Gegenstand bewegte. Es sei doch Tollheit, wiederholte er mehrmals, und zumal ganz allein! Einen Führer brauche man wohl sonst nicht, aber einer könne doch bei so beschwerlichem Wege den anderen stützen. Er berechnete, wann das Fräulein ausgegangen, und wie viel Stunden sie jetzt schon unterwegs sein könne, und wo sie jetzt sein müßte, wenn sie ohne Aufenthalt gestiegen wäre. Da war sie aber augenscheinlich noch nicht, und deshalb müßte sie auf Hindernisse gestoßen sein. Für einen anderen dürfte man da nicht Besorgnisse haben, der würde umkehren, wenn er nicht weiter könne. Aber die da habe einen eigensinnigen Kopf und werde ihr Stück durchsetzen wollen. So ein couragiertes Frauenzimmer! Er guckte wieder und wieder durch das Glas. So mit bloßen Augen sehe das dort oben wie eine glatte Fläche aus, aber sicher liege der Schnee ganz ungleich; an einigen Stellen überdecke er ganz die mächtigen Steine am Wege. Wer da einsinke, werde Mühe haben, sich durch eigene Kraft wieder herauszubringen. „Äh — äh — äh," knurrte er, „a bissel allzu waghalsig is's alleweile doch."

Mittags fanden wir nur Fräulein Emerenz bei Tisch. Die gute alte Dame sah recht verstört aus und schien auch geweint zu haben. Sie begrüßte uns mit melancholischem Kopfnicken. Wir fragten nach ihrem Bruder. Der sei dem Fräulein Johanna nachgegangen, antwortete sie, den Blick senkend, als ob sie sich zu schämen hätte, so etwas von ihrem Alois berichten zu müssen. „Können's sich von 'm Menschen in seinen Jahren so was Unvernünftig's vorstellen?" fuhr sie fort. „I hab g'beten und g'flennt, er sollt zurückbleiben. Aber das hat ihn nur noch widerborstiger g'macht. Wenn die verschrobene Person aus purem Eigensinn sich in G'fahr bringen will, dagegen kann kaner nix thun, hab i beweglich vorg'stellt, da braucht doch kaner, der seine fünf Sinn z'sammen hat, nit nachzuspringen. Aber er war ja doch nit zu halten. Von Minut zu Minut wurd er ungeduldiger. Es lieg ihm so in den Gliedern, daß an Unglück passiert sei oder passieren könnt. Da dürft er auf sich ka Rücksicht nehmen. Und an klein Kind sei er doch a nit mehr, daß er selbst wüßt, was er thät. Da hat er sich dann ganz schnell an Beefsteak bereiten lassen, daß er was im Magen hätt, und is auf und d'von g'gangen."

Wir trösteten sie, daß er ja doch ein geübter Bergsteiger sei und seine Kraft gewiß nicht übernehmen werde. Aber nach Tisch, als wir auf dem Balkon allein waren, kam's heraus, was ihr eigentlich das Herz beschwerte. Mit Thränen in den Augen gestand sie uns, daß sie befürchte, das Frauenzimmer hab's ihm ganz angethan. „Ma macht wohl a G'spaß von so was; wenn's aber Ernst werden sollt, könnt ma sich ka größer Dummheit denken." Wir möchten doch nur nicht glauben, daß sie selbstsüchtig wünsche, es möchte bei ihrem Bruder alles unverändert bleiben. Obgleich ihr auch so etwas nicht gerade groß zu verdenken wäre! Denn sie habe sich lange Jahre gemüht und dürfte nun wohl auch an sich selbst denken; angenehm sei's gewiß nicht, von einer so an die Wand gedrückt zu werden, die sich doch erst noch zu beweisen hätte. Nein! sie denke wirklich nicht an sich, um ihretwegen hätt er längst geheiratet haben können, auch wenn sie deshalb aus dem Haus hätte gehen müssen. Aber um ihn sei sie besorgt. „Denn schaun's, liebe Herrschaften, jetzt ist's doch halt zu spät g'worden und kann da nix Vernünft'ges mehr zusammeng'bracht werden. Ist aner so lang im ledigen Stand g'wesen, der mag sich nit mehr einfügen. Die Frau wird's aber verlangen, und wann's gradwegs als Engel vom Himmel h'runter g'flogen wär. Die Frau ist nit die Schwester, die so nebenbei steht wie 'n guter Freund, und nix für sich beansprucht. Wie er's g'wohnt ist, wird's ihm kane recht machen können. Da hat jedes Ding sein angewiesen Platz und jede Stund im Tag ihre angewiesen Thätigkeit und jeder Tag in der Wochen sein angewiesen Unterkunft, und wird an's nur a klan bissel g'rührt und verschoben, so ist's gleich mit der guten Laune zu End. Kommt da nun noch an andrer Wille und an andre G'wohnheit dazu, so stoßen's unaufhörlich z'sammen, und nit zwei Monat werden vergangen sein, daß er sich um alle Lebensfreud g'bracht sieht."

Sie trocknete mit der Serviette, die sie zerstreut in der Hand behalten hatte, die Augen. Das Essen war fast unangerührt stehen geblieben. „Aber wie g'sagt," fuhr sie fort, „heiraten mag er auch jetzt noch, wann er's doch nit lassen kann. Aber a vernünft'ge Partie muß's doch wenigstens sein." Und nun erzählte sie, daß er ganz wohlhabend, aber durchaus nicht reich sei. Er habe sich zur Ruhe gesetzt, als er gerade genug erworben gehabt, nach seiner Gewohnheit sorgenfrei und bequem leben zu können. Er brauche sich nichts abgehen zu lassen und könne jährlich seine zwei Reisen machen, im Winter Theater und Konzerte besuchen, Freunde bei sich aufnehmen und allen seinen Liebhabereien nachgehen. Für eine Frau reiche es doch nicht. Die müßte ihm selbst etwas zubringen und den Hausstand aus eigenen Mitteln erweitern. „Nu bild't er sich ein, so an arm's Madl wär was Rechts für ihn, weil's nit viel bedarf und bescheiden zurücksteht. Ist's aber die Frau, so wird's doch auch woll'n als die Frau geacht't sein und sich anders aufspielen. Sollt's aber schon an arm's Madel sein, zu der Johanna möcht i doch am letzten zuraten. Sie ist ja an ganz kernfest's Frauenzimmer, das verkenn i nit, und hat Bildung und das froheste Herz und viel G'nügsamkeit. So weit g'fallt sie mir schon ganz gut. Und sie ist auch hübsch genug und nit zu jung, vielleicht a nit zu alt. Für mein'n Alois paßt sie doch schlecht, wie er mir bekannt ist. Sie ist für ihn viel zu unruhig, viel zu fahrig — i will nit sagen hopp-hopp, weil's falsch verstanden werden könnt. Schon daß sie immer so laut spricht — man könnt schon sagen schreit — das hielten seine Nerven nit aus. Er hat in allem so ane leise Art, daß i selbst oft das Ohr spitzen muß, und errat doch schon allemal die Hälfst im voraus. Hier draußen in der freien Natur verhallt's mehr, aber i hab wohl g'merkt, daß er schon öfters z'sammeng'zuckt ist, als sie uns ihr Stüble g'zeigt hat, und bei uns in Wien sind die Räume noch enger, wann a nit so niedrig. Nach achtundvierzig Stunden müßt er zwei g'schlossene Thüren zwischen sich und ihr haben. Das kann sie sich a nit abg'wöhnen. So was g'wöhnt sich nit ab. Und was ihm jetzt g'spaßig ist, wär künftig sein beständiger Ärger. Und nun stellen's sich mal vor, was die guten Freund sagen würden. Gar nix würden's sagen, und das wär ihm das Verdrießlichste. Er wüßt doch, was sie denken. Lachen würden's über sie. Na, na! Die Johanna ist an treffliches und ehrenwertes Fräulein, davon geht nix ab, aber e bissel putzig bleibt's doch, und der Alois liebt das bloß auf der Reis'; für zu Haus könnt er so was nit brauchen."

Wir fragten, ob er sich denn schon geäußert hätte. Dazu schüttelte sie den Kopf und nickte gleich wieder. Nicht so geradeaus, aber er hätte gestern ein paar Worte fallen lassen, die gar nicht anders ausgelegt werden könnten. Und als sie darauf ihre Meinung gesagt, sei er gleich heftig geworden und habe mit Beschuldigungen um sich geworfen, die doch gar keinen Boden hätten. Und heute habe er ihr noch kaum guten Morgen und Adieu gesagt, sondern immer nur so vor sich hin gepfiffen und durch das Fernglas geschaut. Wir meinten, sie müsse sich doch ein Herz fassen und ihre guten Gründe vorbringen. Aber davon versprach sie sich gar keinen Erfolg. „Recht im Gegenteil! 's würd ihn nur noch mehr verhärten. Und so gut er mir ist, nu thät er's gerad, um mir zu beweisen, daß er sein'n Willen durchsetzen kann. Da wär's schon wirksamer, wenn Sie gelegentlich a Wörtle fallen ließen, als wüßten Sie noch von nix und wollten vorbeugen, daß er sich vor 'nem dummen Streich bewahrt. Er hält auf Ihnen große Stücke."

Das war freilich ein sehr bedenkliches Anliegen, und wir gaben denn auch kein Versprechen, sondern suchten sie nur von ihren trüben Gedanken abzulenken. Nach einigen Stunden, als wir sie in dem kleinen Kaffeehause trafen, ging ihre Besorgnis auch wieder die nächsten Wege. Wenn ihm doch nur nichts zustieße! Sie horchte auf jeden Glockenschlag der Turmuhr. Schon sechs! Als wir von einem melancholischen Spaziergang zurückkehrten, dunkelte es bereits stark. Er war noch nicht nach Hause gekommen. Es wurde ganz finster und er kam nicht. Nun wollte Fräulein Emerenz nach dem Bauernhof schicken und Erkundigung einziehen lassen. Sie befand sich in größter Aufregung und fing an die Heiligen anzurufen, daß sie ein Unheil

verhütet haben möchten. Der Bote war schon ausgerüstet, als Herr Hochstadl endlich gegen neun Uhr anlangte.

Er sah aus wie jemand, der nach Tagen von einer sehr beschwerlichen Bergtour zurückkehrt. Seine Stiefel und Beinkleider über denselben waren mit einer dicken Schmutzkruste bedeckt, sein Rock war naß, der Hut eingedrückt. Ganz erschöpft warf er sich auf einen Stuhl und trocknete den Schweiß von der Stirn. Erst nachdem er hastig ein Glas Wein getrunken hatte, ließ er sich zu einem kurzen Bericht herbei, der dann nach und nach vervollständigt wurde.

Er hatte im Bauernhof erfahren, daß Fräulein Johanna wirklich bald nach Sonnenaufgang die Wanderung angetreten hätte, und war ihr nun eiligst gefolgt. Im Walde glich der Weg streckenweise einer Steinrinne, in der das aufgelöste Schneewasser von allen Seiten abströmte. Weiter nach oben lag noch der Schnee in Massen, aber nicht mehr fest, sondern durchweicht, so daß jeder Tritt einsank. Er arbeitete sich mit größter Anstrengung durch und gelangte bis zur kahlen Platte, die er nun bis gegen die Kapelle hin frei überblicken konnte. Irgend eine menschliche Gestalt war nicht zu entdecken. Er fragte im Wirtshaus nach. Das Fräulein war da nicht eingekehrt, man hatte auch niemand vorübergehen sehen. Nun überfiel ihn eine große Angst. Fräulein Johanna mußte im Walde einen falschen Weg gegangen sein, sich verirrt haben. Wie sie auffinden? Er eilte wieder hinab, blieb von Zeit zu Zeit stehen und rief nach allen Seiten in den Wald hinein. Lange vergeblich. Endlich schien es ihm so, als ob aus der Ferne eine schwache Antwort kam. Er befand sich gerade an einer Stelle, wo der Schnee einen steilen Hohlweg füllte, den er nur mit großer Mühe überwunden hatte. Unterhalb ergoß sich das Wasser in Strömen über die Steine. Da bemerkte er nun auch nach rechts abgehende Fußspuren. Es war möglich, daß die Bergsteigerin Bedenken getragen hatte, hier geradeaus den beschwerlichen Weg fortzusetzen, und in der Hoffnung, über Baumwurzeln und Steine hin die böse Stelle umgehen zu können, seitwärts abgebogen war. Er folgte den Eindrücken im Schnee, die doch keine sichere Richtung einhielten, stand wieder still und rief den Namen Johanna. Nun vernahm er deutlich ein: „Hier — hier!" aber wie aus der Tiefe. Er hatte vor sich ein Geröll von Felsblöcken, hinter denen die Spitzen von Tannen sichtbar wurden. Es mußte dort scharf bergab gehen. Als er auf eine Steinplatte trat, die einen freieren Ausblick gewährte, sah er zwanzig Fuß tiefer im Grunde Fräulein Johanna auf einem Baumstubben sitzen. Hinter ihr lag eine kleine Schneelawine. Sie war mit ihr abgerollt, zwischen Steine geraten und hatte sich den Fuß verstaucht, so daß sie nicht weiter gehen konnte. Ihre Freude über den Retter in der Not war groß gewesen. Lachend hatte sie ihm verraten, daß sie sich schon darauf gefaßt gemacht, hier die Nacht zubringen zu müssen, vielleicht auch am anderen Tage nicht entdeckt zu werden. Sie versuchte an seinem Arm zu gehen, aber schon beim ersten Schritt schrie sie vor Schmerz laut auf, um ihm freilich gleich darauf wieder zu versichern, es habe nicht sehr weh gethan. Er unternahm es, ihr den Fuß einzurenken, und sie hielt nun tapfer stand. Aber gehen konnte sie deshalb doch nicht. Auch nicht einmal bis zum Wege. Er beschloß sie dahin zu tragen, denn es bestand die Gefahr, daß weitere Schneemassen nachrutschten und sie in dem engen Loch da unten begrüben. Das sah sie ein und ließ sich auf den Rücken nehmen. Es war keineswegs eine nur süße Last, er keuchte unter ihr und mußte sie wiederholt absetzen, um wieder Kräfte zu sammeln. Endlich brachte er das Fräulein doch glücklich durch das Steingeröll in eine gesicherte Lage. Nun eilte er hinab, aus dem nächsten Bauernhause Träger herbeizuholen. Natürlich begleitete er dieselben wieder. Sie hatten von Stangen und Gurten eine Art von Tragstuhl hergestellt, ihre Lodenjacken dienten als Polster. Sehr bequem war das Lager gleichwohl nicht. Ein paarmal mußten die Leute ausruhen und dazu die Stangen mit der Last auf die Erde legen. Wenn dann der kranke Fuß anstieß, konnte das Fräulein einen Schmerzenslaut nicht ganz unterdrücken. Der wackere Wiener blieb immer an ihrer Seite und war bemüht, sie zu unterstützen, wenn der Weg abschüssig wurde. Sie verlor auch nicht ihre Munterkeit, scherzte über den wunderlichen

Transport und beklagte nur, daß er so viel Not mit ihr habe. Nachdem er sie der Bäuerin abgegeben, die nicht wenig erschreckt gewesen, war er noch zum Arzt gelaufen und hatte ihn dann selbst wieder hinausgeführt. Er war geblieben, bis er erfahren konnte, wie's stehe. „Na, g'lobt sei Jesus Christus," schloß er seine lange Erzählung, „g'brochen ist da nix, und der Doktor hat g'sagt, i hätt den Fuß ganz gut eing'renkt. A paar Tag soll er g'wickelt bleiben, dann wird's wieder gut sein."

Seine Schwester sprach ihre Freude darüber aus, daß alles noch so glücklich abgelaufen sei, meinte aber doch, er hätte sich die Lunge anstecken können. „So an schwer's Frauenzimmer bergauf zu tragen!" Das sei doch gewiß nicht notwendig gewesen.

Christenpflicht sei's gewesen, eiferte er. Sein Leben lang hätte er nicht mehr ruhig sein können, wenn man sie aus dem Schnee hätte herausgraben müssen.

Er müßte gleich ins Bett, meinte sie. Davon wollte er aber nichts wissen. Er hätte einen furchtbaren Durst und müßte die Anna bitten, ein neues Faß Bier anstechen zu lassen. Das tränk er ganz allein aus. Sonst sei ihm so wohl, als ob er in der Lotterie gewonnen hätte. Fräulein Emerenz ließ aber nicht nach, bis er wenigstens versprach, sich ein trockenes wollenes Hemd anzuziehen. „Denk an dein Reißen, Alois," warnte sie.

Wir saßen diesen Abend noch lange zusammen, und als ich endlich Herrn Hochstadl gute Nacht sagte, meinte er, er wolle nur noch sein Glas austrinken und gehe dann auch schlafen. Wie lange er dazu Zeit gebraucht, weiß ich nicht.

Nächsten Mittag war Fräulein Emerenz wieder sehr still und in sich gekehrt. Vermutlich hatte der Bruder ihren Besorgnissen neue Nahrung gegeben. Er war auch schon im Bauernhause und beim Arzt gewesen, sich nach seiner Kranken zu erkundigen. Jetzt trug er ein forsches Wesen zur Schau, sprach ungewöhnlich viel und lachte laut, als ob er zeigen wolle, daß er sich aus dem Schmollen der alten Dame nichts mache. Zwischenein freilich schienen ihm wieder sehr ernste Gedanken zu kommen. Er saß dann eine Weile mit der Hand am Glase, ließ die rote Flüssigkeit darin rundum laufen und pfiff seine Kadenzen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Es ging ihm sicher etwas scharf durch den Kopf.

Beim Verlassen des Speisesaals wurde mir von der Kellnerin ein Billet zugesteckt. Ein Junge hätt's gebracht. Die Adresse war mit Bleifeder, mein Name falsch geschrieben, aber unzweifelhaft sollte ich der Empfänger sein. Das bestätigte denn auch der Inhalt: Fräulein Johanna bat mich um meinen Besuch, wenn ich ein halbes Stündchen für sie übrig hätte; ich möcht's aber geheim halten.

Natürlich machte ich mich sogleich auf den Weg. Die Bäuerin erzählte mir viel, wovon ich das wenigste verstand. Aus ihren Gebärden entnahm ich, daß sie mit ihrem Logiergast sehr unzufrieden gewesen sei. Ich glaubte auch herauszuhören, daß „die Johanna" jetzt fort wolle, was sie für eine Narrheit zu nehmen schien.

Sie führte mich in ihr Stübchen hinauf. Es war ganz von Heuduft durchzogen. Eins von den kleinen Fenstern stand offen und ließ die warme Luft einströmen. Das Fräulein lag auf dem freistehenden Bett, mit der grünen Decke leicht bedeckt. Ich wurde mit dem bekannten hellen Lachen empfangen. Meine Hand schüttelnd, sagte sie: „Das ist lieb, daß Sie kommen. Setzen Sie sich hier zu mir, ich muß ein wenig mit Ihnen über allerhand dumme Dinge plaudern. Sehen Sie mal, die Bäuerin zeigt ein ganz verschmitztes Gesicht, daß ich im Bett Herrenbesuch annehme. Gelt, Bäuerin?" Sie hob die Decke auf. „Aber ich habe vollständige Toilette gemacht, nur der eine Schuh geht nicht auf den Fuß, weil der gewickelt ist."

Die Alte schlug nur mit der Hand in die Luft, ließ mich ihr falsches Gebiß bewundern und verschwand.

„Wie geht's Ihnen denn, Fräulein Johanna?" erkundigte ich mich teilnehmend.

„O, im übrigen vortrefflich," versicherte sie. „Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser, und der Fuß thut nicht einmal weh. Ich kann nur nicht auftreten. Zum Langweilen bin ich auch noch nicht recht gekommen, da die Bäuerin mir treulich Gesellschaft leistet. Ich kann auch lesen und schreiben. Aus meiner Bleifederkritzelei sind Sie ja klug geworden. Aber was haben Sie nun zu der Dummheit gesagt?"

Es wäre wirklich gescheiter gewesen, wenn sie die Bergpartie aufgeschoben hätte, meinte ich.

„Aber morgen, spätestens übermorgen muß ich ja nach Wien zurück," rief sie. „Mit dem lahmen Fuß! Ja, das ist nun nicht anders. Meine Ferien sind zu End, und wenn man ein Amt hat, geht's allem anderen vor. Ich fahre bis zum Bahnhof, und wenn ich erst im Coupé sitze, thut mir's nichts weiter. Gewiß nehmen mir gegenüber freundliche Leute Platz, die erlauben, daß ich den kranken Fuß ein wenig auflege. Ich fahre dritter Klasse, da sind die Passagiere mitleidig. Ha, ha, ha!"

Ich wollte ihr's ausreden. Das würde Herr Hochstadl sicher gar nicht erlauben, der doch nach seinen Bemühungen um sie auch wohl ein Wörtchen mitzureden hätte. Er sei ganz glücklich, daß er sie im ganzen heil heruntergebracht, und würde es ihr gewiß schwer verdenken, wenn sie sich die Kur verdürbe.

Sie errötete sichtlich, zupfte die grüne Decke und blickte nach der anderen Seite. Ein Weilchen schien sie zu überlegen, dann wendete sie sich mir entschlossen zu und reichte mir wieder die Hand. „Ja, wissen Sie," sagte sie treuherzig, „des Herrn Hochstadl wegen bat ich Sie eben zu mir. Unsere Bekanntschaft ist zwar noch kurz, aber ich habe zu Ihnen ein gutes Vertrauen gefaßt. Deshalb nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Sie zu Rate ziehe. Einen Rat brauch ich eigentlich nicht, aber Ihre Meinung will ich gern hören, und wenn Sie einverstanden sein können, rechne ich gewiß nicht umsonst auf Ihren weiteren Beistand."

Ich stellte mich ihr ganz zur Verfügung.

„Der Herr Hochstadl ..." sie kicherte und zwang sich gleich wieder zum Ernst, „der ist, wie man gut wienerisch sagt, sehr ein guter Mensch. Ich hab ihn in der kurzen Zeit schon recht liebgewonnen, und ich hab auch Grund zu glauben —" sie senkte schämig die Augen, „daß ich ihm ebenso ganz gut gefalle."

„Daran ist nicht zu zweifeln," antwortete ich.

„Na ja," fiel sie ein. „Sie haben es schon bemerkt. Eine so lächerliche alte Jungfer bin ich denn auch nicht, daß ich mir gleich etwas einbilde, wenn einer sich freundlich mit mir abgiebt. Rede ich davon, so geschieht's, weil ich mehr weiß. Daß Herr Hochstadl mir gestern nachgestiegen ist, darauf will ich noch nicht einmal ein so großes Gewicht legen, das hätt er auch aus Freundschaft thun können. Und was er sonst zu mir andeutungsweise gesagt hat, das würde allenfalls auch anders zu verstehen gewesen sein. Aber als er mich gestern glücklich aufgefunden hatte, und wir in der Grube auf dem Stubben zusammen saßen, und er mir den Fuß einrenkte, und ich mich von ihm dann nicht tragen lassen wollte — so huckepack, hahaha! — da hat er mich gefragt, ob ich denn nicht wüßte, was er im Sinn hätte. Und als ich so that, als ahnte ich's gar nicht — die Falschheit ist gewiß verzeihlich —, da hat er gemeint, es wäre wohl Ort und Gelegenheit nicht recht passend zu solcher Eröffnung, und er wollte auch nicht gleich eine runde Antwort haben, aber es sei ihm nun einmal so ums Herz zu sprechen, und er möge sich's nicht wieder vergehen lassen. Und da hat er mir denn, um's kurz zu machen, gestanden, daß er mich zur Frau haben wolle. Wie finden Sie das?"

„Nun ..."

„Nein, nein! Sie können es ganz so närrisch finden, als es in Wirklichkeit sein mag; ich will's Ihnen nicht verdenken. Lachen Sie nur, so viel es Ihnen Spaß macht."

„Das ist doch aber nicht zum Lachen."

„Finden Sie's so traurig?"

„Fräulein Johanna —!"

„Ich lese es ja doch von Ihrem Gesicht ab, daß Sie sich zwingen, mich nicht merken zu lassen, was Sie denken."

„Nein, ich freue mich wirklich —"

„Ach! Aber wollen Sie mir's glauben? Mich hat's gefreut."

„Natürlich."

„Natürlich? Ach so! wie Sie's meinen — jawohl. Aber auch wie ich's meine ... Es war doch der erste ernstliche Antrag, den ich in meinem ganzen Leben erhalten habe, und wird vermutlich auch der letzte sein. Wenn man noch so vernünftig abrechnet, es bleibt doch ein verdrießlicher Rest, daß einen so gar keiner gemocht hat. Und nun ist der gehoben. Ich hab mir einmal recht meiner Weiblichkeit bewußt werden dürfen, und das

ist mir tiefinnerlich eine schöne Erfahrung gewesen."

Arme Emerenz! dachte ich.

Fräulein Johanna sah mich prüfend an.

„Aber dabei soll's auch sein Bewenden haben," fuhr sie lächelnd fort. „Es hat einmal einer ganz ernstlich um mich angehalten! Das vergeß ich nicht, auch wenn ich mir's nicht ins Tagebuch schreibe. Es hat etwas sehr Befriedigendes. Können Sie mir's nachfühlen?"

„Gewiß, liebes Fräulein. Und ich will nur wünschen —"

„Was? Daß ich mir die ganze Freude wieder verderbe?"

„Wenn Sie nein sagen."

„Nein! Wenn ich ja sage."

„Wie? Sie wollten ..."

„Aber das versteht sich doch von selbst."

„Nun begreife ich Sie nicht."

„Weil Sie meinen, ich könnte froh sein, eine so gute Partie zu machen — ein armes Mädchen, und schon in so reifen Jahren."

„Ja, wenn Sie Herrn Hochstadl gut sind —"

„Eben weil ich ihm gut bin," fiel sie ein, „und weil ich ihn hochschätze als einen rechten Ehrenmann, und weil er den Mut gehabt hat, sich in mich zu verlieben, was noch keinem sonst gelungen ist, und weil er sogar — na, das wissen Sie jetzt ja auch. Dafür muß ich ihm doch recht dankbar sein. Und deshalb —"

„Wollen Sie ihn abweisen?"

Sie nickte vor sich hin. „Ja, das wird wohl nicht anders sein können."

„Fräulein Johanna," rief ich, wider Willen jetzt ganz auf die Seite Hochstadls gegen seine Schwester tretend, „das sollten Sie doch aber sehr überlegen!"

„Nicht wahr?" antwortete sie, „das will sehr überlegt sein. Ja, vor fünfzehn Jahren oder allenfalls auch noch vor zehn — da hätt ich vielleicht nicht sehr überlegt. Dieses Geständnisses brauch ich mich gar nicht zu schämen. Denn wenn eine auch nicht allzu viel Frauenzimmerliches in die Welt mitbekommen hat, für jede giebt's doch eine Zeit, in der sie sich das Heiraten als recht was Schönes denkt. Und so von fünfundzwanzig bis dreißig pflegt die Unruhe groß zu werden, ob sich denn nicht jemand melden will, den Schatz zu heben, für den wir uns gern halten, und — der wir vielleicht auch wären. Ich will mich gar nicht für klüger ausgeben, als ich gewesen bin. Ich glaube, wenn damals einer angeklopft hätte, ich hätte herein gerufen, ohne sehr zu überlegen, wen ich mir zu so enger Gemeinschaft einlübe. Und wenn damals Herr Hochstadl Gefallen an mir gefunden hätte, sicher wäre mir das ohne genauere Prüfung als ein großes Glück erschienen. Heute ..." Sie zog die Schultern auf. „Ich bin fast vierzig."

„Aber Sie haben ein sehr jugendliches Herz," wendete ich ein, „und auch Herr Hochstadl scheint mir das seine noch nicht verbraucht zu haben."

„Ja, ein jugendliches Herz!" wiederholte sie wieder lächelnd. „Das kann man sich ja wohl bis in sein spätestes Alter bewahren, obschon man damit für die Leute immer närrischer wird, je weniger der alte Kopf dazu paßt. Ich frage nicht nach den Leuten. Aber was heißt das: ein jugendliches Herz? Doch nicht eins, das in seinen Neigungen und Wünschen stehen bleibt, während sich sonst alles ändert? Das ist nicht meine Meinung. Sondern ein jugendliches Herz ist mir ein Herz, das empfänglich bleibt für alle Freuden der Welt, die mit unserer natürlichen Gebrechlichkeit nichts zu thun haben. Die Empfindung bleibt warm, aber sie haftet nicht an demselben Gegenstand. Und wenn sie einmal verirren möchte, bringt der gereifte Verstand sie bald wieder auf den rechten Weg. Sollte wenigstens!"

Sie hatte ganz recht. Ich durfte es ihr nur nicht so gerade heraus zugestehen. Und so brachte ich dagegen vor, was sich in solchem Fall vorbringen läßt: daß vierzig Jahre doch am Ende noch kein Alter seien, und Herr Hochstadl über eine viel höhere Zahl verfügte, und vernünftigerweise doch nur entscheiden könnte, ob man zueinander passe.

„Es geschieht sehr selten," entgegnete sie, „daß zwei Fehler einander aufheben: meist verstärken sie das falsche Resultat. Was Sie da aber zuletzt sagten — von dem Zueinanderpassen, das unterschreib ich ganz. Und ob das hier zutrifft ..." Sie legte die Fingerspitzen über den Mund.

„Ich meine doch, nach allem —"

„Ja, wie viel ist das bei Licht besehen?

Man begegnet einander irgendwo in der Fremde und verkehrt so und so viel Stunden miteinander! Beide Teile haben sich für Zeit von allen ihren geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen freigemacht, sind Sonntagsmenschen geworden, kennen augenblicklich gar keine Sorgen, jauchzen fröhlich auf und finden sich seelenverwandt in dem einen Gefühl, daß sich's an einem wunderschönen Ort so frei und sorglos wunderschön eine Weile leben läßt. Giebt ihnen das schon auch nur einen Schatten von Sicherheit, daß sie wirklich zueinander passen? Nämlich mit allen ihren Ecken und Kanten. Oder daß sie noch nicht verhärtet genug sind, sich so anschmiegen zu können, wie's zum Passen gehört? Wenn man sich so oberflächlich kennen gelernt hat! Und dann gleich einander bei der Hand fassen und zusammen ins Stockdunkle springen —! Es steht auch so viel dagegen, daß hier zwei passende Hälften gefunden sind. Norddeutsch und süddeutsch — das ist ein Unterschied in der ganzen Lebensauffassung, nicht nur im Dialekt. Und dann — nun ja, ich sag's offen heraus: ich bin zu selbständig, und Herr Hochstadl ist zu abhängig."

„Zu abhängig?"

„Jawohl, von seiner Schwester. Ich mein's ganz im Guten. Es ist ja nicht die Rede davon, ob er beliebig heut oder morgen sich ihr gegenüber auf das sic jubeo Ihres Kaisers stellen kann" — sie betonte wieder falsch —, „aber darüber wird doch kein Zweifel sein, daß Herr Hochstadl, wenn er heiratet, aufhören muß, mit seiner Schwester zu wirtschaften. Für mich wenigstens, wenn i ch seine Frau würde, könnte darüber kein Zweifel sein."

„Fräulein Emerenz denkt sicher ebenso," bemerkte ich. „Sie wird dem Glück ihres Bruders jedes Opfer bringen."

„Aber mit welchem Herzen!" rief sie. „Nein, nein! da würde ich mir von ihr selbst nichts weismachen lassen. Die würdige und höchst liebenswürdige Dame hat in mir eine große Verehrerin. Und was sie mir ganz besonders verehrenswert erscheinen läßt, ist ihre hingebende Liebe zum Bruder. Sie ist durchaus nicht überzeugt, daß ich sie ihm ersetzen kann, und das nehme ich ihr auch durchaus nicht übel. Sie würde sehr traurig sein, wenn sie sich von ihrem Alois trennen müßte, und ich glaube sogar, sie stürbe bald an gebrochenem Herzen. Und Herr Hochstadl selbst ... Meinen Sie denn, er könnte diese Untreue überwinden? Ah, bei seinem weichen Gemüt! Ein paar Wochen, solange ihm die Frau etwas Neues wäre, oder meinetwegen auch ein paar Monate würde er sein Gewissen beschwichtigen. Dann trüge er die Last des Undanks nicht weiter. Und nun hätte er nur zwei Wege: entweder er hielte äußerlich tapfer bei seiner Frau aus und käme doch innerlich von der Sehnsucht nach der alten treuen Freundin nicht los, oder er nähme die Schwester wieder ins Haus und opferte ihr die Frau. Dieses letztere wäre das Wahrscheinlichere. Und nun stellen Sie sich drei Menschen vor, die den besten Willen haben, sich gegeneinander liebenswürdig und verträglich zu zeigen, die aber unmöglich über das Mißtrauen hinwegkönnen, jeder dem anderen ein Hindernis zu sein. Wäre das nicht die Hölle auf Erden? Nein, nein! auch wenn ich weniger selbstsüchtig wäre, als ich mir's nach der Wahrheit bezeugen muß, ein so schönes und inniges und befriedigendes geschwisterliches Verhältnis möchte ich um keinen Preis stören. Ich habe Bruder und Schwester gleich lieb. Und darum bin ich eine so furchtbar vernünftige alte Jungfer und sage: ich bleibe Gemeindelehrerin."

Ich schwieg. Was sollte ich antworten, ohne ganz unehrlich zu sein? Und bravo durfte ich doch nicht rufen.

Fräulein Johanna seufzte. „Da hab ich mir nun selbst das Thürle zugeklappt und kann nicht hinaus. Es ist gut so. Aber schade, schade, daß es so gut ist. Sie sehen, ich bin ganz aufrichtig. Und nun kommt meine eigentliche Bitte. Alles, was ich Ihnen da gesagt habe, ist mir ganz leicht vom Munde gegangen und wird Sie auch überzeugt haben. Denn Sie sind der dritte, der außen steht und höchstens freundschaftlich teilnimmt. Herrn Hochstadl aber könnt ich's nicht ebenso sagen; denn wenn ich auch fest daran glaube, daß er mir nach einiger Zeit recht geben wird, so kann er doch jetzt nicht in der Stimmung sein, mich ruhig anzuhören und mir verständig zuzunicken. Deshalb bitte ich Sie recht innig, sprechen Sie mit ihm, wiederholen Sie ihm meine Gründe,

verbessern Sie dieselben, so gut Sie können, und bestellen Sie ihm einen schönen Abschiedsgruß. Hier in Kitzbühel würden wir einander nicht mehr sehen. Träfen wir uns aber in Wien zufällig, so könnten wir uns ganz freundschaftlich die Hände schütteln, und brauchte keiner die Augen niederzuschlagen."

Ich bedachte mich nur eine kleine Weile, dann gab ich ihr das Versprechen. Es schien sie sehr zu erleichtern. „Ich wünschte nur," meinte ich aufstehend, „ich könnte zu allen Ihren trefflichen, aber allenfalls doch anfechtbaren Gründen einen ganz durchschlagenden zufügen — so einen, den er unter allen Umständen gelten lassen müßte. Das würde sehr günstig wirken und ihn leichter über den Verdruß hinbringen."

Sie richtete sich auf, stützte sich auf den Ellenbogen und sah mich erst fragend, dann mit einem schalkhaften und zuletzt wieder ganz ernsten Blick an. „Gut," sagte sie, „dann will ich Ihnen zu allen den trefflichen Gründen noch einen ganz dummen nennen. Vielleicht thut der's. Herr Hochstadl ist katholisch, und ich bin eine Protestantin. Nun weiß ich zwar, daß lediglich der Zufall der Geburt uns zu unseren Glaubensbekenntnissen verholfen hat, und zweifle auch nicht, daß er ungefähr so frei über das seine denkt, als ich über das meine. Mindestens sind wir gewiß beide als ziemlich aufgeklärte Leute gleich tolerant. Aber die gewohnheitsmäßige Gleichgültigkeit und die philosophische Toleranz entscheiden hier doch nicht. So weit ist er sicher ein guter Katholik, daß er aus dem Bannkreise seiner anerzogenen religiösen Vorstellungen und kirchlichen Verpflichtungen nicht heraus kann, und so weit bin ich sicher eine gute Protestantin, daß ich die Freiheit des Denkens über alles setze. Und da bin ich nun der ganz orthodoxen Meinung — lachen Sie mich nur aus! —, daß Eheleute, wenn sie ein Leib und eine Seele sein sollen, dasselbe Verhältnis zu Gott haben müssen, und den ehelichen Frieden nicht finden können, wenn sie ihn mit der fortwährenden Verleugnung einer Gewissenspflicht erkaufen müssen. Herr Hochstadl wird das begreifen. Ich kann nicht zu ihm, aber auch er kann nicht zu mir. Und wenn wir dann nicht einmal dereinst auf demselben Kirchhof begraben werden könnten ... Es ist ein dummer Grund, aber er schlägt durch — bei Fräulein Emerenz gewiß. Und damit erreicht er ja seinen Zweck."

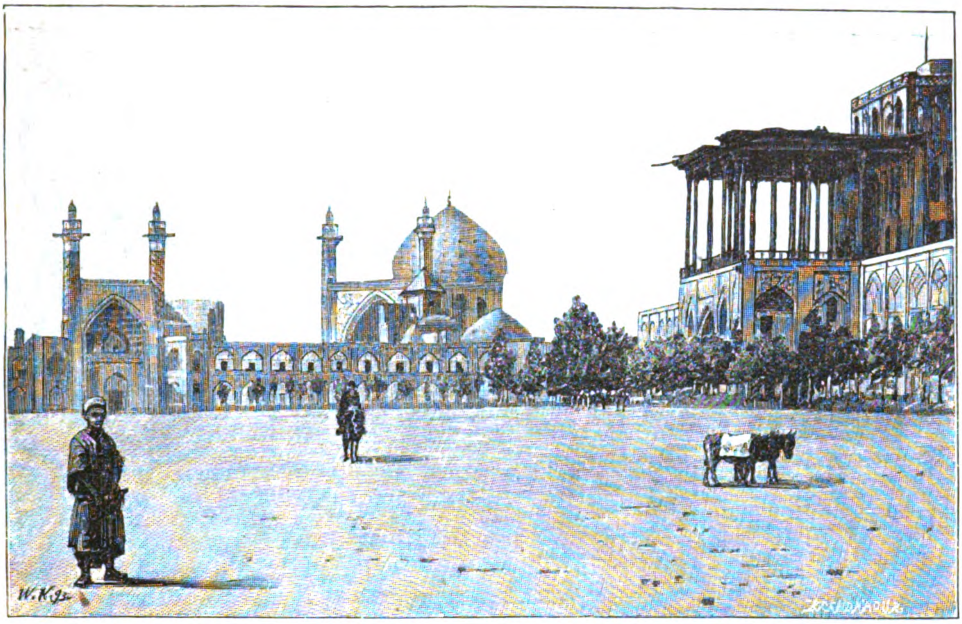
Sie bot mir die Hand zum Abschied, und wie sie mich dabei ansah, wußte ich, daß ich kein Wort entgegnen dürfte. Und so trennten wir uns mit einem herzlichen Lebewohl.

Noch denselben Abend nahm ich Herrn Hochstadl an den Arm und führte ihn zur Stadt hinaus auf den Hügel, der die Kirche trug und von dem man die prächtige Aussicht auf die Berge rundum hatte. Dort sprachen wir lange miteinander, „wie vernünftige Männer", an der niedrigen Mauer auf und ab gehend. Anfangs wollte er aufbrausen und keinen Einwand gelten lassen; nach und nach wurde er ruhiger und einsichtiger, und zuletzt war's, als wenn ein Feuer rasch verflackerte, dessen Brände auseinander zu werfen gelang. „Seine Richtigkeit hat's ja," gab er zu, „und wann man's von allen Seiten betracht't, sieht's nit mehr so lockend aus." Wiederholt rief er: „An tolles, grundg'scheites Frauenzimmer!" einmal auch mit dem Zusatz: „Zum Heiraten freilich zu wild und zu klug." Als wir spät nach Sonnenuntergang heimkehrten, war er wieder ganz der alte und meinte: „Na — in meinen Jahren überwind't man's schon."

Wir fanden unsere Damen im Speisesaal. Herr Hochstadl ging auf Fräulein Emerenz zu und versetzte ihr einen Kuß. Das schien sie freudig zu erschrecken. Ich gab ihr einen Wink, den sie verstand. „Das Wetter ist so schön und b'ständig g'worden," sagte er mit bittersüßem Lächeln, „was meinst, Emerenz, gehn wir noch en Wochen auf die Mendola? Da hat man doch die schönste Aussicht und wunderbare Spaziergäng! Unvergleichlich!"

Sie war's sehr zufrieden.

Am anderen Tage fuhren wir zusammen ab und trennten uns auf dem Bahnhof zu Wörl. „Wenn's mir doch leid thut," zischelte er mir beim Abschied zu, „hat's die Emerenz auszubrocken. Mit'm Heiraten spaßt die nit mehr! Aber i glaub, auf der Mendola vergißt man halt alles. Unvergleichlich schön, wissen's!"



Der Königsplatz in Isfahan.

Aus meinen persischen Erinnerungen.

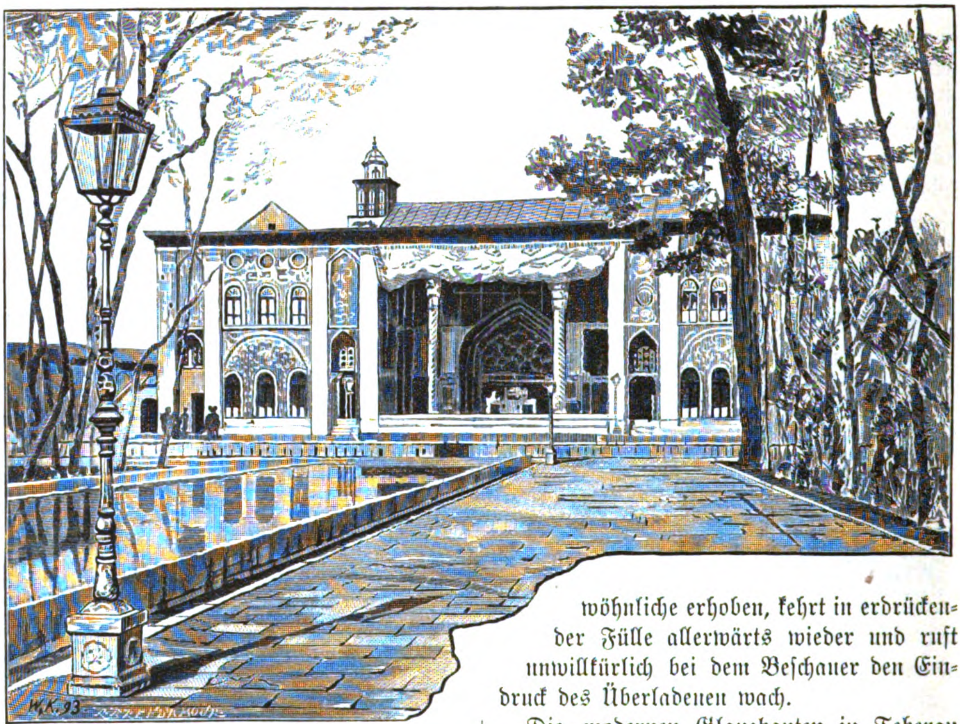
Von

Heinrich Brugsch.

II.

Die Paläste des Schah in Teheran haben einen Weltruf gewonnen, da die persische Baukunst alles nur Denkbare erschöpft hat, um die Wohnstätten „des Königs der Könige" inmitten der sogenannten Burg (Ark) zu einem glanzvollen, prunkhaften Aufenthalte zu gestalten. Was den einzelnen Schlössern einen besonderen Reiz verleiht, sind die wundervollen Gärten mit hochgewachsenen schattigen Laubbäumen und die zahlreichen Wasserläufe und Teiche in ihrer Mitte. Weiße Pfauen stolzieren auf den grünen blumenreichen Beeten, und schwarze Schwäne ziehen ihren Weg auf dem stillen Wasserspiegel dahin. Eine heilige Ruhe herrscht in diesen elysischen Gefilden, denn Seine Majestät haßt das Lärmen, und die Stätte, auf welcher sie weilt, gilt als geheiligt.

Die einzelnen Paläste, von denen ein jeder seine besondere pomphafte Bezeichnung trägt, sind je nach ihren Bewohnern und nach den Zwecken, welchen sie dienen, voneinander unterschieden. Zunächst ist nach persischer Sitte und Gewohnheit das Birun oder der eigentliche Wohnsitz des Schah von dem Enderun oder dem Frauenhause getrennt. Die außerordentliche Länge der zur Wohnung bestimmten Räumlichkeiten, andererseits die erstaunliche Höhe der etagenweise aufgeführten Lusthäuser, eine architektonische Aufhäufung der oben beschriebenen Balachane nach dem Beispiele des Turmes von Enzeli, ist eben auf großartige Verhältnisse berechnet. Die Dimensionen der Fensterseiten wachsen nach königlichem Maßstabe, und die nach der Gartenseite zu offenen Empfangssäle nehmen die Gestalt europäischer Bühnen mit aufgezogenem Vorhange



Offene Festhalle in der Burg des Schah zu Teheran.

an. Alles, was die persische Baukunst an Ornamentik zu leisten vermag, ist bis zu der Spiegelbekleidung hin daran verschwendet, so daß das Auge ermüdet und nirgend in der Fülle des Gebotenen einen Ruhepunkt findet. Gelblich schimmernde Marmorplatten aus Täbris und sonstige wertvolle Steinarten, selbst Jaspis davon nicht ausgeschlossen, bedecken in Tafeln die unteren Wandseiten, oft von vergoldeten Rändern umrahmt und mit Blumenarabesken bemalt. Daß alte Muster in den Königspalästen in der baulichen Anlage der Schlösser und in der inneren und äußeren Ausschmückung zu Vorbildern dieser modernen Bauten gewählt worden sind, ist ganz zweifellos. Aber trotz aller Pracht und Herrlichkeit in den Details der Ornamente sind die einzelnen Bauwerke in ihrer Anlage von traurigster Einförmigkeit. Sie stehen nach dieser Richtung den indischen Palästen in jeder Beziehung nach, da ihnen das Monumentale vollständig abgeht. Die Nische mit ihrem Kielbogen, wenn auch durch Stalaktiten- oder Bienenzellenornamente einigermaßen über das Gewöhnliche erhoben, kehrt in erdrückender Fülle allerwärts wieder und ruft unwillkürlich bei dem Beschauer den Eindruck des Überladenen wach.

Die modernen Glanzbauten in Teheran nach älteren persischen Mustern sind auf Veranlassung des Schah Nasr-ed-din ins Leben gerufen worden, der eine besondere Neigung für die einheimische Architektur seit seiner in wenigen Jahren bald fünfzigjährigen Regierung an den Tag gelegt und zur Hebung derselben persönlich nicht wenig beigetragen hat. Aber auch einzelnen reichen Privatleuten ist es nachzurühmen, daß sie selbst große Opfer nicht gescheut haben, um das innere Wohnhaus in der prunkvollsten Weise zu dekorieren. In dieser Beziehung steht das Palais des jüngst verstorbenen europäisch gebildeten Ministers Jahja Chan, eines Schwagers des Schah, als unerreichtes Muster da. Von außen ein scheinbar einfacher, bescheidener Bau, bieten die Säle und Gemächer im Inneren einen Reichtum der Ornamentik dar, doch ohne besondere Verschwendung in Übermalungen, der auf den Europäer geradezu verblüffend wirkt. Der Empfangssaal, umfangreicher und höher als die größten Theaterräume in Europa, ist ein wahres Juwel der persischen Dekoration. Die unteren Wandteile sind mit Stuck überzogen, in welchen die persischen Künstler die wundervollsten Blattwerkarabesken ein-

geschnitzt haben. Nach der Höhe zu entwickelt sich ein System von Stalaktitenzellen, welche den Übergang des viereckigen Grundplanes zu polygonen Formen mit kuppelförmigen Wölbungen in kaum merkbarer Weise bewirken. Buntfarbige Glasfenster lassen von oben herein rötliches Dämmerlicht in den ganzen Raum fallen. Auch in den anstoßenden übrigen Gemächern fehlt es nicht an überreichen Dekorationen. Vor allem ist es der kühle, hofförmige Saal mit einem Springbrunnen in der Mitte, welcher den Blick fesselt und seinesgleichen in der Welt suchen soll. Man glaubt sich nach dem Löwensaal der Alhambra in Spanien versetzt und schwelgt in Erinnerungen an die Zeiten aus Tausend und einer Nacht.

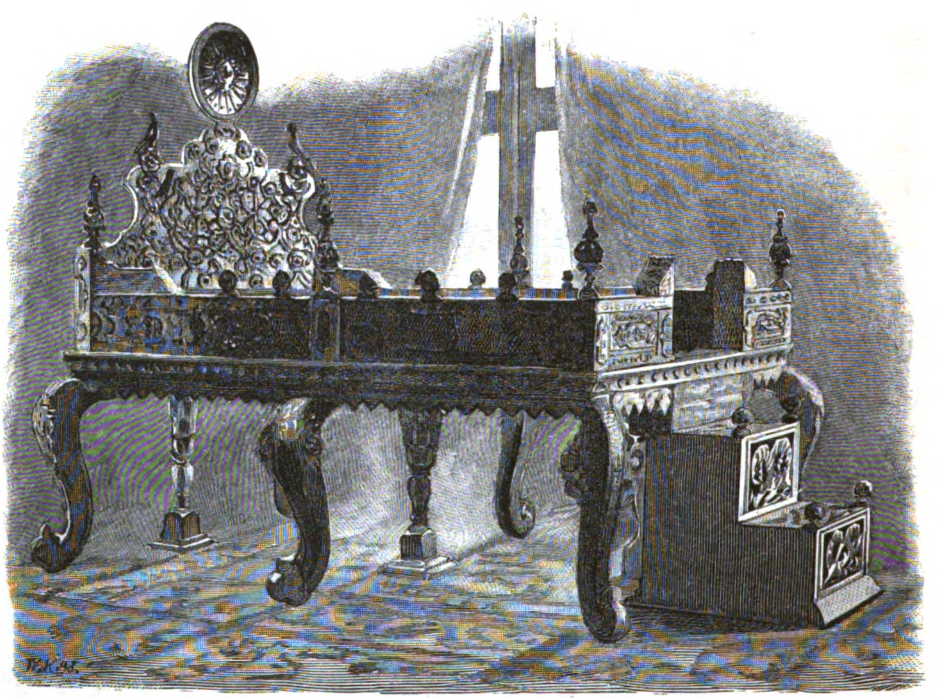
Die aus den älteren Zeiten der persischen Geschichte noch bestehenden Reste sind über das ganze Land hin zerstreut, befinden sich aber sämtlich in dem Zustand des traurigsten Verfalles, wie ich es oben bereits Gelegenheit hatte anzuführen. Darunter nehmen die Moscheen den ersten Rang ein. Ich wähle als Beispiel die einst berühmte Moschee, welche der mongolische Sultan Oldschaitu Mohammed Chudabendeh in der Stadt Sultanijeh, im Norden Persiens, von iranischen Baumeistern aufführen ließ. Sie ist, wie alle Bauten von religiöser Bedeutung, auf einem polygonalen Grundplane errichtet, den kunstvolles Stalaktitenwerk zur Rundung der Kuppel vermittelt. Auf dem massiven im Sechseck angelegten Unterbau erheben sich die Wände der Moschee, bis zu Zweidrittelhöhe in einfache Felder mit kielförmigem Bogenabschluß geteilt, während sich im letzten Drittel darüber ein Arkadenumgang mit offenen Nischen erhebt. Turmartige Minarets bauen sich darüber an den sechs Ecken auf und umgeben die Kuppel in ihrer Mitte. Die äußeren Verzierungen, soweit dieselben bis zur Stunde noch erhalten sind, waren in dem mustergültigsten Geschmack angelegt und mit bewunderungswürdiger Sauberkeit und Genauigkeit in Ziegelwerk und glasierten Thontafeln bis zur Kuppel hin durchgeführt.



Lusthaus des Schah in der Burg zu Teheran.

Die inneren Wände strotzten von dem Reichtum prächtiger Arabesken in bunten (meist blau auf weiß) Fayencen, und selbst die in erhabener Arbeit dargestellten Koranverse sind von verschlungenem Blattwerk eingefaßt. Es ist zu fürchten, daß das herrliche Bauwerk, von Rissen und Spalten durchzogen, sich keiner langen Dauer mehr erfreuen wird, denn sein baldiger Einsturz ist unvermeidlich.

Die Prachtbauten von Isfahan haben ihren wohlverdienten Ruf und fesseln noch heute, trotz ihres verfallenen Zustandes, die Aufmerksamkeit des reisenden Europäers, welcher seine Schritte nach den paradiesischen baumreichen Gärten lenkt, in deren Mitte sie sich der Reihe nach erheben. Die ehemalige Hauptstadt des persischen Reiches lag schon im elften Jahrhundert innerhalb eines Mauerringes, der eine Ausdehnung von 21000 Schritten besaß. Im sechzehnten Jahrhundert war es der große Abbas-Schah, welcher seine Residenz zu einer Weltstadt umwandelte und nicht davor zurückschreckte, selbst christliche Kolonien (Georgier und Armenier) zur Hebung des Handels und Verkehrs in Isfahan anzusiedeln. Die noch heutigestags bestehende Vorstadt Dschulfa wird von den Nachkommen jener Kolonisten bewohnt. Der christliche Glaube hat hier unbehelligt eine sichere Stätte gefunden. Ein Erzbischof befindet sich an der Spitze der armenischen, zweitausend Seelen zählenden Gemeinde, welcher noch in unserer Gegenwart zwölf Kirchen offen stehen.



Der Indische Thron im Schlosse des Schah zu Teheran.

Isfahan, am nördlichen Ufer des Senderud oder „des Lebensflusses“ gelegen und mit der gegenüberliegenden Christenstadt durch zwei imposante Brücken aus massivem Gestein verbunden (die westliche, Pul-i-Allah-werdi-Chan genannt, liegt in der Abbildung vor), bietet heutzutage den Anblick einer vollkommen verfallenen Stadt mit Trümmerhaufen und eingestürzten Gebäuden. Nur die Schlösser des Abbas haben dem Zahne der Zeit Widerstand geleistet, und die alte Pracht und Herrlichkeit ihrer Dekorationen hat wenig von ihrer Wirkung auf den Besucher eingebüßt. Es sind phantastische Wunderbauten, unter welchen das sogenannte

„achte Paradies“ im „Nachtigallgarten“ allen übrigen den Rang abläuft. Ich habe in meiner „Reise der Preußischen Gesandtschaft nach Persien“ (Bd. II, S. 62 ff.) den Versuch gewagt, eine Schilderung dieses Prachtbaues zu liefern, ohne im stande gewesen zu sein, die empfangenen Eindrücke in ihrer vollen Wirkung auf das Auge des Beschauers wiederzugeben. Die Einzelheiten der Anlage und der Dekorationen sind eben von einer unbeschreiblich überwältigenden Fülle. Nicht weniger übt der „Saal der vierzig Säulen“ (Tschehil-situn), eine mächtige von Säulen gestützte offene Empfangshalle, seine Anziehungskraft auf den Besucher aus bis zu den buntfarbigen Gemälden hin, mit welchen die breiten Wandseiten im Inneren geschmückt sind.

Alleen, mit den letzten Resten ehemaliger Teiche, Springbrunnen und Wasserläufe, durchkreuzten die alten Anlagen der königlichen Residenz, aus denen große, herrliche Thore mit luftigen und kühnen Säulenbauten darüber nach den zunächst liegenden Stadtteilen führten. Der bemerkenswerteste darunter schließt den sogenannten „Königsplatz“ in sich. Er ist etwa tausend Fuß lang und über dreihundert Fuß breit und von einer Mauer umfaßt, hinter welcher sich die herrlichsten Moscheen und Paläste mit ihren buntglasierten Kuppeln und Türmen, mit ihren luftigen Galerien und chinesischen Dächern — auch das ist eine Eigentümlichkeit jener baulichen Anlagen — in stolzer Pracht erheben, sämtlich mit besonderen Portalausgängen nach dem Platze zu.

Man begreift es unter der persischen Sonne und ihrer Wärme, daß die schattige Nische und der Bogengang nach Art der italienischen Loggia von den Bewohnern als eine Wohlthat empfunden wird, und versteht es vollkommen, daß die persischen Baumeister älterer und jüngerer Zeit nicht nur bei der Schöpfung von Palästen und Moscheen, sondern auch bei der Anlage von Bazarstraßen, Marktplätzen, Karawanseraien, ja selbst von



Persischer Derwisch aus Teheran.

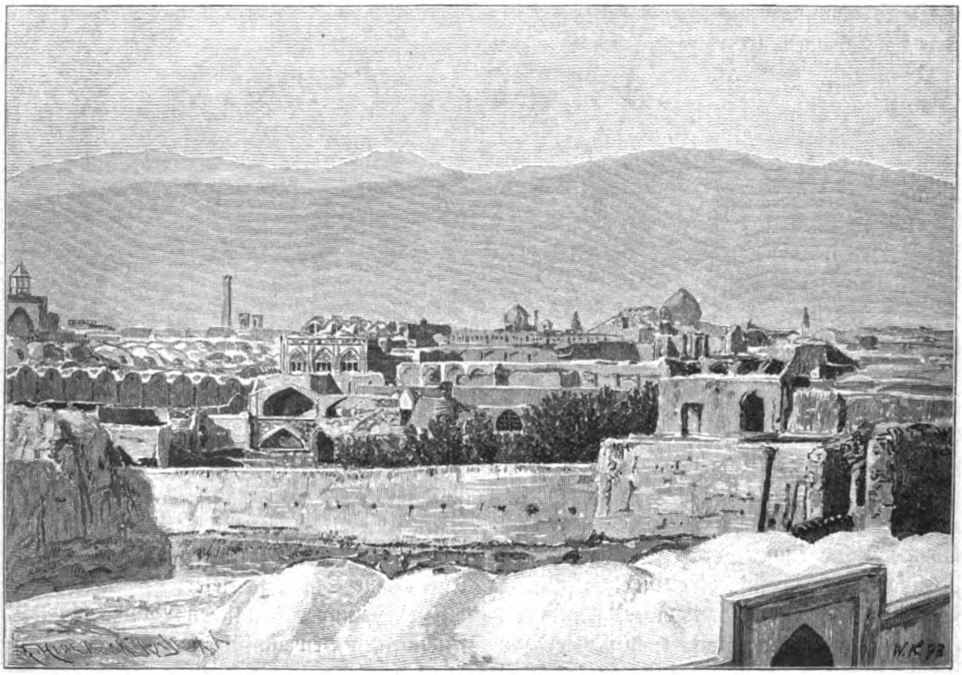
Brücken, der Nische und dem Arkadengange ihre höchste Aufmerksamkeit zuwandten. Wenn irgend eine Stadt, so liefert gerade Isfahan mit seinen unvergleichlichen Bauten die tausendfältigen Beweise für die Anwendung und den Nutzen beider Konstruktionen. Die Form derselben war den persischen Baumeistern so sehr zur Gewohnheit geworden, daß sie es schließlich nicht verschmähten, selbst flache Mauern und Gebäudewände mit gleichsam zugemauerten Nischen zu schmücken, und dadurch jenen langweiligen Eindruck hervorriefen, den ausgedehnte Flächen mit dieser zweifelhaften Dekoration unwillkürlich erzeu-

gen müssen, mochte man auch gelegentlich zu dem Hilfsmittel greifen, den ausgefüllten Teil der Nische durch Ornamente in Arabesken für den Anblick erträglich zu gestalten.

Daß Nischen und Arkaden für die Karawanseraien (Chane) in den Städten und an den Landstraßen ihren guten Zweck erfüllen, liegt auf der Hand. Sie bieten für die Kaufleute offene Comptoirs und für den Reisenden luftige Aufenthaltsplätze dar, während die durch kleine verschließbare Thüren zugänglichen Räume im Hintergrunde der Wand als sichere Stapelplätze für die Waren oder als Lagerstätten in winterlicher, kalter Jahreszeit dienen.

Das heutige Persien lebt vom alten Glanze und vom alten Ruhme seines Namens in der Geschichte und in der Kulturentwickelung seiner früheren Bewohner echt iranischer Abkunft der älteren Schule ihre Vorbilder entlehnt, nur mit dem Unterschiede, daß der geläuterte Geschmack der früheren Epoche in der Gegenwart durch eine Überladung dekorativer Elemente ohne Auswahl und Harmonie niedergedrückt worden und dadurch gesunken ist. Daß die ältesten Meister ihre Schulung in Indien vollzogen hatten, scheint mir wenigstens unzweifelhaft, ebenso aber auch, daß die Araber trotz mancher Verschiedenheiten im einzelnen, vor allem in der Form des Bogens, den Persern die Kunst des Ornamentierens bis zu den Stalaktitenzellen hin abgelernt hatten. Daß die mathematische Zeichnung und die Arabeske in ihrer buntfarbigen Ausführung auf Teppichbekleidungen der Wandflächen in den ältesten Zeiten zurückgeht, ist längst von anderen ausgesprochen worden.

Unter den Motiven, welche nicht dem



Die Christenstadt Dschulfa gegenüber von Isfahan.

kunft. Auch auf dem Gebiete der Architektur verleugnet sich diese Beobachtung nach keiner Richtung hin. Wie die heutigen Dichter im Lande der Sonne nach Möglichkeit ältere Vorbilder zu ihren poetischen Schöpfungen ausnutzen, so hat auch die moderne Bau-

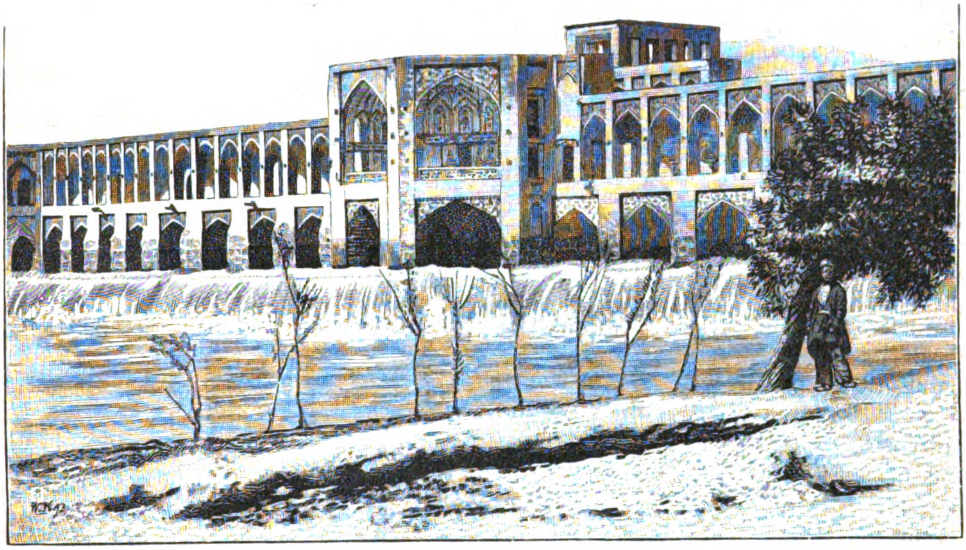
Blumen- und Blattwerk entlehnt sind und inmitten der Arabesken eine auffallende und hervorragende Stellung einnehmen, besonders auch Muster der älteren Zeiten, ist der Cypressenbaum in erster Linie zu erwähnen. Ihm reihen sich Tierformen, vor allem der



Jll. D. Monatshefte. November 1893.

Heinrich Brugsch.

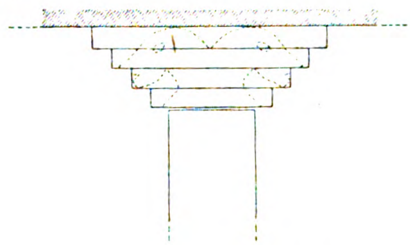
Löwe, und selbst phantastische Schöpfungen an. Daß die strahlende Sonne neben dem Monde und den Sternen in die persische Ornamentik eintritt, bezeugen Tausende von Beispielen. Der liegende oder der stehende



Die Brücke Allah=Werdi=Chan in Isfahan.

Löwe, auf dessen Rücken die strahlende Sonne, oft mit einem menschlichen Gesicht im Inneren ihrer Scheibe, hat geradezu die Bedeutung eines Wappenschildes für das Land Iran gewonnen, das allerorts dem Auge in farbiger Ausführung, sei es an den öffentlichen Gebäuden, sei es an den Fahnen, Waffen, Ordenszeichen und sonstigen Gegenständen, entgegentritt.

Ich habe mich vergeblich bemüht, einen Zusammenhang der neupersischen Baukunst und Ornamentik mit der altpersischen Architektur, insoweit uns die Hauptreste derselben in der ausgedehnten Ruinenstätte von Persepolis erhalten sind, herauszuerkennen. Die Bauwerke des Darius und Xerxes lassen nur sehr schwache Spuren erkennen, unter denen der Säulenaufsatz oder das Kapitäl in Gestalt eines Doppel=Pferdekopfes mit dem Halse daran eine besondere Erwähnung verdient, insofern der Ursprung dieser seltsamen Figur sich unzweifelhaft noch in dem heutigen Hausbau auf dem Gebiete der alten Meder nachweisen läßt. In einzelnen Dörfern und Städten, welche von der ersten preußischen Gesandtschaft auf der Rundreise in den südwestlichen Teilen Persiens berührt wurden, fiel mir nicht selten ein hölzerner Vorbau ins Auge, welcher sich an der Vorderseite eines Hauses befand und eine von Säulen gestützte offene Halle darstellte, die von einem platten Dache bedeckt war. Jede Säule oder Träger der Halle bestand aus einem einfachen abgeglätteten Baumstamme, auf dessen Oberteil eine Lage von Holzstücken ruhte, die nach unten zu treppenförmig abgestutzt waren, so daß das längste Stück den Architravbalken des Daches berührte, wie es die folgende Abbildung deutlicher erkennen läßt:



Die einzelnen Holzlagen ersetzen, wie man sich leicht überzeugt, das Architrav der steinernen Säule. An einzelnen Bauten hatte der Zimmermann durch Abkantungen der Holzlagen dem Architrav die Gestalt eines Doppel=Pferdekopfes gegeben, wie ich sie durch punktierte Linien in der Zeichnung anzudeuten versucht habe. War auch die Aus=

führung im großen und ganzen von einer gewissen Roheit, so ließen sich dennoch die beiden Köpfe mit voller Deutlichkeit erkennen, so daß sich das Urbild des Pferdekopf-Architravs von Persepolis den Blicken des Beschauers darstellte. Es läßt sich kaum annehmen, daß dem Besitzer des Hauses die Säule von Persepolis bei dem Holzbau vorgeschwebt habe. Die Gestalt des Säulenarchitravs beruhte eben auf einer uralten Gewohnheit bei der Anlage einer Vorhalle in Holzkonstruktion.

Wenn außerdem irgend etwas einen ähnlichen Zusammenhang zwischen den jüngeren und älteren Bauten in Persien zu verraten geeignet ist, so ist es sicherlich die Anwendung der buntfarbigen Fayence, die heutzutage noch eine so bedeutende Rolle in der persischen Architektur spielt. Die vor mehreren Jahren auf dem Gebiete der alten Stadt Susa angestellten Nachgrabungen haben ganze Fayencewände zu Tage gefördert, welche mit ihren bunten Malereien den modernen Erzeugnissen auf diesem Gebiete durchaus gleichen. Es ist bekannt, daß diese merkwürdigen Überreste des Altertums heutzutage den Sammlungen des Louvre in Paris als Eigentum überwiesen worden sind.

Ähnliche Fayencebauten haben sich unter einzelnen Tepe vor Ruinenhügeln im Norden Irans vorgefunden. Nach der allgemeinen Annahme gehören sie der Sassanidenepoche der persischen Geschichte an. Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn in späteren Zeiten die Perser anfangen werden, die alte Hügelwelt ihres Landes mit weniger Fanatismus und Aberglauben zu behandeln, eine Reihe von Werken zu Tage treten wird, welche für die Kunstthätigkeit der vergangenen Tage außerordentliche Aufschlüsse bieten müssen.



Derwisch auf der Landstraße bei Teheran.

Gegenwärtig ist das echte Persertum im Lande Iran nur in der Minderzahl der Bevölkerung vertreten, wie es sich mir erfahrungsmäßig ergeben hat. Schon die Unterschiede der Sprachen, die „in den gesegneten Königreichen Irans“ gesprochen werden, ganz abgesehen von den Dialekten, weisen auf eine gemischte Einwohnerschaft hin. Im ganzen Norden des Landes, die Provinzen des Gilan und Masenderan am Kaspischen Meere ausgeschlossen, wiegt ein türkischer Dialekt vor, dessen sich selbst der regierende Schah, bekanntlich der Nachkomme eines Geschlechtes vom nichtpersischen Kadscharenstamm, im gewöhnlichen Umgange bedient. An der nordwestlichen Ecke des Reiches bis über Hamadan hinaus macht sich die kurdische Sprache geltend, während auf den südwestlichen Gebieten das Arabische von der Bevölkerung gesprochen wird. Es darf mit aller Sicherheit angenommen werden, daß von der gesamten Einwohnerzahl, die auf höchstens sechseinehalbe bis sieben Millionen Seelen veranschlagt werden darf, kaum anderthalb Millionen zu den echten Persern gerechnet werden dürfen. Sie gehören zu dem eigentlich seßhaften Teile des Volkes,

während der übrige Rest ein nomadisches Wanderleben führt.

Schon die Typen, welche die Einwohner auf den verschiedenen Gebieten der iranischen Landschaften darbieten, lassen die Unterschiede der Abstammung deutlich hervortreten. Der Perser von echtem Schrot und Korn, wie er in den Hauptstädten des Landes wie Teheran, Isfahan und Schiras in die Erscheinung tritt, zeichnet sich durch körperliche Schönheit bis zur Gesichtsbildung hin aus. Ein starker Bartwuchs giebt ihm ein ritterlich männliches Aussehen, das durch die brennend schwarzen Augen mit dem klugen, scharfen Blick und durch die vornehme Haltung und Bewegung seiner Gliedmaßen unwillkürlich für ihn einnimmt. Die Perser selber haben mir es zugegeben, daß sie die körperlichen Vorzüge den georgischen Ahnmüttern dankten, welche zur Zeit der Botmäßigkeit Persiens über die südlichen Teile des Kaukasus bis über Tiflis hinaus als Sklavinnen nach den Harems der vornehmen Perser verpflanzt wurden. Selbst unter den Derwischen, welche in den Hauptstädten und an den großen Landstraßen ein Lungerleben in vollster Verlumptheit führen, zeichnen sich die meisten durch echt persische Schönheit aus. Ihr angeborener Stolz verhindert sie sogar, die vorübergehenden Personen mit bittender Stimme und Gebärde anzubetteln. Im Gegenteil erwarten sie ein freiwilliges Geschenk, wenn sie es nicht vorziehen, als Erzähler oder durch die dargereichte Gabe einer Blume oder eines — Zahnstochers den klingenden Lohn zu erwarten.

Es ist bedenklich, über die orientalische Damenwelt, und nun gar erst über die persische, ein Urteil zu fällen, da die Einrichtung des Harems jede nur durch Heirat oder nächste Verwandtschaft berechtigte Berührung eines fremden Mannes, am allermeisten jedoch eines Europäers, vollständig ausschließt. Meine eigenen Nachrichten über die persischen Frauen verdanke ich lediglich den Mitteilungen einer europäischen Dame in Teheran, welche der persischen und türkischen Sprache vollständig mächtig war und häufig Gelegenheit hatte, mit echten Perserinnen vornehmer Abkunft zu verkehren.



Vornehme Perserin im Hause.

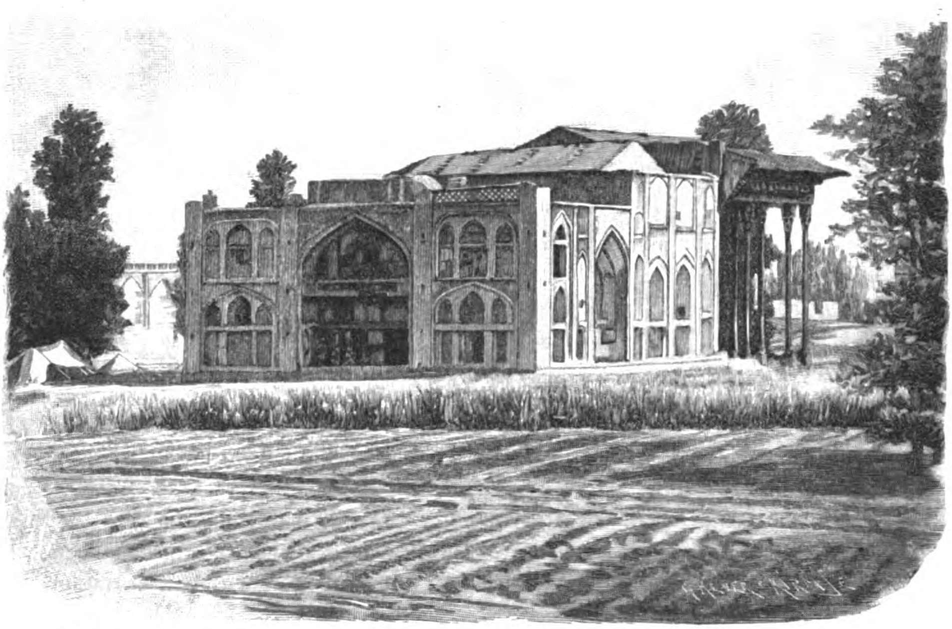
Nach ihren Schilderungen besteht die persische Frauenschönheit in einem Vollmondsgesicht mit roten Pausbacken und einem wohlgenährten Körper. Nur die jugendlichen Gestalten machen davon eine Ausnahme und werden deshalb von der heiratslustigen Männerwelt wenig geschätzt. Da sich die Perserinnen aus der Haremswelt niemals öffentlich unverschleiert und unverhüllt zeigen, so kann ich selbstverständlich kein Urteil nach meinen zufälligen Straßenbegegnungen über ihre Tracht abgeben. Nur weiß ich durch

die Schilderungen der erwähnten Landsmännin, daß das Frauenkostüm im Hause und in der Damengesellschaft von denkbar einfachster Art ist. Ein kurzes Röckchen und ein Jäckchen darüber erfüllt den Zweck der Bekleidung, wie es die beifolgende Abbildung bestätigen kann. Nur glaube man ja nicht, daß es sich dabei um eine Tänzerin handelt. Die Dame stellt die ehrbare Frau eines der vornehmsten Perser dar, wie mir ausdrücklich von der europäischen Geberin versichert ward.

Auch den seßhaften Perser beherrscht ein Wandertrieb, der ihn wenig im eigenen Hause zur Ruhe kommen läßt. Ausflüge und Ausgänge beanspruchen den größten Teil seiner Tageszeit, und lustige Geselligkeit beschließt bei funkelndem Weine oder sonstigen starken Getränken den Abend. Nach dieser Richtung hin ist er kein strenggläubiger Muslim, so sehr er sich im übrigen bestrebt, vor der Außenwelt als solcher zu erscheinen. Seine Entschuldigung liegt in dem dichterischen Bekenntnis:

Des Weines Mutter ist die Traube,
Der Traube Tochter ist der Wein;
Die Mutter gönnt mir zwar mein Glaube,
Doch lieb ich mehr ihr Töchterlein.

Die echten Perser haben nicht die geringste Scheu vor den weitesten Wanderungen, und so kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn sie sich im Auslande in ganzen Kolonien zusammenfinden, um fern von der Heimatserde Geschäfte zu treiben und Geld zu gewinnen, oder als Derwische ein unstätes, nach ihrer Meinung Gott wohlgefälliges Leben in der Fremde zu führen. Ich habe zwei Mitglieder der Brüderschaft kennen gelernt, welche auf ihren Wanderungen ostwärts bis nach China und westwärts bis Fez und Marokko vorgedrungen waren. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß persische Derwische in der Stadt Ofen-Pest erscheinen, um an dem Grabe eines in der Nähe derselben verstorbenen Derwisches zu beten oder sonst ein Gelübde zu erfüllen. In den Hauptstädten Europas sind gleichfalls häufig genug persische Kaufleute anzutreffen, welche den Ver-



Das Schloß Tschehil-Minar oder der vierzig Säulen aus der Zeit Abbas' des Großen in Isfahan.

such wagen, Handelsverbindungen anzuknüpfen oder Juwelen und Schmuckgegenstände aller Art, meist zu hohen Preisen, abzusetzen.

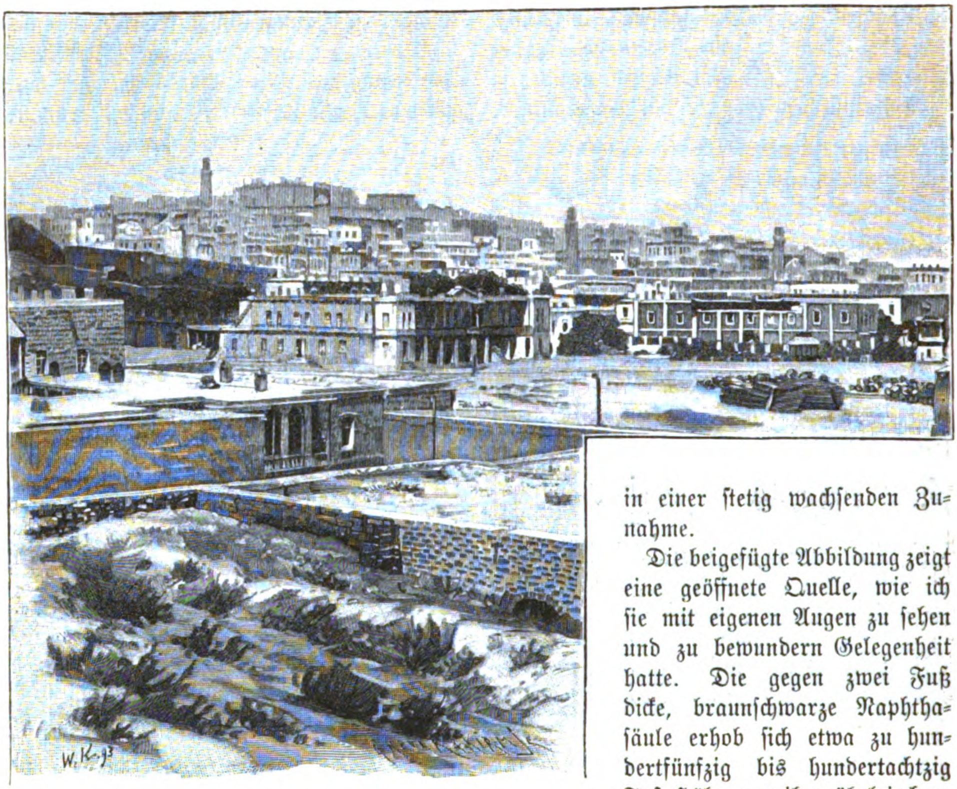
Auf russischem Gebiete hat der Kaukasus mit dem Mittelpunkte Tiflis von jeher eine besondere Anziehungskraft auf die persische Wanderschar ausgeübt, sei es, daß alte Erinnerungen an das ehemalige Besitztum des persischen Reiches und die aus jenen Zeiten noch vorhandenen baulichen Überreste, die sich südwärts über die alte Perserstadt Eriwan bis zur persisch-russischen Grenze am Araxesflusse hinziehen, den Reisetrieb begünstigten, sei es, daß die Nähe dieser russischen Provinz und ihr Handelsverkehr mit den asiatischen Gebieten zur Übersiedelung aufforderten. Die Hauptstadt Tiflis besitzt eine der größten Kolonien von Persern, die neben den muslimischen Tataren ein eigenes Viertel bewohnen und in den landesüblichen Moscheen zu ihrem Allah beten. Mein unvergeßlicher Freund, der verstorbene deutsche Sänger von Bodenstedt, machte hier in der Mitte der vierziger Jahre die Bekanntschaft des persischen Dichters Mirza-Schaffy, dessen Name dann den Liedern, die zu den Perlen unserer eigenen Litteratur gezählt werden, zur Einführung diente.

Aber nicht Tiflis allein und einzelne Ortschaften im Binnenlande besitzen persische Ansiedelungen, auch die junge Stadt Baku am Kaspischen Meere darf sich einer nicht geringen Zahl persischer Einwohner rühmen,



Der Hafen von Baku am Kaspischen Meere mit der „Schwarzen Stadt" im Hintergrunde.

die unter dem Scepter des weißen Zaren nach allen Richtungen hin ein ruhiges Dasein ohne jede Bedrückung führen und sich der Zahl nach von Jahr zu Jahr vermehren. Noch im Anfang der sechziger Jahre bestand Baku aus wenigen Häusern russischer Beamten, die in der Nähe eines verfallenen altpersischen Kastells und persischer Hütten ein einsames Leben an den Ufern des Kaspischen Meeres fristeten und nicht einmal die Wohlthat der grünen Natur zu empfinden vermochten, da kein Baum und kein Strauch, ja, kein einziger Grashalm auf dem Felsenboden von Baku emporsprießt. Indische Feueranbeter, welche den aus der Erde in der Nähe von Baku emporlodernden Feuern ihre Verehrung bezeigten, führten damals zur Entdeckung reicher unterirdischer Naphthalager und begründeten damit den plötzlichen Aufbau einer ganzen Stadt mit etwa 30000 Seelen, die sich heutzutage am Ufer des Kaspischen Meeres erhebt, einen vollständig europäischen Anstrich zeigt und einen mit Dampfern und Handelsschiffen überfüllten Hafen besitzt. Die sogenannte „Schwarze



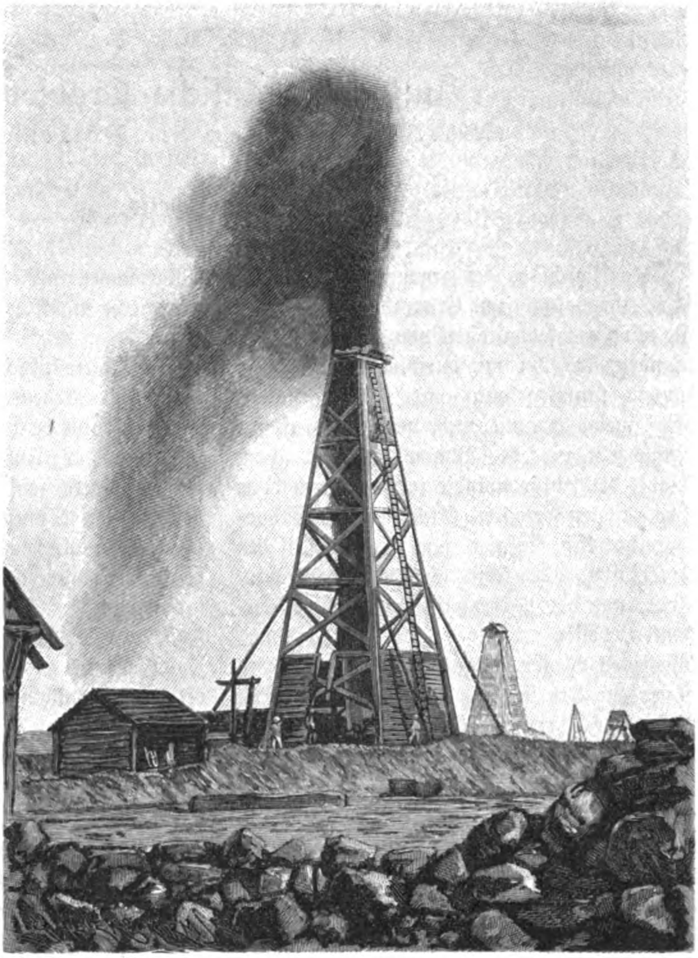
Die russische Stadt Baku an dem westlichen Ufer des Kaspischen Meeres.

Stadt", welche in etwa einstündiger Entfernung von Baku gelegen ist, trägt ihren Namen mit Recht. Eine dunkle Wolke von unglaublicher Ausdehnung lagert tagaus tagein über dem Orte, in welchem bereits mehr als vierhundert Naphthaquellen geöffnet sind, um in gewaltigen Fabriken mit stets dampfenden Schornsteinen in Petroleum, ätherische Öle und sonstige der Industrie dienende Stoffe umgewandelt zu werden. Die einzelnen Quellen sind nach ihrer Ergiebigkeit verschieden, im ganzen jedoch fließen sie so reichhaltig, daß sämtliche Städte Europas mit Leuchtstoff aus ihnen versorgt werden könnten. Eiserne Petroleumdampfer nehmen am Hafen ihre Ladung ein, um ihren Weg nach Astrachan zu richten, und ganze Eisenbahnzüge mit eisernen Cylindern und Petroleumfüllung gehen zu allen Zeiten des Tages über Tiflis nach der Stadt Batum am Schwarzen Meere, um aufs neue in Schiffe verladen zu werden. Der Handel hat bereits Millionen eingebracht und befindet sich in einer stetig wachsenden Zunahme.

Die beigefügte Abbildung zeigt eine geöffnete Quelle, wie ich sie mit eigenen Augen zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatte. Die gegen zwei Fuß dicke, braunschwarze Naphthasäule erhob sich etwa zu hundertfünfzig bis hundertachtzig Fuß Höhe, um ihre übelriechenden, feuchten Massen, untermischt mit emporgeschleuderten Steinen, auf den Erdboden niederfallen zu lassen, der im Zeitraum von fünf Minuten vollständig überschwemmt war. Es bedurfte der durch Dampfkraft geschlossenen Ventile, um den weiteren Ausbruch zu hemmen und den Naphthasegen in die angelegten Füllbassins abzuleiten. Ich weiß es nicht anzugeben, wie viele Liter oder Kannen Petroleum in den wenigen Minuten des freien Ausbruches vergeudet worden sind, aber der Stoff ist so ausreichend vorhanden, daß selbst das nahegelegene Meer seinen Anteil davon erhält, da von den Quelllöchern aus die Rinnen unablässig fließen und den Küstenrändern an der Schwarzen Stadt zusickern. Selbstverständlich ist das Anzünden von Schwefelhölzchen und das Rauchen von Tabak an diesen Stätten auf das strengste verboten, denn ein Brand würde entstehen, der die gesamte Ansiedelung mit ihren Öfinen in hellen Brand setzen müßte. Auf alle Fälle zählt der Anblick des Naphthasprudels der Schwarzen Stadt zu den merkwürdigsten Er-

innerungen auf meiner zweiten Reise nach Persien.

Es wäre zu wünschen, daß europäische Kunstkenner, besonders aus dem Gebiete der Architektur, Mühe und Kosten nicht scheuten, um die allerdings weite Reise nach Persien zurückzulegen und an Ort und Stelle die Eigentümlichkeiten des persischen Kunststiles einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Obschon von den beweglichen Überresten der persischen Kunsterzeugnisse, welche den vergangenen Epochen angehören, ein großer Teil in den Besitz von Museen und von Privaten in Europa gelangt ist, so hat sich fern von der Residenz des Landes Teheran in Stadt und Dorf dennoch so vieles in Verborgenheit erhalten, daß eine Rundreise durch Iran zu den unerwartetsten Funden verhelfen würde. Gold und immer wieder Gold ist freilich die allgemeine Losung im Lande der Sonne, und die persischen Dellal oder Unterhändler bei Ankäufen gehören zu den verschmitztesten Personen ihres Standes, allein der Versuch ist zu wagen, da der Dellal nicht immer zu denen gehört, welche den wirklichen Kunstwert eines Gegenstandes abzuschätzen verstehen. Franzosen und Engländer, und in neuester Zeit auch Amerikaner, haben bisher am meisten unter den sogenannten Antikas in Persien aufgeräumt und die Sammlungen ihres Landes bereichert. Vielleicht daß in naher Zukunft sich die günstigen Umstände darbieten, um auch Deutschland zu gestatten, Versäumtes nachzuholen und mit deutscher Gründlichkeit die persische Kunstthätigkeit in das Bereich seiner Forschungen zu ziehen. Die Bauwerke von Isfahan mit ihrer überreichen, wundervollen buntfarbigen Ornamentik und die Wandgemälde in den Palästen der Könige bieten für sich allein schon einen beinahe unerschöpflichen Stoff zu artistischen Studien dar, um Persiens Stellung in der Geschichte der Kunst in angemessener Weise würdigen zu können.



Eine Naphthaquelle in der „Schwarzen Stadt“ bei Baku.

Kulturgeschichtliche Probleme
in der Beleuchtung der Völkerkunde.

Von

Thomas Achelis.

Der Umschlag, der gegenwärtig für Anthropologie und Ethnologie eingetreten ist, wird am lebhaftesten von denjenigen empfunden, die ihn mit durchlebten. Bis vor kurzem kaum gekannt und selten genannt, oder, wenn genannt, nicht verstanden, ist ihr Name jetzt in jedes Munde, und vor allem strahlt die Anthropologie in dem durch hohe Protektionen erteilten Glanze. Die Ethnologie hat ihre Erfolge zum großen Teil der Unterstützung der kaiserlichen Admiralität sowohl, wie des Auswärtigen Amtes zu verdanken, dessen mächtiger Schutz ihr auf verschiedenen Wegen zu gute gekommen ist, und außerdem hat sie sich der wohlwollendsten Aufnahme ihrer Anliegen bei demjenigen Ministerium zu erfreuen, dem sie an Universität und Museum unterstellt ist, dem sie zugleich den jetzt begonnenen Neubau ihres eigenen verdankt."

Diese Worte des Altmeisters der modernen Völkerkunde in Deutschland, A. Bastians (Vorgeschichte der Ethnologie, S. 51), kennzeichnen in der That den gewaltigen Umschwung, der sich in wenigen Decennien mit dieser Wissenschaft vollzogen hat; auch für die breiteren Schichten des gebildeten Publikums beginnt die früher allein maßgebende Jagd nach Kuriositäten und grotesken Anomalien einem ernsteren Studium der in all jenem bunten Gewirr wirksamen Gesetze Platz zu machen; es befestigt sich immer mehr die Überzeugung, daß wir es hier mit einer tief ernsten, erhabenen Wissenschaft zu thun haben, von der sich die verschiedensten Folgerungen auf die kritische Begründung einer echt induktiven Weltanschauung ziehen lassen.

Doch diese psychologische und erkenntnistheoretische Bedeutung der Völkerkunde soll uns jetzt nicht beschäftigen; wir wenden uns vielmehr der Untersuchung zu, inwiefern wichtige kulturgeschichtliche Fragen, die von dem bloßen Standpunkt einer rein historischen Betrachtung aus als Rätsel erscheinen, in dieser weiteren, allgemeinen Perspektive ihrer Lösung näher geführt werden. Die Fülle des Stoffes zwingt uns, mit knappen Umrissen uns zu begnügen; ja, wir werden öfter nicht umhin können, nur mit einigen Fingerzeigen den Gang der weiteren exakten Untersuchung anzudeuten.

An der Pforte der socialen Entwickelung stand bis vor wenigen Jahrzehnten das liebliche Idyll der aus dem Alten Testament und den Homerischen Gesängen einem jeden vertrauten patriarchalischen Familie, mit dem Hausherrn in unumschränkter Jurisdiktion an der Spitze, unter ihm ohne scharf ausgeprägte Rechte die Hausfrau, dann die eigentliche Hausgenossenschaft der leiblichen Kinder und endlich in einem weiten Abstande der ganze Bestand der Diener und Hörigen. Diese Organisation galt als der feste Ausgangspunkt jeder weiteren Form des Ehebündnisses in den nebelumsponnenen Anfängen vorgeschichtlicher Zustände. Alles stimmte zu diesem Bilde; was wollte es dagegen verschlagen, wenn Herodot von den alten Lykiern berichtete, daß sie sich nach dem Namen ihrer

Mutter benannten und daß diese Sitte auch bei anderen (natürlich als rohe Barbaren verschrienen) Völkerschaften sich fand, und daß endlich Äschylos in seiner gewaltigen Orestie die den Muttermord rächenden Erinnyen, als Apollo sich für Orestes verwendet, in die seltsame Klage ausbrechen läßt:

O neue Götter — alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand.

Da zeigte die moderne Völkerkunde, indem sie zu allen versprengten Nachrichten und Bruchstücken auch aus dem Leben gegenwärtiger Naturvölker die entscheidenden Dokumente hinzufügte, daß wir es hier in der That mit einer uralten Organisation zu thun haben, dem Matriarchat, dem Mutterrecht, das sich eben in die Zeit der klassischen Völker nur in Gestalt einzelner Überbleibsel hinübergerettet hatte. Hier galt nur das durch die Natur selbst geknüpfte Band des Blutes, deshalb erblickten auch die Rachegöttinnen in dem Morde des Gatten keinen sittlichen Frevel, wohl aber in dem der Mutter; diese ist so ausschließlich die Quelle des neu keimenden Lebens, daß bei einigen Stämmen, bei denen streng die Mutterfolge beobachtet wird, der leibliche Vater in keinem, weder rechtlichem noch sittlichem Verhältnisse zu seinen Kindern steht.

Auf dieselbe, unserem Gefühl und Empfinden widerstrebende und äußerst schwer verständliche Einrichtung deuten auch die vielfachen Amazonensagen, in denen sich ein gewisses, man könnte fast sagen politisches und kriegerisches Übergewicht der in bestimmten Verbänden von den Männern abgeschlossenen Frauen wiederspiegelt. Daher beginnt auch die Thätigkeit der in den alten Sagen hochgefeierten Heroen Theseus, Perseus und vor allem des Sonnenhelden Herakles mit der Zerstörung jener aus der grauesten Vorzeit übernommenen Entwickelungsphasen, wie denn Diodorus Sikulus ganz treffend von dem griechischen Stammhelden berichtet: „Herakles, der sich vorgenommen hatte, das ganze menschliche Geschlecht ohne Ausnahme zu beglücken, hielt es für unrecht, einige Völkerschaften unter der verächtlichen Frauenherrschaft zu belassen.“ Wie mächtig aber für diese ganze Zeit die Vorstellung des Blutes gewesen sein muß, das ist ganz besonders aus der unerbittlich geübten Blutrache zu ersehen, wie sie bei Völkerschaften niederer Gesittung noch heutigestags im Schwange ist. „Die Sucht nach Blutrache,“ sagt ein moderner Rechtsforscher, „entspringt aus dem Gefühle der Geschlechtsangehörigkeit, ganz analog wie die Vaterlandsliebe aus dem Gefühle der Volks- oder Staatsangehörigkeit. Die Pflicht der Blutrache erscheint daher bei entwickelter Geschlechterverfassung als eine heilige Gewissenspflicht, deren Vernachlässigung tiefe Verachtung erzeugt. So ist die heiligste Pflicht des Australiers die Rache für den Tod des nächsten Verwandten; bis er ihr genügt hat, wird er beständig von den alten Weibern verspottet. Seine Weiber, wenn er verheiratet ist, würden ihn bald verlassen; ist er unverheiratet, so würde kein Mensch mit ihm sprechen. Seine Mutter würde unaufhörlich weinen und klagen, daß sie einen so entarteten Sohn geboren habe, sein Vater würde ihn mit Verachtung behandeln, und Vorwürfe würden ihm von allen Seiten entgegenkommen.“ (Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts, S. 114.) Daß unsere germanische Vorzeit von derselben Idee erfüllt ist, bedarf wohl keines ausführlichen Nachweises; erst verhältnismäßig viel später tritt das komplizierte System der Abfindung (des Wergeldes) dafür ein.

Eines seltsamen Brauches, der gleichfalls in das hier betretene Gebiet gehört, müssen wir endlich noch Erwähnung thun: das ist der Couvade oder des sogenannten Männerkindbettes. Diese bei den Basken noch im vorigen Jahrhundert befolgte Sitte zwang den Ehemann, sich nach der Geburt eines Kindes ins Bett zu legen und sich den strengsten Fastenvorschriften zu unterwerfen, um so jedes Unheil von dem Neugeborenen abzuwehren. Hier fehlt uns zunächst jede plausible Erklärung, und doch löst sich der Widerspruch leicht, wenn wir uns des Gegensatzes der ursprünglichen matriarchalen und der darauf folgenden patriarchalen Organisation erinnern; in der That gab es kein drastischeres Mittel, um die für die neue Ära maßgebende Autorität und Jurisdiktion des Mannes zum unverkennbaren Ausdruck zu bringen, als wenn der Vater die Mutter aus ihrer natürlichen Stellung und Aufgabe verdrängte und so vom ersten Atemzuge des Kindes sein

unbestrittener Eigentümer wurde. Bastian nennt es eine legale Fiktion, indem sich der Mann das Kind, das bisher der Mutter allein gehörte, cedieren läßt. Eine abgeblaßte Erinnerung an diese Übernahme in die väterliche Gewalt haben wir in der allbekannten (besonders bei den Römern streng befolgten) Sitte, die Kinder erst durch das Aufheben von der Thürschwelle unter den Schutz der Hausgenossenschaft zu stellen.

Auch auf die Entwickelung der Ehe ist erst durch die alle Völker des Erdballs in den verschiedensten Stufen ihrer socialen Gliederung umfassenden Untersuchungen der Völkerkunde ein erklärendes Licht gefallen. Allerdings war es längst bekannt, daß unsere heutige Monogamie, welche eine individuelle Neigung zwischen den beiden Brautleuten voraussetzt, erst auf die polygamische Eheform der patriarchalischen Zeit gefolgt sei, in welcher die Ehe wesentlich ein Vertrag zwischen zwei Geschlechtern war, abgeschlossen durch den Häuptling. Aber wie sollte man, um nur einen Fall namhaft zu machen, z. B. die öfter vorkommende Sitte der Knabenehen erklären, derzufolge unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen verlobt werden, die ihrerseits mit anderen erwachsenen Männern zusammen leben, so daß die Kinder als Nachkömmlinge jener Knaben gelten? Hier überwiegt eben ganz und gar der Gedanke an die Erhaltung des Stammes, dem alle anderen Rücksichten weichen müssen, ein Motiv, das auch in dem bekannten Levirat (das übrigens durchaus nicht auf die Hebräer und Indier beschränkt ist, wie man wohl gemeint hat) sehr deutlich hervortritt. Noch seltsamer sind für unser Empfinden die Ehen auf Probe und eine im voraus genau bestimmte Zeit, die z. B. in Arabien noch bis auf Mohammed vorkamen und von den Schiiten noch heutigestags zugelassen werden.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, haben wir noch eines Momentes zu gedenken, das bislang auch noch nicht immer zutreffend erklärt ist, nämlich die bei allen Völkern der Erde wiederkehrenden, meist mit hohem Gepränge gefeierten Pubertätsweihen der in den Bund der Männer aufgenommenen Jünglinge. Die Beispiele aus dem Altertume (besonders werden ja meist die spartanischen Syssitien angeführt) sind bekannt genug, um weiter besprochen zu werden. Woher aber erklären sich die Klagen der Frauen und Mädchen und andererseits die mitunter übermenschlichen Proben heroischer Geduld und Widerstandsfähigkeit, denen sich die Jünglinge unterziehen müssen? Es vollzieht sich eben damit unwiderruflich die endgültige Scheidung des bisher wenigstens noch gelegentlich unter weiblicher Obhut stehenden Jünglings von seinen nächsten Blutsverwandten, indem er in die Kaste der vollkräftigen Krieger eintritt und damit zu einem selbständigen Gliede der socialen Organisation wird. Daran schließen sich die überall verbreiteten, mit dem verhängnisvollen Zauber religiöser Sanktion umkleideten Geheimbünde, welche in Ermangelung einer anderen politischen Gewalt (ähnlich wie die Feme oder noch einfacher die vigilance committees in Kalifornien, oder im geheimen, wie die Camorra in Süditalien und Sicilien) die Jurisdiktion ausüben. An der Westküste Afrikas (in Kalabar und Kamerun) ist das der gefürchtete Orden der Egbos, welcher in verschiedene Grade zerfällt und in dem sich die Könige meist den Vorsitz zu sichern pflegen; selbst europäische Kapitäne haben sich gelegentlich darin aufnehmen lassen. Das entsprechende Kehrbild dazu liefert Melanesien mit der Institution des Dukduk, der gleichfalls summarische Justiz übt. Ebenso gehören dahin die meist nach verschiedenen Tiernamen und Gottheiten (Totem) unterschiedenen Stammesverbrüderungen der Indianer, nur mit dem Unterschiede, daß es hier in der Regel nur auf kriegerische Zwecke abgesehen ist und der ursprüngliche animistische Hintergrund mehr verwischt ist.

Wir würden diese Skizze allzu unfertig lassen, wollten wir nicht noch mit einigen Worten einen der wichtigsten kulturgeschichtlichen Faktoren berühren, der gerade durch die Ethnologie erst seine wahre psychologische Erklärung gefunden hat, nämlich die Religion. Das gilt ganz besonders von ihren ersten dürftigsten Anfängen, von dem vielbesprochenen und doch vielverkannten Fetischismus. Alle die mannigfachen Reste dieses uralten animistischen Glaubens in unserer Konfession (der ganze weitverbreitete Bestand des Wunders mit seinen übernatürlichen Wirkungen im Sakrament und in den Reliquien, der

Kultus der Heiligen, die exceptionelle Stellung des die Erlösung vermittelnden Priesters ꝛc.) lassen sich so als die organischen Entwickelungsprodukte einer unendlich langen Kette von Ideen verfolgen, welche schlechterdings der menschlichen Rasse als allgemeines Erbteil anzugehören scheinen. Man braucht nur unbefangen das Gemütsleben eines unverfälschten Tiroler Gebirgsbauern zu studieren, um sofort die auffälligsten Parallelen mit den entsprechenden Vorstellungen eines centralafrikanischen Negers zu finden. Das Bild, das Bastian von dem geistigen Horizont dieses entwirft, paßt im ganzen genommen auch auf jenen: „Das Kind wird schon in den ersten Tagen nach der Geburt zu dem Ganga (Priester) gebracht, der ihm ein oder mehrere Gelübde auferlegt, und die Mutter wacht sorgfältig darüber, es von klein auf zu ihrer Beobachtung anzuhalten und darin zu unterrichten, damit es in späteren Jahren weniger leicht Fehltritten ausgesetzt sei. Anderswo (es handelt sich hier um Kongo) wird dagegen die mystische Verknüpfung mit dem Mokisso (Gelübde) bis zu dem eindrucksfähigsten Moment des Jugendalters, dem Übergang zur Pubertät, verschoben, wenn in der träumerischen Zeit der Ideale in Afrika die Knabenkolonien in den Wald ziehen oder der Indianer seinen einsamen Baum besteigt. Außerdem geben bedeutungsvolle Lebensereignisse Veranlassung, den Fetisch zu erkennen. Auf welche Weise immer der Mokisso (Heilige) ausgewählt sein mag, mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung jener bangen Fragen, die wie überall die Menschenbrust, so auch die des Negers durchwehen, nur daß sie in der letzteren sich mit einer einfacheren Antwort zufriedenstellen. Das Gelübde, das er über sich genommen, bildet für ihn den ganzen Umfang der Religion. Solange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutz seines Mokissos, er fühlt sich stark unter seinem Beifall, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in derselben Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig sein Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einen unheilvollen Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle auf ihn herein, bald häuft sich der schwere Druck der Leiden, und was bleibt ihm übrig als zu sterben und zu vergessen? Denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn des Heils und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen, die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihren Füßen zertreten, und mit dem letzten Atemzuge des Fetischanbeters ist ein Weltsystem (freilich ein Weltsystem im kleinsten Duodezformat) untergegangen. Der Mensch stirbt, und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte; sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts." (San Salvador, S. 254.) Der Fetischismus, weit entfernt, irgend eine spöttisch-satirische Behandlung vertragen zu können, verlangt vielmehr unsere schärfste psychologische Analyse, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er (was hier natürlich nicht genauer erörtert werden kann) die universelle Grundlage, den ursprünglichen Ausgangspunkt des religiösen Bewußtseins in der Menschheit überhaupt bildet.

Ein vielbesprochenes Problem der Kulturgeschichte, das gleichfalls erst unter der Perspektive der vergleichenden Völkerkunde seine Lösung erfahren hat, ist das Amazonentum nach griechischem Ausdruck, oder in allgemeinerer Bezeichnung die Frage der Frauenherrschaft. Daß dieselbe zunächst nicht in dem vollen Umfang einer politischen Suprematie vor dem männlichen Geschlecht gedacht werden darf, leuchtet von selbst ein; aber um den richtigen entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt einzunehmen, muß man sich erinnern, daß in der That bei manchen niederen Naturvölkern die Frauen sich ähnlich wie die Männer in bestimmten Versammlungen vereinigten. Das ist z. B. der Fall auf den Palau-Inseln der Südsee, wo die Frauen in den sogenannten Klöbbergölls tagen, oder bei den Stämmen des Gambia, wo die Weiber sogar an den öffentlichen Volksversammlungen, an der Gesetzgebung und am Richteramt teilnehmen, oder bei den Aschanti, wo die Königin-Mutter sich direkt in die Staatsgeschäfte mischen und unverschleiert ausgehen

darf (vgl. Post, Bausteine für eine allgem. Rechtswissenschaft II, 134). Soweit in diesen Verhältnissen die ursprüngliche, durch die Blutsverwandtschaft bewirkte Wertschätzung der Stammesmutter zur Geltung kommt, ist die Sachlage psychologisch sehr verständlich; die sociale Bedeutung, welche durch die Natur selbst der das Centrum des Stammes bildenden Mutter zufiel, mußte sich auch (abgesehen von aller Knechtung, die sonst dem Weibe widerfuhr) in einer gewissen Verehrung bekunden, die noch heutigestags als Überbleibsel sich bei den so konservativen Chinesen gegenüber der Kaiserin-Mutter zeigt. Nachtigal berichtet in dieser Beziehung über eine sehr bezeichnende Beobachtung, die er bei den räuberischen Bewohnern der Sahara, den Aulad Soliman, machte, indem er schreibt: „Es war nicht uninteressant, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider in ihrem eigenen Hause machtlos zu sehen.“ (Sahara und Sudan II, 93.) Und wie in China, so steht in Birma oder früher in Juda oder in manchen centralafrikanischen Staaten eine mütterliche Regentin neben oder über dem regierenden Fürsten, meist noch dazu ohne verbindliche Verantwortlichkeit. Dagegen kann es wohl nur als ein indirekter Ausfluß dieses anfänglichen Mutterrechts bezeichnet werden, wenn auch die Frauen als festgefügte kriegerische Organisationen hier und da auftauchen.

Die Behauptung des Aristoteles, daß die meisten kriegerischen und streitbaren Völkerschaften unter Frauenherrschaft ständen, ist zunächst nur dem engen Beobachtungskreise entsprungen, daß in der That bei vielen skythischen, thrakischen und keltischen Nationen eine solche Frauenherrschaft bestanden zu haben scheint. Die specielle Verwendung der Frauen aber im Kriege als geschlossene Soldatenkaste, wie in Dahome, ist offenbar nur ein Ausnahmefall, der nur eine zufällige Ähnlichkeit mit den alten Amazonensagen besitzt; in diesen scheint vielmehr die Rolle der Frauen darin gesucht werden zu müssen, daß sie den letzten, freilich aussichtslosen Versuch machen, gegenüber der unaufhaltsamen Stärkung und Reaktion der patriarchalischen Organisation, der Herrschaft des Mannes, die anfänglich bevorrechtete Stellung und Bedeutung ihres Geschlechtes wiederherzustellen. Deshalb der charakteristische Zug in der Heraklessage, daß dieser Held auszog, um, wie oben erwähnt, überall die Völker zu befreien, die noch unter Weiberherrschaft schmachteten.

Disteln.

Von

Hermann Masius.

> Wann gott wolt alls glich han eracht,
> er hätt wol nüt dann rosen gemacht,
> aber er wolt auch disteln han,
> do man sin gerechtikeit säh an.
>
> Sebast. Brant im „Narrenschiff" (1494).

Eins der verbreitetsten Pflanzengeschlechter ist das der Disteln, von den alten Griechen ἄκανθα, die „stachelnden" genannt.

Es giebt eine Jungfern- und eine Bubendistel, eine Fisch- und eine Froschdistel, eine Kreuz- und eine Kugeldistel, eine Berg- und eine Bockdistel, und, um von weiterer Aufzählung abzusehen, natürlich auch eine Eseldistel (griechisch ὀνόπορδον, Eselwind). Aber Unkraut sind alle, ja, es liegt ein Fluch auf ihnen von den Tagen der Schöpfung an. Denn als Adam der Stimme der Verführung gefolgt ist, wird ihm bedeutet, daß sein Acker verflucht sein und Dornen und Disteln tragen solle (1. Mos. 3, 18); heißen doch selbst die Zigeuner sie „Blume der Hexen".

So siedelt sich denn allerorten, wo kein Grashalm mehr gedeihen mag, die Distel an, ein Mal der Unfruchtbarkeit; und so bildet sie namentlich auch eine Charakterpflanze der Steppen. In wahren Wäldern überdeckt sie samt den Arten der Wolfsmilch die unermeßlichen baumlosen Flächen Südrußlands, und wenn im Beginn des Spätjahres einzelne Windstöße den herannahenden Schneesturm verkünden, dann gesellt sich ihnen wohl als andere Botin und Warnerin, zu riesigen Klumpen zusammengeballt, eine Art der Raddisteln, die sogenannte „Windhexe", um in wildphantastischem Wettspiel bald rollend, bald springend über die Steppe zu jagen: eine Erscheinung, welche ähnlich schon dem Homer* bekannt sein mochte.

Nicht eben anders ist es drüben in den argentinischen Pampas. Auch da drängen sich die Disteln oft über meilenweite Strecken hin, in mannshohen Massen zusammen.

Unter den mannigfaltigen Arten dieser Pflanze, deren in der Alten Welt mehr als sechzig gezählt werden, dürfte die Bisamdistel (Carduus nutans) obenan stehen. Sie hat (wahrscheinlich die einzige ihrer rauhen Sippe) einen würzigen Duft und einen leicht beweglichen** prächtig roten Blütenkopf, ist aber übrigens allenthalben mit Stacheln bewehrt. Darum nahm sie ein König der bekehrten Pikter (Gungo) nach seinen Siegen über die halbheidnischen Briten zum Wappen, indem er den Wahlspruch hinzufügte: „Wehe, wer mich angreift!"*** Und von da an ist sie als Emblem in den schottischen und englischen Andreasorden übergegangen. Denn in dem Schilde dieser Ritter steht der Apostel Andreas, in der Hand eine Distel.

Neben ihr möchten besonders auch die

---

* Odyssee 5, V. 328, 329 heißt es:
Wie wenn ein herbstlicher Nord hintreibt die verdorreten Disteln
Durch das Gefild, und dicht ineinandergewirrt sie umherfliehn:
Also trieben durchs Meer die Orkan' ihn u. s. w.
(Voß.)

** Daher der lateinische Zuname nutans.

*** Nemo me impune læserit.

Mariendistel (Silybum marianum) und die Benediktendistel (Carduus benedictus) Erwähnung verdienen. Als ich jene vor Jahren zum erstenmal auf einer der Tauern fand und den Führer nach ihrem Namen fragte, sagte er treuherzig: „I bin halt nit so neugierig. Wir heißen's nur rot Pumperneß."

In der That hat sie, gleich vielen ihrer Verwandten, einen hochroten, zuweilen aber ins Weißliche übergehenden Blütenkopf, der übrigens in seinem Bau der Blüte der Kornblume und sonstiger Synantheren ähnelt. Dagegen unterscheidet sie sich von den anderen ihres Geschlechtes durch die graugrünen, glänzend weiß gefleckten Blätter; und die Sage erzählt, als die Mutter Maria auf der Flucht nach Ägypten mitten unter Disteln gerastet, seien Tropfen ihrer Milch auf diese gefallen und ihnen davon zu ewigem Angedenken verblieben. Die andere, die Benediktendistel, kriecht mit langem, weichem Stengel und dunklen, zerteilten Blättern am Boden hin; ihre Blüte ist bleichgelb, das ganze Gewächs aber mit Stacheln besetzt. „Es hat diese Distel," wie ein Botaniker des fünfzehnten Jahrhunderts (Tabernämontanus) sagt, „das Lob über alle Distelkräuter und wird zu vielen Presten (Gebrechen) inwendig und auswendig gebraucht, daher denn um seiner großen und heilsamen Krafft gesegnete Distel genannt. Es bewahret das daraus geschaffene Pulver vor viel zufällen, als Hauptwehe, Schwindel, Umlauffen vor den Augen, vor der Gelbsucht, Wassersucht, erläutert das Gesicht und schärffet das Gehör, räumet die Brust." Ich setze hinzu, daß Kardobenediktenwasser im siebzehnten Jahrhundert wohl auch als eine Art Heiltrank bei Pestanfällen diente.

Alle Disteln aber, wie ihre Beinamen immer lauten mögen, stehen auf wüstem Boden, nicht selten mitten unter dem Volk der Nesseln, in altem Gemäuer, in Felsspalten, auf steinigen Hängen, wo etwa ein Eidechschen oder eine harmlose Blindschleiche sich sonnt, und scheinen in ihrer Lebenszähe weder des Schattens, noch des Regens odes Taues zu bedürfen. Dabei sind sie doch fast unausrottbar; ihre harte Wurzel gräbt sich tief und dauernd ein. Deshalb gehörte es nach Pausanias (VI, 23, 1) zu den Arbeiten des jugendlichen Herkules, die Disteln auszujäten, welche tagtäglich um den Ringplatz zu Elis her nachwuchsen. Und in der That schießen, wo ihrer jetzt etwa nur eine steht, rasch genug andere üppig empor. Denn fast in demselben Augenblick, in dem sie verblüht, streut sie ihre gefiederten, mit Flugschirmen versehenen Samen aus und giebt sie gleich weichen Flocken dem Winde zum Spiel, um neue Öden aufzusuchen oder zu schaffen.

Den Disteln sehr nahe verwandt und ihnen vom Volke gemeinhin zugerechnet sind die Eberwurz (Carlina acaulis) und die Männertreue (Eryngium campestre): die erstere fast stengellos, in prächtiger weißer Rosette am Boden liegend und aus deren Mitte den Blütenkopf hebend, der sich nur dem Sonnenschein öffnet, im Dunkel aber oder beim Regen schließt; die andere schon von den Griechen mit Aberglauben betrachtet und in ihrer vielgliederigen dornigen Ausrüstung fast nur ein Stachelbündel: ein wenig anziehendes Geleit des Wanderers auf Landstraßen und Feldwegen. „Iring" nannten sie die alten Apotheker, und das war sicherlich nur eine Umbildung ihres griechischen Namens Eryngion. Doch gedenken wir zum Schlusse gern auch der sinnvollen Beziehung, in welche eine alte Überlieferung die zum Gleichnis der Männertreue gewordene Pflanze mit jenem edlen Helden der Nibelungensage, dem starken Irinc brachte, der, ein Opfer seiner Lehenstreue, von Hagens Händen fiel.

Übrigens wollen wir, den Blick noch einmal in die Pflanzenwelt zurückwendend, nicht unerwähnt lassen, daß das Blatt gewisser distelartiger Gewächse, insbesondere des Bärenklaus (Acanthus mollis), um seiner plastischen Form willen ein gleichsam typisches Ornament der griechischen (korinthischen) Säulenknäufe bildete. Die Blüte der Distel aber, um auch ihrem Bilde noch einen Strich hinzuzufügen, dient manchem Käferchen zum Haus, und wird von Bienen und Hummeln, von allerlei Faltern und Vögelchen umgaukelt. Wie der schöne Papilio cardui, so führt gleicherweise der Stieglitz, der bunte Harlekin, seinen Namen zu Ehren der mit Unrecht geschmähten Blume: denn der eine wie der andere heißt im Volksmunde der Distelfink.

Das deutsche Gesellschaftslied.

Von

Heinrich Pröhle.

Unter Gesellschaftsliedern versteht der Litterarhistoriker nicht jedes in geselligen Kreisen gesungene deutsche Lied. Heinrich Hoffmann aus Fallersleben, dem als Dichter des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ kürzlich auf Helgoland ein Denkmal gesetzt wurde, sammelte die eigentlichen Gesellschaftslieder und belegt mit diesem Namen nur diejenigen singbaren Dichtungen, die nach der Reformation unter dem Einfluß der weltlichen italienischen Musik und Dichtkunst entstanden, als die italienische Kirchenmusik aufhörte, den kirchlichen Gesang in Deutschland zu beherrschen. Im Widerspruch mit Hoffmanns von Fallersleben Auffassung nehme ich dann noch eine zweite Periode des eigentlichen Gesellschaftsliedes an, in welcher das Gesellschaftslied insbesondere durch Finckelthauß, den Verfasser der Lieder auf die Martinsgans und des akademischen Rundadinella, wieder einen immerhin mehr deutschen Charakter annimmt. Eine dritte Periode des Gesellschaftsliedes beginnt mit Johann Christian Günther, dessen Gedicht „Brüder, laßt uns lustig sein“ großen Einfluß übte. Jedenfalls ist das Studentenlied die Fortsetzung des Gesellschaftsliedes. Wohl aber besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden. Das Gesellschaftslied wurde wie das Volkslied von beiden Geschlechtern gemeinsam gesungen, das Studentenlied dagegen gehört der männlichen Jugend allein an. Es genügt jedoch, auf das Studentenlied zum Schluß einen Blick zu werfen. Schwieriger ist es, das erste Entstehen der Gesellschaftslieder, die in Deutschland von den Italienern auf das echte Volkslied gepfropft wurden, zu erklären.

Hand in Hand mit der ersten Periode des Gesellschaftsliedes geht die lutherische Hausmusik. Es war eine schöne Morgenröte der deutschen Tonkunst, als diese ihre ersten Lautenklänge im altersgrauen Augustinerkloster zu Wittenberg vernehmen ließ.

Luthers Übersetzungen der alten katholischen Kirchengesänge sind oft noch mehr original und charakteristisch als die Urtexte. Beschränkter war sein Verständnis für die geistliche Musik der katholischen Kirche, an deren Aufnahme in den protestantischen Gottesdienst die geistlichen Gesangvereine noch heute nachzubessern haben. Indessen durfte der Reformator, für welchen Musik und Poesie Hand in Hand gingen, in der Musik über den Zuschnitt und das Verständnis seines Kreises deutscher Ritter und Bürger ebensowenig hinausschreiten als in der Poesie, auf deren Gebiete von ihm und Hans Sachs das Höchste nur in der engeren Begrenzung ihrer Zeit geleistet werden konnte.

Man schreibt Luther den Reim zu:

> Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Wäre dies richtig, so würde Luther auch der Vater des deutschen Gesellschaftsliedes sein. Jener Reim spricht in der That Luthers Stellung zu Wein, Weib, Gesang richtig aus. Er ist ihm aber erst während der Zeit der Musenalmanache durch Matthias Claudius und Johann Heinrich Voß 1775 und 1777 mit aller Vorsicht in den Mund gelegt und 1778, so wie ich ihn abdrucken ließ,

durch Herder redigiert worden. Alle drei haben dabei doch übersehen, daß ein Originalgedicht, wenn auch nur von zwei Zeilen, wegen dessen Luther zu den erotischen Dichtern gezählt werden könnte, nicht vorhanden ist. Dies zu beachten war aber nicht leicht, da Luther, der vor anderen römischen Dichtern auch den Ovid schätzte, dessen Hexameter Nox et amor vinumque nihil moderabile suadent in folgenden zwei Versen übersetzt hatte:

Die Nacht, die Liebe, dazu der Wein
Zu nichts guts Ratgeber sein.

Luthers Ausdruck „nichts guts“ ist dabei zwar noch etwas vorsichtiger als nihil moderabile, dafür aber wird dem lateinischen Original eigens das Lob erteilt: „Ist fein deutlich und leicht.“

Der musikalische Beistand und Ratgeber des Reformators war der Kantor Walther der Ältere. Er lebte in Wittenberg, Torgau und Dresden. Beide Freunde empfanden es sehr bitter, daß durch die Reformation der Aufwand des Staates in Sachen der Musik vermindert wurde. Luther wäre geneigt gewesen, die Frau Musika im Etat ebenso vor den anderen Künsten und Wissenschaften zu begünstigen wie Friedrich der Große, mit dem Luther abgesehen von seiner Laute auch das Flötenspiel gemein gehabt haben soll. Erst als nach Luthers Tode der auch sonst einsichtsvolle Moritz von Sachsen Kurfürst geworden war, that dieser mit Walther zusammen in Dresden wieder Schritte zur Hebung der Musik, was dann aber doch, da die ganze albertinische Linie endlich wieder katholisch wurde, zuletzt nur der Messe in der Dresdener Hofkirche wieder zu gute gekommen zu sein scheint.

Neben Johann Walther dem Älteren ist als Vater der lutherischen Hausmusik zu nennen Martin Agrikola. Dieser ausgezeichnete Künstler und Gelehrte lebte zuletzt in Magdeburg und starb daselbst ungefähr siebzig Jahre alt am 10. Juni 1556. Er führte bereits den Titel Musikdirektor und gehörte zu den ersten, welche in Deutschland die jetzt üblichen Noten einführten. Seine Schriften sind stellenweise musikalische Lehrgedichte nach Luthers und Walthers Vorbilde. Seiner Musica instrumentalis setzt er als Titelbild „Frau Musika“ vor. Von der ältesten Geschichte der Musik weiß er schon etwas mehr, als daß „von Jubal kamen, die mit Harfen und Pfeifen umgingen“. In der Ausgabe von 1528 läßt er den Pythagoras als Ritter abbilden, welcher Hämmer von verschiedener Schwere auf die Wagschale legt und die verschiedene Resonanz berechnet. Die Instrumente: Sackpfeifen, Türmerhorn, Clareta, Felttrummel, Busaun, Orgel, Portatyff, Zinken, Schwegel, Bomhart und andere werden abgebildet. In der Beschreibung heißt es:

Die Sackpfeifen auch dazu gehören
Und andre, die man gleich thut spüren.
Die Kromphörner aber nicht höher gahn,
Denn die acht Löcher werden aufgethan.

Dem Gesellschaftsliede trat Agrikola einen Schritt näher als Walther. 1532 schilderte er eine musikalische Bewegung in Deutschland, aus der offenbar das Gesellschaftslied hervorgegangen ist:

Maler, Münzer, Bergknecht, Fuhrmann,
Der Färber will's Singen auch nicht nachlahn.
Tuchmacher, Dreher, Bräuer und Bäcker,
Die Spinnerin, Nähterin sticht auch der Lecker.
Ja, der Pau'r bei dem Pflug hört's und singet,
Auch der Hirt mit seiner Pfeifen klinget,
Darnach die Schäflein gar wohl thun weiden.
Drum kann die Musik keine Kreatur vermeiden.
Der Vogel in der Luft singt und sich freut,
Ja, der weiß Schwan, wenn der Tod ihm dräut.

Insbesondere bezeugt Agrikola 1532, daß die Studenten in Wittenberg, wenn sie zu Tisch gingen und vom Tische aufständen, sich übten, auf Instrumenten zu klingen:

Als Lauten, Geigen, Pfeifen,
Oder die Harfen angreifen,

und daß sie zu großer Beschämung der nicht musikverständigen Jünglinge fröhliche Gesänge im Chor anstimmten. Durch dieses Zeugnis des alten Musikdirektors von Magdeburg bin ich um so mehr berechtigt, den Ursprung des Gesellschaftsliedes nach Wittenberg zu verlegen, als sich dort, wo allein Agrikolas Bücher zu ihrer Zeit hergestellt werden konnten, der beste Notendruck befand. Nach Hoffmanns von Fallersleben Ansicht kam es auf diesen auch für das Gesellschaftslied besonders an.

Der Unterschied des Gesellschaftsliedes vom Volksliede besteht darin, daß das Volkslied keiner künstlerischen Leitung bedarf, während diese in irgend einer Form dem Gesellschaftsliede allerdings nötig ist. Das

Volkslied war früher als Spinnstubenlied der ländlichen Bevölkerung allein überlassen. In einer gerade nicht sehr großen Anzahl alter deutschen und schottischen Balladen hat es die Ziele aller wahren Poesie erreicht. Zwischen dem Entstehen einer alten deutschen oder schottischen Volksballade und dem eines neueren volkstümlichen Gedichtes läßt sich kein stichhaltiger Unterschied nachweisen. Den umgeht, zeigt das Lied, das er dem Narren in den Mund legt:

> Wem der Witz nur schwach und gering ist bestellt,
> Hop heisa bei Regen und Wind,
> Der füge sich still in den Lauf der Welt,
> Denn der Regen der regnet jeglichen Tag.

Dem zierlichen und heiteren Gesellschaftsliede fehlt die Tragik, die im echten Volksliede immer wieder hervorspringt und oft



Hoffmann von Fallersleben im Alter von vierundvierzig Jahren.

alten Volksballaden stehen einige wirklich volkstümliche Gedichte von Goethe durchaus nicht nach. Die von Shakespeare gedichteten Volkslieder sind ebenfalls nicht minder echt als die wirklich alten schottischen Volksballaden. Seltsam und tiefsinnig bringt Shakespeare das Volkslied mit dem Wahnsinn Ophelias und Lears in Verbindung. Der Narr im Lear ist ganz im Sinne der Volkspoesie zu dramatischen Zwecken erfunden. Wie leicht und frei Shakespeare mit der seltenen Gabe, Volkslieder zu schreiben, den klaffenden Riß der Schuld zudeckt. Auch fehlen dem Gesellschaftsliede die Derbheiten des Volksliedes. An der Stelle, wo im Volksliede das Natürliche und Unverhüllte gestanden hat, ist im Gesellschaftsliede Koketterie und Lüsternheit zurückgeblieben.

Das eigentliche, auch von Hoffmann von Fallersleben so benannte Gesellschaftslied verlege ich nicht ganz in Übereinstimmung mit ihm in das Jahrhundert vom Beginn der Reformation bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1517 bis 1618). Noch

dem Anfange dieser Periode gehören im allgemeinen die Komponisten an, welche die Volkslieder in Gesellschaftslieder umwandelten. Es sind dies jene wohlerfahrenen Tonkünstler, welche Agrikola 1532 in der Musica figuralis bat, „nicht ihres schändlichen Textes als Buhllieder Tichtens zu warten“. Gerade denjenigen Musikern, welche diese Mahnung nicht befolgt haben, verdanken wir die frischesten und besten kleinen Gesellschaftsliederbücher.

Nach Agrikolas Tode wurde die lutherische Hausmusik schwächer. Zu Paul Gerhards und Zinzendorfs Zeit beschränkte sie sich so einseitig auf das geistliche Lied, wie es trotzdem, daß Luther das Lied von Wein, Weib, Gesang nicht verfaßt hatte, in den Tagen der Reformation schwerlich der Fall gewesen war. Um 1600 verstummten die Instrumente in den Bürgerhäusern wieder. Am häuslichen Herde hörte man nur noch, wie das Türmerhorn die Feuersbrünste ankündigte. Nach Hoffmanns von Fallersleben Angabe gehörte jedoch nun das Singen so zur Bildung der Söhne und Töchter des Bürgerstandes, wie etwa jetzt das Klavierspiel. Zu jener Zeit entstand aber auch in Deutschland eine große Vorliebe für italienische Musik. Hatten die Künstler bis dahin deutsche Volksweisen benutzt, so übersetzten sie nun die romanischen Madrigale, Kanzonetten, Motetten, Tricinien, Intraden, Villanellen, Galliarden, Couranten, Paduanen und Passamezzen. Der deutsche Michel sang jetzt:

> Drum will nun ich ganz fleißiglich
> Venus-Schul visitieren,
> Ob ich nicht doch erlerne noch
> Höflich galanisieren.
> O Amor frei, Präceptor sei!

Damals hegten die Musiker die Ansicht, „Bonum vinum lehrt Welsch und Latinum“. „Chantons, jouons, buvons!“ tönte es in deutschen Liedern. „Boy boy boy compagnie boy boy!“ Das ältere deutsche „sie liebet mir“ (d. h. sie beliebet mir, sie gefällt mir) verstummte jetzt. „Meidel, Meidel, Meidel, wacker rum!“ ruft der Galan, denn auch die Tänze sind erneuert und schwieriger geworden. Die Meidel „melancholieren“ wie Turteltäubchen. Sie stolzieren wie die Pfauen auf der Straße, anstatt zu Hause „das schläfrige Spinnen“ zu treiben.

Ein Glas torgisch Bier wie zu Luthers Zeit thut's allein nicht mehr. „Her mehr Zucker und Mandeln! Marzipan und anderen Konfekt! Wo ist die Karte, wo Würfel und Brett?“ „Hier Bier, da ein Getön von Violen und andrer Musik! Dorte der köstlichste rheinische Wein!“ Sogar eine Art Maitrank, der Salbenwein mit Salbei, darf nicht fehlen.

Nichts Süßeres giebt es nun, als eine Schöne am Arm zu führen, wenn „die Vöglein lieblich modulieren“ und die Wiesen „von aller Farb formieret“ sind. Damals zog zuerst durch die deutschen Lieder ein Blumenregen von Lilien, Maßlieb, Vergißmeinnicht und Jelängerjelieber.

Mit Geringschätzung spricht das Gesellschaftslied von Schiffern und Fuhrleuten, die sich bei Tage in Regen und Wind abmühen müssen und erst am Abend durch den Zitherhans und die Sackpfeife fröhlich gemacht werden. Desto höher sind die Studentlein zu schätzen. Hört man sie nicht den ganzen Tag von schönen Sachen „disputieren“? Singen nicht etliche von ihnen „nach musikalischer Zier“ darein? Trinken sie einander nicht so manierlich zu und erweisen sie nicht den Fräulein alle Ehre? Und die Hand aufs Herz: wem wäre bei Nacht, wenn sie mit Saitenspiel und Schalle „gassaten“ gehen, ihr Lautenschlagen auf der Straße nicht gar angenehm zu hören?

Schön und lieblich ist's zu musizieren. Doch scheint das deutsche Gesellschaftslied dieser Periode von seiner eigenen Wunderlichkeit in dem fremden Aufputze selbst eine Ahnung zu haben. Es trifft nämlich offenbar seine eigenen Urheber, indem es behauptet: wenn man sechs Komponisten, sechs Poeten und sechs Kantoren zusammen auf eine Karre setzt, so sitzen achtzehn Narren auf dem Fuhrwerke. Auch in dem Reime

> Viel Lesen und viel Schreiben
> Können doch nicht ewig bleiben

sieht das buntscheckige, halb romanische, halb deutsche Gesellschaftslied seine Hinfälligkeit vor Augen.

So schnell freilich, als Hoffmann von Fallersleben annimmt, ist es doch nicht wieder verschwunden. In seiner Sammlung der Gesellschaftslieder, die 1860 in zweiter Auflage erschien, giebt er als Ursache des

Verschwindens unter anderem das Auftreten der ersten schlesischen Dichterschule an. Die poetische Bewegung in Schlesien hatte aber die ältere gesellschaftlich-musikalische weniger verdrängt als in sich aufgenommen. Hatte doch die Zunft der Bierbrauer in Breslau keine Opfer gescheut, um das Gesellschaftslied in seiner ersten Periode zu unterstützen. Auch war Opitz nur den zum Teil italienischen musikalisch-geselligen Anregungen gefolgt, als er einst den Plato, über dem er war „gesessen für und für", wegwarf und dadurch für Paul Fleming und endlich sogar für Günther das Vorbild gab, wie man sich einen guten Tag machen könne, wenn man sich Wein und Südfrüchte vom Italiener kaufe.

Hoffmann von Fallersleben geht von dem Gedanken aus, daß während der zunehmenden Greuel des Dreißigjährigen Krieges der Notendruck, welcher, wie schon erwähnt, infolge der Umwälzungen in der Musik um 1600 in den verschiedensten Städten Deutschlands zu haben gewesen war, wieder verschwunden sei. Ich gebe dies zwar zu, behaupte aber, daß er sich um so mehr in Leipzig, dem späteren Mittelpunkt des Buchhandels, konzentriert hat. Das Gesellschaftslied ist in seiner zweiten und dritten Periode jedenfalls zu Leipzig lokalisiert. Allerdings betrachte ich in diesen beiden Perioden den eigentlichen Notendruck für das Gesellschaftslied nicht mehr als wesentlich. Aber selbst da, wo die Noten fehlen, wie bei Finckelthauß, erinnert oft das musikalische Querformat seiner Gedichtsammlungen noch an die Musik und das ältere Gesellschaftslied.

Ich rechne auf die zweite Periode des Gesellschaftsliedes nur die dreißig Jahre des großen deutschen Krieges von 1618 bis 1648, da diese Zeit von den Universitätsstudien und der schriftstellerischen Thätigkeit der sächsischen Dichter Paul Fleming und Gottfried Finckelthauß, auf welche es hier ankommt, noch nicht einmal ausgefüllt wird.

Paul Fleming, besonders bekannt durch sein Reiselied „In allen meinen Thaten", verrät nach Varnhagen von Ense in seinen wenig bekannten weltlichen Gedichten schon eine Goethesche Ader. In dem oben erwähnten Gedicht, worin er nach dem Muster des weniger begabten Opitz die Bücher beiseite wirft, hat er Leipzig und seine Umgebungen verherrlicht. Er spricht zu einem Freunde:

> Itzund laß dich von mir führen
> In den feuchten Rosenthal,
> Daß wir sehn die Flora zieren
> Ihrer langen Wiesen Saal,
> Wie sie um die Bäume tanzt
> Und manch schönes Blümlein pflanzt.

Solche Klänge waren bis dahin in der deutschen Poesie nicht gehört worden. Nach diesem Gedichte zu schließen, in welchem Fleming einen Freund nach Gohlis führt, ist der erste Hainbund nicht in Göttingen, sondern schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Studenten in Leipzig begründet worden. Möge es sich nun aber damit verhalten, wie es wolle: jedenfalls gehören die gleichfalls in Leipzig entstandenen Lieder auf die Martinsgans von Finckelthauß, aus dessen Gedichten ich im dritten Bande von Schnorrs Archiv eine Auswahl traf, zu den ältesten deutschen Studentenliedern. Ja, es fragt sich, ob nicht vielleicht das folgende noch im Tone der Landsknechtlieder gehaltene Lied auf die Martinsgans von Finckelthauß als das älteste deutsche Studentenlied bezeichnet werden kann:

> Weil nun Sankt Martin bricht herein,
> Rundadinella,
> Muß meine Gans besungen sein.
> Zwo breite Füß und kurzen Schwanz
> Muß haben unsre Martinsgans.
>
> Das Leder schmeckt uns wohl zu Tisch,
> Die Flügel geben Flederwisch.
> Sie dadabadert mit Geschrei;
> Gick gack, gick gack ruft sie dabei.
>
> Drumb rupft und zupfet diese wohl,
> Sankt Martin eine haben soll.
> Sankt Martin bleibt bei seinem Recht.
> Weh dir, du armes Gänsgeschlecht!

Das Rundadinella wird nach jeder Zeile wiederholt, und so kann dieses alte deutsche Studentenlied an Lärm und Getöse schon mit jedem neueren Liede es aufnehmen, worin der Rodensteiner nach Eintritt der Polizeistunde noch den Kellermeister herausruft oder der faule Wenzel das ganze heilige römische Reich in Rheinwein vertrinkt.

Da der schwächer als Fleming und Opitz begabte Finckelthauß den größten Teil seines Lebens in den großen Städten Leipzig und Hamburg zubrachte, so führte er auch einen freieren gesellschaftlichen Ton in die erotische Lyrik ein, welcher sich vielleicht ab-

wärts bis zu manchen Frivolitäten von Heinrich Heine verfolgen ließe.

Die glücklichen Stunden, welche diese Leipziger Studenten und Dichter des siebzehnten Jahrhunderts im Rosenthal und bei der Martinsgans verlebten, waren nur einzelne Lichtblicke für sie. Es waltete kein freundlicher Stern über ihnen. Selbst daß sie sich schon während ihrer Universitätsjahre gekannt haben, dürfen wir nur vermuten, weil die beiden sächsischen Landsleute später trotz ihrer Reisen, die Fleming nach Asien und Finckelthauß nach Amerika führten, sich durch treue Freundschaft verbunden zeigten.

Oder ist es vielleicht gar nicht richtig, daß auch Finckelthauß nach Gustav Adolfs Tode in der Schlacht bei Lützen wie der fromme Paul Fleming aus Leipzig zunächst in die Küstenlandschaften an der Nord- und Ostsee geflohen sei? Hat vielleicht Gervinus recht, der ihn arglos als Bürgermeister oder Syndikus in Leipzig altern und bloß die schwarzen und blonden Haare seiner Leipzigerinnen besingen läßt? Ach nein! Gervinus hat übersehen, wie Finckelthauß „seine Schwarze“ lobt, die Negersklavin in Brasilien, wohin er mit den Holländern gegangen ist. Es ist deutlich genug, wenn er die Europäerin zu beschämen sucht mit den Worten:

Bistu denn von Elfenbein,
Marmor oder von Korallen,
Daß du drum willst schöner sein,
Weiße, mehr gelobt von allen?

Indem ich das Mißverständnis von Gervinus aufkläre, übersehe ich selbst aber nicht, daß Finckelthauß allerdings auch die Haare und Augen seiner Leipzigerinnen besingt, z. B. in den Worten:

Ihr schwarzen Augen seht zu mir,
Und brich herfür,
O braunes Haar, du starkes Band.
Entblöße dich, schneeklare Hand,
Und deute durch gewissen Schein:
Ja oder nein.

Finckelthauß überschreibt diese Verse „Er bittet um Antwort“, also um das Geständnis der Gegenliebe. Man könnte sagen: die richtige Antwort wird erst in den späteren Tagen der dritten Periode des Gesellschaftsliedes, welche ich in die Zeit vom Ende des Dreißigjährigen bis zum Anfange des Siebenjährigen Krieges setzte, gegeben durch folgende für den Beginn einer lebensvolleren deutschen Lyrik typische Strophe von Johann Christian Günther:

Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein.
Sie räumt' es nach so langem Schmerze
Dem wohlbekannten Dichter ein
Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen.

Von Fleming zu Günther bildet Finckelthauß als erotischer Dichter den Übergang. Wie Finckelthauß als Angehöriger einer namhaften Gelehrtenfamilie in ein näheres Verhältnis zur Universität Leipzig getreten zu sein scheint, so lebte sich Günther in drei Universitäten, Wittenberg, Leipzig und Jena, ein. Wie Finckelthauß nach dem Lobliede auf den Gesundbrunnen zu Hornhausen, versuchte auch Günther vergeblich in Dresden Hofpoet zu werden. Nicht bloß im Studentenliede, sondern auch im Soldatenliede „Morgenrot“ von W. Hauff begegnen uns noch heute Erinnerungen an ihn.

Der Beweis, daß Günther in der That zu den Dichtern der Gesellschaftslieder gerechnet werden muß, ist deshalb leicht zu führen, weil der „Singenden Muse an der Pleiße“ von Sperontes eine größere Anzahl von Günthers Gedichten beigegeben ist. Hätte Hoffmann von Fallersleben die „Singende Muse an der Pleiße“ noch kennen gelernt, so würde er vielleicht selbst die Auffassung widerrufen haben, daß das Gesellschaftslied schon im Dreißigjährigen Kriege aufgehört habe. Erst nach Hoffmanns Tode ist man durch Professor Spitta, unter anderem in dessen Vierteljahrsschrift von 1885, auf Sperontes aufmerksam gemacht worden.

Nach Spittas gediegenen musikalischen Untersuchungen schrieb der Schlesier Johann Sigismund Scholze, geboren 1705 in Lobedan, 1720 und 1721 auf der Schule zu Liegnitz, unter dem Namen Sperontes. Er studierte die Rechte in Leipzig und alterte dort sowie in Halle als Student. Seine Freunde und Sangesbrüder ließen zuerst 1736 seine „Singende Muse an der Pleiße“ erscheinen. Mit Einschluß ihrer Fortsetzungen erhalten wir durch sie zweihundertachtundvierzig Musikfavoritstücke aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mehrzahl der Stücke des ersten Teiles erkennt Spitta Menuetten und Polonäsen.

Der französische Einfluß überwog jetzt, wie im siebzehnten Jahrhundert der italienische.

Lieder von guter Stimmung wie „Angenehmer grüner Wald" bilden den Übergang zu den gewöhnlichen Gesellschaftsliedern jener Zeit, die schon sehr lebhaft an die jetzigen Gesänge für den Leierkasten erinnern. Zu diesen Liedern bei Sperontes gehört „Mein Döschen ist mein Hauptvergnügen", „Das Biliard ist mein Vergnügen", auch: „Soll mich ein Kartenspiel ergötzen, so ist es das Passarowitz". Damit berührt Sperontes nochmals ein Thema von Günther, der dem Frieden von Passarowitz ein längeres Gedicht gewidmet hatte. Der singende Leipziger rühmt sich, daß er „mehrenteils immer vergnügt" sei. Einzelnes in der „Singenden Muse" ist von Sperontes bearbeitet, anderes rührt unzweifelhaft von ihm selbst her.

Auch das Lied „Liebe mich redlich und bleibe verschwiegen" muß ich leider dem armen Schlucker Sperontes selber zuschreiben. Eine Traiteursfrau in Halle schlug den von ihm in diesem Gedichte gegebenen Rat der Verschwiegenheit in den Wind, zeigte ihn als ihren Liebhaber der Geistlichkeit an und wurde auf Befehl des Konsistoriums zwangsweise in Leipzig am 3. Februar 1729 mit ihm getraut. Als seine Gattin starb sie am 12. Februar 1738 zu Leipzig. Sperontes selbst erhielt am 30. September 1750 ein ärmliches Begräbnis. Er hatte ein Alter von fünfundvierzig Jahren erreicht und hinterließ eine Tochter unter den traurigsten Umständen in Leipzig. Vielleicht fand sie Hilfe bei Johann Sebastian Bach, von welchem es ziemlich feststeht, daß er eins der mutwilligsten Gesellschaftslieder von Sperontes in Musik gesetzt hat. Es ist das Spottlied auf das schon damals für Leipzig in Frage gekommene Universitätsstudium der Frauen. Nach diesem Liede setzt der Dekan der philosophischen Fakultät in der Aula den Frauen den Doktorhut auf und erhält dafür einen Kuß von ihnen.



Paul Fleming.

Die Leipziger Messen trugen wahrscheinlich dazu bei, Leipzig zum Brennspiegel für das deutsche Gesellschaftslied zu machen. Ohne Zweifel haben manche niemals gedruckte Leipziger Gesellschaftslieder noch nach dem Tode von Sperontes in Leipzig fortgewirkt. Selbst auf den jungen Goethe scheinen sie in Leipzig Einfluß geübt zu haben. Allein wenn wir auch nicht mit Hoffmann von Fallersleben das Gesellschaftslied schon im siebzehnten Jahrhundert verschwinden lassen, so war es doch im achtzehnten Jahrhundert beim Ausbruche des Siebenjährigen Krieges mit ihm vorbei. Selbst zur Zeit von Finckelthauß waren an dem Gesellschaftsliede die beiden Haupteigenschaften nicht völlig unmerklich geworden: Abhängigkeit von einer gewissen musikalischen Leitung und besonders Abhängigkeit vom Auslande. Eine Abhängigkeit vom Auslande, ähnlich wie in den Kleidermoden der Damen, war nun aber seit dem Siebenjährigen Kriege, in dem sich sogleich das Nationalgefühl hob, als Kennzeichen einer Gattung der deutschen Lyrik nicht mehr möglich.

So ist denn das Gesellschaftslied als besondere Gattung der Dichtkunst heutzutage nicht mehr vorhanden. Die stärker entwickelte Bildung läßt es, weil bei dem Gesellschaftsliede stets auf die Gegenwart der Frauen gerechnet werden muß, vielfach als anstößig

erscheinen. Das Sprüchlein „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren" hat jetzt selbst bei der Wirtin Töchterlein seine Geltung verloren. Gerade die höhere Bildung der Frauen ward dem Gesellschaftsliede am verderblichsten, und nicht zum kleinsten Teil die gehaltvollere musikalische Ausbildung unserer Damen, welche zu einer neuen Belebung der Hausmusik mit vielseitiger Berücksichtigung von Bach, Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann und Franz geführt hat. Abgesehen aber von der seit W. H. Riehls nicht unwirksam gebliebener Empfehlung wieder sehr ehrenvoll und erfreulich hervortretenden Hausmusik will ich noch kurz die litterarischen Verwandlungen nennen, in denen das Gesellschaftslied fortlebt.

Als Sperontes starb, oder gleich darauf, gaben in der Litteratur die sogenannten deutschen Anakreontiker den Ton an. Man kann behaupten, daß sie in manchen ihrer besten Lieder, z. B. „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt", dem Gesellschaftsliede nur eine antike Wendung, um nicht zu sagen Grundlage, gegeben haben. Ein Dilettant Namens Krause nahm auch bei den Anakreontikern, wie andere beim Gesellschaftsliede, das musikalische Interesse wahr. Wie der Göttinger Hainbund an einen Rosenthalbund erinnert, der nach Flemings Gedichten zu vermuten ist, wurde früher erwähnt. Unter den von Fleming verherrlichten Leipziger Dörfern war Gohlis, wo Schiller sein Lied an die Freude dichtete: dieses Gesellschaftslied „im höheren Stil". Das eigentliche Gesellschaftslied hatte stets einen etwas niedrigeren Flug genommen. Mehr vom Geiste des Gesellschaftsliedes als in Schillers Lied an die Freude findet sich daher bei dem in mancher anderen Beziehung wackeren Johann Heinrich Voß. Goethe und Schiller waren in ihrem Briefwechsel wahrhaft erschrocken über seine platten Verse:

> Dicht gedränget Mann und Weib
> Pflegen wir mit Punsch den Leib.
> Wie den Fuchs die Grube,
> Wärmet uns die Stube

Mancherlei von der Farbe des Gesellschaftsliedes mag sich auch ins Mildheimer Liederbuch gerettet haben, dessen wohlwollende verstandesmäßige Aufklärung unter anderem in dem Fleischerliede niedergelegt ist:

> Ein braver Fleischer mag das Vieh
> Wohl schlachten, doch nicht quälen,
> Und am Gewichte läßt er nie
> Auch nur ein Quentchen fehlen.

Aber auch abgesehen von solchen Machwerken liegt noch immer eine an das Gesellschaftslied, wie wir es kennen lernten, erinnernde Haltung der Gedichte mitten inne zwischen den echten Volksliedern und der Kunstlyrik. Man nennt alle diese Lieder volkstümliche Lieder, beliebte Lieder, auch Großvaterlieder. Ihren Kern bilden Lieder aus dem Bürgerschen und Voßschen Musenalmanach. Auf eine sinnige, ob auch von Geschäftsmäßigkeit nicht ganz frei zu sprechende Art sind sie neuerdings vermehrt worden durch viele Kinder- und Volkslieder Hoffmanns von Fallersleben. Seine politischen „Unpolitischen Lieder" sind vergessen, aber in den Kinder- und Schulstuben der ABC-Schützen lebt der biedere Volksmann fort.

Noch mehr als unter die Großvaterlieder hat sich das Gesellschaftslied in das Kommersbuch geflüchtet. Ja, seit das Liederbuch der Studenten, wie es von Friedländer redigiert ist, mehr und mehr die Lieder der Freiheitskriege über Bord warf und durch Trinklieder von Scheffel und Baumbach ersetzte, hat sich die „singende Muse" im Kommersbuch geradezu verjüngt. Ich verkenne nicht, daß durch die beiden genannten Dichter das Gesellschaftslied zu einer ungeahnten Höhe erhoben ist, aber ich muß doch Paul Schlenther recht geben, wenn er hier vor Überschätzung warnt. Der arme Lenau, um nicht zu sagen Uhland oder Goethe, hat aus der Tiefe und aus der Fülle seines Herzens doch mehr echte Poesie zu schöpfen gewußt als solche Trinklieder, bei deren Gesange jetzt die Germanen zu beiden Seiten des Rheines ihre Büffelhörner mit Gerstensaft oder mit „Kutscher" füllen. Wir wollen keine Wasserdichter in der Poesie leiden; aber was wirklich aus dem Inneren kommt, ist doch noch für höher und lebensvoller zu erachten als der lauteste Ausbruch der bloßen Geselligkeit.

Eine mohammedanische Hochzeit.

Von

Antonie Ruete.

Während meines längeren Aufenthaltes in Jaffa an der syrischen Küste begrüßte ich es mit großer Freude, als eines Tages eine Bekannte mich aufforderte, einer mohammedanischen Hochzeit beizuwohnen, und gern willigte ich ein, da es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn Christen solchen Ereignissen beiwohnen dürfen. Die Festlichkeit sollte überdies ganz in unserer Nähe, im Hause eines Orangenplantagen-Besitzers stattfinden, welcher mit seiner Familie, noch ganz unbeleckt von allem Kulturfortschritt, ein patriarchalisches Leben führte. Eine Seltenheit in dem heutigen Orient, wo besonders in den größeren Städten die modernen Orientalen sich oft mit wenig Geschmack und Geschick die ihnen von Europa überbrachten Moden und Gebräuche aneignen; besonders die jeunesse doré liefert darin Großartiges.

Nachdem wir am Tage vorher nochmals feierlich eingeladen waren, machten meine Freunde und ich uns auf den Weg, d. h. wir bestiegen unsere Esel resp. Pferde und erreichten in einigen Minuten unser Ziel. Am Thore des mit Kaktus umsäumten Gartens empfingen uns dienstbereit mit freudestrahlenden Gesichtern die Gärtner, welche an diesem Tage als Diener fungierten. Mit uns zu gleicher Zeit betraten den gastlichen Hof einige würdige weißbärtige Muselmänner, welche aber in die im Erdgeschoß seitlich liegenden Räume eintraten, während unsere, nur aus dem zarten Geschlecht bestehende Gesellschaft die zum ersten Stock führende Treppe hinauf ging, welche zu den Gemächern der Damen führt. Von den Schwestern des Bräutigams freundlich begrüßt, betraten wir das Familienzimmer, Schlaf- und Wohnraum der greisen Eltern, ihr jetziges Altenteil, nachdem sie ihren drei Söhnen jedem ein neues großes Zimmer gebaut haben, wie dies die Sitte im Morgenlande ist. Die Söhne bleiben stets im Hause des Vaters, welcher, wenn dazu im stande, jedem derselben bei der Heirat ein Zimmer anbaut, wodurch ein solches Haus oft ganz merkwürdig aussieht, denn von Symmetrie ist keine Rede, bald bekommt der obere, bald der untere Stock einen solchen Auswuchs in Gestalt eines angesetzten Zimmers. Die Mahlzeiten, deren es nur zwei bis drei giebt (dazwischen wird den ganzen Tag genascht), versammeln die sämtlichen Familienmitglieder in dem Vorraum, einer Art Terrasse, und da die Mohammedaner in Syrien selten mehr als eine Frau besitzen, so herrscht im Durchschnitt ein ganz harmonisches Zusammenleben der verschiedenen Familien.

Bei der bevorstehenden Feier galt es den dritten und jüngsten Sohn mit einer entfernten Verwandten zu vermählen. Der älteste Sohn war schon verheiratet und verfügte über eine große, zum Teil schon erwachsene Familie. Der zweite Sohn war noch ledig; aber da die Söhne in einer Familie immer nach der Reihenfolge heiraten, so erhielt der zweite Sohn ebenfalls bei dieser Gelegenheit Zimmer und Ausstattung als Entschädigung, obwohl er noch keine Wahl getroffen. Nachdem wir die alte Mutter des Bräutigams und die übrigen

Verwandten begrüßt hatten, wurden wir gebeten, Platz zu nehmen. Als die bevorzugten Gäste setzten wir uns auf die wenigen Rohrstühle, welche an gewöhnlichen Tagen auf großen Nägeln an der Wand hingen, um den Raum nicht zu beengen. Die ganze übrige Gesellschaft saß auf Steppdecken auf dem Boden; die älteren, meist in Seide gekleidet und mit Schmuck behangen, unterhielten sich eifrig, die jüngeren Cousinen, welche die Verpflichtung hatten, die Braut zu schmükken, beklebten Myrtenzweige mit Rauschgold, welche sie später auf einen kronenartigen Aufputz hefteten. Dieser Aufputz bestand aus einem über Karton gehefteten rotseidenen Tuch, zwischen den Myrtenzweigen wurden Brillantagraffen befestigt. Dies alles ging ihnen behende und flink von der Hand, und diese Naturkinder entwickelten dabei erstaunlich viel Geschick.

Bei dieser Gelegenheit kam mir aufs neue zum Bewußtsein, mit welcher Ruhe und Würde die Morgenländer bei solchen Gelegenheiten, die bei uns Unruhe, Hast und Überstürzung hervorrufen, verfahren. Welches Rennen und Jagen veranlaßt bei uns ein solches Fest! Hier war alles gleichsam improvisiert, es wickelte sich allmählich ab, wie eins das andere mit sich brachte. Ein Familienmitglied löste das andere ab, um sich die Festtagskleidung anzulegen, und verschwand zu diesem Zwecke in den anliegenden Räumen. Obwohl sich von uns beobachtet wissend, zeigte niemand Verlegenheit oder Scheu; es war ihnen eben alles natürlich und sie kannten es nicht anders. Der Landessprache einigermaßen mächtig, unterhielten wir uns mit den sich allmählich ansammelnden Gästen eine Zeit lang, bis wir aufgefordert wurden, die Braut zu sehen. Dieses arme Geschöpf saß so zu sagen als Gefangene in ihrem zukünftigen Heim, der neugebauten Stube, und war mit einem Schleier behangen. Einige jugendliche Verwandte sprachen im flüsternden Tone mit ihr, und mußte die Heldin des Tages oder vielmehr der Nacht, denn die ganze Ceremonie ging während der Nacht vor sich, vorschriftsmäßig eine schüchterne und beschämte Miene zur Schau tragen. Sie war höchstens fünfzehn Jahre alt und leidlich hübsch, besonders hatte sie einen weißen, sehr hochgeschätzten Teint und langes schwarzbraunes Haar. Die Stube war hübsch eingerichtet. Der Thür gegenüber war der Wand entlang ein sammetener Diwan aufgestellt, sauber mit weißem Schirting und Spitzen bezogen. Rechts in der Mitte der Wand stand eine moderne Kommode aus Nußbaumholz, darüber hing ein Spiegel in Goldrahmen. An der Thürseite war ein schönes eisernes Himmelbett aufgestellt, mit Schweizer Gardinen bezogen und mit seidener Decke belegt. Sonst standen nur noch wenige Wiener Stühle in dem durch Sauberkeit und Ordnung anheimelnden Raum. Hier zeigte es sich aufs neue, wie der Trieb zur Verbesserung und Vervollkommnung im Menschen wohnt. Aber leider mit ihm wachsen auch die Ansprüche! Selbst hier in diesem weltverlorenen Garten bei Jaffa will es der Sohn immer besser haben als der Vater, ja der letztere trägt selbst dazu bei. Während die schon siebzig Jahre alten Eltern noch auf der Erde schliefen und im übrigen ganz konservativ mit ihren geringen Geräten zufrieden waren, bekam der Sohn eine modern eingerichtete Stube, wo selbst das Alfenide-Theebrett nicht fehlte. Auch die Ausstattung hatten wir noch zu bewundern. Diese bestand aus mehreren Kleidern, seidenen sowohl wie baumwollenen, und etwas Wäsche. Viel von letzterer brauchen ja diese guten Leute nicht, denn alles trocknet im Verlauf von einer Stunde bei Sonnenglut. Überhaupt bringt die Braut nur das Nötigste zum persönlichen Gebrauche mit. Alles andere, sogar den obligaten Schmuck, besorgt der Bräutigam oder dessen Vater, wie er denn auch dem Vater der Braut einige Hundert Goldstücke je nach der Vermögenslage als Abfindungssumme zu zahlen hat.

Als der Sonnenuntergang herannahte, legten einige ältere Frauen Matten zurecht und begannen ihr Abendgebet. Die jüngere Generation schien sich von diesem Brauch emancipiert zu haben, wie man überhaupt im jetzigen Syrien nur eine geringe Anzahl Personen antrifft, welche alle vorgeschriebenen Regeln ihrer Religion gewissenhaft ausüben. Besonders die Männer haben viel fortschrittliche Neigung, was sich durch das überhandnehmende Trinken zeigt. Als die wenigen Gläubigen ihre rituellen Gebete beendet hatten, wurde das Abendessen auf-

getragen. Da es keine Tische giebt, so dienen zu diesem Zwecke die großen, kupferverzinnten Tabletts auf niedrigen Böcken, wie man sie besser ausgeführt in Messing oder Bronze jetzt auch in Europa häufig sieht. Das Essen wird auf den großen Tablettes gleich aufgetragen; die Gesellschaft gruppiert sich zwanglos herum, auf dem Boden kauernd und die Speisen mit den Händen zum Munde führend. Das Essen ging nun ganz nach dem Range der Gäste vor sich. Erst die vornehmsten und dann weiter sich abstufend die geringeren, bis schließlich die Dienstboten an die Reihe kamen. So ist es jetzt noch in den alten Familien Sitte. Dazwischen wurden dann die etwaigen Lücken stets wieder ausgefüllt. Das Hauptwerk der Küchenfee bestand an diesem Festtage aus einem opulenten Hammelrücken, welcher allen vortrefflich mundete. Die obere Haut des Rückens war gelöst und darunter eine Füllung von Reis und Gewürzen gestopft. Das Fleisch war zart und schmolz im Munde. Der Hammel im Orient besitzt nicht den durchdringenden Geschmack der europäischen Rassen, sonst könnte man das Fleisch nicht tagtäglich essen, da eine Abwechselung höchstens durch Ziegenfleisch stattfindet. Außer dem Braten gab es noch mehrere andere Gerichte, besonders mit Fleisch gefüllte Gemüsesorten, welche sämtlich, mit viel Sorgfalt bereitet, sehr wohlschmeckend waren. Wir Europäer wurden durch Holzlöffel geehrt, die übrigen bedienten sich ihrer Naturgabeln. Zu gleicher Zeit fand in den unteren Räumen die Bewirtung der männlichen Festteilnehmer statt.

Nachdem das Essen vorüber, wurde zur Schmückung der Braut geschritten. Die Cousinen flochten das Haar in zwei Zöpfe, in dieselben wurden Blumen gesteckt. Das Haupt schmückte die rote Krone, von welcher ebenfalls Blumengewinde herniederfielen. Als Kleid wurde eins von roter Seide gewählt, die Füße bekleideten blaue goldgestickte Sammetpantoffeln. Die Hände waren zuvor mit geometrischen Mustern in brauner Farbe geziert (das gilt als besonders schön) und mit Ringen geschmückt. Von den Ohren hingen lange Gehänge hernieder. So ausstaffiert, wurde die Braut, welche eine wahre Armesündermiene angenommen hatte, in das Nebengelaß geführt, das ebenfalls auf den Altan mündete. Letzterer wurde mit Matten belegt, da er als Schauplatz der ganzen Ceremonie dienen sollte.

Jetzt hatten sich auch schon ungefähr fünf bis sechs Sängerinnen eingefunden (sämtlich alt und häßlich) und mit ihnen eine Tänzerin. Derartige Personen werden bei solchen Gelegenheiten für einige Franken gemietet, nehmen aber eine ganz untergeordnete Stellung ein. Als alles bereit war, stellte sich eine Sängerin auf das obere Ende der Treppe und schlug mehrmals heftig auf ihr Tamburin. Dies war das Zeichen für den Bräutigam, daß die Braut geschmückt seiner wartete. Ich muß vorausschicken, daß vorher in den unteren Räumen von den gegenseitigen Verwandten der Ehekontrakt unterzeichnet und von dem Kadi (Richter), der in diesem Fall zu den Verwandten zählte, beglaubigt wurde.

Nun erschien der Bräutigam, ein jugendlicher Mann von vielleicht dreißig Jahren, lächelnden Gesichtes, geführt von seinem Neffen und einem Cousin. Außer diesen beiden Jünglingen durfte kein männliches Wesen als Zeuge zugegen sein. Am Fuße der Treppe umarmten die Gärtner ihren Herrn und überschütteten ihn mit Beglückwünschungen. Auf dem Altan angelangt, mußte der Bräutigam rückwärts bis zu seinem Sitze am anderen Ende gehen, damit er den anwesenden Jungfrauen nicht ins Gesicht sehen konnte, was überdies unmöglich war, denn alle Frauen verhüllten beim Vorbeipassieren ihre Gesichter. Als der junge Mann seinen Ehrenplatz, umgeben von seiner Mutter und Schwiegermutter und sonstigen nächsten Verwandten, eingenommen, traten seine Schwestern dem Alter nach vor und tanzten solo, zwei riesige Kerzen in den Händen, eine Art Fackeltanz, wobei sie Geschick und Anmut entwickelten. Begleitet wurden sie von den Gesängen der Sängerinnen, manchmal fiel auch die ganze Gesellschaft ein. Es war ein wirklich magisches Bild! Die rabenschwarze Nacht und die funkelnden Sterne, die malerischen Gruppen von ungefähr achtzig Frauen von Fackeln beleuchtet, dazu der eigenartige Gesang, fast immer in Moll, mit langgezogenen Tönen, zwischendurch die obligaten Juchherufe.

Nachdem die Schwestern getanzt, erhielt der glückliche Bruder von jeder einen „greifbaren" Händedruck und Kuß. Darauf stellten sich die Sängerinnen auf und begannen einen Huldigungshymnus mit der ganzen Kraft ihrer Stimme, die Tamburine heftig schüttelnd. Darauf gingen sie mit letzteren herum, und jeder Gast warf eine Münze hinein. Nun trat die bezahlte Tänzerin hervor und that das Ihre, sich nur in kleinem Kreise drehend und wendend. Sie führte verschiedene Tänze auf mit Castagnetten, Taschentüchern und so fort.

Endlich war der Hauptmoment gekommen, nämlich das Vorführen der Braut. Der Bräutigam hatte der Sitte gemäß seine Auserwählte nur als Kind gesehen und war selbstredend jetzt auf ihren Anblick gespannt. Auf hohen Sandalen, mit geschlossenen Augen, von zwei älteren Frauen geführt, erschien die Braut. Von ihrem Haupte wallte ein Schleier von roter Gaze. Voran schritten Kinder mit Fackeln, welche dem Bilde einen äußerst malerischen Effekt verliehen. Langsam schritt der Bräutigam ihr entgegen, worauf er den Schleier entfernte, denselben aber dann mit ziemlich burschikoser Bewegung im Rocke verbarg. Er begab sich an seinen Platz zurück; die arme Braut aber mußte minutenlang mit geschlossenen Augen dastehen, mit Fackeln beleuchtet, den Blicken der Versammlung preisgegeben. Dazwischen nun stets Gesang, manchmal sogar Gejohle und Juchherufe, welche wie ah-i in den höchsten Tönen klangen. Nun wurde die Braut wieder zurückgeleitet, das Kleid gewechselt, und von neuem erschien sie als lebendes Bild, eine Kaffeetasse in der einen, eine Kanne in der anderen, zum Zeichen ihrer hausfräulichen Würde. Abermaliges Kleiderwechseln; jetzt hatte sie Nadel und Faden in der Hand, ein andermal eine Cigarette zum Zeichen, daß sie auch solche drehen könne. Neunmal hatte sie die Kleider zu wechseln (zum großen Teil geborgte) und jedesmal mit geschlossenen Augen ihre verschiedenen Tugenden zu illustrieren, denn noch durfte sie ihrem Herrn und Gebieter nicht ins Antlitz schauen. Erst als sie sich zum neuntenmal produziert hatte, trat der Herr der Schöpfung vor, legte seinen Arm in den ihren und geleitete seine Auserwählte auf ihren Platz an seiner Seite; dort angelangt, drehte sie ihm den Rücken und senkte den Kopf, wahrscheinlich überwältigt von der Ehre, neben ihrem Herrn zu sitzen.

Diese ganze Ceremonie hatte sich stundenlang hingezogen, und nur durch Kaffee, der fortwährend herumgereicht wurde, erhielt die Gesellschaft sich wach. Manche freilich zogen sich für kurze Zeit zurück und schliefen trotz des Gejohles und Gesinges. Nachdem Platz genommen, tanzte die Tänzerin wieder ihre schließlich eintönigen Tänze, und die Sängerinnen sangen nur noch mit heiseren Stimmen, obwohl der Kaffee fleißig ihre Kehlen anfeuchtete. Allmählich erschien Aurora am Himmel — ein Zeichen, daß das Fest seinem Ende nahe sei. Über der Thür des Zimmers der Brautleute wurde auf einem grünen Blatt etwas Hefe befestigt, als Symbol, daß die Familie stets mit Brot gesegnet sein möge, überhaupt in jeder Weise prosperiere. Die Braut mußte sich auf einen Stuhl stellen und die Hefe zu sich nehmen. Darauf faßte der Bräutigam sie bei der Hand, und indem er sie über die Schwelle führte, sagte er: „Gott segne dich darin." Ein viel benutzter Ausspruch, welcher schön und herzlich in arabischer Sprache klingt. Die Gäste wurden nun noch mit Kuchen und Konfekt bewirtet, dann traten die meisten den Heimweg an. Ein Teil blieb auch den nächsten Tag über, da derselbe noch viele Gratulanten bringen sollte.

Befriedigt kehrten wir heim, mit dem Bewußtsein, einem originellen Schauspiel beigewohnt zu haben, wie es Europäern nur selten zu teil wird; denn wenn auch äußerlich freundlich und zuvorkommend, so gestatten bei derartigen Feierlichkeiten die Muselmänner selten Andersgläubigen einen Einblick. Noch lange blieb uns die interessante Nacht mit ihren magischen Bildern, wert, von den besten Malern gemalt zu werden, im Gedächtnis. Ich muß noch hinzufügen, daß die religiöse Ceremonie am Tage vorher in der Moschee stattgefunden hatte, bei welcher aber nur der männliche Teil der Festversammlung zugegen war.

Litterarische Notizen.

Von den **Quellenschriften zur Kunstgeschichte und Kunsttechnik** (Wien, Karl Graeser) liegen zwei neue Hefte vor. In dem einen stellt J. von Schlosser alle diejenigen litterarischen Notizen zusammen, die aus der karolingischen Zeit über Art und Leistungen der gleichzeitigen bildenden Kunst auf uns gekommen sind. Solche Schriftquellensammlungen gehören zu dem notwendigsten Hilfsmaterial, dessen heute die Kunstwissenschaft bedarf. Der Historiker, welcher die Kunst jener Zeit zu behandeln hat, findet in ihnen eine wohlgeordnete, mit allen nötigen Indices versehene Zusammenstellung aller der litterarischen Stellen, die er sich sonst nur mit Mühe und unter Aneignung außerhalb seines Faches liegender Kenntnisse verschaffen kann. Diese Art Schriften sind der beste äußere Beweis für den penibel historischen Zug, der unsere Kunstwissenschaft charakterisiert. Sie dürften aber auch an sich ein Interesse gewähren durch das geschlossene Bild einer von bestimmten Zeitgrenzen eingeengten Kunstanschauung, welche sie in der Sammlung gleichzeitiger Äußerungen über ein und dasselbe Thema geben. Das zweite Heft bietet uns die von Ilg besorgte Zusammenstellung aller der Abschnitte dar, welche sich in den größten mittelhochdeutschen Dichtungen auf Kunst und Kunsttechnik beziehen. Ilg ordnet den Stoff nach den einzelnen Dichtungen, während ihn Schlosser nach den Abteilungen künstlerischer Thätigkeit zerlegt. Die karolingischen Quellen sind eben als litterarische Werke weniger von Belang wie als Hilfsmaterial, die Dichtungen des Mittelhochdeutschen aber haben so zu sagen individuellen Wert und wollen nicht zerpflückt sein, sondern gerade durch die verschiedenen in ihnen ausgeprägten Kunstanschauungen zur Kenntnis der damaligen Ästhetik und Kunstlehre ein wichtiges Moment beitragen. Daher darf wohl besonders der Ilgsche Band auch beim großen Publikum auf ein regeres Interesse rechnen, zumal er in seiner Darstellungsart durch einen wohlthuenden subjektiven Zug über die trockene Kompilationsarbeit sich erhebt.

Deutsche und italienische Kunstcharaktere. Von Berthold Riehl. Mit sechzehn Abbildungen. (Frankfurt a. M., Heinrich Keller.) — Eines jener Werke, die sich besonders empfehlen zur Einführung des Laien in die Kunstgeschichte. Was die Schrift hierfür so geeignet macht, ist die Art, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt. Er ergeht sich nicht in allgemeinen, auf reichen Kenntnissen basierten Auseinandersetzungen, sondern er greift einige wichtige Punkte aus der großen Masse des Stoffes heraus, um von ihnen aus das ganze Gebiet in seinem vollen Umfange bearbeiten zu können. Das Thema umfaßt den Gegensatz und die gegenseitige Beeinflussung der deutschen und der italienischen Kunst. An dem Kunstleben zweier charakteristischer Städte, Regensburg und Verona, wird dieses Verhältnis in concreto erläutert. Nun wird fortgeschritten zur Behandlung einzelner Künstlerindividuen, in deren Entwickelung sich dasselbe Verhältnis wiederspiegelt. Fiesole und Fra Bartolommeo, die beiden Mönche von S. Marco, beginnen den Reigen, Dürer und Bellini folgen ihnen, Michelangelo und Rubens bilden den Beschluß, zwischen deren Abschnitten sich noch die Darstellung des Lebens- und Wirkens von Teniers und Brouwer einschiebt. Durch die Klarheit und Einfachheit der Schreibweise wird dem auch nicht fachkundigen Leser ohne Schwierigkeit das volle Verständnis eines jeden dieser Ausschnitte aus der Geschichte ermöglicht, zumal ihn die vorzüglich gelungenen Abbildungen bei der Lektüre aufs beste unterstützen.

Bei Gustav Weise in Stuttgart erscheint ein **Handbuch der deutschen Tracht** von Fr. Hottenroth, mit Buntdruckbildern und vielen Textillustrationen, welches auf einen zahlreichen Kreis von Abonnenten (fünfzehn monatliche Lieferungen zu zwei Mark) rechnen darf, besonders wohl aus dem schöneren Geschlechte, da ja auch in praxi unsere augenblickliche Mode von retrospektiven Grundsätzen geleitet wird und sich hier für diejenigen, die nicht bloß Moden tragen, sondern auch über Moden nachdenken, ein ausführliches Nachschlagebuch darbietet.

* * *

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. (München, Dr. E. Albert u. Co.) — Es war ein sehr

nützliches und verdienstvolles Unternehmen, in diesem Sammelbande eine Auslese specifisch moderner Dichtungen zu geben, welche sowohl für Kenner als für Nichtkenner ihren großen praktischen Wert hat. Jene nämlich sind dadurch in den Stand gesetzt, sich einen fast vollständigen Überblick über die vielverzweigten Strömungen modernster Poesie zu verschaffen, die sie sonst nur aus vereinzelten Quellen kennen lernten; diese aber erhalten ein so vielseitiges und ausgebreitetes Bild der ihnen wohl nur vom Hörensagen bekannten hochinteressanten Vorgänge in den Köpfen unserer Jüngsten, daß sie sich von Stunde an ein anderes und namentlich gereifteres Urteil über diesen Teil unserer Zeitbewegung machen werden. Mit Staunen werden sie wahrnehmen, welche Fülle von Talent, ja sogar von individueller genialer Begabung im Schoße unserer Zeit ruht, oft leider gänzlich übertönt vom sensationslüsternen Geräusch der Alltagswelt. Aber gerade in ihrer Zurückgezogenheit und Einsiedelei reiften die weltfremden Phantasien manches Musensohnes zu solcher eigenartigen Farbenpracht und zu solcher tiefgrundigen Intimität aus, daß man oft das Gefühl hat, nur ein leiser Schleier trenne uns noch von der ins volle Sonnenlicht heraustretenden Blüte dieser Entwickelung. Einen unwiderstehlichen Reiz übt diese Dämmerung, in welche noch das Aufkeimen der jungen dichterischen Kräfte sich einbettet, gerade auf denjenigen aus, der, von den Gewohnheiten der traditionellen Kunst nicht im Zwang gehalten, mit wohlwollender Freude den Regungen einer neuen Phantasiewelt zuschaut. Die parteilose Anordnung der hier vereinigten sehr zahlreichen Originalbeiträge lebender Dichter bringt es mit sich, daß aus allen Schattierungen der Poesie wie der Begabung sich Proben vorfinden. Lyrische, epische und dramatische Gaben wechseln miteinander: doch bietet uns die Lyrik bei weitem die individuellsten Früchte dar und durchsetzt auch mit ihrem Elemente so die Gebiete der Epik und Dramatik, daß man zur sicheren Hoffnung auf eine bevorstehende Neublüte der Lyrik geführt wird. Aber auch die Begabungen schieben sich bunt durcheinander: neben konventionelleren Dichtungen, die sich auf dem hergebrachten Wege ergehen, finden sich die subjektivsten, auf einen völlig neuen Boden sich stellenden Ergüsse, die in Form wie Inhalt mit der Vergangenheit gebrochen haben. Und neben den allerintimsten Subjektivismen, wie Bleibtreus „Lyrischem Tagebuch", wagen sich äußerliche Undichtungen hinein, wie Schaumbergers „Freude" oder Tovotes „Schnucks". Infolge dieser Mannigfaltigkeit ist das Studium der Sammlung im höchsten Grade anregend und für den Interessenten der modernen künstlerischen Bewegung geradezu unentbehrlich. Einzelne Namen oder Dichtungen hier herauszugreifen, hätte wenig Zweck. Auch ist der Geschmack den individuellen Leistungen gegenüber selbst wieder sehr individuell. Wir erwähnen nur noch, daß eine Auswahl von Porträts moderner Dichter und Maler und einige Reproduktionen moderner Werke, besonders Stuckscher und Thomascher, das Buch zieren.

*　*
*

Der Widerspruch in der Musik. Von R. Louis. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Das Werk eines jungen Wiener Musikus, das zu den bedeutendsten musik-ästhetischen Untersuchungen zählt, welche die Gegenwart hervorgebracht hat. Der Titel, der vielleicht nicht jedermann von sich aus verständlich sein wird, erklärt sich sofort mit dem Hinweis auf die Schopenhauersche Denkungsart, in deren Kreis der Verfasser gehört. Schopenhauer war es, der zuerst mit deutlicher Bestimmtheit den Charakter des ewigen Kampfes, des ewigen Sichselbstzerstörens dargelegt hat, der das Wesen dieser unserer Welt ausmacht. Der tiefste seiner Schüler, der infolge seiner unglaublich schwülstigen Sprache leider noch viel zu unbekannte Philosoph Bahnsen, hat dann diese Widerspruchsnatur, welche sowohl der äußeren Welt, als unserem inneren Wissen als specifische Eigenschaft anhängt, zum Grundzug seiner äußerst geistreichen und wahren Philosophie ausgebildet. Louis tritt in Bahnsens Fußstapfen und wendet diese Theorie vom ewigen Widerspruch auf die Musik an, in welcher ja seit alten Zeiten die beiden Elemente des Formalschönen und des Ausdruckswahren, Darstellenden sich bekämpfen und durch diesen ihren Kampf die Entwickelung aufrecht erhalten. Wie aber im Denken aus der Resignation, doch niemals Form und Inhalt, Schönheit und Ausdruck harmonisch einen zu können, der Humor entspringt, der die Zufluchtsstätte des mit sich und der Welt fertigen Pessimisten bildet, so wächst auch in der (im Schopenhauerschen Sinne ja ein verklärtes Weltbild bietenden) Musik ein Höheres im Humor aus dem ungelösten und unlösbaren Widerstreit der Formgesetze mit dem Drängen des Inhalts hervor. Diese Theorie, im einzelnen durchgeführt, an berühmten Meistern exemplifiziert, mit den tiefsten und reifsten ethischen und ästhetischen Wahrheiten durchsetzt, von einem freien Blick für die Entwickelung der Kunst getragen, bildet den Inhalt des Schriftchens, das zu den anregendsten Lektüren gehört, die der heutige Büchertisch dem Musikfreunde überhaupt bietet.

Über das Darstellungsvermögen der Musik. Von Paul Schneider. (Oppeln und Leipzig, Eugen Franck.) — Seit siebenunddreißig Jahren ist die Musikästhetik ordentlich in Fluß gekommen. Den Anstoß gab Hanslicks berühmte Schrift „Vom Musikalisch-Schönen". Aber dieser Anstoß war mehr ein negativer. Denn fast die ganze Forschung hatte das Ziel, Hanslicks Thesen von der einseitigen formalen Bedeutung der Musik zu widerlegen und die moderne Ausdrucksmusik zu schützen und zu theoretisieren. Zur Zeit ist die formale Musiktechnik endgültig abgethan und mit anderen Überresten der Hegelschen Periode in den Schatten gerückt. Die vorliegende Schneidersche Schrift verfolgt den Zweck, an der Hand des alten Hanslickschen Buches, Kapitel für Kapitel, die

ganze Errungenschaft der modernen Forschung vorüberziehen zu lassen, um den Abstand klar zu erfassen, der das Heute von dem Einst trennt. Kleine Seitenwege nach den Gebieten der Rhythmik, der Motiveinheit 2c. beleben den Gang der Untersuchung. Wir empfehlen darum die Lektüre des Buches allen denen, die sich einen Überblick über den Stand der modernen Musikästhetik verschaffen wollen und sich für die Widerlegung einseitig formaler Kunstanschauungen interessieren.

* *
*

Peter Paul Rubens. Von Theodor Seemann. (Leipzig, P. Friesenhahn.) — Das Werk nennt sich eine „Studie“ und giebt sich in der That nicht als eine erschöpfende, das ganze Material bis auf den letzten Winkel durchstöbernde Monographie, sondern als eine allgemeinverständliche und den Extrakt des bisherigen Wissens kurz und übersichtlich zusammenfassende Schilderung des Lebens und Wirkens von Rubens. Um so eher wird das Schriftchen seinen Weg in die weiten Kreise des Publikums finden, dessen Interesse an der alten Kunstgeschichte ja in dem Grade wächst, als sich dieselbe in biographischer Form um einzelne bedeutende Geister gruppiert. Man wird die große Masse der Kunstfreunde, welche sich nicht fachwissenschaftlich mit dem Stoff beschäftigt haben, am ehesten auf den erfolgreichsten Weg des Verständnisses leiten, wenn man ihnen kurze, abgeschlossene Bilder einzelner hervorragender Künstler der Vergangenheit vor die Augen stellt und all die Quisquilien beiseite läßt, welche die Lücken zwischen den Gipfelpunkten der Geschichte ausfüllen. In diesem Sinne wird Seemanns Büchelchen überall wohlthätig und belehrend wirken.

* *
*

Vom Charakteristisch-Schönen. Von Theodor Alt. (Mannheim, J. Bensheimer.) — Denjenigen Kunstfreunden, welche sich gegenüber den individualistischen Bestrebungen der modernen Kunst und Kunstkritik nicht damit befreunden können, das subjektive Element in den künstlerischen Schöpfungen so stark in den Vordergrund treten zu sehen, empfehlen wir als willkommene Lektüre dieses Schriftchen des bekannten Ästhetikers, welches die antisubjektivistischen Gedanken in wissenschaftliche Form zu bringen und in ernsten, freilich etwas altertümlichen Darstellungen durchzuführen versucht. B.

* *
*

Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von Arthur Drews. Zwei Bände. (Berlin, Paul Maeters Buchhdlg.) — Der Verfasser der vorliegenden Arbeit darf wohl als einer der entschiedensten Anhänger Eduard von Hartmanns gelten. Das groß angelegte, umfangreiche Werk, das uns der Verfasser bietet — es umfaßt ungefähr 1160 Seiten —, behandelt einen wichtigen Abschnitt der deutschen Philosophie. Daß in dieser Beziehung bisher eine große Lücke bestand, kann nicht bezweifelt werden, und besonders war der Standpunkt der verschiedenen neueren deutschen Philosophen in religiöser Beziehung bisher noch niemals eindringlich genug behandelt worden. Was das vorliegende Werk besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß es sich nicht um eine einfache historische Zusammenstellung handelt, sondern daß der Verfasser von seinem Standpunkt aus, der übrigens wohl in mancher Beziehung angreifbar ist, die verschiedenen Systeme kritisiert. Über hundert Jahre sind seit dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ vergangen und man hat es bisher noch nicht unternommen, in dieser Weise die deutsche Philosophie dieses Zeitraums zu behandeln. Der Standpunkt des Autors ist der des Pantheismus. Ziemlich scharf wendet er sich gegen die eigentlichen Theisten, welche die Persönlichkeit Gottes für etwas Bewiesenes ansehen und gewissermaßen die moralischen Grundlagen unserer Kultur von ihrem theistischen Standpunkt aus allein als möglich ansehen. Drews glaubt, daß nach dieser Richtung eine Umwälzung gegenwärtig stattfinde und daß, wenn so häufig von einem Kampf der alten und neuen Weltanschauung gesprochen werde, es sich hier um den Kampf zwischen Atheismus, Theismus und Pantheismus handle. Drews wünscht, daß die Philosophie mit der Religion wieder enger in Verbindung trete, und daß auch die Philosophie sich mehr und mehr von den gegenwärtig sie allein beherrschenden Problemen abwende; sie soll wieder mehr dem Studium der Metaphysik sich zuwenden und nicht, wie es gegenwärtig die hervorragenden Philosophen thun, sich nur mit Erkenntnistheorie und Logik sowie mit exakter Experimentalpsychologie beschäftigen. Drews wendet sich ganz entschieden gegen die Auffassung, als ob Pantheismus und Religion einander ausschließen. Im Gegenteil, er tritt entschieden dafür ein, daß die Religion der modernen Anschauung Rechnung trage, damit der unbändige Glückseligkeitstrieb der Massen durch eine Erhöhung des sittlichen Bewußtseins gefördert werde. Drews beleuchtet auch ausführlich die Anschauungen einiger spiritistischen Philosophen. Wenn auch manche von ihnen in wissenschaftlichen Kreisen meistens nicht ernst genommen werden, so ist es dennoch vom Standpunkt der Wissenschaft aus vollständig zu billigen, daß Drews sich dadurch nicht abhalten ließ, auf sie einzugehen; es beweist dies im Gegenteil eine große Objektivität des Verfassers, die nicht unterschätzt werden darf. Das vorliegende Werk bietet ein hohes Interesse, und zwar nicht nur für Theologen und Philosophen, sondern, wie ich glaube, auch für viele Naturforscher. Ob die pantheistischen Anschauungen des Autors, die der Persönlichkeit Gottes entgegengesetzt sind, in der Weise, wie es der Verfasser glaubt, auf die Sittlichkeit des Volkes Einfluß zu üben im stande sind, möchte ich nicht als sicher behaupten. Wie immer man aber

darüber denkt, das Werk muß als ein nicht nur sehr fleißiges, sondern als ein höchst verdienstvolles anerkannt werden, wenn es auch selbstverständlich an scharfen Kritiken, besonders von theologischer Seite kaum fehlen dürfte.

* * *

Die Krankenpflege im Hause und im Hospitale. Von Th. Billroth. (Wien, C. Gerolds Sohn.) — Billroths Buch ist wesentlich für Krankenpflegerinnen bestimmt, doch werden auch viele andere in dem Buche nützliche Winke für den Umgang mit Kranken finden. Wenn in neuerer Zeit vielfach der Wunsch ausgesprochen wird, daß die Popularisierung der Medizin nicht weiter um sich greifen dürfe, so ist dieser Wunsch zweifellos durch die Befürchtung erweckt, daß Laien zu leicht ihr Gebiet überschreiten und, wenn sie etwas von Medizin gehört haben, beim Kranken Anordnungen treffen, die nur dem gründlich vorgebildeten Arzt zukommen. Wie aber die Verhältnisse liegen, kann doch nicht geleugnet werden, daß man mit derartigen frommen Wünschen in ärztlichen Kreisen nur das Gegenteil von dem erreicht, was man erreichen will. Es ist deswegen, da sowohl die politischen Tagesblätter wie die belletristischen Zeitschriften der populären Medizin eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen, nicht mehr zu umgehen, daß medizinische Artikel vielfach in Laienkreisen gelesen werden. Die verderbliche Wirkung einer solchen Lektüre kann aber nur dadurch aufgehalten werden, daß man gute populär-medizinische Litteratur dem Laienpublikum bietet. Seine Besorgnisse über den Mißbrauch populärer Bücher spricht Billroth in der Vorrede aus. Aber eine gründlich vorgebildete und besonders durch gute Lektüre angeregte Pflegerin wird die schwere Aufgabe des Arztes nie durchkreuzen; nur die schlechte Pflegerin erschwert dem Arzte die Ausübung seines Berufes, und hierunter leidet, wie Billroth hervorhebt, gerade der Kranke am meisten. Was den Inhalt des Buches betrifft, so hat der als Chirurg hervorragende Verfasser nicht nur die für seine Specialität wichtigen Punkte besprochen; er geht vielmehr auch auf die inneren Krankheiten, ja auf die Nerven- und Geisteskrankheiten ein. Er bespricht ausführlich die Pflege bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten wie die Desinfektionsmaßregeln. Wo seine eigene Erfahrung nicht ausreicht, um sein Urteil abzugeben, zieht er den Rat sachverständiger Personen hinzu. Zum Beispiel sind die Ratschläge für Irrenpflegerinnen von Dr. J. v. Mundy verfaßt. Das letzte Kapitel behandelt die Pflege des gesunden und kranken Kindes, wobei gleichfalls Billroth sich der Unterstützung eines Fachmanns bediente, nämlich des Herrn Dr. Oskar Rie in Wien.

* * *

Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Von Ernst Brücke. (Wien, W. Braumüller.) — Daß es Gelehrte giebt, die außer dem von ihnen speciell gepflegten Fach noch andere Gebiete beherrschen, zeigt Ernst Brücke, der berühmte, leider schon verstorbene Wiener Physiologe. Das vorliegende Buch beweist, daß Brücke nicht nur ein Interesse für die gewöhnlichen physiologischen Vorgänge des menschlichen Körpers hatte, sondern daß er auch, von einem feinen Kunstverständnis beseelt, den menschlichen Körper vom künstlerischen Standpunkte aus zu betrachten vermochte. Alle Teile des Körpers, Kopf und Hals, Hände, Beine, Füße, Brust u. s. w. sind in dem Buche einer eingehenden Betrachtung unterzogen; der gelehrte Verfasser hat durch zahlreiche Vergleiche zwischen Kunstwerken und der Natur die vorliegende Arbeit zu einer lehrreichen und interessanten Lektüre für jeden Gebildeten gemacht. Brücke weist ausführlich auf alle Einzelheiten hin, durch die der menschliche Körper zu einem schönen wird, er zeigt die Bedingungen, die von seinem Standpunkt aus erfüllt sein müssen, wenn man einen Körper als schön betrachten will. Daß das richtige Verhältnis der Skeletteile hierzu gehört, ist allgemein bekannt. Ganz besonders aber zeigt der Verfasser, daß nicht, wie einzelne glauben, eine gute Fettentwickelung genügt, schöne plastische Formen zu erzeugen, daß vielmehr hierzu unbedingt eine gute Entwickelung der Muskulatur nötig ist. Am meisten zeige sich dies bei Frauen, die mitunter durch Fettablagerung einen vollen Arm bekommen, der aber niemals die künstlerische Schönheit eines solchen Armes darbiete, dessen Muskulatur schön ausgebildet ist. Künstler und Kunstfreunde werden an der Lektüre des Buches reichen Genuß haben und aus ihm manche Belehrung erhalten. Ihnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen.

* * *

Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. Von Alfred Lehmann. Übersetzt von F. Bendixen. (Leipzig, O. R. Reisland.) — Der Verfasser ist ein hervorragender dänischer Psychologe, der seit einer Reihe von Jahren sich mit Untersuchungen über das menschliche Gefühlsleben befaßt hat. Er sucht selbst experimentell dieses zu erforschen, und es waren diese Bestrebungen um so mehr anzuerkennen, als wir wohl in den Studien des menschlichen Vorstellungslebens in neuerer Zeit Fortschritte gemacht haben, andererseits aber über die menschlichen Gefühle uns noch wenig bekannt war. Das vorliegende Buch trägt, wie der Verfasser auch selbst zugiebt, die Spuren davon, daß zu sehr verschiedenen Zeiten die Studien des Verfassers angestellt wurden. Eine ausführliche Inhaltsangabe kann hier nicht erfolgen, da das fleißige Buch zu viel enthält, um an dieser Stelle in würdiger Weise besprochen zu werden. Hinweisen will ich aber auf die interessanten Experimente des Verfassers, die sich auf experimentelle Untersuchungen über die körperlichen Äußerungen der Affekte beziehen. Der Verfasser zeigt, daß Zustände mit Lustgefühlen häufig von Gefäßerweiterungen an der Oberfläche des Körpers begleitet sind, daß bei solchen Lust-

gefühlen die willkürlichen Muskeln stärker von den Nerven erregt werden und daß wahrscheinlich auch die Herzbewegungen an Umfang zunehmen. Das Gegenteil fand er bei Unlustgefühlen. Das Buch ist zwar streng wissenschaftlich geschrieben, wird aber doch für viele Laien, die sich für die Fragen der Psychologie interessieren, vieles Interessante bieten.

* *
*

Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Von Martin Keibel. (Halle, C. E. M. Pfeffer.) — In dem gegenwärtigen Streite über die Religion, der auch das oben erwähnte Drewssche Buch wesentlich beeinflußt hat, ergreift Keibel das Wort, um zu gunsten der Religion sich auszusprechen. Er bemüht sich, wissenschaftlich den Wert der Religion nachzuweisen gegenüber dem Versuche, die Moral an ihre Stelle zu setzen. Der Autor betrachtet die Religion als das höchste Gut der Menschen; die Bestrebungen jener Forscher, die da glauben, die Religion durch den Moralismus ersetzen zu können, besonders Helvetius, Bentham und Feuerbach, werden bekämpft. Wenn nach meinem Eindruck auch ein wissenschaftlicher, übrigens sehr wünschenswerter Beweis, wie ihn der Verfasser beabsichtigt, in seiner Arbeit nicht geliefert ist, so wird doch für Anhänger und Gegner des Moralismus die Arbeit Interesse bieten.

M.

* *
*

Psychologische Skizzen. Von Edmund W. Kells. (Leipzig, Ambr. Abel.) — Die erste dieser Skizzen, die trotz ihrer divergierenden Themata durch einen inneren Zusammenhang aneinander geschlossen sind, trägt den seltsamen Namen „Der Zauberspiegel“. Der Verfasser versteht darunter einen Spiegel oder Krystall, aus dem man früher weissagen zu können glaubte, und er erörtert nun, wie die durch das Anstarren einer glänzenden Fläche entstehenden Hallucinationen psychologisch zu erklären sind. Wir erfahren unter anderem, daß noch heute Versuche mit solchen Krystallen gemacht werden, wenngleich natürlich nur zur Prüfung der Erinnerungsfähigkeit und allenfalls der Telepathie. Der zweite Aufsatz behandelt die „Logik des Kindes“. Hier hätte die Analyse weit tiefer greifen müssen, damit die Triebfedern des kindlichen Denkens von allen Seiten her sichtbar geworden wären; indessen läßt sich der Gegenstand beim besten Willen nicht in der Form einer Skizze erschöpfen. Ausführlicher und bedeutender ist der dritte Essay „Zur Psychologie der Taschenspielerkunst“, um dessenwillen allein schon viele das Buch kaufen werden. Denn hier wird nicht nur eine Geschichte der Prestidigitation mit vielen amüsanten Einzelheiten erzählt, nicht nur ein Beitrag zur Erklärung des Spiritismus geliefert, sondern vor allen Dingen das Wesen aller sogenannten Handtricks (Karten- und Thalerkunststücke) wirklich erklärt. Man erstaunt, wenn man liest, mit welchen einfachen Mitteln das berühmte Verschwindenlassen einer Apfelsine zu stande kommt — vorausgesetzt nur, daß der Eskamoteur gewissen psychologischen Anforderungen gerecht wird. — Die nächste Abhandlung „Das Genie“ enthält eine Untersuchung über die Erblichkeit der genialen Veranlagung, über die Frage: ob auch Frauen genial sein können, und über das Verhältnis des Genies zu seiner Umgebung. Der letzte Aufsatz endlich behandelt ein zeitgemäßes Thema: „Die Psychologie in der neuesten französischen Litteratur.“ Der Verfasser greift wieder, wie im „Zauberspiegel“, auf die Theorie vom Doppel-Ich zurück, die in manchen modernen Romanen zum Vorschein kommen soll, und er prüft die Lehren von der Wahrheit, dem Milieu und dergleichen mehr vom Standpunkte des Psychologen. So enthält das vortrefflich ausgestattete Büchlein für allerhand Interessen etwas.

* *
*

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — Als der Berichterstatter an die Durchsicht dieses Buches ging, hatte er gerade eine Woche lang psychologische Speciallitteratur und nichts als diese gelesen. Da ward ihm zu Mute, als habe er sich bisher durch einen dichten, struppigen Wald mühsam durchschlagen müssen und trete nun in die Lichtung, wo man bequem einherschreiten und weithin ausblicken kann. Das lag daran, daß Herr Ziegler den der Psychologie eigenen Zug zum allgemein Menschlichen nicht gefürchtet und trotz gründlicher Beherrschung des Details keine gefüllten Zettelkästen umgestürzt hat, sondern ausführlicher nur auf die Hauptsachen eingegangen ist. So haben wir eine populäre Monographie erhalten, wie es nur wenige in der Wissenschaft von der Seele giebt. Der erste Teil freilich, der vom Bewußtsein spricht, und der dritte, das Wesen des Gefühls behandelnde Abschnitt bleiben mit ihren Auseinandersetzungen etwas zu sehr an der Oberfläche. Aber die Beschreibung des Gefühlslebens im einzelnen ist vortrefflich gelungen: das Kennzeichnende der einzelnen Gefühle, z. B. der ästhetischen oder der sittlichen, tritt schön und deutlich hervor. Wie uns scheint, könnte man noch auf zwei von dem Verfasser nicht beschrittenen Wegen tiefer in das Wesen solcher seelischen Zustände eindringen. Der eine Weg ist der des Experimentes, denn der Wert psychologischer Experimente liegt nicht so sehr in der Auffindung von Gesetzen als in der Erleichterung der Beschreibung; manche innere Vorgänge, wie die der körperlichen oder der ästhetischen Gefühle, lassen sich nur auf Grund von Versuchen bis an die Wurzel aufdecken. Die zweite Möglichkeit besteht darin, daß die Fülle von Selbstzeugnissen stark fühlender Menschen endlich einmal ausgenutzt wird. Da das religiöse Gefühl in Luther und Loyola eine seltene Mächtigkeit erreicht hatte, wird aus ihren Bekenntnissen mehr über die Struktur dieses Gefühls abgenommen werden können als aus der

eigenen Erfahrung, sobald man nur versteht, den bleibenden Kern aus der geschichtlich gegebenen und wechselnden Hülle herauszuschälen. — Dies jedoch nur nebenbei, neben dem aufrichtigen Lobe des prächtigen Zieglerschen Büchleins.

* * *

Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes von Dr. Eugen Kühnemann. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.) — Der Verfasser versucht eine „genetische Psychologie des Herderschen Denkens". Er will nicht, wie der Herderbiograph Haym, die fertigen Werke beschreiben, sondern die einzelnen Arbeiten im Verhältnis zum Gesamtlebensgefühl des Autors als Teile einer Entwickelung begreifen. Von dieser Art Forschung verspricht sich Herr Kühnemann „eine Erziehung zu methodischer Strenge in der geschichts-philosophischen Arbeit". Denn die bisherige Weise, Geschichte der Philosophie zu treiben, sei ganz verkehrt, weil sie Gedanken als etwas Selbständiges auffasse und die Systeme miteinander vergleiche: der Gedanke aber hat kein abgesondertes Dasein in der Welt, er existiert allein als Blüte einer Persönlichkeit und es ist sonach die erste Aufgabe, ihn in seinem persönlichen Leben zu begreifen. — Man sieht, die Grundanschauung des Verfassers läuft auf eine psychologische Biographie hinaus und ist ganz wohl auf die erlauchtesten Geister anwendbar. Aber ob man im allgemeinen so verfahren soll und ob die einfache Darstellung von Lösungen gewisser Probleme — ohne Rücksicht auf die dahinter verborgenen Persönlichkeiten — für den Fortschritt der Wissenschaft wertlos sei, darf füglich bezweifelt werden. Jedenfalls hat Herr Kühnemann seine Grundsätze recht hübsch angewendet: wie er vor unseren Augen die Geistesform Herders entstehen, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ihre Reife erlangen und schließlich in der „Adrastea" zerfallen läßt, das ist überzeugend und lehrreich. Nur wäre eine schlichtere Form der Darstellung am Platze gewesen, damit das Buch die ihm zu wünschende weite Verbreitung erlangen könnte.

* * *

Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Von Karl Gneiße. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) — Schillers Ästhetik, über die kürzlich in diesen Blättern eine Übersicht veröffentlicht worden ist, ruht zum Teil auf dem Begriffe der Wahrnehmung. Diesen Begriff stellt der Verfasser dar, zunächst im Anschluß an die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, dann im Zusammenhange mit den übrigen philosophischen Schriften, und es gelingt ihm sehr gut, die einzelnen Gedanken Schillers als Teile eines Systems aufzuzeigen. Aber wie die Anschauungen des Dichters aus dem innersten Quell seiner Persönlichkeit fließen und wie sie durch ältere Lehren beeinflußt sind — das deutlich zu machen, hat Herr Gneiße leider nicht versucht. Deshalb wird auch seine fleißige und beachtenswerte Studie den Wert einer abschließenden Darstellung nicht beanspruchen dürfen. D.

* * *

Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauenpsychologie von Dr. F. M. Wendt. (Korneuburg, J. Kühkopf.) — Der hinlänglich bekannte Verfasser, Professor an der Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt in Troppau, bietet uns hier eine Zusammenfassung einer großen Reihe von einzelnen Abhandlungen, welche derselbe als Mitkämpfer für das den Frauen zu gewährende Recht auf Erwerbung von wissenschaftlicher Bildung hier und da veröffentlicht hat. Diese Bemerkung wird genügen, um die Aufmerksamkeit auf das gut geschriebene Büchlein zu lenken. W.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

III.

Mit wem sprichst du denn, mein Junge?" fragte die alte Frau von Schlitzing den nächsten Tag ihren Sohn, der in ihrem Zimmer aus dem Fenster sah.

„Mit der kleinen Ried," gab er, sich dem Inneren des Zimmers zuwendend, zurück. „Sie hat heraufgerufen, um zu fragen, ob es bei der Fahrt nach Rauenthal bleibt und ob der Wagen für vier oder für drei Uhr bestellt sei." Mit diesen Worten verließ er das Fenster und schritt auf seine Mutter zu. Er hielt sich heute etwas nachlässiger als sonst und hatte die Hände in die Taschen seiner grauen Joppe vergraben. „Sie geht da unten mit Linden auf und ab in der Wandelbahn, sie trägt ein himmelblaues Kleid und einen großen weißen Hut. Sie sieht entzückend aus! Sie wird alle Tage hübscher, und Linden macht Augen wie ein abgestochenes Kalb. Er hat's nicht schlecht getroffen im Leben ... sie ist wirklich reizend!"

„Ja, und sie ist nicht nur hübsch, sie ist gut und brav und trotz ihrer großen Verwöhntheit merkwürdig anspruchslos," sagte die Mutter. „Ich denke, daß sie sich unter Umständen auch in ganz bescheidene Verhältnisse fügen könnte."

„Das wird sie, glaube ich, kaum nötig haben," meinte Schlitzing gleichmütig. „Linden ist sehr reich."

„Ich möchte doch wissen, warum du durchaus darauf bestehst, sie mit Linden zu verheiraten!" rief etwas übellaunig die Mutter.

„Ich habe gar keine speciellen Wünsche in der Richtung," versicherte halblachend Werner, „aber ich denke, die Sache liegt auf der Hand."

„Wirklich?" brummte die Mutter, dann langsam an der ungewöhnlichen Körperlänge ihres Sohnes emporblickend, heftete sie die Augen auf sein Gesicht. Es war ein ungewöhnlich anziehendes Gesicht mit einem etwas träumerischen Zug um die Augen und mit kräftigen, lebensfrischen Lippen — das Gesicht eines Menschen, der zugleich von Idealismus und Gesundheit strotzt, zwei Dingen, die, wenn sie zu eng verbunden sind, einem jungen Mann gern hinterrücks einen Streich spielen, ihn zugleich aber —

das läßt sich nicht leugnen — zu einem besonders sympathischen Vertreter seines Geschlechtes stempeln.

Er neigte sich ein wenig zu seiner Mutter nieder und fuhr ihr mit der Hand leicht über den grauen Scheitel. „Sie werden ein nettes Paar abgeben," plauderte er weiter. „Linden ist ein sehr anständiger Mensch; es geht mich eigentlich nichts an, aber mich freut es für sie. Mir thut's jedesmal weh, wenn ich's so mit ansehe, wie sich ein reizendes, unschuldiges junges Mädchen an einen Lumpen wegwirft. Linden ist kein Lump."

„Hm, und du bist überzeugt, daß sie in Linden verliebt ist?" murmelte die Mutter.

Die Frage schien ihm zu denken zu geben. Von diesem Standpunkte aus hatte er die Sache noch nicht betrachtet.

„Davon weiß ich nichts, aber ich glaube, daß sie ihn heiraten wird," erwiderte er, sich leise den Kopf krauend.

„Möglich ist's," sagte die alte Frau trocken; dann plötzlich in überquellender Ungeduld schleuderte sie ihm ins Gesicht: „Du dummer Junge!"

Werner fuhr betroffen zusammen; er war fabelhaft begriffsstützig nach gewissen Richtungen hin. „Du meinst, Mutter ..." stotterte er.

„Ich meine, daß du ein Glückspilz bist," erwiderte sie, „und daß es deine alte Mutter freut."

Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, ganz langsam, kitzelnd und brennend. Er war keiner von denen, die von einem Augenblick zum anderen erröten; das ging bei ihm sehr langsam, dann aber brannte ihm der ganze Kopf davon. Zugleich hatte er etwas wie einen Anfall von Schwindel; er hatte den Schwerpunkt unter seinen Füßen verloren.

Da trat Gräfin Warsberg in das Zimmer, in voller Toilette, mit einem sehr eleganten runden Hut und einem kokett offenen Jäckchen, und meldete, daß die kleine Ried und die Fuhrwesen unten warteten.

Wie im Traum bückte sich Werner zu seiner Mutter nieder, um sie die Treppe hinunterzutragen. Ihm schwamm alles vor den Augen. Eine ungeheure Aufregung rüttelte ihm an den Nerven, aber die Aufregung war nicht angenehmer Natur. Sein inneres Gleichgewicht war verloren, alles in ihm schwankte.

Unten stand Else Ried, die Augen voll Sonnenschein, und lachte ihn an so treuherzig und lieb.

Linden stand neben ihr, jeder ihrer Bewegungen mit den Augen folgend, bis über die Ohren verliebt und steinunglücklich.

Nachdem die arme, halblahme Frau in dem Fond des Wagens untergebracht worden war, stritten die anderen beiden Damen darum, welche von ihnen den Vordersitz einnehmen sollte. Die Mustergräfin war so entsetzlich höflich; endlich hatte sich Fräulein Fuhrwesen darauf behauptet.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. „Auf Wiedersehen im Nassauer Hof in Rauenthal!" riefen die Damen dem zurückbleibenden Quartett zu, und Else lachte und winkte mit ihrem Taschentuch; dann wendete sie sich zu Schlitzung und meinte: „Jetzt geht es zu den Eseln."

Es war nämlich ausgemacht gewesen, daß die beiden Mädchen die Partie zu Esel machen sollten, und zwar unter der Eskorte Werners und Lindens. Else hatte sich wie ein Kind darauf gefreut; warum? das wußten die Götter. Vielleicht hatte sie erwartet, daß Schlitzing fortwährend neben ihr einherwandern und allerhand freundlichen Unsinn mit ihr schwatzen würde. Nein, er hob sie zwar in den Sattel, aber so ernsthaft und schweigsam, daß ihre ganze Lustigkeit in sich zusammenfiel wie ein Segel bei plötzlich eingetretener Windstille.

„Ist alles in Ordnung, brauchen Sie nichts mehr, gnädiges Fräulein?"

Dann trabte der Esel an.

Einen schöneren Waldweg als den von Schlangenbad nach Rauenthal kann man sich nicht ausdenken, und eine langweiligere Stunde als die, welche Else durch diesen selben wundervollen Waldweg hinschleppte, auch nicht.

Auf einem Esel reiten unter Gelächter und schlechten Witzen, einen lustigen Begleiter neben sich und das Geflüster der Buchen und Haselbüsche rings um sich herum, das läßt man sich gefallen; aber zu Esel sitzen, feierlich, ernst schweigend, wie bei einer Krönungsparade, hinter einer ebenfalls feierlich ernst dasitzenden jungen Dame, die wie ein

vergrößertes und schwerfälliges Ebenbild unserer eigenen Lächerlichkeit vor uns hertrabt, zwischen zwei ebenfalls stumm und feierlich dahinschreitenden jungen Männern und zwei darauf losschwadronierenden Eseltreibern, die ihre anregenden Gespräche mit zu den Verpflichtungen rechnen, welche sie für eine Mark fünfzig die Stunde zu leisten übernommen haben, das ist etwas weniger pläsierlich. Else wünschte sich samt ihrem Esel drei Klafter unter die Erde.

Schlitzing sprach kein Wort, sah finster vor sich hin und hielt sich meist neben seiner Schwester. Linden schritt geduldig neben Else hin und versuchte von Zeit zu Zeit einen milden kleinen Scherz, der ihm in der Kehle stecken blieb.

Thilde äußerte sich einmal: „Die Luft ist herrlich!“ und dann war's wieder aus.

Es war greulich. Wie ein böser Traum war's. Else hatte das Gefühl, als ob sie immer größer und plumper würde.

Die Blätter flüsterten rings um sie herum, der blaue Himmel leuchtete zwischen den Zweigen und ein süßer Duft war über allem. Else merkte es nicht; nur als sie plötzlich aus dem schützenden Wald heraus auf einen schattenlosen Feldweg mußte, da merkte sie, daß etwas Hübsches, an dem sie allenfalls Vergnügen hätte haben können, vorüber war.

„Ich hab's satt!“ stöhnte sie. „Mumu“ — so nannte sie ihren alten Freund Edmund zuweilen — „helfen Sie mir herunter, ein andermal bekommt man mich nicht dazu.“

— — — — — — — — — — — — —

Es giebt Landpartien, bei denen alles quer geht, bei denen es regnet, donnert, hagelt, bei denen man bis auf die Haut naß wird, seine besten Kleider verdirbt, die Räder von den Wagen verliert, in einen Graben umwirft und schließlich nach einer Stärkung von fragwürdiger Qualität sich in sein Schicksal ergeben auf einem Heuboden ausstreckt, weil man der verschiedenen aufeinander folgenden Abenteuer halber sein Heim doch nicht mehr erreichen konnte — Landpartien, bei denen man trotz allem dazwischen laufenden Mißgeschick sich königlich unterhält, bei denen man jede neue mit unterlaufende Unbequemlichkeit jubelnd als eine Extraunterhaltung begrüßt, bei denen man in einer dunstigen Schenkstube, in die einen Donner und Regen vertrieben haben, zu verstimmter Leierkastenmusik Walzer tanzt, bei denen man in Ermangelung einer einladenderen Erfrischung harte Brotrinden mit saurem Landwein herunterschwemmt und alles delikat findet — Landpartien, denen man den etwaigen Schnupfen oder Rheumatismus, welchen man ihnen verdankt, nie verübelt und von denen man noch um Jahre später als „diese gelungene Partie nach so und so“ spricht.

Und es giebt andere Partien, wo alles glatt abläuft, wo sich der schönste blaue Himmel über die schattigsten grünen Laubgänge spannt, wo die Beförderungsmittel nichts zu wünschen übrig lassen, wo die Bewirtung jeder vernünftigen Anforderung genügt — Partien, denen man auch nicht den leisesten Vorwurf zu machen vermöchte und die doch in unserer Erinnerung nichts zurücklassen als einen öden, grauen Fleck, auf den man zurücksieht mit dem aufatmenden Gefühl einer überstandenen Langenweile.

Keiner, welcher die Partie nach Rauenthal mitgemacht, vermochte je daran zurückzudenken, ohne daß sich seiner sofort, noch um Jahre später, eine beängstigende Gedrücktheit, eine zeitweilige Lähmung jeglicher Lebenslust eingestellt hätte.

Wer oder was eigentlich an der Ungemütlichkeit die Schuld trug, hätte keiner zu sagen gewußt. Aber diese Ungemütlichkeit existierte, sie ließ sich nicht wegleugnen, sie legte sich wie ein schweres, nasses Leintuch um die ganze Gesellschaft. Man hatte allgemein die Empfindung, als ob man um drei Stunden früher aufgestanden sei als gewöhnlich und mit nüchternem Magen eine Reise unternommen hätte, und dabei saß man im Nassauer Hof in Rauenthal in einem niedlichen kleinen Garten, in dem zwischen schattigen Bäumen so viel mandarinenfarbige Georginen und so viel Phlox und Stiefmütterchen blühten, als nur irgend darin Platz hatten. Man aß das beste Butterbrot, das es auf der Welt giebt, man trank den exquisitesten Rauenthaler, über den der Keller des Wirtes gebot, denselben Rauenthaler, mit dem der Kaiser Wilhelm der Erste bei seinem Besuch des Städtchens vor so und so viel Jahren auf die Gesundheit seines Reichs-

kanzlers angestoßen; man lobte das schöne Wetter, man lobte das Butterbrot, man lobte den Wein und langweilte sich — langweilte sich, oder vielmehr man hatte das Gefühl eines peinlichen Mißklangs, der durch die ganze Veranstaltung hindurchlief.

Von allen Anwesenden war Schlitzing unbedingt derjenige, dem am unangenehmsten zu Mute war. Manchmal schweifte sein Blick zu Else hinüber, die blaß aussah und sich mit rührender Ungeschicklichkeit bemühte, vergnügt zu erscheinen. Thilde hatte zur allgemeinen Aufheiterung der Situation bereits zum viertenmal bemerkt, daß das Wetter herrlich sei, im übrigen hatte sie sehr viel gesprochen von Italien; die Gräfin Warsberg hatte herablassend alles mögliche gelobt, das Brot, die Butter und die mandarinfarbenen Georginen; und Fräulein Fuhrwesen hatte von Sondershausen erzählt und ihrer Oper.

„Ja, an was denkst du eigentlich, Werner?“ rief endlich unzufrieden die alte Frau von Schlitzing. Ihre Stimme klang sehr scharf, wie immer, wenn sie anfing, sich um ihrer Kinder willen Sorgen zu machen.

„Ich, Mutter?“ Er kraute sich ein wenig, ein ganz klein wenig in seinem kurzen krausen Haar, dann ... einen Moment stockte er, ehe er's aussprach, aber gesagt mußte es werden. Seit einer halben Stunde bereitete er sich darauf vor, so etwas oder Ähnliches, seine Absichten deutlich Klarlegendes zu sagen, und so brachte er's denn heraus. „Ich, Mutter? Meine liebenswürdige Umgebung verzeiht mir's hoffentlich, daß meine Gedanken momentan ein wenig von der Gegenwart abschweiften, aber ich überlegte ganz einfach, zu welcher Stunde ich morgen nach Eltville abfahren soll.“ Er hoffte, daß die Worte recht absichtslos geklungen hätten, er hatte sich sehr bemüht, niemanden dabei anzusehen, und er hatte auch richtig über die Häupter sämtlicher Anwesenden hinübergeschaut.

„Du reisest ab?“ rief etwas beunruhigt Gräfin Warsberg, und dabei richtete sie die Augen abwechselnd auf seine Mutter und Schwester.

„Ich hatte keine Ahnung,“ entgegnete die Mutter kurz, worauf ein bleiernes Schweigen folgte.

„Hängt denn ein roter Papagei in den Bäumen dort oben,“ fragte Linden mit milder Bosheit, „oder siehst du vielleicht einen Ballon aufsteigen, Schlitzing?“

„Warum?“ fragte Werner schroff.

„Nun, weil du uns so ausdauernd über die Köpfe starrst. Ich dachte, dazu müßte es doch einen ganz besonders triftigen Grund geben,“ erwiderte Linden. Im tiefsten Herzen freute er sich unbändig darüber, daß Schlitzing die Absicht hatte, morgen nach Eltville abzufahren.

„Aber Else!“ Es war Thildes saure Stimme, welche die Worte rief. Natürlich sah sich die ganze Gesellschaft sofort nach dem jungen Mädchen um.

Else, die sonst so überaus geschickte Else, hatte ein Töpfchen mit Sahne umgeworfen. Es war nicht mehr sehr viel darin gewesen, aber immerhin genug, um einen decrescendo laufenden Streifen von fetten weißen Tropfen auf Elses blaues Battistkleid zu malen.

„Aber Miezerl!“ rief jetzt die Fuhrwesen ihrerseits, „wie kann man nur ...“ Es war ein so entzückendes Kleid, und die Fuhrwesen kniete neben ihrem Schützling nieder und wischte mit ihrem Taschentuch an dem Kleid herum.

„Ach, lassen Sie nur, Fuhrwesenchen,“ beruhigte sie Else mit ihrem warmen weichen Stimmchen, „warum war ich auch so ungeschickt! Übrigens ... wir ... wir wollen zur Wirtin hineingehen ... mit ein wenig warmem Wasser ...“

Damit war sie fortgehuscht. Irrte sich Werner, oder hatte sie wirklich verweinte Augen, als sie zurückkam? Jedenfalls hielt sie sich tapfer.

Es war ein gräßlicher Nachmittag, ein endloser Nachmittag! Man stellte allerhand Betrachtungen an über den verwaschenen und verplätteten Fleck. Fräulein Fuhrwesen und Thilde gaben abwechselnd Rezepte zur Entfernung von Fettflecken zum besten, die alte Frau von Schlitzing schwieg. Sie hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und sah unzufrieden aus. Else plauderte freundlich und nett mit allen und lächelte; sie war totenblaß und hatte dunkelbraune Schatten unter den Augen.

Wie tapfer sie sich hält! Ein Staatsmädel ist sie doch! dachte Werner bei sich und

konnte nicht umhin, die Blicke immer wieder nach ihrer Seite schweifen zu lassen.

Sie pilgerten nach dem schönen Aussichtspunkt. Er verwickelte sich mit Fräulein Fuhrwesen in ein Gespräch über Spielhöllen, er hatte die Empfindung, daß er sehr erhabene, sehr tiefe Dinge sagte, bei denen der nationalökonomische Standpunkt mit seiner hohen sittlichen Weltanschauung in Konflikt kam; er war eben im Begriff, eine rednerische Periode auf die geistreichste Spitze zu treiben, da hörte er hinter sich lachen, ein helles, silbernes Lachen, das plötzlich in einen heiseren Laut zusammenbrach. Seine schöne Periode blieb unvollendet, er sah sich um. Else plauderte mit Linden; sie lachte noch immer mit den Lippen, aber wie sahen ihre Augen dabei aus! Und Linden neigte sich zu ihr nieder, sanft, teilnehmend.

„Er ist ein famoser Junge! Was brauch ich mir weitere Gedanken zu machen, in acht Tagen wird sie getröstet sein!" sagte sich Werner. Da mit einemmal regte sich im heimlichsten Winkel seiner Seele ein schwarzer, nagender Verdruß. Er stolperte über die scharfkantigen Steine des vergrasten, unebenen Pflasters.

Die altmodisch hochgiebeligen Häuser des sich hinankrümmenden Gäßchens des Städtleins wackelten ihm vor den Augen. Dann lag das Städtchen hinter ihm. Ein Geruch von Staub und reifender Ernte war rings um ihn herum und über allem das rötliche Licht des Sonnenuntergangs. Dann hörte er ein großes lautlobendes Geschrei. Gräfin Warsberg wetteiferte mit Fräulein Fuhrwesen in ihrer Begeisterung über die schöne Aussicht. Er wußte, daß die Aussicht schön sei, weil man's ihm von allen Seiten zuschrie, aber er selber sah nichts als ein großes Teleskop und einen Invaliden, der das Teleskop hütete und den Damen welke Blumensträußchen anbot, und dann ein grünes Chaos, durch das sich etwas Breites, Leuchtendes zog, das abwechselnd stahlblau und goldig gelbrot glänzte — der Rhein, der Rhein! Und plötzlich überkam's ihn; er sagte sich, daß der Rhein an Eltville vorbeizog — an Eltville.

Als Else, da man sich endlich zur Heimfahrt anschickte, Fräulein Fuhrwesen aufforderte, anstatt ihrer den Esel zu besteigen — sie wolle lieber fahren, sagte sie —, ärgerte er sich erst, dann sagte er sich: „Es ist besser so, Gott sei Dank!" Er hob Fräulein Fuhrwesen in den Sattel und schritt neben ihr durch die kleine schläfrige Stadt und über den staubigen Feldweg und durch den grünen Wald.

Der säuerliche Geruch der Buchenblätter wurde stärker in der hereinbrechenden Abendkühle, der letzte Sonnenschimmer war verglommen, eine große Ernüchterung lag über allem. Und mitten in diese Ernüchterung hinein fing die Fuhrwesen plötzlich an zu singen mit ihrer scharfen, harten Stimme:

„Es zogen zwei rüstige Gesellen
Zum erstenmal vom Haus —"

Und wieder schwankte alles um Werner herum: der Boden unter seinen Füßen und die grünen Büsche und der blaue Himmel, der sich über dem Waldweg wölbte und der anfing dunkel zu werden.

— — — — — — — — — — — — —

Endlich war's vorbei — die schöne Landpartie nämlich. Frau von Schlitzing befand sich wieder in ihrem Zimmer und legte Patiencen, nur um sich zu beruhigen, um die aufgeregte Verdrießlichkeit zu bekämpfen, die sie von Rauenthal mitgebracht.

Im anstoßenden Zimmer saß Thilde und schrieb etwas in ihr Tagebuch, eine freie Phantasie über das Thema: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!" Nie hatte sie sich vereinsamter gefühlt in ihrer nüchternen unkünstlerischen Umgebung als heute. Sie war sehr unglücklich.

Da klopfte es leise an die Thür der alten Frau. „Mutter, bist du allein?" fragte Werner.

„Ja," tönte es ihm entgegen. Die alte Frau wußte nicht einmal, daß Thilde bereits von ihrem allabendlichen, „Einsamkeit suchenden" Spaziergang zurückgekehrt sei. Die Stimme der alten Frau klang hart. Sie sah kaum auf, als der Sohn eintrat, und fuhr fort, ihre Patience zu legen. Ihre Hände zitterten, die einfachsten Kombinationen entgingen ihr. Werner setzte sich ihr gegenüber und heftete den Blick auf die Tischplatte. Sie fuhr fort die Karten zu legen. „Hier den Piqueneuner auf den Karozehner, sagte er, „den Treffzweier ..."

Jetzt endlich blickte sie zu ihm auf. Ihr

Blick war so scharf wie ihre Stimme, fast böse.

Ungeduldig schob sie die Patience zusammen, und sich zurücklehnend, fragte sie schroff: „Was willst du eigentlich? Hast du mir etwas Besonderes mitzuteilen?“

„Etwas Besonderes — nein, aber du weißt, ich plaudere gern ein Weilchen ungestört mit dir, wenn ein Abschied vor der Thür steht.“

„Abschied?“ wiederholte sie heftig. „Also bleibt's dabei, du reisest morgen?“

„Ja, Mutter.“

Ein bleiernes Schweigen folgte; die Mutter mischte von neuem die Karten, unruhig, aufgeregt, der Sohn zupfte an seinem Schnurrbart. Nach einer Weile legte er seine große warme Hand auf die alte welke der Mutter, er versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen. „Krieg ich diesmal keine guten Lehren mit, Mütterchen?“ fragte er, „oder soll ich mich etwa ohne den üblichen moralischen Reiseproviant auf den Weg machen?“

„Ich hab keine guten Lehren mehr für dich,“ gab ihm die Mutter verdrießlich zur Antwort und rang ihre Hand aus der seinen los.

Er runzelte die Stirn, er war eine derartige Behandlung nicht gewohnt, sie mißfiel ihm ausnehmend. Er fand seine Mutter ungerecht und unvernünftig, und da er von Natur aus wie die meisten sehr warmherzigen und vollblütigen Menschen reizbar und heftig war, so hatte er die größte Lust, aufzufahren oder davonzulaufen.

Aber der Respekt vor seiner Mutter war ihm nicht nur von Kindheit anerzogen, er lag ihm so zu sagen im Blut. Er nahm sich zusammen.

Um sich ein wenig Luft zu machen, stand er auf, marschierte ein paarmal mit sehr langen Schritten in der kleinen Stube auf und ab, dann setzte er sich rittlings auf einen der primitiven Stühle, und diesen an seine Mutter heranrückend, begann er: „Nun, Mütterchen, werden wir uns doch ein wenig klar über die Sache. Was hast du eigentlich gegen mich?“

„Nichts.“

„Doch etwas.“ Er nahm ihre Hand. „Sprich's nur aus, dir wird's leichter als mir.“

„Nun ... nun, ich finde deine Abreise nach Italien ein wenig überhastet.“

„So, Mama? Ich bin seit zehn Tagen hier — du weißt, daß ich nicht gekommen bin, um die Kur zu gebrauchen.“

„Die Kur gebrauchen!“ Sie wiederholte die Worte unwillkürlich lächelnd, und ihr Blick streifte fast triumphierend über die Gestalt des jungen Menschen. Sie war sehr stolz auf diesen Sohn, sie liebte ihn abgöttisch, sie hätte ihm den Himmel auf Erden schaffen wollen. Durch jahrelange Kämpfe mit geradezu verkümmernden Nahrungssorgen war sie dazu gekommen, einem gesicherten Wohlstand ungebührende Wichtigkeit beizumessen; von jeher hatte sie eine gute Partie für ihn gesucht.

Elses Reichtum aber war nicht das einzige, was sie veranlaßte, die Verbindung Werners mit dem jungen Mädchen so aufrichtig zu wünschen. Nein, sie kannte ihn besser, als er sich selbst kannte. Sie wußte, daß trotz der großen Verschlafenheit seiner Natur das heiße Blut, welches seinen älteren, weniger begabten, weniger tief angelegten Bruder in so zahllose Verlegenheiten und Konflikte gebracht, auch in Werners Adern floß. Bei Werner war es gemildert durch eine daneben herlaufende romantisch verträumte, auf poetische Dinge gerichtete Naturanlage, aber es steckte doch in ihm. Früher oder später würde es anfangen in ihm zu arbeiten, und dann würden seine idealistische Auffassung und die nicht in geringem Maße auf eine übermäßige Gutherzigkeit zurückführbare Schwäche seines Charakters das Ihrige dazu beitragen, die durch seine leichte Entzündbarkeit heraufbeschworenen bedenklichen Zustände bis ins Endlose zu verwirren.

Ja, wenn er leichtsinnig gewesen wäre wie sein genial beanlagter Großvater, der Vater der alten Frau, da hätte sie weniger gefürchtet für ihn.

Die teilweise strengen und deutlichen, andererseits kaum genau ausgesprochenen, aber jeder vornehmen Natur fühlbaren Gesetze der Ritterlichkeit hatte der Großvater nie übertreten, im übrigen aber, querfeldein dahinstürmend, alle Hindernisse, die sich seiner lustigen Genußsucht boten, im Fluge genommen, den Becher des Lebens an die

Lippe gesetzt und geleert, wo immer er ihm lockend entgegengefunkelt, ihn dann von sich geschleudert kaltblütig und verwegen und sich nie nach den Scherben umgesehen.

Aber Werner war nicht leichtsinnig. Zu dem rheinländischen Feuer hatte er so schrecklich viel norddeutsche Schwerfälligkeit im Blut. Ihm fehlte die Rücksichtslosigkeit, welche nötig ist, um sich aus unabsehbaren Verlegenheiten zur rechten Zeit herauszureißen; ihm fehlte der Tropfen unerbittlichen Cynismus, welcher dazu gehört, gewisse trübe Gefühlssituationen zu klären. So, wie er nun einmal war, ihr Abgott trotz seiner bisher vielleicht von ihr allein erfaßten gefährlichen Naturanlage, hätte sie alles, was edel und gut in ihm war, ein für allemal behütet und geborgen wissen mögen in einer glücklichen Ehe. Etwas Reizenderes als Else hatte sie in ihren kühnsten Träumen nicht für ihn zu hoffen gewagt, und nun wehrte sich der thörichte Junge mit Händen und Füßen gegen sein Glück.

„Nein, zum Kurgebrauch bist du nicht gekommen," sagte sie nach einer Pause. „Ich weiß, daß du gekommen bist, weil Malve dich wegen meiner Gesundheit geängstigt hatte. Wahrscheinlich verwünschest du jetzt den Aufschub deiner Reise."

„Nein, Mutter, ich verwünsche gar nichts; die zehn Tage, die ich hier mit euch verbracht habe, waren sehr schön," sagte er, „aber ..."

„Nun?"

„Aber ... ich fühle, jetzt ist's gerade genug."

„So — und warum?" Sie sah ihn scharf an.

„Warum?" Das Blut stieg ihm in die braunen Wangen. „O Mutter, warum fragst du! Ohne dich hätte ich's ja nicht einmal bemerkt. Ich ärgere mich ohnehin, daß ich ..."

„Daß du nicht mehr blind sein kannst; es kommt dir unzart vor, nicht mehr blind zu sein," brummte die Mutter. „Nun, meiner Ansicht nach könntest du dein Zartgefühl nach einer anderen Richtung hin bethätigen! Ich begreife nicht! Jeder andere würde seinem Schöpfer auf den Knien danken für das Glück, welches er ihm bietet — und du ... Ja, was hast du denn eigentlich einzuwenden? Gefällt sie dir denn wirklich nicht?"

„Mutter, still ... nicht so laut," flüsterte Werner und drehte seinen Kopf dem offenen Fenster zu. Der eigentümliche Duft einer Sommernacht in waldiger Gebirgsgegend drang durch dasselbe in die Stube, ein Geruch von gekühlter Erde, Laub und Rosen und mit dem Duft die Tanzmusik aus dem Gesellschaftshaus. Und zwischen das Flattern und Hüpfen des fernverwischten Straußschen Walzers klang noch etwas, ein weiches, zwitscherndes Stimmchen: „Nein, Mumu, heute geht's nicht, mir schwindelt heute, ich kann nicht walzen!"

„Und ich hatte mich so gefreut, so sehr gefreut!" seufzte eine Männerstimme betrübt bescheiden.

„Armer Mumu! Ein andermal!" Die Stimmen verhallten.

Frau von Schlitzing begann von neuem, etwas leiser als vorher. „Gefällt sie dir denn wirklich nicht?"

Er schwieg einen Augenblick; unwillkürlich streckte er den Kopf vor nach der Richtung, in der die beiden Stimmen verhallt waren, sein Gesicht hatte mit einemmal einen unruhigen, zerstreuten Ausdruck angenommen.

„Ich möchte wissen, ob dir im Leben überhaupt ein netteres Mädchen je vorgekommen ist als sie!" fuhr die alte Frau gereizt fort. „Eine gefeierte Schönheit und zugleich eine umworbene reiche Erbin, und dazu diese Ursprünglichkeit, diese frische Unbefangenheit der Lebensauffassung, diese warme, übersprudelnde, rührende Herzensgüte! Bist du denn blind, taub, stumpf gegen das alles?"

Er hielt jetzt den Kopf gesenkt. „Nein, Mutter," murmelte er, „weder blind, noch taub, noch stumpf bin ich. Sie ist ein reizendes Mädchen, ein herrliches Mädchen, aber ..." Er stockte, hob den Kopf horchend. Wieder hatten sich die beiden murmelnden Stimmen dem Fenster genähert, aber diesmal entfernten sie sich, ehe er noch ein deutliches Wort vernommen. Unwillkürlich fragte er sich: Was geht da unten vor — was? Eine entsetzliche Aufregung bemächtigte sich seiner.

„Ja, ein herrliches Mädchen ist sie!" wiederholte die Mutter, „nicht nur lockend

zum Anbeißen, sondern ein tüchtiger Charakter, auf den ein Mann sich verlassen kann, und trotz all ihrer kleinen jugendlichen Übereilungen ein klarer, fester Verstand, geschaffen zu einer Hausmutter im höchsten, edelsten Sinne des Wortes, zu einer Frau, die ihrem Mann das Leben zu tragen helfen wird durch dick und dünn!"

Da legte der Sohn der Mutter die Hand auf den Arm; er horchte den murmelnden Stimmen nicht mehr nach. „Was soll sie mir denn zu tragen helfen?" fragte er rasch. „Es wird ja nichts zu tragen sein. Unser Leben wird spiegelglatt hinlaufen von einem faulen Tag zum anderen, zwischen kleinen Genüssen und großen Bequemlichkeiten, ohne daß mir mit meinen siebenundzwanzig Jahren auch nur noch ein Ziel vor Augen schweben wird, nach dem ich streben könnte. Das, was mein höchstes Entzücken ausgemacht haben würde, wenn ich es mir mit Mühe und Gefahr und Anstrengung erobert hätte, wird mich mit Überdruß erfüllen, wird mir geradezu als ein beengendes Hindernis erscheinen, weil es mir zu früh, zu leicht gekommen ist. Siehst du, Mütterchen, 's ist, wie wenn ein Mensch sich vorbereitet hätte auf eine lange, beschwerliche, aber anregende und mit allerhand spannenden Hindernissen verbundene Fußtour, und plötzlich sagt man ihm, er kann ja denselben Weg zehnmal schneller erreichen per Eisenbahn in einem recht bequemen Wagen erster Klasse. Das Ziel ist dasselbe; aber was willst du? Manchen Menschen macht das Gehen an und für sich Vergnügen, das Hinwandern in Gottes frischer Luft und mit dem Ausblick in die weite Welt: die Anstrengung. Mir frommt kein Leben ohne Anstrengung; ich weiß, daß ich physisch und moralisch zu Grunde gehen würde in einem sorgenlosen Wohlleben. Alles, was du von Else sagst, ist wahr, jedes Wort davon. Gott behüte sie, sie ist ein herrliches, entzückendes Mädchen, aber ..."

Von neuem näherten sich die murmelnden Stimmen, und der süße Rosenduft drang durch das offene Fenster. Werner rückte seinen Sessel noch ein wenig näher an die Mutter heran. „Glaubst du denn, daß es mir so ganz leicht fällt, auszuschlagen, was sich mir bietet?" Seine Stimme klang heiß und etwas rauh. „Sie ist nun einmal reizend, und heute — heute hat sie sich geradezu wie ein Engel benommen! Gott bewahre mich davor, ihrem süßen, blassen Gesichtchen noch zu begegnen! Aber ... aber, wenn mich auch momentan alles zu ihr hinzieht, so weiß ich doch, daß es ein Unrecht wäre, mir nachzugeben, ein Unrecht gegen sie und gegen mich. Ich habe doch keine rechte Liebe für sie, das heißt kein Gefühl, welches das Hauptinteresse in meinem Leben ausmachen könnte, keines, was alle anderen Anfechtungen ausschließt. Ich habe das Familienleben stets hoch und heilig gehalten — wie hätt ich anders sollen, Mütterchen! — und ich weiß, daß wenn ich jetzt heirate, wenn ich Else heirate, so bringe ich eine innere Unruhe in die Ehe mit, die bei der Gründung einer Familie nichts taugt."

Seine Mutter sah ihm forschend in die Augen. „Hast du eine andere Neigung?" fragte sie.

„Nein," erwiderte er hastig, „das heißt" — er hielt den Blick der Mutter nicht aus — „ich weiß selber nicht," murmelte er, „es ... es handelt sich um etwas so Flüchtiges, so Phantastisches ..."

Er hatte alles gesagt, was er sagen konnte. Er ärgerte sich darüber, daß er so viel gesagt. Er schwieg plötzlich.

Schon wieder tönten die beiden Stimmen zu ihm hinauf.

Auch die Mutter schwieg.

Und nun ereignete sich etwas Sonderbares.

Seit einer halben Stunde that er sein möglichstes, die Mutter von seinen sich auf die höchsten ethischen Principien stützenden Ansichten zu überzeugen. Und nun wartete er gespannt, atemlos darauf, daß sie ihm widersprechen, daß sie mit irgend einem kurzen energischen Wort das ganze Gebäude, welches er durch seine kunstvolle Rede aufgerichtet, umstoße. Die beiden Stimmen dort unten regten ihn immer peinlicher auf, er hätte davonlaufen mögen, hinuntersehen, was es gab zwischen ihnen.

Mein Gott, was quälte er sich! Die Episode in Eltville war ja doch nur ein Traum, der zu nichts führen konnte. Else war die Wirklichkeit, das Leben. Er hatte alles gethan, was er konnte, um seine Mut-

ter von der Unstatthaftigkeit seiner Verbindung mit Else zu überreden, und hoffte nun von ganzem Herzen, daß es ihm nicht gelungen sei. Mit einemmal hob die Mutter den Kopf. Was würde sie sagen? Er horchte gespannt. Sie sprach langsam, sehr ernst, fast feierlich: „Wenn es wirklich so um dich steht, so zieh deiner Wege, je eher, desto besser, und nimm meinen Segen mit. Mir ist leid um das liebe Mädchen, aber eine, die so durch und durch gesund ist an Leib und Seele wie die, die übersteht's, sie wird nicht schlechter noch ärmer werden durch das Leid, das sie trifft. Und jetzt gute Nacht, mein Junge, 's war ein harter Tag für mich.“ Sie nahm den Kopf des Sohnes in beide Hände, zog ihn zu sich nieder und küßte ihn. „Mein Goldjunge, mein Prachtjunge!“ murmelte sie. „Hast mir einen argen Strich durch die Rechnung gemacht, aber stolz bin ich auf dich doch!“

Er ging. „Jetzt ist's abgemacht,“ sagte er sich, „jetzt ist's vorüber. Gott sei Dank!“ Und dann setzte er hinzu: „Wenn ich nur schon unterwegs wäre!“

Damit war er die Treppe hinunter und ging nun die Wandelbahn entlang in der Richtung des niederen Kurhauses. Er machte sehr lange Schritte, wie als ob er vor etwas davonliefe. Er war verdrießlich. Er ärgerte sich über irgend jemand, er wußte nicht recht über wen, über seine Mutter oder über sich. Der Glanz der Laternen fiel auf die üppig blühenden Rosenbüsche. Es ging ihm durch die Seele, daß es thöricht sei im Leben, die Rosen von sich zu weisen und sich die Dornen zu wählen, bodenlos thöricht. Was war ihm eigentlich eingefallen? Er verwünschte jetzt seine Gewissenhaftigkeit. Und warum hatte er auch so schöne Worte darüber zu machen gebraucht — das war das Allerdümmste! — Worte, die er nicht mehr zurücknehmen konnte, seitdem er seine Mutter damit überzeugt hatte.

Sie gab ihm recht.

Warum wollte das Auf- und Abschwanken in ihm nicht zur Ruhe kommen? warum konnte er nicht gerade auf irgend etwas los steuern? Seine Mutter gab ihm recht? Er eilte jetzt nicht mehr, er ging ganz langsam. Mit einemmal zuckte er zusammen, als sei ein Blitz vor ihm niedergefahren. Die Wandelbahn entlang auf das obere Kurhaus zu kam eine einsame Mädchengestalt. Seiner ansichtig werdend, machte sie eine Bewegung, als ob sie in den Schatten zurückspringen wolle; auch in ihm war der Wunsch aufgezuckt, ihr auszuweichen. Es war zu spät, sie hatten einander in die Augen geblickt, einer wußte vom anderen, daß er ihn erkannt habe. Wie wunderhübsch sie aussah, totenblaß in dem hellblauen Kleid, das ebenfalls blaß aussah in dem ungenügenden Licht der Gaslaternen.

Linden war von ihrer Seite verschwunden. Was war geschehen? Hatte sie ihn verabschiedet? Während diese Frage in ihm aufschrie, grüßte er sehr tief, zögernd, den Schritt ein wenig schleppend, wie ein Mann grüßt, wenn er von einer Dame angesprochen werden will.

Erst schien es, als ob sie leicht neckend an ihm vorübergehen würde; dann aber blieb sie stehen und reichte ihm die Hand. „Gute Nacht, Herr von Schlitzing!“ sagte sie mit ihrem weichen Vogelstimmchen.

Er hatte mit einemmal alle weiteren Unbehaglichkeiten vergessen, er freute sich darüber, Gelegenheit zu haben, ihr ein paar freundliche Worte zum Abschied zu sagen — Worte, durch die er ihr seine große und aufrichtige Verehrung kundgeben konnte. Das war er ihr schuldig, sagte er sich.

„Ich bin sehr froh, Sie hier zu treffen,“ begann er. „Es wäre mir sehr traurig gewesen, fortzureisen, ohne Abschied von Ihnen genommen zu haben.“

„Wirklich?“ murmelte sie, und etwas von ihrem alten neckischen Mutwillen huschte plötzlich über ihr blasses Gesichtchen und glänzte in ihren getrübten Augen auf.

„Sie waren sehr nett gegen meine alte Mutter, und ich danke Ihnen von Herzen dafür,“ sagte er mit seiner warmen, herzlichen Stimme und sah das junge Mädchen innig dabei an.

Sie aber schob das Kinn ein wenig in die Höhe und erwiderte ihm: „Ich wüßte nicht, was Sie mir zu danken hätten; ich bin Ihrer Mutter sehr zugethan, das ist alles.“

Er wurde verlegen; er fühlte, daß sie recht gehabt hatte, ihn auf die Finger zu klopfen. „Ich war albern,“ gestand er mit

der aufrichtigen Demut, die, wenn sie von einem sehr starken Mann ausgeht, den Stolz einer Frau sofort entwaffnet. „Zu danken hatte ich nichts, aber ich darf Ihnen doch sagen, daß ich mich freue über den Sonnenschein, den Sie um meine Mutter verbreiten. Oder darf ich das auch nicht?“

Er lächelte ihr ernst und treuherzig ins Gesicht; er hatte alles vergessen, eine allgemeine warme Behaglichkeit hielt ihn neben ihr fest; er hatte ihr nur drei Worte sagen wollen, und nun konnte er kein Ende finden.

Eine Pause trat ein. Else war die erste, die sie brach.

„Ich werde jedenfalls mein möglichstes thun, Ihre Mutter ein wenig zu zerstreuen, wenn Sie fort sind,“ sagte sie. „Wann fahren Sie?“

„Morgen um acht.“

„Nun, dann wünsche ich Ihnen eine recht glückliche Reise! Gute Nacht!“ Sie reichte ihm noch einmal die Hand; als sie ihm selbe entziehen wollte, hielt er sie an seine Lippen.

„Gute Nacht,“ murmelte er, „und Gott behüte Sie und schenke Ihnen alles Glück, das Sie verdienen!“

Mit einemmal füllten sich ihre Augen mit Thränen, und da ...

„Else,“ rief er, und im nächsten Moment hielt er sie in den Armen und küßte sie, als ob er sich sein Lebtag lang nach nichts anderem gesehnt als danach, seine heißen Lippen auf ihren zarten weichen Mund zu drücken.

Sie ließ es ruhig geschehen; sie hatte beide Arme um seinen Hals gelegt und schmiegte sich an ihn wie ein Kind, wenn es nach langem, ängstlichem Herumirren den Weg zur Mutter gefunden hat, ehrlich und innig, ohne krankhafte Leidenschaft und ohne Scheu, wie das durch und durch reine, unverdorbene, kerngesunde und natürliche Wesen, das sie war. „O, Sie böser, böser Mensch! wie haben Sie mich nur so quälen können!“ rief sie endlich.

„Mein Liebling!“ murmelte er leise, „mein süßer, herziger Liebling!“

Seine Liebkosungen waren sehr warm und seine Stimme klang herzlich. Dennoch hielt sie sich plötzlich ein wenig zurück von ihm.

„Ist's wahr? ist's wirklich wahr?“ fragte sie, ihn beklommen ansehend.

„Was?“

„Daß Sie mich lieb haben?“

„Und ob es wahr ist! O Else, mein Herz! welchen Grund könnte ich denn haben, dir's vorzulügen?“ murmelte er weich und küßte ihre Hände eine nach der anderen. „'s ist nicht großmütig, so lange zu zweifeln, besonders von dir nicht! Bedenke, was für ein armer Teufel ich bin!“

Da aber legte sie ihm, durch Thränen lachend, die Hand auf den Arm und rüttelte ihn ein wenig.

„Ein gekränktes Gesicht brauchst du nicht zu machen!“ rief sie. Ach, wie einschmeichelnd unheimlich ihr dieses plötzliche Du auf der Zunge brannte. „Daß du meinem armseligen bißchen Geld nicht nachgetrachtet hast, das weiß ich besser als du selbst. Mir war vor etwas ganz anderem bange. Ich ... ich ... ach, ich hatte dich schon so schrecklich lange lieb! Hast du mir's denn wirklich nicht angemerkt?“

Die Frage zu beantworten, ohne zu lügen und ohne unzart zu werden, war ein Kunststück; aber das Kunststück gelang ihm.

„Else,“ flüsterte er, „wie hätt ich denn den Mut finden sollen, um dich zu werben, wenn ich nicht ein klein wenig — ein ganz klein wenig erraten hätte!“

„Und du hattest gar nicht wirklich die Absicht, nach Italien abzureisen?“ drang sie weiter in ihn. „Du wolltest mich am Ende nur quälen und ganz mürbe machen, du ...“

„O, ich weiß nicht mehr recht, was ich wollte, jetzt weiß ich's aber ganz genau, was ich will!“ murmelte er und küßte ihre Hände wieder und wieder. „Mein Liebling, mein Herzblatt!“

In der Ferne hörte man die Thür des Gesellschaftshauses gehen. „Gute Nacht!“ rief Else. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, stellte sich auf die Fußspitzen und küßte ihn einmal rasch und kurz auf den Mund, dann, eh er sich's versehen, hatte sie sich von ihm losgemacht und rannte nun in atemloser Eile davon, dem alten Kurhause zu, wo sie wohnte.

Er blickte ihr nach, verliebt, verblüfft. „Reizendes goldiges Ding!“ murmelte er vor sich hin. Sie hatte recht, davonzulaufen, das gab er zu; aber schließlich hätte er sie doch gar zu gern noch ein wenig neben

sich festgehalten. Nun, morgen war auch noch ein Tag. Mit einemmal kam ihm der Gedanke, daß das alles nicht thunlich sei, daß er über den morgigen Tag bereits verfügt habe. Er erwachte wie aus einem Traum. Die Uhr schlug halb elf, die Gaslaternen verlöschten.

Ja, er erinnerte sich dessen, daß er bereits den Wagen bestellt hatte für morgen, um nach Eltville zu fahren; er erinnerte sich dessen, daß er mit seiner Mutter eine lange Auseinandersetzung gehabt, in der er ihr bewiesen, daß es unrecht von ihm wäre, Else von Ried zur Frau zu nehmen; er erinnerte sich dessen, daß sie ihm schließlich recht gegeben, ihre letzten Worte klangen ihm noch im Ohr: „Mein Junge, mein Goldjunge! Hast mir einen argen Strich durch die Rechnung gemacht, aber stolz bin ich auf dich doch!"

Und jetzt ...

Der momentane Rausch war vorüber, das Bewußtsein einer empfindlichen moralischen Niederlage meldete sich unabweisbar. Langsam ging er nach Hause.

Er schlief bald ein, wie man nach einer verlorenen Schlacht schläft. Nach ein oder zwei Stunden wachte er plötzlich auf mit dem Gefühl peinlicher Atemlosigkeit. Es war sehr dunkel um ihn herum. Sein Herz hämmerte ihm laut in der Brust. Was war denn geschehen? vor was fürchtete er sich?

Er hatte sich mit Else von Ried verlobt. Ihr süßes Gesichtchen fiel ihm ein. Er wollte das Gefühl warmer, lebendiger Glückseligkeit in sich wachrufen, welches er neben ihr empfunden, aber er konnte nicht. Das Glück war ihm wie eine schwere Last in den Schoß gefallen; die Last war eitel Gold, aber sie drückte ihn doch, er fühlte sich davon zu Boden gezerrt.

* * *

Den nächsten Morgen saß Frau von Schlitzing früher als sonst an dem schattigen Plätzchen rechts von der Nassauer Allee, wo sie ihr Frühstück zu nehmen pflegte.

Der Tisch war gedeckt, der Kaffee stand vor ihr, aber sie konnte sich nicht entschließen, ihn zu trinken. Der Appetit fehlte. Der Gedanke an den bevorstehenden Abschied von Werner machte ihr das Herz schwer.

„Und doch — er hatte recht," sagte sie sich, „unter den Umständen hat er recht! Mein Goldjunge! Jeder andere hätte zugegriffen an seiner Stelle! Ein Staatsmensch, mein Werner!" und ihre alten Augen erglänzten in Stolz und Rührung. Aber wo blieb er denn nur? Den letzten Morgen hätte sie doch noch ein wenig länger mit ihm beisammen sein mögen. Sonst klopfte er stets pünktlich um acht Uhr an ihre Thür, um sie bis zu ihrem Rollstuhl zu tragen. Heute war sie auf Thildes Arm gestützt zum Zimmer hinausgehumpelt.

Endlich kam er. Er hielt die Hände in den Taschen seines Jacketts und lächelte recht verlegen vor sich hin.

„Guten Morgen, Mama, wie geht's? eine gute Nacht gehabt?" fragte er, auf sie zugehend.

„Nicht sehr gut, so eine Trennung schneidet uns alten Leuten immer ins Herz," sagte sie zärtlich. „Aber da du reisen mußt, so findet man sich eben drein."

Er hatte sich jetzt niedergesetzt neben sie und schenkte sich den Kaffee ein. Ein Pause folgte. Die Mutter begann zu erraten, daß irgend etwas nicht ganz in der Ordnung sei. Da blickte Werner auf, immer mit demselben verlegenen Lächeln, dem Lächeln eines Schuljungen, welcher seine Prüfung schlecht bestanden hat und aussehen will, als ob er sich nichts daraus mache. „Aber ich reise ja gar nicht!" brachte er heraus. „Große Dinge haben sich seit unserer gestrigen Unterredung ereignet. Eine gänzliche Umwälzung in meinen Verhältnissen hat stattgefunden. Ich bitte um die werten Glückwünsche, ich habe mich gestern mit Fräulein Elisabeth von Ried verlobt!" Er sagte das alles in einem unwürdig hinwitzelnden Tone, den er selber hörte und der ihm selber unangenehm war. Aber er konnte keinen anderen finden.

Er vermochte es nicht, seine Mutter anzusehen, während er ihr die große Neuigkeit anzeigte. Im letzten Moment kam ihm eine Hoffnung. Vielleicht nimmt's die Mutter gut auf. Er hob die Augen — seine Mutter saß da wie versteinert, totenblaß. Ein kurzes bleiernes Schweigen folgte, dann wendete sich die alte Frau an ihre Tochter mit den Worten: „Thilde, hol mir meinen schwarzen Shawl, die Luft ist feucht."

„Ich will den Shawl holen," trug sich Werner hastig an.

„Nein, Thilde soll gehen," schnitt ihm seine Mutter scharf ins Wort, und Thilde ging.

Mutter und Sohn blieben allein.

Sie fand nichts zu sagen, sah ihn nur aus ihren dunklen Augen streng und mißbilligend an. Es war das erste Mal in ihrem Leben, das sie ihn so ansah.

Er bäumte sich schließlich auf gegen diesen stummen Ausdruck ihrer Verachtung, den er übertrieben fand. „Was hast du denn eigentlich, Mutter?" murmelte er heiser. „Sag's lieber, damit es überstanden ist!"

Sie maß ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, dann sagte sie langsam: „Ich hatte geglaubt, einen Sohn zu haben, der weiß, was er will, und thut, was er für recht hält; aber ... ich hatte mich offenbar geirrt."

Die Worte trafen ihn wie ein Hieb. Er ballte die Faust und biß die Zähne aufeinander, dann begann er heiser, mit zusammengepreßter Stimme: „Das ist alles ganz gut und schön, Mutter ... und bis zu einem gewissen Punkt hast du ja recht; aber schließlich — die Umstände ..."

Sie unterbrach ihn heftig: „Komm mir nicht mit dem Wort!" rief sie. „Umstände — Umstände — jeder Schwächling redet sich immer auf die Umstände aus. Mein Sohn braucht das nicht zu thun. Rede lieber nicht weiter davon, den Rückweg hast du dir abgeschnitten. Gut; sieh, daß du wenigstens ..." Sie blieb stecken, ihre starren Züge nahmen einen weichen Ausdruck an, ihr Blick glitt von ihm ab.

Vom Walde her, den Rauenthaler Weg entlang, kam Else, einen großen Strauß Feldblumen in der Hand. Sie war schöner als je durch das innige Licht in ihren Augen und einen gewissen unbeschreiblichen Zug um die Lippen — den Zug, welchen der erste Kuß reiner, aber warmer Liebe auf den Lippen eines Mädchens zurückläßt. Das Haar um die Schläfen glänzte goldig unter dem breitkrempigen Strohhut, der einen Schatten, etwas wie einen sehr durchsichtigen Schleier über ihre verliebten Augen warf.

Beim Anblick von Mutter und Sohn errötete sie sehr tief, blieb stehen. Die Mutter nickte ihr zu. Da lief sie flink wie ein Reh in einem Atemzug auf sie zu, kniete neben ihr nieder und flüsterte, die Arme um die alte Frau schlingend, verschämt und selig: „Hat er's Ihnen schon gesagt? Sind Sie zufrieden? Wollen Sie uns Ihren Segen geben, Mütterchen?"

Die alte Frau zögerte mit der Antwort so lange, bis sich das Mädchen verletzt fühlte und betroffen zu ihr aufsah. „Ich bin nicht gut genug für ihn," flüsterte sie halb weinend, halb lachend, dann noch leiser ins Ohr der Mutter: „Im Grunde des Herzens bin ich davon überzeugt."

„Nicht gut genug?" rief die alte Frau entrüstet und küßte das glühende junge Gesichtchen zärtlich auf die Stirn. „Ich weiß keinen Mann auf der Welt, für den Sie nicht gut genug wären!"

„Es ist umgekehrt, Else!" stieß Werner nicht ohne eine gewisse Bitterkeit hervor, „meine Mutter findet mich nicht gut genug für dich!"

„Vielleicht!" sagte die Mutter.

Bei diesem Wort aber fuhr Else empor, und sich neben ihren Bräutigam stellend, legte sie ihm die Hand auf die Schulter. „Das wollen wir untereinander ausmachen!" rief sie fast heftig, „nicht wahr, Werner?"

Er nahm die liebe warme Hand des Mädchens in die seine. „Du siehst, es bleibt dir nichts anderes übrig, als uns Glück zu wünschen, Mutter," sagte er.

„Nun gut, ich wünsche dir Glück," erwiderte die alte Frau, „von ganzer Seele wünsche ich's euch beiden, daß du dich des Kleinods, das dir Gott ans Herz legt, stets würdig erweisen mögest! Im übrigen" — aus ihrem feierlichen Ton von neuem in ihren trockenen, fast herben von vorhin überspringend, setzte sie hinzu: „im übrigen, Else, machen Sie einen Mann aus ihm, vielleicht gelingt es Ihnen besser als mir!"

* *
*

Die ganze Welt war einverstanden, niemand hatte etwas einzuwenden gegen die Verlobung Werners von Schlitzing mit Else von Ried. Es wäre eine außerordentlich passende Partie, sagten die Leute. Eine Verlobung, „als ob die Tauberln die zwei Menschen zusammengetragen hätten", äußerte sich

die Fuhrwesen. Gräfin Warsberg versicherte allen ihren Bekannten, sie sei vollständig zufrieden mit der Wahl, welche ihr Neffe getroffen, und der alte Herr von Ried, der, mit dem Umbau seines Schlosses noch immer nicht fertig, seine Tochter auch jetzt noch nicht bei sich zu beherbergen vermochte, kam nach Schlangenbad, segnete den Bund und plauderte mit Frau von Schlitzing von alten Zeiten.

Aber Frau von Schlitzing blieb ernst. Sie beobachtete ihren Sohn und war nicht zufrieden mit ihm.

Um so zärtlicher zeigte sie sich gegen Else.

Als endlich Krügenberg wieder im stande war, Gäste unterzubringen, zog sie dorthin, um bis zur Trauung ihres Sohnes die Braut zu beschützen.

Von Werners italienischer Reise war nicht die Rede mehr. Er teilte seine Zeit zwischen Krügenberg und Berlin.

Der Herbst brach herein. Die Wasser des Rheins verfärbten sich und wurden dunkel, und die Blätter an den Büschen fingen an zu fallen.

Die Tage wurden kurz, immer später kam das Licht, immer früher starb es.

In dem traurigen Haus in Eltville lebten die beiden blassen Frauen ihr eintöniges Leben weiter.

Als der Herbst voll hereinbrach, schlossen sich die Fenster, hinter denen die alte Frau lebte, man hörte das Gebetmurmeln nicht mehr.

Die Fenster in der Stube des jungen Mädchens blieben offen, selbst als die Herbstluft kalt und scharf geworden war.

Des Tags über war alles still, in den Nächten aber konnte man deutlich einen leichten, ruhelos auf und ab wandernden Schritt vernehmen, im Rhythmus dem ungleich hastenden Pulsschlag eines Fieberkranken gleich, den Schritt einer Gefangenen, die einen Ausweg suchte aus dem Kerker, der ihr Leben war.

Und noch einen gab's, der nicht zur Ruhe kommen konnte in dieser Zeit — das war Werner. Else rührte ihn, er hatte sie lieb, sehr lieb. Wenn er sie sah, war er ruhig. Wo Else war, da war Wärme und Sonnenschein, wenn sie ihm aus den Augen schwand, so ...

Er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt, was ihn quälte; es war etwas so Unbestimmtes, ins Leere Hinausschauderndes, wie die Gespensterfurcht eines Menschen, der nicht an Gespenster glaubt.

Einmal war die Rede davon gewesen, Lena einzuladen zur Hochzeit. Else hatte darauf bestehen wollen. Werner hatte sich heftig dagegen ausgesprochen, und so hatte man davon abgesehen. Else hatte die Freundin einfach in Eltville besucht, um sich von ihr zu verabschieden.

Der Tag der Hochzeit rückte immer näher, und eines Abends sagte sich Werner: Morgen!

In Krügenberg war's, wo die Hochzeit stattfinden sollte. Nach einem langen, ermüdenden Polterabend zog er sich endlich in sein Zimmer zurück. Seltsam! Er, der einst in der Nacht vor seiner ersten Schlacht ruhig und fest wie ein Kind geschlafen hatte, konnte diesmal die Augen nicht schließen. Er konnte nicht.

Unruhig warf er sich auf seiner elastischen Sprungfedermatratze zwischen dem kühlen, seidenfeinen Linnen hin und her. Er brannte wie Feuer. Es war ja alles viel zu weich, zu bequem. Er sehnte sich nach Freiheit und Strapazen, nach seinem Lager im Bivouac. Und plötzlich fiel's ihm ein, wie gut er geschlafen hatte damals im Walde, unter Gottes freiem Himmel, auf dem Wege von Eltville nach Schlangenbad. Er gedachte der würzigen, frei hinstreichenden Luft; er streckte die Arme aus. Er hatte Else lieb, sehr lieb, aber er hätte doch um zehn Wochen jünger sein mögen und das Leben noch einmal anfangen.

Es schnürte ihm die Kehle zu; zugleich hatte er die Empfindung, als presse ihm etwas die Pulsadern an Händen und Füßen zusammen. Das Blut pochte ihm gegen die Brust, seine Gedanken verwirrten sich, er träumte.

Er wußte, daß er heiraten müsse, aber die Hochzeit sollte in Schlangenbad stattfinden. Er hatte Eile, Schlangenbad zu erreichen, und versäumte immer wieder den Zug. Er kam nach Eltville. Er sah ein junges Mädchen in einem weißen Kleide mit dem Brautkranz auf dem Kopf. Das ging leise singend durch die Straßen von Eltville.

Sie sang immer dasselbe: „Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Licht!“ Sie trug etwas in der Hand. Er ging ihr nach bis an das Ufer des Rheins, immer mit dem Gefühl, daß er eigentlich nicht das Recht habe, so seine Zeit zu verlieren, da ja sein Hochzeitstag war, aber von einer Gewalt angezogen, der er nicht zu widerstehen vermochte. Der Rhein rauschte, er hörte sein Rauschen genau.

Das weißgekleidete Mädchen wandte sich nach ihm um und sah ihn aus großen dunklen Augen an. Er fragte sie, was sie in den Händen hielte. „Deine Zukunft!“ sagte sie. Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so sprang sie in den Rhein. Er sprang ihr nach. Sie kämpften mitsammen unter den Wellen — der Atem verging ihm — er brachte sie empor. Er hielt sie im Arm — ach, wie zärtlich enger und enger! Da wurde sie warm an seiner Brust; sie schlug die Augen auf, dann legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn einmal, ein einziges Mal brennend heiß auf die Lippen. Als er sie wieder küssen wollte, war sie tot. Ein schreckliches Grauen überkam ihn und in dem Grauen eine Unbeholfenheit.

Was sollte er machen mit der Leiche? Da hörte er von fern Glocken schwirren; es waren die Hochzeitsglocken, die ihn riefen. Da ließ er die Leiche dort am Ufer des Rheins und eilte atemlos und mit einem Centner in der Brust vorwärts, seiner Hochzeit entgegen. Das Glockengeschwirr wurde lauter und lauter. Er schlug die Augen auf, seine Stirn war feucht, das Morgenläuten hatte ihn aus seinem Traum geweckt.

Es war ein böser Traum für einen Bräutigam! Er stand auf, kleidete sich hastig an und ging in den Park hinunter.

Ihm war's, als ob er ein Unrecht gut zu machen gehabt hätte an Else.

Er wollte die letzten Rosen suchen für sie und sie ihr auf den Teller legen vor dem Frühstück. Aber er fand keine Rose mehr. Es war Frost gekommen in der Nacht, die Rosen waren tot. Die Blätter fielen von den Büschen blutrot, gelb und braun in den grauen Reif hinein. Und Werner schritt dahin zwischen der kalten Traurigkeit und trachtete sich vorzubereiten auf den ernstesten Schritt in seinem Leben. Aber statt Gedanken flatterten ihm Bilder und Lieder durch den Kopf. Er sah den Rhein vor sich, und durch die Ohren klang's ihm: „Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Licht!“

* * *

In einem mit großem Komfort ausgestatteten Zimmer in einem der neuen Häuser am Leipzigerplatz zu Berlin saß ein junger Mann in Civil und gähnte an seinem Schreibtisch über einer Arbeit, die ihn nicht freute und die keinen Zweck hatte.

Es war ein Mann in der Mitte der dreißig, braun, mit leichtem, fast durchsichtigem Vollbart und kurzem, halbgelocktem Haar, das anfing grau zu werden. Eigentlich wäre er ein auffallend schöner Mensch gewesen, nur waren seine Schultern zu breit für einen Mann seines Alters, und seine Züge waren rund und welk.

Er machte einen erschlafften, gedrückten Eindruck — den Eindruck eines Menschen, in dem viel zurückgehaltenes Leben gärt und in dem die besten Kräfte brach liegen.

Das war Werner von Schlitzing nach siebenjähriger, durchaus glücklicher Ehe.

Seine militärische Carriere hatte er längst aufgegeben. Eine Zeit lang hatte er in der Landwirtschaft herumgestümpert; seit drei Jahren beschäftigte er sich mit weitläufigen Vorbereitungen, Quellenstudien und provisorischen Entwürfen zu einer Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Ein dicker Foliant lag aufgeschlagen vor ihm, daneben ein kleines Heft, in das er Notizen machte. Er bemühte sich soeben, eine ganz neue Charakteristik des Freiherrn von Stein zu entwerfen. Er kam nicht vom Fleck und wurde sich plötzlich mit demütigender Klarheit des Umstandes bewußt, daß seine Charakteristik des großen Regenerators von Deutschland nichts anderes war als eine Umschreibung von so und so viel bereits vorhandenen Charakteristiken, nur mit ein paar modernen gewagten Stilausschreitungen versetzt.

Verdrießlich legte er die Feder nieder. Wie thöricht, wie läppisch erschienen ihm

seine Versuche, „Geschichte zu schreiben", sich abzuquälen, längst berichtete und festgestellte Thatsachen in neue Worte zu kleiden. Ebensogut konnte er seinen Kindern helfen Flechtmappen fabrizieren.

Er gähnte. Plötzlich frug er sich, ob er nicht anstatt eines umfangreichen Geschichtswerkes einfach ein kurzes, kühnes, unverschämtes Pamphlet verfassen solle, eine Parallele zwischen Stein und Bismarck. Ja, das wäre allenfalls etwas.

Es mußte indiskret sein und anonym erscheinen, dann ... Seine Gedanken blieben stehen vor der Aussicht auf einen Riesenerfolg.

Eine Fülle von Indiskretionsmaterial stand ihm durch Privatüberlieferungen zu Diensten.

Es wäre etwas, die Neugier von ganz Deutschland zu beschäftigen! Nur ... Mit Abscheu wendete er sich von diesen lockenden Vorspiegelungen ab. Für ihn war derlei nicht. Er konnte sich's nun einmal nicht abgewöhnen, ein anständiger Mensch zu sein.

Er gähnte noch einmal, zweimal; dann wie alle Leute, die sich langweilen, blickte er nach der Uhr.

Es kam ihm vor, als ob er irgend eine Verabredung habe für den Nachmittag. Ach, richtig! Aber erst wollte er Else adieu sagen.

Er stand auf und begab sich zu ihr in den Salon.

Ein großer luftiger Raum war's, dieser Salon, genau so ausgestattet, wie es vor sieben Jahren in Wiesbaden Mode gewesen, damals, als die Geschmacklosigkeiten des zweiten Kaiserreichs noch nicht aufgehört hatten, nachwirkend Wiesbaden zu beeinflussen: mit gelben Damastmöbeln, rötlichen Mahagonitischen, mit nach allen Seiten hin symmetrisch verbogenen Platten, Blumenetageren und sehr viel Spiegeln in goldenen Rahmen.

Nichtsdestoweniger sah der Raum behaglich aus. Die Möbel waren alle solid und bequem, es waren ihrer nicht zu viel, man brauchte nicht beständig Angst zu haben, etwas umzuwerfen. Von der feinen Farbenharmonie jener Boudoirs, die hauptsächlich dazu dienen, einen möglichst malerischen Hintergrund und Rahmen für die Persönlichkeit der Hausfrau auszumachen, hatte er freilich nichts. Es war einfach das Empfangzimmer einer sehr deutschen, sehr liebenswürdigen jungen Frau mit konservativen Neigungen, welche immer eine gewisse Anhänglichkeit an das Häßliche, nur weil die oder jene Erinnerung damit verbunden ist, bedingt — das Empfangzimmer einer jungen Frau, die, mit sich und ihrer Schönheit nicht im mindesten beschäftigt, nur daran denkt, es ein paar guten Freunden in ihrem Heim behaglich zu machen.

Ein liebes Zimmer war's; es wehte eine so gute reine Luft darin, mit irgend einem gesunden unverfälschten Duft geschwängert. Und irgendwie machte der Duft den Eindruck, ganz ausschließlich von der lieblichen Erscheinung auszugehen, die jetzt mit einer großen Schere und einer sehr kleinen Gießkanne sich um die Pflege der Pflanzen in einer der altmodischen Blumenetageren Verdienste erwarb.

Werner blieb unwillkürlich einen Augenblick auf der Schwelle des Zimmers stehen, um sie zu betrachten. Ein gerührtes Licht schimmerte in seinen Augen. Wie wunderhübsch sie doch aussah! Auch nicht im mindesten verblüht in diesen sieben Jahren! taufrisch wie damals, als sie mit Linden in todesmutigem Vergnügungseifer über alle Baumwurzeln hinweg die Nassauer Allee heruntergewalzt war.

Eigentlich hatte ihre Schönheit noch gewonnen durch den innigen Zug um Auge und Mund. Wie reizend die Linie von Kinn und Wangen! Nur ... nur — ein bißchen besser anziehen hätte sie sich doch können. Warum trug sie denn noch immer dieses ewige schwarze Atlaskleid!

Er kannte dieses Kleid, seitdem er verheiratet war, er kannte die Geschichte seiner Metamorphosen. Es war erst weiß gewesen, ein großes Staatskleid, mit Brüsseler Spitzen besetzt, das angeschafft worden war zu Ehren einer mit gekrönten Häuptern zusammenhängenden Festlichkeit in Wiesbaden; dann hatte es Rostflecke bekommen vom langen, unbenutzten Liegen, worauf es schwarz gefärbt bei kleinen Soireen mitgearbeitet hatte, um schließlich stark vereinfacht aus den Händen der Kammerjungfer als jenes schwarzseidene Mädchen für alles hervorzugehen, welches jede gute Hausfrau in Besitz haben muß.

Er haßte dieses Kleid. Es mutete ihn an wie eine Chronik von allem dem, was er an „Unterhaltung“ hatte herunterwürgen müssen zwischen Krügenberg und Wiesbaden seit seiner Ehe.

„Ah, Werner! Wünschest du etwas?“ fragte sie, von ihren Pflanzen aufsehend, als er nun näher an sie herantrat. Dabei erhob sie sich, ohne die kleine grüne Gießkanne, die sie in der Hand hielt, wegzustellen, auf die Fußspitzen, um ihn zu küssen.

„Kann ich etwas für dich besorgen, Else?“ fragte er, „ich gehe aus.“

„Wohin?“

„Ich hatte Thilde versprochen, in ihr Atelier zu kommen.“ Sein Ton klang nicht ganz unbefangen.

Seitdem Thilde durch eine ihr persönlich zugefallene Erbschaft bereits vor mehreren Jahren unabhängig geworden war, hatte sie sich von ihrer Stiefmutter getrennt und in Berlin etabliert, wo sie sich nun mit großem Eifer der Malerei widmete und ihrer Genialität, das heißt exemplarischen Unausstehlichkeit, nun gänzlich die Zügel schießen ließ.

„Thilde ... das ist nicht wichtig; ich hätte gewünscht, du mögest mit mir zu Schulte gehen.“ Else stellte ihre Gießkanne weg und legte die Schere nieder.

„Wir können ja morgen zu Schulte gehen,“ erwiderte er ausweichend, „es ist ohnehin spät heute.“

„Aber ich sehe nicht ein, warum du nicht morgen zu Thilde gehen kannst,“ entgegnete Else possierlich aufgebracht.

„Thilde ist bereits empfindlich und gereizt; sie findet, daß wir ihr Talent nicht genügend anerkennen, uns nicht für ihre künstlerischen Bestrebungen interessieren. Und sie hat mich gebeten, heute zu kommen.“

„So — aus irgend einem besonderen Grunde?“ Else blinzelte leicht mit den Augen.

„Nun ja. Sie malt jetzt das Porträt der Orbanoff, und es scheint, daß die Fürstin wünscht, ich möge meine Meinung über die Pose abgeben. Sie legt offenbar einen großen Wert darauf.“

Hm! ... So ... Die schöne Ilka, geborene Comtesse Iwantschitsch, hat dir natürlich in dieser Angelegenheit selbst geschrieben?“ bemerkte Else mit unleugbar etwas unwilliger und wegwerfender Betonung.

„Das hat sie in der That. Willst du ihren Brief lesen, da ist er,“ sagte Werner, indem er das Schriftstück aus der Brusttasche zog. „Willst du ihn lesen?“

„Könnte mir einfallen!“ lehnte Else ärgerlich ab, warf dann aber doch einen Blick in den eng bekritzelten Bogen. „Also ‚Teuerster Freund‘ schreibt sie dir; schreibst du ihr vielleicht auch ‚Teuerste Freundin‘?“

„Ich habe ihr bis jetzt stets nur ‚Gnädigste Fürstin‘ geschrieben; aber wenn dir das zu vertraulich vorkommt, so will ich ihr von heute an ‚Euer Durchlaucht‘ schreiben,“ lachte Werner.

„Durchlaucht ... diese kleinen russischen Fürsten sind ja gar nicht ‚Durchlaucht‘!“ rief Else verächtlich.

„Wie komisch du bist, Else! Man möchte allen Ernstes glauben, du seist eifersüchtig.“

„Ich?“ Else zog ihr feines Näschen in die Höhe. „Eifersüchtig! wie kannst du mir so etwas Schmähliches zumuten! Ich? Glaubst denn du, daß ... daß ... daß ich dich so lieb hätte, wie ich dich habe, wenn ich's nicht ganz genau wüßte“ — sie zog ihn an sich heran und gab ihm einen leichten Klaps — „wenn ich's nicht ganz genau wüßte, daß du im Grunde der edelste, reinherzigste Mann von der ganzen Welt bist! — Eifersüchtig! ... Ich! ... Ich finde die Orbanoff ein wenig aufdringlich — aber wenn dir die Spielerei mit dem Fettklumpen Freude macht — Wohl bekomm's, Werner!“

„Fettklumpen!“ wiederholte er. Die Aufregung Elses hatte ihm seinen Gleichmut zurückgegeben, es freute ihn, sie ein wenig zu necken. „Fettklumpen! — Nun, eine schöne Person ist sie immerhin, das kann ich dich versichern, gerade von einer Schönheit, die Männern zu Kopfe steigt.“

Er hatte zu dick aufgetragen; anstatt sich zu ärgern, fing Else an, herzlich zu lachen. „So, wirklich!“ rief sie aus. „Nun, wenn das der Fall ist, so will ich mich deinem Vergnügen nicht entgegenstellen; laß dich nur ein wenig von dieser zu Kopf steigenden Schönheit betäuben! Und jetzt spute dich, du verlierst sonst das gute Licht; das brauchst du ja zum Kritisieren!“

„Ich habe Zeit, in einer Viertelstunde ist's auch noch hell genug,“ meinte Werner, dem jetzt gar nicht so sehr darum zu thun schien,

fortzukommen. Er hatte sich auf eines der gelben Sofas neben Else gesetzt und fing an, ihre Hände und Wangen zu streicheln.

„Laß mich nur — geh!“ rief Else, indem sie sich scherzend seinen Liebkosungen entwand. „Hübsche Gesellschaft werdet ihr sein in Thildes Atelier. Schade, daß ich mir das Trio nicht aus einem Mauseloch ansehen kann! Thilde, auf ihren Malstock gestützt, das Modell anzwinkernd; du daneben, ebenfalls aufmerksam zwinkernd, und vor euch das Modell — dekolletiert natürlich — und reichlich — in einer schmachtenden Pose hingelümmelt — wie soll ich den Kopf drehen, so oder so, und die Arme — beide Arme über dem Kopf — so ... da sieht man sie am besten! — Wohl bekomm's, Alterchen! Aber es gehört etwas dazu, dich als Kritiker in ein Maleratelier zu laden, du verstehst von der ganzen Malerei so viel wie ein Dromedar vom Klavierspiel.“

„Für diese Grobheit zahlst du mir einen Kuß, Else.“

„Nein, nein, nein!“

„Du hast mir die Fürstin verekelt; komm zu Schulte, setz deinen Hut auf, ich begleite dich mit Vergnügen hin.“

„Habe keine Lust mehr, und Thildes und Ilkas vereinte Feindschaft herauszufordern, dazu fehlt mir der Mut. Folge dem Ruf deines Herzens, Werner, aber vergiß nicht, daß wir heute abend bei Tante Warsberg dinieren.“

„Hatte keine Ahnung davon; wann hat sie uns eingeladen?“

„Gestern. Sie schrieb, wir sollten genial sein und es nicht übelnehmen, daß sie uns so im allerletzten Moment bittet.“

„Wie ich das finde!“ rief Werner aus. „Das bedeutet, daß wir einfach aufgefordert werden, zwei Lücken auszufüllen, die unvorhergesehenerweise in der Tischordnung entstanden sind. Und du hast angenommen, ohne mich zu fragen?“

„Wenn ich dich gefragt hätte, hättest du abgesagt, und ich bin froh, wenn ich dich einmal zwingen kann in die Welt zu gehen; ein wenig zerstreust du dich bei solchen Gelegenheiten doch, mein armer, alter Grillenfänger. Und wie es scheint, wird es ein ganz besonders nettes Diner, das hat mir Linden anvertraut, der leider nicht dabei sein kann, weil er im Kriegsministerium speist. Übrigens ist es immer nett bei Tante Warsberg.“

* * *

Ja, es war immer nett bei Tante Warsberg. Mochte man über die Mustergräfin denken, was man wollte, das eine ließ sich nicht leugnen: ihr Haus war eins der angenehmsten, ihre Einladungen gehörten zu den gesuchtesten in Berlin.

Wodurch sie das erreicht hatte, wäre schwer zu bestimmen gewesen; jedenfalls eher durch die Eigenschaften, die ihr fehlten, als durch die, welche sie besaß.

Sie war nicht schön, sie war nicht jung, sie war nicht geistreich, sie war nicht witzig — infolgedessen war sie in ihrem eigenen Salon niemandem im Wege. Im Gegensatz zu vielen anderen bedeutenderen Hausfrauen nahm sie ihren Gästen keinen Platz weg, konzentrierte nicht zuviel männliche Aufmerksamkeit auf sich, man spürte sie kaum, sie verdarb nichts, und Gräfin Anna Lenzdorff faßte einmal ihre vielfachen Hausfrauenvorzüge in den Worten zusammen: „Die Warsberg ist in ihrem Haus wie ein angenehm neutraler Hintergrund, gegen den sich ihre Gäste gut abheben.“

Sie wohnte in der Rauchstraße in einem geschmackvollen kleinen Palais, das früher einem reichen Strumpfwirker gehört hatte. Es lag hinter einem Vorgärtchen verschanzt, und der Eingang befand sich in der Seitenfront, man ging durch eine von einer gläsernen Marquise beschirmte Freitreppe dazu hinauf.

Die Freitreppe führte vorerst in einen kleinen Vorraum, dann durch eine Thür mit gefärbten Glasscheiben in eine hohe, luftige, mit Statuen und grünen Palmen ausgestattete Halle.

Die Statuen drückten sich etwas verschämt in den Schatten der Palmen hinein. Darin hatten sie recht. Sie stammten noch aus den Zeiten des Strumpfwirkers und dankten ihre Anwesenheit in der Halle einer Reise desselben nach Italien, von der er sich verpflichtet gefühlt hatte Kunstsinn mitzubringen.

Das einzige, wirklich schöne Ausschmükkungsstück in dem Raum war ein großer Kamin aus rötlichem Marmor, mit langge-

zogenen, überaus fein herausgeschliffenen Renaissanceschnörkeln verziert, den die Gräfin Warsberg von einer auf Antiquitäten hinzielenden Razzia aus einem Kloster am Rhein mitgebracht hatte.

Sie brachte immer etwas Geschmackvolles von ihren Streifzügen mit, war überhaupt mit künstlerischem Sinn veranlagt, was sie durch die Ausschmückung ihrer Räume sowie in der Wahl ihrer Gäste bewies.

Sie war stets umgeben von Kunstwerken und künstlerischen Persönlichkeiten.

Dieser Umstand bildete zugleich mit dem neutralen Grau in Grau ihrer bequemen „Hintergrund-Individualität" die Hauptanziehungskraft ihres Salons.

Man sah bei ihr stets schöne neue oder alte Dinge, die man nirgend anderswo sah, und begegnete interessanten Menschen, die man nirgend anders traf.

Else und Werner gehörten zu den letzten, die zu dem Diner erschienen.

Werner sah wie immer sehr schön und sehr vornehm, im übrigen außerordentlich gelangweilt aus, was den Damen besonders imponierte. Sie suchten die interessantesten Eigenschaften hinter seinen verschlafenen Augen.

Else war im Gegenteil frisch und munter wie ein junges Mädchen auf ihrem ersten Ball, dabei entzückend hübsch in ihrem weißen Seidenkleid, das mit alten, schweren, noch von dem Nachlaß ihrer Mutter herrührenden Spitzen besetzt war.

Diesmal war an ihrer Toilette nichts auszusetzen. Mehr als einmal streifte sie Werners Blick, ihren schlanken Hals und entzückenden Nacken so weiß und voll. Und bei all dieser Schönheit etwas Bescheidenes, Züchtiges, Unauffälliges; alles, wie sich's zugleich der anspruchsvollste und der eifersüchtigste, strengste Mann nicht besser hätte wünschen können.

„Sie ist doch einzig," sagte er sich und fühlte plötzlich eine dankbare Anwandlung. Ach Gott, warum hatte er manchmal so schreckliche Mühe, die Dankbarkeit in seinem Herzen aus der dicken, schwarzen Melancholie herauszufischen, in der sie immer wieder untersank!

Else war ganz vertieft in ein Gespräch mit Erika von Sydow, ein sehr heiteres, vertrauliches Gespräch, das mit Lachen und Flüstern verbunden war.

Die beiden jungen Frauen blinzelten ihm aus der Ferne lustig zu. Erika war heute Strohwitwe; ihr Mann, der noch immer Adjutant bei einer hervorragenden Persönlichkeit war, hatte Dienst, sollte jedoch noch heute wiederkommen und hatte versprochen, wenn irgend möglich, seine junge Frau im Laufe des Abends abzuholen. Erika war sehr verliebt, und Else wurde nie müde, sie damit zu necken, zärtlich und freundlich. Sie freute sich daran.

Die Flügelthüren öffneten sich noch zweimal, um Gäste einzulassen, einmal für Fürst und Fürstin Orbanoff, ein zweites Mal für Thilde.

Die Fürstin streifte Werner mit einem Blick, der zornig anfing und schmachtend aufhörte, und Thilde trat ärgerlich mit den Worten an ihn heran: „Also wieder keine Zeit gehabt heute, Werner? Else hat dich natürlich nicht freigegeben!" Sie war sehr erbost, weil Werner nämlich schließlich doch bei der Porträtsitzung ausgeblieben war. Im letzten Moment hatte er eine Absage mittelst Rohrpost geschickt.

Man setzte sich zu Tisch. Werner hatte das Vergnügen gehabt, Erika von Sydow zur Tafel zu führen; an seiner Linken saß eine ihm bis dahin unbekannte Größe, eine gewisse Gräfin Lenz — wie Werner es sehr bald merkte, eine Dame von etwas angekränkelter Hoffähigkeit. Diese Art Damen gehörten auch zu den merkwürdigen Dingen, die man nirgend anders traf, außer bei Gräfin Warsberg. Sie brachte derlei Bekanntschaften mit verschiedentlichen anderen Raritäten von ihren Reisen mit.

Werner konnte nicht klar darüber werden, ob die schöne Gräfin Witwe sei oder geschieden. Jedenfalls war sie unbefriedigt. Sie seufzte sehr viel und machte trübselige Anspielungen auf das Los einzeln stehender Frauen. Binnen kurzem wurde ihr Gespräch zugleich stark philosophisch und persönlich. Werner kannte die Sorte. Sie war ihm nie sympathisch gewesen, obwohl er sich eine Zeit lang viel mit der Species abgegeben.

Ein Bündel hysterischer Begierden hinter ein bißchen geistiger Betriebsamkeit versteckt, hatte die alte Gräfin Lenzdorff unlängst eine

dieser Damen — sie sahen sich in ihrer schablonenhaften Originalität alle so schrecklich ähnlich — getauft.

Der Ausspruch war derb, wie vieles, was die alte Frau sagte, aber er traf ins Schwarze.

Mit Freuden wendete sich Werner von dem unbefriedigten Blaustrumpf zu Erika, welche sich als Frau gerade so natürlich sympathisch und liebenswürdig zeigte, wie sie als Mädchen verdreht und unerquicklich gewesen war.

Werner schief gegenüber saß die Fürstin Orbanoff, keine andere als dieselbe Comtesse Iwantschitsch, die Werner in Schlangenbad kennen gelernt. Sie trug ein rosa Kleid, das ihr beständig von den Schultern herunterrutschte, sprach und aß sehr wenig, fächelte sich während der ganzen Dauer des Diners und schmachtete aus ihren großen blauen Augen vorwurfsvoll zu Werner hinüber. Ihr Gatte, welcher die Ehre gehabt, die Hausfrau zu Tische zu führen, blitzte wütend abwechselnd sie oder irgend einen unter den Gästen an.

Das Ehepaar vertrug sich bekanntermaßen sehr schlecht, obschon, vielleicht weil der Fürst noch immer in seine Gattin verliebt war, sie zugleich aber so unerbittlich streng beurteilte, wie etwa die eifersüchtigste unter ihren Rivalinnen es zu thun vermocht hätte, was viel sagen will. Er machte, wenn er mit ihr in die Welt ging, immer den Eindruck, als denke er sich: „Ich weiß ganz gut, was an meiner Frau ist, aber ich finde es unnötig, wenn jemand anderer sich's erlaubt, das ebenfalls zu wissen."

Die alte Gräfin Lenzdorff fehlte natürlich nicht und streute mit noch ungebrochener Frische Pfeffer und Salz rings um sich herum in die Konversation.

Sie war sehr beschäftigt mit einem Prinzen Enzersdorff, einem kaum vierzigjährigen, bildschönen Mann von südländischem Typus und mit einem eigentümlich nüchternen, dem Genuß kalt nachlauernden Blick in seinen großen schwarzen Augen.

Eigentlich Diplomat, befand er sich momentan in Disponibilität. Er war sehr hochmütig, aber sehr klug, ohne einen Funken von sittlichem Idealismus, aber mit strenger sittlicher Disciplin, soweit er sie für nötig erachtete, durch und durch Cyniker und vom Kopf bis zu den Füßeir Gentleman.

Man traf ihn in den verschiedensten Berliner Zirkeln. Ohne seine streng konservativen, politisch socialen Principien einen Augenblick zu verleugnen oder zu verhehlen, ging er überall hin, wo er hoffen konnte, gescheiten Männern und hübschen Frauen zu begegnen, er war immer höflich, aber immer unnahbar, nie familiär und nie herablassend. Die Gräfin Lenzdorff hatte eine Schwäche für ihn. Sie unterhielt sich lebhaft mit ihm über die neue Einrichtung eines Magdalenenstiftes, was zu vielfachen witzigen und mutwilligen Erörterungen zwischen der alten Frau und dem jungen Mann Anlaß gab.

Die genügende Anzahl hübscher, vornehmer, gut angezogener Frauen, höflicher, wohlerzogener, alter und jüngerer Herren in Uniform oder Frack war natürlich auch vorhanden, Menschen, an deren glatter Tadellosigkeit die Kritik abprallt, Menschen, denen man immer gern begegnet, die man gern sieht und leicht vergißt, und die im ganzen ebenso schwer zu beschreiben sind, als ein glatt geschniegeltes Rassepferd zu malen ist, und von denen sich nicht viel anderes sagen läßt, als daß sie vortreffliche Vertreter der exklusiven Menschenklasse sind, der sie angehören.

Die merkwürdigste Staffage an dem Tische bildete unbedingt Thilde. Eine neue Jugend war in ihre vierzig Jahre hineingefahren mit der Unabhängigkeit und der Kunst. Sie hatte sich jetzt allerhand herausfordernde Mätzchen angewöhnt, und da sie dabei noch immer mager und steif war wie ein Spieß und in ihren Bewegungen so eckig wie ein Eisenbahnsignal, so machte sich das komisch.

Sie trug ihr Haar jetzt kurz geschoren und gebrannt, und dazu ein blaßgrünes Kleid mit einem türkischen Besatz, echt Empire, ganz künstlerisch. In der Welt spielte sie sich mit Nachdruck auf die Künstlerin hinaus, während sie in Künstlerkreisen die Aristokratin betonte.

Ein junger Musiker saß neben ihr. Er hieß Mr. Oskar Ryder-Smythe, war Amerikaner, bildschön, mit dem Gesicht des Antinous, wenn man sich nämlich die blassen Antinousstandbilder in das warme Leben

eines sehr brünetten jungen Kreolen übersetzt denken könnte. Er that seiner Kunst gegenüber hochmütig, sprach gern von seinen Ahnen, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England und mit dem Mayflower-Schiff vor zweihundert Jahren nach Boston gekommen waren. Nebenbei war er liebenswürdig gegen Thilde und, wie es Werner, der das nicht ohne Verdruß beobachtete, schien, mit Erfolg.

Das Diner war gut, die Tafel sah hübsch aus, große Pyramiden von Wachskerzen in altsilbernen Louis-Seize-Leuchtern warfen ihren bläulich-rosa Schimmer über den massenhaften, niedrig gehaltenen Blumenschmuck des Tisches, über das glitzernde Krystall und das mit bunten Arabesken besäte Service von Berliner Porzellan.

Aus seinem lebhaften Gespräch mit Erika hörte Werner mehrmal hintereinander den Namen Gräfin Retz aussprechen. Es mußte der Name einer Frau sein, die momentan die Gesellschaft, in der er so wenig verkehrte, hinter deren Neuigkeiten er so weit zurück war, viel beschäftigte.

Retz ... Retz ... Der Name war ihm nicht unbekannt. Eine längst verblaßte Erinnerung nahm langsam Form und Farbe in seiner Seele an. Er sah einen sehr alten Mann vor sich, kahl, mit einem langen weißen Bart.

„Ich hoffte sie heute bei mir zu sehen," erklärte die Wirtin, „aber sie wurde plötzlich zur Kaiserin befohlen."

„Ich begreife nicht, wie man zu Hofe gehen kann, wenn man nicht absolut muß," bemerkte die Gräfin Lenz.

„Die Hoffähigkeit ist in gewissen Kreisen die Bestätigung einer socialen Stellung," erwiderte Gräfin Lenzdorff, „im übrigen amüsiert man sich bei Hofe ganz gut."

„Wer ist denn eigentlich diese Gräfin Retz?" fragte die Frau eines russischen Diplomaten, Gräfin Glinka, „on la rencontre partout seit einiger Zeit, ich möchte doch gern ein wenig näher über sie orientiert sein! Est-elle bien? Wer ist sie?"

„Sie ist die Witwe des Grafen Elinor Retz, dem das Palais in der Behrenstraße gehörte," sagte Gräfin Lenzdorff trocken.

„Des alten Retz, den ich vor zehn Jahren in Vichy kennen lernte?" rief die Russin.

„Es gab nur einen, er war der letzte," erklärte die Gräfin Lenzdorff.

„Der muß zum wenigsten hundert Jahre alt gewesen sein, als sie ihn heiratete," bemerkte entsetzt die Russin.

„Hundert nicht, aber sechsundsiebzig Jahre war er alt," erwiderte gelassen Gräfin Lenzdorff.

„Solche Ehen sind polizeiwidrig, sie sollten von Staats wegen verboten sein," bemerkte sentenziös die Gräfin Lenz.

„Was man nicht alles vom Staat und vom lieben Gott verlangt!" seufzte ein Minister mit einigen Orden und sehr vielen Töchtern, von denen zwei anwesend waren.

„Und was war sie, ehe sie den alten Retz heiratete?" fragte Gräfin Glinka, „Tänzerin oder Telegraphistin? Ich glaube, sie hatte Antecedentien."

„Ach, das ist so ein Gerede!" bemerkte die Fürstin Orbanoff belehrend. „Ich glaube es nie, wenn man etwas sagt, was dem Ruf einer Dame schaden könnte."

„Vous avez joliment raison," brummte der Fürst; „ich für meinen Teil glaube immer alles, und noch mehr, aber es macht mir keinen Eindruck; faut être philosophe!"

Der Fürst Orbanoff war einer von jenen, welche vorgeben, überhaupt an keine anständige Frau zu glauben, offenbar, um sich darüber zu trösten, daß es ihm nicht gelungen war, für sich eine zu erobern. Die Fürstin im Gegenteil gab vor, fest davon überzeugt zu sein, daß das weibliche Geschlecht aus lauter Engeln zusammengesetzt sei, sie glaubte principiell nie etwas Schlechtes, das gegen den Ruf einer Frau vorgebracht wurde.

Beide Finten sind abgebraucht. Aber das Wohlwollen aus Politik wirkt im Grunde noch schlechter als das keinen Unterschied gelten lassende Mißtrauen.

Anständige Frauen fühlen sich weniger von diesem letzteren beleidigt, als von der willkürlichen Blindheit gereizt, die sie nicht nötig haben und die alle sittlichen Unterschiede aufhebt.

„Die Gräfin Retz ist tadellos, es giebt keinen zweifelhaften Punkt in ihrem Leben," versicherte Gräfin Lenzdorff. „Gegen Lena ist nichts einzuwenden, positiv nichts!"

„Als daß sie als zweiundzwanzigjähriges

Mädchen einen achtzigjährigen Greis geheiratet hat," sagte spitzig die Lenz.

„Bei ihren traurigen Verhältnissen mußte man ihr zu dem Ausweg gratulieren!" rief Gräfin Lenzdorff. „Übrigens c'est moi, qui ai fait le mariage!"

Die Worte fielen mitten in das Seidenrauschen und Sesselrücken des Tafelaufbruchs hinein.

Werner verließ den Tisch mit einem unruhigen aufgeregten Gefühl. Eine Neugierde hatte ihn plötzlich befallen. Wer war denn diese geheimnisvolle Gräfin Retz, die, so plötzlich in Berlin auftauchend, so viel von sich reden machte und Lena hieß? Konnte es am Ende ... Ach, Unsinn! Hirngespinste! Davon hätte er doch längst gehört.

— — — — — — — — — — — — —

Nach dem Diner trafen noch verschiedentliche andere Gäste ein. Die Räume füllten sich. Menschen plauderten, lachten, kokettierten hin und her. Im ganzen aber war der Abend nicht so gelungen, wie die Abende bei Gräfin Warsberg es zu sein pflegten. Es war, das merkte man sogleich, ein nachgebesserter Abend; man war eingeladen worden auf die Konversation der Gräfin Retz, die Gräfin war ausgeblieben. Man griff zur Musik als Notbehelf.

Mr. Oskar Ryder-Smythe setzte sich an den Flügel und spielte den Tannhäusermarsch von Liszt mit von ihm hinzukomponierten verschärften technischen Schwierigkeiten. Er spielte fabelhaft flink und stark, man meinte ein Drehorgelklavier zu hören.

Das Publikum war nicht aufgelegt zur Musik, nicht wenige unter den Gästen entwichen aus dem Musiksaal in die anstoßenden Gemächer.

„Ich weiß nicht, aber seit Rubinstein vom Konzertpodium abgetreten ist, habe ich kein Interesse mehr an Klavierspielern," behauptet Gräfin Lenzdorff in dem aggressiv deutlichen Flüsterton von alten Damen, die anfangen schwerhörig zu werden. „Ich verhalte mich den Virtuosen gegenüber, wie sich der Schah von Persien Rennpferden gegenüber verhält: ‚Daß ein Pferd schneller läuft als ein anderes, weiß ich, und welches, ist mir gleichgültig.' Daß ein Virtuos schneller spielt als ein anderer, weiß ich, und welcher ..."

Wirklich begeistert von dem amerikanischen Jüngling schien nur die völlig unmusikalische Thilde. Sie stellte sich ihm gegenüber und zeichnete ihn von allen Seiten in ein Skizzenbuch ab.

Else, frisch, fröhlich und hübsch, war von einem ganzen Troß junger Offiziere umgeben, nicht wenige unter ihnen Nassauer, alte Bekannte, die sich von ganzem Herzen freuten, ihre Königin Else wieder gefunden zu haben, und ihr nun begeisterte Huldigungen darbrachten.

Die alte Gräfin Lenzdorff stritt sich lebhaft und lustig mit dem Prinzen Enzersdorff um eine Definition des Moralbegriffes herum. Er wußte es ganz genau, was Moral ist; vollendete Cyniker wissen es immer am besten. Sie sind ganz frei von allen jenen Skrupeln und Zweifeln, welche bei Idealisten immer wieder diesen Fragen gegenüber auftauchen.

Im ganzen war die Gräfin Lenzdorff seiner Meinung, nur fand sie seine Auffassung noch etwas zu sentimental.

Die Lenz mochte Werner nicht, und Erika, die er mochte und mit der er sich nach Tische gern etwas ausführlicher unterhalten hätte, war momentan anderweitig in Anspruch genommen und zwar von Werners Vetter Goswyn, der, seiner Adjutantenpflichten ledig, richtig noch bei Gräfin Warsberg erschienen war, um seine junge Frau abzuholen.

Sie standen mitsammen vor dem roten Marmorkamin im Vorsaal. Er war ein wenig kahl geworden in letzterer Zeit und stärker als früher, aber eine schöne vornehme Erscheinung war er noch immer, und Erika sah mit wahrhaft rührender Innigkeit zu ihm auf.

Ohne daß er hätte sagen können, wie sich das eigentlich so gemacht hatte, saß Werner auf einem kleinen Sofa ganz allein neben Ilka Orbanoff in dem schmalen, mit bernsteinfarbenem, gepreßtem Sammet ausgeschlagenen Zimmer, das an den Musiksalon stieß.

Die berauschenden Klänge von Siegmund und Sieglindes Liebeshymne tönten zu ihm herüber. Die Kroatin erzählte ihm von den Qualen einer zartfühlenden Frau neben einem Manne, der sie nicht verstehe,

daß es traurig sei, einen reichen Mann heiraten zu müssen ohne Neigung, wenn man eigentlich geschaffen gewesen wäre, mit Begeisterung einen ganz armen zu heiraten aus Liebe.

„Und warum haben Sie es denn nicht gethan?“ fragte er endlich fast ungeduldig. Sie hatte es ihm schon so oft erzählt.

„Warum?“ — sie lehnte ihren Kopf ein wenig zurück und legte ihren vollen weißen Arm unter ihren Nacken — „warum?“ murmelte sie, ihn geheimnisvoll anblinzelnd. „Das fragen Sie?“

Er konnte nicht umhin, seinen Blick in ihre Augen zu tauchen. Ein unerklärliches Fluidum durchzuckte ihn. Er fand sie abgeschmackt, zudringlich, fast lächerlich; dennoch hatte er plötzlich wie damals in jener Sommernacht auf dem Balkon in Schlangenbad das Gefühl, als ob ihn eine angenehme Betäubung überkäme, die zugleich mit einer erhöhten Lebensthätigkeit verbunden war.

„Comme il joue bien!“ sagte sie, vor seinem forschenden Blick langsam die Augen senkend, mit einer leichten Kopfwendung nach dem Musiksalon hin; dann leise mit Empfindung setzte sie hinzu: „Wissen Sie, was mir bei diesen schwülen Tönen — ach, wie ich diese Musik liebe! — in den Sinn gekommen ist? Ein altes Gedicht, das Werk eines unserer vaterländischen Poeten. Hören Sie:

> Laß uns entfliehn in ferne fremde Lande,
> Verachtend kühl der ganzen Welt Verneinung,
> Verlachend flaches Urteil, hohle Meinung,
> Laß übers Meer uns ziehn nach fernem Strande!
>
> Dort wandelnd in der Sonne heißem Brande,
> Uns selber eine neue Lichterscheinung,
> Laß uns in voller, glühend brünstiger Einung
> Zu Boden schmettern die zersprengten ...“

Ihre Stimme war tief und wollüstig. Sie sprach leise. Sie spielte Komödie, posierte vor ihm, aber als Schauspielerin, die in ihrer Rolle lebt.

Bei den ersten Worten des Gedichts hatte er fast Lust gehabt zu lachen, jetzt war ihm ein wenig heiß geworden. Da ... was war das? Wo kam die Stimme her?

Von weit — weit! Die üppige Frau neben ihm war verschwunden, der Druck von seiner Brust war verschwunden; mehr als sieben Jahre seines Lebens waren verschwunden, er hörte das Brausen eines großen Stromes, das Gold des Abendsonnenuntergangs flimmerte ihm vor den Augen.

Aber war es auch wirklich dieselbe Stimme? Sie klang nicht so tief, nicht so knabenhaft rauh, viel weicher, einschmeichelnder klang sie, aber durch ihre weibliche Weichheit schwirrte es wie durch die knabenhafte Rauhheit von ehedem, dieselbe schwermütige Dissonanz, die Dissonanz, welche durch alles, was es an Schönstem auf unserer kleinen Erde giebt, ewig unbefriedigt, ewig sehnsüchtig, ewig aus einem Rätsel heraus der Lösung, aus der Erde heraus dem Himmel entgegenstrebend hindurchschwirrt.

Sollte es wirklich zwei solche Stimmen geben?

Die Fürstin Orbanoff neben ihm fuhr fort:

> „Zu Boden schmettern die zersprengten Bande.“

Dann ging es weiter:

> „In afrikan'scher Wüste, in dem nackten
> Geklüft Arabiens, in den Katarakten ...“

Im Hintergrunde brodelte und kochte die heiße Liebesmusik, und zwischen das alles plötzlich knapp neben Werner hörte er noch einmal die eigentümliche Nixenstimme. Er blickte auf. In der Thür stand Else und neben ihr, ihn selbst und die an seiner Seite hinschmachtende Kroatin mit demselben leuchtenden, spöttischen Blick umfassend, seine Wassernixe.

„Ach, da bist du, Werner,“ sagte Else, „ich suchte dich! Du weißt, ich suche dich immer, wenn ich mich über etwas freue; da sollst du dich gleich mitfreuen!“

Er war aufgesprungen und an die beiden jungen Frauen herangetreten.

„Denke dir nur, wen ich hier getroffen habe: Lena, meine verschollene Lena! Sie ist's wirklich und leibhaftig!“ Und dann plötzlich in einen förmlichen Ton verfallend: „Mein Mann — Gräfin Retz.“

Gräfin Retz — Gräfin Retz! Es durchzuckte ihn wie ein Dolchstich. Das also war aus ihr geworden, aus seiner schwermütigen Wassernixe, sie hatte ihre blühende Jugend und Schönheit einem alten Mann verkauft. Es war traurig; der Rahmen aber, welchen sie dadurch für ihre Persönlichkeit gewonnen, kleidete sie allerdings gut.

Sie trug ein lang hinschleppendes weißes Kleid, das über und über mit Spitzen be-

deckt war, dazu blitzende Brillantzweige im Haar, an den Schultern, an der Brust und sieben Schnüre Perlen um den Hals. Es war alles sehr schön, aber es schnürte Werner den Hals zu, es löschte eine Erinnerung in ihm aus, die ihm lieb gewesen war.

Er hätte das alles von ihr herunterreißen, den aufdringlichen Glanz der Brillanten auslöschen, sie noch einmal vor sich haben mögen in ihrem fast dürftigen, triefenden Kleidchen, blaß, traurig, zärtlich, begeistert, hilfsbedürftig.

Mehr als der Glanz ihres Geschmeides störte ihn der Glanz in ihren Augen. Er hatte nie ein Paar so helle, alle schmeichelhaften Unklarheiten einer Situation hinwegleuchtenden Augen gesehen! Die Augen anderer Frauen sprühen manchmal Feuer, Lenas Augen verbreiteten Licht. Sie waren demütigend.

„Mein Mann — Gräfin Retz."

Er verbeugte sich. Daß sie ihn erkannt hatte, merkte er sogleich. Wird sie die Episode ignorieren? fragte er sich, oder ...

Einen Augenblick, einen ganz kurzen Augenblick zögerte sie, dann reichte sie ihm die Hand, kalt, gleichgültig.

„Wir kennen einander ja schon," sagte sie.

„Wo ... wann ... wie habt ihr euch kennen gelernt?" fragte Else, neugierig, dringlich, herzlich.

„Kennen gelernt, ist nicht das Wort," erklärte die Gräfin Retz, „begegnet sind wir einander; Herr von Schlitzing hat mich einmal daran verhindert, in einen falschen Zug einzusteigen, das ist alles."

Er hatte deutlich das Gefühl, daß sie einen Faden, an dem sie bisher noch gesponnen, entzweischnitt, daß das Wiedersehen mit ihm eine Enttäuschung für sie war, aber auch das Gefühl, daß bis zu diesem Moment die Erinnerung an die kleine romantische Episode am Rheinufer für sie eine ebenso tiefe Bedeutung gehabt habe wie für ihn selbst.

Der üppige Busen der Fürstin Orbanoff hob und senkte sich. Sie merkte, daß sie Gegenwind habe, daß momentan nichts zu machen sei, und zog sich in das Musikzimmer zurück. Die drei blieben in dem kleinen Gemach allein.

Lena hatte sich indessen fast schroff von Werner ab- und Else zugewendet. „Nein, wie ich mich freue!" sagte sie einmal über das andere, „wie ich mich freue, kleine Else, kleine süße Else! Du bist noch hübscher geworden! Sieben Jahre bist du verheiratet, sieben Jahre? und drei Babies hast du? Wann kann ich kommen, um sie mir anzuschauen?"

„Wann du willst, ich bin fast immer zu Hause, nur nicht zwischen drei und vier, da führe ich die Kinder spazieren."

„Höre, Else, das wäre ein Einfall! Willst du mir die Kinder bringen, gleich morgen? Ich will sie erwarten mit Schokolade und Baisertorte im Kaiserhof. Sie müssen entzückend sein, deine Babies, wenn sie dir ähnlich sehen! Sehen sie dir ähnlich?"

„Die beiden ältesten sehen mir ähnlich, die jüngste sieht meinem Mann ähnlich, und die ist gerade die hübscheste."

„Das findest natürlich du," lachte Lena. Dann nahm sie die Freundin in ihrer alten, impulsiven Art bei beiden Schultern und küßte sie. „'s ist zu nett, dich wiedergefunden zu haben!"

„Aber warum hast du denn die ganze Zeit nichts von dir hören lassen, gar nichts, wenn du dich wirklich nach mir gesehnt hast?" fragte jetzt Else. „Ich habe nach meiner Heirat dreimal an dich geschrieben und nie eine Antwort bekommen. Erst machte ich mir Sorgen und dann ..."

„Dann vergaßest du mich," sagte Lena zwischen Seufzen und Lachen.

„Nun ja, was willst du?" Else zuckte mit den Schultern. „Wenn man einmal verheiratet ist, hat man so schrecklich viel zu thun, zu denken! Aber über unser Wiedersehen freue ich mich ebensosehr wie du, mir ist's, als ob wir gestern zusammengesessen hätten in deinem großen, kahlen Zimmer in Eltville. Erinnerst du dich, wie ich dir damals zum erstenmal von meinem Mann erzählte?"

„Ja, ich erinnere mich," erwiderte Lena. „Hat er nachträglich die gute Meinung bestätigt, die du von ihm hegtest? Aber — sei vorsichtig mit der Antwort. Ich vergaß, er steht knapp hinter uns." Lenas Stimme war bei diesen letzten Worten hart und scharf geworden, sie sah sich über ihre Schulter hinüber nach Werner um. In ihrem Blick lag zugleich etwas Geringschätzendes und Herausforderndes.

Der Blick war ihm unangenehm, ihr ganzes Wesen war ihm unangenehm.

Indessen sagte Else treuherzig: „Ich brauche mich nie davor zu fürchten, daß mein Mann irgend einen meiner Aussprüche belauscht“ — sie legte ihm die Hand zärtlich auf den Arm — „ich habe nichts über ihn zu sagen, worüber er sich nicht freuen könnte. Nicht wahr, Alterchen, man muß dich so lange gekannt haben wie ich, um dich ganz schätzen zu lernen? Was drehst du uns denn plötzlich den Rücken, Lena?“

„Ich dachte, du wolltest deinem Manne vielleicht einen Kuß geben, du sahst mir gerade danach aus.“

„Ich hatte keine so schrecklichen Absichten,“ erklärte Else. „Aber warum denn nicht? Und wenn du glaubst, daß ich mich vor so einer alten Freundin geniere, irrst du dich; du kannst zusehen!“ Hier legte Else ihrem Manne beide Hände auf die Achseln, und ihn zu sich herabziehend, küßte sie ihn herzlich und unbefangen. Dann plötzlich Lena anblickend: „Ja, was du für finstere Augen machst, und rot geworden bist du auch! Ich habe dich schokiert. Wie kindisch du bist! Ach, wie ich mich freuen würde, dich glücklich verheiratet zu sehen! Wenn du einmal ein bißchen normal geworden wärst, so wärst du die netteste Frau von der ganzen Welt!“

„Adieu, Else, jetzt muß ich fort,“ entgegnete Lena hastig, „mein Wagen wartet draußen; ich bin rein nur auf einen Augenblick gekommen, ich habe noch zwei große Gesellschaften vor mir; ich hatte durch Graf Linden gehört, daß ich dich hier treffen würde, ich wollte sehen, ob etwas von deiner alten Freundschaft für mich noch übrig sei. Adieu, lieber Engel, und du bringst mir die Kinder morgen Punkt drei auf Schokolade und Schlagsahne!“

„Ja, ja, Lena! Adieu! Begleite sie doch hinaus, Werner, und packe sie ein, sie gehört gewiß zu denjenigen, die nie auf sich acht geben!“ rief Else.

Er geleitete die junge Frau hinaus. Nachdem er ihr den Mantel, einen grauen Sammetmantel mit weißem Pelzfutter, um die Schultern gelegt, sah sie sich noch einmal nach ihm um. „Das Leben ist komisch, was?“ sagte sie. „Welches Wiedersehen! Hätten Sie mich erkannt?“

„Überall! Und“ — er fragte es etwas zögernd, fast schüchtern — „Sie mich?“

„Ich Sie?“ Sie zog die Brauen in die Stirn. „Vielleicht — ich weiß nicht — in meiner Erinnerung lebten Sie entschieden anders!“ Sie fing plötzlich an zu lachen.

Er hatte nie ein so sonderbares Lachen gehört, übermütig, glashell, aber mit derselben traurigen Dissonanz drin, die ihre Stimme durchschwirrte, die — so wollte es ihn plötzlich bedünken — ihr ganzes Wesen durchzog.

„Wir haben beide einen langen Weg zurückgelegt und ein Ziel erreicht, das ziemlich weitab lag von der Romantik des Ausgangspunktes,“ fuhr sie fort. „Ihnen kann man nur Glück wünschen!“ Ein schneidender Spott und zugleich eine Art Gereiztheit schlugen bei ihren Worten durch. „Es scheint Ihnen sehr gut zu gehen, Herr von Schlitzing?“

„So gut es einem Menschen gehen kann, der auf der Welt nichts zu thun hat,“ murmelte er.

„Dafür wollen Sie sich doch nicht bedauern lassen? Das lag doch wohl an Ihnen, sich das Leben anders zu gestalten? — oder nicht?“

Sie hatte die Brauen sehr hoch gezogen, während sie das sprach; dann, ehe er die Zeit gefunden, zu antworten, hatte sie mit einer unbeschreiblich anmutig raschen Bewegung ihre Schleppe aufgehoben und eilte über die mit einem roten Teppich belegte Vortreppe in den draußen wartenden Wagen.

Er hörte die Gummiräder rasch dahinrollen durch die Nachtstille. Es waren ganz entschieden Gummiräder. Ihr ganzes Leben flog auf Gummirädern dahin. Und dafür hatte sie den Preis gezahlt, von dem die ganze Welt wußte, und dennoch erlaubte sie es sich — sie, die schöne, junge Witwe des alten Grafen Retz —, ihn, Werner von Schlitzing, zu verachten.

„Also das ist Lena! Was sagst du denn eigentlich zu ihr?“ rief ihm Else entgegen, als er zu ihr zurücktrat. Sie stand jetzt mit den beiden Sydows vor dem roten Marmorkamin. „Ist sie nicht schön? Wie sie der Glanz kleidet! Ist sie nicht entzückend?“

„Mir ist sie einfach unheimlich,“ erwiderte Werner schroff.

„Das war sie mir anfangs auch,“ sagte Goswyn von Sydow. „Als ich den ersten Abend mit ihr beisammen war, hatte ich abwechselnd den Eindruck, als ob ich in grüne Äpfel bisse, oder als ob man ein glänzendes Feuerwerk zu nah vor mir abbrenne. Sie war haarsträubend geistreich und ganz verdreht, sie sprach nur in Paradoxen, sie erinnerte mich an gewisse Pferde, die nur in Lançaden gehen, aber man hatte doch die ganze Zeit über das Gefühl, daß es ein edles Pferd sei, das da vor einem hertänzelte. Unwillkürlich reizte es einen, ihm die Unarten abzugewöhnen, es ordentlich zu züchtigen und zu disciplinieren!“

„Goswyn!“ rief Erika und sah ihren Mann aus großen, runden Augen possierlich drohend an.

„Was giebt's, mein Engel?“

„Du beschäftigst dich viel zu viel mit dieser unheimlichen Lena. Mir will das gar nicht gefallen.“

„Bist du eifersüchtig?“ fragte Else.

„Ich? Schrecklich!“ gestand Erika aufrichtig, halb lachend, halb verlegen.

„Wie alle Frauen, die nicht den geringsten Grund dazu haben,“ meinte Goswyn gutmütig.

„Und du, Else?“ fragte Erika.

„Ich bin nicht eifersüchtig,“ erklärte Else, „nicht im mindesten.“

„Mein treues Goldherz!“ murmelte Werner und fühlte sich etwas beschämt.

„Die Großmutter ist ganz verliebt in die Lena,“ fuhr indessen Erika fort, „und da sie bekanntermaßen auch in mich verliebt ist, so findet sie, wir seien verwandte Naturen. Lena soll an mich erinnern, wie ich als Mädchen war, ehe du dem Rassepferdchen noch seine Unarten abgewöhnt hattest, Goswyn. Findest du irgend eine Ähnlichkeit?“

Goswyn runzelte nachdenklich die Brauen. „Ähnlichkeit in euren beiden Charakteren? Was es an Ähnlichkeit giebt, entspringt daraus, daß ihr euch beide aus einer traurigen Jugend herausgewachsen habt. Aber, aber, mein Engel, deine Jugend war doch bedeutend normaler; und dann — du warst doch immer das Kind anständiger Eltern. So etwas stempelt eine Existenz von allem Anfang an ab. Eine komische überspannte kleine Närrin warst du ja, Erika, aber es steckte doch immer ein gut Stück rechtschaffenes Philistertum hinter all deiner äußerlichen Verrücktheit drin. Die Lena Retz ist im Gegenteil äußerlich nichts weniger als verrückt; schrecklich vernünftig ist sie in ihren Lebensansichten, scharf und klug; aber ich habe doch das Gefühl, daß hinter all der Vernunft irgendwo eine ganz unheimliche Tollheit steckt, die nur den nötigen Anstoß in den Verhältnissen braucht, um loszubrechen. Der glashelle Verstand wird ihr eines schönen Tages zu nichts anderem dienen als dazu, recht schonungslos den Unfug zu beleuchten, den ihre unbezähmbare Natur früher oder später anrichten muß.“

„Goswyn, Goswyn, dir hat noch nie ein Frauenzimmer so viel zu denken gegeben!“ rief Erika kopfschüttelnd.

„Sie ist aber auch ein interessantes Ungetüm!“ neckte Goswyn seine Frau.

„Ich werde sie mir nie zur Busenfreundin aussuchen, das weiß ich,“ erklärte Erika, und den Finger gegen Goswyn erhebend, sagte sie nur mit inhaltschwerer Betonung: „Du!“

„Du scheinst ja allen Ernstes eifersüchtig zu sein!“ lachte Else.

„Allen Ernstes!“ Erika zog die Brauen in die Stirn. „Ich ärgere mich allen Ernstes, wenn ihm eine andere mehr zu denken giebt als ich; aber wenn du meinst, ich hätte am Ende Angst, daß er sich in die Lena verliebt, da irrst du dich, Else; dazu ist er viel zu vernünftig. Er ist überhaupt so schauderhaft vernünftig!“

„Ich hab's auch manchmal nötig, Erika,“ bemerkte Goswyn bedeutungsvoll und fuhr ihr leicht über den Scheitel.

Aus der anderen Ecke der Halle tönte die laute Stimme der Gräfin Lenzdorff: „Moral — Moral! Meiner Ansicht nach fassen Sie die Frage lange nicht nüchtern genug auf, Enzersdorff. Die Moral ist einfach ein von der Gesellschaft zu ihrem Schutz geschlossenes Kompromiß zwischen der zu großen Nachgiebigkeit der Nächstenliebe und den zu starren Forderungen der Selbstsucht!“

„Na, jetzt wissen wir's!“ rief Goswyn aus; er hatte Mühe, nicht laut aufzulachen, seine sehr weißen Zähne glänzten lustig unter seinem hellen Schnurrbart.

„Die Großmutter ist entsetzlich!“ ärgerte sich Erika, „sie könnte einem die ganze Freude

an der Moral verderben, mir gegenüber wär ihr's beinah gelungen. Man will doch glauben können, daß die Moral schön ist, und sie besteht durchaus darauf, einem zu beweisen, daß sie einfach praktisch ist."

„Ich denke, das Gute liegt in der Mitte, wie sich der vorsichtige Gelehrte geäußert haben soll, als man ihn fragte, ob es einen Gott giebt oder nicht," sagte Goswyn mit Humor. „Übrigens wird Enzersdorff die Großmutter heute verwünscht haben, so gern er sie sonst mag, so gut sie sich gewöhnlich vertragen. Er blickte sich ja die Augen aus nach Lena Retz und konnte nicht von der alten Frau los."

„Macht Enzersdorff Lena den Hof?" fragte Else mit angeregt funkelnden Augen.

„Wer macht ihr gegenwärtig nicht den Hof!" meinte mit den Achseln zuckend Goswyn. „Aber Enzersdorffs Schwärmerei ist schon eine europäisch bekannte Legende. Er ist ihr von Konstantinopel nach Paris und von Paris hierher nachgereist."

„Was sagst du dazu, Werner? Jetzt wird sie noch Prinzessin Enzersdorff, diese Lena!" rief Else.

„Prinzessin Enzersdorff? Das ist nicht ausgemacht," bemerkte Goswyn. „Ans Heiraten denkt Enzersdorff vorläufig nicht."

„An was denkt er also?" fragte Else unschuldig.

Werner und Goswyn sahen einander an und lachten; dann klopfte Werner seiner Frau leicht auf die Schulter und meinte: „Jetzt hast du dich wieder einmal recht bedenklich blamiert!"

„Ach, wie soll mir so was Abscheuliches auch gleich einfallen!" meinte Else ärgerlich. Sie war dunkelrot geworden. „Mir verdirbt die Geschichte alle Freude an Lena."

„Sie müssen mich mißverstanden haben, Else," fiel hier Goswyn ein. „Gegen Lena Retz ist nichts zu sagen; ganz Europa ist überzeugt, daß Enzersdorff noch nichts erreicht hat von ihr."

„Noch nichts erreicht? Pfui! Und das soll mir ein Trost sein?" entrüstete sich Else. „Ich finde es schon häßlich genug, daß sie sich den Hof machen läßt von einem Manne, von dem sie offenbar weiß, daß er sie nicht heiraten will!"

„Vielleicht hat sie die Hoffnung nicht aufgegeben, die Partie gegen Enzersdorff zu gewinnen," meinte Goswyn nachdenklich. „Ich weiß nicht, ich werde nicht recht klug aus ihr."

„Nun, ich atme auf," bemerkte Erika humoristisch. „Einen anziehenden Charakter hat sie nach allem, was du da vorbringst, nicht. Auf das hin müßte man sie für sehr kalt und sehr ehrgeizig halten."

„Kalt ist sie nicht," entgegnete Goswyn. „Sehr ehrgeizig sind alle geistreichen Frauen, denen eine echte Herzensbefriedigung versagt worden ist. So wie ich sie kenne, glaube ich, daß sie im gegebenen Fall für den Mann, den sie liebt, hungern und frieren könnte; ist der nicht zu haben, nun, so wird sie darauf halten, ihr ödes Leben wenigstens so glänzend einzurahmen als möglich. Der Ehrgeiz ist bei den Frauen fast immer eine Form von Verzweiflung."

„Ich kann das alles nicht verstehen," sagte Else. „Ich habe Lena lieb, und wenn ich hart daran bin, etwas Schlechtes von jemandem denken zu müssen, den ich lieb habe, so tröste ich mich im letzten Moment immer noch mit dem Gedanken: wer weiß, vielleicht ist's doch nur ein Mißverständnis und hinter dem anscheinend Schlechten steckt etwas recht Gutes. Ich muß Lena erst wieder kennen lernen, dann will ich euch mein Urteil über sie mitteilen; und jetzt gute Nacht, Kinder. Es war sehr hübsch heute abend, aber jetzt fallen mir die Augen zu. Komm nach Hause, Werner."

„Für uns wäre es eigentlich auch an der Zeit, uns nach Hause zu begeben," meinte Goswyn, den beiden sich Entfernenden nachblickend, „besonders für dich in deinem schonungsbedürftigen Zustand, Erika; aber die Großmutter scheint mir noch lange nicht fertig mit ihren Vorträgen. Und da sie uns nach Hause bringt ..."

„Ach, wenn wir uns eine Droschke nähmen und allein führen," flüsterte Erika mit der Miene eines Schuljungen, der einen mutwilligen Streich ausheckt.

Er blinzelte ihr lustig zu. „Ja, emancipieren wir uns," erwiderte er.

Aber die Großmutter war fertig mit ihren Vorträgen; sie segelte jetzt auf Erika zu und zwar in Begleitung Enzersdorffs, der gerade sagte: „Wie entzückend die kleine Schlitzing

heute wieder ausgesehen hat! Ein wahres Kleinod von einer Frau!"

„Ja, ja, ich habe die zwei zusammengebracht," sagte jetzt hinzutretend Gräfin Warsberg, welche sich immer dieser Leistung rühmte, wenn jemand von Belang Else zu loben geruht hatte. „Ein wahres Musterehepaar!"

„Ja, ein Musterehepaar, bestehend aus zwei verpfuschten Existenzen," erwiderte ihr Gräfin Lenzdorff, die noch immer niemandem eine Illusion gönnte, am allerwenigsten jemandem, den sie nicht ausstehen konnte, wie diese gezierte Warsberg. „Es ist mir oft ein Rätsel, wie es zwei so anständige, noble, seltene Menschen wie Else und Werner fertig gebracht haben, einander so gründlich herunterzuzerren!"

* * *

„Was hast du nur, Werner? Deine Augen sehen aus wie ein getrübtes Wasser, in das man einen Stein hineingeworfen hätte!"

Es war der Tag nach dem Diner bei Gräfin Warsberg, daß Else diese Worte an ihren Gatten richtete. Es ließ sich nicht leugnen, daß er einen ungewöhnlich stark verstimmten Eindruck machte. Er hatte fast den ganzen Tag nichts gegessen, im übrigen den größten Teil seiner Zeit damit verbracht, an seinem Schreibtisch in seinen Papieren herumzustöbern und das ganze mühsam zusammengekritzelte Vorbereitungsmaterial zu seiner Geschichte der Freiheitskriege zu verbrennen.

„Ich bin nicht auf dem Posten," murmelte er, ohne Else anzusehen.

„Hat dich Lena geärgert?" fragte Else besorgt. „Hat sie dir nicht noch draußen etwas gesagt? Du sahst so verstimmt aus, als du zurückkamst."

„Wie sollte mich die Gräfin Retz geärgert haben!" fuhr er fast barsch auf.

„Ich fürchtete gleich, ihr würdet euch nicht vertragen," murmelte Else kleinlaut.

„'s ist auch gar nicht nötig, daß wir uns so sehr gut vertragen," erwiderte Werner achselzuckend. „Übrigens kannst du des einen versichert sein, daß ich mich gegen jeden Menschen höflich zeigen werde, den du bei dir zu sehen wünschest, wenn ich nicht etwas Ernstliches gegen ihn einzuwenden habe."

„Ach, das genügt mir nicht!" meinte Else ernsthaft das Köpfchen schüttelnd. Sie sah heute ganz besonders lieblich und anheimelnd hausbacken aus. Sie hatte sich bei dem Diner erkältet, trug ein dunkles, über der Brust offenes Jäckchen über ihrem Kleid und ein blaßblaues Seidentüchlein um den Hals. Sie fröstelte und hüstelte beständig. Er war besorgt um sie, infolgedessen — vielleicht auch, weil es ihm ein Labsal war, sich aus seiner großen Verstimmung heraus ein wenig in ihrer Teilnahme zu sonnen — ungewöhnlich zärtlich.

„So, das genügt dir nicht?" sagte er, ihre Hände streichelnd, scherzend. „Wirklich nicht?"

„Nein, nicht im mindesten!" gab Else zurück. „Es hätte alles so gemütlich werden können, aber so gemütlich! Denke dir nur, was ich heute erfahren habe! Wenn der abscheuliche Enzersdorff Lena mit leichtsinnigen Absichten den Hof macht — pfui, sich so etwas auch nur auszudenken! wie häßlich! — so bewirbt sich Linden ganz ernstlich um sie. Was sagst du dazu? Linden, mein alter Verehrer Linden! Vollständig treulos ist er mir geworden. Was sagst du dazu?"

Sie wiederholte diese Frage mit so überaus drolliger Wichtigkeit, daß Werner mitten aus seiner Verstimmung heraus laut auflachen mußte.

„Was soll ich dazu sagen?" meinte er, „als daß sich eine so kreuzbrave kleine Frau, wie du's bist, früher oder später darauf gefaßt machen muß, ihre Anbeter zu verlieren, da das Geschlecht der Toggenburgs mit seinem kinderlos verstorbenen Stammvater von der Erde verschwunden ist."

„Was du für Blödsinn zusammenschwätzest — du ... mit deinem kinderlosen Stammvater!" verwies ihm Else, indem sie ihn auf die Hand klopfte. „Aber begreifst du denn nicht, errätst du denn nicht, wie reizend ich mir das alles ausgedacht habe? Lindens Herrschaft Bingenheim — du weißt, die wunderschöne Herrschaft, die jetzt verpachtet ist, liegt knapp neben Krügenberg — das war ja einer der Hauptgründe, weshalb uns ganz Nassau miteinander verlobt hatte, Linden und mich!"

„Ich weiß, ich weiß, um was ich dich

alles gebracht habe! Arme Else!“ seufzte Werner.

„Du!“ verwies sie ihm, indem sie sich an ihm hinaufzog und ihn küßte. „Wenn du wüßtest ... Na, 's ist vielleicht besser, daß du nicht alles weißt — wie's nämlich in meinem Herzen aussieht, meine ich —, sonst würdest du gar zu übermütig. Aber denke dir nur: wenn Linden Lena heiratet, so giebt er seine Carriere auf, sie ziehen nach Bingenheim, und wir haben die reizendste Nachbarschaft! Ich dachte mir das entzückend, aber wenn du dich nicht mit Lena verträgst, so ist die Freude verdorben!“

„Nun, bisher sind die beiden noch nicht verheiratet,“ entgegnete ihr Werner etwas schroff.

„Glaubst du, daß sie Linden nicht nimmt?“ fragte Else nachdenklich.

„Darüber kann ich dir keinen Aufschluß geben,“ sagte Werner. „Ihrem teuflischen Ehrgeiz würde das, was er ihr zu bieten vermöchte, nicht genügen; und daß er gerade der gewisse Mann sein sollte, für den sie, Goswyns Ansicht gemäß, bereit wäre zu hungern und zu frieren, scheint mir mindestens fragwürdig.“

„In was für einem häßlichen Ton du von ihr sprichst!“ seufzte Else. „Sie muß dich geärgert haben! Und ich wollte dich gerade bitten, ihr statt meiner die Kinder in den Kaiserhof zu bringen, weil ich doch zu stark erkältet bin, um auszugehen.“

„Da bitte ich mich zu entschuldigen,“ erwiderte Werner. „Schreibe ihr ein paar Zeilen; ich will sie beim Portier im Kaiserhof abgeben. Ich wollte ohnehin ein bißchen ausgehen, meine Cigarre rauchen im Tiergarten.“

„Nun gut.“ Else zog sich zurück, um das Briefchen zu schreiben. Sie übergab es ihm versiegelt. „Übernimmst du es, dasselbe abzugeben, ohne zu wissen, was drinnen steht?“ fragte sie mutwillig lächelnd.

„Ach ja,“ versicherte er, küßte seine Frau, forderte sie auf, heißen Thee zu trinken, sich recht zu schonen, und ging.

Nachdem er das Briefchen im Kaiserhof abgegeben, kehrte er wieder um und bog in die Bellevuestraße nach dem Tiergarten zu ein.

Es herrschte Tauwetter. Von den Kastanienbäumen in der Bellevuestraße fiel es in dichten Tropfen. Die Siegessäule hob sich ab in ihrer ganzen grandiosen Geschmacklosigkeit gegen den Hintergrund eines schiefergrauen Himmels.

Werner gedachte der Siege, von welchen sie erzählte, gedachte der Schlachten, in denen er selbst mitgefochten im Sommer und Herbst des unvergeßlichen Jahres 1870, der Mühsal des anstrengenden kartätschendurchhagelten Bivouacs vor Paris. Das Leben war ihm, dem jungen Lieutenant, wichtig gewesen damals, und dennoch hatte er nicht einen Augenblick den Tod gescheut. Jetzt war ihm das Leben lästig, verdrießlich, äußerst unwichtig, und dennoch fürchtete er sich oft vor einem Schnupfen.

Wie es bergab mit ihm gegangen war — wie! Ein grämlicher hypochondrischer Philister war aus ihm geworden! Und nichts in der Zukunft, nichts als eine lange, lange Reihe von Tagen mit einem mehr oder minder guten Mittagessen, lauter Sonntage, einer nach dem anderen, und was für Sonntage! Er fühlte die Müdigkeit, welche sich bei einem kerngesunden Menschen aus zu langem Schlafen entwickelt, oder ganz einfach daraus, daß man ihn zwingt, im Bett zu bleiben, ohne daß ihm etwas fehlt.

Fröhliche Menschen fuhren an ihm vorbei, hübsche Frauen in offenem Viktoria, kleidsam eingepelzt mit von der frischen Luft geröteten Gesichtern, ein paar junge Offiziere in einem Kutschierwagen. Eine sehr anstrengende Thätigkeit schien auch denen nicht als Lebenslos in die Wiege gelegt worden zu sein, aber sie amüsierten sich wenigstens, während er ... Er bog abseits von der Bellevueallee in den Tiergarten hinein.

Rötlich oder violett ragte das Geäst der kahlen Bäume in die Luft, ein süßer Hauch von faulem Laub stieg vom Boden auf, dazwischen streckten die grünen Halme ihre langen Finger heraus. Zwischen dem Rotbraun und Violettgrau der Laubbäume zeichnete sich da und dort der düstere Ernst einer Gruppe Fichten oder Tannen. Das Wasser in den Teichen war trübe, fahlgrau schimmerte der Wiederschein des glanzlosen Nachmittagslichtes darüber hin.

Die Wege wurden einsam, nur vereinzelt

schwirrten noch die Wagen an ihm vorbei. Er ging bis an die Spree.

Ein wahnsinniger Wunsch überkam ihn, ins Wasser hineinzuspringen; nicht um sich zu ertränken — bewahre, so weit war's nicht mit ihm, aber um sich in der kalten Flut zu erfrischen, tüchtig schwimmend die Glieder zu regen; dann lächelte er über seinen blödsinnigen Einfall, er besah sich den Fluß, zuckte die Achseln; es wäre wahrlich der Mühe wert (selbst wenn es thunlich gewesen wäre), da herumzupantschen in dem dicken braunen Wasser, das den ganzen Schmutz der Großstadt mit sich schleppte. Und mit einemmal, wie von einem Zauberwort heraufbeschworen, stieg's wieder vor ihm auf: der Rhein, so breit, stahlgrau, glänzend und kühl, mächtig rauschend — Eltville — der warme Duft der Augustnacht, die märchenhaften Silbernebel, die langsam den Boden auslöschend das ganze Städtchen auf schillernde Wolken zu heben schienen.

Wie wunderbar schön das Leben gewesen war! Und jetzt ...

Über die Straße fuhr ein jüdischer Totenwagen, ganz schwarz, ohne Abzeichen, mit bis an die Erde reichendem, sich nach unten verbreiterndem Behang, wie ein großmächtiger Rabe, der seine Flügel über den Boden schleppt.

Die Dämmerung sank, alles sah schmutzig aus, eine trübe, trostlose Feuchtigkeit zog sich über die ganze Erde hin.

Der Rhein war weit, die Jugend war weit, und Lena Retz verachtete ihn.

Plötzlich war's ihm, als ob ein bleiches, mahnendes Gespenst vor ihn getreten wäre: das Gespenst seiner Jugend — seiner Jugend mit ihren Idealen und Träumen, ihrem rastlos nach dem Höchsten, Unerreichbarsten aufstrebenden Zug — der Jugend, die er verraten und in einem Wohlleben, das ihm nicht einmal Vergnügen machte, begraben hatte.

Wo das alles hin war! der Schwung, die Begeisterungsfähigkeit, der Glaube an die hohen Ziele des Menschengeschlechtes, die sich immer wieder erneuernde Hoffnungsfreudigkeit, die über jede Enttäuschung im Fluge hinübersetzte, ja, deren Kraft an allen Hindernissen zu wachsen schien, der Optimismus mitten aus der romantischen Schwermut heraus, der ganze Glanz eines ungewöhnlich schönen Lebenssonnenaufgangs! Die Sonne hätte an seinem Himmel noch hoch stehen sollen, wenn auch der goldige Schleier der Morgendämmerung verglommen war. Aber wo war die Sonne? Er sah sie nicht, nichts als drückende Nebel sah er überall.

Das Ärgste war, daß er im Grunde nicht recht wußte, über was er sich eigentlich hätte beklagen sollen, außer darüber, daß es ihm zu gut gegangen war im Leben, ohne daß er Gelegenheit gehabt, sich den Hunger anzuarbeiten, der dazu gehört hätte, die Leckerbissen, welche ihm das Schicksal vorsetzte, zu genießen.

Der Deutsche ist nun einmal ein Mensch, der in spartanisch einfachen Verhältnissen, im Ausringen von allerhand Kämpfen, bei denen er seine Zähigkeit und Energie aufs äußerste anspannen muß, am besten gedeiht, während er, schwerfällig wie er ist, und dank der ihm noch immer, besonders in der breiten Klasse des adeligen Mittelstandes, anhaftenden Urwaldsgesundheit, im Wohlleben, dessen materielle Annehmlichkeiten er bis ins Unästhetische ausbeutet, schneller als ein anderer ausartet und verroht.

Werner von Schlitzing war nicht gerade verroht, aber er hatte sich entschieden verschlafft und vergröbert. Sein alter Idealismus existierte noch immer irgendwo, irgendwie, aber sein Körper war schwer geworden und zog ihn zur Erde nieder.

Er, der eigentlich danach angethan gewesen wäre, ein Musterexemplar der herrlichen Nation zu werden, der er angehörte, ein Vorkämpfer für ihre edelsten Bestrebungen, der in Reih und Glied stramm und unermüdlich den edelsten, gemeinnützigen Zielen hätte zustreben sollen, war losgelöst, nicht nur vom faktischen Armeeverband — das war Nebensache —, sondern auch von dem Heer der Streiter für den heiligen Geist, zu denen er hätte gehören müssen, ein feiger, maroder Bummler geworden, der am Straßenrand sein Leben verschlief, während die anderen mit fliegenden Fahnen an ihm vorüber dem Tod oder dem Sieg entgegenzogen. Er sah ihnen noch manchmal sehnend nach, sie aber blickten sich nicht mehr nach ihm um, sie erwarteten nichts mehr von ihm, er war ausgestoßen.

Wie es gekommen war?

Die großen erdbebenartigen Katastrophen, die ein Menschenleben von einemmal zum anderen verändern, sind selten. In Werners Existenz hatte sich alles anscheinend recht selbstverständlich aus den Verhältnissen heraus ergeben, darum machte es jetzt alles einen so endgültigen, unabänderlichen Eindruck.

Der Anfang seiner jungen Ehe war so frisch und duftig gewesen wie nur irgend ein junger Liebesmorgen.

Eine süßere, zärtlichere und bei aller Zärtlichkeit lieblich schüchternere kleine Frau als die, welche er in Krügenberg vom Altar geführt, war noch nie einem Manne zu teil geworden; er war sich klar gewesen darüber und hatte sich's aus der Tiefe seines aufrichtig dankbaren Herzens zugeschworen, zu thun, was in seiner Macht stand, sie glücklich zu machen. Eigentlich hatte man eine Hochzeitsreise nach Italien geplant.

Else hatte Werner entschädigen wollen für alles, was er um ihretwillen aufgegeben. Es kam nicht dazu: erstens konnte Werner nicht ein zweites Mal im selben Jahre einen so langen Urlaub beanspruchen, zweitens machte in jenem Herbst eine unheimliche Epidemie Italien unsicher. Man verschob die Reise bis zum nächsten Jahr und ließ sich indes häuslich nieder in Berlin.

Das kleine Heim war reizend und traulich. Werner freute sich darüber, freute sich über seine zärtliche kleine Frau, genoß sein Glück dankbar und bescheiden in den Erholungspausen seiner ihn um jene Zeit sehr anstrengenden Berufsthätigkeit. Im ganzen späteren Verlauf seiner Ehe war er nicht mehr so vergnügt gewesen wie in jener ersten Zeit.

Mit Else war es anders. Das Heimweh plagte und quälte sie mitten in ihrer Flitterwochenseligkeit. Sie fühlte sich fremd in Berlin; die wenigen Bekannten, denen Werner sie zuführte, kamen ihr nicht mit der hochgradigen Wärme entgegen, die sie zu Hause gewohnt war; die Umgangsformen erschienen ihr steif und umständlich. Sie hatte niemanden in Berlin als Werner; um sich zu entschädigen für alles, was sie anderweitig entbehrte, beschäftigte sie sich von früh bis abend mit Versuchen, ihn zu verwöhnen, zu verhätscheln. Das war nun anfangs nicht so leicht. Sie wußte nicht, bei welchem Zipfel sie ihn packen sollte, um ihm einen kleinen Extraspaß zu machen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Er war ihr sehr dankbar für ihre Freundlichkeit, aber er wußte mit der Hälfte von dem Kram, den sie ihm verehrte, nichts anzufangen und verräumte ihn, kaum daß er sie herzlich für ihre gute Absicht abgeküßt, irgend wohin. Der Luxus war ihm ein fremdes, unbehagliches Element. Die exquisitesten Speisen ließ er stehen und putzte mit einem ernsthaften Gesicht, ohne Worte darüber zu verlieren, die Trüffeln von dem Geflügel, das Else ihm zu Ehren mit denselben hatte würzen lassen. Das war entmutigend. Die Möbel in der neuen Wohnung waren ihm alle zu weich, zu niedrig, die Luft zu lau. Er suchte sich immer die steifsten, härtesten Stühle aus, und wenn er konnte, riß er mitten im Winter die Fenster auf.

Als Else sich einmal bei so einem Anlaß stark erkältete, geriet er außer sich, pflegte sie wie die zärtlichste Mutter und überhäufte sich mit Vorwürfen wegen seiner Dummheit und Rücksichtslosigkeit.

Trotz des besten Willens war er oft rücksichtslos in ähnlicher Weise. Er hatte eben keine Ahnung von der Schonungsbedürftigkeit eines so verwöhnten kleinen Frauenzimmers wie Else von Ried. Er mutete ihr die unmöglichsten Dinge zu, wie zum Beispiel zu Fuß nach Hause zu gehen aus dem Theater oder, wenn das Wetter schlecht wurde, an einer Straßenecke auf den richtigen Pferdebahnwagen zu warten bei strömendem Regen; freilich unter einem Regenschirm, ihrem Regenschirm — er durfte natürlich keinen haben als Offizier —, den er mit der geduldigsten Zärtlichkeit über ihrem zarten Köpfchen hielt, um ihn ihr dann im Wagen triefend auf die Knie zu legen.

Es widerstrebte Else immer ein wenig, ihn aufzuklären, wie unnötig derlei Knausereien und Unbequemlichkeiten waren, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Diener, welcher sich indessen zu Hause an der Lektüre von Schillers Räubern bildete, eigentlich hätte ins Theater kommen und ihnen einen Wagen besorgen können. Er war dann gleich so schrecklich betrübt darüber, wenn er

es einsehen gelernt, daß er sie wieder einmal „schlecht behandelt" hatte.

Mit Bewußtsein that er es nie. Er schlug ihr nie einen Wunsch ab, den sie deutlich aussprach, wenn die Erfüllung in seiner Macht lag; aber er erriet auch fast nie einen, besonders nicht irgend ein kleines Vergnügungsgelüst, das verschämt in ihrer Seele herumirrte und sich genierte, deutlich ans Tageslicht zu treten. Manchmal gestand Else ihm ein solches lachend, wenn jede Möglichkeit ihm nachzukommen entschwunden war. Dann hieß es immer: „Aber Else, warum hast du dich denn nicht geäußert?" Worauf sie leicht schmollend: „Ja, wenn man so etwas erst sagen muß, da macht es einem keine Freude mehr. So etwas hättest du doch erraten können."

Dann sah er sie mit seinen großen, graublauen Idealistenaugen starr und staunend an und war steinunglücklich. Ja, wie hätte er denn eigentlich erraten sollen ... wie konnte einem so etwas Vergnügen machen!

Ihm machten derlei Dinge (es handelte sich gewöhnlich um irgend eine gesellige Veranstaltung, einen Ball oder Ähnliches) kein Vergnügen.

Theater und Konzerte besuchte er gern. Große Gesellschaften aber waren ihm damals ein Greuel. Er freute sich ordentlich, daß Else sich mit seiner Tante Warsberg schlecht vertrug, infolgedessen ihren Einladungen auswich, so oft sie konnte. Hier und da den Thee trinken bei einem verheirateten Kameraden, war für Werner Abwechselung genug. Im letzten Jahre Kriegsakademie nahmen ihn seine Studien ohnehin stark in Anspruch; im übrigen ... Ach, es war so reizend, aus seinem kahlen, kalten Studierzimmer in die trauliche Eßstube zum Thee hinüberzusiedeln, sich's gut schmecken zu lassen — er hatte seinen jugendlichen Jagdhundhunger damals noch nicht verloren —, während einem ein bildhübsches Frauchen über den Tisch hinüber aufmunternd zusah, nachträglich ein bißchen gerührt und zärtlich mit ihr sein und sich dann in ihr anheimelndes Wohnzimmer zu setzen und sich im angenehmen Bewußtsein ihrer Nähe, eine Cigarette um die andere rauchend, ganz in das Studium eines interessanten Werkes zu versenken.

Im angenehmen Bewußtsein ihrer Nähe! Das Bewußtsein ihrer Nähe **war** ihm angenehm, die Luft war immer noch um etwas duftiger, wenn sie sich im Zimmer befand, und es schwebte so etwas wie eine Liebkosung in der Atmosphäre; das that wohl, er war empfänglich dafür, viel mehr als für getrüffeltes Geflügel und weiche Lehnstühle. Von ganzem Herzen freute er sich über ihre Nähe, er hatte jedesmal eine warm anheimelnde Empfindung, wenn sie an ihn herantrat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Manchmal küßte er die Hand, aber ohne von seinem Buch aufzusehen, mit der kaum bewußten Zärtlichkeit eines schlafenden Kindes, das im Traum die Liebkosung seiner Mutter erwidert, und nachdem er so zwei Stunden, ohne einmal von seinem Buche aus das Wort an Else zu richten, dagesessen, blickte er plötzlich auf, sah auf die Uhr, klappte sein Buch zu, nahm Else in den Arm und sagte: „War das doch wieder einmal gemütlich, Frauchen!"

Eines Abends blickte er zufällig etwas früher von seinem Buch auf als gewöhnlich. Ein kleiner, jämmerlicher, mühsam zurückgehaltener Laut lenkte seine Aufmerksamkeit von seinen Studien ab. Else saß in einer Ecke und schluchzte. „Um Gottes willen, mein Herzblatt, mein Liebling!" — er kramte seinen ganzen Vorrat an Liebesnamen aus und der war groß — „was ist dir?" Er hob sie auf seine Knie und küßte und herzte sie.

„Verzeih, mein Alterchen — ich ... ich kann nichts dafür ... ich ... langweile mich!"

Seit jenem Abend las er nicht mehr für sich allein, er las ihr vor. Bei den verschiedenen Lektürevorschlägen, die er ihr gemacht, stellte sich's heraus, daß ihre Litteraturkenntnis lückenhaft sei. Sie schämte sich vor ihm; er lachte sie aus, sehr zärtlich. „Du dummes, liebes, herziges kleines Schaf!" rief er aus. „Begreifst du denn nicht, wie es mich freut, der erste sein zu dürfen, der dich in den schönen, großen Dichterhimmel einführt? Du sollst mit mir fliegen von Stern zu Stern, bis dir schwindelig wird, dann bring ich dich zurück auf die Erde!"

Leider wurde ihr sehr bald schwindelig. Erst freilich ging alles herrlich. Er eröffnete seine Vorträge mit dem Egmont. Damit

hatte er einen guten Griff gethan. Er erzielte einen durchschlagenden Erfolg.

Er las ungewöhnlich gut, einfach, deutlich, mit warmem Verständnis und ohne alle jene deklamatorische Aufdringlichkeit, die in einem kleinen Raum stets gleichermaßen lächerlich und peinlich wirkt, und die, Gott sei Dank, jetzt auch schon von der Bühne zu verschwinden beginnt.

Elses Handarbeit sank in den Schoß. Ihre Wangen glühten. Sie liebte Klärchen wie ihre Schwester und weinte zum Schluß wie ein Kind.

Er fühlte sich von ihrem Enthusiasmus gerührt, gehoben, fast als ob er den Egmont selbst geschrieben hätte.

Als echter Deutscher hatte er es nun sehr eilig, sie in seines Herzens innerstes Heiligtum einzuweihen, sie den Faust kennen zu lehren.

Mit dem ersten Teil ging's noch so ziemlich; während des Spazierganges schlief sie zwar ein, aber da es ein Uhr in der Nacht geworden war im Lauf der Vorlesung, so konnte er ihr das nicht weiter verübeln, und zum Schluß leistete sie an Thränen und Aufregung alles, was er beanspruchen konnte.

Nun kam der zweite Teil. Er wußte, daß sich da ihrem Verständnis einige Schwierigkeiten bieten würden, aber er war so bei der Sache, hatte sich so verrannt in den Wunsch, sie in die ihm teuren poetischen Regionen mitzureißen, daß er sich's nicht versagen konnte, ihr auch dieses Werk vorzutragen.

Gleich im Anfang kehrte sie sich geradezu mit Widerwillen davon ab.

Um sie etwas freundlicher dafür zu stimmen, führte er sie in eine Aufführung des Schumannschen Faust, den er trotz aller Lücken und Mängel der Komposition über alles liebte.

Daß sie im Anfang wenig Freude daran hatte, fand er begreiflich. Dann vergaß er sie, ins Zuhören vertieft, gänzlich neben sich. Als zum Schluß aber das erschütternde Flehen des Frauenterzetts.

> Und vergönn der armen Seele,
> Die nicht ahnte, daß sie fehle,
> Die sich einmal nur vergessen,
> Dein Verzeihen ungemessen!

ihm in das Herz schnitt und er sich in dem Bedürfnis, seine Begeisterung mit einem ihm nahestehenden Menschen zu teilen, nach Else umwandte, da — Nein, wie ein Kübel kalten Wassers fuhr's ihm über den Rücken. Sie aß einfach Schokoladetäfelchen und reichte ihm die Schachtel gähnend, indem sie ihm zuflüsterte: „Es wird spät, Alterchen, es thut dir nicht gut, so lange zu hungern."

Der Abend endigte schlecht. Der unglückselige Faust gab den Anlaß zu der ersten empfindlichen Verstimmung zwischen dem Ehepaar.

Stumm hob Werner nach dem Schluß des Konzertes seine Frau in den Wagen. Er hatte einsehen gelernt, daß Wagen für eine Frau nötig sind. Er nahm sich vor, seinen Verdruß herunterzuwürgen, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, aber der Weg war weit von der Singakademie bis in die Wohnung; die Frage, die er zehnmal zurückgedrängt, fand zum elftenmal doch den Weg über seine Lippen.

„Ja, Else, hast du denn gar kein Verständnis für die Großartigkeit dieses Werkes?" rief er. „Wenn dich auch die Musik kalt läßt, die Worte hätten dich doch mitreißen sollen! In diesem Schluß des letzten Teiles Faust, den Schumann komponiert hat, trägt ja das Ahnungsvermögen des Dichters ihn weit über die Grenzen hinaus, die unserem engen Menschenverstand gesteckt sind. Schöneres, Erhabeneres, Emporreißenderes ist ja nie von einem Menschen zu dem Menschen gesprochen worden! An diesem Punkt wird die Poesie zur Religion, die Religion zur Poesie."

Else schüttelte den Kopf und lachte. „Ich weiß nicht, bist du verdreht oder bin ich dumm; aber mir ist's geradezu, als sprächest du chinesisch mit mir," erwiderte sie ihm.

Wenn er vernünftig gewesen wäre, so hätte er es dabei bewenden lassen, aber er war nicht vernünftig. Er fing an zu bohren und zu nergeln, ihr Abhandlungen über die Kunst zu halten und sie dazwischen immer wieder zu fragen: „Begreifst du denn nicht?"

Aber sie begriff nicht, sie fing an, sich zu ärgern darüber, daß sie nicht begriff, und besonders darüber, daß er es von ihr verlangte, daß sie durchaus begreifen solle. Sie wurde stutzig. Schließlich rief sie: „Um Gottes willen, stell dich doch endlich wieder

auf die Füße, es macht mich ganz unglücklich, dich so zwischen Himmel und Erde baumeln zu sehen! Ich kann mir nicht helfen, aber du kommst mir heute einfach vor wie verrückt!"

Da schwieg er.

Die Scene gipfelte in Thränen und schloß mit einer Versöhnung, aber ein kleiner Mißklang blieb zurück.

Als Werner den nächsten Abend, großmütig über alles hinwegsehen wollend, von neuem den Faust zur Hand nahm (er hatte die edle Absicht, vieles zu überspringen und seine junge Frau nur mit den schönsten und populärsten Stellen zu erquicken), da machte sie ein Gesicht wie ein Kind, dem man Medizin eingeben will, und dann setzte sie sich auf sein Knie und sagte: „Ach, laß doch den alten Schmöker; du warst heute so nett, verdirb uns den hübschen Tag nicht, spiel lieber mit mir eine Partie Pikett."

Er sagte kein Wort, legte das Buch weg und spielte mit ihr Pikett. Und von da an spielten sie alle Abende Pikett, außer wenn sie ein paar Freunde bei sich sahen, was selten war, oder wenn sie ausgingen, was noch seltener war. Pikett spielte sie unbedingt besser als er; das freute sie.

Wenn er verliebter in sie oder wenn er ihr überlegener gewesen wäre, so hätte er das alles auf sich beruhen lassen und seine Bildungsversuche in gemilderter Form von neuem begonnen, so aber stellte er sie ein für allemal ein.

Er hatte nicht von vornherein die Absicht, sie einzustellen, nein, anfangs trotzte er einfach ein bißchen, er fühlte sich verletzt, wartete, bis Else ihn bitten sollte, ihr wieder einmal etwas vorzulesen, aber Else bat nicht.

Sie hatte eine heillose Angst vor Verstimmungen, vor Scenen, vor jeder Trübung ihres glatt hinlaufenden Lebens; das war ihr unerträglich, sie verzichtete lieber auf alles andere als auf Ruhe und Heiterkeit. Sehnsucht danach, ihre Litteraturkenntnisse zu erweitern, hatte sie ohnehin nicht, und wenn der alte Krempel noch dazu führen sollte, Verdrießlichkeiten heraufzubeschwören, da war er ihr ganz gründlich zuwider.

So fand Werners Versuch, seine junge Frau zu bilden, ein für allemal sein klägliches Ende.

Von da ab blieben ihre und seine geistigen Interessen völlig getrennt.

Er fühlte sich verstimmt, entmutigt. Was sollte er thun, um sie glücklich zu machen? Ihm fiel nichts ein.

Er war traurig und wäre noch trauriger gewesen, wenn er hätte seinen Gedanken nachhängen können, aber das letzte Stadium der Kriegsakademie beschäftigte ihn gänzlich. Er hatte nicht einmal die Zeit, zu bemerken, daß Else schlecht aussah.

Der alte Herr von Rieb, welcher nach Berlin zu Besuch kam, machte ihn darauf aufmerksam. Der Hausarzt empfahl dringend Luftveränderung. Else sehnte sich nach der Heimat, und Werner, besorgt, zärtlich, jederzeit bereit, ihren Wünschen nachzugeben, ließ sie ziehen.

Die ersten Tage, nachdem sie fort war, fühlte er etwas wie die Unbehaglichkeit nach einem schnellen abkühlenden Temperaturwechsel; binnen sehr kurzem war das vorüber. Er entbehrte sie nicht; aber *sie* sehnte sich nach ihm.

Er fuhr mehrmals im Laufe des Sommers für kurze Zeit nach Krügenberg. Es war sehr kostspielig, aber er fing an, sich langsam an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Kostenpunkt in seiner Existenz keine Rolle mehr spiele, fing an, die vielfachen Erleichterungen zu bemerken und zu benutzen, die sein Reichtum ihm bot.

Im Herbst brachte Else einen Knaben zur Welt.

Die alte Frau von Schlitzing, welche gehofft hatte, dem mutterlosen Schwiegertöchterchen, das sie zärtlich liebte, in dessen schwerer Stunde beistehen zu können, war leider durch ein Unwohlsein in Wernigerode, welches sie seit ihrer Witwenschaft bewohnte, festgehalten. So war denn Else in dieser aufregenden Zeit fast gänzlich auf Werner angewiesen.

Ihre Entbindung war schwer. Von Natur aus ungewöhnlich weich, dazu zu Tode erschrocken und tief gerührt von dem martervollen Leiden, das er vor sich sah, pflegte er seine junge Frau mit einer Zartheit, deren kaum ein anderer Mann fähig gewesen wäre. Er reichte ein Gesuch um Urlaubsverlängerung ein, um sich ihr widmen zu können. Ihre volle Genesung verzögerte sich von

Woche zu Woche. Langsam, langsam fing sie an, von neuem ein wenig im Hause herumzuschleichen.

Sie war blässer als früher, ihre Erscheinung hatte an Liebreiz gewonnen, im höchsten Maß war ihre ganze Persönlichkeit von dem Zauber umschwebt, welcher jungen Müttern eigen ist, einem Zauber, der gerade auf romantisch angelegte Naturen wie Werner eine besonders tiefe Wirkung ausüben mußte.

Es war eine hübsche Zeit in dem alten gemütlichen Schloß; keine Gäste, nur drei Menschen, die sich lieb hatten, der Schwiegervater, Else, Werner und noch etwas — das kleine, hilflose Leben in der Wiege.

Ja, es war eine hübsche Zeit; draußen wirbelnde Herbststürme, totes Laub, das nach Veilchen roch, weiße Nebelstreifen, durch die sich die Sonne rang; drinnen die langen Korridore mit ihren zahllosen Hirsch- und Rehgeweihen auf geweißten Wänden über meterhoher Holzverkleidung, kalter Stein- und Kalkgeruch, und hinter den grauen Thüren Duft, Wohnlichkeit, luftige Zimmer mit großen Fenstern, wenig Möbel, fast alles zur Bequemlichkeit, wenig zum Zierat dienend, die ganze Ausschmückung der Räume bestehend aus schönem, altem Porzellan, das in vorweltlichen Glasschränken in dunklen Ecken stand, aus Familienporträts und aus großen Jardinieren, die der Gärtner immer von neuem mit Herbstblumen füllte.

„Schade, daß dies liebe Beisammensein so kurz währen dürfte,“ seufzte der Schwiegervater.

Und Else wiederholte „schade!“ und dann seufzten beide.

Werner witterte Unheil in der Luft. Er wollte fliehen. Allerhand kam dazwischen: eine leichte Unpäßlichkeit Elses, schlechtes Wetter. Else nährte den Kleinen selbst, man konnte sie den Strapazen der Reise nicht aussetzen. Wie sollte das überhaupt werden, mit einem so winzigen Kinde reisen im Spätherbst?

Eines Tages stellte der alte Herr eine Bitte an Werner. Der Inspektor, welchem er die Leitung des Gutes blind anvertraut, hatte sich als ein Schwindler entpuppt, er hatte ihn auf einem groben Diebstahl ertappt. Wie es schien, war bereits die letzten Jahre ein großer Teil des Ertrágnisses von Krügenberg verschwunden. Der alte Herr hatte eine Menge Dokumente unterschrieben, die er nicht durchgelesen hatte. Jetzt hatte er den ganzen Morgen über seinen Rechnungen und Wirtschaftsbüchern gebrütet, ohne etwas herauszurechnen. Wollte ihm Werner nicht an die Hand gehen? Er mit seinem gescheiten Kopf würde es gleich zu stande bringen, die Körner von der Spreu zu sichten. Wenn er sich überhaupt ein wenig unter dem Personal umsehen wollte ...

Es war Ehrensache für Werner, dem Schwiegervater unter die Arme zu greifen. Er saß bis in die Nächte hinein über den Wirtschaftsbüchern und erkundigte sich außerdem bei den Beamten des Gutes nach dem Stande der Verhältnisse, entdeckte jahrelang dunkel gehaltene Unterschleife, riß den Reinertrag von dem Meliorationskonto los, stellte die ergiebigsten Ertragsquellen klar und äußerte sich darüber, wer von dem Beamtenpersonal allenfalls etwas taugte und wer nicht, ebenso wer davon allenfalls nötig war und wer als die Regie zu sehr belastender Mitläufer gestrichen werden könne.

Auf dem Gute seiner Eltern aufgewachsen, steckte ihm der Landwirt so zu sagen im Blut, er hatte infolgedessen ohne alle theoretische Vorstudien für landwirtschaftliche Dinge einen rascheren, entscheidenderen Blick als ein geborener Städter, der mit Fleiß und Aufmerksamkeit eine landwirtschaftliche Akademie absolviert hätte.

Else hörte nicht auf, ihn zu bewundern, seine Verdienste herauszustreichen, stolz auf ihn zu sein. Der alte Herr lobte seine Tochter um des Schwiegersohnes willen, den sie ihm ins Haus gebracht, und nannte ihn einen wahren Segen für die Familie.

Man wendete sich nicht mit einer direkten Bitte an ihn, aber mehr oder minder lag man ihm in den Ohren von früh bis abend in derselben Angelegenheit, daß er seine militärische Carriere aufgeben und Krügenberg übernehmen solle.

Was war denn an einer militärischen Laufbahn in unabsehbaren Friedenszeiten? Daß er unter die Fahnen zurückkehren solle, sobald das Vaterland bedroht war, verstand sich einfach von selbst; aber dienen, nur um sich langsam zum Hauptmann und vom Hauptmann zum Major hinaufzudienen, das

war doch wirklich eine unfruchtbare Selbstquälerei, wenn man sein Leben in nützlicherer, fruchtbringenderer Weise verwenden konnte. Freilich bestimmen wollte man ihn nicht, und wenn ihm das Opfer zu schwer fiele, so sei ja weiter nichts darüber zu sagen. Zwingen, ja nur überreden könne man ihn zu so etwas nicht, das sei Gewissenssache.

Eines Abends war's, kurz vor Ablauf seines Urlaubs, nach einer anstrengenden Hühnerjagd, auf die ein sausender Ritt quer durch einen weichen, aufgeschwemmten Waldweg gefolgt war; das Jagdterrain war weit und er hatte sich ein Pferd hinausbringen lassen. Dann war das Diner gekommen um sieben Uhr, ein besonders gutes Diner, und dann — in Elses Ankleidekabinett war's; sie hatte die Jungfer hinausgeschickt und strählte ihr Haar selbst. Was für wundervolles Haar das war! Sie trug es einfach in dicken Zöpfen um das Haupt geschlungen, und wenn sie es aufflocht, so hing ihr's in bauschigen Wellen weit über die Hüften hinab. Er saß Cigaretten rauchend in einem Lehnstuhl und sah ihr zu. Die erste Ofenwärme belebte die feuchte Herbstluft und machte sie zugleich schwer und erschlaffend; das brennende Holz krachte und prasselte, der Duft von ein paar Reseden und Malmaisonrosen, die zwischen allerhand geschliffenen Krystallsächelchen auf der Toilette standen, an der Else saß, mischte sich mit dem Geruch des brennenden Holzes. Es war sehr gemütlich.

Da brachte Else ihre Bitte noch einmal vor. Es hieße ihm sehr viel zumuten, fing sie an, niemand konnte das besser wissen als sie; aber endlich — sie wußte sich keinen Rat. Ihren alten Vater allein zu lassen, war ihr fürchterlich; die Aufsicht über die Verwaltung der Herrschaft zu führen, war der alte Herr nicht fähig; wenn Werner das Opfer nicht bringen konnte, mußte Krügenberg verkauft werden.

Nachdem sie ihm das alles recht deutlich gemacht, stockte sie, horchte, und da er, anstatt zu antworten, den Ellenbogen auf den übereinandergeschlagenen Knien, das Kinn in der Hand, mit sehr ernstem Gesicht vor sich hinsah, sprang sie plötzlich auf, stellte sich hinter seinen Sorgenstuhl, schlang beide Arme von rückwärts um seinen Hals und rief: „Aber es ist doch zu arg, dir so die Pistole auf die Brust zu setzen, armer Werner! Der Papa liegt mir den ganzen Tag in den Ohren damit, er hält so ungeheure Stücke auf dich und sieht in dir sein Heil und das Heil von Krügenberg dazu! Aber du stehst mir doch näher und höher als alles andere auf der Welt, und wenn du an deiner militärischen Laufbahn hängst — und geschaffen bist du ja dazu —, so soll Krügenberg zehnmal lieber zu Grunde gehen!"

Ohne ein Wort zu erwidern, streichelte er ihre weichen, warmen Arme, die wie weißer Atlas aus den weiten, spitzenbesetzten Ärmeln ihres Frisiermantels hervorglänzten, dann hielt er eine ihrer Hände nach der anderen an seine Wangen.

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. „Mein armer Werner," flüsterte sie, „jetzt hab ich's deinem guten Herzen wieder einmal recht schwer gemacht!"

Sie war reizend, er fühlte sich erdrückt von dem Übermaß ihrer Gaben, beständig peinigte ihn das Gefühl, daß er ihr etwas schuldig geblieben sei. Wenn er sie geliebt hätte, wie sie ihn liebte, wäre er stärker gewesen ihr gegenüber, hätte sich auch berechtigt gefühlt, ihr in notwendigen Fällen entgegenzutreten, ihr wehe zu thun. So aber war er ganz schwach. Sie gab so viel, und er hatte so wenig für sie, das mußte ausgeglichen werden — irgendwie. Nach peinlichem innerem Kampf nahm er trotz der Hoffnung auf glänzendes Avancement seinen Abschied.

Ihm brach fast das Herz dabei. Die Welt aber sagte: „Er macht sich's recht bequem."

(Fortsetzung folgt.)

Die Malerei in Schottland.

Von

Cornelius Gurlitt.

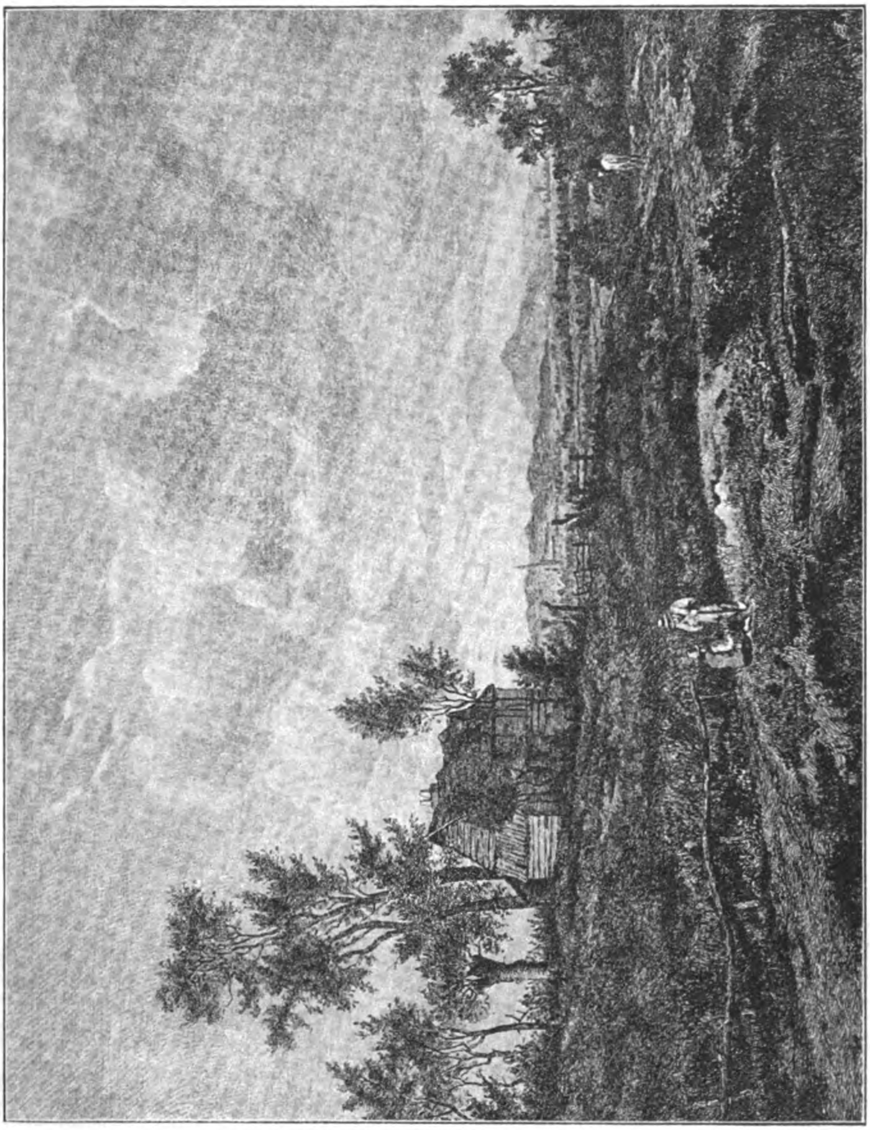
II.

Walter Armstrong, der Direktor des Dubliner Museums, sagt in seinen Aufsätzen über die schottische Malerei von einem älteren schottischen Landschafter, Alexander Nasmyth (1758 bis 1840), seine Schwäche liege in seinem Mangel an Farbensinn und im völligen Fehlen der Fähigkeit für die Komposition. Wenn er zufällig einen guten Vorwurf fand, habe er seine Staffelei auf der rechten Stelle aufgerichtet und sein Bild gemalt, ohne auf die Gesetze des Aufbaues, des Ausdruckes und der Abwägung zu achten, in welchen eigentlich die Kunst bestehe. Armstrong wollte damit, im Gegensatz etwa zu Robert, dem romantischen Schönmaler, gegen den älteren Künstler einen Tadel aussprechen. Doch ist es ein solcher, wie ihn der idealistische Formalismus dem nach ernster Naturerkenntnis Ringenden immer zu machen liebt, einer jener Vorwürfe, die man fast schon als Lob hinzunehmen berechtigt ist. Es ist der Mühe wert, ihn mit dem Thatsächlichen zu vergleichen.

Die Bilder Alexander Nasmyths sind in öffentlichen Galerien nicht eben häufig zu treffen. In Edinburg befindet sich außer einigen tüchtigen, aber Raeburn nicht erreichenden Porträts nur eine seiner in der Londoner Nationalgalerie wiederholten Landschaften, „Sterling Castle", ein echtes Galeriebild von gelblichem, feinem, etwas gläsernem Ton, voll Licht und voll Tiefe in der Perspektive, voll Gegenständlichem: Baumgruppen links und rechts, Quellen, Seen, das Meer, das Schloß. Zu diesem weisen alle Linien hin: die Anordnung entspricht dem Sinne der Niederländer und ist keineswegs so regellos, als Armstrong meint. Auch ist mit der eifrigen Naturbeobachtung das Bild noch nicht fertig gewesen, sondern ganz sichtlich waltet ein Geist der Anordnung, wenn gleich ein ziemlich freier. Mehr ist dies noch der Fall bei der prickelnd farbigen, zart und scharf vorgetragenen Landschaft im Museum zu Manchester. Ähnliche Werke erscheinen hin und wieder im Kunsthandel, wo sie freilich mit Vorsicht zu betrachten sind. Denn Nasmyth genießt die Ehre, vielfach gefälscht zu werden. Was ich von seinen Bildern sah, hatte für mich den vollen Reiz der Niederländer. Sie bereichern die Welt nicht um neue koloristische Eindrücke; ihr Schöpfer malt nur redlich und anmutig in jenem Ton weiter, welchen Aalbert Cuijp und Jan van Goijen angaben. Er steht in vieler Beziehung dem Everdingen am nächsten, der in seinen Bildern aus Norwegen zum holländischen Luftton und zur redlichen Hingabe an die Natur das romantische Gefühl für das Hochgebirge, für die Schauer in der Natur brachte.

Die Sentimentalität ist es, welche noch heute das Verhältnis der Mehrzahl der Menschen zur Natur regelt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts galt eine fruchtbare Gegend für schön; erst mit dem Wirken des neuen Geistes wurde eine solche für „pittoresk" erklärt, an die sich erhabene

Gedanken knüpfen lassen: die Wildheit der Berge war es vor allem, welche die Menschen entzückte, das Rauschen der Wasserfälle, die jähen Abstürze der Felsen, das Verglühen der scheidenden Sonne. Auch in die ben zu einem in sich harmonischen Bilde zusammenzufügen sind. Noch 1886 entwickelt Max Schasler aus der verzopften deutschen Schulästhetik mit logisch scharfer Folgerung die Ansicht, die höchste Entwickelungsstufe



Landschaft. Von Alexander Nasmyth.
(Nach einem Stich von Maisé im „Portfolio".)

Landschaftsmalerei wurde der Zwiespalt eingeführt, der das Kunstschaffen der Zeit durchzog: Klassicismus oder Romantik. In Italien, Frankreich, Deutschland herrschte der Klassicismus, wurde die Landschaft vorzugsweise zeichnerisch als ein gesetzmäßiger Aufbau behandelt, dessen Töne, Linien und Farder Landschaft sei die stilisierte, ein Gemälde könne nie den Adel der Stilisierung und die ideale Reinheit der Wirkung offenbaren, als wie die Kartons in Kreide oder Kohlenzeichnung. Erst wenn man von der allzu realen Farbe absehe, könne man zur reinen, d. h. widerspruchslosen Wirkung gelangen.

Man muß sich solchen, mit allen Mitteln der Philosophie ausgeheckten Unsinn vor Augen halten, um den Wert der sentimental-romantischen Landschaft zu verstehen und manches ehrlich gemeinte und warmherzig wiedergegebene Gemälde als wertvoll zu würdigen, wenn es an sich auch nicht eben bedeutend ist. Man erkennt hierbei, welch reiche Blüte Everdingen und der späten Holländer Wirken für den Norden, zunächst für Großbritannien, brachte. An ihm und seinen Genossen fanden die Maler wieder den Ton der echten Landschaft. Zunächst in koloristischer Beziehung als Nachahmer des Wijants oder des van de Velde. Doch bereits mit reicherem Inhaltswert, im Zurückgreifen auf Ruysdael und Hobbema. Auch in England bildete sich eine realistische Landschafterschule. Nacheiferern Claudes, neben Wilson, dem Stilisten, und Gainsborough, dem Koloristen, hat man lange Zeit in England Old Crome und seine Schule übersehen, einen Maler ersten Ranges, meines Ermessens in seinem Fach der tiefst eingreifenden, anregendsten einer, der je lebte, neben dem der Schotte Alexander Nasmyth eine ansehnliche, doch keineswegs gleichwertige Rolle spielt.

Erst in seinen Kindern kam die Romantik zum vollen Durchbruch. Ich sah, zumeist in Privatsammlungen, Bilder von Patrick Nasmyth (1787 bis 1831), die von einem geradezu zauberischen Reiz waren. Bilder für Liebhaber, weil zum Liebhaben; voll romantischer, süße Schauer erweckender Einzelheiten, voll sanften, grünlichen Tones, von höchst angenehmer Gesamtwirkung und in allen

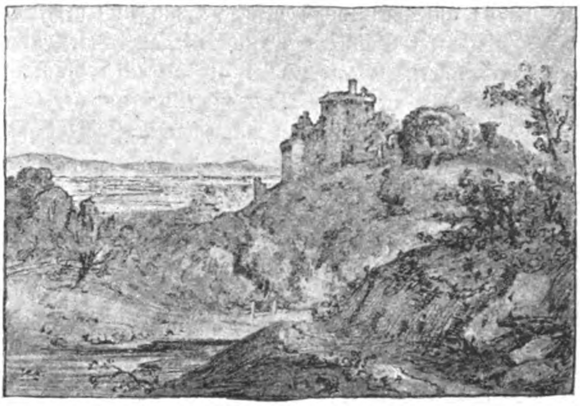


Landschaft. Nach Patrick Nasmyth gezeichnet von A. Roche.
(Nach W. E. Henley: „A Century of Artists.")

Freilich fern von der Akademie, an welcher Reynolds selbst die großartig stilisierten Landschaften des Rubens als „einseitige Porträts einer Lokalstimmung" tadelte. Neben den glänzenden Londoner Akademikern, neben den Teilen durch die Fülle der Darbietungen das Auge anziehend; Bilder, die in der Farbe entlehnt, in der Auffassung ganz original sind, im künstlerischen Wert sich neben den besten Holländern halten. Gleichartiges

ist nirgends außer Großbritannien zu jener Zeit gemalt worden; es herrscht in diesen Bildern eine Sicherheit des Tones, welche nicht vermuten läßt, daß ein hundertjähriger Zwischenraum vom Scheiden Everdingens (1675) bis zum Blühen der Nasmyth diese schöne Nachblüte von der sie zeugenden großen Kunstentwickelung trennt.

Eine ganze Reihe von Landschaftern schloß sich den beiden Nasmyth an. Zunächst freilich folgten viele von ihnen den Lockungen nach dem Süden und suchten ihr schottisch-romantisches Herz zum Klassicismus zu erheben. Die Gewalt der antikisierenden Kunst überwältigte auch hier wieder die junge Blüte aus dem Norden. Hugh William Williams (1773 bis 1829) malte Aquarelle aus Italien und Griechenland fast nur in Sepia, mit wenig Tönen im Mittelgrund, in welchen sich zum „Reize der Naturschönheit die Magik klassischer Gedankenverbindungen fügte“, wie ein Zeitgenosse sagt. Das heißt mit nüchternen Worten: bei welchen die bescheidene künstlerische Leistung durch die Beziehung des dargestellten Gegenstandes zur Geschichte und zur Dichtung ergänzt wurde. Man nannte ihn kurzweg den griechischen Williams. Andrew Wilson (1780 bis 1848) ist kaum minder klassisch, wenn er gleich koloristischer Wirkung zustrebt: Tivoli im Sonnenuntergang, die Villa des Hadrian, aber auch englische Kirchen und Küsten, alles in kalten, matten, durchsichtigen und leeren Tönen, entwurzelt durch die Sucht, großförmig und über das Vermögen bedeutend zu sein; John Wilson (1774 bis 1855), der mit einem auf die Natur und einem auf van de Velde gerichteten Auge zu malen schien, ein braver Künstler, aber kein fördernder Kopf; Robert Gibb (gest. 1837), noch streng stilisierend, fast dem Deutschen Hackert verwandt, melodramatisch. Dann mit wechselndem Können, namentlich mit sehr ungenügender und daher für den Bestand seiner Bilder verhängnisvoller Technik, der Pfarrer von Duddingston, John Thomson (1778 bis 1840), dessen Hauptwerk „Aberlady Bay“ wegen seines Feingefühles und der sanften Tönung einst (1822) großes Aufsehen in Schottland erregte, dessen Streben, den Duft schottischer Dämmerung festzuhalten, achtenswert ist, der aber auch bei späterer breiterer Pinselführung nie zu voller Erfüllung seines ernsten

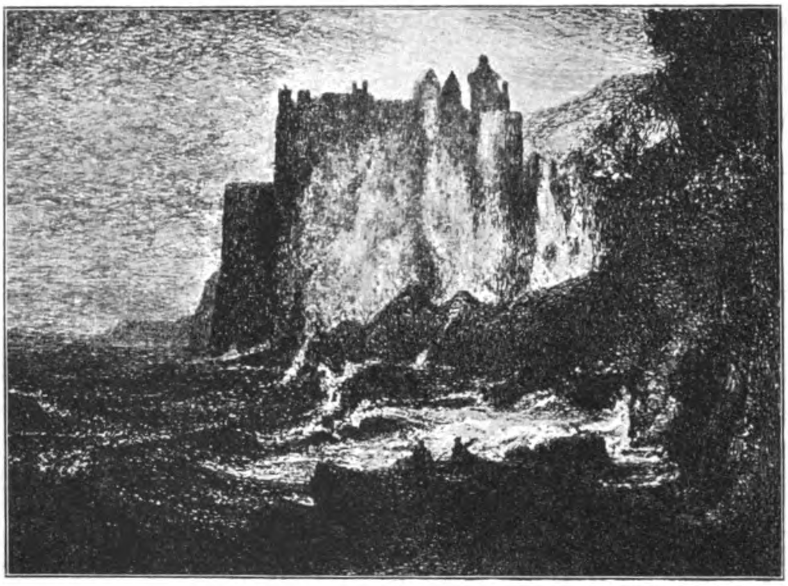


Schloß Campbell. Von Hugh William Williams.
(Nach W. E. Henley: „A Century of Artists.“)

Strebens gelangte. Aber es steckt etwas Besonderes in dem Manne, der, an seine Scholle gebunden, die dämmernde Poesie seiner Heimat träumte. Manchmal erscheint er wie eine Vorahnung Böcklins, aber nicht des farbenfrohen Meisters, sondern des Dichters im Reich des düsteren Tones.

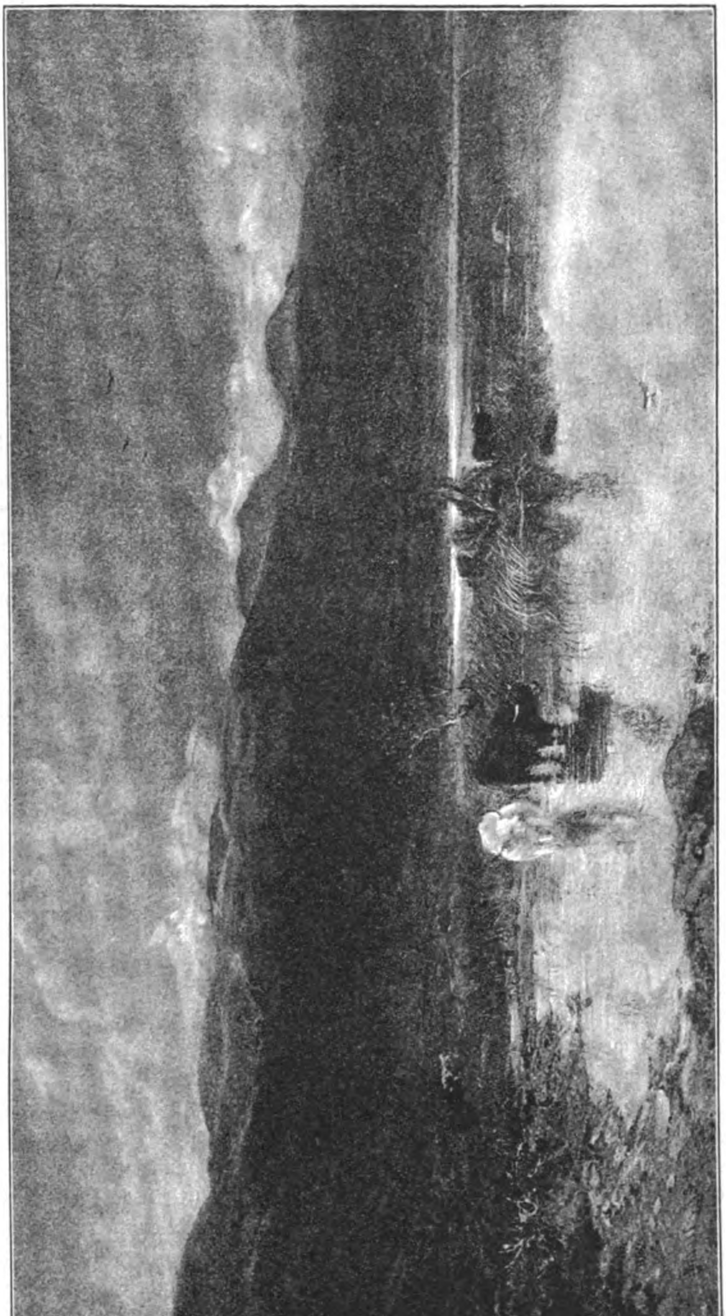
Als eigentlicher Maler ragt über die Genannten John W. Ewbank (1799 bis 1847) hervor, der sich in Geschichtsbildern versuchte, sein Bestes aber in kleineren Küstenstücken leistete, ein paar Schiffe, ein Streifen Land, heller, klarer, sonniger Himmel, leuchtende See: nicht Bilder in dem Farben-Tamtam Roberts, sondern flott, aus kräftig empfindendem Herzen gemalt, Vorahnungen traulicher Tonbehandlung, wie sie die Holländer und Franzosen später entwickelten, Vorahnungen Daubignys und Mesdags. Endlich Edmund Thornton Crawford (1806 bis 1885), den ein Mann wie Armstrong und eine Kunstkritik wie die zünftige in London nicht verstehen, ebensowenig wie ihn ein Schüler Hegelscher Ästhetik verstanden hätte. Ihnen sind seine kleinen, anspruchslosen, aber tief empfundenen und im Ton warm und sicher festgehaltenen Bildchen nicht lebhaft, d. h. nicht bunt genug. Es stehen diese im Vortrag

prickelnden, in der Stimmung ernsten, im Wollen klaren und im Vollbringen sicheren Bilder, echte Darstellungen der nordischen Natur, mitten zwischen Hobbema und Corot, wenn nicht gleich an malerischem Wert, so doch in ihrer koloristischen Absicht. Neben Crawford fiel mir Arthur Perigal (1816 bis 1884) auf, der im Ton den Anfängen der Düsseldorfer Schule verwandt ist, aber früh ins gläserne Glatte verfiel, im Gegenstand sich aber von den Komponierkünsten der Romantik dauernd frei zu machen lernte; James Cassie (1819 bis 1879), William Simson (1800 bis 1847), der ebenfalls mit gesunden Kräften einsetzt, aber in Italien in fremde Kunstknechtschaft geriet. Dann David Octavius Hill (1802 bis 1870), mehr Zeichner als Maler, ein Darsteller des Gegenständlichen, nicht des Tones, ein Freund verstandesmäßig geordneter Massen im Bilde; endlich der Bekannteste aus dieser Künstlerreihe, Horatio Macculloch (1805 bis 1867), bei dem ich einen Augenblick verweilen will. Denn er ist es eigentlich, der die Begeisterung für die schottische Berglandschaft weckte, der trotz seines bald kalt grauen, bald gelbbraunen Gesamttones, seiner sehr regelmäßigen, durchsichtigen Kompositionsweise seine Zeitgenossen mächtig ergriff. Denn er war es, der die wunderbare Tieftönigkeit der schottischen Landschaft zuerst als ihr eigenstes Wesen erfaßte. Freilich vermochte er die Feinheit dieses Tones nicht alsbald festzuhalten. Im Nachbilden seiner Reize wurden alle Farben um einen Grad gesteigert, die Wolken mächtiger, ihre Schatten schwärzer, die Heide brauner, die Ferne blauer, die See blitzender, das Meer purpurner, die Bäume tiefer, die Sonnenblicke greller, als sie in der nordisch farbigen Natur an sich schon sind. Damit aber sprach er deutlich und eindringlich zur Menge, schmeichelte ihrem Verständnis und erntete dafür ihr lautestes Lob. Man kann am Vergleich seiner Bilder mit jenen mancher seiner Zeitgenossen recht eigentlich den Unterschied von einem bescheidenen, aber echten Künstler, wie z. B. Crawford einer war, und einem Virtuosen merken. Indem er in jedem Strich, in jedem Ton ein klein wenig mehr gab als die Natur, dem Schönheitsgefühl der Menge ein leichtes Zugeständnis machte, wurde das ganze Bild bei ihm zu einem innerlich unwahren Bravourstück, zu einer Lockspeise für die nur mit starken Mitteln zu packende Welt, zu einem schnell aufgegriffenen und schnell fallen gelassenen Beutestück idealistischer Mode. Die Schotten mit ihrem lebhaften Tongefühl schwelgten in der Fülle neu gefundener, reicher Lichtspiele. Aber der „große Dichter der Landschaft", der mehr als ein anderer Schottland zum Ziel der Vergnügungsreisenden machte, dessen Bilder in Stichen tausend-



Das Schloß am Meere. Von John Thomson.
(Nach einer Radierung von A. W. Henley aus W. E. Henley: „A Century of Artists.")

fältig — auch nach Deutschland — verbreitet wurden, der Darsteller jener Gegenden, welche durch Scott aller Welt lieb geworden waren, er hatte das Schicksal vieler Schotten, daß man ihn außerhalb seiner engen Heimat kaum dem Namen nach kennen lernte: selbst Chesneau in seinem Buche „La peinture Anglaise" nennt ihn nicht, in den Londoner Sammlungen ist meines Wissens kein Bild von ihm zu finden, in der Ehrenausstellung zu Manchester 1887 fehlte er, selbst in den schottischen Sammlungen ist der so rasch schaffende Künstler selten vertreten. Nur in Edinburg lernt man ihn genauer kennen. Er hat aber doch für Schottland nicht umsonst gelebt, denn er gab der schottischen Malerei die Richtung auf Reichtum des Tones, welche andere nach ihm mit mehr Ernst und mit mehr Achtung vor der Wahrheit weiter verfolgten.



„Wo Stille herrscht." Von John Smart.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

Eine Reihe von Künstlern standen Macculloch als Genossen seiner Bestrebungen zur Seite. John Milne Donald (1819 bis 1866) ist in seinen meist kleinen Bildern farbig und leuchtend, ohne bunt zu sein, stiller und geschlossener in der Stimmung als sein berühmterer Landsmann; James Docharty (1829 bis 1878) jenem verwandt, noch mehr zu einer dem Corot verwandten Bevorzugung der Stimmungswerte hinneigend. Als einer der bedeutendsten Samuel Bough (1822 bis 1878), ein Maler

des Lichts, der Luft, der Wolken, fest erfaßter und fein wiedergegebener Stimmungen. Vor seinem gefeierten Hauptwerke, einer Darstellung der Parade der Edinburger Freiwilligen, die er mit allen Einzelheiten fleißig und geschickt durchführte, erlahmte freilich seine Kraft in Bewältigung der allzu bunten Massen: sie wirkt nüchtern und gequält. Ihm nahe stehen der Aquarellist William Leighton Leitch (1804 bis 1883); John Crawford Wintour (1825 bis 1882) mit seinen stimmungsreichen kleinen Bildern. Und Jüngere schließen sich in stetiger Folge dieser Reihe tüchtiger Meister an. Es sind ihre vorwiegend landschaftlichen Werke schon seit Jahrzehnten grundverschieden von dem, was in der deutschen Landschaft erstrebt wurde. Sie sagen sich mehr und mehr vom Gegenstande los und erfassen die Natur dichterisch durch das Mittel der Stimmung. Schwerlich wäre das, was in Schottland seit etwa 1860 gemalt wurde, vom Aufnahmegericht deutscher Ausstellungen angenommen worden: die Auffassung war eine zu grundverschiedene, der eigentliche Natursinn ging in seinen Zielen zu weit auseinander. Nicht nach schönen Gegenden, nicht nach Linien suchte der schottische Maler, sondern das Licht war schon damals der Gegenstand, auf den all sein Empfinden gerichtet war, der Ton der eigentliche Verklärer der Welt, der Zauberer, welcher den bescheidensten Gegenstand malerisch zu machen weiß. Man verfolge die Werke der stattlichen Reihe von Künstlern, die in Edinburg in der Akademie sich zusammentrafen: W. F. Vallance, der Maler hübscher Seestücke; George Aikmann, bei dem häufig treffliche figürliche Darstellungen in einer mit derben Effekten gemalten Landschaft erscheinen; William Beattie Brown, ein Maler starker Wirkung, doch ohne die genügende Saftigkeit des Tones; J. Campbell Noble, im Ton seines Namens würdig, in der Technik breit und sicher, nicht ohne einen Zug zum Manierismus. Dann weiter, als einer der geschätztesten, John Smart (geb. 1838), von dem ich 1891 sehr fein gedämpfte und doch kräftig gefärbte Landschaften sah, Bilder, bei welchen der auf Macculloch zurückzuführende Grundton sich verfeinerte und vertiefte und aus dem lebhaften Gegensatze ruhige Einblicke in weite schottische Thäler werden, „Wo Stille herrscht“, im Bild wie in der Natur. Dann William D. M'Kay, der sich in seiner leichteren Behandlung der Stimmung mehr an Millet als an den sonst in Schottland vor allem hochgeschätzten Daubigny oder Corot anschloß. Weiter David Farquharson und Robert Alexander, die beiden hervorragendsten Tiermaler der Gruppe, Männer, die, mit der Zeit in rüstigem Schritte fortschreitend, von der Darstellung sehenswürdiger Prachtrinder und schöner Pferde zum Malen meisterhaft gestimmter Bilder übergingen, in welchen das Tier in der Natur, als Teil eines großen Ganzen auftritt, doch gesehen in augenblicklicher Erscheinung.

Aus dieser Schule tüchtiger Maler, die alle Bilder in kleinerem Maßstabe zu malen lieben, wie sie der von den Wohnungen der wohlhabenden Schotten bedingte Markt fordert, trennen sich nur einzelne Landschafter ab, welche eine selbständigere Richtung einschlugen. So Waller H. Paton, dessen mit spitzestem Pinsel freundlich und farbig durchgeführte Aquarelle der präraphaelitischen Richtung angehören, wie die religiösen und phantastischen Gemälde seines Bruders Sir Noel Paton, von dem ich in meinem Aufsatz über die „Präraphaeliten“ in Band LXXII dieser Monatshefte berichtete. Der treffliche englische Landschafter John Brett scheint ihn am meisten beeinflußt zu haben.

Einen Zug aber haben alle gemeinsam, selbst die von holländischer und französischer Auffassung der Stimmungswerte am meisten Berührten: sie bleiben im Lande, sie malen Schottland für die Schotten, sie ziehen nicht in die Weite, sondern vertiefen sich in ihre Heimat. Das giebt ihnen ihre Kraft, die sich in der Beschränkung erst recht lebendig zeigt. Man muß schottische Abende gesehen haben, die wunderbar langen und farbigen Dämmerungserscheinungen, die Fülle von Duft in der feuchten Atmosphäre, die Tiefe und Leuchtkraft der Halbtöne, die erstaunliche Wucht der Wolkenbildungen und die trauliche Toneinheit bei starken Farbenspielen innerhalb der Natur, um zu begreifen, daß dies Land der Liebe seiner Künstler würdig und daß dessen Schönheiten reich genug sind, um ein Künstlerleben zu erfüllen und schaffenswarm zu erhalten; und daß gerade dort so

früh und in so reicher Vielseitigkeit eine Schule sich entwickelte, welche der modernsten Aufgabe in der Kunst mit unermüdlichem Eifer nachging, der Darstellung des Lichtes und der Luft.

* * *

Ein Mann wie Wilkie mußte, selbst wenn er während der Höhezeit seines Lebens nur zeitweilig in seine Heimat zurückkehrte, dort doch eine Schule hinterlassen. So starke Begabung tritt selten vereinzelt hervor, sondern erweist sich stets als das Ergebnis einer nationalen Strömung. Sehr viel Eigenartiges wußten die Nachfolger des großen Meisters jedoch nicht beizubringen. Alexander Fraser (1786 bis 1865), der Wilkie nach London folgte, war einer der besten unter ihnen; aber das Schlimme für ihn ist, daß das beste Lob seiner Bilder der Vergleich mit dem größeren Landsmann ist; Alexander Carie (gest. 1838) erscheint in seinem Hauptbild „Die neue Säge“ in Allans Sinn romantisch und bunt; James M. Burnet (1788 bis 1816), William Kidd (gest. 1863), endlich als der hervorragendste George Harvay (1806 bis 1876), als Präsident der Akademie Schottlands (seit 1864) geadelt — sie alle bewegten sich in den Bahnen, welche der große Führer vorgezeichnet. Aber die Bilder packen nicht mehr: derselbe Witz, zum zweitenmal erzählt, macht uns nicht wieder lachen! Harvays Bilder sind oft gestochen und in Schottland so beliebt wie etwa bei uns jene von Franz von Defregger. Der echt schottische Humor, die kühne und feste Malweise, die warme und leuchtende Farbe waren es, die an ihnen als hohe Vorzüge noch 1857 vom „Art Journal“ gefeiert wurden. Sein „Predigender Covenanter“, der 1830 gemalt wurde, ist z. B. eine lebendige Darstellung, die im hohen Grade in Ton und Auffassung an den berühmten Tiroler Maler mahnt. Die vertrauende Gläubigkeit, die ungekünstelte Heiterkeit, die Echtheit der Zeichnung und die Herzlichkeit in der Stellung des Künstlers zur Bevölkerung der Berge, die Treue in Örtlichkeit und Kleidung — das alles ist gut, mit einem Vorausgreifen des Realismus Pilotyscher Schule fast um ein Menschenleben, dargestellt. Des 1837 gemalten Bildes „Shakespeare vor Sir T. Lucy als Wilderer verklagt“ brauchte sich unser Grützner nicht zu schämen; es ist ganz im Geist seiner Arbeiten etwa aus der Zeit um 1880. In vielem übertrifft ihn der Schotte sogar, namentlich an Größe der Raumschilderung. Aber wie alle die genannten Maler fiel auch Harvay schnell in gewohnheitsmäßige Schönmalerei. Seine Gestalten wurden typisch, in die gut erfaßten Einzelwesen kam nur allzu absichtliche und daher verzerrte Charakteristik, sein Ton wurde bis ins Rembrandtsche braun und dunkel, das prächtig dargestellte Nebenwerk trat aufdringlicher hervor. „Seine Fehler,“ sagt Armstrong, „sind solche, welche in hohem Maße von der Enge des Horizontes und vom Mangel einer großen Tradition kommen. Hätte er in London oder in Paris gearbeitet, so würde er eine höhere Stellung erlangt haben.“ Mir scheint das Umgekehrte wahr: er folgte in seiner Malweise zu sehr der Wilkieschen Schule und deren Anlehnung an die Alten. Er ging zu sehr ins Weite. Was ihn zu einem beachtenswerten Künstler macht — das ist allein seine enge Verschmelzung mit der Heimat. Durch diese hat er seiner Zeit und seinem Volk genützt, indem er sie aufs freudigste anregte, und damit haben er und seine Schule für alle Zeiten genug gethan.

Aus gleicher Quelle schöpften noch andere einst sehr beliebte Künstler den besten Trank: Alex. Christie (1807 bis 1860), Thomas Duncan (1807 bis 1845), dessen Genrebilder, sobald sie das Bildnisartige verlassen, eine Neigung zum Theatralischen oder Läppischen bekommen, James Drummond (1816 bis 1877), der in seinem Bilde „Die Rückkehr der Maria Stuart“ fein in der Pinselführung ist wie ein Denner, aber hart in den Übergängen, schwächlich in den Tönen der Ferne. Man kann sich leicht vorstellen, welche Freude seinerzeit die außerordentlich fleißige Behandlung des Kostüms und der getreu geschichtlichen Nebendinge erweckte. Lebendiger in der Zeichnung, doch immer noch in der Auffassung der Karikatur abhängig von Hogarth, ist sein Bild „The Porteous Mob“ (1855), seine Gegenstücke „Krieg“ und „Frieden“, in welchen Allans Schule an den Feinmalern des Ro-

koko gemildert und durch allerhand Lichtspiele bereichert erscheint.



Aprilmorgen. Von David Farquharson.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artist.' Club".)

Dicht neben ihm steht William Borthwick Johnston (1804 bis 1868), wenngleich oft der Aufbau bei ihm etwas Zerfahrenes hat und die Einzelheiten nicht mit gleicher Feinheit durchgeführt sind. John Adam Houstons (1812 bis 1884) holte sich von seinen

Reisen nach Frankreich und Deutschland den Zug zur Sentimentalität, zur allzu süßen Kindermalerei und zur Darstellung moralischer Geschichten. Robert Thornburn Roß (1816 bis 1876), Robert Mc Innes (1801 bis 1886) gehören in die gleiche Reihe, indem sie „häusliches Leben" darstellten, eine Art Loblied auf die Tugend schottischen Daseins, sehr achtbar, ohne jegliche Sünde außer einem klein wenig Lüsternheit, doch nicht mehr als in der besten Gesellschaft erlaubt ist, aber mit dem Streben nach Schönheit, nach jener Schönheit, die allen gefällt. Es ist keiner von diesen Künstlern gestorben, ohne daß



Naß und müde. Von Robert Alexander.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

ihn die dankbaren Zeitgenossen in den Nachrufen fast einstimmig für einen großen Meister und seine Werke für unvergänglich erklärt hätten: es ist eben das Schicksal der wahrhaft Bedeutenden, daß sie das aus ihnen quellende Neue nur mit Schmerzen und unter Kämpfen gebären. Die halben Kräfte aber liebt man allerorten.

* *
*

Im Jahre 1850 ernannten die Leiter der Edinburger Akademie Robert Scott Lauder (1803 bis 1869) zum Lehrer der Malkunst. Dies wurde zum Ereignis für das weltferne Nordland. Mit Lauder endet in gewissem Sinne die nationale und künstlerische Abgeschlossenheit und reiht sich die schottische Kunst, die bisher sich als ein Ausläufer der altniederländischen darstellte, der modernen europäischen Entwickelung an.

Für Lauder war William Dyce (1806 bis 1864) der unmittelbare Vorgänger. Beiden war David Scott (1806 bis 1849) vorausgegangen. Alle drei Künstler sind längere Zeit auf dem Kontinent gewesen. Scott, der eigenartigste, tiefste von ihnen, wandelte ganz seine eigenen Bahnen. Er ging vor allem darauf aus, vom Alten sich loszutrennen. Mit starker Betonung forderte er vom Künstler und von der Kunst individuelle Haltung. In Italien setzte er sich mit stark ausgeprägtem Drang nach Selbständigkeit zur Wehre gegen die Meister, die ihm und seinen Landsleuten bisher als unbedingt nachahmenswerte Vorbilder vorgeführt worden waren. Er verwarf sie alle in der Theorie, wenn er gleich oft in seinem kalten, ernsten, aber an Reiz armen und daher bei den Schönheitspriestern verketzerten Freskoton von den Italienern nicht frei kam. Aber er erreichte doch gelegentlich, wie in seinem „Verräterthor", welches auf der Ausstellung zu Glasgow 1888 zum Vorschein kam, eine Kraft und einen Ernst der Auffassung, die ihn als Geistesgenossen eines freilich weit Größeren, unseres Rethel, erscheinen läßt. Aber ihn machte nicht so sehr das Thatsächliche, was er leistete, für Schottland bedeutungsvoll — dazu starb er auch zu jung —, sondern der in ihm rein ausgeprägte nationale Wille, die feste Absicht, sich selbst künstlerisch auszugestalten. Er blieb daher bis heute von allen jenen unverstanden, die in erster Linie fertige Kunstware vom Künstler verlangen, gleichviel ob er sie aus sich oder aus der Schule hervorbringe. Erst als der Präraphaelismus in England zum Siege kam, lernten die tiefer Blickenden den glänzenden, schnell erloschenen Stern Scotts zu würdigen.

Scott blieb Schotte, Dyce brachte deutsches Empfinden in die britische Kunst, die wesentlich durch ihn den Weg in die Tiefe zu nehmen angeregt wurde. Wie er das Schaffen der fünfziger Jahre vorbereitete, das habe ich in diesen Monatsheften bei der Würdigung der britischen Malerschule der Präraphaeliten besprochen.

Aber die Vorläufer Lauders, sowie auch der ihnen verwandte Sir Noel Paton hatten geringen Einfluß auf das schottische Schaffen. Scott starb, ehe er sich voll zu entwickeln vermochte, Dyce lebte in London, Paton steht noch heute vereinzelt unter seinen Kunstgenossen, viel bewundert und viel bespöttelt. Lauder allein wirkte auf die schottische Malerei und zwar tief und mächtig.

Man kann es vom Munde der auf der Höhe des Lebens stehenden Maler in Edinburg mit einer Art Stolz oft ausgesprochen hören, daß sie alle in Lauder ihren Lehrer verehren. Sehr verschiedenartig schaffende Meister führen ihre Kunst auf diesen einen zurück. Ich habe daher mit besonderem Eifer in sein Wesen einzudringen getrachtet, in ihm den Schlüssel suchend zum Verständnis örtlicher Kunsteigenart. Leider muß ich gestehen, daß es mir nur teilweise gelang, diesen zu finden. Denn aus den mir bekannten Werken spricht weder eine starke Persönlichkeit noch eine besondere handwerkliche Meisterschaft.

Sein Hauptwerk „Christus lehrt Demut" hängt in der Edinburger Akademie, ein Bild von $3^1/_3$ zu $2^1/_3$ Metern mit sehr vielen Figuren. Es macht den Eindruck des Unfreien, großer Anstrengung und nur halben Gelingens. Die Absicht geht auf starke koloristische Wirkung; das höchste Licht liegt auf der Stirn des sehr in den herkömmlichen Formen gehaltenen Christus; die um ihn regelrecht gruppierten Gestalten gehen über das nicht hinaus, was uns Ary Scheffer

oder Bendemann geboten haben; sie sind in dünnen Lasuren gemalt, so daß die Farben trocken im schon jetzt sehr beschädigten Bilde stehen, während der Lack in breiten Bächen über die Fläche gerieselt ist. Trotzdem, wohl infolge des verwendeten Asphalts, sind die Schatten schwer, ist der Himmel glanzlos, fallen die Farben ins Erdige. Wenn man vom Künstler das „Malenkönnen" in erster Linie verlangt, daß er nämlich rasch und sicher den gewünschten Ton auf der Palette finde und die Farbe an die rechte Stelle auf der Leinwand setze, wenn man die Meisterschaft z. B. eines Phillip in dieser Hinsicht mit der Ängstlichkeit Lauders vergleicht, so wird es schwer, zu verstehen, worauf die hervorragenden Lehrereigenschaften gerade Lauders beruhten.

Ein anderes Bild „Vorposten" ist Rembrandt nachempfunden, im Halbdunkel gehalten, mit künstlichen Lichteffekten und einer „geistreich" beleuchteten Nasenspitze als Mittelpunkt des Interesses.

Was ich sonst von ihm und seinem ihm in der Kunst nahestehenden Bruder James Eckford Lauder (1812 bis 1869) sah, war noch unbedeutender. Man erkannte daran nur die Absicht, sich den farbenfreudigen Romantikern des Kontinents anzuschließen. Wenn man Scott Lauder in Schottland dem Delacroix gleich oder doch ihm nahe zu stellen versucht, so kann für den Unbefangenen der Vergleich zwischen der stürmischen Gewalt des einen und dem schüchternen Streben des anderen nur ein Lächeln hervorrufen. Was Lauder den Schotten brachte, das ist nur die Befreiung von Wilkie und von den „opaken" Tönen der Niederländer, die feinere Farbenbeobachtung, die Renaissance-Auffassung und die scharfe Berücksichtigung des Historischen. Er kommt hierin aber unserem Piloty nur nach einer Richtung gleich, obgleich sein Streben mit diesem ein vielfach verwandtes ist, nämlich als Lehrer der Kunst. Eine wunderbare Kraft war beiden eigen: begabte junge Männer an sich zu ziehen und sie dabei doch in ihrer Nähe sich ganz frei entwickeln zu lassen, so daß man an ihnen zwar die Gemeinsamkeit ihrer künstlerischen Herkunft, nicht aber eine von außen beigebrachte Schule erkennt.

„Er ließ seine Schüler nach dem Leben und selbst nach der Antike malen, und setzte das ganze Gewicht seines Einflusses darauf, echt künstlerischen Sinn einzuflößen und zu nähren, jedem seinen eigenen Weg zu weisen, indem er warmherzig anerkannte und tadelte, was gut und was übel war, so daß fast jeder unter ihm ein ganzer Mann wurde," so etwa erzählte mir einer seiner Edinburger Schüler.

Lauders Wirken hängt eng zusammen mit dem Fortschreiten des Kunstunterrichtes überhaupt. Man sieht in Schottland auf die Zeit seiner Wirksamkeit mit besonderem Stolz und bedauert den an den Schulen fortschreitenden Einfluß der Londoner, vom South-Kensington-Museum ausgehenden, strenger systematischen Richtung. Im Jahre 1850 legte Prinz Albert, der Gemahl der jungen Königin, in der schönsten Lage Edinburgs den Grundstein zu dem von William Playfair entworfenen Ausstellungsgebäude, welches 1855 vollendet und bezogen wurde. Dies Gebäude, welches auch die Nationalgalerie beherbergt, ist — ein bemerkenswertes Zeichen des Umschwunges — in streng antikisierenden Formen gehalten. Es ist ohne übermäßige Pracht zweckmäßig eingerichtet. Bis heute hat es sich als Mittelpunkt des schottischen Kunstlebens bewährt. Und zwar waltet dort der Geist des Erhaltens, bedächtiger Langsamkeit. Auf ihre Vorrechte achtet die Akademie mit der Eifersucht einer streng geschlossenen, durch festes Zusammenhalten starken Zunft. Die Zahl der Mitglieder (Academians) ist dreißig, die der mindestens einundzwanzigjährigen Genossen (Associates) zwanzig. Die Zuwahl dieser erfolgt nur aus der Reihe der Beschicker der Akademischen Ausstellung, deren Bilder der Vorprüfung der Akademie unterliegen. Der Staat, die öffentlichen Gewalten haben keinerlei Einspruchsrecht. Die Genossenschaft ist eine ganz freie. Sie kann sich neueren Schulen verschließen, aber sie hat Klugheit genug besessen, oft mehr wie ihr Londoner Vorbild, dem Neuen nicht zu lange zu widerstreben; die Lehrer wählt sie aus ihrer Zahl, sie müssen streng sittlich und angesehen in ihrer Kunst sein und dürfen keiner anderen Künstlergesellschaft in Edinburg angehören. Unter den Ehrenmitgliedern muß ein Geistlicher, ein Professor der alten Ge-

schichte, einer der alten Litteratur und der Altertumskunde sein. Die Akademie des Landes der Romantik hält mithin immer noch streng auf klassischen Ton. Dabei aber ist sie ganz brav mittelalterlich im Kampf gegen die Bönhasen. Zahlreiche Bestimmungen gehen darauf aus, andere Ausstellungen als die ihre zu verhindern und die eigene gut beschickt zu machen. Jedes Mitglied, welches ohne Grund zwei Jahre hintereinander nicht ausstellt, verliert sein Anrecht auf den Pensionsfond.

Schon längst hat durch diese Mittel die Akademie erreicht, daß ihre Mitgliedschaft ein begehrenswertes Gut ist. Das R. S. A. (Royal Scottish Academy) wird kein Mitglied seinem Namen in den Ausstellungskatalogen beizufügen vergessen. Es ist ein Titel, auf den man in dem über deutsche Titelsucht spottenden Großbritannien mindestens so viel Gewicht legt wie bei uns auf den Professor oder gar auf den Hofmaler. Selbst das A. R. S. A. (Associate) wird stets dem Namen beigefügt. Auch dies schon hebt das Ansehen des Malers und den Preis seiner Bilder. Nur die Londoner Akademie beachtet mit für den Fremden komisch wirkendem Selbstgefühl diese Provinztitel nicht. Es wäre vielleicht auch einigen ihrer Mitglieder selbst nicht angenehm, wenn alle ihre Würden verzeichnet würden. Denn auf die führenden Londoner Künstler fallen die Ehrenbuchstaben der verschiedenen Künstlergenossenschaften hageldicht hernieder.

An Lauder reihen sich Maler verschiedener Gebiete an, Landschafter und Genremaler. Die eigentliche Geschichtsmalerei hat in Schottland nie rechten Boden gefunden. Es hat dies seinen Grund in örtlichen Verhältnissen. So wenig die Akademie sich um Staat und Stadt kümmert, so wenig diese um die Kunst. Aufträge von öffentlichen Behörden giebt es so gut wie gar nicht, außer den Bildnissen hervorragender Männer. Die



O, warum verließ ich die Heimat? Von Thomas Faed.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)

Künstler arbeiten allein für die Ausstellung. Die Nationalgalerie in Edinburg wie die in London hat den Grundsatz, nur Bilder verstorbener Meister zu erwerben. Der Künstler muß in England vor allem erst tot sein, auch um Ruhm in der Litteratur zu erlangen. Selbst die Kunsthandbücher folgen zumeist dem Grundsatz der Museen, daß sie nur den Verstorbenen Raum in ihren Spalten gewähren. Es werden den Sammlungen wohl gelegentlich Bilder Lebender geschenkt — aber man gönnt dann diesen nicht einmal die Ehre einer kurzen Biographie im Katalog, welche der kleinste Verstorbene erhält. Sie sind nicht heimisch in der Sammlung, sondern einstweilen nur Gäste. Geschenkt wird überhaupt dort oben im Norden wie in ganz Großbritannien mehr als bei uns. Geschah doch unlängst das in Deutschland Unerhörte, daß die Londoner Maler der Nationalgalerie in ihrer Weise einen Vorwurf daraus machten, daß sie noch kein Bild von Ford Madox Brown gekauft habe, indem sie es selbst erstanden und dem Museum überreichten. Hat doch der Besitzer des „Scotsman", einer Edinburger Zeitung, Mr. J. R. Findlay, einer der feinsten Kunstkenner und Sammler Schottlands, seiner Vaterstadt im Jahre 1882 200000 Mark, 1884 dieselbe Summe und 1889 zur Vollendung des diesmal gotischen Baues eine Million Mark für die Schottische National-Porträtgalerie geschenkt, eine der größten Sammlungen im klassischen Lande der Bildnismalerei. Aber selbst in diesen Gebäuden findet sich kein Wandgemälde, wie wir ein solches für einen notwendigen Schmuck halten würden. In Schottland blüht ausschließlich die Staffeleimalerei, die Malerei für das Wohnzimmer des Kunstfreundes.

Nachdem im Norden die Romantik verklungen war, wenigstens die lebendige, tief empfundene, trat an ihre Stelle mit erhöhter Kraft jene Geistesrichtung, die der schärfste Feind der Kunstentwickelung in Schottland ist, nämlich eine süßliche Gefühlsheuchelei, wie sie die großen und vornehmen Bestre-



Angstvolles Ausspähen. Von Thomas Faed.

bungen auf religiöse Erneuerung aller Volksklassen begleitete: der Geistliche an der Spitze der Akademie wurde zum Symbol ihrer Richtung. Das Streben, zur Kindlichkeit des Gemüts zurückzukehren, führte im Figurenbild nur zu oft zum Kindischen, das Wohlwollen mit den Armen zum Spiel mit dem Mitleidsgefühl, zur sentimentalen Verschönerung des Elends. Man glaubte die großen gesellschaftlichen Strömungen in der Welt durch Milde der Gesinnung vom ernsten Zusammenprall ablenken zu können; man bekundete sein Mitgefühl in der Beschäftigung mit ihnen; man hielt es aber für unkünstlerisch, die Armut ohne den besänftigenden Schein

der Schönheit zu zeigen, im Bilde wie in der Dichtung immer aufs neue zu lehren, daß Reichtum nicht glücklich mache und wie hohe Seligkeit in der Beschränkung zu finden sei — eine hohe Weisheit, die nur deshalb nicht überall Anklang fand, weil sie vorzugsweise von den Reichen ausgesprochen wurde, und von solchen, die mit aller Kraft aus der beseligenden Beschränkung herausstrebten.

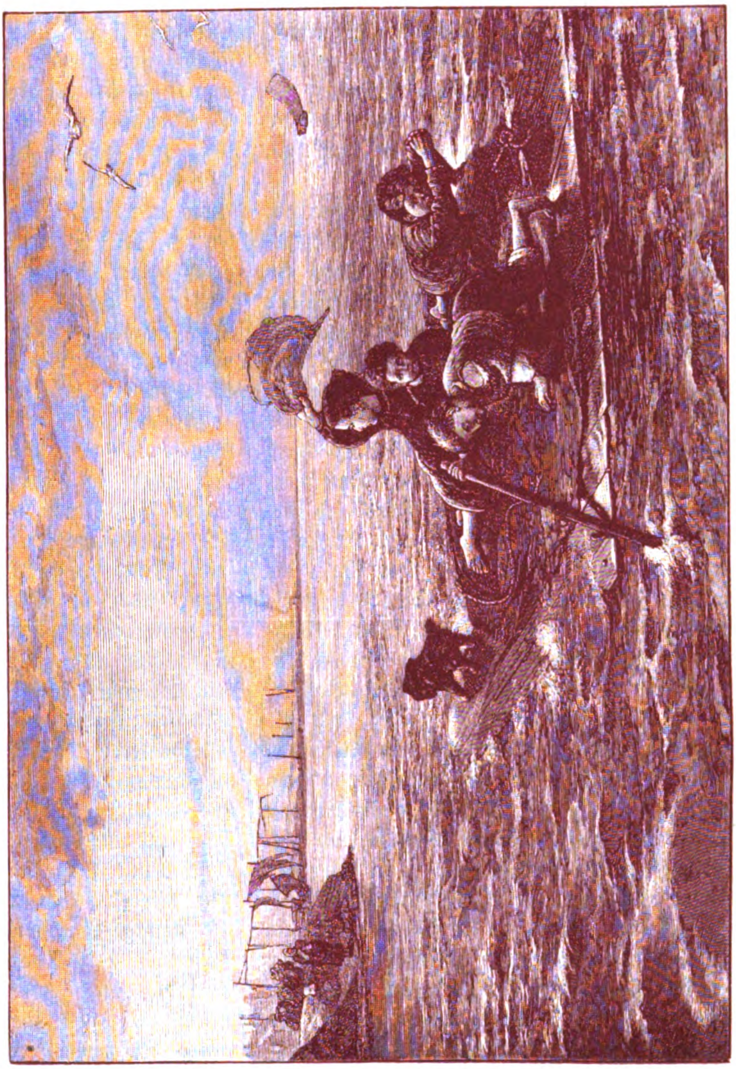
Die Maler der wirtschaftlichen Sentimentalität fanden in Großbritannien einen besonders gut vorgepflügten Boden. War doch der große schottische Nationalökonom Adam Smith von dem Gedanken ausgegangen, das Mitgefühl bilde die Grundlage aller Sittlichkeit, und Arbeit die Grundlage alles Wohlbefindens. Und hatte er nicht zuerst hieraus das große System von der Freiheit der Arbeit, der Ausgleichung zwischen Bedürfnissen und Mitteln, Mühe und Vergütung, Preis und Produktion abgeleitet? Aber gleichzeitig begann die moderne Produktion kaum in einem anderen Lande mehr als in Schottland riesenhafte Verhältnisse anzunehmen. Man befreite wohl 1775 die Kohlenarbeiter aus ihrer Halbsklaverei, aber der Häuerlohn sank in Lancashire von 5 Mark im Jahre 1836 bis 1850 auf 2,50 und 3 Mark; stieg wohl gelegentlich, aber steht heute noch trotz aller Preissteigerung der Lebensmittel auf jener Stufe, welche die Armut nicht als Vorhimmel zur überirdischen Seligkeit betrachten läßt: Eisenwerke und Schiffswerfte, Glashütten und Granitbrüche, Spinnereien und Webereien füllen weitaus das Land, schaffen jene ungeheuren Vermögen, mit welchen die Vornehmen das Hochland zu einem nur von malerisch herausgeputzten Forstleuten bewohnten Jagdgebiet für wenige machen, ihm künstlich die Wildnis zurückgeben, deren Ursprünglichkeit einst Walter Scott entzückte.

War so die Darstellung der Armen und Schwachen in verschöntem Bilde im Grunde nur eine Tröstung der Reichen als Ersatz für das Elend ringsum, so hat die Kirche in mächtiger Anstrengung jenem Elend auf ihre Weise zu begegnen gesucht. Gewiß ist eine ihrer schönsten Aufgaben die geistige Erhebung der Menge. Wer glaubt, muß auch den Glauben für den Erlöser vom Leide halten. Darum ist die ungeheure Menge der in Schottland erbauten Kirchen ein sehr beachtenswertes Zeichen der Zeit. Glasgow besaß bis 1831 zweiundsechzig Kirchen mit 63000 Kirchsitzen, 1841 hatte es achtundachtzig Kirchen mit 91000 Sitzen, und heute dürfte es von dreihundert Kirchen nicht mehr fern sein. Nicht minder regte sich das praktische Christentum, die großartige Wohltätigkeit, die gewaltigen Anstrengungen für Hebung der Wissenschaften. Schottland ist es, das der Welt Überraschungen brachte wie Drummonds „Das Beste in der Welt“, jenes Glaubensbekenntnis eines Naturforschers, jenes wunderbare Buch, welches von einem durchaus modernen Menschen in jenem prächtigen gotischen Universitätsgebäude geschrieben wurde, das der ausgezeichnete Architekt George Gilbert Scott, der Schöpfer der Hamburger Nicolaikirche, als vielleicht den großartigsten Profanbau Schottlands errichtete. Man bedenke wohl, was es heißt, in der Stadt Watts die Wissenschaft in mittelalterlichem Gebäude unterzubringen!

Es ist ein Land der Gegensätze geworden, dies einst so einheitliche stille Land. Man kann jenen Teufel dort tausendfältig an die Wand gemalt sehen, der in Üppigkeit und Armut gleiche Ernte findet. Freilich nicht im künstlerischen Bild und nicht von den Malern der sentimentalen Richtung. Die stecken den Kopf in den Busch und sehen nur Lieblichkeit, Anmut, Stille ringsum. Wohl aber in der modern wissenschaftlichen Weise: in riesiger graphischer Darstellung führt ein von einem Reformverein angeschlagenes Plakat der britischen Nation ihre Sünden vor Augen; ein riesiger schwarzer Strich deutet an, daß sie 1882 nicht weniger als 2720 Millionen Mark für geistige Getränke verausgabte, und immer kleinere Linien stellen das Brot (1400 Millionen Mark), die übrigen Lebensmittel dar, bis zuletzt die Erziehung mit 220 Millionen und die Mission fürs Ausland mit etwas über eine Million Mark folgt. Die Kirche und die Kneipe — das kann man in Schottland vom Munde der Gebildeten oft hören —, das sind die beiden Mächte, um welche sich der ernsteste Kampf dort oben im Norden dreht.

Kampf ist nicht das, was in der jetzt schon zur älteren gewordenen Schule zum Ausdruck kommt. Im Gegenteil, sie fühlt nur

das eine Bedürfnis, das ihr heilige Kunstgebiet von dem Ringen der Zeit, seinem Lärm und seinen Wunden fernzuhalten. Nach beiden Richtungen hin: denn wie es ihnen nicht ernst ist um die Darstellung des schottischen Lebens, so sind sie auch nicht Kirchenmaler. Noch scheut die Geistlichkeit Schottlands die Kunst, noch betrachtet man sie dort ausschließlich als eine Ergötzlichkeit, als zwar eines der edelsten Vergnügen, aber bei der Griesgrämlichkeit quäkerischer Weltanschauung doch als ein Vergnügen, mithin als einen Fallstrick für die der Weltlust Zuneigenden. Man malt nicht am Sonntag und man öffnet die Museen nicht. Man will auch in der Kirche nicht Kunst sehen über ein altgewohntes Maß hinaus. Die Kunst ist allein für das Haus der Wohlhabenden da. Zwar giebt es z. B. in Glasgow Ausstellungen mitten in den Arbeitervierteln unter der Leitung des städtischen Park- und Museumskomitees; zwar geschieht sehr viel, die Kunst in breite Massen zu tragen; zwar findet man in ganz England öfter sogar bei minder Bemittelten ein tüchtiges Originalwerk, einen guten Stich, eine anständige Bronze; zwar thut man viel, den Zeichenunterricht zu heben; aber im großen ganzen fehlt den Behörden das Gefühl der Pflicht, durch öffentliche Kunstpflege ihre Würde zu bekunden, mehr als jenen anderer Länder. Die Kunst ist, wie so vieles in Großbritannien, Privatsache. Wer sie an die Öffentlichkeit bringen will, thue es auf seine Gefahr, als Wohlthäter. Selbst die Akademie ist ein auf wechselseitige Förderung des Wohlbefindens ihrer Mitglieder begründetes, vom Staate hochgeachtetes, aber nicht beeinflußtes Institut.



Im Spiel der Wellen. Von W. McTaggart.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)

Meines Ermessens ist jede Kunst gut, die Ausdruck ihrer Zeit ist. Wenigstens kann man eine Kunst nicht dafür anklagen, wenn sie einer innerlich unwahren Zeit zum Aus-

druck diente, sondern man muß seinen Vorwurf an die Zeit selbst richten. Darum wird es mir auch schwer, mit der Schule von Genremalern zu hadern, welche sich Lauder anschloß und an deren Spitze die Brüder Faed und William Mc Taggart stehen — so fern mir ihr ganzes Wesen liegt. Sie bieten der schottischen Gesellschaft, was sie will, was ihr gemäß ist — nicht die Wahrheit, denn diese erscheint unfein, unbequem, ja häßlich, sondern eine idealisierte Wahrheit — nicht die Welt, wie sie ist, sondern wie sie angeblich einst war oder wie sie doch sein sollte.

Die Faed sind die rechten Fortsetzer der Wilkieschen Kunst bei veränderter koloristischer Grundlage. Nur tritt bei ihnen ein Zug von Sentimentalität zu der Frische der Auffassung jenes hinzu und hat sich auch die Welt rings um sie geändert — die Zeit Wilkies war eben vorbei. Man hat lange den Unterschied nicht recht gemerkt: Wilkie malte die Schotten, die er sah, freilich etwas durch holländische Brille, doch mit dem Bemühen, sie richtig zu erfassen. Die Faed und Genossen malten ihre Landsleute, wie Wilkie sie gesehen hatte. Jener lehrte die Welt, die Dinge mit seinen Augen zu betrachten; diese malten sie so, wie jener sie der Welt betrachten gelehrt hatte. Darin liegt der große Unterschied. — Der ältere der beiden Brüder, John Faed (geb. 1820), genoß noch die Schule Allans und Duncans und blieb dauernd in Edinburg; der jüngere, Thomas Faed (geb. 1826), ging früh (1851) nach London und fand dort gleiche Anerkennung wie sein Bruder in der Heimat; ja, er ist einer der ersten Schotten, die in Deutschland Würdigung fanden, indem ihn die Wiener Akademie infolge der Ausstellung eines seiner Bilder an der Donau zum Mitglied ernannte. Wie kam es, daß man ihn in Wien zu würdigen wußte? In Deutschland und Österreich wandelte man eben gleiche Wege, war durch die stark von Wilkie beeinflußten Düsseldorfer das Verständnis des Schotten vorbereitet. Man erkannte in Faed den Geistesgenossen, der fest an der Tradition hielt, der wahr, realistisch in dem Sinne war, als es etwa Berthold Auerbachs Dorfgeschichten sind. Er malte die Natur, er malte sogar die Armen, die Knaben und Mädchen mit ganz natürlich geflickten und zerlumpten Höschen und Röckchen, er malte rührende Waisenkinder und klagende Schotten am Rande des Oceans: „Wird der Vater wiederkehren?“, „O, warum verließ ich die Heimat?“ Er malte die „Hochlands-Marie“ und den „Besuch der vornehmen Patronin in der Dorfschule“, auch gelegentlich mit geringerem Gelingen kleine Vorkommnisse aus der Geschichte oder lieber aus Walter Scott. Er erntete dafür den lebhaftesten Dank ganz Großbritanniens. Weit und breit ist er beliebt und geehrt. Fast 40000 Mark zahlte ihm ein Verleger allein für das Recht, sein Werk „Das Lesen der Bibel“ in Kupferstich herausgeben zu dürfen; fast 35000 Mark brachte nach 1888 das Bild selbst. Ähnlich wirkt sein Bruder, der erst 1850 von der Miniaturmalerei zum Genre überging, nicht ohne auch späterhin ganz seine Vorschule zu verleugnen. „Der erste Sonnenstrahl“ (1858) heißt eines seiner bekanntesten Bilder: Eine Mutter läßt ihr Kind am Gängelband in der durch ein kleines Fenster einfallenden Sonne Gehversuche machen, die Großmutter sitzt am Spinnrocken daneben. Die Fenster sind geflickt, die Geräte bescheiden, die Leute arm. Aber sie sind so gut, so harmlos, so wohlerzogen! Und der Ton der Farben ist so klar und zweifellos, die Technik so rein und sicher, die Farbe so leuchtend, daß man unwillkürlich an die Vorzüge der Porzellanmalerei erinnert wird. Jetzt wirken auf den neueren Ausstellungen in London und Edinburg die Faedschen Bilder wie ein Echo aus alter Zeit, sie mahnen in ihrer absichtlichen Farbensteigerung an den Deutschen Riedel. Aber immer noch erkennt man das fleißige Studium, die schlagende Deutlichkeit in der Darstellung der gewählten Anekdote, die Feinheit der Pinselführung, welche bei John Faed oft jener des Meissonier und seiner deutschen Genossen gleichkommt.

Mc Taggart (geb. 1835) ist eigenartiger, frischer, moderner. Ich glaube, er würde eine schlimme Figur spielen, kämen seine Werke jetzt nach Deutschland. Man würde ihn verhöhnen oder doch nicht verstehen. Vor zehn Jahren noch würde man ihn interessant und graziös gefunden haben. Denn er ist bei scharf ausgeprägter realistischer Absicht

ein starker Stilist, ein Stilist der Farbe, der vom Gegenstande abzusehen und zu reinen Lichtwirkungen im impressionistischen Sinne



Ein Revolutionär. Von W. Q. Orchardson.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

überzugehen vermag. Doch löst sich bei ihm das Licht chromatisch, es trennt sich in bunt schillernde Streifen. Jedenfalls beobachtet er höchst selbständig, liebt es, Figuren in einem weiten Raume, vorzugsweise landschaftlicher Art, darzustellen und erhält beispielsweise in seinen Meeresdarstellungen oft eine Breite und Leuchtkraft, welche bei dem leichten Aquarellton auch seiner Ölbilder

überraschend wirkt. Es wäre schon der Mühe wert, einmal seiner Entwickelung weiter nachzugehen, als ich es vermag. Doch sah ich, namentlich beim Lord-Prevost von Dundee, Mr. J. G. Orchar, einem ausgezeichneten Sammler, genug seiner Bilder verschiedener Zeiten, um zu erkennen, wie er nach und nach von einer feinen, im höchsten Licht noch tonigen Behandlung schottischer Stimmungsbilder zum Festhalten der Hauptfarben und dadurch zu einem Schematismus im Kolorit kam, welcher von einer in starken „Druckern" arbeitenden Manier nicht frei ist. Dazu kommt, daß er oft sich bestrebt, lieblich zu sein, die schönen Farben ebenso bevorzugt wie die kindlich denkenden Menschen, und daß dadurch eine gewisse Süßheit in viele seiner Bilder kommt, die er nur überwindet in den Schilderungen der See, dort, wo die tiefen, ernsten Tinten schottischer Landschaft seine Leinwand allein beherrschen.

Die Richtung der Faed vertreten noch mehrere an sich treffliche Künstler, und zwar unter diesen in erster Linie der Maler des irischen Lebens, trotz seiner schottischen Herkunft, Erskine Nicol (geb. 1825). Mit Wilkie hat er gemeinsam die außerordentliche Wahrheit des örtlichen Tones. Wenn man seine ältesten Bilder, wie z. B. den „Irischen Witzbold", mit ihrer wohlwollend unentschiedenen Charakteristik, ihren sehr nach Ostades Regeln gestellten Gruppen und Räumlichkeiten mit späteren Arbeiten vergleicht, so findet man entschiedenen Fortschritt nach der realistischen Seite. Sein „Nachsitzen" (1871), einen vor dem zeitunglesenden Lehrer sitzenden Buben, oder schon seine „Irischen Politiker" (1857) lassen sehr wohl verstehen, warum das „Art Journal", das Organ der Londoner Akademie oder doch deren Kunstansichten, ihm seinerzeit riet, etwas „erhabener" zu sein, zu seiner Bildung gute Novellen zu lesen und aus diesen feinere, der guten Gesellschaft angemessenere Vorwürfe zu suchen. Aber andererseits sieht man aus der großen Anerkennung bei der Menge, die Nicol fand, daß schließlich jedes Volk selbst seinen Schmutz liebt. Beim Betreten Englands entsetzt uns Deutsche das stumpfe Elend, in dem die dortigen Armen leben, und zwar die von uns vielleicht am meisten, welche sehr wohl freundlichen Sinn für die Lumpenherrlichkeit eines neapolitanischen Straßenbuben und für die Armut unserer Alpenhütten haben. Wir sehen zuerst, daß man zwischen Hyde-Park Corner und Bankstreet sehr vielen Leuten begegnet, welche eleganter sind als eine große Zahl der Deutschen, daß man aber sonst in ganz Großbritannien außerordentlich viel mehr Menschen findet, die von Schmutz starren, als sonst irgendwo in der Welt, und zwar im gemeinen Schmutz auch sittlicher Verkommenheit, nicht in jenem südlichen, der doch noch selbst für uns eine malerische Seite hat. Meine mit Engländern oft eingegangene Wette, daß von zehn in der dritten Klasse der Londoner Stadtbahn sitzenden Frauen mindestens acht ein ungeflicktes Loch im Rock, einen Knopf oder Haken zu wenig haben oder irgend eine grobe Nachlässigkeit in der Kleidung zeigen, mit der selbst die Arbeiterin bei uns sich nicht auf der Straße sehen läßt, habe ich meist gewonnen. Nicol aber malt all diese Sünden gegen die Ordnungsliebe und die Anfangsgründe der Reinlichkeit mit, er erkennt, daß sie zum englischen und noch mehr zum irischen Wesen gehören, sie machen ihm sichtlich Freude, sie bilden einen Teil dessen, was wir Gemütlichkeit nennen; ohne die Fetzen am Anzug könnten seine Menschen nicht so heiter sein, als sie bis in die innerste Seele sind. Und dabei bleibt er koloristisch ein Idealist, bleibt er im Ton gemessen, vorsichtig, „goldig" oder „opak" nach der Niederländer Vorgang.

Ihm verwandt sind die Brüder John Burr (geb. 1834) und Alexander Hohenlohe Burr (geb. 1837), beide Schüler Lauders, von denen der ältere das Urteil seiner Zeitgenossen herausforderte, weil er im Maßstabe zu große Gestalten schaffe, d. h. mit anderen Worten, weil er die Erscheinungen des häuslichen Lebens nicht in gewohnter, als schön und angenehm längst anerkannter Weise, sondern eindringlicher, ernster und daher vielen unbequemer schilderte. Es mag seine Anwesenheit in Paris hieran Schuld tragen, wo er in Ernest Heberts von den Briten viel besuchter Werkstätte und in Edouard Frères Beispiel Anregung und Lehre fand. Wir werden auf dieses Überschwenken mancher Schotten zu den Franzosen noch zurückzukommen haben.

James Archer (geb. 1824) ist noch ein Mitglied dieser Malerreihe. Er wählte die Arthursage und die altschottischen Balladen als sein Darstellungsgebiet. Manches in ihm mahnt dabei an Patons präraphaelitische Romantik. „Wie König Arthur das mystische Schwert Excalibur erhält", wie er, mit Merlin über den See fahrend, in Gegenwart einer schönen Märchenjungfrau das Schwert aus dem Wasser hervortauchen sieht — das stellt er in harter Zeichnung dar, in tiefem Ton, voll Bedeutung und Neben-



Das Kriegsgericht. Von John Pettie.
(Mit Zustimmung des „Art Journal".)

gedanken, die außer dem Gebiet des Malerischen stehen. Und als die Zeit der Romantik vorbei war, wendete sich Archer, namentlich nach seiner Übersiedelung nach London (1861), klassischen Gegenständen zu, Durchsichtigkeit der Absicht; Robert Gibb der Jüngere; George Hay; der mehr dramatische, manchmal auch hinsichtlich der Phantastik an Corot mahnende William Hole (geb. 1848); der auch als Blumenmaler beliebte John H.



Zwei Eisen im Feuer (Two strings to her bow). Von John Pettie.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)

etwa einem „Dionys-Opfer" mit gut gezeichneten, lebhaft bewegten, aber selbstverständlich wohlanständigen Bacchantinnen; oder dem Bildnis, namentlich dem von Frauen und Mädchen, deren Darstellung er einen anekdotischen Zug zu geben und die er so seinen Freunden doppelt lieb zu machen weiß.

Unter den Lauder-Schülern ergriff Robert Gavin (1827 bis 1883) zuerst wieder die Reiselust der schottischen Künstler, so daß er Amerika besuchte und sich in Tanger dauernd festsetzte; Robert Herdman (1829 bis 1888) ist als Bildnismaler ausgezeichnet, als Genremaler aber von Phillip beeinflußt, gleicht Gavin und fällt daher, wie dieser, aus dem Rahmen schottischer Kunst. Weiter gehört hierher: C. Martin Hardie, von dem ich Bilder sah, die im Ton bunter, aber in der Behandlung kaum minder fein sind als ein Knaus, oft zwar unbedeutend im Gegenstand, doch ohne jene verstimmende Deutlichkeit und Lorimer (geb. 1856); der ältere, auch als Bildhauer thätige, in seinen meist kleinen Genrebildern geschichtliche Kleidung bevorzugende Clark Stanton — es seien nur diese Namen aus einer Reihe von tüchtigen Künstlern genannt, deren Werke noch vor zehn, fünfzehn Jahren in Deutschland entschieden großes Aufsehen erregt hätten als die Ergebnisse einer hoch entwickelten Malerschule, als die Werke scharf zeichnerisch beobachtender und nach den besten Vorbildern der Alten meisterhaft kolorierender Künstler. Aber es klebt ihnen allen etwas Schulmäßiges, Unselbständiges an.

Ein Deutscher ist seit Ende der sechziger Jahre unter sie verschlagen, der als Bibliothekar der Akademie in Schottlands Hauptstadt eine geachtete, wenn auch nicht leitende Stelle einnimmt: Otto Theodor Leyde, der als Maler freundlicher Kinderscenen, reizvoll aufgebauter, doch in der Färbung durchaus seiner neuen schottischen Heimat zugehöriger

Bilder bei den Käufern sich beliebt machte und von seinen Kunstgenossen zur Würde eines Akademikers erwählt wurde.

* * *

Stellt diese Schule das konservative Element in der Malerei vor, so gingen auch aus Lauders Schule Männer des malerischen Fortschritts hervor. Als deren Führer kann der langjährige Präsident der Akademie (seit 1882) und als solcher geadelte William Fettes Douglas (1822 bis 1891) gelten. Ich habe seit Jahren so manche Ausstellung in manchem Lande Europas besucht — auch internationale, auch solche in England — doch ich erinnere mich nicht, außer in Schottland je ein Bild dieses Künstlers gesehen zu haben. Es ist höchst merkwürdig auch an diesem Manne, dem neben vornehmer Geburt, glücklichen äußeren Lebensumständen der ganze Apparat einer fest begründeten Künstlergenossenschaft zu Gebote stand, daß auch er scheinbar nie daran dachte, mit den Größen anderer Länder in Wettbewerb zu treten oder nur deren Anerkennung zu erwerben. Den Deutschen, der schottischen Boden zum erstenmal betritt, überrascht zunächst der starke partikularistische Zug, der durch das ganze Land geht. Er wird zumeist von den Einheimischen in seiner Ausdrucksweise verbessert werden, wenn er unter dem Wesen der Engländer auch das von deren nördlichen Brüdern bezeichnet; er wird bald genug erfahren, daß die politische Union den Schotten auch nach anderthalb Jahrhunderten das schottische Selbstgefühl nicht nahm. Wenngleich schottische Maler in London Brot, Anerkennung und selbst die höchsten Ehren fanden, ist nur sehr selten ein Engländer im Norden heimisch geworden. Man anerkennt wohl die starke Zugkraft nach dem Süden, nach der überwältigend mächtigen Reichshauptstadt, aber beharrt fest an der Eigenart, an der volkstümlichen Geschlossenheit, am Dialekt, an der Geschichte. Es mag sein, daß Douglas als Präsident der Akademie mit Bewußtsein für Schottland und allein für diese seine Heimat schuf; aber es ist immerhin merkwürdig genug, daß er sich damit auch von ganz Europa abschloß.

Douglas hätte sich nicht zu scheuen gehabt, in den internationalen Wettbewerb mit einzutreten. In der Glasgower Sammlung hängt ein Bild von ihm vom Jahre 1852 „Bibliomanie": ein Alter, der sich die Brille putzt, ist in den Laden eines jüdischen Antiquars getreten; dieser ist voller Bücher, Bücher in den Regalen, Bücher auf den



Beim Herumstöbern. Von Hugh Cameron.
(Nach W. E. Henley: „A Century of Artists.")

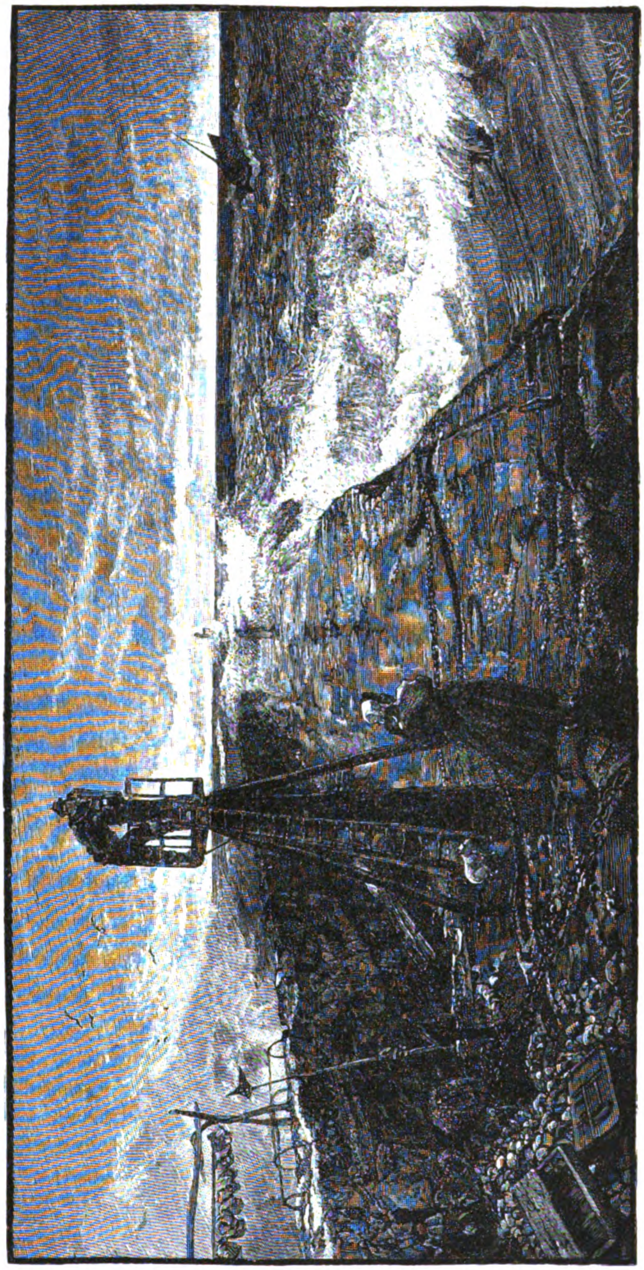
Tischen, Bücher in schwerer Last herbeigeschleppt von einem Burschen. Der Vorgang ist unbedeutend, die Farbe noch sehr braun, die Zeichnung etwas hölzern; aber ein merk-

würdiger Zug ist dem Bilde eigen: aus der Fülle von Einzelheiten entwickelt sich klar und groß der Raum, in welchem die Gestalten stehen. Ein Geisteskorn der Kunst Ostades, welcher von den Nachahmern nur nebenbei mitgenommen wurde, das prächtige Verhältnis der Menschen zu der Halle, dem Stall, in dem sie sich bewegen, ist hier auf guten Boden gefallen und hat schöne Frucht gezeitigt. Douglas rühmte sich, nie ein Bild kopiert zu haben. Er malte als junger Mann nach Allans Vorgang zwar Sicilianer und Banditen, aber er hat nach seinem Besuch in Italien (1857) selten wieder etwas Italienisches dargestellt: es scheint also fast, als sei er sich am Versuch mit Entlehntem seiner Heimat und seines Kunstgebietes erst ganz bewußt geworden. Der „Alchemist" im South-Kensington-Museum (1853) und der „Bibliophilist" zeigen, daß er die 1851 eingeschlagene Richtung festzuhalten entschlossen war. Das letztere Bild, sein Geschenk an die Edinburger Akademie, zeigt mit besonderer Betonung in den kunstgewerblichen Nebendingen, den zahlreichen Büchern, Silberschmiedwerken, Gemälden jenen Sinn für das Antiquarische, welcher damals die Briten beherrschte, zu einer Zeit, in der wir sie deshalb noch als Sonderlinge und Altertumskrämer verlachten und ihnen verständnislos „Unserer Väter Werk" um ein billiges überließen. Mehr und mehr überwiegen die schwarzen erdigen Töne, vielleicht hervorgerufen vom Asphalt. Das einige Jahre später entstandene Werk „Der Bringer böser Kundschaft" (1856) zeigt im Gegensatz zu jenem einen leichten, dünnen Farbenauftrag, etwas vom Tone Holbeins. Es liegt hier ein bewußter Umschwung in der Malweise vor, wenngleich das Bild selbst koloristisch nicht ganz zusammengeht. Dies sichere Fortschreiten erkennt man dann in den drei vortrefflichen Bildern wirksam, welche Mr. Findley besitzt. Jenes von 1860 zeigt noch einige Unsicherheit in der Kostümkenntnis: Rokoko mischt sich in das Renaissancebild. Aber vollkommen ausgestaltet tritt uns die Eigenart des reifen Künstlers in dem Bilde von 1861 und in jenem der Edinburger Nationalgalerie von 1868 „Der Zauberer" entgegen. Es ist eines seiner Hauptwerke: ein Bild, welches außerordentlich viel Selbständiges besitzt. Der sehr leichte, feine, aber doch in den Hauptgegenständen farbige Ton erinnert an das Aquarell, aber auch an frühere, noch präraphaelitisch angehauchte Arbeiten des Millais; die Raumweite ist wieder eine erstaunliche; das Architektonische wie das Kunstgewerbliche unvergleichlich fein und klar behandelt: vor der Nische einer Turmmauer, aus der man durch eine Schießluke in die Nacht blickt, hockt in tiefem Schatten ein Mann vor einem mit Gobelinstreifen und Büchern bedeckten Tisch. Vor ihm steht beschwörend der Zauberer, frei, prächtig sich abhebend. Wäre das Bild ein paar Jahre später entstanden, so würde ich glauben, es sei bei elektrischer Beleuchtung gemalt: man versteht auch sachlich nicht recht, woher so viel weißes Licht in den Turm kommt. Es ist nicht ganz wahr, das Bild vom Zauberer, aber es ist zauberisch. Es steckt so viel echte Vornehmheit in der Arbeit, eine so freie, sichere, ruhige, in sich abgeklärte Art, ein so schimmernder, klarer, leuchtender Ton, eine so völlige Beherrschung des Erstrebten, daß man gern über die Bedenken hinwegschaut. Geistig steht es etwa in einer Linie mit den besten Arbeiten der Pilotyschule in Deutschland. In der psychologischen Vertiefung steht es diesen nach. Aber schwerlich giebt es einen deutschen Maler, dessen Werke man den Zug innerer Vornehmheit, echter Aristokratie so deutlich anmerkt wie jenem des jung geadelten Schotten.

Er wird in vielen Beziehungen von William Quiller Orchardson (geb. 1835) übertroffen. Orchardson hat schon mit sechsundzwanzig Jahren (1861) London besucht und ist seit 1883 ganz dorthin übergesiedelt, seitdem als eines der gefeiertsten Mitglieder der dortigen Akademie wirkend. Aber seine innige Verwandtschaft mit Douglas sowie mit anderen Schotten und seine vereinzelte Stellung unter den Engländern zeigt, daß in ihm die örtliche Sonderart nicht zu unterdrücken war. Ja, man kann beobachten, daß sie sich mit der Zeit mehr und mehr entwickelte. Er machte Lauders Schule durch, aber es tritt Douglas' Einfluß früh bei ihm hervor. Auch er ist ein feiner Kenner der Kulturgeschichte, ein eifriger Beobachter der wechselnden Kostüme. Das beweisen schon seine frühesten Arbeiten, meist aus Shakespeare entlehnte

Stoffe. Seine Art äußerte sich völlig abgeschlossen seit 1867 in dem prächtigen Bilde „Talbot und die Gräfin von Auvergne" (nach Shakespeares König Heinrich VI., 1. Teil, 2. Akt). Talbot ist in die erbrochene Thür des gräflichen Schlosses eingedrungen, die Gräfin verneigt sich vor ihm mit verhaltener Wut. Das Gelaß ist im Sinne des Douglas mit höchster Meisterschaft dargestellt. Und zwar ist so viel anscheinend „leerer" Raum zwischen den Gestalten, daß sich schwerlich ein kontinentaler Maler zu solcher Anordnung entschlossen hätte. Es gehört eben die bestimmte Absicht dazu, im Bilde die Weite zu schildern. Als Zeichner überragt Orchardson den Edinburger Präsidenten nicht unerheblich. Er dringt in die Seelen und giebt diese mit ruhiger Sicherheit wieder, er verleiht dem meisterhaft gemalten Bilde innere Bedeutung. Seither ist eine lange Reihe von Bildern aus der Geschichte und aus dem modernen Leben aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Eines der schönsten von diesen befindet sich in der Hamburger Kunsthalle, als Geschenk des deutschen, in Manchester ansässigen Kunstsammlers Schwabe.

Ich erinnere mich sehr deutlich des Eindrucks, den ich vor Jahren beim ersten Anblick dieses Bildes hatte. Damals war mir die schottische Kunst so fern wie allen Deutschen, die sie nicht an Ort und Stelle aufgesucht haben und meinen, von London aus sie übersehen zu können. Es stellt Voltaire als Gast des Herzogs Sully dar — einen mächtigen Prunksaal, eine reich bedeckte Tafel, zahlreiche kostbar gekleidete Herren und Diener. Voltaires Witz hat die trunkenen Vornehmen beleidigt. Unfähig, ihm mit der Zunge zu begegnen, haben sie ihn von ihren Dienern durchprügeln lassen: auf der einen Seite das zerzauste, dürre, geistvolle, wutschnaubende



Das letzte Boot. Von Thomas Graham.

Männchen, das nun all seine Galle aussprudelt, auf der anderen die unbändig lachende, weinselige Gesellschaft; das Ganze mit einem bis in die letzte Einzelheit nicht erlahmenden Fleiß und mit köstlichem Stilgefühl durchgeführt und dabei von einer Leichtigkeit, einer Anmut und doch dabei einer Sicherheit der Farbe, wie sie wohl seit Watteau nicht wiedergefunden ist; manchmal nur ein Hauch von Ton, namentlich in der Architektur; dann wieder zu voller Tiefe übergehend; dazu eine entschiedene Kraft und eine Sicherheit der Individualisierung, die den Menschenkenner, und eine sichere Haltung, die den vornehmen Mann deutlich hervortreten läßt. Damals in Hamburg wurde mir klar, daß ich nach Schottland selbst gehen müsse, daß dort eine Höhe der malerischen Kultur herrsche, die nicht von ungefähr kommen und nicht von einem Manne hervorgebracht sein könne, die vielmehr das Ergebnis einer von lange her sich entwickelnden nationalen Schulung sein müsse. Einige Jahre später brachten die jungen Glasgower Maler, von welchen später die Rede sein soll, diese Erkenntnis nach Paris und München und somit der ganzen Welt.

Orchardsons Bilder erzählen! Ich weiß sehr wohl, daß es ein Hauptsatz der modernen Malerei ist, sie habe nicht die Aufgabe, dem Schriftsteller ins Handwerk zu pfuschen. Oft genug habe ich selbst diese Ansicht verteidigt; doch nur in dem Sinne, daß die Kunst nicht erzählen müsse, daß es hohe, ja höchste Kunst geben kann, die nur durch malerische, nicht durch inhaltliche Werte wirkt. Nicht aber möchte ich mir das Recht nehmen lassen, auch der Erzählung im Bilde willig zu folgen. Dabei scheint mir die Hauptsache, daß das erzählende Bild aber auch die ganze Geschichte wiedergebe, ohne irgend einer litterarischen Beihilfe zu bedürfen. Zumeist findet Orchardson solche Vorwürfe. Wenn er uns „Napoleon I. auf dem Bellerophon" darstellt, so wendet er sich zwar an den geschichtlich Unterrichteten, aber er weiß mit klaren Strichen die ganze Sachlage zu geben, so daß jeder Text von Übel ist. Der Kaiser in brütender Sorge, das schüchtern zusammengedrängte Gefolge weit hinten, der teilnahmslos wandernde englische Posten, das blanke Schiff, das graublaue Meer, die Weite ringsum, die perspektivische Tiefe im Bild und doch die feine Abwägung des alle schweren Schwankungen sich versagenden Gesamttones. Oder Blicke in das Gesellschaftsleben unserer Zeit, wie die wüsten Spieler mit den Hunderten über den Boden gestreuten Karten in „Ein harter Schlag", die Darstellungen aus dem Rokoko, der Empirezeit, weiße Kleider auf weißer Wand — der Londoner Maler J. E. Hodgson hat schon recht, wenn er sagt, des Meisters dieser Bilder liebster Effekt sei aus dem Gegensatz von Licht zu Licht gebildet, das Dunkel erscheine meist nur in schmalen, bescheidenen Massen: eine Haaresbreite, die leichteste Unsicherheit im Tonwert, die Schwäche eines Augenblicks — und die Raumwirkung des Ganzen sei verloren; die Effekte fallen zusammen wie ein Kartenhaus, und nichts bleibt übrig als ein trauriger Mischmasch von Farben, die so sinnlos sind wie die auf dem Boden seiner übernächtigen Spieler herumliegenden Karten.

Daß Orchardson gerade in dieser auf der Messerschneide der Tonfeinheit hinschreitenden Kunstweise Schotte ist, das beweisen die ihm nahe stehenden Künstler seiner Heimat. Etwas von seiner Art spürt man schon in dem weniger als Maler wie als Radierer bekannten Andrew Geddes (1789 bis 1844), also einem Zeitgenossen des Wilkie. Was ich von ihm sah (viel ist es eben nicht), zeigte mir ihn in der Frische und Leuchtkraft der Farbe namentlich den Eigenschaften Mc Taggarts vorgreifend. An beide lehnt sich dann ein weiterer Schüler des Lauder, John Pettie (1839 bis 1893). Wie Orchardson seine Laufbahn als Illustrator beginnend, Zeichner, ehe er Maler wurde, fand Pettie in Douglas sein eigentliches Vorbild. Sein „Besuch bei dem Nekromanten" (1867) lehrt, daß er sogar im Gegenstand in gleichen Bahnen mit dem älteren Künstler wandelte. Später wendet er sich dem Kostümbilde zu, namentlich dem aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und sucht dabei die heiteren Seiten mit Vorliebe auf. Die schottische Lustigkeit dringt auch bei den Malern überall durch: im Glasgower Museum ein hübsches lachendes Mädchen Arm in Arm mit zwei Burschen, die aufeinander herzlich wütend sind; bei Mr. J. M. Keiller in Dundee ein

Narr, der über den Streit um einen guten Bissen zwischen einem Ritter und einem Mönch sich vor Lachen schüttelt; bei M. Ochar „The Laird“, eine Art schottischer Onkel Bräsig, seine Kornfelder inspizierend. Vornehmheit, scharf beobachtend und farbig an jenen Stellen, auf die sich sein Augenmerk richtet, doch unbesorgt um die Wirkung der Nebendinge, in deren breite und doch weiche Darstellung er mit wenigen feinen Zügen ge-



Die Mahlzeit des Schnitters. Von Thomas Graham.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club“.)

Dann in langer Reihe Bilder aus der Geschichte des Hochlandes, meist Einzelfiguren, minder glücklich im Dramatischen als in der oft porträtartigen Schilderung vornehmer Leute — so ist Pettie ein Maler von seltener nügendes Leben bringt. Er ist nicht so fein als Orchardson, nicht ganz so einheitlich im Ton, leichter zum Bunten und zur Manier überschlagend. Man entbehrt daher bei ihm mehr als bei seinem Landsmann die wirkliche

Kraft. Wo er die Helden der Berge schildern will, ist er oft manieriert, ja flau in Zeichnung und Farbe, im Geschichtsbild er- der Königin Elisabeth oder der George darstellt, trifft er immer mit Sicherheit in Bewegung, Haltung und Ton das Rechte.



Eine dünne rote Linie. (Linker Teil des Bildes.) Von Robert Gibb.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

zählend, aber auch oft absichtlich wirkend; wenn er die Soldaten der Landsknechtzeit, die feinen Burschen und Fräulein vom Hofe Manchmal erreicht er hierin Meissoniers Meisterschaft. Manchmal zeigt sich aber auch etwas absichtlich Zugespitztes, Geistreichelndes, das

die koloristische Einheit zu stören geeignet ist. Auch bei Pettie wie bei manchen anderen Schotten spielt der Einfluß des Watteau eine unverkennbare Rolle. Besitzt doch die Nationalgalerie in Edinburg eines der schönsten Bilder dieses Meisters, und ist es doch ein alter Zug des Herzens, der Schottland mit Frankreich über England hinweg verbindet.

Während bei Orchardson der Ton zumeist zum Weiß hinneigt, bei Pettie in ein goldiges Braun, ist bei einem dritten schottischen Maler ein Hauch von Silber das kennzeichnende Merkmal: bei Hugh Cameron (geboren 1835). Wieder ist dies einer der Maler, die ihr Festwurzeln in Schottland mit nur örtlicher Berühmtheit zahlen, obgleich er zweifellos als einer der feinsten Künstler des Landes angesehen wurde. Die meist lyrischen Gegenstände, welche er am liebsten in die freie Natur stellt, erfaßt er mit einem für Stimmung außerordentlich empfindlichen Sinn. Seine Figuren sind wohl in der Zeichnung nicht immer fest; der Ton hat oft etwas Schüchternes; aber das, was die Franzosen entouré de l'air nennen, das Schwimmen der Gestalt in der Luft, die Wiedergabe des Räumlichen — das besitzt er in hohem Grade. Wie mir scheint, hat sich jener Farbenton, welcher den ersten Einfluß impressionistischer Anschauung zeigt, nicht ohne unmittelbare Beeinflussung nach Schottland übertragen. Auch dorthin beginnen, wie wir bereits in der Landschaft sahen, die gewaltigen Neuerungen zu wirken, die von der Schule von Barbizon ausgingen, dann später in den viel verhöhnten Arbeiten Manets mit voller Schärfe nach Ausdruck rangen und die nun am Werke sind, die alte Kunst aller gebildeten Völker mit ihrem Evangelium vom Ton, von dem silbernen Weiß des höchsten Sonnenlichtes, von der Farbigkeit des tiefsten Schattens zu einer neuen, an keine vergangene Zeit mahnenden umzugestalten.

Cameron nahe steht Thomas Graham, ein Mann, von dem ich sich fast widersprechende Bilder sah: bald feine Genrestücke, hell im Ton, flockig gemalt, in bunten Reflexen schwelgend, bald Bildnisse von außerordentlich liebenswürdigem Eindringen in die Persönlichkeit, bald Landschaften von schier erschreckender Kühnheit der Pinselführung; dann Robert Gibb, dessen Schlachtenbild: „Eine dünne rote Linie", schottische Grenadiere einen französischen Reiterangriff zurückschlagend, zu den bekanntesten britischen Werken dieser Art gehört; G. O. Reid, dessen prächtige Rokokobilder den feinsten neueren Werken im Geist des Meissonier sich anreihen; und manche tüchtige Meister mehr.

(Schluß folgt.)

Die Influenza.

Wesen, Erscheinungen und Folgezustände derselben.

Von

Julius Althaus.

Die meisten von uns haben innerhalb der letzten zwei oder drei Jahre mehr oder weniger unangenehme Erfahrungen an sich selbst oder an ihren Verwandten und Freunden mit der Influenza gemacht, welche besonders um Weihnachten 1889 und im Januar und Februar 1892 große Massen der Bevölkerung auf das Krankenbett warf und weder jung noch alt, weder arm noch reich, weder Männer noch Frauen verschonte. Mit Ausnahme der Cholera-Epidemien der Jahre 1831, 1849 und 1866, welche zu ihrer Zeit einen panischen Schrecken erregten und während welcher viele Leute bloß aus Angst und Furcht gestorben sind, hat in unserem Jahrhundert kaum eine andere epidemische Krankheit eine solche Bestürzung in der ganzen Bevölkerung hervorgerufen wie besonders die Influenza-Epidemie, welche im Anfang von 1892 den ganzen socialen Mechanismus in Unordnung brachte. Vornehme Damen waren genötigt, ihre Dienstboten zu pflegen, eine große Anzahl von Ärzten lag zu Bett, Krankenwärterinnen waren nicht mehr aufzutreiben, und die Todesfälle mehrten sich in so auffallender Weise, daß die Totengräber Schwierigkeiten hatten, die nötigen Särge und Pferde zu beschaffen. Es verlohnt sich daher gewiß der Mühe, einen Rückblick auf diese in so frappanter Weise auftretende Volkskrankheit zu werfen, deren eigentliches Wesen und Verbreitungsart auch den Ärzten erst in diesen letzten Jahren sich enthüllt hat, während vor diesen Epidemien noch die irrtümlichsten Ansichten darüber selbst unter denen herrschten, welche die Sache am genauesten studiert hatten.

Es ist also jetzt ganz entschieden nachgewiesen, daß die Influenza oder Grippe eine ansteckende Krankheit ist, gerade wie die Pocken, Masern und das Scharlachfieber, und daß der Erreger dieser Krankheit eines jener specifischen, äußerst winzigen Stäbchen, Bakterien, Bacillen oder Mikroben ist, welche man nur unter sehr starken Vergrößerungen mit dem Mikroskope sehen kann, und auch dann nur, wenn sie in einer eigentümlichen Weise gefärbt sind. Solche Bakterien, welche die Eigentümlichkeit haben, sich in ganz enormer Weise zu vervielfältigen, wenn sie einen für sie günstigen Nährboden antreffen, sind die Erreger sämtlicher ansteckenden Krankheiten und entwickeln sich auf Kosten des Individuums, in dessen Organismus sie eindringen, wobei die betreffende Person nicht selten die Zeche mit dem Leben zu bezahlen hat. Der specifische Bacillus der Influenza wurde Anfang 1892 von Professor Pfeiffer in Berlin entdeckt, und man nennt ihn deshalb das Pfeiffersche Stäbchen. Dasselbe findet sich in ungezählten Millionen in dem Schleim, welcher von der Schleimhaut der Nase, Kehle, der Bronchien und Lungen der von der Grippe befallenen Kranken abgesondert wird, und hat die fatale Eigentümlichkeit, ein sehr starkes Gift zu produzieren, welches an den oben erwähnten Stellen leicht in das menschliche Blut übergeht, mit dem Blute dann in allen Organen kreist und dadurch die diesem Gifte eigen-

tümlichen Krankheitserscheinungen hervorruft. Es ist also nicht das Stäbchen selbst, sondern bloß das von demselben abgesonderte Gift, welches all das Unglück verursacht, und es gleicht in dieser Beziehung das Pfeiffersche Stäbchen allen übrigen Krankheit erregenden Bakterien, welche auch bloß durch die specifischen von ihnen herrührenden Gifte wirken.

Woher dies Pfeiffersche Stäbchen ursprünglich kommt und warum dasselbe bloß alle dreißig oder vierzig Jahre im menschlichen Organismus brütet und so viel Unheil anrichtet, ist noch in Dunkel gehüllt. Man hat allerdings eine ganze Anzahl von Theorien darüber aufgestellt, doch sind dieselben alle nicht ganz stichhaltig. So hat man behauptet, daß der Krankheitserreger auf russischem Boden wächst, und daß die Krankheit in Rußland, obwohl sie dort nicht immer geradezu wie eine Feuersbrunst wütet, doch stets gewissermaßen unter der Asche fortglimmt. Man versucht dies aus den eigentümlichen Lebensverhältnissen der russischen Bauern zu erklären, welche eine große Abneigung gegen Reinlichkeit und frische Luft haben und in übermäßig erhitzten und gar nicht ventilierten Spelunken wohnen. Dazu kommt der flache Boden, welcher sich nicht drainieren läßt und im Frühjahr, wenn der Tau beginnt, geradezu von Nässe trieft; der entsetzliche Schmutz, welcher überall in Meierhöfen und Dörfern sich ansammelt und an dessen Entfernung niemand denkt; die Flüsse, welche plötzlich anschwellen, ihre Ufer überströmen und beim Fallen einen fauligen Dreck hinterlassen, in welchem das Stäbchen sich heimisch fühlen und gern brüten soll. Leider erklärt aber diese Theorie nicht, warum, da solche Zustände doch immer in Rußland existieren, die Grippe nur in langen und ziemlich unregelmäßigen Zwischenräumen epidemisch auftritt. Außerdem finden sich ähnliche Zustände in anderen Ländern, wo es doch deshalb nicht zur Entstehung der Influenza kommt.

Weitere Theorien, die man aufgestellt hat, daß die Grippe von vulkanischen Ausbrüchen, Überschwemmungen, von Pferden, Hunden, Katzen und Stubenvögeln herrühren soll, will ich nur beiläufig erwähnen, als Beispiele, zu welchen Verirrungen der menschliche Geist sich so oft führen läßt, wenn er durchaus Sachen erklären will, welche sich vorläufig noch nicht erklären lassen.

Während also der Ursprung des Pfeifferschen Stäbchens und der von demselben erregten Influenza noch unbekannt ist, wissen wir weit mehr über die Art und Weise, in welcher die Seuche sich verbreitet, wenn sie einmal angefangen hat, epidemisch zu herrschen. In der That ist der Beginn, Fortschritt und das Ende dieser Krankheit so charakteristisch und gehorcht so offenbar gewissen unverkennbaren Gesetzen, daß man schwer begreift, warum noch immer Meinungsverschiedenheiten über diesen Gegenstand existieren. Trotzdem hören wir noch immer dann und wann von einem atmosphärischen Miasma, welches diese Seuche hervorrufen soll, gerade wie man früher glaubte, daß die Pest, die Cholera, das gelbe Fieber, die Pocken und selbst die Hundswut an krankhafte atmosphärische Veränderungen gebunden seien und von ihnen abhingen. Innerhalb der letzten drei Jahre sind indessen Tausende von zuverlässigen Beobachtungen gemacht worden, welche ganz sicher beweisen, daß die Influenza sich, ebenso wie Masern und Scharlach, durch Ansteckung von einer Person auf die andere verbreitet, und zwar entweder durch wirkliche Berührung des Kranken mit dem Gesunden, oder durch Stoffe, denen das Kontagium anhaftet, wie z. B. Kleider, Briefe, Pakete und andere Gegenstände, welche mit dem Pfeifferschen Stäbchen in Berührung gekommen sind. Die Krankheit hat also unmittelbar nichts mit meteorologischen Verhältnissen zu thun, schreitet unabhängig von Klima, Jahreszeit, Wind und Wetter fort und befällt große Massen der Bevölkerung zu derselben Zeit aus folgenden Gründen:

1) Weil die Periode, während welcher die Krankheit im menschlichen Organismus latent ist und sich entwickelt, ohne daß man etwas davon merkt, eine sehr kurze ist, nämlich nur etwa zwei Tage, während dieselbe in allen anderen ansteckenden Krankheiten länger dauert;

2) weil die meisten Menschen sehr empfänglich für die Ansteckung mit diesem individuellen Stäbchen sind; und endlich

3) weil dieser Bacillus nicht nur von Personen fortgepflanzt und weiter verbreitet

wird, welche krank im Bette liegen, sondern auch von vielen anderen, welche die Krankheit in einer milden Form haben und deswegen auf den Beinen bleiben und ihren gewöhnlichen Geschäften nachgehen, wobei sie dann Ansteckungsherde für alle bilden, welche mit ihnen in Berührung kommen.

Denken wir uns z. B., daß auf einer großen Eisenbahnstation unter den Hunderten, ja Tausenden von Leuten, die sich dort beständig herumtreiben, einige Personen sich befinden, welche gerade die Influenzabacillen produzieren und dieselben auf dem Bahnhofe selbst oder in den Eisenbahnzügen aushusten oder ausniesen. Sie kommen dabei mit einer Masse von anderen Personen in sehr nahe Berührung, und da Millionen solcher Krankheitskeime ausgehustet oder ausgeniest werden, ist es nicht schwer, sich vorzustellen, daß eine große Anzahl gesunder Leute plötzlich davon angesteckt werden kann. Diese Stäbchen finden ihren Nährboden nur in den Atmungsorganen und nicht im Erdboden oder im Wasser, wie es z. B. der Cholerabacillus thut. Sie sterben beim Austrocknen ziemlich schnell ab, und dies ist der Grund, warum die Influenza-Epidemien hauptsächlich im Winter und bei feuchter Witterung auftreten, während sie seltener im Sommer sind und auch gegen den Sommer hin zu verlöschen pflegen. Feuchte Witterung befördert die Verbreitung der Krankheit, weil sie das Absterben der specifischen Stäbchen durch Austrocknung längere Zeit verzögert.

Die Influenza folgt in ihrer Verbreitung den großen Heerstraßen des menschlichen Verkehrs und Handels und Wandels; und die Schnelligkeit, mit welcher sie dies thut, steht immer in geradem Verhältnis zu der Schnelligkeit der Kommunikationsmittel, welche zu den betreffenden Zeiten und Orten gebraucht werden. Früherhin, als man zu Pferde, zu Wagen und in Segelschiffen reiste, hatte die Epidemie auch einen gemäßigten Fortschritt und brauchte mehrere Jahre dazu, die Reise um die Welt zu vollenden. Jetzt, wo wir in Dampfschiffen und Expreßzügen reisen, geht es damit natürlich sehr viel schneller. Es ist interessant zu sehen, wie in der letzten Epidemie von 1889/90 in Centralasien, wo die Verkehrsmittel noch sehr unentwickelt sind, die Influenza ungefähr so schnell ging wie ein Pferd, während, sowie sie an einer großen Eisenbahnstation — Moskau — angekommen war, ihre Geschwindigkeit auf einmal in auffallender Weise zunahm. Im deutschen Heere brauchte die Grippe im Jahre 1833, als es noch keine Eisenbahnen gab, drei Monate, um die großen Garnisonen von Osten bis Westen anzustecken, während im Jahre 1889/90 dazu bloß drei Tage erforderlich waren.

Überall waren es die Hauptstädte und großen Provinzialstädte, welche zuerst befallen wurden und von denen dann die Seuche allmählich auf die kleineren Ortschaften und das flache Land sich ausbreitete; und ich will hier nur ein paar ganz auffällige Beispiele von solcher Ansteckung aus einer sehr großen Zahl ähnlicher Thatsachen mitteilen.

Ein französischer Postdampfer fuhr von St. Nazaire nach Vera-Cruz, und sämtliche Passagiere und Mannschaften waren bei der Abfahrt vollkommen gesund. Drei Tage später hielt das Schiff in Santander an und nahm einen Passagier an Bord auf, der aus Madrid kam, wo damals die Influenza wütete. Den folgenden Tag erkrankte dieser Passagier, ein paar Tage später der Schiffsarzt, der ihn behandelte, dann ein Wärter, und schließlich litt ungefähr die Hälfte sämtlicher an Bord befindlichen Personen.

Ein recht interessanter Fall ist auch der der Kadettenschiffe in Brest. Es liegen in jenem Hafen drei solcher Schiffe ganz nahe aneinander, nämlich La Bretagne, Borda und Austerlitz. Kurz vor Weihnachten 1889 erhielt ein Offizier am Bord der Bretagne zwei große Kisten von einem Pariser Hause zugeschickt. Er öffnete dieselben, nahm die Sachen heraus und bekam ein paar Tage später die Grippe. Seine Frau und Dienstboten bekamen sie gleichfalls nach ein paar Tagen, dann sein Adjutant und endlich ein großer Teil der übrigen Mannschaft. Alle Offiziere und Sergeanten, welche befallen wurden und denen man erlaubte ans Land zu gehen, gaben die Krankheit an ihre dort wohnenden Familien. Dagegen blieben die anderen beiden Kadettenschiffe, welche, obwohl sie ziemlich nahe an der Bretagne lagen, doch keine wirkliche Verbindung mit derselben unterhielten, verschont. Wenn also, wie man früher annahm, der Ansteckungs-

stoff sich durch die Luft verbreitete, würde es demselben jedenfalls ein Leichtes gewesen sein, die kleine Entfernung zwischen diesen drei Schiffen zu überspringen.

In dieser Beziehung sind besonders auch solche Fälle interessant, welche kleine isolierte Örtlichkeiten befallen; z. B. die Leute, welche die hohen Alpenstationen in der Schweiz im Winter bewachen, und von denen man glaubt, daß sie mit anderen Leuten nie in Berührung kommen, so daß, wenn die Grippe unter ihnen ausbricht, es auf den ersten Blick aussieht, als wenn die Atmosphäre Träger des Giftes gewesen sein müßte. Untersucht man die Sache aber genauer, so findet man, daß diese Leute jeden Sonntag von ihren unzugänglichen Berggipfeln ins Thal hinabstiegen, teils um ihre Milch und Butter unten zu verkaufen, und teils um ihre Freunde zu besuchen, und sich bei dieser Gelegenheit die Grippe holten. Ebenso hat sich herausgestellt, daß Fischer auf dem offenen Meere und Wächter von Leuchttürmen von der Influenza bloß dann befallen wurden, wenn Verbindung mit dem Lande und mit Grippen-Kranken stattgefunden hatte.

Man hat gegen die Ansteckungstheorie eingewandt, daß, wenn die Grippe ansteckend wäre, jedermann sie bekommen müßte. Dies ist aber ein Unsinn, denn es giebt immer eine ziemliche Prozentzahl von Leuten, welche überhaupt gar keine ansteckende Krankheiten bekommen, weil sie keinen günstigen Boden für die Entwickelung von Bakterien liefern. Die ersten, welche die Grippe bekamen, waren gewöhnlich Eisenbahn- und Postbeamte, Angestellte in großen Läden, wie z. B. Louvre in Paris, Marshall und Snelgrove in London, und Lehrer und Kinder in Schulen, wo recht intimer Verkehr vorkommt; während andererseits in Gefängnissen, Klöstern und Irrenhäusern, wo die Leute mehr voneinander abgesondert sind, viel weniger Fälle vorkamen.

Das Pfeiffersche Stäbchen kann nicht nur per Post, sondern auch mit Waren und anderen Gegenständen versandt werden.

Lord Salisbury war einer der ersten, der in London die Grippe bekam, und zwar nach dem Empfang einer Depesche aus St. Petersburg. Solche Fälle erklären uns leicht, warum hin und wieder die Influenza auf offenem Meere ausgebrochen ist, wo scheinbar keine Ansteckung möglich war. Es werden nämlich öfter Teile der Ladung während der Seefahrt herausgenommen, und kann das in diesen Sachen befindliche Pfeiffersche Stäbchen dann seine unheimliche Entwickelung antreten.

Ich wende mich nun zu der Betrachtung der hauptsächlichsten Krankheitssymptome, welche man in der Influenza beobachtet.

In weitaus der größten Mehrzahl der Fälle haben wir es mit starken Fiebererscheinungen zu thun, die gewöhnlich ganz plötzlich bei Leuten auftreten, welche bis dahin vollkommen gesund gewesen sind. Der Patient fühlt ein Frösteln und Rieseln im Rücken und zwischen den Schultern, und nicht selten kommt es zu eigentlichen Schüttelfrösten, auf welche dann die Fieberhitze mit trockener Haut folgt. Mit dem Thermometer läßt sich dann eine Temperaturerhöhung des Blutes nachweisen, meistens nur um zwei oder drei Grad; doch kommt es auch hin und wieder zu ganz enorm hohen Temperaturen, wie z. B. 44 oder 45 Grad Celsius, welche an und für sich lebensgefährlich sind und auf eine besonders starke Blutvergiftung hindeuten. Gewöhnlich ist das Fieber schon in vierundzwanzig Stunden sehr gemäßigt oder ganz verschwunden; und wenn es drei oder vier Tage oder noch länger dauert, so rührt dies fast immer von Komplikationen, besonders von Lungenentzündungen her, die sich gern mit der Krankheit paaren. Das Fieber endet gewöhnlich mit einer Krise, d. h. einem starken Temperaturabfall und Schweißabsonderung, und fühlt sich dann der Kranke in jeder Beziehung bedeutend erleichtert.

Während Fieber also in fast sämtlichen Fällen von Grippe vorkommt, sind die übrigen Zeichen der Krankheit so mannigfaltig und verschieden, daß man der Übersichtlichkeit halber drei verschiedene Arten oder Formen derselben angenommen hat, nämlich 1) die nervöse Form, in welcher besonders der Kopf und der Rücken sehr leiden; 2) die katarrhalische Form, in welcher man Zeichen einer katarrhalischen Entzündung der Luftwege findet; und endlich 3) die sogenannte gastrische Form, in welcher besonders der Magen und Unterleib affiziert sind. Die zu

der nervösen Form der Grippe gehörenden Fälle sind in den letzten Epidemien ganz besonders zahlreich gewesen; in der That hatten sehr viele Leute Influenza, ohne nur ein einziges Mal geniest oder gehustet zu haben. Jedoch sind diese drei Formen durchaus nicht immer scharf voneinander getrennt gewesen, da die Zeichen der einen Form sich auch in der anderen fanden und eine strenge Demarkationslinie sich hier nicht ziehen ließ. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß das Grippengift immer das Nervensystem besonders angreift und erschüttert, und daß die Gestaltung der Symptome hauptsächlich davon abhängt, welche Teile des Nervensystems besonders in dem individuellen Falle ergriffen sind. Im Anfang haben wir es mit einer Reizung und Blutüberfüllung gewisser Nervendistrikte zu thun, welche sich mitunter zu wahrer Entzündung und zu Blutungen steigert, während es späterhin zu einer großen Schwächung, Blutleere und lähmungsartigen Zuständen des Nervensystems kommt. Aus einer solchen Blutüberfüllung von verschiedenen Teilen des Nervensystems lassen sich auch solche Krankheitszeichen wie das äußerst heftige Kopfweh, die Rücken- und Gliederschmerzen, an denen die meisten Grippenkranken leiden, erklären; ebenso die Delirien, welche besonders gern eintreten, wenn die Kopfschmerzen sehr arg sind. Solche Patienten sind hin und wieder, wenn sie nicht gehörig bewacht wurden, aus dem Fenster gesprungen oder haben sich den Hals abgeschnitten. Bei Säufern kommt es unter solchen Umständen leicht zum Delirium tremens, woran recht viele in den letzten Epidemien gestorben sind. Zuweilen findet man auch die Patienten melancholisch, oder sie leiden an fortwährender Schlafsucht, Lethargie und tiefer Bewußtlosigkeit. Hierher gehören die Fälle der sogenannten Nona, wovon in den öffentlichen Blättern vor einiger Zeit so viel die Rede war. Es wurde berichtet, daß besonders in Norditalien und der Schweiz eine große Anzahl von Leuten während der Influenzaepidemie von Schlafsucht und Lethargie befallen und nach drei oder vier Tagen gestorben seien. Dies war sehr übertrieben, aber es sind entschieden Fälle vorgekommen, in denen sich die Grippe mit einer wirklichen Gehirnentzündung gepaart und unter lethargischen Erscheinungen zum Tode geführt hat. Gar nicht selten hat man auch beobachtet, daß das Gift der Influenza sich besonders auf diejenigen Teile des Nervensystems warf, welche die Thätigkeit des Herzens und der Lunge regulieren. Es kommt dann zu beständigem Schwindel und Ohnmachtsanfällen, wobei das Gesicht und die Glieder kalt und der Puls unfühlbar wird; und mitunter hört das Herz plötzlich ganz auf zu schlagen, so daß der Patient ohne einen Todeskampf und ganz schmerzlos stirbt; oder es treten plötzlich asthmatische Anfälle auf mit der größten Atemnot und einer Art von Lungenlähmung, ohne daß dabei Bronchitis oder Lungenentzündung vorhanden zu sein brauchten.

Die zweite oder katarrhalische Form der Grippe ist dadurch ausgezeichnet, daß zu dem Fieber und den übrigen Symptomen, welche ich bereits erwähnt habe, auch noch Katarrh der Luftwege, besonders der Nase, Kehle, Bronchien und Lungen tritt. Mitunter sieht man hier auch heftige Blutungen aus diesen Organen, ganz besonders Nasenbluten, aber auch Blutungen in den Augen und Ohren, dem Zahnfleisch, der Lunge, dem Magen u. s. w. Eine eigentümliche Art von Lungenentzündung jedoch, welche sich häufig zur Grippe gesellt, bildet die gefährlichste Komplikation, da nur wenige Kranke, welche dieselbe haben, mit dem Leben davonkommen.

Die dritte oder gastrische Form der Grippe ist seltener als die nervöse und katarrhalische. Es kommt dann zu gastrischen Krisen, mit Übelkeit, Erbrechen, Schmerz und Magenkrampf, oder auch zu den Symptomen der Ruhr und Cholera. Diese Art von Grippe kam epidemisch in Wien im Januar und Februar 1892 vor, und glaubte man zuerst, daß die Zufälle von schlechtem Trinkwasser herrührten. Dies war aber nicht der Fall, da eine Analyse des Trinkwassers befriedigende Resultate gab und es sich aus den höchst eigentümlichen Symptomen schließlich als unzweifelhaft herausstellte, daß die Erkrankung wirklich eine besondere Art von Influenza war. Alle diese Symptome lassen sich leicht durch die Annahme erklären, daß das Grippengift oder Toxin, wie man es gewöhnlich nennt, in diesen Fällen hauptsäch-

lich auf den pneumogastrischen Nerven und dessen centralen Ursprung im verlängerten Marke wirkt. Dieser Nerv reguliert die Absonderung des Magensaftes und die peristaltischen Bewegungen des Magens, sowie die Funktion der Leber und anderer Unterleibsorgane, und kann man durch elektrische Reizung desselben in Tieren Erbrechen und andere Symptome hervorrufen.

Ein Zeichen, welches schließlich noch erwähnt werden muß und welches fast in keinem einzigen Falle von Grippe gefehlt hat, ist eine ausnehmende Abschwächung der körperlichen und geistigen Kräfte des Kranken. Obwohl das Fieber oft kurz und unbedeutend ist, findet doch eine größere Erschöpfung während und nach einem Grippenanfall statt, als mitunter nach einer Lungenentzündung oder dem Typhus. Diese Schwäche steigert sich zuweilen zur Lähmung, und die geringste körperliche Anstrengung, wie z. B. im Bette aufzusitzen oder aus dem Bette zu steigen, führt zu ohnmachtähnlichen Zuständen oder selbst zum Tode. Dieser ganz ungewöhnliche Grad von Erschöpfung fiel bereits den älteren Ärzten in den Grippenepidemien im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auf, doch konnten sie die Sache nicht recht erklären. Wenn wir indessen bedenken, daß das Grippengift geradezu die eigentlichen Quellen des Lebens angreift, nämlich die nervösen Centralorgane für die Atmung und Herzthätigkeit, so ist unschwer einzusehen, warum der ganze Organismus oft durch einen solchen Anfall geradezu demoralisiert wird.

Ich wende mich nun zu einem sehr merkwürdigen Kapitel, nämlich den Folgezuständen der Influenza. Sogenannte Nachkrankheiten kommen hin und wieder nach allen akuten ansteckenden Krankheiten vor, z. B. Wassersucht und Taubheit nach Scharlach, Augen- und Lungenleiden nach Masern, Lähmungen nach Typhus u. s. w. Indessen sind solche Sachen verhältnismäßig doch recht selten, während es nach der Grippe geradezu auffallend häufig zu den bösartigsten und unangenehmsten Folgezuständen gekommen ist, woran in diesem Augenblick noch Tausende von Leuten laborieren. Man kann in der That sagen, daß besonders die geistige Kraft der von der Grippe Befallenen nach den letzten Epidemien schwerer gelitten hat und daß die Wirkungen der Seuche auf den geistigen Tonus von ganz Europa schlimmer gewesen sind als die sämtlichen anderen akuten ansteckenden Krankheiten zusammengenommen. Diese Eigentümlichkeit läßt sich nur durch die Thatsache erklären, daß das Grippengift einen so besonders verderblichen Einfluß auf die Centralorgane des Nervensystems ausübt und dadurch eine Demoralisation in dem ganzen Organismus herbeizuführen im stande ist.

Zu den merkwürdigsten Folgezuständen der Grippe gehören gewisse Geistesstörungen, welche man während und nach der Rekonvalescenz von dieser Krankheit beobachtet hat. Ich spreche hier nicht von dem Delirium, welches während der fieberhaften Erkrankung auftritt, da dies gewöhnlich vorübergehend ist und mit dem Fieber aufhört, ohne daß der Kranke deswegen nachher noch besonders zu leiden braucht. Weit wichtiger sind die geistigen Störungen, welche sich zeigen, nachdem der Patient die eigentliche Krankheit überwunden zu haben scheint. Merkwürdigerweise finden wir gar keine Berichte über diese Zustände in den Schriften der älteren Ärzte, welche uns die früheren Epidemien von Influenza beschrieben haben, und ist auch in den besten Werken über Geisteskrankheiten von solchen Störungen nach der Grippe bis jetzt gar nicht die Rede gewesen.

Während der letzten Epidemien sind jedoch zahlreiche Fälle dieser Art von guten Beobachtern gesehen, und es dürften einige Mitteilungen über diesen ganz neuen Gegenstand nicht ohne Interesse sein. Ich selbst habe in meinem im vorigen Sommer erschienenen Buche über Influenza sechs Fälle dieser Art beschrieben und vor einigen Monaten, bei Gelegenheit der Jahresversammlung der Britischen Medizinischen Association in Nottingham, vor der psychologischen Sektion des Kongresses einen Vortrag über diese merkwürdigen Vorkommnisse gehalten.

Am häufigsten sieht man Fälle, in welchen die Patienten, nachdem die Grippe vorüber ist, in einen deprimierten und melancholischen Zustand verfallen. Sie fühlen sich ganz außer stande, ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder aufzunehmen, und geraten in eine düstere Stimmung, worin sie glauben,

daß ihnen ein Unglück bevorsteht, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leiden, oder daß sie ein schreckliches Verbrechen begangen haben. Sie halten sich für entehrt oder finanziell ruiniert, denken, daß der Selbstmord der einzige Ausweg aus ihrer elenden Lage ist, und klagen darüber, daß man sie unerbittlich verfolgt. Mitunter bringen sich solche Leute wirklich um. Ein achtzehnjähriges Mädchen wurde nach einem Grippenanfall so melancholisch, daß es nötig schien, sie in einem Irrenhause unterzubringen. Bevor dies jedoch geschehen konnte, hing sie sich auf.

In anderen Fällen haben wir es weniger mit Melancholie als mit Aufregung zu thun. Entweder bald nach einer Krise, oder auch ein paar Wochen nachdem der Patient sich anscheinend ganz gut erholt hat, fängt er an, verwirrt zu werden und an Sinnestäuschungen zu leiden. Er sieht Menschen unter seinem Bette, die ihn ermorden wollen, und versucht aus dem Fenster zu springen, um ihnen zu entgehen. Gewöhnlich kann er weder schlafen noch essen und wird handgreiflich gegen seine Umgebung. Ein solcher Kranker lief mit einer Heugabel auf der Straße herum und stieß dieselbe in die Hausthüren ein, um, wie er schrie, seine Verfolger umzubringen. Ein französischer Priester, der sich früher immer sehr anständig aufgeführt hatte, fing nach einem Grippenanfall an, Größenwahn zu zeigen. Er sagte, daß er Kardinal, und später, daß er Papst geworden wäre, schlug die Krankenpflegerinnen mit Fäusten, machte ihnen dann Liebeserklärungen, spuckte ihnen ins Gesicht und drohte sie umzubringen. Einmal lief er aus seinem Zimmer fort, rannte, fast gar nicht angezogen, in eine Kirche, wo eben ein anderer Priester Gottesdienst hielt, stieg auf die Kanzel, schrie der Gemeinde zu, daß er allein dazu befugt sei, den Gottesdienst zu halten, und warf den Leuten dann Stühle und Bänke an den Kopf. Als man seiner endlich habhaft wurde und ihn in einen Wagen setzte, um ihn nach dem Irrenhause zu bringen, schlug er die Fenster des Wagens entzwei, brüllte, Schaum trat ihm vor den Mund, er bedrohte die Leute mit Exkommunikation, sagte, daß er der Statthalter Gottes auf Erden sei, und versuchte mit den Füßen zu stoßen und zu beißen. Nach einigen Tagen beruhigte er sich jedoch, und einen Monat später konnte er aus der Anstalt entlassen werden.

Weiterhin sieht man Leute, welche schon vor dem Grippenanfall nicht recht klug gewesen sind oder an anderen Nervenkrankheiten gelitten haben. Die Grippe ist dann gewissermaßen nur das letzte Glied in einer Kette von Ereignissen, welche darauf hinarbeiten, die Leute verrückt zu machen, der letzte Strohhalm, welcher den Rücken des Kamels zerbricht. So entwickelte ein Student der Medizin, der früher schon melancholisch und sonderbar gewesen war, nach der Grippe Neigung zum Selbstmord. Er sagte zu seinen Bekannten, daß die schönste Manier sich umzubringen wäre, sich in die Carotis zu schneiden. Den Abend vor seinem Tode brachte er in Gesellschaft zu, war sehr heiter und angeregt und lieh noch Bücher von seinen Bekannten. Am folgenden Tage schnitt er sich die Kehle ab.

Schließlich kommt es noch mitunter infolge der Grippe zu jener unsäglich traurigen Krankheit, welche man als allgemeine Lähmung der Irren oder auch als paralytischen Blödsinn zu bezeichnen pflegt. Merkwürdigerweise hat diese Krankheit einen besonders schnellen Verlauf, wenn sie als Folge der Influenza auftritt, so daß ich diese Form der Krankheit als „galoppierende Lähmung“ bezeichnet habe. Während nämlich der paralytische Blödsinn, wenn er von anderen Ursachen herrührt, gewöhnlich drei oder vier Jahre, manchmal aber auch sechs oder sieben Jahre dauert, verläuft derselbe mitunter nach der Grippe schon in ein paar Monaten tödlich. Es scheint also, daß mitunter das Grippengift eine besonders bösartige Zusammensetzung hat und dann die organische Struktur des Gehirnes in rapider Weise zu vernichten im stande ist.

Merkwürdigerweise sind auch einige Fälle vorgekommen, in welchen ein Grippenanfall Irrsinnige wieder vernünftig gemacht hat. Weit häufiger allerdings sind Fälle vorgekommen, in welchen der Zustand der Irren sich durch einen Grippenanfall verschlechtert hat. Man darf deshalb die Grippe also keinesfalls als eine Kur für Irrsinn verschreiben oder ansehen.

Außer den eben berührten Krankheiten

sind noch viele andere Affektionen des Gehirns infolge von Influenza vorgekommen, welche zum größten Teil schnell tödlich verlaufen sind, so daß von einer wirksamen Behandlung derselben nicht die Rede sein konnte. Anders ist es mit den Rückenmarkskrankheiten, welche auch gern infolge von Influenza auftreten. Hier ist der Verlauf ein viel langsamerer, und können selbst schlimme Fälle dieser Art später kuriert oder doch wenigstens bedeutend gebessert werden.

Die Herznerven können auf eine so eigentümliche Weise alteriert werden, daß das Herz entweder enorm schnell oder ganz unglaublich langsam schlägt, was beides für die Patienten sehr unbehagliche Folgen hat. Es kommt auch zu der als Herzkrampf oder Angina pectoris bekannten Störung und verschiedenen anderen Neuralgien und Lähmungen. Migräne, kongestiver Kopfschmerz, ja sogar Epilepsie, Konvulsionen, Starrkrampf, Hysterie, Katalepsie, Lethargie und Scheintod, Veitstanz, Platzschwindel und andere sogenannte allgemeine Neurosen sind ebenfalls nach der Grippe beobachtet worden.

Kranke werden mitunter während oder nach einem Grippenanfall plötzlich blind durch Entzündung des Sehnerven, und es kommen noch viele andere Augenkrankheiten infolge davon vor, mit deren Beschreibung man ein ganzes Buch füllen könnte. Ebenso kommen auch Taubheit und andere Ohrenkrankheiten vor, zumal bei Personen, die früher nie an den Ohren gelitten hatten. Ein englischer Arzt, welcher in Blantyre in Centralafrika praktisiert, wo die Eingeborenen früher nie an den Ohren gelitten hatten, sah eine ganze Anzahl von Fällen von Entzündung des Mittelohres unter den Schwarzen. Die Neger waren in der höchsten Aufregung darüber und sagten, es wäre eine neue Krankheit, welche die Weißen zu ihnen gebracht hätten. In der deutschen Armee kamen zweihundertneunzig Fälle derselben Ohrenerkrankung vor, und da Rekruten, die früher ohrenkrank gewesen sind, gar nicht angenommen werden, kann man sicher sein, daß die Grippe die einzige Ursache dieses Übels war. Die betreffenden Augenkrankheiten lassen sich gewöhnlich kurieren, wenn nur die äußeren Teile, die Bindehaut, Hornhaut und die Augenmuskeln leiden, während wenn der Sehnerv und die Netzhaut befallen werden, die Leute gewöhnlich blind bleiben. Dagegen sind die Ohrenkrankheiten, obwohl sie äußerst schmerzhaft sind und es den Patienten oft sehr schlecht dabei geht, fast immer heilbar.

Herz- und Lungenkrankheiten kommen auch als Folgezustände der Grippe vor. Viele Personen, bei denen die Lungenschwindsucht latent war und die, obwohl sie allerdings an Tuberkulose litten, doch sich ziemlich wohl fühlten und ganz gut im stande waren, ihren Geschäften nachzugehen, wurden nach einem Grippenanfall viel schlechter und starben an galoppierender Schwindsucht.

Es kommen außer den beschriebenen Krankheiten noch sehr viele andere Folgezustände in den übrigen Organen des menschlichen Körpers vor, welche sich direkt auf die Grippe beziehen lassen; indessen verbietet mir der Raum, mich auf eine Beschreibung dieser Zustände einzulassen. Jedenfalls habe ich wohl genug gesagt, um zu zeigen, daß die Grippe eine äußerst pestilenzialische Krankheit ist und zu einer so enormen Anzahl von Nachkrankheiten führen kann, wie keine andere ähnliche Seuche es je gethan hat. Wir müssen daher hoffen, daß wir wenigstens für die nächsten zwanzig oder dreißig Jahre von weiteren solchen Epidemien verschont bleiben mögen, was in der That höchst wahrscheinlich ist, wenn wir bedenken, daß diese Seuche mehr als zwei Jahre lang bald stärker, bald schwächer unter uns gehaust hat und bis zum Frühjahr 1892 niemals ganz verschwunden ist. Während in der ersten Epidemie von Weihnachten 1889 hauptsächlich Personen daran litten, welche viel in der freien Luft zu thun hatten, sowie die Besucher von Kirchen, Theatern, Konzertsälen, Schulen und Kollegien, suchte sich die Grippe späterhin mehr die Leute aus, welche gewöhnlich zu Hause bleiben und welche sie vorher verschont hatte. Manche Menschen, welche besonders für dies Gift empfänglich sind, haben die Krankheit zwei-, drei- oder sogar viermal gehabt, während andere, welche keine besondere Tendenz zu solchen Krankheiten besitzen, ganz davon verschont geblieben sind, wieviel sie auch auf eine oder die andere Weise mit dem Pfeifferschen Stäbchen in Berührung gekommen sein mögen. Im ganzen hat sich

also eine gewisse Unempfänglichkeit oder Immunität gegen das Grippengift in dem Gemeinwesen ausgebildet; außerdem sind viele alte, abgelebte, schwächliche und tuberkulöse Personen daran gestorben; und ich halte es daher für unwahrscheinlich, daß wir bald wieder viel von der Influenza hören werden. In der That kann die jetzige Generation wohl als gefeit dagegen angesehen werden, und ein neues Geschlecht muß heranwachsen, ehe die Seuche wieder viele Opfer zu fordern vermag.

Die Sterblichkeit an der Grippe ist eine ziemlich geringe.

Die einzigen genaueren Aufschlüsse hierüber finden sich in den Berichten, welche über die Influenza im deutschen und englischen Heere von den betreffenden Generalärzten abgefaßt sind. Hieraus sieht man, daß ungefähr einer unter tausend Kranken an dem fieberhaften Anfalle selbst starb, während z. B. an Lungenentzündung gewöhnlich fünfzig vom Tausend sterben. Die Grippe dauerte durchschnittlich etwa fünfundeinenhalben Tag, und wichtige Folgezustände kamen in einunddreißig unter tausend Fällen vor. Diese Zahlen lassen sich jedoch nicht auf die bürgerliche Bevölkerung übertragen, welche aus leicht begreiflichen Gründen mehr litt als das Militär. Erstens nämlich bildet das Militär die Blüte der Nation. Nur junge Leute, welche kerngesund sind, werden in das Heer aufgenommen, und ihre körperliche Kraft und Leistungsfähigkeit wird auf die höchstmögliche Weise durch das Leben in der frischen Luft, Turnen, Exerzieren u. s. w. ausgebildet. Andererseits enthält die bürgerliche Bevölkerung nicht bloß alte und abgelebte Personen, sondern auch viele, deren Kraft durch ungünstige Lebensverhältnisse, wie Armut und chronische Krankheiten, übermäßiges Arbeiten u. s. w. erschüttert ist. Zweitens werden die Soldaten, sowie sie sich unwohl fühlen, sofort dem aktiven Dienst entzogen. Sie sind deshalb während des Fiebers nicht der Kälte und anderen schädlichen Einflüssen ausgesetzt, sondern befinden sich gleich von Anfang an in ärztlicher Behandlung. Viele Personen in der bürgerlichen Bevölkerung können sich keine Ruhe oder einen Doktor gönnen, sondern setzen ihre gewöhnlichen Beschäftigungen selbst in dem scheußlichsten Wetter fort, während sie eine sehr erschöpfende Krankheit durchmachen. Infolge davon wird der Verlauf derselben bösartiger und zieht sich länger hinaus, und kommt es auch viel leichter zu üblen Komplikationen und Folgezuständen. In der deutschen Armee bemerkte man z. B., daß die Soldaten, welche sich nicht krank melden wollten, sondern ihr Unwohlsein verheimlichten, schlechter abkamen als andere. Mit Berücksichtigung aller dieser und noch anderer Umstände bin ich zu der Ansicht gelangt, daß die Sterblichkeit in der bürgerlichen Bevölkerung wahrscheinlich die doppelte war als in der Armee, also zwei im Tausend, und daß Folgezustände der Seuche in zweihundert unter tausend Fällen vorkamen. Abgesehen von den Todesfällen, welche der Grippe direkt zuzuschreiben waren, hatte die Epidemie aber noch indirekt einen ungünstigen Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand, indem nämlich während derselben viel mehr Leute an Bronchitis, Lungenentzündung, Schwindsucht, Herzkrankheiten, Keuchhusten und Alkoholismus starben als sonst. In der That waren auf der Höhe der Epidemie die Todesfälle zahlreicher als die Geburten, was sonst in England und Deutschland unerhört ist.

Während also die unkomplizierte Influenza im Verhältnis zu der enormen Anzahl von Fällen, welche vorkamen, doch nur selten direkt zum Tode führte, giebt es eine Klasse von Leuten, denen es unter diesen Umständen sehr leicht an den Kragen geht, nämlich die Trunkenbolde, die habituellen Alkoholisten. Viele Säufer sind einem sonst ziemlich unbedeutenden Grippenanfall erlegen, mit oder ohne vorhergegangenes Delirium tremens. Andererseits gestalten sich die Verhältnisse günstiger für Kinder und junge Leute als für erwachsene und ältere Personen. Die Elasticität der Kinder ist in der That in dieser Beziehung eine ganz überraschende, da sie sich, selbst nachdem furchtbares Fieber, Krämpfe, Bronchitis, Lungenentzündung und Bewußtlosigkeit eingetreten sind, doch noch oft erholen. Für Kinder giebt es noch immer Hoffnung, wenn über Erwachsene oder ältere Leute bereits der Stab gebrochen ist. Die günstigeren Aussichten der Kinder bei der Grippe rühren

teilweise davon her, daß sie sich überhaupt von Krankheiten leichter erholen als Erwachsene, und teilweise davon, daß sie sorgfältiger behandelt, früher ins Bett geschickt, besser gepflegt und nach überstandener Krankheit länger zu Hause gehalten werden als diejenigen, welche sich der Obhut ihrer Eltern nicht mehr zu erfreuen haben.

Läßt sich die Grippe verhüten? Viele glauben an die prophylaktische Wirksamkeit des Chinins, doch hat es nicht viel damit auf sich. Chinin wird oft gegeben, wenn die Epidemie schon auf dem Abzuge befindlich ist, und scheint dann zu nützen. Ebenso problematisch ist der Nutzen des Leberthrans, des Salicins, des Schwefels und anderer Mittel, welche vielfach empfohlen worden sind. Impfung mit Kälberlymphe ist gleichfalls angewandt, doch spricht der Umstand, daß in der deutschen Armee, in welcher jeder Mann geimpft und revacciniert ist, im Winter von 1889/90 nicht weniger als 55263 Soldaten von der Grippe befallen wurden, einigermaßen gegen die Schutzkraft der Impfung.

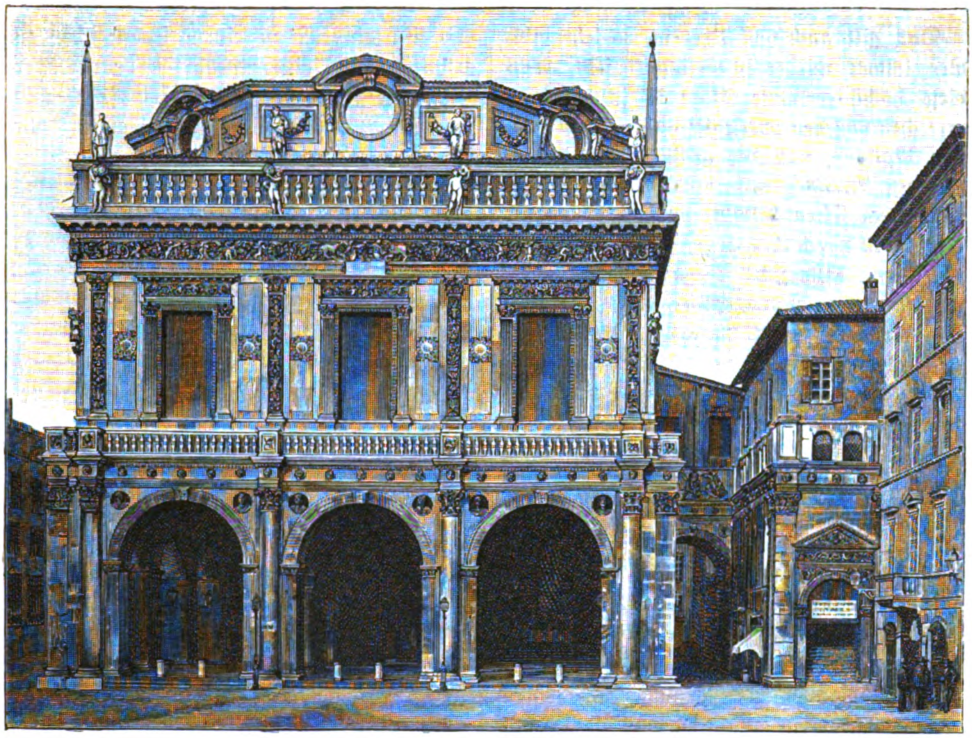
Man hat auch die Isolierung aller an Grippe leidenden Patienten empfohlen, in derselben Art, wie man Kranke mit Pocken, Scharlach u. s. w. isoliert. Theoretisch muß allerdings die Isolierung als ein gutes Verhütungsmittel der Influenza angesehen werden; bedenkt man jedoch, was für eine enorme Anzahl von Personen in einer Epidemie erkrankt, und auch daß viele Leute nur sehr geringe Krankheitssymptome zeigen, so sieht man, daß eine drakonische Strenge nötig sein würde, um solche Isolierung systematisch durchzuführen, und daß durch derartige Maßnahmen das ganze geschäftliche und industrielle Leben des Volkes für einige Monate lang gelähmt werden müßte. Man kann daher sagen: Le jeu ne vaut pas la chandelle. Tausende von Geschäftsleuten, welche ihren eigenen Lebensunterhalt und den ihrer Familien erwerben müssen, zu Hause einzuschließen, weil sie einen leichten Grippenanfall haben, wäre ein Unsinn, und wollte der Staat dies erzwingen, so könnte es zu einer Revolution führen und würde jedenfalls das Gesetz lächerlich machen. In kleineren Gemeinden dagegen, wie z. B. in Schulen, Gefängnissen, Irrenhäusern und Klöstern, läßt sich so etwas schon viel eher durchführen. So gelang es einem englischen Arzt, das Polizeiwaisenhaus in Twickenham, welches eine Bevölkerung von dreihundert Seelen hat, ganz frei von der Grippe zu halten, während dieselbe ringsherum die ganze Nachbarschaft befiel. Es wurde den Kindern verboten, in die Kirche zu gehen, die Beamten wurden ersucht, das Gebäude und die dazu gehörenden Räumlichkeiten nicht zu verlassen, und Besuche von Verwandten und Freunden wurden strengstens untersagt, mit dem Resultate, daß das ganze Etablissement von der Seuche verschont blieb.

Man hat natürlich auch die Desinfektion von Personen und Sachen als Verhütungsmittel der Krankheit empfohlen, und besonders die Karbolsäure, Eucalyptus globulus, Kresolin und ähnliche Mittel dafür gerühmt. Diejenigen, welche so viel von der Desinfektion halten, vergessen, daß jeder Bacillus eine verschiedene Empfänglichkeit für Gifte hat, und daß wir vorläufig noch gar nichts davon wissen, wie das Pfeiffersche Stäbchen auf solche Substanzen reagiert. Es ist ganz gut möglich, daß man durch weitere Untersuchungen dahin kommen wird, ein specielles und leicht anwendbares Gift für dies Stäbchen zu entdecken, und könnte dann die Desinfektion gewiß von Nutzen werden. Im deutschen Heere hat man öfter beobachtet, daß Desinfektion mit den gewöhnlich angewandten Mitteln, wie Karbolsäure, Sublimat u. s. w. gar nichts nützte. In der That verschwand die Epidemie öfter weit schneller aus solchen Kasernen und Garnisonen, wo man gar nicht desinfiziert hatte, als aus anderen, in welchen dies in der allerstrengsten Weise durchgeführt war. Andererseits liegt es auf der Hand, daß die Ausscheidungen der Patienten, welche Träger des Giftes sind, so schnell wie möglich entfernt und vernichtet werden müssen. Dies ist ganz besonders der Fall mit dem Auswurf aus den Bronchien und der Lunge, worin man ganze Schwärme der Pfeifferschen Stäbchen findet. Die Kranken müssen also angewiesen werden, ihren Auswurf in gläserne Gefäße zu thun, welche dann häufig ausgeleert und auf die gewöhnliche Weise aseptisch gemacht werden müssen. Taschentücher, schmutzige Wäsche und andere Gegenstände, welche mit den

Kranken in Berührung gewesen sind, und welche deswegen als Träger des Giftes angesehen werden können, müssen auf ähnliche Weise unschädlich gemacht werden. Es ist wichtig, zu wissen, daß das Pfeiffersche Stäbchen hohe Temperaturen nicht verträgt und schon bei 40 Grad Réaumur abstirbt. Heißes Wasser ist also schon allein ein gutes Desinfektionsmittel für infizierte Gegenstände. Auch heiße Luft scheint die Personen, welche für gewöhnlich damit in Berührung kommen, vor Ansteckung zu schützen, wie man in Glashütten, wo enorme Temperaturen gebraucht werden, beobachtet hat. Ich würde daher jemandem, der glaubt, von der Grippe angesteckt zu sein, raten, schnell ein türkisches Bad zu nehmen, da das Pfeiffersche Stäbchen in der Atmosphäre des heißen Zimmers gewissermaßen gebraten und dadurch unschädlich gemacht wird.

Was die Behandlung des Grippenanfalles selbst anbelangt, so wäre eine ideale Behandlung desselben die subkutane Einspritzung des Gegengiftes der Grippe. Wir kennen bereits die Gegengifte gegen den Starrkrampf, die Diphtheritis und die Lungenentzündung, und steht es zu hoffen, daß wir einmal dahin kommen werden, solche Gegengifte für sämtliche ansteckende Krankheiten ebenso in den Apotheken vorrätig zu finden, wie jetzt Kampfer und Opium. Dies ist um so mehr zu wünschen, als wir ein specifisches Mittel für die Influenza sonst nicht besitzen. Antipyrin, Salicin und eine ganze Reihe ähnlicher Mittel werden von vielen Ärzten als Specifika angesehen, und es ist auch sicher, daß diese Arzneien die Temperatur herabsetzen und die Schmerzen lindern. Man darf jedoch nicht vergessen, daß viele Patienten sich ebenso schnell erholt haben, wenn der Doktor nichts als Ruhe im Bett, geeignete Nahrung und ein zweckmäßiges allgemeines Regime verordnete. Entschieden populärer als Antipyrin u. s. w. war die ärztliche Verordnung von Champagner, und Cognak mit Apollinariswasser in wiederholten Dosen, was die Kranken gewöhnlich erfrischte, ihnen gut bekam und ihnen auch schneller wieder zu ihren Kräften verhalf als die früher so beliebte Entziehungskur.

Während der Rekonvalescenz hat der Doktor oft viel Mühe damit, die Patienten daran zu verhindern, zu früh auszugehen und ihre Geschäfte wieder aufzunehmen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß viele Nachkrankheiten durch Unvorsichtigkeit, zu frühes Ausgehen in kaltem und nassem Wetter hervorgerufen werden. In dieser Schwierigkeit leistet dem Doktor nun oft das Thermometer die besten Dienste. Man findet nämlich sehr häufig, daß während der Rekonvalescenz die Körperwärme, welche im Fieber gesteigert war, unter das normale Maß hinabsinkt, und wenn der Arzt dem Patienten zeigt, daß er bloß eine Temperatur von 35 oder 36 Grad Celsius anstatt 37 Grad hat, macht dies oft mehr Eindruck als alles Zureden. Zum Schluß kann ich nur noch die Hoffnung aussprechen, daß die Influenza, dieser unheimliche Gast, jetzt unsere Regionen definitiv verlassen habe, und daß, wenn sie sich in dreißig oder vierzig Jahren wieder einstellen sollte, die wissenschaftliche Medizin bis dahin so weit fortgeschritten sein möge, um dem Pfeifferschen Stäbchen sofort bei seinem Wiedererscheinen den Garaus machen zu können.



Der Palazzo communale, genannt die Loggia.

Brescia.

Von

H. Reinke.

Der gewaltige Strom von Touristen, welcher in jedem Frühling und Herbst sich über die Alpenpässe nach Italien ergießt, um die schier unerschöpflichen Kunstwerke dieses Landes zu genießen, ist in neuerer Zeit durch die Bahnlinien mit ihren Schnellzügen und durch die Rundreisebillets immer mehr in örtlich und zeitlich begrenzte Schranken geleitet worden. Während früher die von den großen Heerstraßen abseits gelegenen Orte wegen Schwierigkeit der Kommunikationsmittel selten besucht wurden, braust heute auf den Schienen der Reisende achtlos durch sie hindurch, um möglichst schnell die ihm gepriesenen Centren des Fremdenverkehrs, Mailand, Venedig, Florenz, Rom und Neapel zu erreichen, und selbst von Sicilien weiß der Heimgekehrte nicht selten eher zu erzählen, als von den durch Schönheit der Lage wie durch die Erzeugnisse einer einheimischen Kunst, die oft bis zur Antike hinaufreicht, hervorragenden Orten Oberitaliens, unter denen nur Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza, Parma genannt sein mögen. Diese Städte, und neben ihnen viele andere, sind wahre Museen der Kunst, sie liegen an großen Bahnlinien, sind somit jedermann leicht zugänglich, selbst die Reisehandbücher thun redlich das Ihrige, auf ihre Bedeutung hinzuweisen, und doch sind sie unter den Tausenden von Deutschen, die in der Absicht, nicht nur den Himmel, sondern auch die Kunst Italiens auf sich einwirken zu lassen, die Alpen überschritten, nur relativ wenigen wirklich bekannt geworden.

Das gilt auch von Brescia, so sehr mich dies immer wieder in Erstaunen setzt, denn diese hochinteressante Stadt ist so leicht zu erreichen von den oberitalienischen Seen aus, von Mailand, von der großen Hauptstraße, die den Brenner mit Rom verbindet, und wird doch selten besucht, obwohl sie ausgezeichnet ist durch ihre Lage, durch eine bedeutungsvolle historische Vergangenheit, an die man bei jedem Durchschreiten ihrer Straßen erinnert wird, durch die reichen Kunstschätze aus allen Zeitaltern, die ihre Mauern einschließen und die wie durch ein Wunder aus schweren Katastrophen der Stadt gerettet worden sind. Vielleicht wird es daher manchem nicht unwillkommen sein, wenn ich aus der Erinnerung hier einige Skizzen über Brescia bringe, wo ich häufig und immer gern verweilt habe; denn seitdem wir Deutschen das italienische Volk zu unseren Freunden rechnen dürfen, ist der tedesco auch in Brescia ein willkommener Gast, trotzdem dieser Name vor drei bis vier Jahrzehnten wohl nirgends so tödlich gehaßt wurde als gerade dort.

Am Fuße der Alpen, dort, wo die letzten wellenförmigen Ausläufer des Hochgebirges in die lombardische Ebene hinabtauchen, etwa zwanzig Kilometer westlich vom Gardasee, vor der Mündung eines herrlichen, vom Mella durchflossenen Alpenthales, des Valle Trompia, liegt Brescia, die gewerbfleißige Stadt von nahezu fünfzigtausend Einwohnern. Ihre Häuser liegen zum weitaus größten Teil in der Ebene, nur der nördliche Stadtteil zieht sich in ziemlich steil ansteigenden Terrassen den Hügel hinauf, der von dem alten Kastell gekrönt wird, in dessen Umgebung sich jetzt der Passeggio pubblico befindet, eine Reihe der reizendsten Spazierwege mit herrlichen Aussichten auf die Alpen, über die Stadt und über die einem großen Garten gleichende Ebene mit ihren vielen eingestreuten freundlichen Ortschaften und Kirchtürmen.

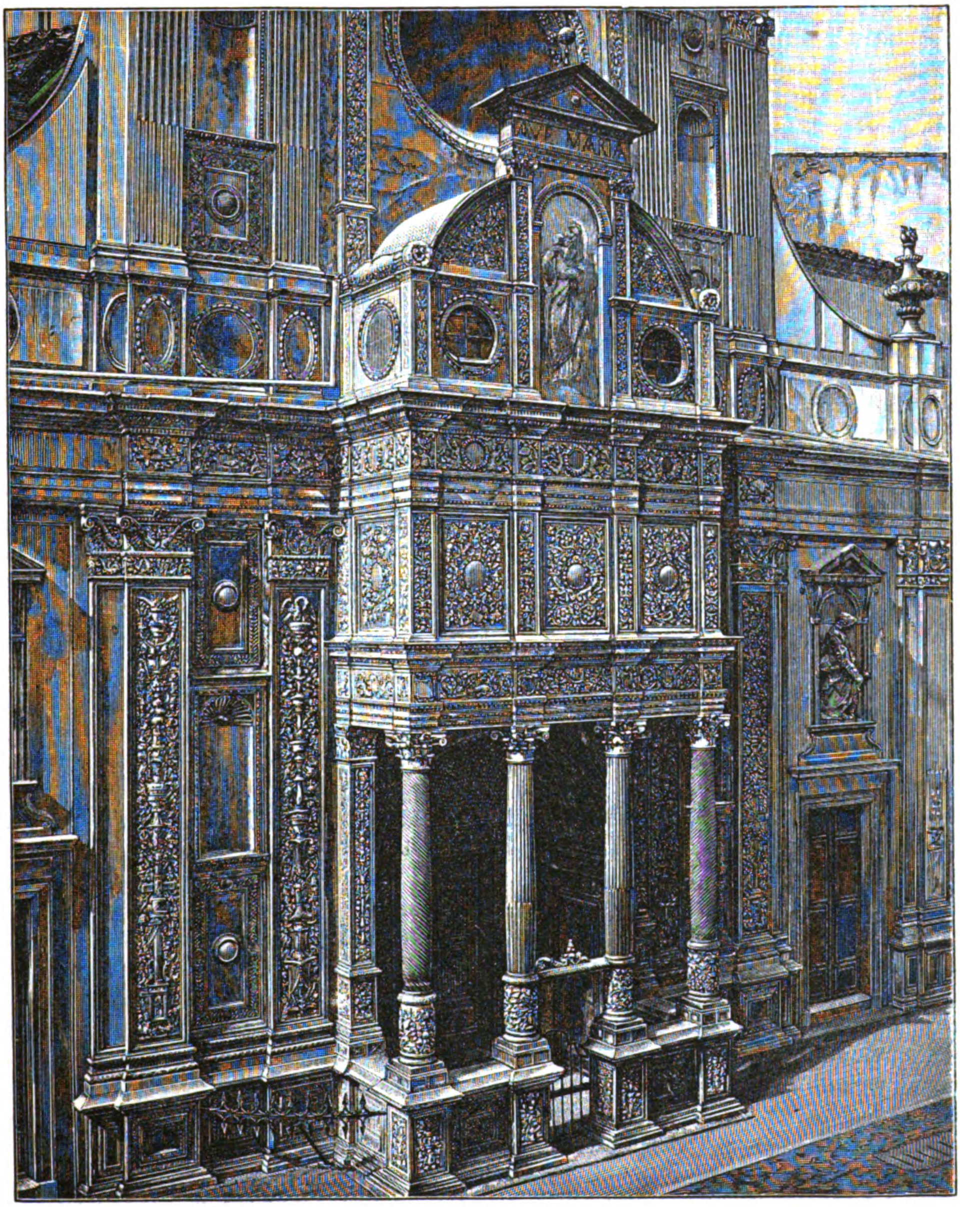
Vom Bahnhofe gelangt man durch ein mit zwei mächtigen Löwen aus carrarischem Marmor geziertes Thor in die breiten und sauberen Hauptstraßen der Stadt, von denen mehrere auf der einen Seite mit Bogengängen versehen sind; zahlreiche Brunnen, die aus Tierköpfen das klarste Gebirgswasser einer uralten Leitung hervorsprudeln, tragen dazu bei, den Eindruck zu einem freundlichen zu gestalten; und eine Anzahl hervorragender Bauwerke führt uns die großen Epochen in der Entwickelung Brescias anmutig vor Augen.

Ursprünglich eine gallische Stadt mit Namen Brixia, ward Brescia später römische Kolonie und gelangte als solche bald zu Bedeutung. Die Reste antiker Bauwerke sind aber wenig zahlreich. Unter ihnen ist nur hervorzuheben der im Jahre 72 unserer Zeitrechnung dem Kaiser Vespasian zu Ehren erbaute Tempel, welcher, mit seinen gebrochenen Säulen gegenwärtig eine malerische Ruine, im Inneren jetzt die städtische Altertümersammlung birgt. In dieser Sammlung aber treffen wir auf eine Perle von allerhöchstem Wert, ein antikes Kunstwerk, das, in eben diesem Tempel im Jahre 1826 ausgegraben, eine in Erzguß ausgeführte Viktoria von Überlebensgröße darstellt, die an Schönheit von keiner Bronze der alten Welt übertroffen wird. Den linken Fuß auf einen zerbrochenen Helm gesetzt, verzeichnet die stolze Göttin mit der rechten Hand Ruhmesthaten auf einer Tafel, welcher der Restaurator die Form eines Schildes gegeben hat; im übrigen ist die Figur von trefflichster Erhaltung. Neben dieser herrlichen Viktoria treten die übrigen Altertümer der Sammlung, wenigstens für den genießenden Laien, in den Hintergrund.

Unter der Herrschaft der Longobarden bildete Brescia mit seiner Umgebung ein eigenes Herzogtum, und Desiderius, der letzte König der Longobarden, war ursprünglich Herzog von Brescia.

Im Mittelalter entwickelte sich Brescia gleich den meisten oberitalienischen Städten zu kommunaler Selbständigkeit und gelangte unter der Führung eines tüchtigen Patricierstandes zu außerordentlichem Wohlstande, so daß es unter den lombardischen Städten unmittelbar nach Mailand genannt wurde. Von Bauwerken aus dieser Periode des Mittelalters sind zu nennen der alte Dom, ein mächtiger Kuppelbau des zwölften Jahrhunderts, auf acht Pfeilern mit rundem Umgang, der von acht Kreuzgewölben bedeckt wird. Ferner der Broletto, ein unglaublich schwerfälliges Gebäude mit großem innerem Hof und hohem Glockenturm, gleichfalls aus

dem zwölften Jahrhundert, einst Municipium, jetzt Sitz der Präfektur, der Gerichtsbehörden und Gefängnis. Auch die Torre della



Fassade der Kirche Madonna dei Miracoli.

Pelata in der Straße gleichen Namens ist noch ein bemerkenswerter mittelalterlicher Bau.

Im zwölften Jahrhundert lebte auch Brescias größter Sohn, der Reformator Arnold, welcher sein kühnes Ankämpfen gegen die Übermacht des Papsttums und die Verweltlichung der Hierarchie 1155 auf der Piazza del Popolo zu Rom mit dem Feuertode büßte. Ursprünglich Priester in Brescia, kam Arnold nach einem vielbewegten Wanderleben nach Rom, wo er seit dem Jahre 1145 eine ganz hervorragende Rolle spielte,

schließlich aber durch den Papst Hadrian IV. zur Flucht gezwungen wurde. Es ist einer der dunkelsten Punkte in der Geschichte Kaiser Friedrichs Barbarossa, daß er die Auslieferung des unglücklichen Flüchtlings an den päpstlichen Präfekten veranlaßte, welcher nach übereiltem Richtspruch das Todesurteil vollziehen ließ und dadurch den Klerikalen Anlaß gegeben hat, später diesem Beamten die alleinige Schuld am Tode Arnolds aufzubürden.

Die Brescianer unserer Tage haben dem edlen Märtyrer der Freiheit des Gedankens ein Standbild in Kolossalgröße an der Porta Torrelunga errichtet, einen Bronzeguß auf marmornem Sockel, dessen Fuß wiederum mit schönen Bronzereliefs geschmückt ist, in seiner gewaltigen Größe eine laute Verkündigung der Thatsache, daß solche Tage der Schande für immer vorüber sind, wie derjenige war, an welchem Arnolds Scheiterhaufen flammte. Und erfreulich ist es, zu sehen, wie der alte, thatkräftige Geist des lokalen Patriotismus ein solches Werk in unseren Tagen der materiellen Interessen zu schaffen vermochte.

Gleich nach Arnolds Tode entbrannte der Kampf zwischen Friedrich Barbarossa und den lombardischen Städten, und Brescia war die erste Stadt, welche den Mailändern zu Hilfe kam, es nahm thatkräftigen Anteil an dem ganzen erbitterten Kriege bis zum Frieden von Konstanz 1176. Auch in späteren Kämpfen gegen innere und äußere Feinde thaten die Brescianer sich immer durch besondere Tapferkeit hervor, so namentlich 1311 im Kriege mit Kaiser Heinrich VII. Lange Zwistigkeiten im Inneren, bei denen ein Teil der Patricier auf Seite der Guelfen, ein anderer auf Seite der Ghibellinen stand, führten endlich dahin, daß 1426 die Stadt freiwillig die Oberhoheit der Republik Venedig auf sich nahm, und damit endigt die mittelalterliche Phase der Geschichte Brescias, es beginnt die Periode der Renaissance.

Einer langen Friedenszeit — dieselbe dauerte bis 1509 — haben wir Brescias köstliche Baudenkmäler der Frührenaissance zu verdanken. Schon auf dem Wege vom Bahnhofe trifft man in der ersten Straße der Stadt, dem Corso Vittorio Emanuele, zur linken Hand auf die reizende Kirche Sa. Madonna dei Miracoli, deren ebenso reiche wie zierliche Fassade, obwohl dem lombardischen Stile zuzurechnen, doch deutlich venetianischen Einfluß wiederspiegelt: sie entstammt der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die ungemein prächtigen Dekorationen, welche dem Stein aufgeprägt wurden, erweisen sich anziehend bis ins kleinste Detail, sie erfreuen das Auge und versetzen den Geist in die ruhige Heiterkeit jener goldenen Periode der Kunst.

Allein bedeutender sind die Renaissancebauten der Piazza Vecchia, des vornehmsten Platzes der Stadt. Die eine Seite desselben wird eingenommen von der sogenannten Loggia, dem Palaste des Municipiums, der auf den Fundamenten eines alten Vulkantempels von dem Brescianer Baumeister Formentone errichtet wurde. Dieser aus Marmor gebildete Palast wird unter die vorzüglichsten Werke der ganzen Epoche gerechnet. Der alte, stolze Geist des freien Bürgertums erhob sich noch einmal, um in Verbindung mit venetianischem Geschmacke und geläutert durch diesen, sich dies wahrhaft großartige Denkmal zu setzen. Das Erdgeschoß bildet etwa zur Hälfte eine offene Halle, deren Bogengewölbe auf Säulen ruhen, vorn mit vier Pfeilern abschließend, in welche Wandsäulen hineingebaut sind. Das Obergeschoß tritt zurück, davor eine Balustrade. Die Fensterfassungen wurden von dem großen Vicentiner Palladio, der reiche Fries mit Arabesken und Putten von dem berühmten Venetianer Jacopo Sansovino komponirt. Kaum erfreulich wirkt dagegen der Dachaufsatz, eine moderne Hinzufügung.

Wendet man der Loggia den Rücken, so erblickt man zur Rechten die Prigioni, einen einfachen, noch älteren Renaissancebau mit Durchgangshalle in der Mitte, vorn eine Häuserreihe mit Bogengängen, über deren einem sich ein Uhrturm befindet, ähnlich demjenigen von San Marco in Venedig, indem auch hier zwei eherne Männer mit Hämmern die Uhrglocke anschlagen. Daneben ragt über die Dächer der Glockenturm des Broletto empor und rechts von diesem die gewaltige Kuppel des neuen Doms.

Doch nicht auf dem Felde der Architektur sollte Brescia im Renaissancezeitalter seine



Ansicht eines Teiles der Piazza Vecchia, rechts die Prigioni; im Hintergrunde der Turm des Broletto und der neue Dom.

eigentlichen Triumphe feiern, ein anderes Gebiet der Kunst war es, auf welchem die herrlichsten Blüten sich entfalteten, es war die Malerei. In Brescias Mauern entstand eine eigene Malerschule, die so Ausgezeichnetes schuf, daß viele ihrer Werke auch heute noch dem Besten zugezählt werden, das uns jene große Zeit hinterlassen hat. Indem ich die älteren Vertreter der Schule, Foppa und Ferramola, nur erwähne, möge ihren Hauptmeistern, Girolamo Romanino (1485 bis 1566) und Alessandro Bonvicino, genannt Moretto (1498 bis 1555), hier eine kurze Betrachtung gewidmet sein.

Der ältere der beiden Maler, Romanino, erwarb seinen Ruhm hauptsächlich durch das glänzende, goldene Kolorit seiner Bilder und die prächtige Zusammenstimmung seiner Farbenaccorde, worin er den Venetianern nahe kommt, unter denen der große Giorgione ihm zum Vorbilde diente. Das bedeutendste seiner Werke befindet sich auch heute noch in Brescia, es ist die große Altartafel in der Kirche San Francesco; ihr kommt an Schönheit nur sein für Sa. Giustina in Padua gemaltes Altarblatt nahe, welches jetzt in der städtischen Galerie daselbst aufbewahrt wird.

Den Besuchern der Gemäldegalerie des Grafen von Schack in München wird die dort befindliche Kopie von Romaninos Gemälde in San Francesco sicher in der Erinnerung haften. Ich setze des Grafen Schack eigene Worte über die Anfertigung dieser Kopie hierher:* „Als Hauptwerk des eminenten, jedoch nicht nach Verdienst bekannten Brescianers Romanino gilt ... das Altarstück der Kirche S. Francesco zu Brescia. Dasselbe hat entschiedene Vorzüge, namentlich eine erstaunliche Kraft und Tiefe der Farbe, so daß eine Kopie davon durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt Wolfs in dem von Kunstschätzen strotzenden Brescia mir nicht zu teuer erkauft dünkte. Man sieht die

* Graf von Schack: Meine Gemäldegalerie. 5. Auflage. S. 336.

Jungfrau mit dem Christkinde auf dem Throne, von sechs heiligen Franziskanern verehrt; das Ganze bietet eine höchst würdevolle Erscheinung von echtem, religiösem Ernst. Es entfernt sich in dieser Hinsicht von der Weise der Venetianer, bei denen die feierliche Strenge immer durch Anmut gemildert wird, und erinnert stark an die Werke spanischer Maler, z. B. des Zurbaran. Als welch ein Farbenvirtuos Romanino sich hier zeigt, erkennt man in seinem vollen Umfange erst, wenn das Bild recht hell beleuchtet wird."

Leider vermag eine farblose Reproduktion eine nur höchst unvollkommene Vorstellung vom Werte dieses Gemäldes zu erwecken.

Auch in anderen Kirchen Brescias, sowie in den städtischen Galerien und in vielen, namentlich kleineren Orten Oberitaliens findet man Bilder von Romanino. Leider bleibt dem Künstler der Vorwurf nicht erspart, daß er ungleich gearbeitet hat und namentlich bei der Herstellung von Gemälden für Dorfkirchen sich oft arg vernachlässigte. Die im Berliner Museum vorhandenen Bilder Romaninos dürften dem Mittelgut zuzurechnen sein, welches der Maler geliefert hat.

Ungleich bedeutender ist ohne Frage Romaninos jüngerer Zeitgenosse Moretto, denn seine Hauptwerke gehören zu dem Besten, was die edelsten Meister aller Länder und Völker überhaupt geschaffen, und stellen sich würdig neben die berühmtesten Bilder Raphaels, Tizians, Correggios. Mit Ausnahme der heiligen Justine in Wien* sind diese Hauptwerke sämtlich der Stadt Brescia erhalten geblieben, die in ihren Kirchen und Galerien ein wahres Moretto-Museum darstellt; man kann den großen Künstler daher auch nur in seiner Heimatstadt Brescia richtig kennen und würdigen lernen.

In der Beurteilung Morettos sind alle neueren Kunstkenner einig. Lermolieff-Morelli** nennt ihn einen der glänzendsten und liebenswürdigsten Maler Oberitaliens; doch sei selbst in unserer Zeit dieser große Meister weder in Italien noch im Auslande nach seinem vollen Verdienste gewürdigt.

* Von vielen Kunstkennern wird dies Gemälde Morettos für das schönste Bild gehalten, welches die Galerien Wiens überhaupt besitzen.

** Die Galerie zu Berlin. Leipzig 1893. S. 109 ff.

Morettos Gemälde sind charakterisiert durch einen feinen, köstlichen Silberton in der Farbe, in der Zeichnung durch gewaltige Energie der Formen und des Ausdrucks. Wer ihn in Brescia studieren will, der gehe zuerst in die Galerie Martinengo, wo die thronende Jungfrau mit den Heiligen Sa. Agnes und Barbara und zwei knieenden Bischöfen ihn vor allen anderen entzücken wird. Wie ein Gegenstück zu dieser farbenprächtigen Schöpfung, diesen hehren Lichtgestalten voll Anmut und Kraft erscheint das in fast Rembrandtschem Helldunkel gehaltene Bild „Christus mit den Jüngern zu Emmaus" in derselben Sammlung. Die letztere Darstellung ist meines Erachtens die vollendetste Lösung des betreffenden Problems, welche die Kunst bis auf den heutigen Tag überhaupt geliefert hat. Das „Brannte nicht unser Herz?" ist deutlich in den Mienen der Jünger zu lesen. Gegen diese beiden treten die übrigen in diesen Sälen aufgehängten Bilder des Meisters, für mich wenigstens, zurück. Als Morettos großartigstes Werk wird gewöhnlich die Krönung Mariä in der Kirche S. Nazaro e Celso bezeichnet, das Gemälde ist allerdings von überwältigender Schönheit. Kaum hinter demselben zurück steht die Madonna mit St. Nikolaus in Madonna dei Miracoli; in der kleinen Kirche S. Clemente sind nicht weniger als fünf ausgezeichnete Werke des Meisters vereinigt.

Nachdem ich wiederholt in Brescia verweilt, nachdem ich den kraftvollen Typus seiner Bewohner, wie sie energisch und lebensmutig einherschreiten, kennen gelernt, sagte ich mir, daß in dieser Stadt die Rasse seit dem Cinquecento die gleiche geblieben ist, und daß solche Gestalten, wie sie uns auf Morettos Gemälden entgegentreten, nur ein Brescianer zu malen vermochte, der mit gesundem Realismus in seiner eigenartigen Kunstrichtung auch für die Verkörperung der hervorstechenden Eigenschaften seiner Stammesgenossen den würdigen Ausdruck fand. Das nenne ich eine wahrhaft einheimische, dem Boden entsprossene Kunst im edelsten Sinne, und dies Eigentümliche, Autochthone trägt nicht wenig dazu bei, noch heute die Werke Morettos mit einem ganz besonderen Zauber zu umweben; man gehe nur nach



Romanino: Thronende Madonna. (Kirche S. Francesco.)

Brescia, und man wird das Wehen seines Geistes schon empfinden!

In Deutschland findet man Gemälde von Moretto im Museum von Berlin, im Städelschen Institut zu Frankfurt, in der Galerie des Konsuls Weber zu Hamburg, und die Sammlung des Grafen Schack enthält eine gute Kopie der heiligen Justine in Wien.

Ich nannte soeben die im Palazzo Martinengo zu Brescia aufgestellte Galerie. Dieselbe enthält nicht nur Werke von Romanino, Moretto und anderen Brescianer Malern, sondern auch eine große Zahl anderer sehr sehenswerter Bilder. Den schönen Palast, in welchem die Sammlung eine würdige Unterkunft fand, verdankt die Stadt der Munificenz der Familie Martinengo, ein edles Zeugnis für die Anhänglichkeit der Patricier Brescias an ihre Heimat. Noch großartiger wurde die Stadt bedacht durch ein Legat des Grafen Tosi, welcher ihr seinen Palast mit reichen Kunstschätzen an Gemälden und Skulpturen hinterließ, so daß die Gemeinde jetzt über beide Galerien verfügt. Unter den Kabinettstücken der Galerie Tosi, die specifisch brescianische Arbeiten nur in geringer Zahl enthält, will ich zwei erwähnen: den Ecce homo von Raphael, ein hochinteressantes, sicher beglaubigtes Jugendwerk des großen Urbinaten, wahrscheinlich im Jahre 1503 gemalt, also vor dem Sposalizio in Mailand. Sodann ein in meinen Augen ganz reizendes, lockenumwalltes Knabenporträt von Timoteo Viti oder della Vite, einem Maler aus Urbino, einem der anmutigsten und liebenswürdigsten Meister des Quattrocento, der neuerdings in kunsthistorischer Beziehung ein erneutes, großes Interesse auf sich zog, seitdem Lermolieff ihn als Lehrer Raphaels nachgewiesen oder doch in hohem Grade wahrscheinlich gemacht hat; in der Galerie Tosi wird das Bild noch dem Lombarden Cesare da Sesto zugeschrieben.

Wenn die Kunst der Renaissance uns solche Ausbeute in Brescia gewährt, so ist die Schaffung und Erhaltung der zahlreichen Meisterwerke um so mehr zu bewundern, als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Stadt eine Kette der schwersten Prüfungen zu bestehen hatte. Nach der Schlacht bei Agnadello (1509, dem bekannten Siege Ludwigs XII. über die Venetianer) war Brescia in die Hände der Franzosen gefallen, welche die Einwohner auf das grausamste bedrückten, so daß die vornehmsten Bürger unter Einverständnis der Republik Venedig sich in einer Verschwörung verbanden, das französische Joch abzuschütteln. Doch dieser Anschlag ward dem Kommandanten verraten, der sämtliche Verschworene, sofern sie sich nicht durch die Flucht zu retten vermochten, aufknüpfen ließ. Die Flüchtlinge jedoch sammelten sich in der Umgegend, brachten Streitkräfte zusammen und bemächtigten sich im Verein mit einer venetianischen Truppenabteilung unter Gritti der Stadt. Diese ward dann am 19. Februar 1512 durch Gaston de Foix erstürmt und der fürchterlichsten dreitägigen Plünderung preisgegeben,* 1516 beim Friedensschluß aber wieder an Venedig ausgeliefert.

Seitdem ist die Zeit über Brescia hinweggegangen mit ihren mancherlei Umwälzungen, doch sind kaum bemerkenswerte Ereignisse zu verzeichnen bis auf die Mitte unseres Jahrhunderts. Ein bedeutendes Werk der Baukunst wuchs inzwischen empor, der gewaltige neue Dom, dessen Bau, schon 1604 begonnen, erst 1825 vollendet wurde, eins der besten modernen Bauwerke Italiens, aus Marmorquadern gefügt, dessen Kuppel namentlich einen wahrhaft imposanten Eindruck gewährt; und doch — „keine Kuppel scheint leichter und sicherer zu schweben als diese".**

Die älteren unter uns Lebenden erinnern sich noch der furchtbaren Katastrophe, welche im Frühling 1849 über die unglückliche Stadt Brescia durch ihren eigenen Unverstand und durch die Wildheit von Haynaus Kroaten verhängt wurde, deren zügellose Handlungen diesem Feldherrn in den Annalen der Geschichte nicht gerade zum Ruhm gereichen. Die Ereignisse, die am 31. März und 1. April 1849 zu jenem entsetzlichen Blutbade führten, durch welches der tapferste Widerstand der für Italiens Freiheit ver-

* Die des Italienischen mächtigen Leser, welche sich für jene wildbewegten Tage Brescias interessieren, mögen hingewiesen sein auf den historischen Roman von Capranica: La congiura di Brescia, in welchem diese ebenso romantische wie unglückliche Episode eingehend behandelt wird.

** Burckhardt: Der Cicerone. 5. Auflage. S. 289.



Moretto: Madonna mit Heiligen. (Galerie Martinengo.)

geblich und nutzlos kämpfenden Einwohner erstickt ward, sind so interessant und namentlich lehrreich für die Beurteilung eines Kampfes, in welchem eine improvisiert bewaffnete Bürgerschaft einer überlegenen, regulär-militärischen Macht den Handschuh hinwirft, daß es wohl lohnend erscheint, etwas näher darauf einzugehen, zumal solche Kämpfe in der Zeitgeschichte selten gewesen sind, und eine übersichtliche Darstellung dieses für den einen Teil so verhängnisvollen Konfliktes in unserer Litteratur kaum vorhanden sein dürfte.

Die nachstehende Schilderung stützt sich in erster Linie auf folgende Schrift: Documenti della guerra santa d'Italia. Vol. II. Fasc. 1. Insurrezione di Brescia ed atti ufficiali durante il Marzo 1849 esposti da Carlo Cassola, membro di quel comitato di pubblica difesa. Carlo Cassola hat in der beklagenswerten Tragödie jedenfalls eine verhängnisvolle Rolle gespielt, seine Erzählung ist aber, soweit es den objektiven Thatbestand anlangt, zweifellos korrekt, weil sie durchweg eine Bestätigung der uns in dem Berichte Haynaus an Radetzky erhaltenen Darstellung liefert.

Nachdem bereits im Jahre 1848 Brescia revoltiert und hierbei auf empfindliche Weise Bekanntschaft mit der rücksichtslosen Energie des österreichischen Feldmarschallleutenants Haynau, eines Sohnes des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, gemacht hatte, bemächtigte sich um die Mitte des März 1849 der Stadt eine bedenkliche Gärung. Am 16. März verließen die k. k. Truppen die Stadt, um gegen Piemont zu marschieren, und ließen nur im Kastell eine Garnison von fünfhundert Mann mit vierzehn Geschützen zurück, außerdem sechzig Gendarmen und eine große Zahl Kranker in den Spitälern. Am 23. März erfocht Radetzky seinen glänzenden Sieg bei Novara, welcher die Thronentsagung Karl Alberts und den Abschluß eines Waffenstillstandes seitens dessen Sohnes und Nachfolgers, Viktor Emanuels II., zur Folge hatte; von dieser Wendung erhielt man aber leider in Brescia keine zuverlässige Nachricht, und darin ist ein wesentlicher Grund der unglücklichen Erhebung zu erblicken. Es hatte zwischen der Bevölkerung und den zurückgebliebenen Österreichern allerlei Reibungen gegeben, die sich so weit verschärften, daß der Kommandant der Citadelle es für angezeigt erachtete, im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung am 23. März einige Bomben in die Stadt zu werfen. Da nun in Brescia seit längerer Zeit ein geheimes Insurrektionskomitee bestand, welches vor der Schlacht von Novara von dem Insurrektionskomitee in Turin die Weisung erhalten hatte, mit dem Aufstande zu beginnen, so kam es bald zu Zusammenrottungen und zu einer festeren Organisation der kampflustigen Elemente, während zahlreiche Mitglieder der höheren Klassen die Stadt verließen. Der österreichische Kommandant ließ nun während der folgenden Nacht die Stadt zwei Stunden lang bombardieren: die Brescianer antworteten mit Sturmläuten und begrüßten jede Bombe mit einem viva l'Italia. Die österreichischen Wappen waren bereits abgerissen und zerstört, es ward jetzt vom erbitterten Volke ein „comitato di pubblica difesa“ gewählt, bestehend aus dem Professor Luigi Contratti und dem Dr. Carlo Cassola, welches am Morgen des 24. seine verhängnisvolle Diktatur begann. Cassola bekennt sich in seiner Schrift als Mazzinisten und Republikaner, er schleudert nicht geringere Verwünschungen gegen Karl Albert und die Piemontesen als gegen die Österreicher, und charakteristisch für den Aufstand ist, daß nicht die Trikolore, sondern die rote Fahne entfaltet wurde unter dem Feldgeschrei: viva l'Italia, viva la repubblica.* Es ward nun vor allem zum Bau von Barrikaden geschritten und an Waffen ausgeteilt, was vorhanden war, doch ist die Bewaffnung eine recht mangelhafte geblieben, des Umstandes gar nicht zu gedenken, daß den Aufständischen Artillerie vollständig fehlte. Inzwischen war eine österreichische Brigade unter dem Befehl des Generals Nugent von Verona herangerückt und hatte sich am 25. vor den Thoren Brescias festgesetzt: am 26. forderte der General die bedingungslose Unterwerfung der Stadt, erhielt jedoch vom Verteidigungsausschuß die Antwort, die Bewohner Brescias zögen es vor, sich unter den Trümmern

* So auf Antrieb der Führer. Daß das Volk lediglich für die Unabhängigkeit Italiens von der Fremdherrschaft focht, gleichgültig unter welcher Fahne, kann kaum bezweifelt werden.

ihrer Stadt zu begraben. An diesem Tage erhielt der Ausschuß ein falsches, gedrucktes Bulletin mit der Unterschrift des im piemontesischen Generalstabe thätigen polnischen Generals Chrzanowski, wonach die österreichische Armee eine totale Niederlage erlitten haben sollte, und nunmehr schürte der Ausschuß den Mut der Brescianer bis zum Fanatismus. Daß andere Köpfe in Brescia doch noch kühler dachten, ergiebt sich aus einer Aufforderung des Municipiums an die Bürger, welche am 27. vormittags angeschlagen wurde und welche offenbar bestimmt war, ein mäßigendes Gegengewicht gegen den Übereifer des Verteidigungsausschusses zu bilden; es wird dafür das Municipium von Cassola mit Hohn überschüttet, da die achtunddreißig den Municipalrat bildenden Bürger „quasi tutti partigiani dell' aristocrazia o della paura"* seien. Inzwischen begann das Kastell von neuem, die Stadt mit Bomben zu bewerfen, und General Nugent setzte den Angriff auf die Porta Torrelunga ins Werk, mußte aber nach vierstündigem, äußerst erbittertem Kampfe sich auf den Vorort Sa. Eufemia zurückziehen, selbst tödlich verwundet. Der 28. verging ruhig, nur langte in der Stadt eine Sendung Gewehre an, die alsbald zur Verteilung kamen. Im übrigen wurden die Verteidigungsmaßregeln vervollständigt, wobei aber der Ausschuß es ablehnte, einigen ehemaligen Offizieren, welche sich dazu erboten, Führerstellen zu übertra-



Timoteo Viti: Knabenporträt. (Galerie Tosi.)

* „Fast alle Parteigänger der Aristokratie oder der Furcht."

gen. An diesem Tage erhielt endlich der Ausschuß die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Novara und dem Abschluß des Waffenstillstandes; zugleich aber die weitere falsche Nachricht, daß die Kammern in Turin das Haus Savoyen des Thrones für verlustig erklärt und Chrzanowski zum Diktator ausgerufen, daß dieser Pole sodann den Kampf von neuem eröffnet, die Österreicher vernichtet und nunmehr seinerseits einen Waffenstillstand diktiert habe, in welchem die Österreicher die ganze Lombardei zu räumen sich hätten verpflichten müssen. Obwohl die erstere Nachricht durch aufgefangene Depeschen Radetzkys nach Verona bestätigt wurde, beschloß doch der Verteidigungsausschuß, dieselbe dem Volke vorzuenthalten; statt dessen ward am 29. ein apokryphes Bulletin Chrzanowskis, welches von gewaltigen Erfolgen fabelte, angeschlagen, Karl Albert für einen Verräter erklärt und die Bürger zum äußersten Widerstande aufgerufen. Und hiermit lud der Ausschuß jene ungeheure Verantwortung auf seine Schultern, welche die unglückliche Stadt mit ihrem Blute büßen sollte. In keinem Falle läßt sich die Handlungsweise des Ausschusses rechtfertigen, die zwar zu einem völlig unfruchtbaren Heroismus führte, abgesehen davon aber nur Elend über die Stadt bringen konnte. Denn hatte Radetzky gesiegt, so mußte Brescia nach noch so verzweifelter Gegenwehr unterliegen, sobald die Österreicher vor den Thoren Verstärkung erhielten; war die Nachricht von Chrzanowskis Erfolgen richtig, dann konnten die Bürger ruhig die Waffen niederlegen und damit weiterem Blutvergießen vorbeugen, da die Österreicher ja doch die ganze Lombardei zu räumen hatten. Allein der Ausschuß wollte den Kampf gegen die Tyrannen unter allen Umständen, auch unter den ungünstigsten, wo Widerstand einfache Tollheit war.

Inzwischen trafen zahlreiche Verstärkungen für die Belagerer ein, und am Abend des 30. übernahm General Haynau an Nugents Stelle den Oberbefehl. Er stellte der Stadt erneut ein Ultimatum auf bedingungslose Ergebung, lehnte deren Vorschlag eines Waffenstillstandes von achtundvierzig Stunden ab und begann, da das Ultimatum zurückgewiesen wurde, am 31. nachmittags zwei Uhr den Angriff von allen Seiten. Fünfundzwanzig Stunden wütete der Kampf ohne Unterbrechung, die Brescianer fochten wie die Löwen, und zahlreiche Heldenthaten einzelner sind zu verzeichnen; selbst die Frauen nahmen am Kampfe teil, der sich bald zu gunsten der genügend mit Artillerie versehenen Österreicher neigte. Barrikade auf Barrikade ward mit Sturm genommen, allerdings unter enormen Verlusten auf Seite der Angreifer; allein zwei Obersten fielen. Mit Einbruch der Nacht zündeten die erbitterten Kroaten zahlreiche Häuser des eroberten Stadtteils an, deren Bewohner vorher auf das grausamste niedergemetzelt waren, entsetzliche Fackeln für den nächtlich fortschreitenden Kampf. Am 1. April aber ermannte sich der Municipalrat, da schon wegen mangelnder Munition die völlige Aussichtslosigkeit des Widerstandes auch dem blödesten Auge klar werden mußte, und beschloß die Kapitulation, welche Haynau annahm. Der Verteidigungsausschuß legte seine Funktionen nieder und rettete sich durch die Flucht. Nunmehr scheinen aber von den in die Stadt eindringenden Österreichern noch fürchterliche Greuel verübt worden zu sein, über fünfhundert Menschen jeden Alters und Geschlechts sollen sie noch teils unmittelbar in unmenschlicher Weise getötet, teils ergriffen und im Kastell summarisch füsiliert haben.

Trotzdem soll Haynau unverhohlen während des Kampfes seiner Bewunderung für die Tapferkeit der Brescianer Ausdruck verliehen haben. Aus seinem Bericht an Radetzky über die Einnahme der Stadt ist hervorzuheben, daß er die Verteidigung Brescias gegen seine Truppen als einen wahnwitzigen Entschluß bezeichnet; doch habe er nie geglaubt, daß eine so elende Sache mit solcher Zähigkeit verteidigt werden könne. Wenn in diesen Kämpfen (gegen die Besiegten) Excesse verübt seien, so seien dieselben unter solchen Umständen auch bei der bestdisciplinierten Truppe nicht zu vermeiden. Nun, den Namen „Hyäne von Brescia" hat die Geschichte dem späteren Feldmarschall erteilt; allein diejenigen, welche das arme Volk zu diesem tollen Widerstande aufstachelten, tragen den größeren Teil der Verantwortung für das Schicksal der Stadt.

Die nächsten zehn Jahre vergingen für Brescia in dumpfem Schmerze, wie eine verwundete Löwin mußte die Stadt sich ducken unter die Eisenfaust der Sieger. Mit jubelnden Zurufen wurden 1859 die Franzosen als Befreier von dem verhaßten Joch in der Stadt aufgenommen, die Nachkommen jener Scharen Gaston de Foix', die noch viel grausamer gegen Brescias Fleisch und Blut gewütet haben als diejenigen Haynaus. Um die Tapferkeit der Stadt zu ehren, hat Viktor Emanuel den heldenmütigen Verteidigern durch Lombardi ein Marmordenkmal auf der Piazza Vecchia setzen lassen, ebenso die Bürgerschaft einem ihrer unerschrockensten Kämpfer, dem Tito Speri, der erst lange Zeit nach der Insurrektion von den Österreichern gefangen und zu Mantua gehängt wurde, an dem Aufgange zum Kastell. Indem ich hinzufüge, daß Brescia auch Statuen von Viktor Emanuel und Garibaldi besitzt, sind damit die öffentlich aufgestellten Kunstwerke bezeichnet, welche aus Anlaß der Einigung Italiens in seinen Mauern aufgerichtet wurden. Gegenwärtig aber denkt man auch in Brescia bei dem Worte tedesco nicht mehr an die alten Feinde, die Österreicher, sondern an die seit 1866 neu gewonnenen, treuesten Freunde des Königreiches und des italienischen Volkes. Ein erfreulicher Wandel der Zeiten wie der Stimmungen!

Als ich am 1. April dieses Jahres bei herrlichster Abendbeleuchtung durch die Anlagen nach dem alten Kastell emporstieg, konnte ich nicht umhin, der furchtbaren Scenen zu gedenken, die am gleichen Tage vor nunmehr vierundvierzig Jahren sich in den jetzt so friedlichen Straßen abgespielt hatten. Jedem auch nur im geringsten Maße militärisch geschulten Auge muß es als Tollheit erscheinen, diese Stadt zu insurgieren, wenn das dieselbe vollkommen beherrschende Kastell, mit artilleristischer Ausrüstung versehen, sich in Feindeshand befindet. Zu verwundern bleibt nur, daß durch die Kanonen des Kastells nicht viel umfangreichere Zerstörungen der Stadt herbeigeführt wurden; wir aber wollen uns freuen, daß Brescias monumentale Gebäude mit den darin enthaltenen Kunstschätzen durchweg unverletzt geblieben sind, um jetzt Einheimischen wie Fremden sich gastlich zu erschließen und beide zu entzücken.

Uns Deutschen liegt Brescia vor der Thüre; und jeder, der den Südhang der Alpen besucht, könnte mit leichtester Mühe sich den Genuß seiner Schätze verschaffen.



Der Strandwächter.

Skizze aus dem italienischen Volksleben

von

Jane Püttner.

Nina saß auf dem niedrigen, strohgeflochtenen Stuhl in der Hütte ihrer Eltern und weinte.

Bis diesen Morgen war sie drüben über der Lagune in der Stadt in Dienst gewesen. Es war ein guter Dienst. Viel Spazierengehen mit den Kindern des Colonello, wenig Arbeit, und so viel Polenta zu essen, als ihr Magen nur begehrte; und der war immer hungrig.

Aber heute morgen war sie so boshaft geworden, hatte mit der Frau Colonello gestritten, und diese hatte sie von einem Moment zum anderen fortgeschickt.

Nina weinte nicht gerade darüber, auch nicht, daß sie nun die Familie, in der sie fast ein Jahr Hausgenossin gewesen, hatte lassen müssen; ihre Thränen flossen, daß sie die schönen bunten Röcke, die spitzenbesetzten Schürzen, die breite rotseidene Kopfschleife mit den meterlangen Enden und die herrlichen Zitternadeln aus Filigransilber, mit einem Wort, die ganze Pracht, mit der die eitle Signora das Mädchen, das mit ihren Kindern ausging, zu schmücken beliebte, hatte zurücklassen müssen.

Das war sehr bitter für Nina, die zwar wußte, daß sie Mutter Natur schon mit all jenen Reizen geschmückt hatte, die ein Mädchen braucht, um einen Geliebten zu finden, und sie hatte deren an allen Fingerenden; aber die silbernen Lilien, die bei jedem Schritt über ihrem schwarzen Kraushaar gezittert hatten, waren gewesen, als wenn sich Mond und Sterne in der Sonnennähe befinden; eine schmeichelhafte Redensart, die ihr mancher auf ihren täglichen Spaziergängen laut oder heimlich in das Ohr gesagt hatte, was Nina stets mit einem strahlenden Lächeln ihrer schwarzen Augen und weißen Perlenzähne dankend saldierte.

Nun war die Herrlichkeit zu Ende; hier saß sie in der armseligen Behausung ihrer Eltern, bedürftiger Fischerleute, die nichts besaßen als eine feuchte, elende Küche mit einem erdgestampften Boden und dem Feuerstein, der selten recht warm wurde. Daneben lagen zwei ebenso feuchte Kammern. In der einen schliefen Vater und Mutter — nun auch Nina — in der anderen die beiden Brüder und ein Freund von diesen. Alle zusammen fuhren des Morgens, wenn das

Wetter schön war, mit ihrem Bragozzo hinaus ins Meer, um Fischfang zu treiben, blieben wohl oft tagelang aus, mit dem morschen Kiel der Santa Margherita die blauen Fluten der Adria kreuzend und erst heimkehrend, wenn Wind und Wellen oder ungewöhnlich reicher Fischfang sie zurück in die Lagunen Venedigs trieb.

Nun gab es für Nina, bis sie einen neuen Dienst gefunden, alle Tage dünne Bohnensuppe, nur des Sonntags Polenta, an der noch die Mutter das Salz sparte; die Zeiten waren schlecht, der Fischfang fiel karg aus, und die Fischer von Chioggia machten mit ihrer viel schöneren Ware bittere Konkurrenz. Und so saß denn Nina mit all ihrer Schönheit und weinte und blickte durch die geöffnete Thür, in welche der frische Seewind hereinblies, hinaus über die leicht gekräuselte Flut der großen Lagune, dorthin, wo der schlanke, stolze Campanile von San Marco aus den ihn umgebenden Dächern zum blauen Firmament emporragte. Dort drüben war es lustig gewesen, hier gab es nur saure Gesichter, denn die lebenslustige Tochter war mit leeren Händen aus ihrem langen Dienst gekommen. Sie hatte die Mutter immer auf ihre Ersparnisse vertröstet, und nun hatte sie nichts mitgebracht als diese albernen Thränen um die rote Haarschleife und die silbernen Nadeln. Nina hatte zwar gelogen; insofern nicht, daß sie sich nichts erspart, das war wahr (für welchen Zweck wären die süßen Rosoglios, die Bäckereien leckerster Art, als um genascht zu werden?); aber heute morgen, als sie bei der dunklen Hausthür ihres Dienstortes mit ihrem Bündel gestanden hatte, war leise und ungesehen der gute Colonello zu ihr getreten und hatte ihr eine Handvoll glänzender Silberliras in die Hand gedrückt. Er wußte schon, warum; und sie nahm diese unvorhergesehene Erkenntlichkeit für vergangene kleine Aufmerksamkeiten, die sie ihm im Rücken der strengen Signora erwiesen, freudig lachend entgegen. Aber das Geld ihrer Mutter zu geben, fiel ihr gar nicht ein; sie betrachtete es als ganz persönlich verdient und verbarg es in der Jacke ihres Kleides; da lag es wohl geborgen an ihrem üppigen Busen, der Zeit harrend, da die Besitzerin für gut fand, es wieder in Cirkulation zu setzen.

Die Mutter stand an dem schwarz verräucherten Stein, der hierzulande den Herd ersetzt; das Feuer, das da halb erstickt kohlte und glimmte, war allerdings kein warmes, lustiges Herdfeuer, um eine Familie traulich zusammenzuhalten; über den räucherigen, langsam verglühenden Holzstäben hing an schwarzer, rußiger Kette der Kessel, in dem die braunen Bohnen langsam brodelten; die alte schmutzige Frau rührte zuweilen mit einem großen, grobgeschnitzten Holzlöffel die dunkle Brühe um, dann seufzte sie wieder, schob das breit um den Kopf geknüpfte bunte Tuch zurück und sah nachdenklich ihre Tochter an, die faul im Sessel lehnte, die Füße, welche in den glänzenden Holzpantöffelchen des Venetianer Volkes steckten, weit von sich gestreckt, die Hände müßig im Schoß gefaltet, unverwandt hinaus in die goldene Sonnenglut und den tiefblauen Himmel starrte.

Sie hatte nun aufgehört zu weinen. Von ihrem Platz aus konnte sie außer dem Turm von San Marco auch das Fischerboot ihres Vaters sehen, das dort an der hohen Quaimauer leise auf und nieder schaukelte. Der Vater und der weiße, zottelige Spitzhund lagen traulich nebeneinander auf einem Haufen alter Netze und Taue auf dem Bauch und fingen mit der Aversseite die volle Glut der Mittagssonne auf, während zwei junge Männer in der Tiefe des alten Schiffes nebeneinandersaßen und die jüngst entstandenen Löcher in ihrem Netz mit Schnur zusammenzogen. Es waren Ninas Brüder. An dem Mastbaum mit seinem in der leichten Mittagsbrise klappernden und glänzenden Messingspielzeug an der Spitze lehnte ein schlanker brauner Bursch und starrte traumverloren in das Auf und Nieder der spielenden Welle. Das war Beppo, der Freund und Gehilfe der Brüder, ein Findelkind ohne Heimat, das bei Schmutz, Prügel und braunen Bohnen mit Nina aufgewachsen war; als Kinder hatten sie auf den grün überwachsenen Dämmen der Strandbatterien von San Nicoletto sich gebalgt und gespielt, denn in die Schule waren beide nicht gegangen; als die Kinder heranwuchsen, war der braune wilde Beppo Ninas erster Schatz geworden, ganz harmlos ohne weiteres Obligo bis zu der Zeit, da Nina sich ihrer Schönheit be-

wußt wurde; und da kamen dürre Zeiten für den armen Burschen, er kränkte sich und fischte weiter, während Nina ihre üppige Schönheit, ihr fröhlich-faules Naturell nach Venedig hinübertrug.

Rasch nacheinander machte sie mehrere Dienste durch. Es war mit ihr eine fatale Geschichte: die Herren des Haushaltes waren alle mit ihr zufrieden und stets des Lobes voll; aber die Damen, die Damen fanden bald, wie man zu sagen pflegt, ein Haar an der Sache und machten der Herrlichkeit schnell ein Ende.

Nur die Frau Colonello hatte sie ein Jahr behalten; ob der Hausherr vernünftiger war, oder Nina klüger, oder die Hausfrau nachsichtiger gegen kleine Schwächen ihrer Hausgenossen, kurz und gut, es war bis heute alles glatt abgegangen.

Nun war Nina wieder in San Nicoletto, dem Hafenfort Venedigs, wo zwischen Gras und sprießenden Blumen die Kanonen in leinenen Kappen, auf den Angriff eines Feindes harrend, jahraus, jahrein standen und die Lerchen ihnen ihre Lieder sangen. Und hier aus Mangel von jemand anderem war Nina der schlanke, braune Beppo mit dem nie gekämmten Rabenhaar, den wilden, übermütigen Augen näher und interessanter als der hohe Campanile, das Wahrzeichen Venedigs, mit seinen edlen, reinen Linien; darum hatte auch ihr Blick eine andere Richtung genommen, und seitdem waren die Thränen versiegt.

„Nina," sagte jetzt die Alte vom Feuer herüber, „hole die Männer, das Essen ist fertig."

Träge erhob sich das Mädchen; sie dehnte und streckte die Arme und gähnte dabei, daß man ihr hätte bis in den Hals sehen können, dann schob sie die Holzpantöffelchen fester an die mit blendend weißen Strümpfen bekleideten Füße, und siegreich wie eine junge Königin schritt sie hinaus in den Schatten der Maulbeerbaumallee, die entlang dem hohen Uferdamme lief und die heißen Sonnenstrahlen eines Maitages wohlthuend abhielt. Lässig winkte sie mit den Armen den arbeitenden Männern zu, aber keiner sah die Näherkommende, bis auf den Spitz, der schweifwedelnd sich erhob. Er kannte seine junge Herrin trotz deren längerer Abwesenheit und hing treu an ihr, uneingedenk mancher Püffe, die sie ihm lachend im Übermut zu versetzen pflegte.

Nun sah auch Beppo auf; er lachte und sprang dem Mädchen entgegen.

„Du hast geweint, Nina?" fragte er eifrig. „Dir ist um deinen Dienst leid, mir aber nicht, bist du doch wieder bei uns!" Er wollte sie wie in vergangenen Zeiten um den Leib fassen, aber Nina wies ihn entrüstet zurück; sie wußte, daß sie schön war, und daß man nichts umsonst bewilligen sollte, das hatte sie das Leben in der Stadt gelehrt.

„Ich glaube, du bist betrunken," sagte sie stolz.

Er lachte laut. „Ja, vielleicht von gesalzenem Wasser," rief er lustig. „Du weißt, bei uns giebt es nicht viel." Er machte mit der Hand die Bewegung des Trinkens und sprang übermütig über die Schwelle der elenden Wohnung, während das Mädchen und die drei anderen Männer ihm folgten.

Sie ließen sich alle dicht nebeneinander auf dem niedrigen Herdstein nieder, nur Nina mit ihrer Stadtbildung zog sich, ohne ihn aufzuheben, den alten Strohsessel in die Nähe der übrigen Familie. Die alte Frau schöpfte mit dem Löffel von der trüben braunen Brühe, in der die Bohnen schwammen, in kleine Schüsseln, die auf einem Füßchen standen, und reichte dann jedem Familienmitglied eines derselben mit einem Holzlöffel dazu.

Erst bekam Nina — sie war heute noch Gast —, dann kamen die Männer an die Reihe.

Nina, während sie die braune nach Rauch schmeckende Speise schluckte, gedachte der guten Polenta und der schmackhaften Zuthaten dazu im Hause des Colonello, und dabei entsann sie sich plötzlich wieder der Silbernadeln; sie konnte sich nicht helfen, die raschen Thränen fielen zu den Bohnen in die Schüssel in ihrer Hand.

Die Männer sprachen halblaut untereinander; und es war gut so, denn das, was sie sprachen, war nicht für unberufene Ohren.

Offiziell galt der Schmuggel an der flachen offenen Lidoküste als ein Ding der Unmöglichkeit. Wie hätte sich vor aller Augen ein Boot so nahe heranwagen sollen! Das Wasser war zu seicht und der Strandwächter waren

zu viele, es schien wirklich unmöglich. Und dennoch kam mancherlei in der Stadt drüben zum Verkauf, das seinen Weg unverzollt genommen. Auf welche Art es gekommen und wer es vollführt — wer hätte das sagen können! Niemand glaubte daran, und das war für die Übelthäter sehr gut.

Ninas Vater, der drüben an der Küste von Dalmatien einen Bruder als Fischer seßhaft hatte, begann zuerst Kleinigkeiten in einem nur ihm bekannten Winkel seiner Barke auf italienisches Gebiet zu bringen. Anfangs nur für den Hausgebrauch; erst als seine Söhne groß waren, begann der Jugendmut auf Gewinn zu spekulieren, und besonders that sich der wilde Beppo damit hervor. Er war ein vorzüglicher Schwimmer, in warmen, dunklen Sommernächten konnte er gut ein paar Stunden schwimmen, und trug er dabei ein Fäßchen Spiritus auf dem Rücken, so beschwerte ihn das nicht allzusehr. Auch Tabak und Cigarren, in einer Blechbüchse wohl verwahrt, brachte er auf diese Weise wohlbehalten an das Ufer, sein Leben zuweilen um einen Gewinn von einer Lira aufs Spiel setzend; aber er hatte bei allem Leichtsinn, aller ihm angeborenen Wildheit ein festes Ziel vor Augen, auf welches er lossteuerte. Er wollte auf alle Weise zu Geld kommen, um schließlich selbständiger Besitzer einer alten Barke zu werden. Als dieser konnte er offen als Bewerber um Nina auftreten, nach deren üppiger Schönheit sein wildes Herz begehrte. Und während das Mädchen rechtmäßig und unrechtmäßig erworbenes Geld vernaschte, legte ihr schwarzer Verehrer mit der zähen Sparsamkeit des Italieners die Centesimi zurück. Stundenlang schwamm er in der blauen Adria, die seine Heimatsinsel mit linden, lauen Armen umfängt, stundenlang lag er als echter Lazzaroni am flachen Ufersand, am Bauche die Blechbüchse mit den fremden Tabaksorten unter sich, des Momentes lauernd, da des Strandwächters nimmer ruhendes Auge ihn unbeachtet genug ließ, um die Beute in Sicherheit zu bringen.

Drüben in den feinen Cafés von Venedig wird ja von den Garçons ein schwunghafter Handel mit fremden Cigarren betrieben. Der größte Nutzen fiel wohl für sie ab, aber Beppos Centesimisammlung vergrößerte sich dabei auch, er konnte ab und zu eine Handvoll Kupfer in Silber umwandeln. An solchen Tagen war er glücklich, da sang er noch einmal so laut die lustigen Schifferlieder seiner Heimat und schnalzte mit der Zunge und dachte an Nina.

Jetzt war wieder Neumond, die dunklen lauen Nächte waren die besten Freunde der biederen Fischerfamilie, und der Alte hatte die Nachricht bekommen, daß eine Brigg, die mit Holz von der Boche di Cattaro kam, solch kostbare Kleinigkeiten, wie er sie brauchen konnte, mit sich führte. Da galt es mit der Santa Margherita entgegenfahren und die Sache herüberschaffen. Aber es war diesmal nicht so leicht, da auch ein kleines Fäßchen Spiritus, das in Italien horrenden Zoll zahlen muß, dabei war, und wenn auch Beppo mit seiner breiten Brust und dem Stiernacken sich freudig dazu erbot, es durch das nasse Element zu bringen, so lag die Schwierigkeit daran, wie es den Strandwächtern unter der Nase weg über den offenen Strand zu schleppen.

Nina horchte halb hinüber, was die Männer besprachen, es interessierte sie nicht allzusehr, woher das Geld kam, von dem die täglichen Bohnen bezahlt wurden.

„Es wäre alles gut," sagte Ninas Vater, sich die kleine thönerne Chioggiotenpfeife stopfend, „wenn nur der Benedetto dort unten nicht wäre, das ist ein Teufel an Wachsamkeit, der schläft niemals ein, nicht einmal wenn er dienstfrei ist, denn dann noch sitzt er vor seiner Hütte und schaut nach Dieben aus. Überall ist es leichter etwas zu unternehmen, als gerade hier in unserer Nähe. Wächter sind überall, aber keiner sieht und hört so gut als dieser Benedetto diavoletto." Er spuckte kräftig aus, da er das letzte Wort sprach.

Nina öffnete die prächtigen schwarzen Augen, sie blies die Nüstern ihres feinen Näschens auf wie ein Raubtier, das Beute wittert.

„Ist das der Wächter rechts von dem Bade Stabilmento, der die kleine Hütte hat?" frug sie rasch.

Die Männer bejahten.

Nina lachte, daß die Zähne zwischen den vollen roten Lippen leuchteten.

„Den kenne ich gut," sagte sie spöttisch.

„Wenn ich mit den Bambini des Colonello herüberkam und am Strande spazieren gegangen bin, habe ich wohl oft einmal mit ihm geplaudert; von seiner Mutter hat er mir erzählt und von seiner Braut, die er dort oben in den Bergen hat.“ Sie wies lässig bei der Thür hinaus gegen die sich im Mittagsdunst schwach abzeichnende Alpenkette, die im Rücken der Stadt dahingestreckt liegt. „Er gefiel mir immer, ich lachte ihn wegen seiner Treue für die Abwesende aus und sagte ihm: weit von den Augen, weit vom Herzen; nur was man berühren kann, soll man lieben. Der Narr schüttelte nur den Kopf dazu, aber für kurze Zeit könnte ich ihn schon seinen Dienst vergessen machen.“ Sie sah selbstbewußt die Männer der Reihe nach an.

Beppo erbleichte.

„Wie willst du dies thun?“ fragte er scharf. „Er gefällt dir, vielleicht du ihm auch?“

Nina zuckte leichtfertig die Schulter; da ihr jedoch jetzt in der Zeit, da sie unter dem väterlichen Dach weilte, es nicht gelegen schien, die Unterhaltung von Beppos wilder Leidenschaft zu missen, sah sie ihn süß genug an, um ihm das Blut siedend durch die Adern zu jagen.

„Stupido,“ sagte sie nachlässig, „natürlich gefalle ich ihm. Glaubst du, ich bin nur für dich auf der Welt? Und lustig ist er und ein ordentlicher Bursch. Doch davon ist jetzt nicht die Rede: ihr wollt ihn eine kurze Zeit weniger diensteifrig haben, und ich habe drüben in der Stadt vieles gesehen und gehört, ich werde mit ihm plaudern, daß er auf alles vergißt.“

Sie lachte und reckte ihren schönen Körper, zur stillen Qual des armen Beppo, der nicht wußte, ob er dem Eifersuchtsteufel Gehör schenken sollte; denn lieber, als daß Nina wegen des geplanten Schmuggels dem verhaßten Benedetto näher trat, verzichtete er auf den ganzen Gewinn, den ihm der Handel in Form von glänzenden Silberliras einbringen sollte.

Er trat zu dem Mädchen, und sich über die Lehne des alten, wackeligen Stuhles, auf dem sie saß, beugend, daß seine breite, vom Hemde kaum bedeckte, von der Sonne und der scharfen Seebrise gebräunte Brust dicht an ihrer runden Schulter ruhte, flüsterte er ihr leidenschaftlich in das Ohr: „Nina, liebst du ihn?“

Sie bog den schwarzen Krauskopf zu ihm zurück und lehnte sich nachlässig an ihn, als wäre er ein Teil des Stuhles, und nun sah er ihr ganz nahe in die Augen, an deren langen Wimpern noch die letzten Spuren der vorhin vergossenen Thränen hingen.

„Nina, du hast wirklich geweint?“ frug er heiß.

Die alte Mutter, die bei dem Scheuern des Kessels beschäftigt war, warf einen bitterbösen Blick auf die schöne Tochter, deren etwas emancipierte Stadtmanieren ihr gar nicht gefielen. „Sie weinte um die silbernen Nadeln, welche die Signora ihr genommen hat, dumm wie sie ist; du brauchst sie nicht auch noch zu bemitleiden. Im Dienst hätte sie bleiben sollen, das wäre klüger gewesen.“

Die Gescholtene sah ihren Verehrer mit funkelnden Augen an; er bog sich vor, daß seine Lippen fast ihr Ohr berührten.

„Willst du silberne Nadeln haben?“ frug er heiser.

Sie lachte als einzige Antwort.

Beppo dachte an seinen verborgenen Schatz, und sein Herz klopfte stark; einen Moment schwankte die Wage zwischen Verstand und Herz, dann siegte die Leidenschaft.

„Du sollst die schönsten haben, die drüben am Rialto zu finden sind, wenn uns nur heute nacht noch das Stückchen gelingt,“ flüsterte er, und sein heißer Atem streifte ihre Wange.

Das Mädchen lachte wieder, und sie veränderte ihre Stellung so weit, daß ihr Kopf nun wirklich an seiner Brust ruhte.

„Mir ist es recht, Beppino,“ sagte sie vergnügt, dabei überlegend, wieviel Erspartes der Bursche noch außer dem heute zu erwartenden Gewinn haben mußte, um so stolze Worte sprechen zu können. Ihr zärtlicher Blick glitt an ihm hinab; seine Kleidung sah defekt genug aus. Nina bezweifelte, daß er überhaupt ganze Stiefel besaß; aber was lag ihr daran. Schenkte er ihr wirklich die viel begehrten Nadeln, dann wollte sie auch die Augen für den Mangel an ganzer Kleidung zudrücken; schließlich war er auch

ohne ein ganzes Hemd ein schöner kräftiger Bursch mit dem lebendigen Teufel im Leibe; dieser Teufel aber lag zu ihren Füßen, etwas anderes begehrte Nina nicht.

„Gut," sagte sie und hob spielend mit den Zehenspitzen ihre Holzschuhe in die Höhe; sie balancierte einen nach dem anderen auf der großen Zehe und fing ihn wieder, ehe er zu Boden fiel. „Ihr fahrt mit der Santa Margherita ab, und ich suche Benedetto auf." Sie lachte. „Er wird sich freuen, mich zu sehen. Wann soll der Arme blind und taub sein?"

„Zwischen zehn und elf Uhr, da ist es am finstersten," sagte leise ihr älterer Bruder, zur Thür schreitend.

Beppo fiel der Strandwächter in Verbindung mit seiner Liebe abermals centnerschwer auf die Seele, seine Augen funkelten wild.

„Schwöre mir bei der Madonna, daß er dir nichts ist!" fuhr er auf und faßte sie an dem runden Arm, als hätte er sein Ruder unter der Faust.

Sie lachte nur. So wollte sie ja die Männer haben, die sie liebten: heiß wie die Sonne, die über der stillen Lagune brütet, und wild und ungebärdig wie der Sirocco, der zu Zeiten über den sandigen Strand ihrer Heimatsinsel tobt und braust. „Ich schwöre es dir," sagte sie gelassen und gedachte dabei voll Wohlgefallen und Abenteuerlust des schlanken Benedetto in seiner schmucken Uniform, mit den träumerischen dunklen Augen und dem Heimweh im Herzen nach seinen geliebten Bergen, der alten Mutter, der fernen Braut.

All dies sollte und wollte sie ihn vergessen machen, und diese Aussicht war interessant für das Mädchen, dem noch kein Mann, der ihr gefallen, widerstanden.

* * *

Benedetto, der Montanaro, wie ihn seine Kameraden nannten, war ein Kind der Berge. Die himmelanragenden Schroffen und Spitzen der Dolomiten hatten seine Wiege beschattet, die durchsichtig reine harte Luft der Alpen Einfluß auf seinen Charakter genommen; er war kein gewöhnlicher raschblütiger, weichlicher Romane; fest und ruhig erfüllte er seine Pflicht sowohl daheim in der Hütte seiner Mutter — den Vater hatte Benedetto frühzeitig verloren —, als auch jetzt in der dreijährigen Dienstzeit, die er dem Vaterland und seinem König schuldete.

Der Abschied von seiner schnee- und eisgekrönten Heimat hatte ihm das Herz zerrissen, er litt daran noch immer, und morgen war ja die bittere Trennungszeit überstanden, morgen waren die Jahre um, Benedetto durfte dann sein Bündel schnüren und heimwärts ziehen; aber stolz konnte er es thun, denn nicht eine einzige Strafe hatte der junge Soldat in den drei Jahren zu verzeichnen; daher stand er auch bei seinen Vorgesetzten in hohem Ansehen. Mit Benedetto, dem stillen stolzen Montanaro, sprach ein jeder Offizier fast kameradschaftlich, und doch konnte jener weder lesen noch schreiben und war ein rauher, schroffer Sohn der Berge, der nicht viel Worte machte, aber blindlings gehorchte, wohin die Pflicht ihn rief.

Von seinen Kameraden genoß er die größte Achtung, wenn sie ihn auch einen orso, einen Bären, nannten, der so wenig die guten Sachen, die das Leben zu bieten hat, zu schätzen wußte, der niemals zu viel von dem schwarzen süßen Wein trank, dem man kein Liebchen nachzählen konnte; und doch sucht sich selbst der Bär eine Genossin.

Aber Benedetto wußte, wozu diese Enthaltsamkeit diente. Er liebte in der Heimat ein schönes Mädchen, die Tochter des angesehensten, wohlhabendsten Bauern seines Heimatsortes, und sie, die Vielumworbene, hing mit treuer Liebe an dem schlanken, ernsten Benedetto, dem Sohn einer armen Witwe, die ein morsches Hüttchen am Felsenhang vor dem Dorf und ein paar magere Ziegen ihren einzigen Besitz nannte, die für Geld nähte, während ihr Sohn Bergführer war, wie es sein seliger Vater gewesen. Kein Steig in der wilden Pallagruppe war ihm unbekannt, keine Felswand schien ihm unbezwinglich. Zwar aller persönliche Mut machte den armen Burschen der Bauerstochter im Reichtum nicht ebenbürtig. Doch was fragt die Liebe nach Geld!

Pina liebte Benedetto und begehrte ihn zum Gatten. Ihr Vater, der ein gerader, schlichter Mann mit offenem Kopf und Sinn war, dazu mehr denn einmal sein Leben für

das Vaterland in die Schanze geschlagen (er war in seiner Jugend ein wütender Garibaldianer gewesen), hatte für die Sache des einigen Italiens gekämpft und geblutet und war erst, als der „große" König in Rom eingezogen, auf seine Berge heimgekehrt, um wieder ein friedliebender Bauer zu werden. Er hatte auf seinen Feldzügen Land und Leute kennen gelernt und schätzte über alles Tapferkeit und Pflichttreue, der bunte Rock seines Königs galt ihm gleich einem Heiligtum. Als er daher hörte, daß der bisher still geduldete Liebste seiner Tochter zu den Soldaten ausgemustert worden war und nun drei Jahre fern der Heimat dem Vaterland dienen sollte, da ließ er ihn kommen und sagte ungefähr folgendes dem hocherfreuten Benedetto:

„Ich höre, du mußt nun hinunter in das Land. Städte und Gegenden wirst du sehen, wo ich mit Giuseppe Garibaldi" — der alte Soldat nahm, als er den geliebten Namen aussprach, die Mütze vom Kopf — „gelegen habe; jetzt sind andere Zeiten, unserem König wird weder das Land noch die Treue streitig gemacht; aber diene ihm treu, wie wir Montanari die Treue meinen, und kehrst du nach drei Jahren heim, ohne eine einzige Strafe erlitten zu haben, und die Pina will dich noch, so kannst du mein Schwiegersohn werden."

Benedetto war dem alten Garibaldianer nicht um den Hals gefallen, stumm hatte er ihm die Rechte gereicht, und das war so gut wie ein Schwur gewesen. Nun, da nur noch zwölf Stunden zum Ablauf der drei Jahre, der langen Probezeit fehlten, fühlte sich der junge Soldat ungefähr so, wie Jakob es muß empfunden haben, nachdem er vierzehn Jahre um Rahel gedient hatte.

Es war acht Uhr des Abends, die Sonne war wohl schon gesunken, aber der ganze Westen glühte noch im dunkelsten Rot, während es zwischen den Lorbeerhecken der Gärten bereits zu dämmern begann. Eben war Benedetto von seinem Gang längs des flachen sandigen Strandes zurückgekehrt. Drei Stunden mußte er immer patrouillieren, und dann löste ihn der rechtsseitige Kamerad ab und er durfte ein paar Stunden in seiner Hütte verbringen, konnte sich seine Polenta kochen und schlafen, bis ihn abermals die Pflicht hinausrief. In stürmischen Winternächten, wenn die See donnerte und man im Anprall des Orkans nicht recht aufrecht stehen konnte, war es für die armen Strandwächter harter Dienst; aber so wie heute in milden, lauen Sommernächten (und der Mai ist hier häufig wie der Hochsommer des Nordens), da ist es angenehm zu verweilen zwischen den sanftwelligen Sanddünen, auf denen wehendes Gras und roter Mohn blüht. Benedetto lehnte den Karabiner in die Ecke des elenden Hüttchens, das, mit Maisstroh gedeckt, sich kaum über den Boden erhob, in Wahrheit auch mehr einem Zelt für Zigeuner glich, und so ungefähr sah es auch im Inneren aus.

Draußen vor der Thür hing an ein paar Stäben ein kupferner Kessel über der Asche des Mittagfeuers, und innen in der Stube des Strandwächters war es wenig traulich. In der einen Ecke auf ein paar Brettern lag ein Strohsack mit dürrem Seetang und Maisstroh gefüllt, eine wenn auch weiche, doch wenig einladende Lagerstätte; es gab keinen Stuhl, aber eine umgestürzte Kiste diente sowohl als Sessel oder Tisch. Das Licht fiel nur durch die roh gezimmerte Bohlenthür in den engen, kleinen Raum, während Luft durch manche Fuge dringen konnte; es war keine behagliche Stube, und doch wie glücklich war der arme Strandwächter, wenn er bei Sturm und Regen hier warm und trocken unterkriechen konnte!

Der junge Soldat holte sich unter der Kiste ein Stück Polenta hervor, das er sich vom Mittag erübrigt hatte, setzte sich damit vor die Hütte in den feinen Flugsand, der den Strand bedeckte, und blickte fröhlich über das weite, jetzt öde in Dämmerung sich verlaufende Ufer. Er dachte daran, daß er nur noch diese eine Nacht Sklave war, dann brach ihm das Morgenrot der wiedergewonnenen Freiheit an. Wie würde er da in seine rauhe, bergige Heimat eilen zu seiner alten Mutter und Pina, seiner Braut! Er hatte ihr die Treue bewahrt und nahm das Gleiche von ihr an. Geschrieben hatten sie sich nicht aus dem einfachen Grunde, da er des Schreibens unkundig war und sie aus weiblicher Bescheidenheit mit ihren in der Schule erworbenen Kenntnissen nicht großthun wollte; aber im vergangenen Jahr war ein junger Rekrut

aus Benedettos Heimatsort gekommen, und dem hatte sie einen Gruß an ihren fernen Bräutigam mitgegeben, und dieser war so genügsam, sich darüber unbändig zu freuen; er zehrte das ganze letzte Jahr an diesem Gruß, und nun war es vorüber und die Zeit nicht mehr fern, da er freien konnte, wie und wo er wollte.

Er lächelte stillvergnügt vor sich hin, während er die dürre Polenta in Stücke brach und verzehrte und dazu Wasser aus einem Steinkrug trank, das weder kalt noch frisch war.

Nun rauschte es im Rücken der Hütte, als streife jemand leise an das niedrige Dach. Benedetto mit den Ohren des Alpenbewohners vernahm den Laut und sprang empor durch die rote Abenddämmerung, und siehe, dicht neben ihm erschien die rundlich üppige Gestalt eines Mädchens; er sah sie schärfer an, und dann flog es wie ein Lächeln über sein Gesicht. Er erkannte das lustige, immer sauber, fast prunkhaft gekleidete Mädchen aus der Stadt, die so manche Nachmittagsstunde mit ihm am Strand verplaudert hatte, während die Kinder ihres Dienstherrn die bunten Muscheln am Strande sammelten.

Er hatte ihr von den wilden Schroffen und Schründen seiner Heimat erzählt, und sie ihm von ihrer Herrin, den Kindern, dem lustigen Leben am Markusplatz; so hatten sie gern beisammen gestanden, plaudernd und lachend.

Heute war es wohl spät für das Mädchen, auch die Kinder fehlten. Trotzdem rief er ihr einen herzlichen „Guten Abend“ zu und freute sich, als sie nun bei seiner Hütte stehen blieb in der erkennbaren Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie sind allein?“ frug er dann unwillkürlich.

„Ja,“ sagte Nina. Die Frau Colonello sei verreist, log sie dreist, nicht weil hier die Lüge notwendig war, sondern aus Liebe zur Lüge; die Frau hätte die Kinder mit sich genommen und das Kindermädchen habe dürfen unterdessen zu ihren Eltern gehen. „Das ist ein Feiertag,“ fügte sie lachend hinzu.

Benedetto gedachte der alten Mutter, der lieben, traulichen Hütte im Schatten der hohen Dolomiten, und stimmte ihr mit vollem Herzen bei.

„Da bin ich nun hierher spazieren gegangen,“ sagte das Mädchen fröhlich, „um es Ihnen zu sagen; ich kann mich wohl hier ein wenig setzen, oder haben Sie Dienst?“ Sie sah ihn mit ihren schönen Augen forschend an; es war ihr ja darum zu thun, in Erfahrung zu bringen, zu welcher Stunde der Wächter fort mußte, um an dem bestimmten Ort mit dem Kameraden von der Strandwache zusammenzutreffen.

Der junge Mann sah bei dem scheidenden Tageslicht auf seine Uhr. „Wenn Sie Zeit haben, mit mir zu plaudern, wird es mich freuen; ich habe ebenfalls Zeit, erst gegen elf Uhr muß ich Bernardo begegnen, und das wird Ihnen sicherlich zu lange währen.“

Nina versicherte das Gegenteil; sie lehnte sich nachlässig, wie ihre Gewohnheit war, an das Maisstrohdach des Zeltes und begann unbefangen über dies und das zu plaudern. Aber nach kurzem sagte sie, daß sie müde sei und die Luft, die von der leise wogenden See kam, zu kühl; dabei blickte sie zweifelnd in die dunkle Thüröffnung. Der gute Benedetto fand zwar die Mainacht schwül und dunstig, er hatte Sehnsucht nach dem frischen Alpenwind, der von Eis und Schnee erzählte, aber freundlich lud er das Mädchen ein, in seine Hütte zu treten.

Wieder griff er unter die umgestürzte Kiste, diesmal in der Finsternis, und holte ein Endchen Kerze hervor, das er gastfrei entzündete und auf die Kiste stellte. Da diese aber nun Tisch war, blieb nichts für einen Sessel übrig, und Nina setzte sich lachend auf den rauschenden Strohsack, der junge Soldat neben sie.

Er blickte ihr bei dem schwachen Lichtschein freimütig in das schöne Gesicht.

Sie fühlte sich erröten; nun würde er den Abgang der silbernen Nadeln und des roten Bandes bemerken; sie hatte es zwar wett zu machen versucht, indem sie ohne Wissen der Mutter deren vielreihige Venetianer Goldkette, die diese vom Vater zur Hochzeit bekommen, heimlich um den Hals gelegt, und dazu ein vorn tief herab offenes Leibchen angezogen, so daß das goldene Kreuzchen auf der vollen Büste ruhte; darüber hatte sie ein buntseidenes Tuch lose geknotet, in den Ohren baumelten große goldene Räder, auch

Eigentum der Mutter, denn Nina mit all ihren Verehrern besaß noch keinen eigenen Schmuck. Der Spiegel hatte wohl der Eitlen gesagt, daß sie auch ohne Nadeln im Haar schön war, aber mit Herzklopfen harrte sie der Frage des jungen Mannes nach der gewohnten Zierde. Er aber sah nur das reizende Gesicht seines seltsamen Besuches. Auch sie ihrerseits musterte das von Wind und Wetter gebräunte Gesicht des Strandwächters. Er hatte harte, stolze Züge, ganz anders als jene der mehr weichlichen Bewohner der Lagunen. Auf einer hageren, sehnigen Gestalt saß ein Kopf, wie man ihn nicht charakteristischer finden konnte: eine scharf gebogene Nase, energisch gezeichnete Lippen und ein Paar warme, treue dunkle Augen, die keck genug daheim geblitzt, aber in der Fremde das Sehnen und Hangen nach etwas Verlorenem gelernt hatten.

Nina trug die ganze Zeit ein größeres Päckchen im Arm; nun, da sie saß, nahm sie die Papierhülle ab und stellte lachend eine Flasche mit feiner Etikette auf die als Tisch dienende Kiste.

Der Soldat machte große Augen.

„Der Colonello gab mir beim Abschied Bonboni und diesen Marsala," log sie ruhig, „ich brachte ihn mit, damit Sie auch einen Schluck davon trinken können."

Benedetto errötete angenehm überrascht, wies aber das Anerbieten bescheiden ab.

„Geben Sie den Wein Ihrem Vater, Nina, er ist alt, und ich bin jung und habe keinen Marsala nötig."

„Mich aber freut es so," rief das Mädchen, und die Flasche in die Rechte nehmend, faßte sie den Kork mit ihren festen weißen Zähnen und zog ihn aus dem Flaschenhals; dann nahm sie selbst einen herzhaften Schluck aus der Flasche und reichte sie dann dem Manne mit einem süßen Lächeln. Er zögerte etwas, zu stolz, um sich von einem fremden Mädchen etwas schenken zu lassen, aber Nina bat so herzlich; da führte er schließlich die Flasche an die Lippen, und nicht an Wein gewöhnt, rieselte es ihm wie Feuer durch den Körper.

Nina plauderte lustig fort und dazwischen tranken beide von dem süßen Wein, der ihnen heiß genug machte.

Draußen war eine herrliche, laue Nacht, kein Lüftchen wehte über das Wasser, das schwarz und düster unter dem besternten Himmel lag. Ninas Bruder hatte recht gehabt, es war eine finstere Nacht, wie geschaffen zu lichtscheuen Thaten.

Und wie die beiden jungen Menschen tranken und ihnen der feurige Geist des edlen Sizilianers das Blut schneller durch die Adern trieb, so wurden sie fröhlicher, ungezwungener; selbst der ernste Benedetto vergaß momentan das Heimweh, wenn auch nicht den Dienst: insofern hatte Nina falsch gerechnet. Plötzlich sah er auf die Uhr, es war knapp auf halb elf, also höchste Zeit, daß er dem Kameraden entgegenging; er erhob sich halb, aber es flimmerte ihm vor den Augen, er griff, eine Stütze suchend, mit der Hand zurück und sie fiel auf die volle Schulter des Mädchens, die, heiß wie ihr war, in diesem Moment das bunte Busentüchlein abgeworfen hatte; auch ihr war es seltsam vor den Augen, wie hundert Sterne tanzte es in den dunklen Ecken der Hütte, und war sie auch anfangs die Beherrscherin der Situation gewesen, nun war sie es längst nicht mehr; bleischwer lag ihr die Schwüle in der engen Hütte, der zuviel genossene Wein in den Gliedern.

Mit beiden Händen griff sie nach dem Manne.

„Geh nicht fort, Benedetto," flüsterte sie heiß.

Er suchte sich freizumachen, unsicher, was er thun sollte. Das dumpfe Gefühl, daß er gehen mußte, daß der Dienst ihn rief, erfüllte sein halbbetäubtes Denken, daneben zog es ihn heiß, fast unwiderstehlich in plötzlich erwachter Leidenschaft zu dem schönen Mädchen mit den süß schmachtenden Augen; er fühlte unter seiner Hand die warme, volle Schulter, er zauderte, der Wein hatte ihm jede Überlegung geraubt und die Füße versagten ihm den Dienst; er griff mit der Linken an die Stirn, er schwankte, dann fiel er wieder zurück auf die Lagerstätte.

Nina, ihrer Sinne selbst kaum mächtig, griff doch wieder nach der Flasche, sie tastete daneben und warf dabei das armselige Kerzenendchen um; verlöschend fiel es auf den erdgestampften Boden. Nun war es nachtfinster um die beiden, nur die hellen Sterne lugten bei der schmalen Thüröffnung herein.

Das Mädchen lachte. „Trink doch," sagte sie, „der Wein ist gut."

Sie lehnte sich dabei an ihn, ihr voller üppiger Busen ruhte an seinem stürmisch klopfenden Herzen.

„Keinen Wein, aber dich," flüsterte er mit heiserer Stimme und weinschwerer Zunge; ungestüm zog er das halbtrunkene Mädchen an sich.

Unterdessen schritt zu der bestimmten Zeit sein Kamerad in der finsteren Nacht über den feinen Ufersand, er spähte nach rechts und links; merkwürdig, der nimmer fehlende Benedetto war heute nirgend zu sehen.

Kopfschüttelnd schritt er weiter, als es eigentlich seine Pflicht war; vielleicht hatte sich der Wächter verspätet, da mußte er nachsehen.

Plötzlich hörte er seitwärts in der schwarzen Flut leise plätschern, nicht wie es die unruhige Welle thut, sondern als schwimme jemand mit kräftigen Stößen dort draußen in Nacht und Dunkel. Der Soldat duckte sich zusammen, er lauschte hinunter: das war keine Täuschung, dort schwamm ein dunkler Gegenstand heran; es kam näher in das seichte Uferwasser, langsam, vorsichtig kroch es heran, einen zweiten Gegenstand vor sich herschiebend; nun erhob es sich: es war ein Mensch, der Wächter sah trotz der Dunkelheit die Umrisse deutlich. Benedetto mußte auf alle Fälle wenigstens in der Nähe sein. Der Soldat zog die Pfeife und stieß hell und grell einen Ton heraus, der des wilden Beppos Herz erstarren machte. Also Nina hatte ihn schnöde im Stich gelassen, nun galt es schnelle Beine machen; er ließ das Fäßchen fahren und begann den ebenen Strand entlang zu laufen; der Soldat, ihm folgend, riß den Karabiner empor, um dem Flüchtling einen Schuß nachzusenden, dabei stolperte er über dürres Geäst, das die See angeschwemmt, und stürzte der Länge nach hin; noch im Fallen pfiff er laut und dringlich, aber Beppo schien ihm bereits entkommen. Fluchend erhob sich der Wächter und lief der Richtung nach, in welcher der Mann gelaufen; der Schweiß rann ihm von der Stirn, knöcheltief sank er in den feinen Ufersand, er pfiff in einem fort; nun tönte ihm Antwort entgegen, die Stimme seines nächsten Kameraden rief ihm zu:

„Wir haben ihn schon, er lief mir fast in die Arme; gutwillig wollte er nicht folgen, aber unsere Karabiner jagten ihm Furcht ein."

Dabei blinkte das Licht einer Taschenlaterne, und bei dem roten Schein sah man Beppo mit finsterem Gesicht, halb entkleidet, von Wasser triefend, zwischen zwei Strandwächtern stehen. Auf alle Fragen, die man an ihn richtete, sagte er nur, daß er hatte baden wollen.

„Baden!" lachte der Soldat, der ihn zuerst bemerkt. „Und den Pack, den du getragen, wir werden ihn auch noch holen und mitnehmen."

Ganz freundschaftlich lachend und plaudernd gingen die drei Soldaten mit Beppo in der Mitte den Strand zurück, sie fanden mit leichter Mühe das Fäßchen, das halb noch im Wasser lag, der eine der Männer hob es auf, und so wanderten sie durch die dunkle Nacht dem Fort San Nicoletto zu, wo Beppo vor den wachthabenden Offizier geführt wurde. Mit Mut im Herzen wiederholte er die Geschichte vom nächtlichen Bade, die ihm niemand glaubte.

„Du hast schmuggeln wollen und bist dabei ertappt worden; das trägt dir einige Monate stilles Nachdenken hinter Mauern ein," sagte ihm der Offizier strenge. „Marsch, fort mit ihm!"

Und Beppo ward bis zum Morgen unterdessen in der Kaserne hinter Schloß und Riegel gebracht.

Er dachte an Nina, an die silbernen Nadeln; zornbebend und racheschnaubend nahm er nun an, daß ihm das schöne Liebchen verloren sei. Als dann die schwere Thür der Zelle in das Schloß fiel, sank der arme Bursche auf den moderigen Strohsack und weinte bitterlich.

„War Benedetto der Montanaro auch bei euch?" fragte einer der hinzugeeilten Offiziere die drei Soldaten, nachdem Beppo abgeführt war. Bernardo machte ein dummes Gesicht.

„Das ist gerade das Merkwürdige," sagte er, „heute das erste Mal traf Benedetto nicht bei der Kreuzung ein, und ich ging ihm noch ein Stück entgegen, bis wenige Hundert Schritte vor seiner Hütte; eben dort kam der Bursch an das Ufer geschwommen."

Der Offizier schüttelte ungläubig den Kopf. „Das verstehe ich nicht, der Montanaro ist doch so wachsam, es muß ihm etwas zugestoßen sein, vielleicht waren der Schmuggler mehrere und einer hat ihn kalt gemacht; das wäre schade. Geht doch einmal bei der Hütte vorbei und seht nach.“ Der Sprecher sah auf seine Uhr; mit dem Hin- und Herlaufen, dem Verhör war die Nacht bereits vergangen, es ging auf drei Uhr. „Wartet,“ sagte der Offizier, welcher Benedetto freundlich zugethan war, „ich gehe mit euch.“

In Italien herrscht eine Art von kameradschaftlichem Verhältnis zwischen dem Offizier und dem gemeinen Mann, wie man es in anderen Staaten nicht findet. Oftmals kann man beide während des Marsches oder bei Übungen zusammen plaudern sehen, deshalb leidet die Subordination keineswegs.

Die vier Männer schritten in der anbrechenden Dämmerung die die Lido-Insel durchkreuzenden Pfade entlang, vorbei an einem einsam stillen Gehöft, wo nur die Hähne krähten, vorbei an den geschlossenen Villen mit den schlafenden Kurgästen, vorbei an dem Badeetablissement, an dessen stockhohen Pfählen die steigende Flut heranrauschte.

Rosig flog der Morgenschein über das Firmament, an dem die Sterne nur noch fahl flimmerten, um bald ganz zu erlöschen. Das lange Dünengras war taufeucht, und feucht wehte der Morgenwind über die weite See herüber.

Still und friedlich lag inmitten der Sandhügel das maisstrohgedeckte Hüttchen des Strandwächters, es schien öde und verlassen.

„He, Benedetto!“ schrie der junge Offizier, und seine tiefe Stimme hallte unheimlich laut durch die stille Natur.

Aber der Gerufene, der dort innen gleich einem Toten seinen Rausch ausgeschlafen, vernahm den Ruf doch; er sprang auf, und noch schlaftrunken, mit verschwollenen Augen trat er unter die niedrige Thür, das Herz stand ihm fast still, er wankte, als wäre er noch betrunken, und sich schwer gegen die Hütte lehnend, starrte er wortlos dem herankommenden Vorgesetzten und den Kameraden entgegen. Ein fürchterlicher, namenloser Schreck durchzuckte sein Inneres. Was war mit ihm geschehen? Er hatte gefehlt gegen Treue und Pflicht, und zwar gefehlt in der zwölften Stunde seiner Dienstzeit.

Noch lag der Nebel des genossenen Weines, der jäh erwachten Leidenschaft in seinem Kopf und hemmte den geordneten Gang der Gedanken; aber er ahnte etwas Schweres, etwas Fürchterliches, das an ihn herantrat.

Der Offizier sprang leicht über die Sandhügel, in die man tief einsinkt; nun stand er vor dem Soldaten, den er mehr verwundert als strafend ansah; sein rascher Blick fiel durch die offene Thür in das Innere der Hütte. Eben tauchte der oberste Rand des Sonnenballes über dem Wasser empor, feurige Pfeile schossen über den Himmel hin, ein Strahl des jungen Tages durchdrang auch die Dunkelheit dort in dem Zelt, und da sah sein Vorgesetzter, warum der Soldat seine Pflicht vergessen. Auf der Kiste stand die leere Flasche, und auf dem groben Strohsack lag in tiefen Schlaf versunken das schöne Mädchen; die schwarzen Haare lagen in unordentlichen Strähnen über dem üppigen Busen, ihn halb verdeckend.

Der junge Offizier trat einen Schritt zurück; ihm that der Bursche, der stets so ordentlich gewesen, leid, aber die Strafe konnte er ihm darum nicht ersparen.

„Mir ist leid um dich, Benedetto,“ sagte er bedauernden Tones.

Bernardo war auch neugierig herangetreten, auch er sah Nina und erschrak, da er sie erkannte.

„Das ist ja Beppos Schatz,“ rief er, „Beppo, den wir hier in der Nähe beim Schmuggel erwischten! Benedetto, du bist in eine Falle gegangen.“

Benedetto erbleichte; nun war er nüchtern genug, und doch wankte er.

Sein Vorgesetzter wendete sich halb ab: „Gieb deinen Karabiner den Kameraden und komm mit,“ sagte er streng. „Mir ist leid um dich, da heute der Tag der Freiheit für dich gekommen wäre und du bisher ordentlich gewesen bist; nun aber kommst du vor das Kriegsgericht, und deine Strafe wird in diesem Falle nicht klein sein.“

Kreideweiß ward der arme Bursche, ein Zittern durchrieselte seinen sehnigen Körper;

er beugte das Haupt, und wie Nebel legte es sich vor den äußeren Blick; aber das innere Auge sah die alte Mutter, die geliebten Berge, das Mädchen, das er freien wollte, in endlose Fernen gerückt: nun war alles, alles aus, niemals durfte er das Haupt stolz erheben, er hatte gegen Schwur und Pflicht gefehlt, und das Bewußtsein seiner Schuld knickte seine stolze, ehrliche Seele.

Nun schlug er das Auge weit auf, er sah sehnsüchtig in die rotglühende Sonne, die eben in ganzer Pracht aus der Salzflut emporgetaucht war; über dem schwarzblauen Meer zogen leichte, rosige Nebel dahin, und leise rauschend plätscherte die Woge über den Sand herauf.

„Gieb die Waffe ab,“ sagte nochmals der Offizier, der wohl die Gedanken des Burschen lesen mochte.

Mitleidig sahen ihn die Kameraden an.

Er seufzte, aber der Seufzer klang wie unterdrücktes Stöhnen. Die Knie wankten ihm; er trat in die Hütte, um zu thun, wie ihm geheißen, aber da die bebende Rechte das kalte Eisen des Karabiners umklammerte, fiel sein stieres, blutunterlaufenes Auge auf das schlafende Mädchen in der Ecke; eine gewaltige Wut wallte in dem rauhen Sohn der Berge auf, wilder Haß gegen die Urheberin seiner Schuld und Schmach erfüllte seine Seele, wie ein Raubtier sprang er lautlos mit einem Satze durch den Raum, er knirschte mit den Zähnen, das Blut schoß ihm siedend gegen den Kopf. „Maledetta,“ stieß er hervor, und den Blick abwendend, hob er die Waffe und schoß der arglos Schlafenden durch die halb entblößte volle Brust. Gleich darauf fiel ein zweiter Schuß.

Die rasch hereineilenden Männer fanden nur noch zwei Leichen. Dort am Strohsack das schöne, leichtfertige Mädchen, und mitten in der Hütte, quer über die alte Kiste und die Scherben der Weinflasche die Leiche des jungen Soldaten, im Blute schwimmend.

So endete Benedetto, der Montanaro.

Er hat seine geliebten Berge nicht mehr gesehen, und die Sonne, die über die hohen Zinnen der Alpen nur langsam emporsteigt, scheint ebenso goldig über das stille Grab der alten Mutter, als weit dort unten in der weichen, sanften Lagune über den vergessenen, unbetrauerten Grabhügel des jungen Selbstmörders.

Graf Alexander Sergejewitsch Stroganow.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Unter den russischen Adelsgeschlechtern, die auf eine große Vergangenheit zurückblicken dürfen und einer Sondergeschichte würdig wären, nimmt das der Grafen Stroganow einen ausgezeichneten Rang ein; es kann darum ohne Wehmut auf die Legende vom Mursen der goldenen Horde verzichten, der den Russen den Gebrauch der Rechenbretter gelehrt habe und dann als Gefangener der Tataren zu Tode gehobelt worden sei (strogat = hobeln); auch hat es nie, wie der Historiker Ustrjalow einst behauptete, die Rolle feudaler Barone gespielt, sondern sich stets damit beschieden, des Zaren Unterthan zu sein; es ist vielmehr wie unsere Fugger und Welser auf dem goldenen Boden des Handels und Gewerbes groß und mächtig geworden. Anika Stroganow aus Nowgorod legte Salzsiedereien an der Wytschegda (im Gouvernement Wologda) an und öffnete dem russischen Handel die Wege über den Ural nach Sibirien; seinen Söhnen gab Iwan der Schreckliche Schenkungsbriefe über die Wüsteneien längs der Kama vom Permschen Lande bis zur Sylwa und über die Ufer der Tschusowaja bis zu deren Ursprung. Die Gebrüder Jakow, Grigorij und Ssemen Stroganow legten mit Erlaubnis Iwans in diesen Einöden Festungen gegen die sibirischen und nogaiischen Räuberhorden an, nahmen alle freien Leute bei sich auf, verhörten und richteten sie selbständig, schufen Dörfer und neue Salzsiedereien und erhielten auf zwanzig Jahre das Recht, mit Salz und Fischen zollfrei zu handeln; Bergwerke anzulegen, wurde ihnen noch nicht gestattet, sie mußten, wenn sie auf Kupfer, Blei und Silber stießen, es sofort den zarischen Schatzmeistern berichten. Sie hielten auf ihre Kosten Geschütze und Soldaten, blieben aber Handelsleute und Kronunterthanen. Sie gründeten neue Plätze, legten Schanzen an der Sylwa und der Tschusowaja an, zogen Heimatlose in Masse herbei und hüteten den Nordosten Rußlands; sie trugen durch ihren Sieg im Jahre 1572 über die Tscheremissen, Ostjäken und Baschkiren wesentlich dazu bei, daß diese Völkerschaften Iwan von neuem huldigten, und als der nogaiische Eroberer Sibiriens, Kutschium, ihre Ansiedelungen bedrohte, erteilte ihnen Iwan am 30. Mai 1574* eine Urkunde, wodurch sie berechtigt wurden, sich an den Ufern des Tobol zu befestigen und gegen Kutschium Krieg zu führen; sie konnten ihre Hand nun über das Gürtelgebirge ausstrecken, und zum Lohne für ihre Dienste wurde ihnen auf ewig die Verarbeitung von Kupfer, Blei, Eisen und Zinn, wie zollfreier Handel mit den Kirgisen und Bucharen überlassen. Sie nahmen eine Abteilung Donkasaken in Sold, bildeten eine weitere Truppe aus Tataren, Litauern und Deutschen, und am 1. September 1581 zogen unter dem kecken Hetman Jermak 840 Mann gegen Kutschium ins Feld, ohne Iwans Erlaubnis einzuholen. Zwar brauste der Zar über eine solche Eigenmächtigkeit der Kaufleute auf und drohte mit der Acht, aber der Erfolg versöhnte ihn bald; am 23. Oktober war Kutschium von Jermak völlig besiegt

* Die Daten sind stets nach dem neuen Stil angegeben.

worden, am 26. Oktober nahm letzterer die Hauptstadt Sibir, und nun legten die Stroganow im Dezember 1582 Sibirien dem Zaren zu Füßen. Iwan verleibte es als Zartum Rußland ein und gab den Stroganow „für ihren Dienst und ihre Sorgfalt“ die Marktflecken Groß- und Klein-Sol und das Recht zollfreien Handels.

Als das sechzehnte Jahrhundert seinem Ende sich zuneigte, war die Familie Stroganow unfraglich die reichste Kaufmannsfamilie in ganz Rußland. Der bekannte Reisende Fletcher berichtet: sie habe außer unbeweglichem Vermögen etwa 300000 Rubel an barem Gelde, in ihren Fabriken arbeiteten eine Menge ausländischer und inländischer Kräfte, 10000 freie und 5000 leibeigene Arbeiter, welche Salz sötten und ausführten, die Waldungen ausrodeten und das Land bis zur sibirischen Grenze urbar machten. Die Stroganow entrichteten, wie Fletcher angiebt, dem Zaren jährlich 23000 Rubel, wurden aber von der Regierung, welche die Auflagen wiederholt erhöhte, ausgebeutet; sie erbauten eine große Anzahl Fabriken und Hüttenwerke, legten über hundert Ortschaften an und erwarben große Goldwäschereien. Weitsichtiger als die meisten ihrer Landsleute, erkannten sie wohl den Nutzen, den ihnen Ausländer bringen konnten, und auf ihren Besitzungen wirkten demzufolge ausländische Techniker, Chirurgen, Ärzte, Apotheker &c.; ein Stroganow war selbst ein geschickter Arzt und heilte 1582 Boris Godunow durch Anwendung eines Haarseils; Iwan der Schreckliche erlaubte ihm in Anbetracht seiner medizinischen Kenntnisse, sich mit dem vollen Vaternamen, resp. mit der Endung „witsch“ zu schreiben, was nur den höchsten Würdenträgern zustand. Weil Peter Ssemenowitsch Stroganow eine der Hauptstützen der schwachen Regierung Wassilijs V. war und für ihn auf eigene Kosten Bürger und Bauern vieler Städte im Permschen und Kasanschen ausrüstete, empfing er von ihm am 29. Mai 1610 einen Gnadenbrief. Wassilij stürzte, das Interregnum brach aus und die Polen bedrohten Rußlands Selbständigkeit; sie machten zwar der Familie Stroganow glänzende Anerbietungen, fanden aber an ihr echte Patrioten, die sich nur von uneigennütziger Treue leiten ließen; mit eigenen Truppen stritten die Stroganow für die nationale Freiheit. Mit Michail bestieg 1613 das Haus Romanow den Zarenthron, und bei dieser Gelegenheit erhielten die Stroganow wiederum das Vorrecht, eigene Soldaten und Festungen zu haben, freie Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen auszuüben und selbst nur vom Zaren und den Kammern der Bojaren und der Gemeinen gerichtet werden zu dürfen; ein sonst nie verliehener Titel imenitie ljudi, d. h. namhafte oder ausgezeichnete Menschen, wurde ihnen verliehen. Sie bildeten, so zu sagen, einen Staat im Staate. Zugleich mit ihrem Reichtum stieg ihr Ansehen, sie verschwägerten sich mit den Fürstenhäusern der Galitzin, Ssaltykow u. a., und am 4. August 1692 bestätigte ihnen Peter der Große durch eine Urkunde ihre weitläufigen Besitzungen nebst allen Rechten.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts stand der Stamm auf nur zwei Augen, denen des Grigorij Dimitrijewitsch, welcher sich in Moskau niederließ und Maria Jakowlewna Nowossilzow, die erste Staatsdame, heiratete; er unterstützte Peter den Großen im Entscheidungskriege mit Schweden in reichem Maße und genoß sein besonderes Vertrauen. Bei seinem Tode 1715 hinterblieben drei Söhne, Alexander, Nikolai und Sergei Grigorjewitsch. Peter der Große, der aus einem Zaren von Moskau Kaiser von Rußland geworden war, konnte nicht länger dulden, daß die Stroganow einen Staat im Staate bildeten, und entzog ihnen darum am 18. Mai 1722 alle von den früheren Zaren verliehenen Privilegien; hingegen verlieh er bei einem Besuche in Kasan, wo die Stroganow ihn an seinem Geburtstage mit seinem ganzen Heere bewirteten, den drei Brüdern am 10. Juni 1722 die erbliche Baronie. Baron Alexander Grigorjewitsch hinterließ keine Söhne, Baron Nikolai gründete die ältere und Baron Sergei die jüngere Linie des Hauses. Indem Nikolais Tochter, Maria Nikolajewna, 1753 den Sohn von Katharinas I. Bruder, den wirklichen Kammerherrn und Senator Grafen Martin Karlowitsch Skawronski, heiratete, trat ihre Familie in die nächsten Beziehungen zu Katharinas Tochter, der Kaiserin Elisabeth, die wie Katharina II. die Stroganow offen ihre Verwandten nannte.

Uns beschäftigt hier die Linie Nikolais nicht weiter, denn unser Thema weist uns auf die jüngere Linie hin. Der Stifter derselben, Baron Sergei Grigorjewitsch, stand am Hofe Elisabeths in hoher Gunst, war wirklicher Kammerherr und Generallieutenant und begleitete seine kaiserliche Cousine überall; er hatte sich mit Sophie Kyrillowna Narischkin, wiederum einer Cousine der Kaiserin, verheiratet und war am 18. Mai 1737 verwitwet. In den Jahren 1752 bis 1754 ließ er sich in St. Petersburg durch den jüngeren Grafen Rastrelli, den Baumeister des Winterpalais, einen prachtvollen Palast im Barockgeschmack an der Ecke des Newski-Prospekts nahe der Polizeibrücke bauen; er legte noch den Grund zu der Gemäldegalerie dieses Palastes und starb am 11. Oktober 1756. Ihn überlebte ein Sohn, der Gegenstand unserer Abhandlung.

* *
*

Alexander Sergejewitsch, Baron Stroganow, der einzige Sohn Sergeis, wurde am 14. Januar 1733 geboren. Seine erste Erziehung empfing er im Elternhause durch den französischen Hofmeister Antoine; als er aber achtzehn Jahre alt geworden, wurde an seine weitere Ausbildung in der Fremde gedacht. Am 4. Juni 1752 trat er mit Antoine und zwei Dienern von St. Petersburg aus eine mehrjährige Reise an, über deren Verlauf wir durch seine Korrespondenz mit dem Vater unterrichtet sind; letzterer warf ihm für seine Ausgaben jährlich 2500 Rubel aus und accreditierte ihn bei dem Bankhause Login in Amsterdam, dem er im Notfall auch weitere Summen an den Sohn zu geben gestattete; mit Hilfe des kaiserlichen Vicekanzlers Grafen Michail Ilarionowitsch Woronzow versorgte er ihn mit Empfehlungsbriefen an die Vertreter Rußlands im Auslande und an andere Personen von Rang, indessen ihm der Historiograph und Akademiker Müller Schreiben an Gelehrte mitgab. Über Narwa, Riga und Danzig kam der Jüngling am 16. Juli nach Berlin, wo er in der Brüderstraße abstieg; mit offenen Armen empfing ihn der Gouverneur, Feldmarschall Jakob Keith, der lange in russischen Diensten gestanden; Keith zeigte ihm alles Sehenswerte der preußischen Hauptstadt; besonders fielen ihm die massiven Silberschätze im Schlosse auf, jene Galerie für die Musiker, jener fünfzehn Centner wiegende Kronleuchter u. s. w., welche Kostbarkeiten Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges in die Münze senden mußte; er sah den großen König, wie derselbe in Potsdam die Parade der ganzen Garde abnahm, und reiste am 6. August nach Hannover weiter. Hier begegnete er dem Gesandten am Hofe von St. James, Grafen Tschernischew, bewunderte die reiche Bibliothek und sah im Theater Molières „Tartuffe"; am 22. August war er in Kassel, wo ihm das erbprinzliche Paar große Huld erwies. Wilhelmshöhe, damals Weißenstein genannt, erregte sein Staunen, die Wasserkünste und der Herkules hatten damals ihresgleichen nicht in Europa. Als er auf dem Weg nach Hanau Nauheim passierte, gestand er sich mit Genugthuung, daß die dortigen Salinen weit unbedeutender als die Stroganowschen im Permskischen seien; in Frankfurt interessierte ihn vor allem der Römer mit den Kaiserbildern und der Goldenen Bulle; er machte die Bekanntschaft eines Grafen von Sayn-Wittgenstein, der eben in russische Kriegsdienste ging und ihn um Einführungsbriefe in die russische Gesellschaft bat. Einige Tage hielt er sich in Straßburg auf, wo ihm außer den einfachen Festungswerken die Münsteruhr, die Bibliothek und der mit üppigstem Luxus ausgestattete Palast des Kardinals Sobieski auffielen und er das bescheidene Grab des Marschalls Moritz von Sachsen in der St. Thomaskirche sah, in der sich später dessen überladenes Denkmal erheben sollte.

So kam er in die Schweiz, nach Genf, dessen Universität im vorigen Jahrhundert so viele Fremde herbeizog; dort studierte eben auch ein Fürst Galitzin, dort lebte der russische Diplomat Wesselowski, der infolge der Katastrophe des Zarewitsch Alexei ein freiwilliges Exil gesucht hatte. Vor Louis Necker, Gilibert, Romain u. a. zeichnete sich unter den Professoren Jakob Vernet aus, der Geschichte und alte Litteratur, späterhin Theologie lehrte. In Genf war weder Oper noch Komödie noch Maskerade; hingegen bot die Natur dem Sohne des Nordens solch tausendfachen Reiz, daß er sich im Paradiese

wähnte; er beschwor den Vater, ihn so lange als möglich in Genf den Wissenschaften leben zu lassen, Wesselowski unterstützte seine Bitten, der Vater aber wollte nichts davon wissen, und der junge Mann mußte Genf verlassen; am 19. September 1754 stand er auf dem Boden Italiens. Genf blieb ihm teuer, und man behielt auch ihn im besten Andenken; als zwanzig Jahre später sein Sohn Paul dorthin kam, sprach Vernet weinenden Auges von Alexander Sergejewitsch und den schönen Zeiten, die sie einst genossen. Alexander Sergejewitsch erhielt für die italienische Reise fünftausend Rubel Silber. Vierzehn Tage

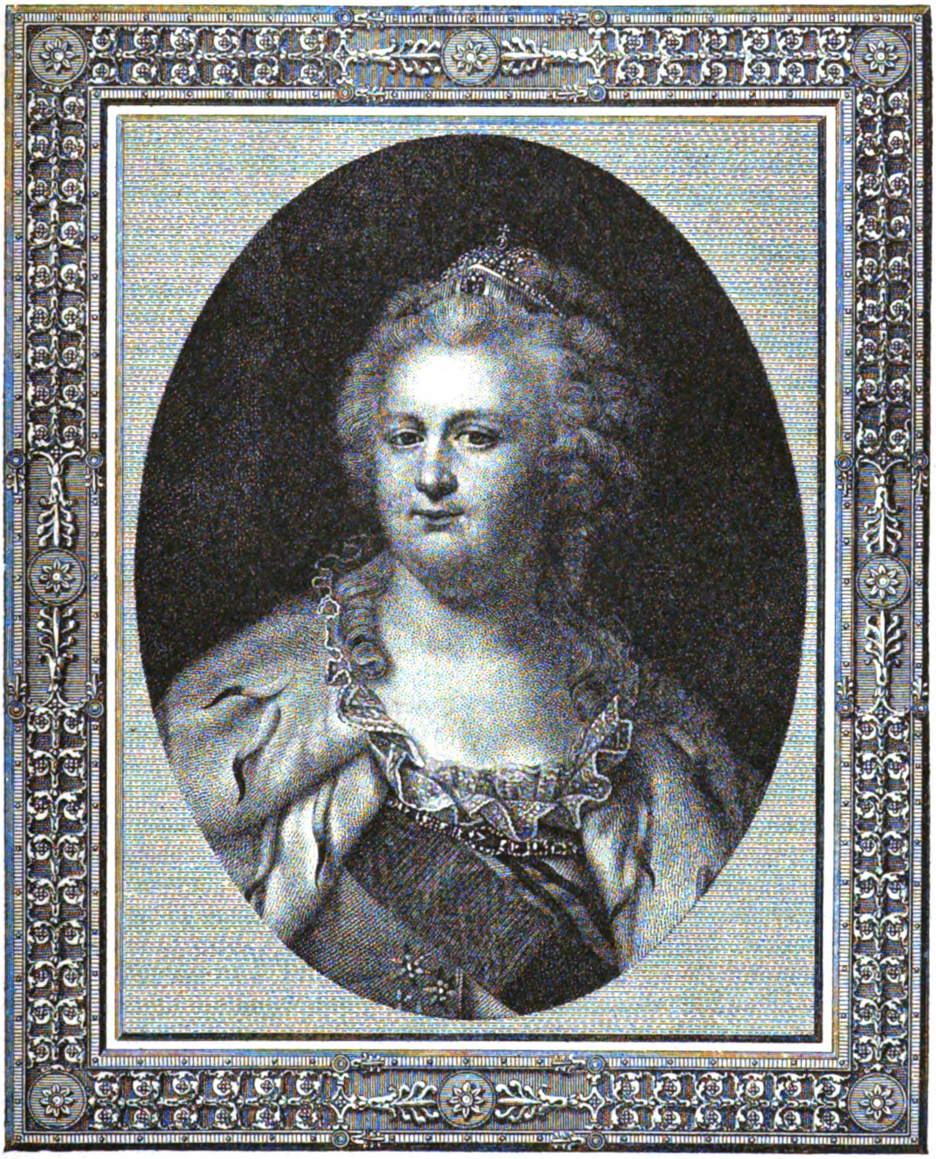


Graf Alexander Sergejewitsch Stroganow.
Nach einem Stich von Ignaz S. Klauber.

weilte er in Turin, am Hofe empfangen, sein Genfer Kommilitone Galitzin begleitete ihn überall hin, und besonders zog ihn die Bibliothek mit ihren Manuskripten an; am 11. Oktober traf er in Mailand ein, wo er die Gelegenheit benutzte, um gute Bilder für

die väterliche Galerie zu kaufen, und im November in Brescia. Wie er hier die Bekanntschaft des Kardinals Quirini machte, so lernte er in Verona bei dem greisen Altertümersammler Francesco Scipione Maffei Segur und Sakromozo kennen. In Venedig geriet er in den Sturm des Karnevals, für den ihm jeder Geschmack abging; besonders nahm er Anstoß an dem Liebhaberwesen, das die ganze Damenwelt korrumpierte, und an dem wahnwitzig hohen Spiele, bei dem die venetianischen Nobili Habe, Gut und Ehre vergeudeten; hatten sie kein Geld mehr, so suchten sie welches, um weiter zu spielen, und es war ihnen alles feil, um zu Geld zu kommen. Stroganow zog davon Nutzen und kaufte ein kostbares Bild Correggios. In Bologna hörte er bei mehreren Professoren Vorlesungen, in Rom ließ er sich dem Papst, dem kunstsinnigen Benedikt XIV., vorstellen, mit dem er dann in Briefwechsel trat, und wandte nun seine Schritte nach Paris. Er hörte wiederum Universitätsvorlesungen, besonders im Interesse der Permskischen Fabriken seiner Familie, so über Experimentalphysik, Chemie und Metallurgie, besuchte die Akademien, Fabriken und Anlagen von Paris und hat manche hier erworbene Erfahrung auf seinen Besitzungen nützlich angewendet. Das Pariser Leben ging an ihm nicht so spurlos vorüber wie das venetianische, es gefiel ihm gar sehr, er huldigte auch dem Spielteufel — da machte der Vater einen Strich unter die Rechnung und forderte ihn auf, ins Vaterland zurückzukehren, denn mit Kaiserin Elisabeth hatte er sich dahin geeinigt, ihn mit der einzigen Tochter des Vicekanzlers Grafen Woronzow, der schönen Anna Michailowna, zu verheiraten. Alexander Sergejewitsch bat zwar, ihn weiter studieren zu lassen, der alte Baron aber erklärte ihm, erfreut über die gute Ausnützung seiner Studienzeit: „es gezieme ihm nicht, immer allein und nur mit gelehrten Gedanken zu leben, er müsse vielmehr in eine neue Welt zurückkehren und das Ziel verfolgen, etwas für sich zu profitieren.“ Ein anderes Mal rief er ihm zu: „Kehre ins Vaterland heim, denn gewisse Umstände wenden sich zu deinem Heile und gebieten dir beschleunigte Ankunft,“ und da der Sohn immer noch zögerte, hielt er ihm die Gelder zurück. Da starb er plötzlich am 11. Oktober 1756, Alexander Sergejewitsch war sein eigener Herr und erbat sich durch den Günstling Schuwalow Elisabeths Erlaubnis, im Auslande weiter studieren zu dürfen; sie aber verweigerte sie ihm und entbot ihn am 28. Januar 1757 unverzüglich zu Hof. Am 3. August stand er in Peterhof vor der kaiserlichen Cousine, ein in Leben und Lernen gereifter Mann; sie empfing ihn, Thränen im Auge, „wie eine zärtliche Mutter nach langer Trennung von ihrem Sohne“. Er mußte beständig um sie sein, speiste täglich bei ihr und begleitete sie auf allen Ausflügen; seine Zimmer im Palast von Peterhof lagen zunächst denen des Vicekanzlers, und so war es ihm leicht, der jungen Gräfin Anna M. Woronzow täglich zu begegnen. Gräfin Anna, die Patin der Kaiserin und des Thronfolgers, war ein liebreizendes Kind von fünfzehn Sommern und entwickelte sich zu ungewöhnlicher Schönheit; Stroganow verliebte sich rasch in sie, seine Neigung fand allseitige Unterstützung, und er erwog auch die Vorteile der Verbindung mit den Woronzow. Am 1. Oktober 1757 fand die Verlobung statt. Die Kaiserin zeigte die wärmste Teilnahme am Glücke des Verwandten, um so mehr, als auch die Mutter der Braut ihre rechte Cousine war; sie sprach darum gegen sein Vorhaben, den Verlobungsring seines Vaters zu benutzen, weil, wie sie sagte, derselbe so wenig mit seiner Frau zusammen gelebt habe; er fügte sich, freilich widerstrebend, und betraute seinen Verwalter mit der Beschaffung eines Ringes, der nicht unter dreitausend Rubel kosten dürfe. Die großen Ausgaben für die Hochzeit veranlaßten ihn zu einer Anleihe bei seinem Oheim, dem Baron Nikolai Grigorjewitsch, der ihm aber statt zwanzigtausend nur fünftausend Rubel vorstreckte. Am 1. März 1758 war Hochzeit, wobei Stroganow zum wirklichen Kammerjunker Ihrer Majestät ernannt wurde. Zugleich mit dem jugendlichen Paare von fünfundzwanzig und fünfzehn Jahren heirateten zwei andere aus der Hofgesellschaft, und die Jugend der Bräute rief den leichtsinnigen Zuschauern die am Hofe Elisabeths berechtigte Frage auf die Lippen, welche der drei zuerst ihren Mann betrügen würde. Die

Ehe Stroganows schien sehr glücklich werden zu sollen, das Ehepaar schloß sich eng aneinander — da starb die Schützerin, Kaiserin Elisabeth, unter der Woronzow schließlich Kanzler geworden, am 5. Januar 1762; Peter III. bestieg den Thron, beließ aber Woronzow im Amte. Noch unter Elisabeth war Alexander Sergejewitsch Stroganow mit seiner Descendenz am 9. Juni 1761 vom Kaiser Franz I. in den Grafenstand des heiligen römischen Reichs deutscher Nation erhoben worden: der Enkel der Nowgoroder Kaufleute trug die neunzackige Reichsgrafenkrone.



Kaiserin Katharina II. von Rußland.
Nach einem Stich von Mecou.

Als die Revolution von 1762 ins Werk gesetzt wurde, welche Peter III. Thron und Leben kosten und Katharina II., seiner Gemahlin, die Krone bringen sollte, trat Graf Alexander Sergejewitsch sofort auf Katha-

rinas Seite; sie zog seine Uniform an und erschien darin am 9. Juli vor den Truppen, tags darauf ritt er bei ihrem Einzuge in St. Petersburg vor ihr her und wurde zum Generaladjutanten der Selbstherrscherin ernannt. Seine Gemahlin hingegen ergriff die Partei Peters III., ihres Paten, der ja daran dachte, ihre Cousine Elisabeth Romanowna Woronzow an die Stelle Katharinas zu erheben und diese zu verstoßen. So standen die Gatten in verschiedenen Lagern, und dieser Umstand verursachte alle Zwietracht, die sie fortan einander entfremdete; aus politischen und dynastischen Gegnern wurden sie erbitterte persönliche Feinde, die sich die bittersten, häufig ungerechten Vorwürfe nicht ersparten. Gewiß war der Graf nicht von aller Schuld frei, hierfür spricht schon seine Verschwendungssucht, die Katharina II. im September 1764, als er der Krone Geld schuldete und nicht bezahlen wollte, zur Sequestrierung seiner Güter bestimmte; die Gräfin aber trug ihr vollgerütteltes Maß bei, um die Ehe unglücklich zu machen, denn sie war nicht allein die bezauberndste Frau am Hofe, sondern auch eine leichtsinnige Gattin, die sich in Liebeleien verstrickte und z. B. bei dem leitenden Minister Grafen Panin in den Jahren 1765 bis 1768 eine wahre „Schülerleidenschaft“ zu unterhalten verstand. So flehte denn der Graf die Kaiserin an, sie möge seine Ehe trennen, und klagte über Annas Fehltritte; Katharina wünschte jedoch als Verwandte der Familie, es möge das Ärgernis einer Scheidung unterbleiben, lehnte ihre Einmischung ab und wies ihn ans geistliche Gericht, wobei sie in gereiztem Tone äußerte, welchen Namen die Gräfin trage, ob Woronzow ob Stroganow, sei ihr völlig einerlei. Die Gatten trennten sich im November 1764, und Anna kehrte ins Haus ihres Vaters zurück, um schon am 4. März 1769 plötzlich zu sterben; das Gerücht lief um, ein Höfling habe sie vergiftet, doch fehlt demselben jede Begründung; ihre Mutter setzte der erst siebenundzwanzigjährigen Toten über ihrem Grabe im Alexander-Newski-Kloster ein Denkmal.

Schon als die Gräfin Anna sein Haus verließ, dachte Graf Stroganow gern und viel an die Tochter des Wirklichen Geheimerats und Senators Fürsten Peter Nikititsch Trubetzkoi, und um 1773 heiratete er sie; gleich nach der Trauung begab er sich mit Katharina Petrowna auf Reisen, die sie durch ganz Europa führten. In dieser Zeit kaufte er viele kostbare Gemälde für seine Galerie, schloß Bekanntschaften mit Gelehrten und Künstlern, besuchte Voltaire in Ferney und hielt sich besonders lange in Paris auf. Er befreundete sich mit Grimm, Holbach und d'Alembert, suchte gern die schöngeistigen Frauen auf, bei denen die Seigneurs den Litteraten und Künstlern begegneten, und dieser Verkehr trug an seiner Ausbildung reiche Früchte; in seine Konversation schlichen sich Anekdoten, Calembourgs, Witze aus den Pariser Kreisen ein, mit Katharina II. konnte er über alles reden und diskutieren, was mit den Encyklopädisten und der Aufklärungslitteratur zusammenhing, und in vielen Dingen ging die Anschauungsweise der Encyklopädisten und Schöngeister beiderlei Geschlechts auf ihn über. Gräfin Katharina gebar ihm am 18. Juni 1774 in Frankreich einen Sohn, Paul Alexandrowitsch, und eine in früher Jugend sterbende Tochter Natalie, aber Glück bot ihm auch die zweite Ehe nicht; Katharina war noch pflichtvergessener als Anna, sie scheute vor offenem Ehebruche nicht zurück. Korsakow oder, wie er sich später nannte, Rimskoi-Korsakow, ein Kleinrusse, war damals der allmächtige Favorit Katharinas II., ein geistloser Mann, von dem Fürst Schtscherbatow berichtet, er habe bei den Frauen die Wollust entwickelt; er liebte Musik, sang gut, und die Kaiserin, die ihn gern „Pyrrhus“ nannte, behauptete, er singe wie eine Nachtigall; zumal seit September 1779 war ihre Leidenschaft für ihn grenzenlos — da begann er ein Liebesverhältnis mit der Gräfin Katharina Stroganow. In ihrer Liebe tödlich verletzt, verwies ihn die Kaiserin im Oktober 1779 nach Moskau, wohin ihm die Gräfin sofort nachreiste. Der Skandal war offenkundig, und die Gräfin erhöhte ihn durch ihre Aufführung; die Gerichte trennten die unselige Ehe, und der einzige Sohn Paul blieb dem Vater. Alexander Sergejewitsch ertrug auch diesen Schlag, der ihn mit sechsundvierzig Jahren zum zweimal unverwitweten Witwer machte, mit Ergebung. Er bewies der schuldigen Gattin gegenüber seine volle Generosität,

indem er ihr sein prachtvoll eingerichtetes Palais in Moskau und den reizenden Landsitz Bratzowo bei Moskau überließ und ihr reiche Jahrgelder auswarf. Sie lebte mit Korsakow, ohne ihr Verhältnis irgend zu verhüllen, und beider Sohn wuchs unter dem Namen Ladomirski heran. Der Moskauer Adel kam häufig zu Gast. Man beschreibt sie als die schlimmste Egoistin weit und breit, als eine Frau von sonderbaren Gewohnheiten, die sich kecklich Gräfin Stroganow zu nennen fortfuhr; sie starb, einundsiebzig Jahre alt, am 2. Dezember 1815 in Moskau, wo sie im Androniew-Kloster ihr Grab fand, Korsakow starb erst am 28. Februar 1831 in Bratzowo, und ihr Sohn wurde Adelsmarschall des Gouvernements Tschernigow.

Graf Alexander Sergejewitsch lebte nach dem Ereignisse von 1779 fortan der Erziehung seines einzigen Sohnes Paul und seinen Ämtern. Der Erzieher Pauls war ein Franzose, Gilbert Romme; derselbe begleitete ihn nach Frankreich und wollte aus ihm eine Art „Emile" machen, der Vater billigte die Methode und bezeigte Romme seine Zufriedenheit, bis Paul durch ihn in die Wirtschaft des Jakobinerklubs hineingezogen wurde und ein Verhältnis mit der Amazone der Cordeliers, Theroigne de Mericourt, begann; dann aber sandte er 1790 seinen Freund Nowossilzow nach Paris, ließ Paul aus Rommes Banden lösen und nach Rußland zurückbringen. Unter seinen Standesgenossen zeichnete sich Alexander Sergejewitsch höchst vorteilhaft aus, er war sich seiner Bildung und seines Wertes bewußt. Er begleitete Katharina II. auf den meisten Reisen und war daheim fast immer in ihrer Nähe; sie behandelte ihn wie einen Verwandten. Auf seinen von Prunk und Reichtum strotzenden Festen, seinen Bällen u. s. w. erschien der ganze Hof; Katharina wies einmal auf ihn hin, indem sie sagte: „Da steht einer, der sich vergebens bemüht, sein Geld zu verthun, der es einfach nicht kann," und doch hinterließ er Millionen von Schulden. Er war so genau mit Manieren und Bewegungen, mit Tonfall und Redewendungen der Kaiserin vertraut, daß sie ihm manchmal befahl, bei Maskenfesten ihre Rolle zu spielen. An seiner Tafel speiste stets ein Schwarm nicht gebetener Gäste, von zahlreicher Dienerschaft gewartet; die Verschwendung seines Haushaltes war grenzenlos, seine Leute bestahlen ihn fortwährend, er wußte es und lachte darüber. Durch Woronichin ließ er am Ufer des „schwarzen Flüßchens" im Wiborgschen Stadtteil St. Petersburgs die reizende Villa Stroganow erbauen, wo er den Sommer verlebte und das Volk mitleben ließ; allsonntäglich spielte dort die Musik, dem Hause gegenüber wurden Zelte aufgeschlagen, es gab allerhand Erfrischungen, und der liebenswürdige Hausherr ging im grünen Rocke unter den lustigen Menschen umher, sprach diese und jene Gruppe leutselig an und freute sich an der allgemeinen Heiterkeit, ein echter Repräsentant vornehmer Menschlichkeit. Fürst Adam Czartoryski sagt von ihm: „In ihm mischten sich seltsam genug der Encyklopädist und der altrussische Bojar. Er besaß den französischen Witz und die französischen Wendungen neben russischen Sitten und Gewohnheiten." Man sprach an seiner Tafel von Voltaire und Diderot, vom französischen Theater und von französischer Litteratur, man bewunderte die Perlen seiner Gemäldegalerie; jeder empfand das behagliche Gefühl, der Hausherr wolle Vergnügen um sich verbreiten, Freude auf allen Gesichtern leuchten lassen. Einen starken Charakter konnte man ihn freilich nicht nennen, er begeisterte sich leicht und erkaltete leicht, sobald es Hindernisse zu überwinden galt; sein Urteil war schwankend und ohne Mühe zu beeinflussen, er entbehrte der Energie, die Zerstreuungen des Hoflebens verflachten ihn; trotz aller liberalen Anwandlungen, trotz seiner französischen Geschmacksrichtung, trotz seines universellen Wohlwollens war er ja durch und durch Hofmann und konnte der Hofluft wie kaiserlicher Huld nie entraten; ein kalter Empfang, ein Stirnrunzeln seines Souveräns machten ihn unglücklich, halt- und ruhelos. Mitunter wagte er freilich auch einmal ein kühnes Wort, wie uns Czartoryski von seinem Spotte über die Liebedienerei der Polen im Jahre 1792 berichtet. Häufig war er zu Gast bei dem Großfürsten Paul, in dessen Umgebung ihn Poroschin sehr oft erwähnt, und an Pauls Tafel war es, wo sich der gegen die Religion völlig indifferente Mann mit offener Mißachtung

darüber äußerte. Der Ämter hatte der Graf genug: er war unter Panin ins auswärtige Amt eingetreten und mit der Zeit Mitglied des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten, Wirklicher Geheimerat geworden, war das älteste Mitglied des dritten Departements im Senate, Wirklicher Kammerherr, erster Vorsitzer für die Marmorbrüche, Pfleger des kaiserlichen Kinderhauses in Moskau, Direktor der öffentlichen Bibliothek, seit 1768 Ehrenmitglied, „Amateur", seit 1800 Präsident der Akademie der Künste, Ritter des St. Andreasordens u. s. w.

Auch unter Katharinas Nachfolgern besaß der liebenswürdige Mann großes Ansehen. War der mißtrauische Kaiser Paul anfänglich gegen ihn als den nächsten Vertrauten seiner Mutter eingenommen, so stellte er sich doch bald mit ihm auf den besten Fuß, würdigte ihn seines Vertrauens und machte ihn zum Malteser-Ritter; freilich ließ er ihn auch seine Launen empfinden. Baron Heyking erzählt davon eine tolle Geschichte. Man wollte in Pawlowsk ausgehen, doch meinten die Kaiserin und Stroganow, es würde regnen; Paul rief gereizt: „Ich merke, Graf, wir konvenieren einander nicht mehr. Sie verstehen mich nie, auch haben Sie in Petersburg Pflichten zu erfüllen; ich rate Ihnen, dorthin zurückzukehren." Der Aufenthalt am Hofe war für Stroganow ein Bedürfnis, er fühlte sich tief gedemütigt und elend, wenn er sich nicht bei Hofe langweilen konnte. Der Sturm ging vorüber, Paul nahm den alten vertrauten Ton an und besuchte häufig den Grafen ohne alle Umstände; die Kaiserin Maria Feodorowna widmete ihm innige Freundschaft, nannte ihn mon bon ami und mon bon vieillard und holte sich häufig, besonders in Sachen der Wohlthätigkeit, bei ihm Rat; als Paul durch Koslowski dem Fürsten Ssuworow das Denkmal in Petersburg errichten ließ, überwachte Stroganow die Arbeit. Am 2. Mai 1798 erhob Paul ihn und seine Familie in den russischen Grafenstand. Auch Alexander I., der siebente Selbstherrscher, den Stroganow erlebte, und dessen Gemahlin Elisabeth Alexiewna bewiesen ihm ihre volle Huld, Alexander schloß außerdem die innigste Freundschaft mit seinem Sohne Paul. Czartoryski, der wohl der beste Zeuge ist, schreibt: „Er unterhielt sich gern und fühlte sich behaglich mit dem alten Grafen, der die Leute um sich scharte, welche dem Kaiser am besten konvenierten und die modernen liberalen Ideen, die damalige geheime Passion Alexanders, erfaßten. Diese specielle Gunst der Stroganowschen Familie im Anfang von Alexanders Regierung gab dem alten Grafen mehr Gewicht, als er je besessen hatte; da er Senator war und seine russischen Manieren ihm viel Popularität unter dem Adel des Departements, dessen Marschall er war, verschafft hatten, so bildeten seine den neu aufsprießenden Ideen günstigen Reden und sein warmer Beifall für die Ideen, welche man bei Alexander und seiner jugendlichen Umgebung vermutete, für letztere eine wertvolle Stütze." Unter Alexander wurde Alexander Sergejewitsch Oberkammerherr, im Januar 1810 Reichsrat und am 27. September 1811 Wirklicher Geheimerat erster Klasse.

Alexander Sergejewitsch hatte schon in seiner Jugend bei den Reisen, die er mit dem Vater in Rußland unternahm, Neigung für Seltenheiten, Kunstgegenstände und dergleichen gefaßt, hatte dann auf seinen Reisen im Auslande alle Galerien und Ateliers von Bedeutung besucht, Bilder und Bücher erworben. Daheim machte er Galerie und Bibliothek jedem zugänglich, der darin lernen und schauen wollte, stellte eine reiche Kupferstichsammlung und ein Medaillenkabinett zusammen und unterstützte gern aufstrebende Talente, denn jeder tüchtige Kopf machte auf seine empfängliche Natur Eindruck; er gab den Künstlern mit vollen Händen, ermunterte ihr Streben und eroberte ihre Liebe. Auch der öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, deren Direktor er war, brachte er großen Nutzen; ein Zug mag hierfür Zeugnis ablegen. Das russische Heer hatte Polen niedergeworfen, und nun wurde 1795 die großartige Bibliothek, welche der Bischof Zaluski in Warschau gesammelt hatte, nach St. Petersburg geschafft, wo sie den Grundstock der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek bilden mußte. Die mit Aussuchen der Bücher betrauten Beamten warfen die Frage auf, ob man nicht alle verbrennen solle, die Inhalt und Richtung nach der Moral und der politischen Zeitstimmung widersprächen; Stroganow aber stemmte sich mit Gewalt gegen

solche Barbarei und rettete manches wertvolle Werk. Kunstmäcen in des Wortes vollster Bedeutung, eignete er sich wie kaum ein zweiter zum Posten des Präsidenten der Akademie der Künste, den er am 4. Februar 1800 einnahm, um ihn bis zum Tode zu behaupten; „der russische Mäcen", „der Nestor des russischen Hofes" war aber zu gutmütig und zu indolent, um alle auf dem Papier stehenden guten Absichten ins Leben zu führen; die Statuten der Akademie wurden ergänzt und im November 1802 in neuer Form publiziert, hingegen beuteten allerlei zweifelhafte Akademiker Stroganows Wohlthätigkeit aus, und trotz der neuen Statuten blieb gar vieles beim alten und im argen. Der Graf verwendete auch persönlich große Summen für eine Herausgabe seiner Galerie in Gravüren, und als Präsident bewilligte er den Künstlern sehr hohe Honorare. Nie hatte



Kaiserin Katharina II. von Rußland.
Nach einem Stich von Joh. H. Lips.

bisher die Akademie so viel Talente vereinigt wie zur Zeit seiner Verwaltung; unter den Bildhauern ragten hervor: Martos, Demuth-Malinowski, Schubin, Halberg und Graf Feodor Petrowitsch Tolstoi, der bedeutendste Medailleur, unter den Malern „der russische Poussin“ Wassilij Schebujew, Andrei Iwanow, Alexei Jegorow, der Porträtmaler Dimitri Lewizki, der Landschaftsmaler Ssemen Sschtschedrin, Koslowski, Sschtschukin, der Porträt- und Historienmaler Wladimir Borowikowski, von dem berichtet wird, er habe nur mit der Linken gemalt, Bessonow, der Porträt- und Genremaler Alexander Warnek und sein Fachgenosse Alexei Wenezianow, der von Stroganow besonders bevorzugte Porträtmaler Orest Kiprenski, Worobjew, unter den Architekten Melnikow, Michailow, Woronichin, unter den Kupferstechern Klauber, Uchtomski, Utkin u. a.; ihre Namen und Leistungen bleiben mit dem Namen Stroganows eng verknüpft, und als Halberg dreißig Jahre nach Stroganows Tod dessen Galerie besuchte, in der ihn alles an seinen Gönner erinnerte, brach er in Thränen aus. Nicht nur der Kunst, auch der Litteratur Rußlands widmete der feingeistige Graf seine Aufmerksamkeit, und ihre glänzendsten Vertreter waren ihm liebe Freunde, gesuchte Gesellschafter. Der Satiriker Von Wisin las ihm seine Werke selbst vor, der geistvolle Derschawin widmete ihm Oden, Bogdanowitsch, der Begründer des komischen Epos, besuchte ihn oft und hat ihm gewiß seine „Duschenka“ vorgelesen, der begabte Bortnjanski zählte zu seinen nächsten Freunden, Gneditsch konnte nur mit seiner Unterstützung die Übersetzung der Ilias unternehmen, und Rußlands Lafontaine, der Fabeldichter J. A. Krylow, blieb ihm über das Grab hinaus innig ergeben.

Der Abend eines reichen Lebens brach an, um in wahrhaft poetischer Verklärung in ewige Nacht überzugehen. Mit einem Kostenaufwand von drittehalb Millionen Rubel wurde in den Jahren 1802 bis 1811 die Kasansche Kathedrale in St. Petersburg erbaut, Stroganow leitete den Bau, an dem er nur russische Künstler beschäftigte; der Akademiker Woronichin war der Baumeister, die Bilder malten hauptsächlich Schebujew, Sschtschukin und Borowikowski, die Basreliefs waren von Schubin, Martos und Gordejew; Stroganow schenkte das Tabernakel mit sechzehn Säulen aus kostbarem Gestein. Der achtundsiebzigjährige Mann war beständig am Bauplatze, schonte seine kranken Füße nicht, bestieg die Gerüste und überanstrengte sich; trotz schlechten Wetters und Unwohlseins wohnte er der Einweihung am 27. September 1811 bei. Als der Gottesdienst zu Ende war, erbat er sich den Segen des Metropoliten und rief: „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“ Am Abend kamen Freunde zu ihm, um ihm wegen der Vollendung des Baues und wegen der Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimerats erster Klasse zu gratulieren; sein Haus war glänzend erleuchtet, die Hitze wurde zu drückend, man riß die Fenster auf, und der Graf zog sich eine Erkältung zu, die ihm am 9. Oktober 1811 den Tod brachte. Da es sein letzter Wunsch gewesen, vor Gottes Angesicht in dem Tempel zu kommen, in dem er sein Ende vorausgeahnt, so fand in der Kasanschen Kathedrale die Totenfeier, die erste in diesen Hallen, statt; allgemein war die Trauer um den Nestor des russischen Hofes; nicht nur seine Schützlinge und seine Freunde beklagten sein Scheiden, vor allen auch beide Kaiserinnen und der Kaiser. Alexander I. und sein Bruder, der Großfürst-Cäsarewitsch Konstantin, geleiteten ihn zur Ruhestätte im Alexander-Newski-Kloster. Nur sechs Jahre vergingen, da erlosch der Mannesstamm Alexander Sergejewitschs in seinem einzigen Sohne, dem Grafen Paul Alexandrowitsch, denn dessen einziger Erbe war 1814 vor seinen Augen in der Schlacht bei Craonne gefallen; das ungeheure Vermögen und das eben errichtete Majorat mit gegen 50000 Leibeigenen ging nun durch die Heirat von Pauls Tochter Natalie an ihren Vetter, den Baron Sergei Grigorjewitsch, das Haupt der älteren Linie der Stroganow, über, dem die heutigen Grafen dieses Namens entstammt sind. Einer von ihnen erhob die Familie der Nowgoroder Kaufleute auf den höchsten Gipfel, er heiratete die Schwester seines Kaisers, Alexanders II.

Der Hering.

Von

Hermann Masius.

Es mag wenig Menschen geben, die nicht am Anblick der Fische ein Wohlgefallen hätten. Obschon stimmlos und zuweilen auch fast gliederlos,[1] belebt dieses Tiergeschlecht gleichwohl See und Strom und Fluß und Bach in der muntersten Weise und bietet in seiner unaufhörlichen Beweglichkeit wie in seinem metallischen Glanz ein reizendes Wechselspiel der Linien und Farben. Bald pfeilschnell dahinschießend, bald gemach einherziehend, und dann plötzlich sich in der Tiefe bergend, um ebenso plötzlich wieder blitzend emporzuschnellen: so lassen die Fische den Zuschauer wohl vergessen, daß, von ihrer dürftigen Gliederung abgesehen, selbst ihr Kopf im Grunde nur eine hörnene Larve ist, aus der die weit aufgerissenen Augen[2] regungs- und ausdruckslos hervorstarren, und vergessen, daß zu den Bewohnern wenigstens der Meerestiefe auch die raub- und mordgierigen Scharen gehören, die uns Schillers „Taucher" so grausenerregend schildert.

Derjenige Fisch jedoch, den wir hier zu betrachten denken, zählt nicht zu diesen Tyrannen des Oceans. Im Gegenteil ist er der friedlichsten einer und zugleich über alle Welt hin bekannt und geschätzt, so daß wir ihn fast kaum noch zu nennen nötig haben.

Wir meinen den Hering (Clupea harengus).[3]

Zuvörderst seinen Namen anlangend, so bedeutet derselbe, scheint es, den Salzfisch. Denn er leitet sich ebenso wie das englische herring und wie die romanischen Namensformen (hareng, aringa u. s. w.) vom lateinischen allec, halec ab, während das norwegische, schwedische und dänische sild wohl aus anderer Wurzel stammen. Es darf jedoch aus der lateinischen Herkunft des erstgenannten Namens nicht auch gefolgert werden, das klassische Altertum habe unseren Hering wirklich gekannt. Zwar erwähnt Quintilian[1] des eingesalzenen Fisches; aber das ist eben nicht **unser**, sondern der Hering des Schwarzen Meeres (Clupea pontica), mit dem noch jetzt ein bedeutender Handel getrieben wird. Überhaupt findet sich unser Hering weder frisch oder, wie die Geschäftssprache sagt, grün, noch auch gesalzen in den Mittelmeerländern. Denn schon an den Westküsten Frankreichs erscheint er mehr vereinzelt, und an seine Stelle tritt der ungleich kleinere Pilchard (d. i. die Sardine), bis auch dieser Zwerghering im Busen von Biscaya allmählich ganz verschwindet und als Volksnahrungsmittel dem getrockneten Dorsch, dem sogenannten baccalà weicht. Italiener, Spanier, Portugiesen weisen den Hering entschieden zurück, indem sie den Genuß desselben geradezu für widerlich erklären, und

---

[1] Wie die Muräne (Gymnothorax muræna).

[2] Nach der Lehre einzelner Rabbinen aber ist der Fisch um eben dieser stets offenen Augen willen ein Sinnbild Gottes, des ewigen Hüters, der nie schläft noch schlummert.

[3] Der humoristischen Form „Harung" begegnet man auch wohl einmal bei Emanuel Geibel. Da spricht der Geist von Würzburg (alias der Katzenjammer) zu den Zechern:

Und was beginnt ihr morgen früh?
Was ist dann eurer Seelen Nahrung?
Antwort: Dünn Bier und salzer Harung!

[1] Quintil. instit. orat. VIII, 2, 3: allex muria durata.

selbst schon in der altberühmten Erziehungsanstalt von Port-Royal scheint es einer gewissen Strenge bedurft zu haben, um die Tischgänger an (Stockfisch und) Hering zu gewöhnen. Auch die Schweizer, die honigliebenden, sehen diesen Fisch ziemlich geringschätzig an, obgleich vom Jahre 1474 aus Bern bemerkt wird, daß man als Fastenspeise gern Heringe genossen. Dagegen ist Rußland der Hauptmarkt für den Hering. Er spielt dort ganz dieselbe Rolle, wie der Dorsch bei den Romanen. Tausende von Tonnen kommen im Frühjahr von Stavanger und den benachbarten Häfen nach Königsberg, wo sie (an der „Heringsbrake") ihrer Größe nach gesondert und schließlich auf geräumige Flußkähne verladen werden, die nun den vielbegehrten Fisch den russischen Stapelplätzen zuführen.

Wie verbreitet und beliebt aber der gesalzene Hering auch sei: der lebende ist verhältnismäßig wenig bekannt, so daß mancherlei Sagen über ihn im Schwange sind, die zum Teil, aller Widerlegung ungeachtet, sich in der Überlieferung behaupten. Ohne jedoch jetzt hierauf einzugehen, sei nur erwähnt, daß der Hering in verschiedenen Arten — größeren und kleineren — auftritt, und daß der norwegische wie für den größten, so auch für den fruchtbarsten und fettesten,[1] der holländische für den feinsten, der Ostseehering für den kleinsten gilt. Immer aber ist es derselbe, obenher schwarzbläuliche, übrigens silberschimmernde schmächtige Fisch mit der ziemlich kurzen Rückenflosse, den zarten, locker aufsitzenden Rundschuppen und dem feinen, aber der Fäulnis leicht verfallenden Fleisch. Und wenn nun berichtet wird, daß er oft in Geschwadern erscheine, die, bis zum Grunde hinabreichend, gleichsam das ganze Meer mit ihren Leibern erfüllen und hier und da, wie darüber hinausragend, förmliche Kuppen bilden: so mag vielleicht sogar der Bewohner des Binnenlandes sich eine annähernde Vorstellung machen von dem wunderbaren Schauspiel dieser in der Sonne glitzernden Wanderschwärme, und die Mächtigkeit des von ihnen ausgeübten Druckes begreifen, den zuweilen selbst das Dampfschiff nur mit Einsatz der größten Schraubenkraft überwindet. Es ist buchstäblich wahr, was schon Olaus Magnus erzählt, daß der Wurfspieß des Fischers oft wie aufrecht in dem dahinschwimmenden Heere stecken bleibe, als sei dasselbe eine einzige unzerreißbare Masse.[1] Nun aber denke man sich zur Vervollständigung des Bildes weiter hinzu die unermeßlichen Flüge alle der Möwen und übrigen Seevögel, welche diese Züge begleiten und wildkreischend und unersättlich auf die Beute herabstürzen. In ihren langen weißleuchtenden Schwingen wirbeln sie wie ein mächtiges Schneetreiben durcheinander, während ringsher die Spritzsäulen jagender Walfische emporsteigen, die vereint mit den Möwen den geängsteten Hering noch mehr in die Nähe der Küsten drängen, die er sonst, gleich Sardelle und Sardine, nur in der Laichzeit, d. h. im Frühling und im Herbst, aufzusuchen pflegt.

Kommt nun ein solcher Heringszug in einen Fjord — denn da ist das eigentliche Erntefeld —, so jauchzt alles dem „werten Gast" (kjäre gjäst) entgegen. Gewaltige Netze, an fünfzig Klafter lang und meist zweieinhalb Klafter breit, werden ausgestellt und mittels derselben die Fische, die sich zum Teil schon mit den Kiemen in den Maschen verstricken, gewissermaßen abgesperrt, um nun in großen Hamen oder Kätschern „geschöpft" und oft noch in den Fischerbooten selbst, jedenfalls aber sofort am Lande ausgeweidet, eingesalzen und in Tonnen verpackt zu werden. Wo nicht Salz genug vorhanden, wird es telegraphisch von den nicht selten entfernten Niederlagen gefordert und mit Dampfschiffen herbeigeschafft. Denn erst wenn das Salz angekommen, beginnt das „Schöpfen". Bis dahin bleibt der „liebe Gast" im Wasser eingesperrt.

Sobald er aber nun seinem Element entrissen ist, verfällt er in Zuckungen und gewährt sterbend einen ähnlichen Anblick wie die von den Römern der Kaiserzeit bewunderte Muräne oder die gleichgeschätzte Rot-

[1] Nach Quatrefages hat der Hering aus dem Kanal 9000 bis 30000 Eier, der große norwegische dagegen bis 68000.

[1] Olai Magni gentium septentrionalium historia (1669), Buch 20, Kap. 22: Tam vasta multitudine (halec) littoribus offertur, ut non solum retia piscantium lacerentur, sed etiam in agmine illo bipennis vel lancea militaris in medio piscium immissa firmetur.

barbe (Mullus barbatus).[1] Über den ganzen Leib läuft schimmerndes Rot, metallisches Blau, lauchfarbiges Grün, eins in das andere verschmelzend, bis mit dem verlöschenden Leben dieser schillernde Schein erlischt und nur das stumpfe tote Bleigrau zurückbleibt, das dann auch der plattgedrückte, als Bild der Magerkeit sprichwörtlich gewordene Tonnenhering behält: der vielberühmte Erwecker gesunkener Eßlust, celebre pridianæ crapulæ antipharmacum, wie ihn der alte Hamburger Schoneveld, einer der ersten Ichthyologen Deutschlands, treffend genannt.

Das ist in aller Kürze der Verlauf des Heringsfanges, der sich übrigens zuvörderst schon je nach der Lage der Buchten und Engen und je nach Gewohnheit und Regel des Fischereigewerbes hier und da verschieden gestalten mag. Indem wir daher nur vorübergehend bemerken, daß der Bewohner der Ostseeküste die Netze entweder am Spätabend oder doch vor Tagesanbruch ausspannt und daß dieselben, miteinander verbunden, wohl eine mehr als stundenlange Wand, und beiläufig oft den ganzen Reichtum des Fischers bilden, verweisen wir den genügendere Angaben suchenden Leser auf die anschauliche Darstellung, welche Theodor Mügge von dem Heringsfange in Norwegen gegeben hat.

Seinem Bericht zufolge betrug vor einem vollen Menschenalter bloß die Zahl der jährlich im Bukkefjord sich sammelnden Boote an zweitausend, die mit zwölftausend Fischern bemannt waren. Eine höhere Ziffer giebt bereits Karl Vogt an.[2] Aber die höchste erreichte damals und erreicht noch jetzt England, das im Jahre 1859 nahezu tausend Millionen Stück Heringe fing, von denen London allein dreihunderttausend Faß, d. h. zweihundertundzehn Millionen frischer Fische für sich beanspruchte, die Millionen der gesalzenen ungerechnet. Daß aber mit der steigenden Bewohnermasse der Riesenstadt dieser Bedarf gleichmäßig stieg, braucht noch weniger nachgewiesen zu werden, als die Würdigung und Pflege, welche diesseit und jenseit des Kanals ein Zweig der Volkswirtschaft gefunden hat, der an Wichtigkeit kaum dem Kartoffel- und dem Getreidebau nachsteht.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, als es auch auf den Tafeln der Großen zuweilen an frischem Fleische fehlte und überhaupt eine derbe, namentlich scharfgewürzte Kost beliebt war, bedurfte beispielsweis der mächtige Graf von Northumberland für sich und seine erlauchte Gattin zum Frühstück, außer einem Quart Wein und Bier, sechs gesalzene und vier frische Heringe oder in Ermangelung der ersteren ein Schüsselchen voll Sardellen. Gerade ein Jahrhundert später erzählt dagegen Jean Froissart, der bekannte Geschichtschreiber, zum Erweise der damals herrschenden Teuerung, daß man jener Zeit in Frankreich für ein Tönnchen Heringe dreißig Thaler gezahlt habe,[1] während andererseits abermals zweihundert Jahre später (1569) in Württemberg der Befehl ergeht, daß „die Grempler (d. i. Krämer) in Stuttgart sich mit Heringen wohl versehen sollen, und das Stück nit teurer als zu fünf Heller verkaufen, damit der arm hartschaffend Mann anjetzo im angehenden Feldgeschäft nit Mangel hat". Der Hering hieß daher als eine billige gemeine Speise wohl auch der „Schneiderkarpfen",[2] wie man in ähnlichem Sinn bei einem Fabulisten des fünfzehnten Jahrhunderts den Spruch liest:

> halec assatum
> Thuringis est bene gratum.

Was diesem Fische aber eine im ganzen so bedeutsame Stelle in der Rangordnung der Speisen verleiht, ist außer seiner Wohlfeilheit die Mannigfaltigkeit seiner Zubereitung, seines Geschmackes und seiner die Eß- und Trinklust in erwünschter Weise fördernden Wirkung, gleichviel ob er grün oder dürr (geräuchert), gebraten oder gesalzen sei. Das letztgenannte Verfahren, also das Einsalzen, hat man wohl von dem einstigen Bekehrer Pommerns, dem Bischof Otto von Bamberg († 1139), hergeleitet. Und kein Zweifel, daß derselbe diesen Fisch zum mindesten gekannt

---

[1] Vergl. Plinius, Hist. Natur. IX, 30. Seneca, Quæst. Natur. III, 18.

[2] Nordfahrt des Dr. Georg Berne, während der Monate Mai bis Oktober 1861. Erzählt von Karl Vogt. Frankfurt a. M., 1863. Seite 45.

[1] Les chroniques de Sire Jean Froissart, tome I, p. 390: Un si cher temps en vint en France, que on vendoit un tonnelet de harengs trente écus.

[2] Entsprechend hieß der Schlei (die Schleie) der „Schusterkarpfen".

hat. Denn eben damals erhob der Dänenkönig Waldemar von den Heringsfischern auf Usedom täglich den dritten Teil ihres Fanges zum Unterhalt seiner Flotte, wie denn auch die alten pommerschen Herzöge den Heringsfang schon besteuerten. Allein der fromme Bischof ist bei alledem nichts weniger als der Erfinder jener Kunst, die vielmehr nach wohlbegründeter Annahme zuerst am Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts von dem Holländer Willem Beukels oder Bökels[1] geübt worden ist.

Begreiflich nach dem allen, daß der Hering selbst einmal in der Kriegsgeschichte eine Rolle spielen konnte. Man vergleiche die Chronik des Jahres 1429. Als da unmittelbar vor dem Auftreten der Jungfrau von Orleans die Engländer von den Franzosen hart bedrängt wurden, erschien zu guter Stunde Sir John Falstaff und führte den Seinen fünfzehnhundert Mann Hilfstruppen und — des Fastens halber — eine reichliche Ladung Heringe zu, so daß nun die erkräftigten ihre anrückenden Gegner fürerst erfolgreich zurückschlugen. Das war die berühmte „Heringsschlacht" bei Rouvray, auf der alten Walstatt von Tours und Poitiers, am 12. Hornung des gedachten Jahres. Übrigens haben sich auch auf deutschem Boden in gewissem Betracht ähnliche und trotz des kleineren Maßstabes selbst bezeichnendere Scenen derart wiederholt. Namentlich wurden wohl auf den alten Straßen von Sachsen nach Böhmen, insbesondere von Zittau nach Prag größere Heringstransporte überfallen, obschon der Böhmenkönig Karl zum Schutze des Handelsverkehrs und vor allem der Gabeler Straße den jetzt längst in Trümmern liegenden Karlfried erbaut hatte.

Indes dürfen wir diesen Erinnerungen um so weniger nachgehen, als wir zum Schluß unserer Skizze noch zweier Fragen zu gedenken haben. Zunächst denn: Ist es wahr, daß die Heimat des Herings das Polarmeer sei und daß er von dort aus in Myriaden den Schären Norwegens vorüberziehe und bis in die Ostsee vordringe, zu einem anderen Teile aber die Küsten Hollands und des Kanals aufsuche? Man wird diese Frage verneinen müssen, schon deshalb, weil der Hering südwärts häufig früher gefangen wird als im Norden. Aber man beachte weiter, daß der Hering überhaupt nicht sowohl im Polarmeer, als vielmehr in den keinem Netze erreichbaren Tiefen lebt, welche namentlich den Süden Norwegens, aber auch, in größerem Abstand, Irland und die Bretagne umgürten, und man erinnere sich, daß er, wie schon gesagt, sich nur in der Laichzeit den flacheren Strandwassern zuwendet. In diesem Meeresbereiche bleibt der Hering jahraus, jahrein; auf ihn beschränken sich zumeist seine Züge. Dort nährt er sich von kleinen Wassertieren und Rogen, um nur zeitweis, einem stärkeren Lebenstriebe folgend, sein geheimes Reich zu verlassen. Das aber ist für ihn zugleich eine Zeit der Nachstellungen und des Fanges.

Eine andere, nicht minder merkwürdige Thatsache ist der zuweilen ganz plötzlich eintretende Wechsel seines Aufenthaltes. Der Fisch verschwindet dann, um nie wiederzukehren, und erscheint dagegen an Küsten, wo er vordem nirgends gesehen wurde. So hängt Wohlstand und Verarmung großer Länderstrecken von dem Kommen und Gehen dieses einen Geschöpfes ab. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren Rügen und Schonen Hauptorte der Heringsfischerei. Um 1425 aber änderten, nach dem Zeugnis der Lübecker Jahrbücher, die Heringe ihre Richtung und kamen in ungeheuren Scharen nach Helgoland, Flandern u. s. w. Allein auch dies war nicht von Dauer. Vielmehr blieb schon nach Ablauf eines Jahrhunderts der Hering von Helgoland völlig fern, so daß ein alter Beschreiber sagt: Fuit insula halecum captura quondam famosa. Gegenwärtig aber findet er sich wiederum in großer Zahl bei Rügen und Hiddenhor; indessen liefern den reichsten, wenn auch nicht eben den wertvollsten Ertrag[1] die norwegischen und schottischen Küsten, und die Gesamtsumme der überhaupt innerhalb eines Jahres gefangenen Heringe darf auf zehntausend Millionen angeschlagen werden.

[1] Daher Bökinge (nicht Pökinge).

[1] Olaus Magnus, in der bereits angeführten Schrift (Buch 20, Kap. 23), sagt freilich: Halec septentrionale propter gratum saporem ubique in majori pretio habetur.

Eilhard Mitscherlich.

Von

August Harpf.

Wer hätte es gedacht, als vor mehr als hundert Jahren Lavoisier auf dem Gebiete der Chemie seine ersten durchschlagenden Entdeckungen machte, als er zum erstenmal seine quantitativen organischen Analysen anstellte, als er nachwies, daß der Verbrennungsprozeß nichts anderes als ein rasch und energisch verlaufender Oxydationsprozeß sei, und als er auf Grund dieser Kenntnisse im Jahre 1783 mit der Macht seiner Beweisgründe gegen die veraltete, die Geister gefangen haltende Phlogistontheorie zu Felde zog, wer hätte es geglaubt, daß diese Wissenschaft, welche damals noch in den Kinderschuhen war, heute einen stolzen Bau vorstellen würde, einen Bau, in welchem so viel Kenntnisse aufgespeichert sind, daß ein Menschengehirn heute nicht mehr im stande ist, all dieses Wissen zu umfassen?

Ein solcher Bau ist es, ein Palast, zu welchem die Chemie heute emporgewachsen ist, und mächtige Grundpfeiler stehen da, auf welchen das Gebäude ruht. Jedes Volk der Erde ist ein solcher Pfeiler, jede Kulturnation hat die hehre Aufgabe übernommen, einen Flügel dieses Schlosses schöner und schöner auszugestalten, zu erweitern und zu vollenden.

Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweden, Russen und Italiener, kurz, alle haben neue Bausteine herbeigetragen und rastlos gearbeitet und geforscht, um das zu vollenden, was ihre Vorgänger einst begonnen.

Und mit Stolz können wir es sagen, mit Genugthuung es betonen, unser deutsches Volk hat einen der größten Anteile an diesen Arbeiten, an den Mühen und Entdeckungen, aber auch am Ruhm, und zahlreiche deutsche Namen sind es, welche in der ganzen gebildeten Welt einen guten Klang haben. Ich erinnere hier nur an Mitscherlich, Liebig, Bunsen, Kirchhoff u. s. w.

Eines von diesen deutschen Gelehrten ganz insbesondere möchte ich heute gedenken.

Eilhard Mitscherlich ist es, dem ich diesen Nachruf widme, und mit gutem Grunde; feiern wir doch demnächst seinen hundertsten Geburtstag, eine Feier, welche eine um so höhere Weihe erhalten wird, als dem genannten hochbegabten Gelehrten in der Stadt, in welcher er zeit seines Lebens wirkte, in Berlin, ein Denkmal errichtet werden soll, dessen Enthüllung voraussichtlich im nächsten Jahre stattfinden wird.

* * *

Eilhard Mitscherlich entstammt einer Familie, welche sich stets in ihrer Heimat eines guten Rufes erfreute. Seine Vorfahren waren einfache Landleute und besaßen in der Nähe von Schandau in der sächsischen Schweiz in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein kleines freies Grundstück. Ein Mitglied dieser Familie, der Großvater unseres Gelehrten, Johann Christoph Mitscherlich mit Namen, wanderte nach Jever im Oldenburgischen aus und errang dort unter der regierenden Fürstin einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung des Landes. Dessen Sohn, Karl Gustav Mitscherlich, der Vater Eilhards, war lange Jahre hindurch

Prediger in Neuende in Ostfriesland, einem Dorfe in der Nähe von Jever, dicht am Jahdebusen.

In diesem Dorfe wurde Eilhard Mitscherlich am 7. Januar 1794 geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er in Frankfurt am Main, wo er bei einem Freunde der Familie, dem berühmten Geschichtsforscher Schlosser, liebevolle Aufnahme fand. Im Jahre 1811 bezog er die Universität zu Heidelberg und wendete sich hier, dem Beispiele seines Oheims Christoph Wilhelm Mitscherlich, welcher Philolog und Professor an der Universität in Göttingen war, folgend, philologischen Studien zu, bei welchen er insbesondere die orientalischen Sprachen bevorzugte. Im weiteren Verlaufe dieses Studienganges sehen wir ihn 1813 in Paris als Schüler der École des langues orientales. Er hatte damals die Absicht, sich einer Gesandtschaft anzuschließen, welche die französische Regierung nach Persien senden wollte. Die Ausführung dieser Absicht wurde zwar durch den bald darauf erfolgenden Sturz Napoleons I. vereitelt, der junge Mitscherlich aber gab seinen Reiseplan nicht auf, und da er wußte, daß dem Arzte als Orientreisendem die geringsten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, begab er sich (1814) zu seinem Oheim nach Göttingen, um dort nicht allein seine philologischen und geschichtlichen Studien weiter zu verfolgen, sondern um auch Medizin, außer dieser aber noch Mineralogie, Chemie, Physik, also Naturwissenschaften im allgemeinen zu betreiben.

Hier fesselte ihn die Chemie so, daß er bald Philologie und persische Reisepläne gänzlich aufgab, um sich fortan nur den Naturwissenschaften und der Chemie speciell zu widmen — ein Entschluß, welchen weder er selbst, noch die Mitwelt zu beklagen hatte, denn durch denselben wurde ein Talent geweckt, das bisher jedenfalls unerkannt in dem jungen Manne geschlummert hatte.

Im Jahre 1818 begab er sich nach Berlin, um sich dort als Privatdocent zu habilitieren. Hier arbeitete er besonders über phosphorsaure und arsenigsaure Salze in dem Laboratorium des Geheimerates Link und fand, daß diese Salze in Formen krystallisierten, welche einander sehr ähnlich waren.

Hier stand er bereits an der Pforte seines nachmaligen Gelehrtenruhmes. Durch seinen Freund Gustav Rose (später selbst ein bedeutender Geologe) in das krystallographische Arbeiten eingeführt, fand er, daß diese Krystalle der verschiedenen phosphorsauren und arsenigsauren Salze nicht bloß ähnlich, sondern gleich geformt waren, und diese Entdeckung war es, welche ihm jenen bedeutenden Ruf als Forscher einbrachte und welche die mittelbare Veranlassung wurde, daß Mitscherlich nach wenigen Jahren den ersten Lehrstuhl Deutschlands für Chemie, die Professur in Berlin erhielt.

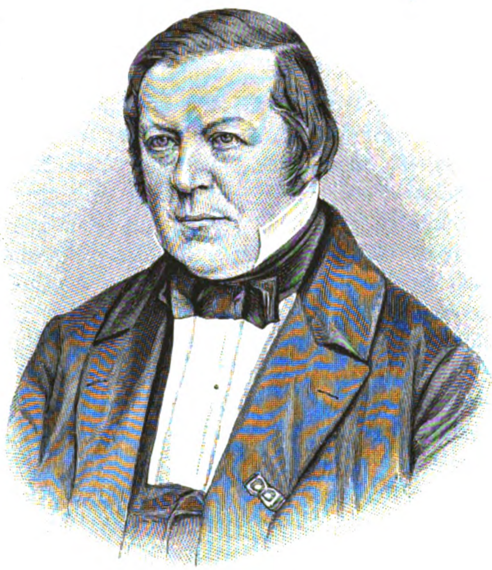
Berzelius, dem großen schwedischen Chemiker und Naturforscher, gebührt der Ruhm, das aufstrebende Genie des jungen, erst fünfundzwanzigjährigen Mannes erkannt zu haben. Als er im Jahre 1819 nach Berlin kam und Mitscherlich kennen lernte, erkannte er auch sofort die Tragweite der damals epochemachenden Entdeckung, und da die Lehrkanzel für Chemie seit dem Tode Klaproths, des ersten Meisters der Mineralchemie, seit dem 1. Januar 1817 verwaist war, schlug Berzelius dem Minister Altenstein vor, dieselbe durch Mitscherlich zu besetzen.

Der Minister ging auf diesen Vorschlag unter der Bedingung ein, daß Mitscherlich sich noch einige Jahre unter der Anleitung von Berzelius gründlicher ausbilden müsse.

So zog unser junger Chemiker denn in demselben Jahre noch mit seinem Gönner und Meister nach Stockholm. Diesem letzteren aber verdanken nicht bloß Mitscherlich, sondern auch noch andere berühmte Chemiker, Heinrich Rose und Wöhler (der Entdecker des künstlichen Harnstoffes), ihre Ausbildung. Sie alle haben in den kleinen, niederen Räumen im Gebäude der schwedischen Akademie in Stockholm, welche Berzelius' Laboratorium waren, ihre chemischen Studien gemacht; sie haben den Geist, die Methode, den Fleiß ihres großen Lehrers sich angeeignet, und sind sie uns auch heute sämtlich schon lange durch den Tod entrissen, so bewahrt die Nachwelt doch für alle Zeiten dem schwedischen Meister Ehrfurcht und Dankbarkeit im höchsten Maße.

Im Jahre 1821 kehrte Mitscherlich als außerordentlicher Professor der Chemie nach Berlin zurück; 1822 wurde er zum Mit-

gliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und erhielt den Titel eines ordentlichen Professors. Nun folgte ein Leben voll reicher Thätigkeit, angestrengten Schaffens und Wirkens, und was er in Berlin und Stockholm als einfacher Chemiker begonnen, setzte er nun als Professor eifrig fort. Abgesehen von seiner erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher ich mich später zuwenden will, verlief sein Leben von nun an ziemlich ruhig. Während er die Ferien fast immer zu größeren geologischen Forschungsreisen benutzte, war er während des Studienjahres seinen Schülern ein stets freundlicher und liebenswürdiger Lehrer. Er wußte durch seine fesselnden Vorträge dieselben selbst zu Beobachtern auszubilden und gab auch seinem Unterricht durch Modelle und Apparate eine Anschaulichkeit, wie er dieselbe bis dahin nicht gehabt hatte. Dadurch setzte er seine Schüler in den Stand, später als Chemiker in der Praxis, als Lehrer, Fabrikanten, Apotheker u. s. w. die Chemie zu einem Gemeingut der Gebildeten zu machen.



Eilhard Mitscherlich.

Was die persönlichen Eigenschaften Mitscherlichs betrifft, so zeigte sein Inneres und Äußeres unverkennbar die charakteristischen Merkmale des ostfriesischen Blutes: eine große, kräftige und stattliche Gestalt mit blauen Augen und dunkelblondem Haar. Mit der größten Energie und unausgesetztem Fleiß verfolgte er eine Aufgabe und ruhte nicht eher, bis er dieselbe nach allen Seiten als gelöst betrachten konnte. Mit einer geradezu peinlichen Ängstlichkeit prüfte er seine Entdeckungen zwei- und dreimal, bevor er sie der Öffentlichkeit übergab, und diese Scheu vor dem Bekanntmachen von Arbeiten, die er noch nicht eingehend geprüft hatte, ist schuld daran, daß viele derselben nicht veröffentlicht wurden.

Mitscherlichs Leben kann, soweit dies von äußeren Verhältnissen abhängt, in Wirklichkeit ein glückliches genannt werden. Bereits in jungen Jahren hatte er durch eine glückliche Verkettung von Umständen und durch seine eigene bedeutende wissenschaftliche Thätigkeit eine Stellung errungen, welche die erste in seinem Fache in Deutschland war und welche er achtunddreißig Jahre lang bis zu seinem Tode treu ausfüllte. Seine Angehörigen, sowie seine zahlreichen Schüler sahen voll Verehrung zu ihm auf und erkannten in ihm ihren väterlichen Freund.

Im Dezember 1861 bekam er Anfälle von Brustkrämpfen, ein vorhandenes Herzleiden vermehrte sich im Sommer 1862. In den darauf folgenden Ferien erholte er sich wieder etwas, so daß er seine Vorlesungen im Wintersemester von neuem beginnen konnte; dieselben mußte er jedoch nach wenigen Wochen auf dringendes Anraten der Ärzte wieder aussetzen. Sein Sohn Alexander führte diese Vorlesungen sodann auf seine Veranlassung zu Ende. Im Frühjahr 1863 bezog er eine Sommerwohnung in Schöneberg bei Berlin, und hier beschloß er seine an Arbeit und Erfolg so reichen Tage am 28. August 1863 im siebzigsten Lebensjahre.

* * *

Indem ich nun zur Beschreibung der wissenschaftlichen Thätigkeit Mitscherlichs über-

gehe, muß ich den freundlichen Leser vor allen Dingen um Entschuldigung bitten, wenn es mir schwer werden dürfte, die zahlreichen Leistungen dieses Mannes in den engen Rahmen eines populär gehaltenen Aufsatzes zu zwängen. Mitscherlich war nicht bloß einer der ersten Chemiker seiner Zeit, er war auch Mineralog, Geolog und Physiker und vor allen Dingen ein hervorragender Krystallograph. Professor Dr. Rammelsberg, selbst ein bedeutender Mineralchemiker, sagt über ihn wörtlich folgendes:

„Mit den vielseitigsten Kenntnissen ausgerüstet, voll feiner Beobachtungsgabe und mit scharfem Denkvermögen begabt, hat er (Mitscherlich) in der Chemie selbst und in den Gebieten, welche die Chemie mit der Mineralogie und der Physik verbinden, eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen gemacht, welche seinen Namen für immer an die Geschichte der Wissenschaft knüpfen.“

Um eine leichtere Übersicht zu gewinnen, will ich die Arbeiten unseres Gelehrten in drei Gruppen teilen und zwar: 1) physikalisch-chemische, 2) theoretisch-chemische und 3) mineralogisch-geologische Untersuchungen und Veröffentlichungen.

In die erste Gruppe gehört die schon oben kurz erwähnte erste Entdeckung Mitscherlichs, welche seinen Ruhm begründete und ihm seine einflußreiche Stellung verschaffte, diejenige des Isomorphismus.

Es ist dies die Eigenschaft vieler Körper, daß sie vollkommen gleichgeformte Krystallgebilde geben, eine Eigenschaft, welche aber nur jene Körper haben, die in ihrer chemischen Zusammensetzung von gleicher Konstitution, d. h. von gleichem Aufbau sind. So einfach dieser Lehrsatz heute klingt und so allgemein er bekannt ist, indem schon jedes Elementarbuch der Chemie und Mineralogie desselben erwähnt, im Anfang unseres Jahrhunderts war er dennoch unbekannt. Der bedeutendste damalige Mineralog, Hauy, ein Franzose, hatte auf Grund seiner Arbeiten den Lehrsatz aufgestellt, daß mit Ausnahme der regulär krystallisierenden Verbindungen jedem Körper von eigentümlicher Zusammensetzung auch eine eigentümliche Krystallform zukomme.

Für den Laien sei hier erwähnt, daß die Mineralogie alle in der Natur vorkommenden Metalle in sechs Systeme gliedert und daß bei den einzelnen Krystallen, wie sich durch äußerst genaue Messungen herausgestellt hat, die Flächen gewisse Winkel einschließen, welche bei einem und demselben Mineral, sei der Krystall nun groß oder klein, immer gleich, bei verschiedenen Mineralien aber meist verschieden sind.

Hauy, dessen große Verdienste um die Mineralogie übrigens unbestritten sind, behauptete nun, daß bei verschieden zusammengesetzten Körpern diese Krystalle und die von ihren Flächen eingeschlossenen Winkel stets verschieden sein müßten, während Mitscherlich durch seine Untersuchungen bewies, daß es viele Verbindungen und Mineralien gäbe, welche von verschiedener, aber ähnlicher Zusammensetzung sind und dennoch vollkommen gleichförmig krystallisieren. Wie jede wissenschaftliche Entdeckung und jede Wahrheit überhaupt anfangs ihre Gegner findet, so konnte sich auch hier Hauy nicht mit dieser neuen Lehre, welche seinen bedeutendsten Lehrsatz mit einemmal umstieß, einverstanden erklären, und er verstieg sich in seiner Gegnerschaft sogar zu der Behauptung: „Si la théorie de Mr. Mitscherlich était juste, la minéralogie serait la plus pitoyable des sciences.“ Und heute, wo dieser Lehrsatz Mitscherlichs Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, wie steht heute die Mineralogie ungleich höher da, nachdem sie jetzt Hand in Hand mit ihrer Schwesterwissenschaft, der Chemie, von Erfolg zu Erfolg vorwärtsschreitet?

Die Opposition Hauys dauerte jedoch nicht lange, indem derselbe schon im Jahre 1821 starb und mit ihm seine Lehre erlosch. Die Entdeckung von Mitscherlich war so klar, sie war und wurde im Verlaufe der Zeit durch so viele Thatsachen, denen der Entdecker selbst die meisten hinzufügte, bewiesen, daß sie bald allgemeine Anerkennung fand.

Fragt man sich, wie es möglich war, daß dieses einfache Gesetz so lange unentdeckt geblieben, so ist die Antwort nicht schwer. Die Mineralogen und Krystallographen hatten sich bisher nur mit der Beschreibung der äußeren physikalischen Eigenschaften der Mineralien beschäftigt, ihre Härte, Dichte, ihr specifisches Gewicht und insbesondere ihre Krystallform sehr genau bestimmt, hat-

ten sich jedoch nicht mit der chemischen Zusammensetzung derselben beschäftigt und die Erforschung dieser den Chemikern überlassen. Die Chemiker ihrerseits wieder bestimmten nur die chemische Zusammensetzung der Mineralien und waren keine Krystallographen. Dadurch, daß Mitscherlich beides in seiner Person vereinigte, daß er ein tüchtiger Chemiker und guter Krystallograph zugleich war, wurde es ihm möglich, den Isomorphismus zu entdecken und denselben durch seine scharfsinnigen und genauen Beobachtungen auch zu beweisen. Bestätigungen für seine Regel gab es ja viele in der Natur: Kalkspat, Eisenspat, Manganspat und Dolomit krystallisieren alle in einer Form, dem Rhomboeder, sie sind sämtlich kohlensaure Salze, d. h. Verbindungen von Kohlensäure mit einer einfachen, ein Atom Sauerstoff enthaltenden Basis, hier Kalk- oder Eisenoxydul, dort Manganoxydul und Magnesia. Alle diese Körper sind von gleicher Konstitution, d. h. von gleichem innerem chemischem Aufbau, wobei nur die an Kohlensäure gebundenen Basen verschieden sind. Derartige Beispiele giebt es noch viele, sowohl in der Natur, als auch an künstlichen im Laboratorium hergestellten Verbindungen.

Es würde den Leser sicher ermüden, wollte ich nun alle die anderen bedeutenden Entdeckungen Mitscherlichs ebenso ausführlich behandeln, wie ich dies mit seiner ersten Entdeckung, dem Isomorphismus, gethan. Ich werde mich daher darauf beschränken, die nun folgenden wissenschaftlichen Errungenschaften mehr oder weniger kurz zu erwähnen.

Da ist zunächst ein zweites Gesetz, welchem die Körper bei ihrer Krystallisation folgen, der sogenannte Dimorphismus. Dieser Lehrsatz besagt, daß ein Körper nicht immer in einer und derselben Form krystallisieren muß, sondern daß er in verschiedenen Formen, die oft ganz verschiedenen Systemen angehören, auftreten könne. Ein derartiges Beispiel war schon lange bekannt. Der kohlensaure Kalk krystallisiert als Kalkspat im hexagonalen, als Arragonit im rhombischen System.

Die Gelehrten zerbrachen sich vergebens die Köpfe, um die Ursachen dieses Unterschiedes aufzufinden; sie glaubten, befangen in der Lehre Hauys, daß der Arragonit seine Form von einem geringen Gehalt an Strontiumkarbonat her habe. Als sie jedoch fanden, daß es auch Arragonit ohne jeden Gehalt an Strontium gebe, waren sie ebenso ratlos wie bisher, bis endlich Eilhard Mitscherlich auftrat und behauptete, daß dies überhaupt eine neue Eigenschaft der Körper sei, und bis er dadurch den Beweis erbrachte, daß er zeigte, daß gewöhnlicher reiner Schwefel in zweierlei Krystallformen, monoklin und rhombisch, auftreten und daß auch andere Körper, z. B. Quecksilberjodid u. s. w., in zweierlei Formen vorkommen können.

Um seine Krystallmessungen mit größerer Genauigkeit vornehmen zu können, stellte er in Gemeinschaft mit dem Mechaniker Pistor in Berlin ein neues größeres Reflexionsgoniometer her, d. h. einen Apparat, mittels dessen man an den kleinsten Krystallen die Winkel messen kann, welche die Flächen miteinander einschließen. Kaum hatte er mit diesem Apparat zu arbeiten begonnen, so war auch schon ein neues Gesetz entdeckt; er hatte nach wenigen genauen Beobachtungen gefunden, daß die Krystalle sich in der Wärme in den verschiedenen Richtungen ungleichmäßig ausdehnen. Ferner fand Mitscherlich, daß manche Krystalle, sobald sie erwärmt oder sonst einer geeigneten Behandlung unterzogen werden, ihre Krystallform ändern; so z. B. ist ein Schwefelkrystall, welcher aus gewöhnlichem Schwefel durch Schmelzen und Erkaltenlassen unter Anwendung gewisser Handgriffe erzeugt worden war, monoklin; nach einiger Zeit aber hat er sich in ein Aggregat von zusammenhängenden kleinen rhombischen Krystallen verwandelt. Ähnliche Änderungen wies der Forscher auch an vielen anderen Substanzen, besonders den schwefelsauren Salzen der Magnesia, des Zinks, des Nickels und des Eisens nach.

Im weiteren Verlaufe seiner Arbeiten bestimmte Mitscherlich auch die Dampfdichte des Schwefels, Broms, Quecksilbers, Phosphors und Arsens, sowie das specifische Gewicht der Dämpfe von Untersalpetersäure, Schwefeldioxyd, Chlorphosphor, arseniger Säure, Quecksilberchlorür und -chlorid, Zinnober, Antimonchlorid u. s. w. Durch diese und ähnliche Bestimmungen, welche teils

vor ihm von Dumas, teils durch ihn allein vorgenommen wurden, war das Gesetz unumstößlich bewiesen, welches lehrte, daß die specifischen Gewichte der Gase sich wie ihre Atomgewichte verhalten.

Von den theoretisch-chemischen Arbeiten des Professors Eilhard Mitscherlich sind besonders zu erwähnen: Die Darstellung von Jodstickstoff, die Gewinnung von krystallisiertem Phosphor, ferner die Entdeckung der Selensäure und der Übermangansäure. Letztere wurde von Mitscherlich im Jahre 1830 aufgefunden; lange Jahre danach stellte Phipson in Paris die leichtfertige Behauptung auf, das rote übermangansaure Kali sei nichts anderes als saures mangansaures Kali, und Mitscherlich hielt es nun (im Jahre 1860) nicht unter seiner Würde, im Verein mit seinem Assistenten Aschoff, einem tüchtigen jungen Chemiker, seine frühere ohnedies genau durchgeführte Arbeit nochmals durchzusehen und erneute, besonders genaue Untersuchungen anzustellen. Hierbei wurde nicht nur die Richtigkeit der früheren Arbeiten in jeder Hinsicht klar bewiesen, sondern auch noch die Übermangansäure als solche, als eine dunkelrotbraune ölige Flüssigkeit dargestellt.

Auch auf organischem Gebiete war er besonders nach dem Jahre 1833 vielfach thätig. Die Veröffentlichungen hierüber sind jedoch leider sehr spärlich, und ich will hier nur seine Untersuchungen über das Benzin besonders hervorheben, welche in ihrer weiteren Entwickelung zu der heute geradezu großartigen Industrie der Anilinfarben geführt haben. Ferner stellte er eine Theorie der Bildung des Äthers auf, welcher seiner Ansicht nach durch Kontaktwirkung der hierbei verwendeten Schwefelsäure entstand — eine Ansicht, welche jedoch jetzt wieder verlassen ist. Endlich sind noch verschiedene Abhandlungen über oxalsaure und traubensaure Salze, sowie über die Mykose, d. i. eine im Mutterkorn enthaltene Zuckerart, erschienen. Mitscherlich war auch der erste, welcher einen Polarisations-Apparat konstruierte, mittels dessen man durch einfache Ablesung den Gehalt einer Lösung an Rohrzucker bestimmen konnte.

Indem ich nun endlich zur dritten Gruppe, den mineralogisch-geologischen Arbeiten, übergehe, habe ich hier gleich wieder von einer sehr bedeutungsvollen Entdeckung unseres Gelehrten, deren Tragweite sich insbesondere erst später fühlbar machen sollte, zu berichten. Es ist dies die künstliche Darstellung der Mineralien. Bisher hatte man die Ansicht gehabt, daß der Chemiker die Mineralien wohl zerlegen und analysieren, aber nicht künstlich schaffen könne, indem bei ihrem Entstehen Kräfte der Natur thätig seien, welche der Mensch nicht unter den Bann seines Willens zwingen könne. Mitscherlich war es vorbehalten, auch diesen Irrtum zu brechen.

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Stockholm, und zwar im Jahre 1820, hatte er mit mehreren Studiengenossen unter Führung seines Lehrers Berzelius eine Reise in die Berg- und Hütten-Distrikte Schwedens unternommen und sich besonders in der alten Bergstadt Fahlun längere Zeit aufgehalten. Dort studierte er eingehend den Kupferhüttenprozeß, welchen er dann auch wissenschaftlich erklärte, fand aber außerdem auf den Schlackenhalden in der Nähe der Stadt krystallisierte Schlacken, also ein Produkt von Menschenhand, in der gleichen Form, wie sie manche Mineralien zeigten.

Er untersuchte diese Schlacken genau und stellte dann selbst durch Zusammenschmelzen der geeigneten Chemikalien Krystalle dar, welche genau die Form und die physikalischen und chemischen Eigenschaften bekannter Mineralien hatten. So gelang es ihm, Augit und Vesuvian, Diopsid und Granat darzustellen — Versuche, welche dann von anderen Chemikern nach ihm im ausgedehnten Maße fortgesetzt wurden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß er auch über die Erdbildung eine Reihe von Forschungen angestellt hat, welche er besonders bei seinen alljährlich in den Ferien unternommenen Reisen nach vulkanischen Gebieten Deutschlands, Frankreichs und Italiens eifrig verfolgte und deren Ergebnisse er in verschiedenen Vorträgen, meist am Schlusse seiner chemischen Vorlesungen, erläuterte. Insbesondere hat er noch die Eifel am Rhein einer eingehenden Beschreibung und Darstellung durch Karten und Reliefs unterzogen.

* *
*

Dieses wären so in großen Umrissen die wissenschaftlichen Leistungen und Entdeckungen Eilhard Mitscherlichs. Selbstverständlich ist es wohl, daß damit ihre Liste noch lange nicht erschöpft ist und daß er bei seinem rastlos vorwärtsstrebenden Thätigkeitstriebe noch eine Reihe kleinerer Arbeiten daneben erledigte. Den größten Teil seiner reichen Kenntnisse und Erfahrungen, Erlerntes und Selbsterfundenes hat er in seinem Lehrbuche der Chemie niedergelegt, welches in den Jahren 1829 bis 1840 in zwei Bänden erschien und im ganzen vier Auflagen erlebte. Dasselbe gewann eine sehr große Verbreitung und zeichnete sich besonders durch klare Darstellung sowie dadurch aus, daß es zum erstenmal die bis dahin nur vereinzelt in älteren Werken und in englischen Lehrbüchern gebräuchlichen Holzschnitte auch in Deutschland allgemeiner zur Darstellung der beschriebenen Apparate verwendete; es war dies eine Neuerung, welche bald allgemeinen Beifall fand, so daß Kopien dieser Holzschnitte in fast alle Lehrbücher des In- und Auslandes übergingen.

So liegt denn ein Leben voll hoch anerkennenswerter und erfolgreicher Thätigkeit wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Wir können darin lesen und blättern, und jede Seite erzählt uns klar und offen von den Verdiensten dieses Mannes, welche derselbe sich um die Wissenschaft in seinem Vaterlande erworben hat. Darum ist es denn nicht mehr als recht und billig, wenn eine Reihe von Männern, meistens Schüler des Verstorbenen, sich zusammengethan hat, um dem Manne ein Denkmal zu setzen, welchem sie einen großen Teil ihrer Ausbildung zu verdanken haben. Und zwar besteht die Absicht, dies Denkmal in der Nähe der Stätte von Mitscherlichs Lehrthätigkeit, der Universität zu Berlin, zu errichten Indem ich wünsche, daß ihr Werk mit dem besten Erfolge gekrönt werden möge, will ich mit den Worten schließen, welche Gustav Rose in seiner Gedächtnisrede auf Eilhard Mitscherlich in der geologischen Gesellschaft zu Berlin gesprochen hat: „Es giebt wenige Naturforscher, die eine solche Vielseitigkeit des Geistes mit einer so gründlichen Bildung vereinigten und bei einem solchen Talent der Beobachtung aus ihren Beobachtungen so folgenreiche Resultate zu ziehen verstanden. Sein Name aber wird fortleben in der Geschichte der Wissenschaft, die durch ihn Fortschritte in größerem Maßstabe gemacht hat.“

Für den Weihnachtstisch.

Auch in diesem Jahre sind die für illustrierte Ausgaben bereits bekannten Firmen des deutschen Buchhandels nicht zurückgeblieben und haben mancherlei interessante, reich und geschmackvoll ausgestattete Werke zu Geschenkzwecken für den Weihnachtstisch bereitgestellt. Eine neue Auflage von **Spamers Illustrierter Weltgeschichte** gehört zu diesen wertvollen litterarischen Erscheinungen. Es ist dies die dritte Auflage, welche unter Mitwirkung bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel und Prof. Dr. K. Sturmhoefel vorliegt. Es ist eine fleißige und gediegene wissenschaftliche Arbeit, welche durch die rühmlich bekannte Verlagshandlung eine geschmackvolle und reiche Ausstattung erfahren hat. Die Abbildungen bestehen aus Porträts, architektonischen Werken, Karten, Schriftproben und ähnlichen historischen Denkmälern, und das ganze Werk ist in seinen acht geschmackvollen Bänden vorzugsweise für Hausbibliotheken und somit also auch zu Festgeschenken besonders geeignet. Bekanntlich bietet der Spamersche Verlag eine große Auswahl von illustrierten Büchern für das Haus und die Jugend. Das Gleiche gilt auch von den anderen Verlagshandlungen, die wir in einzelnen ihrer neuen Erscheinungen noch erwähnen werden. So ist im Verlage von Adolf Titze in Leipzig eine neue, die neunte Auflage des anmutigen Gedichtes **Amor und Psyche** von Robert Hamerling mit den reizenden Illustrationen von Paul Thumann erschienen, und zwar ist dies eine kleinere und daher auch billigere Ausgabe. — Auch der Verlag von A. G. Liebeskind, der sich in seinen kleinen Prachtwerken durch ganz eigenartige Ausstattung hervorthut, bietet mancherlei wertvolle und zierliche Weihnachtsbücher, von denen wir namentlich die **Abenteuer und Schwänke**, welche Rudolf Baumbach alten Meistern nacherzählt hat und die mit hübschen kleinen Zeichnungen geschmückt sind, besonders erwähnen. Wie sehr die Dichtungen von Rudolf Baumbach beliebt sind, beweisen die vielen Auflagen derselben, und auch diese „Abenteuer und Schwänke" sind eben bereits in der dreizehnten Auflage versandt worden. — Ein sehr hübsches Geschenk für junge Leute bildet die zweibändige Ausgabe von **Körners Werken**, veranstaltet von Hans Zimmer, in trefflicher Ausstattung. — Ebenso kann **Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens** in einem Bande, welches bereits in der fünften gänzlich umgearbeiteten Auflage vorliegt, als praktisches Festgeschenk empfohlen werden. Der allerdings ziemlich starke, aber nicht zu große Band enthält eine enorme Fülle von gut geordnetem Nachschlagematerial, freilich in möglichster Kürze, aber genügend für den täglichen Gebrauch. — Auch an Geschenkbüchern für die Jugend und das Kindesalter ist uns mancherlei zugesandt worden. Ein allerliebstes Buch für die Jugend ist die Prachtausgabe von Edmondo de Amicis' **Herz** in der Übersetzung von Raimund Wülfer aus dem Verlage von Adolf Geering in Basel. Der Sinn des Titels geht dahin, daß alle Erziehung darauf gerichtet sein soll, das Herz zu bilden, und dies wird gezeigt, indem der Leser gleichsam den Schulbesuch eines Knaben vom ersten Anfang bis zur Reife für eine höhere Anstalt miterlebt. Da giebt es denn allerhand fröhliche und traurige Vorkommnisse; der Lehrer erzählt jeden Monat seinen Schülern eine abgerundete Geschichte, die Ereignisse des Hauses spielen herein; kurzum, das Ganze ist der richtige Lebenslauf eines einfachen Schulknaben. Das Werk ist sehr hübsch ausgestattet mit ungemein charakteristischen Illustrationen, die dem italienischen Originale entnommen sind, wie denn auch manche Einzelheiten in dem Texte an den italienischen Ursprung erinnern. — Eine ziemliche Auswahl von Jugendwerken hat die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart versandt. Wir erwähnen davon das in großem Format gehaltene, inhaltlich sehr reiche Jahrbuch für Mädchen unter dem Titel **Das Kränzchen**, worin sich eine reiche Auswahl von unterhaltendem Stoff aller Art findet. Was eine gut geleitete illustrierte Zeitschrift für junge Mädchen etwa in einem Jahrgang bieten würde, ist in diesem Bande vereinigt: Novellen, belehrende Aufsätze aus der Natur und Völkerkunde, Anweisungen für weibliche Handarbeiten, Hindeutungen für Küche und Haus, kurzum alles was ein jugendliches weibliches Herz

sich nur wünschen kann. Aus demselben Verlage liegt ein fein ausgestattetes Buch **Maienzeit**, Album der Mädchenwelt vor, welches Beiträge in Prosa und Versen von namhaften deutschen Schriftstellern enthält, denen außerordentlich hübsche bildliche Beigaben zugesellt sind. In ähnlicher Weise ausgestattet ist das Buch **Der Jugendgarten**, welches in derselben Weise wie das vorhin erwähnte Jahrbuch „Das Kränzchen" alljährlich herausgegeben wird und diesmal schon als achtzehnter Band erscheint. Begründet wurde der Jugendgarten von Ottilie Wildermuth, deren beide Töchter das bereits eingebürgerte Werk fortsetzen. Auch hier sind Beiträge in Prosa und Poesie mit sehr hübschen, teils auch bunt ausgeführten Abbildungen. Ferner hat die Union versandt: **Das neue Universum** der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Es ist der vierzehnte Jahrgang eines reich illustrierten Jahrbuches für Haus und Familie, mit einem Anhang, welcher unter dem besonderen Titel „Häusliche Werkstatt" eine ganze Reihe von Ratschlägen zu nützlicher und unterhaltender Selbstbeschäftigung giebt. Eine wirkliche Erzählung aus dem Morgenlande bietet im selben Verlage Carl May unter dem Titel **Die Sklavenkarawane**. Ein schöner Titelumschlag und sechzehn Tondruckbilder gereichen diesem stattlichen Buche zur besonderen Zierde. Sehr empfehlenswert sind auch die kleineren, unter dem Gesamttitel **Universal-Bibliothek für die Jugend** in demselben Verlage erschienenen, geschmackvoll und doch einfach ausgestatteten Bändchen, welche ebenfalls mit guten Illustrationen versehen sind und sich ganz besonders für Schülerbibliotheken eignen. Wir finden dazwischen Bearbeitungen größerer Erzählungen und Volksbücher, auch Gedichtsammlungen und Originalarbeiten von bewährten Jugendschriftstellern. Diese Bändchen sind nicht nur für den Weihnachtstisch, sondern auch zur Verteilung als Prämien sehr geeignet. — Eine Reihe ganz hervorragender Prachtwerke hat Adalbert Fischers Verlag in Leipzig in diesem Jahre versendet. Da ist in erster Linie zu nennen das im erlesensten Geschmack ausgestattete Buch **Sechs Monate Indien**, welches sein Entstehen dem Zusammenwirken dreier Männer verdankt. Es ist die Reise des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, die darin beschrieben wird, und zwar ist der Text von dem einen Begleiter des Herzogs, dem Premierlieutenant von Leipziger, verfaßt, während die Bilder ihre Entstehung dem anderen Begleiter, Professor Woldemar Friedrich, verdanken. Die Aquarelle und Lichtdruckbilder sind in der That sämtlich wirkliche Kunstwerke, was übrigens auch von den in den Text gedruckten Illustrationen gelten kann. Jedenfalls gehört dieses Werk zu den interessantesten und schönsten dieser Art. In gleicher Weise hervorragend durch die künstlerische Ausführung der Bildtafeln ist das Reisewerk **Vom tropischen Tieflande zum ewigen Schnee**, welches in Wort und Bild von dem Maler und Naturforscher Prof. Anton Goering geschaffen wurde. Es sind zwölf Aquarelle, die sich in einer sehr eleganten Mappe befinden, während der Text für sich fein kartoniert beigegeben ist. Es handelt sich um die Darstellung von südamerikanischen Gebirgslandschaften, durch Pflanzen und Tiere belebt, so daß der Charakter der Tropen in farbenprächtigen Bildern dem Beschauer entgegentritt. In der That bietet sich die großartige landschaftliche Schönheit Venezuelas, vom Tieflande bis zum ewigen Schnee empor, den bewundernden Blicken dar. Von ganz anderer Art ist ein in demselben Verlage erschienenes Prachtwerk, welches unter dem Titel **Berliner Weihnachtstage** fünfundzwanzig Lichtdrucke nach Tuschzeichnungen von Georg Schöbel bietet. In ungemein lebendig ausgeführten Bildern zieht hier das Markt- und Straßenleben, wie es sich in Berlin um die Weihnachtszeit entfaltet, vor den Augen des Beschauers vorüber. „Der Weihnachtsbaumverkauf", „Der billige Mann", „Ein Dreier das Schäfchen" und viele andere charakteristische Scenen größtenteils humoristischer, aber auch ernster Art finden sich da vereinigt, und der Berliner Weihnachtsmarkt, der ja nun für immer bald sein Ende erreicht hat, ist damit künstlerisch festgehalten. Die Schwester des Künstlers, Fräulein Agnes Schöbel, hat diesen Kunstblättern eine hübsche Einleitung vorausgeschickt. Das Ganze befindet sich in einer sehr eleganten Mappe. Für Erwachsene, denen man durch ein humoristisches Geschenk Freude bereiten will, eignet sich das in demselben Verlage erschienene Bilderwerk **Der Tanz** von Fedor Flinzer. Es ist eine Mappe mit einundzwanzig Blättern, die sich sämtlich auf den Tanz und das sich daraus entwickelnde Ball- und Gesellschaftsleben beziehen. Das Komische dabei ist aber, daß statt der Menschen überall Tiercharaktere in den entsprechenden Toiletten und Kostümen auftreten. Es entstehen daraus zahlreiche ganz außerordentlich drollige Erscheinungen, und da der Künstler dabei einen sehr feinen Sinn für das wirklich Humoristische entwickelt, so kann das Werk in jeder Hinsicht angelegentlich empfohlen werden. Außer diesen großen Prachtwerken versendet die Verlagshandlung von Adalbert Fischer in Leipzig ein sehr amüsantes kleineres Buch in der Mundart Fritz Reuters. Sein Titel lautet: **De Puppenspäler**, ist von Max Blum verfaßt und von Hans Looschen illustriert. Noch ein gut ausgestattetes Buch, welches Anspruch hat, als Festgeschenk empfohlen zu werden, ist in demselben Verlage herausgekommen. Es führt den Titel **Lebenskunst**, ist von B. von York verfaßt und will ein Ratgeber sein, um die Sitten der guten Gesellschaft auf sittlich ästhetischer Grundlage in allen Lebenslagen zu lehren. Derartige Bücher sind ja nicht selten, aber das vorliegende besitzt große Vollständigkeit und ist gut geschrieben. — Von Büchern für die Jugend hat namentlich der Verlag von Hermann J. Meidinger in Berlin eine hübsche Auswahl versandt. In neuen Auflagen erwähnen wir davon **Der Waldläufer**, aus dem Französischen des Gabriel Ferry für die

reifere Jugend bearbeitet von Oskar Höcker, sodann **Der Bannerherr von Danzig**, ein deutsches Heldenbild von Ferd. Sonnenburg; ferner **Rheinlands schönste Sagen und Geschichten** von Prof. Dr. Heinrich Pröhle, alle drei mit hübschen Illustrationen versehen. Unter den Novitäten dieses Verlags befindet sich eine humoristische Erzählung von Bruno Garlepp **Elf Tage Ferien oder wie einer nicht wußte, was er werden sollte**, eine sehr unterhaltende Geschichte aus den Thüringer Fürstentümern nach den Befreiungskriegen. Die kleinstaatlichen Zänkereien sind sehr amüsant geschildert. Jenes seltsame Paar im Schloß zu Eishausen: der sonderbare Graf und seine rätselhafte Begleiterin, die für eine heimliche bourbonische Prinzessin gehalten wurde, der Dichter Friedrich Rückert und andere Gestalten kommen darin vor. Außerdem erwähnen wir zwei gleichfalls hübsch ausgestattete und je mit einer Heliogravüre nach einem Aquarell von Marie Stüler geschmückte Bücher für junge Mädchen. Das eine heißt **Renée** und ist von Agnes Willms-Wildermuth verfaßt; das andere ist betitelt **Das Schloß am Meer** und hat Elisabeth Halden als Verfasserin. — Durch gediegene und geschmackvolle Ausstattung sind die Bücher aus dem Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig gleichfalls rühmlich bekannt. Es sind uns einige neue Erscheinungen dieses Verlags zugegangen und wir erwähnen davon **Stegreif und Städtebund** von Oskar Höcker, worin der reiferen Jugend unter Beigabe von vielen guten Illustrationen eine Erzählung aus der Zeit des großen rheinischen Städtebundes, welcher entstand, während Kaiser Friedrich II. in Sicilien weilte und sein Sohn Konrad in Deutschland sein Stellvertreter war, dargeboten wird. Unter Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland verwirrten sich die Angelegenheiten des Reiches immer mehr, so daß die Städte sich zu Schutz und Trutz zusammenthaten, um gegen die Stegreifritter sich zu verteidigen. Das mittelalterliche Leben am Rhein, darunter ein Weinverkauf im Kloster Eberbach, ist frisch und anschaulich geschildert. Im gleichen Verlage erschien auch die Erzählung **Bob der Millionär** von Friedrich J. Pajeken. Es ist die dritte Abteilung einer Serie von Geschichten aus dem Westen Nordamerikas; in den beiden ersten „Bob der Fallensteller" und „Bob der Städtegründer" werden die Erlebnisse eines deutschen Auswanderers, Robert Reinfels, geschildert; beim Beginn dieser dritten und neuesten Erzählung verunglückt dieser Bob Reinfels, aber er hinterläßt einen Sohn, der gleichfalls Robert heißt und Bob genannt wird. Er setzt das Werk des Vaters fort, verwendet die große Erbschaft zum Wohle seiner Freunde und Genossen, welche ihn schließlich zum Gouverneur des von ihnen gemeinschaftlich gegründeten Staates ernennen. Pajeken kennt den Westen durch und durch und schildert die von ihm erfundenen Vorgänge mit großer Lebhaftigkeit, so daß seine Geschichten bei der Jugend gewiß großen Beifall finden. — Für die Freunde ansprechender Spruchsammlungen liegt aus dem Verlage von Jul. Bädeker in Leipzig die zwölfte Auflage von Karl Coutelles **Pharus am Meere des Lebens** in der Bearbeitung von Friedrich Bodenstedt vor. Karl Stelter hat eine Einleitung zu dieser neuesten Auflage geschrieben. Das Buch enthält bekanntlich eine Fülle von sinnigen Aussprüchen in Prosa und Versen aus der litterarischen Schatzkammer Deutschlands. — Sehr elegant ausgestattet ist der neue (vierte) Jahrgang des **Cottaschen Musen-Almanachs** (J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf., Stuttgart), herausgegeben von Otto Braun, mit sechs zierlichen Kunstbeilagen. Die Auswahl der darin enthaltenen Gedichte ist eine sehr sorgfältige, es sind sämtlich neue, wenn auch nicht moderne Dichtungen darin enthalten. Eine Prosadichtung, „Donna Lionarda" von Paul Heyse, eröffnet den Reigen. Wie schon der Titel verrät, spielt die Begebenheit auf italienischem Boden, der dem Dichter von jeher besonders sympathisch war. — Ein sehr hübsches Weihnachtsgeschenk bildet in neuer Ausgabe mit neunzehn ansprechenden Abbildungen die nie alternde und unvergleichliche Novelle von Joseph v. Eichendorff **Aus dem Leben eines Taugenichts** aus C. F. Amelangs Verlag. — Auch die Verlagshandlung von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart ist längst bekannt durch die geschmackvolle Ausstattung ihrer Bücher für den Weihnachtstisch. Die verschiedenen Ausgaben von Karl Stielers Werken bieten dafür glänzende Beweise. In diesem Jahre können wir unseren Lesern ein hübsches Büchlein: **Die Fackeljungfrau**, eine Bergsage von Ludwig Ganghofer, illustriert von A. Seligmann, empfehlen. — Einige Werke für Kunstliebhaber möchten wir schließlich noch ganz besonders hervorheben. Zwei davon sind im Verlage von Franz Hanfstaengl in München herausgekommen und beide eignen sich als Geschenke für Frauen. Das eine heißt **Blätter aus dem Buche des Lebens**, eine Idylle in Bildern und Versen von C. Schweninger und Frida Schanz. Ersterer ist der Künstler und Frida Schanz die Dichterin. Das zweite dieser Prachtwerke betitelt sich **Evas Töchter**. Hier sind die Zeichnungen von Emanuel Spitzer und der Text ist von Emma Merk. Auch dieses Werk ist namentlich für Frauen bestimmt und von liebenswürdigem Humor durchweht. Wir kommen auf diese beiden illustrierten Prachtwerke aus dem Hanfstaenglschen Verlage später noch eingehend zurück. — Eine Auswahl der hervorragendsten Werke von Arnold Böcklin ist in vierzig Photogravüren in Großfolio schon vor längerer Zeit im Verlage der Photographischen Union in München herausgekommen. Davon wird jetzt als vierte Auflage eine Lieferungsausgabe versandt. Die erste Lieferung bringt vier Blätter und zwar als erstes das Selbstporträt des Künstlers, jene originelle Darstellung, wobei der Tod, auf der letzten Saite seiner Geige spielend, dem Künstler über die Schulter sieht; dann „Quelle in der Felsschlucht", „Heiliger Hain" und „Triton und Nereide". — Noch ein sehr hübsches kleineres

Geschenkwerk: **Braunschweigs Baudenkmäler**, in ganz reizend ausgeführten Lichtdruckbildern mit sachverständigen Erläuterungen von Prof. Constantin Uhde ist im Verlage von Benno Goeritz und Wilhelm Danert in Braunschweig erschienen. Bekanntlich ist die alte Hansastadt reich an architektonischen Kleinodien, von denen die hauptsächlichsten sich hier in ungemein sauberen Abbildungen von nicht sehr großem Format in einer geschmackvollen Mappe vereinigt finden. Das hübsche Werkchen ist bereits in zweiter Auflage erschienen. G.

Litterarische Notizen.

Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben von J. E. Kuntze. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Der bekannte Romanist der Universität Leipzig reicht uns hier ein volles Lebensbild seines (1887) verewigten Onkels und Pflegevaters, welches zugleich ein Zeitbild Leipziger Gelehrtentums und durch dieses wiederum ein Kulturbild einer bestimmten Epoche deutschen Denkens ist, der Epoche nämlich, in welcher die Versöhnung der Philosophie mit den Einzelwissenschaften kraftvoll angebahnt wurde. Unter den Vorkämpfern dieser neuen Epoche stehen vornan Lotze, dessen Mikrokosmos Herders „Ideen“ neu belebte, und Fechner, von dessen vielseitiger Thätigkeit weitere Kreise vielleicht durch die „Vorschule der Ästhetik“ Nachricht erhalten haben, ebenso wie durch manche der zwangloseren, unter dem Namen Dr. Mises veröffentlichten Schriften. Wie Lotze von der Medizin her, so kam Fechner von der theoretischen Naturwissenschaft her zur Philosophie. Diese Neigung kam bei Fechner allerdings erst voll zum Durchbruch, als der Vierzigjährige den früh erhaltenen Lehrstuhl der Physik an der Universität Leipzig infolge einer langwierigen Krankheit aufzugeben sich gezwungen sah; als die Früchte dieser Neigung sind vor allen die phantasiereichen Werke „Nanna“ und „Zend-Avesta“ zu nennen, welche sich an den ersten, exakter Forschung gewidmeten Abschnitt Fechnerscher Thätigkeit anschließen. Zur Versöhnung der beiden Seiten fruchtbaren Schaffens kommt es (1855) in der einst viel besprochenen Schrift „Über die physikalische und philosophische Atomlehre“, welcher (1860) die weittragenden und tiefgreifenden „Elemente der Psychophysik“ folgten. Hiermit hatte sich der Sechzigjährige ein neues Arbeitsgebiet geschaffen, in dem es ihm noch siebenundzwanzig Jahre weiter bauend, verteidigend und berichtigend zu wirken beschieden war. In die Mitte dieses Zeitraums fallen die ästhetischen Studien (Holbeins Madonna), welche später zur „Vorschule der Ästhetik“ führen.

Was wir hier mit trockenen Worten angedeutet, findet in dem vorliegenden Buche eine meisterhafte Behandlung aus dem Vollen und Ganzen einer geschlossenen Kultur heraus, deren Genuß wir jedem empfehlen, welcher in der fin de siècle-Stimmung unserer Zeit die Empfänglichkeit für durchgeistigte Stillleben, wie sie uns unser Wilhelm Raabe bietet, noch nicht verloren hat. Zwei vorzügliche Bilder von Fechner und seiner Gattin, welche dem Buche beigegeben sind, spiegeln die Stimmung des Fechnerschen Kreises wieder; ein Jugendbild des greisen Forschers zeigt den sinnigen Knaben, der viel verspricht; ein Anhang, W. Wundts Rede auf den entschlafenen Amtsgenossen und eine genaue Bibliographie der Fechnerschen Werke enthaltend, lehrt in knappem Rahmen, wie dies Versprechen gehalten wurde. Das alles mag man aus dem Buche selbst ersehen, wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß der pietätvolle Herausgeber, welcher unter den Leistungen Fechners die philosophischen Arbeiten metaphysischen Charakters mit größter Liebe verfolgt hat, im Anschluß an deren Darstellung auch eigene Ansichten einfließen läßt, welche gelegentlich ausklingen in die Worte: „Auch im Gebiete unseres wissenschaftlichen Denkens wird die Zerfahrenheit und Zweifelsucht, Verstimmung und Unzufriedenheit nicht anders, nicht eher überwunden werden, als bis mit ganzem Ernst eine einheitliche Weltanschauung gewonnen ist, in welcher alle großen Probleme des Geistes- und Naturlebens ihren gesicherten Platz erhalten, und diese Weltanschauung kann nur die christliche sein, auf welcher wesentlich unsere Civilisation seit fast zwei Jahrtausenden beruht. Eine christliche Philosophie muß die Losung unserer Zeit werden.“

* * *

Geschichte der Philosophie. Von W. Windelband. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Dem Verfasser verdanken wir bereits eine ausgezeichnete zweibändige Geschichte der neueren Philosophie, deren bedeutendstes Merkmal es ist, Philosophie und Kulturgeschichte in enger Verbindung zu zeigen, und außerdem einen ebenso trefflichen Abriß der Geschichte der alten Philosophie, welcher sich im fünften Bande des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaften von Iwan Müller findet. Mit großer Erwartung durfte man daher dem Erscheinen einer Geschichte der gesamten Philosophie, welche der Verfasser versprochen, entgegensehen, zumal derselbe hier in knappem Rahmen ein Buch für weitere Kreise zu liefern sich angelegen lassen sein wollte. Diese Erwartung hat sich als durchaus berechtigt erwiesen. Wir stehen nicht an, Windelbands Geschichte der Philosophie zu dem Besten zu zählen, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Der viel behandelte Stoff stellt dem Verfasser die neue und eigenartig

erfaßte Aufgabe, „die Geschichte der philosophischen Probleme und der zu ihrer Lösung erzeugten Begriffe" zu schreiben. Statt der üblichen Einteilung, wo sich Philosoph an Philosoph reiht, erscheint also hier jedes philosophische Problem in seiner geschichtlichen Entwickelung: statt der Geschichte der Persönlichkeiten und ihrer Leistungen erhalten wir eine Geschichte der Leistungen, gespiegelt in den Persönlichkeiten, welche sie erzeugten. Mit großer Kraft ist die Fülle des Stoffes in mustergültiger Weise bewältigt, durch ausgewählte Litteraturangaben ist für anschließende Studien des weiteren gesorgt, genaue Sach- und Namenregister erleichtern den Gebrauch des Werkes.

* *
*

Justus von Liebig und Friedrich Wöhler. Zwei Gedächtnisreden von A. W. von Hofmann. (Leipzig, Veit u. Co.) — Bei Enthüllung des Liebig-Denkmals in Gießen (28. Juli 1890) und des Wöhler-Denkmals in Göttingen (31. Juli 1890) war dem jetzt entschlafenen großen Chemiker der Berliner Universität die Aufgabe geworden, das Leben und Wirken seiner hochbedeutenden Vorgänger in knappem Rahmen zu zeichnen. Nun liegen die beiden Reden, welche die bekannte Meisterschaft der Anordnung und Darstellung zeigen, in einem kleinen Büchlein vor uns, welches uns außerdem die aufgefundenen Bruchstücke einer Selbstbiographie Liebigs bietet und mit den trefflichen Porträts von Liebig und Wöhler, sowie mit den Abbildungen ihrer Denkmäler geziert ist.

* *
*

Die **Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik**, welche ursprünglich von J. H. Fichte und H. Ulrici herausgegeben wurde und jetzt unter der Leitung von Professor Dr. G. Falkenberg in Erlangen steht, legt uns ihren hundertsten Band vor. Derselbe zeigt das altbewährte Gepräge: an die Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Philosophie schließen sich anziehende Besprechungen bemerkenswerter Werke, eine Tafel der neu eingegangenen Bücher und eine umfassendere Bibliographie. Unter anderen bringt diesmal E. Hermann einen guten Überblick über neuere italienische Litteratur, während G. Frege die Cantorsche Lehre von Transfiniten anzeigt und mit kritischen Randbemerkungen begleitet, E. Dreher das Jordansche Buch „Das Rätsel des Hypnotismus und seine Lösung" bespricht. Die Ausstattung der Zeitschrift, welche bei C. E. M. Pfeffer in Leipzig erscheint, ist geschmackvoll und sachgemäß.

* *
*

Aus den Papieren eines Rathauses. Beiträge zur deutschen Sittengeschichte von E. Einert. (Arnstadt, Emil Frotscher.) — Das Archiv des Thüringer Städtchens Arnstadt erschließt sich uns in dem vorliegenden Büchlein und berichtet von Lust und Leid vergangener Jahrhunderte. Scheint auch zunächst nur das Leben eines kleinen Kreises berührt, so darf doch mit Recht behauptet werden, daß sich in diesem Kreise überhaupt das Wohl und Wehe deutschen Bürgertums getreulich wiederspiegelt. Wir können derartige Veröffentlichungen, welche die wichtigsten Bausteine zu einer wirklichen Kulturgeschichte sind, nur mit der größten Freude und Genugthuung begrüßen.

W.

* *
*

Ideale Welten nach uranographischen Provinzen in Wort und Bild. Von A. Bastian. Drei Bände mit zweiundzwanzig Tafeln. (Berlin, Emil Felber.) — **Der Buddhismus als religionsphilosophisches System.** Von A. Bastian. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) — Das erstgenannte Werk umfaßt etwa achthundert engbedruckte Folioseiten, das zweite ist ein kleines Büchlein von sechzig Seiten. Aber beide sind Ergebnisse der letzten großen Reise unseres berühmten Ethnologen und in echt Bastianschem Stile geschrieben. Was stets von neuem in Erstaunen setzt, ist die unendliche Fülle des Wissensstoffes und die Verbindung entlegenster Vorgänge, wie sie in Bastians Schriften hervortreten, und was immer wieder den Leser abschreckt, ist der Stil mit seiner Ineinanderschachtelung von Sätzen und Klammern und mit seiner buntfarbigen Vielsprachigkeit. Da es jedoch auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der Völkerkunde noch darauf ankommt, wahllos alle erreichbaren Daten zu sammeln und die Beziehungen der Lebensformen zwischen den scheinbar getrenntesten Stämmen nachzuweisen, so würde eine glatt dahinfließende Darstellung den zehnfachen Raum und die zehnfache Arbeitszeit beanspruchen. Immerhin sind wir jetzt ziemlich so weit, daß wir die ganze Summe von Einzelheiten auf einige wenige Grundgesetze — Bastians „Völkergedanken" — werden zurückführen können. Die Ethnologie der Zukunft wird in einem knappen Duodezbändchen darstellbar sein, in einem Verzeichnis der einfachsten menschlichen Auffassungen, aus denen alle Formen des Gesellschaftslebens abzuleiten sind. Für diese Tafel der Völkergedanken sind die vorliegenden Bücher wiederum Vorarbeiten. Aber auch abgesehen davon besitzt die kleine Schrift über den Buddhismus ein aktuelles Interesse. Theosophen und Neobuddhisten machen jetzt in Deutschland den Versuch, die ganze abendländische Kultur zu gunsten altindischer Weisheit aufzuheben. Daß dieser Versuch aussichtslos ist, versteht sich; daß er jedoch auch ganz thöricht ist, ergiebt sich aus Bastians Darlegungen zur Evidenz: denn der Buddhismus kennt keine Seele, viel weniger eine Unsterblichkeit derselben, und von den Wundern der Mahatmas kann ernstlich gar keine Rede sein, da der Mahatma durch jedes Wunder sich verunreinigen würde. Unseren modernen Theosophen also sei diese Schrift besonders ans Herz gelegt.

* *
*

Der Wahrheitpfad. Ein buddhistisches Denkmal. Aus dem Pali in den Versmaßen des Originals übersetzt von Karl Eugen Neumann. (Leipzig, Veit u. Comp.) — Die Frage, die Neumann in einem kritischen Anhange eingehend behandelt, ob nämlich die bisherigen Übersetzungen des Dhammapadam ganz unzureichend oder wenigstens erträglich waren, hat für das größere Publikum kein Interesse. Uns genügt zu sehen, daß die vorliegende Verdeutschung augenscheinlich sehr treu und doch lesbar gehalten ist; wir erfreuen uns der weisheitvollen Sprüche und der hinzugefügten allgemeinen Erklärung. Auch aus dieser Probe indischer Philosophie ergiebt sich, daß der Buddhismus enge Verwandtschaft mit gewissen Stimmungen der Gegenwart darbietet, und man begreift, daß einige in ihm das Evangelium des Tages erblicken. Aber wer tiefer in die gegenwärtige Verflechtung der Lebensmotive eindringt, erkennt bald die Einseitigkeit einer solchen Anschauung.

Die mannigfaltigen Strömungen, die jetzt im Flusse sind, hat Rudolf Eucken mit Meisterhand herausgestellt; seine **Grundbegriffe der Gegenwart**, deren zweite Auflage soeben bei Veit u. Comp. erschienen ist, seien daher aufs wärmste empfohlen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß in der Struktur des Denkens die Begriffe die festen Haltpunkte bilden, daß demnach die allen gemeinsamen Begriffe ein Spiegel der Zeit sind, schildert Eucken in lebendiger und sorgsamer Darstellung die großen Gegensätze, die unsere Zeit durchdringen. Solche Gegensätze sind: subjektiv — objektiv; Individualität — Gesellschaft; Idealismus – Realismus u. v. a. Im thätigen Leben und in der gelehrten Arbeit, in der socialen Reform und im künstlerischen Schaffen rinnt das Blut derartiger herrschender Begriffe; wenn wir ihr Wesen ganz durchleuchten könnten, dann würden wir auch die Macht haben, die Fortentwickelung des gesamten geistigen Bestandes zu beeinflussen. In welchen Bahnen die Weiterbildung sich bewegen soll, führt Eucken gleichfalls aus; jedermann also, der Anteil nimmt an den großen Fragen der Gegenwart wie der Zukunft, wird dieses Buch zu Rate ziehen müssen.

* * *

Logik. Von W. Wundt. Bd. I: Erkenntnislehre. Zweite Auflage. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — **Grundzüge der Logik.** Von Th. Lipps. (Hamburg, Leopold Voß.) — Die vorliegenden Lehrbücher der Logik sind beide bedeutend durch die Selbständigkeit des Denkens, aus der sie entstanden sind und zu der sie demgemäß anregen. Sie enthalten auch ungefähr den gleichen Stoff, denn die Methodenlehre, die Wundt in seinem zweiten Bande entwickeln wird, ist in dem Lippsschen Kompendium nur sehr kurz behandelt. Selbst darin, daß überall von der psychologischen Untersuchung ausgegangen und der erkenntnistheoretische Idealismus verworfen wird, stimmen beide Werke überein. Endlich — um noch ein mehr äußeres Merkmal anzuführen — verzichten die vorliegenden Schriften auf den Ballast litterarischer Notizen und polemischer Erörterungen. Aber der Gebrauch, den wir von ihnen machen können, ist doch sehr unterschieden. Da Lipps in gedrängter Kürze schreibt, wird er nur dann mit Nutzen gelesen werden, wenn man jedes Wort auf die Goldwage legt und an die einzelnen Sätze eigene Überlegungen in größerem Umfange anknüpft; alsdann wird man auch leicht über gewisse Lücken und Wunderlichkeiten des Gedankenganges hinwegkommen. Bei Wundt waltet eine Ausführlichkeit, welche die Lektüre erleichtert, und zugleich eine sehr wertvolle Rücksichtnahme auf das, was man „algebraische Logik" nennt. Indessen ist hinter der scheinbaren Klarheit der Darstellung gelegentlich eine empfindliche Unklarheit des Gedankens verborgen. Man thut daher gut, das Wundtsche Werk zuerst, aber nicht ohne Kritik zu lesen, und später nach dem Büchlein von Lipps zu greifen. — Über jene Logik werden wir noch ausführlicher sprechen, sobald ihr zweiter Band erschienen ist.

* * *

Zur Verjüngung der Philosophie. Psychologisch-kritische Untersuchungen auf dem Gebiet des menschlichen Wissens von J. Segall-Socoliu. Erste Reihe: Das Wissen vom specifisch Menschlichen. Prolegomena. (Berlin, Carl Duncker.) — Hinter dem langatmigen und anspruchsvollen Titel dieses Buches verbirgt sich nicht viel. Will man die gelehrte Ausdrucksweise des Verfassers beibehalten, so kann man sagen, daß seine Auseinandersetzungen an Worthypertrophie und Gedankenatrophie leiden. Aber daß Segall-Socoliu fleißig gelesen und auch selber nachgedacht hat, soll nicht in Abrede gestellt werden. Wenn er seine nächste Aufgabe gelöst hat, „die verschiedenen, im Laufe der Geschichte entstandenen Philosophien als die Produkte eines aus dem gewöhnlichen Verstand entsprungenen psychischen Prozesses des näheren darzuthun", dann wollen auch wir uns eingehender mit ihm beschäftigen.

* * *

Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauenpsychologie von Dr. Ferdinand Maria Wendt. Zweite Auflage. (Korneuburg, Julius Kühkopf.) — Das Buch ist „für edle Frauen" geschrieben und trägt als Motto den Satz: „Es ist etwas Herrliches um die Seele der Frau." Die Färbung des Ganzen wird hieraus ersichtlich. Sehen wir aber hiervon und von der Geschmacklosigkeit ab, daß der Verfasser sein Bild dem Buche vorgeheftet hat, so können wir zugeben, daß er seine schwere Aufgabe nicht übel löst. Die psychologische Zergliederung dringt freilich nicht so tief wie in Simmels geistreicher Frauenpsychologie, aber sie läßt wenigstens die Haupteigentümlichkeiten des weiblichen Denkens, Fühlens, Wollens hervortreten. Die Behauptung einer besonderen Feinheit weiblicher Sinnesthätigkeit scheint uns übri-

gens durch Erfahrungen von dem Markt des Lebens her widerlegt: die Klavierstimmer sind durchgehends Männer und ebenso die Koster von Thee und Wein, die Sortierer von Wolle u. dgl. Dankenswert ist des Verfassers Protest gegen den durch Frauen genährten Unfug der Traumbücher.

* *
*

Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Von Karl Kiesewetter. (Leipzig, Max Spohr.) — Durch die Entdeckung eines Faustbildnisses war vor Jahr und Tag die Aufmerksamkeit wiederum auf den historischen Faust gelenkt worden. Kiesewetter hat nun mit gründlichster Quellenkenntnis alles zusammengestellt, was über Faust selber, die Bücher von ihm und die Zauberbücher zu ermitteln ist; daneben macht er den Versuch, die überlieferten Wundergeschichten durch die modernen hypnotistischen und spiritistischen Erfahrungen zu erklären. So ist das Werk, trotz seinem beträchtlichen Umfang, hervorragend interessant zu nennen, mag man die verschwenderisch gebrauchten Analogien billigen oder als eine Parallele zwischen zwei unbekannten Größen für nutzlos halten. Da der Preis des Buches sehr niedrig gestellt ist, so wird es wohl einen großen Leserkreis gewinnen.

* *
*

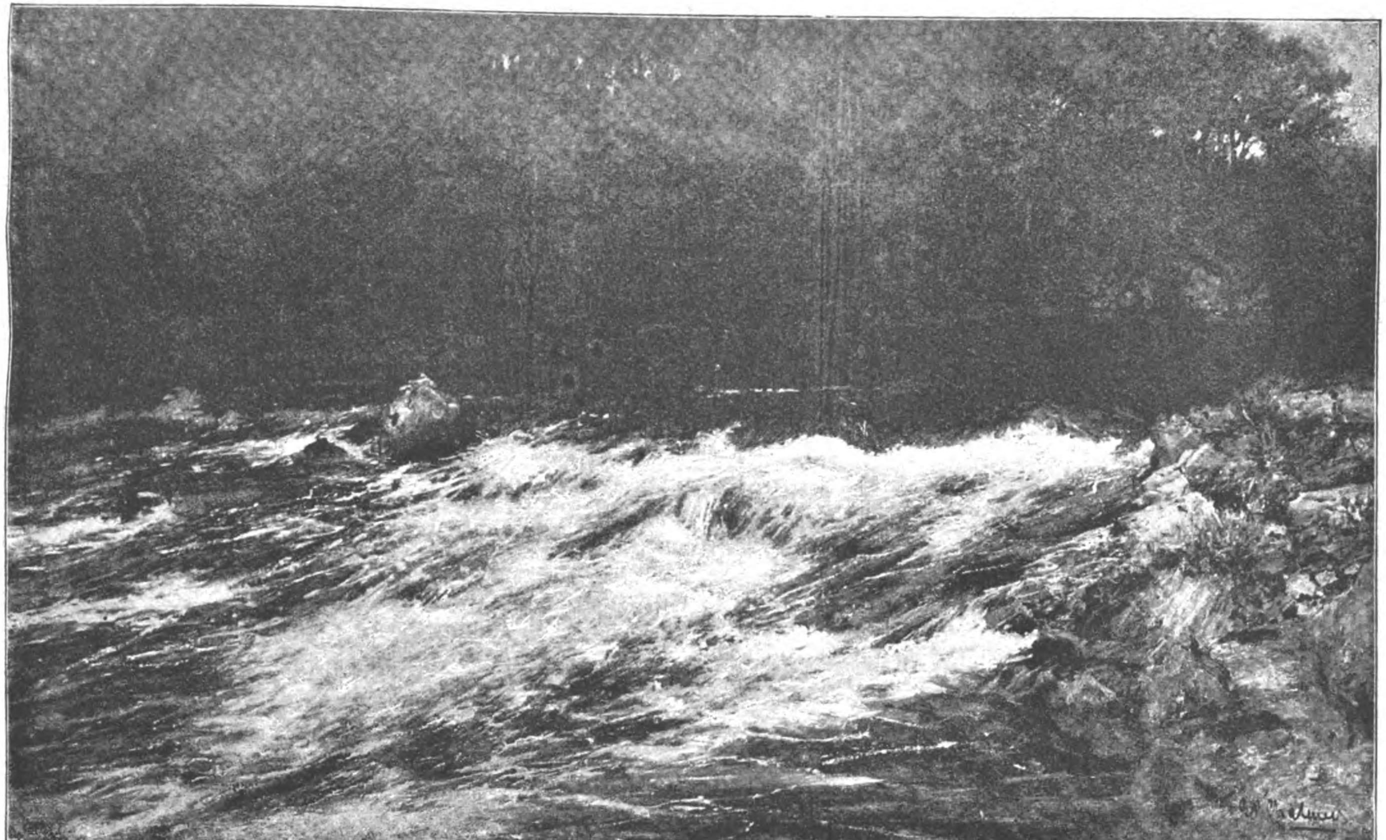
Das Jenseits des Künstlers. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien, Carl Konegen.) — Der Grundzug der Schrift, der dahin geht, das künstlerische Schaffen durch psychologische Vergleichung mit Zuständen des Traumes, des Wahnsinns und der Hypnose verständlich zu machen, ist sicherlich lobenswert. Aber des Verfassers Arbeit bringt keinen neuen Ertrag; was er darstellt, ist in der Hauptsache bereits öfters gesagt worden. Nur im einzelnen finden sich feine und neue Bemerkungen, so wenn von Kritikern mit bloß technischem Fachwissen gesagt wird: „die Sünde ihres Erkennens unterscheidet sich wesentlich von der Unschuld des wahren Kunstverstehens." Hätte Hausegger die psychologische Analyse — etwa nach Diltheys Vorgang — vertiefen und den Umfang seines Buches auf ein Drittel des jetzigen beschränken können, so wäre dies Wenige mehr gewesen.

* *
*

Nur ein Jude! — Das Grundstück. Neue littauische Geschichten von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — **Kinder der Sünde.** Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Beide Bücher enthalten Geschichten, die auf dem triebkräftigen Mutterboden des deutschen Stammeslebens erwachsen sind. Die Erzählungen aus den Tiroler Bergen bieten stofflich Bemerkenswertes, sind aber technisch ungelenk; die erste steht höher als die zweite, weil sie nicht so viel mit „retardierenden Momenten" — um den Kunstausdruck zu gebrauchen — arbeitet und die Handlung straffer zusammenhält. Diese Erzählungen sind auch ursprünglicher als die Wichertschen Skizzen. Aber Wichert hat die gediegene Technik vor Syrutschek voraus und einen glatten, angenehm lesbaren, obschon etwas unpersönlichen Stil. Das Lokalkolorit scheint uns sehr gut getroffen zu sein, soweit wir nach Büchern, ohne eigene Kenntnis des Landes urteilen dürfen. Die Ausstattung der beiden Werke ist eine vortreffliche. D.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Eilende Wasser. Von G. P. Chalmers.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

IV.

Die Antwort seiner Mutter auf den Brief, in welchem er ihr mitteilte, daß er seinen Beruf aufgegeben oder, wie er es nannte, gewechselt habe, blieb lange aus. Als sie kam, schmeckte sie Werner bitter.

Die alte Frau schrieb sehr kurz: sie hoffe, daß weder er noch Else sich je veranlaßt sehen möchte, seinen ihr unbegreiflichen Entschluß zu bereuen.

Else war empört über diesen Brief, und es herrschte seit jener Zeit zwischen Schwiegertochter und Mutter eine gespannte Stimmung, die sich durchaus nicht beseitigen lassen wollte, auch dann nicht, als die allezeit gutherzige Else zu mehreren Malen der alten Frau die Hand versöhnlichst entgegenstreckte. Nicht daß Werners Mutter die liebe, kleine Hand von sich gewiesen hätte, nein, sie that ihr möglichstes, ihre Enttäuschung zu verwinden, sich in das, was nun einmal nicht mehr zu ändern war, mit Anstand hineinzufügen. Aber sie gewann es nie ganz über sich, am allerwenigsten, wenn sie täglich mit Werner beisammen war.

Zu mehreren Malen folgte sie Elses Einladungen nach Krügenberg, immer mit dem besten Willen, sich dort wohl zu fühlen, aber jedesmal eilte sie wieder fort.

Else fühlte sich schmerzlich verletzt durch die Hast der alten Frau, Krügenberg zu verlassen.

„Ich hab doch gethan, was ich konnte, um's ihr recht heimisch zu machen bei uns," klagte sie Werner nach einem so kurz zugemessenen Besuch der Schwiegermutter. „Und es ist ja doch reizend, gemütlich und hübsch bei uns! Warum fühlt sich denn deine Mutter nicht wohl hier, Werner? Was vertreibt sie denn?"

Hierauf gab Werner keine Antwort, aber er wußte es ganz gut, was seine Mutter von Krügenberg vertrieb. Den Unterschied beständig vor Augen zu haben zwischen dem, was sie von ihm gehofft, und dem, was aus ihm geworden, den allmählichen Verfall des Sohnes mit anzusehen, der Umstand, daß aus ihrem Werner, ihrem Goldjungen, nichts anderes geworden als der am glänzendsten ausgehaltene Schwiegersohn in ganz Nassau, und daß er dieses müßige Schlaraffenleben

genieße und fröhlich sein konnte dabei und gedeihe, das vertrieb sie.

Genießen, fröhlich sein, gedeihen? Darin that sie ihm unrecht. Das Genießen versuchte er allerdings, weil ihm, von allen Seiten eingeengt, wie er es war, nichts anderes übrig blieb, als wenigstens die materiellen Vorteile seiner Lage auszunützen, wollte er nicht einfach an den Wänden hinauflaufen vor Verzweiflung und Langerweile; aber das Fröhlichsein und Gedeihen, das brachte er nicht fertig.

Trotz seiner äußerlichen Vergnügtheit fühlte er sich während der Anwesenheit seiner Mutter in Krügenberg ebenso unglücklich wie sie selbst. Wenn sie fortfuhr, hatte er immer ein geteiltes Gefühl — Erleichterung und Schmerz, beides empfand er; Erleichterung, weil er nun ihrer traurig mahnenden, demütigend enttäuscht in seine Seele blickenden Augen ledig war; Schmerz, heißen, brennenden Schmerz, weil ihm jedesmal beim Abschied zu Mute war, als nähme seine Mutter noch ein letztes Stück von seinem mehr und mehr absterbenden alten Selbst mit sich fort.

— — — — — — — — — — — —

Ach, wenn er ihr hätte nacheilen können in die alte Freiheit, Unabhängigkeit und — Armut hinein! Aber nein, er mußte bleiben, mußte faulenzen und sich gütlich thun, sich täglich vorhalten lassen, wie wohl es ihm erginge, wie viel besser er es habe als früher.

O diese Jahre in Krügenberg, diese öden, leeren, schrecklichen Jahre in Krügenberg!

Anfangs war alles wie auf Rädchen gegangen. Der alte Herr von Ried war es nicht müde geworden, den Fleiß, die Umsicht, die landwirtschaftlichen Talente seines Schwiegersohnes zu rühmen. Dann wurde das Lob spärlicher und kam mehr und mehr ins Stocken.

Das Erträgnis, welches Werner als Resultat seiner Bemühungen aufzuweisen hatte, entsprach nicht den von dem alten Herrn gehegten Erwartungen, stand in keinem Vergleich zu dem, was ihm früher von seinen Beamten vorgeschwindelt worden war. Daß das durch die gewissenlosen, die Zukunft preisgebenden Spitzfindigkeiten der Beamten auf Jahre hinaus ausgesaugte Gut sich erst langsam werde erholen müssen, wollte dem alten Ried nicht eingehen. Er fing an, sich von dem und jenem Inspektor Aufklärungen über den unerfreulichen Stand der Dinge geben zu lassen, dem Schwiegersohn da und dort in die Zügel zu fallen, Werners aufrichtigen Wunsch, die Interessen von Besitz und Besitzer zu fördern, mit kleinlichen, nergelnden Bemerkungen brachzulegen. Immer mehr ließ er sich von untergeordneten Geistern regieren, nahm Werner gegenüber eine geduldige Miene an und lobte unaufhörlich seinen „guten Willen“. Es kam schließlich zu einer heftigen Scene zwischen dem jungen und dem alten Mann, einer Scene, welche damit endigte, daß der alte dem jungen versicherte: er mache ihm keine Vorwürfe, er könne es nicht von ihm verlangen, daß er sich von einem Tage zum anderen aus einem tüchtigen Offizier in einen praktischen Landwirt verwandeln solle, er verlange überhaupt nichts von ihm, als daß er, Werner von Schlitzing, seine Tochter glücklich machen möge.

Auf diese Äußerung hin, welche der alte Herr dank einer merkwürdigen Ideenverwirrung, wie selbe mitunter bei eigensinnigen alten Männern stattfindet, für zartfühlend zu halten schien, verließ Werner, ohne ein weiteres Wort zu erwidern, das Zimmer und ging hinaus in die Wälder. Der kalte Herbstregen strömte ihm um Gesicht und Ohren, und die toten Blätter fielen dicht. Er weinte wie ein Kind, er rüttelte an den Bäumen, in deren Kronen Wind und Regen rauschten, er brach dicke Zweige von den Büschen und stampfte zornig in die Pfützen hinein. Er faßte den Entschluß, mit allem zu brechen, dem Schwiegervater alles vor die Füße zu werfen, Weib und Kind in seine Arme zu fassen, mit ihnen irgend wohin zu ziehen, sich eine neue Existenz zu gründen, mochte sie noch so bescheiden sein, vorläufig zu seiner Mutter nach Wernigerode zu flüchten, ehe man ihn von neuem irgend einem Regiment zugeteilt haben würde. Dies und das ... nur ... Mitten in seinen Zorn hinein überkam ihn ein Gefühl kläglicher Hilflosigkeit, der Gedanke, daß, was er auch über eine fernere Zukunft beschließen mochte, er vorderhand nichts thun konnte, als die Liebenswürdigkeiten seines Schwiegervaters einstecken. Else

sah in wenigen Tagen ihrer zweiten Niederkunft entgegen, sie war unruhig, gedrückt, ängstlich, er mußte sie vor jeder heftigen Gemütserschütterung bewahren, und so kehrte er ganz artig nach Hause zurück, um noch Zeit zu haben, sich vor dem Diner umzukleiden.

Der Schwiegervater hatte bereits nach ihm ausgespäht und empfing ihn zugleich vorwurfsvoll, nachsichtig und zärtlich.

Er hatte eine Flasche Champagner kühlen lassen zum Diner.

— — — — — — — — — — — — —

Man gewöhnt sich an alles mit der Zeit, selbst daran, den Champagner eines Schwiegervaters zu trinken, der findet, daß man auf der Welt zu nichts anderem dienen soll als dazu, seine Tochter glücklich zu machen. Werner gewöhnte sich allerdings schwer, und der Champagner schmeckte ihm bis zuletzt wie Medizin.

— — — — — — — — — — — — —

Solche vehemente, alles sich umwälzende Entschlüsse, wie sie Werner zwischen dem strömenden Herbstregen gefaßt, sind wie die Selbstmordgedanken: wenn man die Ausführung derselben aufschieben muß, kommt's nicht dazu.

Wenn ihm sein Leben überhaupt noch wert und heilig gewesen wäre, so hätte er vielleicht doch noch die Schwungkraft gefunden, um sich aus all diesen Unerquicklichkeiten mit einem Ruck herauszureißen; aber sein Leben war ihm gleichgültig. Immer mehr befestigte sich bei ihm die Überzeugung, daß seine Existenz nun einmal eine gründlich verfahrene und nichts weiter damit anzufangen sei.

Nun galt es nur, Elses harmloses Dasein zu schonen und nicht mit zu verderben.

So fügte er sich denn, lernte es, mit mehr oder minderer Anmut zu faulenzen, sich füttern zu lassen und Else geduldig in den geselligen Wirbel, der von Jugend an ihr Lebenselement gewesen war, nachzuziehen.

Sie hatte überall Beziehungen, sie fühlte sich wohl unter ihren alten Bekannten, mit denen sie fast verwandtschaftlich zwanglos verkehrte. Und er — er blieb unter ihnen fremd.

— — — — — — — — — — — — —

Ach, wie das alles vor ihm aufstieg in diesem nach falschem Frühling duftenden Januar-Tauwetter, zwischen den triefenden Bäumen und den kotigen Straßen des Tiergartens. Er lebte es förmlich noch einmal durch, Tag für Tag. Des Schwiegervaters Unzartheiten, die Besuche in der Nachbarschaft, die endlosen Diners, die üppige Kost, die starken Weine, die ganze fein ausgeklügelte Schlemmerei, an die er sich so ganz allmählich gewöhnte, bis sich unter deren Einfluß seine idealistisch asketische Natur langsam, langsam zu verändern begann, die Feste in der Umgebung, die langen Fahrten von Krügenberg bis zu der nächsten Bahnstation, die überheizten, nach Kohlendunst riechenden Eisenbahnwagen, die Feste selbst, die Männer — ach, es waren die Männer, welche ihn damals geradeswegs zur Verzweiflung trieben! — etwas schwerfällig, aber durchaus geschliffen in ihren äußeren Formen, bedeutend welt- und besonders luxuskundiger als er, den äußeren Anstand wahrend, innerlich von jeglichem Skrupel frei, wenn es sich um die Befriedigung ihrer Genußsucht handelte, dabei gutmütig, klug, nüchtern, ohne eine ideale Regung, und alle mit derselben Verachtung im Blick für Werner, den Offizier, der sich verkauft, den ausgehaltenen Schwiegersohn; daneben die Frauen, schön, üppig, elegant, naiv, materiell, mit dem prickelnden Feuer des Rheinweins in den Adern, mit vollen roten Lippen und etwas eigentümlich Schmachtendem, langsam an sich Heranlockendem im Blick.

Es gab ihrer von jeglicher Art. Neben den üppigen, gedankenlos hingenießenden gab es die „sich besser dünkenden", die ihre Genußsucht mit der Theorie anfeuerten; sonst diente die Theorie eher dazu, die Genußsucht zu zügeln ... nous avons changé tout cela. Eine ganze Anzahl von Freundinnen hatte Werner unter diesen „sich besser dünkenden", den sogenannten begabten Naturen, Damen, die für die modernen sittlich anarchistischen freien Individualisationstheorien schwärmten und alle Jahre nach Bayreuth pilgerten, um die Herbst- und Wintersaison mit ganz frisch überreizten Nerven anzutreten.

Im Verkehr mit ihnen merkte es Werner erst, wie sehr er hinter seiner Zeit zurückgeblieben war. Sie vervollständigten seine Bildung. Sie borgten ihm Bücher, welche

er sich genierte ihnen zurückzubringen, nachdem er sie gelesen, und die ihn darüber belehrten, daß er im Grunde ein sehr armseliger Philister sei, der sich eigentlich zu schämen habe, daß er bis dahin, sich gewissenhaft und treu am Hergebrachten festhaltend, es versäumt, rücksichtslos quer durch das Herz seines Nächsten hindurch jeder Freude nachzulaufen, die ihn gelockt. Er erfuhr, daß Mitleid und Nächstenliebe nichts als erbärmliche und verächtliche Schwächen seien, so eine Art moralischer Skropheln, die unter dem ungesunden Einfluß des Christentums, jenes größten Feindes der freien Entwickelung des Menschengeschlechtes, entstanden waren; er erfuhr, daß das Pflichtgefühl nichts als eine Beschönigung der dem Hergebrachten opfernden sittlichen Feigheit und jeder Anspruch auf Treue in und außer der Ehe eine Thorheit und Schlechtigkeit, ein Eingriff in die Privatrechte der Menschennatur sei; die sich zwischen Liebespaaren meldende Abneigung war nun einmal einfach „eine naturnotwendig hervorgerufene Umformung ihrer physischen Gefäß- und Zellensubstanz, die unwillkürliche Wirkung einer gegebenen Ursache, die durch nichts verhindert werden konnte“.

Und angesichts dieser heiligen Wahrheiten wollte man noch von Treue reden! Absurd!

Einem Menschen, der vertrauter gewesen wäre mit den verschiedentlichen modernen Versuchen, sich im Leben neben der breiten, vom Christentum geebneten Straße landläufiger sittlicher Anschauungen einen dem Glück rascher entgegeneilenden Seitenpfad zu suchen, den hätten all diese wüsten Redereien kalt gelassen, er hätte dergleichen mit einem spöttischen Lächeln abgefertigt in dem fest gegründeten Bewußtsein, daß die menschliche Gesellschaft, von all diesen stümperhaften Versuchen, sie in neue Bahnen zu lenken, überlegen absehend, noch eine gute Zeit hindurch ihre Rechte zu schützen verstehen werde.

Der in streng religiösen, patriarchalischen Familiengesinnungen und Verhältnissen aufgewachsene Werner aber fühlte sich von diesen ihm gänzlich fremden Welt- und Lebensanschauungen fast so verblüfft wie ein Bauer, der zum erstenmal hört, daß es Menschen giebt, die nicht an Gott glauben.

Erst waren ihm die neuen Theorien einfach unheimlich, dann fing er an, in seinen hergebrachten Ansichten zu wanken, sich altmodisch darin vorzukommen, sich beinahe ihrer zu schämen, wie wegen verschiedener Schwerfälligkeiten, die er anfangs im Leben mitgeschleppt.

Er fing an, darüber nachzudenken.

Daß auch bei ihm, wie bei so vielen anderen klugen, ihren Verstand aber zeitweilig mißbrauchenden Menschen, das ganze Resultat seiner aufrührerischen Grübeleien, die an den nicht schwer zu entdeckenden Schwächen unseres jetzigen von Gesetz und Vorurteil gestützten Systems herumnergeln, sich schließlich in die Worte würde zusammenfassen lassen: „Füg dich darein, es ist nun einmal so!“ war eine Wahrheit, die ihm das Leben um einige Jahre später recht unerbittlich klar machen sollte, die ihm aber damals aus allen grell phantastischen Lichtern, die ihm seine excentrischen Freundinnen anzündeten, keineswegs entgegenleuchtete.

Damals hätte er es geradezu für feig gehalten, seine Gedanken in die Tasche zu stecken und sich dem Vorurteil zu fügen, ebenso wie er anfing, es für feig zu halten, ruhig fortzufahren, sein Leben nach Gesetzen einzurichten, an deren heiligem Ursprung er begonnen hatte zu zweifeln.

Wenn um jene Zeit eine nennenswerte Versuchung an ihn herangetreten wäre, so wäre es wohl bereits damals um Elses weiteres eheliches Glück recht schlecht bestellt gewesen; aber die Versuchung fehlte, eine Versuchung nämlich, für die er seine Existenz preisgegeben, sich entschlossen hätte, Else ernstlich zu kränken. Dazu hatte er noch weit. All die häßlichen Theorien lagen ihm einfach in der Seele, wie einem unverdautes Gift im Magen liegt; gleich dem Gift warteten sie den Zusammenprall ab mit derjenigen Substanz, unter deren Einfluß sie ihre schädlichen Eigenschaften erst voll würden entfalten können.

Von den sich „besser dünkenden“ theoretisierenden Damen gefiel ihm keine, so geduldig er ihrem verwegenen Weltverbesserungsgewäsch auch zuhörte. Es fehlte ihnen zu sehr an Anmut und Duft, an dem anregend Rätselhaften, am dem lockend Geheimnisvollen, welches für jeden des Namens wür-

digen Mann die Poesie echter Weiblichkeit ausmacht.

Was die anderen untheoretischen Damen, die fröhlichen, lieblichen Thörinnen, anlangte, da —

Es giebt Menschen, denen das Leben wie Muscheln und Hummern einen Panzer mitgegeben hat, an dem starke und schwache Versuchungen und Gemütsbewegungen unschädlich abprallen.

Werner hatte die Vorsehung mit keinem solch praktischen Schutze versehen. Jeder Hauch, jeder Nadelstich traf ihn auf die Haut, und die war noch obendrein dünn und angenehmen wie unangenehmen Empfindungen gleichermaßen zugänglich.

Seinem Gefühl für Else trat dies Treiben nicht nahe, im Gegenteil schmiegte er sich nach jedem seiner flüchtigen Abenteuer mit gesteigerter Zärtlichkeit an seine süße junge Frau, die ihm im Vergleich zu den anderen Weibern nicht anders als wie eine besonders warmherzige und fröhliche kleine Heilige erschien.

Ihr Vertrauen, ihre völlige Arglosigkeit drückten ihn mitunter recht schwer. Trotz aller die Reue als eine erbärmliche Nervenschwäche verurteilenden Theorien, mit denen ihn seine geistreichen Freundinnen bekannt gemacht, konnte er sich dieselbe nicht abgewöhnen. Else in ihre reinen, zärtlichen Augen zu sehen mit dem Bewußtsein einer noch so geringfügigen Schuld auf dem Gewissen, war ihm unerträglich. Er nahm sich immer vor, es sollte das letzte Mal gewesen sein; aber das Schicksal war gegen ihn.

Eines schönen Tages überlegte sich's das Schicksal anders und setzte seinem Treiben ein Ziel. Der alte Herr von Ried erkrankte an einem akuten Gelenkrheumatismus, infolgedessen er fast gänzlich gelähmt blieb.

Von da ab ging Else auf in der Rolle seiner Krankenpflegerin, sie existierte kaum mehr für ihren Mann. Tag und Nacht ließ der griesgrämige, über die Maßen anspruchsvolle Kranke sie nicht von seiner Seite. Werners Genüsse und Pflichten liefen darauf hinaus, seinem Schwiegervater die Zeitung vorzulesen und ihn in seinem Rollstuhl herumzuschieben, wofür er nie den geringsten Dank erhielt, sondern im Gegenteil sehr viele mißbilligende Bemerkungen einstecken mußte.

Das dauerte zwei Jahre. Als der Alte endlich starb, waren sowohl Werner als Else gänzlich erschöpft, matt, elend.

Es war Werner nicht übelzunehmen, daß er aufatmete.

Daß Elses Erbschaft bedeutend schmäler ausfiel, als es zu erwarten gestanden, daß die Geschäftsgebarung des alten Herrn in den letzten Jahren sich als eine durchaus sinnlose, sein Vermögen nach allen Seiten hin untergrabende herausstellte, daß der ganze Reichtum zu einem einfachen anständigen Wohlstand zusammenschmolz, bei dem eine kürzlich von Werner gemachte Erbschaft eine bedeutende Rolle spielte, war ihm eine große Genugthuung.

Er hoffte auf einen neuen Aufschwung. Vergeblich! Statt dessen kam gerade jetzt die schwerste Zeit von allen.

Eine wahre Wut, sich auszuzeichnen, sich vor den Menschen aufzurichten, ihnen seine Leistungsfähigkeit zu beweisen, hatte ihn befallen.

Er kandidierte für den Reichstag ohne Erfolg. Er brach fast zusammen unter dieser neuen Demütigung. Der Aufenthalt im Rheingau war ihm gänzlich verleidet. So schwer Else der Abschied von der Heimat wurde, war doch sie es, welche ihm schließlich vorschlug, Krügenberg zu verpachten, den dortigen Aufenthalt auf ein paar Sommermonate zu beschränken und nach Berlin überzusiedeln.

Längst hatte sie es einsehen gelernt, wie unrecht und unzweckmäßig es gewesen war, ihn aus seinem Beruf herauszureißen. Es gab nichts auf der Welt, das sie nicht auf sich genommen hätte, um seinem Leben ein neues Interesse zu bieten. Sie haßte Berlin. Das war gleichgültig. Sie sagte sich fast wohlgemut: „Jetzt werde ich allein leiden für uns beide."

Es war ein Irrtum.

Die Hoffnung, daß sich irgendwo ein neuer Wirkungskreis für ihn aufthun würde, erlahmte bald. Wo sollte er sich von neuem einteilen, einreihen lassen? Welcher Art war denn die Stelle, die er eigentlich suchte? Er selbst hätte Mühe gehabt, seinen Wünschen eine konkrete Form zu geben.

Und jetzt kamen die drückendsten Zeiten von allen, die Zeiten, in welchen er lachte

über seine Anstrengungen, wieder etwas zu werden. Er kam sich nicht anders vor als ein längst vom Körper abgeschnittenes Glied, das plötzlich Versuche anstellt, von neuem mit dem Körper zusammenzuwachsen.

Er war einfach mit seinem Leben fertig. Ein anderer hätte vielleicht doch noch etwas durchgesetzt, aber die ihm angeborene Schüchternheit hatte sich bei ihm dermaßen gesteigert, daß er sich genierte, die Nase vor die Thür zu stecken, zu streben.

Seine Melancholie suchte keinen Ausweg mehr, erschien ihm einfach als etwas Selbstverständliches, die einzig richtige Auffassung irdischer Zustände.

Mehr als einmal hatte er bereits nach seinem Revolver gegriffen. Ein gewisses philiströses Anstandsgefühl, das mit seiner ganzen Natur eng verwachsen war, zugleich aber die Anhänglichkeit an Weib und Kinder hatte ihn bisher noch jedesmal zurückgehalten. Immer öfter und hoffnungsloser aber stellte er sich die Frage: Zu was die ganze Qual, auf was zielt das Leben?

Manchmal mitten aus seiner drückenden Schwermut heraus kam ihm ein rasender, drängender Wunsch nach einem starken Gefühl, nach irgend etwas Großartigem, Betäubendem.

Ach, nur einmal, und wenn er zu Grunde gehen mußte daran, leben — leben — mit allen Fibern, allen Nerven!

Der Wunsch kam seltener, immer seltener. Er wurde stumpfer mit jedem Tage. Er fing an, sich hineinzugewöhnen, sein Leben zu verschlafen.

Seit gestern aber war eine schreckliche Aufregung in ihn hineingefahren. Wie hatte sie wagen können, ihm so weh zu thun! Ihre Worte brannten ihm um die Ohren wie ein Peitschenhieb. Er konnte nicht mehr fertig werden mit sich; er hätte beständig laufen mögen recht weit — weit, bis ans Ende der Welt; er hätte irgend etwas umfassen mögen, zerbrechen, erwürgen.

Mitten im Tiergarten stockte sein Atem, eine bleierne Last senkte sich ihm auf die Brust. Er legte die Hand an die Stirn und fragte sich: Ist das der Wahnsinn? soll mir das auch noch blühen?

Da durchzuckte es seine Seele wie Bruchstücke eines Traumes. Er hörte das Rauschen des Rheins, er sah dasselbe Gesicht zweimal, einmal kalt spöttisch, ein zweites Mal weich und zärtlich mit großen, vor Begeisterung glänzenden Augen. Das spöttische Gesicht verschwand, nur das zärtliche blieb übrig; er sah es genau, ganz genau, mit der Deutlichkeit einer Hallucination, wie er es damals vor sich gesehen in der schattigen Thürnische in Eltville. Er fühlte zwei schmale Hände auf seinen Schultern, er fühlte zwei zarte Lippen auf seiner Stirn —

„Wach auf!“ hörte er eine süße, leicht schwirrende Stimme sagen. „Du hast es nicht für wert gehalten, zu mir zu kommen, mich aus meiner Haft zu befreien; ich aber bin zu dir gekommen, dich zu erlösen! Wach auf!“

Da war es, das Glück, das rasende, jedes andere Bewußtsein auslöschende! Sein Blut kochte, die hoch anstrebende, alles hoffende, alles für möglich haltende Jugend pochte ihm in den Adern.

Schon war's vorbei, alles verwischt: das holde Gespenst, die atemraubende Seligkeit — alles, alles!

Er rieb sich die Augen. Wo war er? In Berlin, in der Charlottenburger Allee, rings um ihn herum triefendes Tauwetter, Schlammgeruch, von einem falschen Frühlingshauch durchzogen, Pfützen, trübseliges Halbdunkel, rotglimmende Laternen.

Er stampfte mit dem Fuß auf die Erde. Was hatte sie ihn zu verachten! Sie, die ihre blühende Jugend an einen achtzigjährigen Greis verkauft, die sich jetzt von einem Cyniker wie Enzersdorff den Hof machen ließ und zugleich mit einem schalen Dummkopf wie Linden liebäugelte, um sich im schlimmsten Fall eine anständige Versorgung zu sichern und ihre gesellschaftliche Stellung zu befestigen.

Ach, wie widerlich, wie schmutzig, wie kleinlich war das Leben! Und leise murmelte er vor sich hin:

„Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Licht!“

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich wendete er seine Schritte heimwärts. Als er an das gelbe Wohnzimmer herantrat, hörte er eine eigentümlich verschleierte, leicht vibrierende Stimme. Es fuhr ihm durch Mark und Bein. War's

möglich? fragte er sich. Ja, er hatte sich nicht geirrt, Lena Retz war's. Sie saß auf einem der gelben Lehnstühle, ein Kind auf dem Schoß, eines rechts, das andere links von sich, und erzählte dem kleinen Volk eine Geschichte.

Eine einzige Lampe mit einem großen, spitzenbesetzten roten Schirm stand auf dem Tische, neben welchem sie saß, und warf ihr farbig abgetöntes Licht über die Gruppe. Else war augenblicklich nicht anwesend.

Er blieb in der Thür stehen und betrachtete die junge Frau. Sie hatte, offenbar in der Absicht, länger zu bleiben, Hut und Mantel abgenommen. Ihr Kleid war diesmal sehr schlicht, aus einfachem grauem Wollstoff; aber wenn sie sich bewegte, so knisterte die Seide, die darunter war.

Über ihr blasses Gesicht schimmerte es abwechselnd mutwillig und zärtlich.

Offenbar war es eine ganz ungewöhnliche Geschichte, mit der sie die Aufmerksamkeit ihres kleinen Publikums fesselte. Das noch nicht dreijährige Lieschen, welches sie auf den Knien hielt, starrte sie aus weit aufgerissenen Augen verblüfft und gespannt an; Dinchen, die neben ihr stand, hatte den Arm um sie gelegt und zappelte mit den Füßen vor Ungeduld, während der sechsjährige Rodi, ein bildschöner blonder Junge in blauem Matrosenkostüm, beide Arme auf den Lehnstuhl gestützt, in welchem die Erzählerin saß, die Schwestern ernsthaft zur Ruhe mahnte, um im Zuhören nicht gestört zu werden.

„Papa!" rief plötzlich Lieschen mit ihrem zwitschernden feinen Stimmchen aus, erregt und freudig. Lena verstummte.

„Weiter, weiter!" rief Dinchen flehend, indem sie mit einer dramatischen Geste die Hände faltete, „es ist zu interessant!"

Sie hatte ein großes Talent, merkwürdige Ausdrücke aufzuschnappen.

„Ach, Papa," fuhr sie fort, „denke dir nur, der Däumling reitet auf einem Kater durch Berlin und hält den Kater beim Schnurrbart, anstatt eines Zügels!"

Lieschen klatschte nur in ihre zarten Händchen und lachte und sah den Papa aus strahlenden Augen an, damit er auch lachen solle, und das lebhafte Dinchen hüpfte von einem Fuß auf den anderen, und alle drei Kinder umhalsten Lena auf einmal, erdrosselten sie fast vor lauter Liebe und riefen: „Erzähle, erzähle, erzähle!"

Aber Lena schüttelte den Kopf. „Vorläufig ist's genug," entgegnete sie den Kleinen. „Ich komme einen der nächsten Tage eigens für euch und mache in der Kinderstube Visite. Für heute ist der hungrige Däumling vor Borchart von seinem Reitkater abgestiegen und hat ihn hineingeschickt, ihm eine Wurst zu stehlen; damit basta!"

Dabei reichte sie Werner, ohne sich zu erheben oder Lieschen von ihrem Schoß herunterzuschieben, die Hand. Ihre hellen Augen waren ganz anders als sonst. Eine eigentümliche Weichheit war in ihrem Blick, fast wie ein verschämtes Um-Verzeihung-Bitten.

Die Kinder wollten Mäulchen ziehen. Da trat Else herein.

„Endlich zurück, Alterchen?" rief sie, und mit einem Blick auf Lena setzte sie hinzu: „Was sagst du zu der hübschen Überraschung, die ich mir für dich ausgedacht habe?"

„Hältst du die Zügel des Zufalls in deinen Händen, Else?" fragte Werner seine Frau freundlich. Die Weichheit in Lenas Augen hatte ihm wohlgethan.

„Der Zufall hat keine Zügel und gehorcht keinem Menschen," bemerkte Lena lachend, „der ist der Laufbursche des lieben Gottes, dessen Extraaufträge er besorgt, wobei er manchmal Konfusionen auf eigene Rechnung macht. Else hat sich mit einem weniger interessanten Boten begnügt, um meine Wenigkeit hierher zu citieren."

„Lena, Lena, nimm dich in acht!" rief Else. „Werde doch nicht schon wieder grob! Weißt du, wer der uninteressante Bote war, welcher mein Briefchen für dich abgab? Werner selbst!"

„So!" lachte Lena, „das ist köstlich! Nun sollen Sie den Verrat, welchen Ihre Frau an Ihnen verübt hat, aber auch ganz kennen lernen, Herr von Schlitzing! Hören Sie!" Sie zog ein Briefchen aus ihrer Tasche und las:

„Liebe Lena!

Was hast du denn gestern eigentlich meinem armen Manne angethan? Er ist so verstimmt, daß gar nichts mehr mit ihm zu machen war. Wenn ich die Nase vor die Thür stecken könnte, so hätte ich dir die

Kinder heute gebracht, wie wir's gestern vereinbart, und dir zugleich ob deiner Missethaten die Leviten gelesen. So kann ich dich nur bitten, heute abend, falls du nichts Besseres zu thun hast, zu uns zu kommen, deine Unausstehlichkeit abzubüßen. Ich sah's euch beiden gestern abend bei Tante Malve an, daß ihr danach angethan seid, euch gegenseitig falsch zu beurteilen.

Aber das kann ich nicht zugeben. Es thäte mir zu leid. Ihr müßt euch schätzen lernen. Wenn du nicht heute kommen kannst, so komme morgen, zu welcher Stunde du willst, zum Mittagessen, zur Vesper oder zum Thee. Ich bin krank und infolgedessen den ganzen Tag zu Hause.

Deine Else."

Lena hatte das Schriftstück mit komischem Pathos, einzelne Worte besonders hervorhebend und Werner über den Briefbogen hinüber anblinzelnd, vorgelesen. Jetzt reichte sie ihm mit einem sehr lieben Lächeln die Hand und meinte: „Also, es bleibt uns nichts übrig, Herr von Schlitzing, wir müssen uns schätzen lernen. Da diesem Machtwort gegenüber doch kein Widerstand hilft, ist's vielleicht besser, sich nicht weiter zu sträuben."

Werner küßte die Hand, die sie ihm bot, und fragte sich, warum sich die Welt in dieser letzten Viertelstunde für ihn verändert habe.

„'s ist ein wahres Glück, daß ich's so gut getroffen habe und daß du heute wirklich nichts vorhattest!" meinte Else triumphierend.

„Hatte ich denn nichts vor?" fragte Lena.

„Hattest du ... wirklich?" Else machte runde Augen.

„Ja, ich hatte ... wirklich," lachte Lena. „Eine ganze Menge hatte ich vor, aber nichts Besseres."

„Nun, Werner — sei aufrichtig — ist sie nicht nett?" rief Else, die Freundin auf die Schulter klopfend. „Niemand kann netter als Lena sein, wenn sie einmal warm wird!"

Er lächelte nur verlegen, und Else fuhr fort: „Und jetzt erzähle, was du alles vorgehabt hast."

„Ich wollte bei Wesels dinieren, dann gedachten wir zusammen in die Oper zu gehen, dann auf die französische Botschaft —"

„Lena, mir schwindelt!" fiel ihr Else ins Wort. „Und das hast du alles aufgegeben, um den Abend mit uns langweiligen Menschen zu verbringen?"

„Wenn du wüßtest, wie ich mich über deinen Zettel gefreut habe!" flüsterte Lena und schmiegte sich zärtlich an die Freundin.

Miß Miller, die nursery governess der drei Kinder, erschien, um ihre Schützlinge zum Abendbrot abzuholen. Es erfolgte eine rührende Abschiedsscene.

Eines der Kleinen um das andere rief der neuen Tante zu: „Du kommst recht bald wieder, nicht wahr? Du hast's uns versprochen, eigens zu uns kommst du!" Man hatte Mühe, die kleine Schar aus dem Zimmer zu bringen.

„Und nun, Lena," bat Else, der es darum zu thun schien, die Freundin glänzen zu lassen, „wenn du recht nett sein willst, so spiele uns etwas auf dem Flügel vor. Sie spielt nämlich wundervoll, Werner; ich hab dir's doch erzählt, nicht? Wenn sie gut ist, so bietet sie dir Gelegenheit, dich selbst davon zu überzeugen. Mein Mann liebt Musik über alles, Lena, und das harmlose Spektakel, das ich allenfalls aus den Tasten herausquäle, genügt ihm nicht. Ich bitte dich, Lena, spiele!"

„Ja, wenn's euch Freude macht, mit Vergnügen," versicherte Lena. „Aber ich bin ja lahm, völlig lahm bin ich!" Sie deutete auf den vierten Finger ihrer rechten Hand. „Übrigens, da sich der gute Wille und die Nachsicht bekanntlich vortrefflich vertragen sollen, so versuchen wir's immerhin."

Sehr leise, fast unsicher begann sie ein Präludium von Chopin.

Ohne eine Künstlerin ersten Ranges zu sein, hatte sie doch das, was vielen Künstlerinnen ersten Ranges fehlt, die es vor allem darauf abgesehen zu haben scheinen, den Beweis zu liefern, daß sie unter Umständen ebensoviel Lärm machen können wie die Männer. Ihr war es gar nicht darum zu thun, wie ein Mann zu spielen, sie spielte echt weiblich, mit verführerischer Weichheit und Anmut und ungewöhnlich schönem, zugleich leichtem und tief eindringendem Anschlag. Sie streichelte die Töne so zu sagen aus den Tasten heraus. Leider verwischte sie ein wenig bei den raschen Passagen. Die

geheimnisvolle Dissonanz, welche ihr ganzes Wesen durchdrang, klang auch aus ihrem Spiel.

Auf das Präludium folgte ein Notturno. Dann zog sie die Hände von den Tasten.

„Weiter!“ rief Else, „sei doch nicht so geizig! Nicht wahr, Werner, sie spielt reizend?“

„Aber setze deinem Mann doch nicht die Pistole auf die Brust!“ bat Lena etwas errötend, fast heftig.

„Gönnen Sie mir immerhin die Möglichkeit, mich auszusprechen, gnädigste Gräfin!“ rief Werner, der anfing aufzutauen.

„Nun?“ Sie blinzelte ihn spöttisch an.

„Ja, wenn Sie mich in diesem Ton fragen, verscheuchen Sie mir meine schönsten Gedanken!“ erwiderte er. „Ich kann nur sagen, daß ich einfach entzückt von Ihrem Spiele bin!“

„Sie spielt viel hübscher als Ryder-Smythe,“ behauptete Else; „nicht wahr, Werner?“

„Ich höre die Gräfin jedenfalls lieber,“ erwiderte er. „Der amerikanische Jüngling spielt für mich wie ein genialer Orang-Utang oder Gorilla, wenigstens wie ein perfektioniertes Exemplar jener Species spielen könnte, mit verblüffender Flinkheit, Geschicklichkeit und Kraft; alles zarte Empfinden, jeder Sinn für das Ideale, alles, was den Menschen zum Menschen macht, fehlt. Statt dessen hat er ein gewisses dämonisches Feuer, eine vergnügte Grausamkeit. Er malträtiert das Klavier mit Verständnis und Lust, während die Gräfin —“ Er stockte.

„Während ich —?“ neckte sie ihn. „Über mein armseliges Spiel ließe sich jedenfalls nicht so viel Geistreiches äußern.“

Werner wurde rot, und Else meinte: „Mach ihn doch nicht immer wieder verlegen; er wollte dir gewiß etwas sehr Nettes sagen, und nun hast du's verscheucht.“

„Ach Gott, wie schade! Fällt's Ihnen nicht wieder ein, Herr von Schlitzing?“ schmeichelte Lena. „Ich höre gar so gern etwas Nettes.“

Er lächelte unwillkürlich. „Sie liebkosen das Klavier so mit einer Art zärtlichen Mitleids, als ob es ein verzaubertes Lebewesen wäre, aus dem eine gefangene Seele herausklagt.“

„Das war doch reizend gesagt!“ rief Else und sah bewundernd zu ihrem Mann auf.

Lena lachte nur, und Werner meinte: „Ich hätte gar nicht geahnt, wie sanft Sie sein können, ehe ich Sie spielen hörte, und nun frage ich mich, ob Sie unter Umständen einen Menschen so gut behandeln könnten wie den Flügel?“

Er hatte sich in der Kunst, Phrasen zu drechseln und Süßholz zu raspeln, durch den Verkehr mit seinen geistreichen Freundinnen doch vielfach geübt; das kam ihm jetzt zu gute.

Lena blinzelte ihn nachdenklich an; statt aller Antwort begann sie ein schwermütiges Andante aus einer Sonate von Schubert zu spielen; dann glitt sie über in die C-dur-Phantasie von Schumann. Bei den schwierigen Stellen war das Gebrechen an ihrem Finger deutlich zu erkennen. Sie hinkte so zu sagen ein wenig mit der Hand. Aber der kleine Mangel hatte eine Art Reiz. Es war, als ob eine hübsche, geistreiche Frau beim Plaudern mit der Zunge anstieße.

Werner hatte sich, von den Tönen angelockt, in einem Sessel ihr gegenüber niedergelassen. Es interessierte ihn, ihr Gesichtchen zu sehen während ihres Vortrags. Der Ausdruck desselben hatte sich verinnerlicht. Sie war noch blässer als sonst und hielt die Augen halb geschlossen. Um ihren Mund zitterte schwermütige Zärtlichkeit. Von allen Affektationen oder Grimassen war ihre Haltung frei.

Und wie er sie so sah, kam ihm der Gedanke, daß das unruhige Geflacker und Geflimmer ihres Wesens sich unter Umständen doch noch zu einer starken, leuchtenden und wärmenden Flamme würde sammeln können, zu einem schönen heiligen Feuer.

Mit einemmal packte es ihn an der Kehle. Warum mußte ihm denn immer wieder ihre Verbindung mit dem greisenhaften Gatten einfallen, ihm alle Freude an ihr verderben?

Es war, als empfinde Lena sofort die Nähe einer ihr antipathischen, feindseligen Gefühlsstimmung; ihr Spiel verwirrte sich, sie konnte nicht weiter. Mit einem ungeduldigen kleinen Seufzer zog sie die Hände von den Tasten, und Werner staunend anblickend, sagte sie: „Was Sie für ein finsteres Gesicht machen! An was denken Sie? An die

angenehmen Dinge, welche ich Ihnen gestern sagte? Sie haben mir nachträglich leid gethan. Ich hatte kein Recht, so a priori, ohne Prüfung der Nebenumstände, über Sie abzuurteilen. Dies einsehend, habe ich mich geradezu in Liebenswürdigkeiten überboten, um Buße zu thun. Aber es scheint nicht verfangen zu haben. Sie haben sich offenbar nur gerade menschlich gegen mich benommen Else zuliebe. Kaum ist Else verschwunden, so werden Sie wieder verdrießlich."

„Aber ich bitte Sie, gnädigste Gräfin!"

„Wo ist denn eigentlich Else?" fragte Lena; es machte ihr augenblicklich gar kein Vergnügen mehr, mit ihm beisammen zu sein.

„Else ist zu den Kleinen hineingegangen, sie hält jeden Tag noch Inspektion in der Kinderstube, nachdem die Würmer zu Bette gebracht worden sind."

„Führen Sie mich zu den Kindern. Ich möchte ihnen auch gern ‚gute Nacht' sagen," bat Lena.

„Ein andermal, Lena!" rief jetzt Else, welche indessen eingetreten war und die Bitte der Freundin gehört hatte. „Es ist hoffentlich nicht der letzte Abend, den du bei uns zubringst. Aber jetzt schlafen die Knirpse schon, und das Abendbrot ist aufgetragen. Zu Tisch, meine Herrschaften! Gieb Lena den Arm, Werner. Hoffentlich fühlt sie sich wohl bei uns und läßt sich's gut schmecken. Aber viel ist's gerade nicht, was ich ihr vorzusetzen habe."

Nein, viel war es nicht: Thee, kaltes Fleisch, Butter aus Nassau — wundervolle frische Butter —, weiche Eier, rheinisches Mus und Aprikosenkompott. Aber wie gemütlich sah der kleine Tisch aus unter der Hängelampe, wie traulich und lieb! Das blendende Tischzeug von feinem Damast weiß wie frischgefallener Schnee, das schwerfällig altmodische, gediegene Silber und die zwei Näpfe voll Veilchen, die der Gärtner heute morgen aus Krügenberg geschickt.

Lenas Auge hing an dem allem, als sähe sie dergleichen zum erstenmal. Sie fand alles reizend und kleidete ihr Entzücken über die trauliche Behaglichkeit, die sie umgab, in immer neue liebe Worte.

„Du bist komisch," lachte Else, „du staunst die Hausbackenheit an, wie andere Leute eine Rarität anstarren!"

„Aber es ist auch eine Rarität für mich," sagte Lena, „es ist eine so liebe Hausbackenheit. Ach, wenn du nur wüßtest, wie behaglich ich mich fühle bei dir, Else! Ich habe allerhand gesehen und erlebt, mir ist viel zu teil geworden, was ich nie zu hoffen gewagt hatte, ich habe sehr viele interessante Menschen kennen gelernt, die halbe Berühmtheit und Vornehmheit von Europa, aber eines hat meiner Existenz bisher stets gefehlt: die einschmeichelnde Wärme und Poesie eines schönen Familienlebens. Mehr oder minder hab ich doch immer moralisch gefroren zwischen all dem Glanz, und darum freu ich mich, daß ich mich ein wenig an der Flamme eures häuslichen Herdes wärmen darf." Sie hatte Thränen in den Augen, während sie das sagte, lachte sich aber sofort für ihre sentimentale Anwandlung aus, und sich zu Else wendend, bat sie: „Noch ein Ei, Else; es giebt auf der Welt nichts Besseres als ein frisches Ei, und ich bin heute hungrig wie ein Soldat nach der Schlacht. Ist ein Soldat nach der Schlacht sehr hungrig, Herr von Schlitzing? Sie sollten's wissen, Sie müssen ja dies große deutsche Nationalspektakel Anno siebzig bereits mitgemacht haben?"

„Gewiß, Gräfin," erwiderte er lächelnd, „ich habe dem Feldzug beigewohnt, mit Begeisterung und Überzeugung, und darum würde ich Sie bitten, etwas weniger wegwerfend von dem größten vaterländischen Ereignis des Jahrhunderts zu reden!"

„Ach, ich rede ja gar nicht wegwerfend davon!" versicherte Lena.

„Gut, daß Sie mir's sagen," versicherte Werner. „Von selber wäre ich nicht darauf gekommen."

„Ich staune ja Ihren großen deutschen Nationalfeldzug als einen wundervollen Abschnitt der Weltgeschichte an, aber ich finde nur jeden Krieg schrecklich! abscheulich!" rief sie.

„Ich auch," stimmte Else schaudernd bei.

„Was nicht verhindert," fuhr Lena fort, „daß ich froh bin, vor dem von so vielen Menschen herbeigewünschten Zeitalter in die Welt gesetzt worden zu sein, in welchem jede Gefahr eines Krieges ausgeschlossen sein wird. Das Normalmaß des männlichen Charakters würde unter diesen bevorzugten Umständen

doch noch um einiges herabsinken. Die anziehendste männliche Eigenschaft bleibt ja doch immer die Tapferkeit — für mich wenigstens. Das kommt wahrscheinlich daher, daß ich selber so feig als möglich bin."

Werner lachte, und Else fragte: „Etwas Kompott, Lena?"

„Bitte," erwiderte Lena; dann fuhr sie fort: „Also der Krieg ist scheußlich. Das ist auch Ihre Ansicht; nicht wahr, Herr von Schlitzing?"

„Nein, ich finde ihn sehr schön," versicherte Werner.

„So etwas hat man das Recht zu sagen, wenn man seine Haut aufs Spiel gesetzt hat," meinte Lena, „und da Ihnen dazu öfters Gelegenheit geboten worden zu sein scheint, so will ich Ihnen den barbarischen Ausspruch verzeihen. Sie sind ja dabei gewesen, mit Begeisterung dabei gewesen, wie Sie soeben behaupteten."

„Ja, mit Begeisterung, auf die Gefahr hin, Ihre allezeit bereite Spottlust zu reizen, gnädige Gräfin," sagte er etwas verlegen witzelnd. „Ich war zwanzig Jahre alt — dies diene teilweise zur Entschuldigung für meine Illusionen —, das Wort Vaterland, es war damals neu, wir Deutschen hatten ja schon lange nichts mehr als das Wort Heimat gekannt — kurz, das Wort Vaterland übte damals eine geradezu zauberhafte Wirkung auf meine Phantasie, ich war ganz durchdrungen von der Heiligkeit des Feldzugszweckes, von der Großartigkeit des nationalen Aufschwungs, ich war stolz mitarbeiten zu dürfen, ich kam mir wichtig vor. Vergegenwärtigen Sie sich das, gnädigste Gräfin, ein zwanzigjähriger Fähnrich, der stolz ist, an dem nationalen Aufschwung mit arbeiten zu dürfen, und sich wichtig vorkommt dabei! Sie lachen, nicht wahr?"

Werner war immer von der Angst verfolgt, sich der Lächerlichkeit preiszugeben.

„Über was soll ich lachen?" fragte Lena.

„Nun darüber, daß ich mir einmal in meinem Leben wichtig vorkam," sagte Werner; dann, die Achseln zuckend, setzte er hinzu: „Jetzt komm ich mir nie mehr wichtig vor."

„Daran thun Sie sehr unrecht," verwies ihn Lena, indem sie einen spaßhaft belehrenden Ton anschlug; „wir würden ja nie etwas leisten, weder im großen noch im kleinen, wenn wir uns nicht ein wenig wichtig vorkämen dabei. Dieses Sichwichtigvorkommen ist ja die Wurzel von dem schönen Größenwahn, der die Menschheit davor bewahrt, auf allen vieren zu kriechen. Im landläufigen Sprachgebrauch heißt der Größenwahn Idealismus."

„Ich hab auch keinen Idealismus mehr," versicherte Werner finster, „mehr oder weniger krieche ich bereits jahrelang auf allen vieren."

„Werner, wie kannst du nur etwas so Scheußliches sagen!" rief Else vorwurfsvoll.

„Ach, was willst du," grollte er, „'s ist ja die reinste Wahrheit! Gewöhnlich behalte ich sie für mich; aber manchmal will sie eben heraus!" Und ohne zu merken, wie tödlich blaß seine kleine Frau geworden war, fuhr er fort: „Wer mir das vorausgesagt hätte damals Anno Siebzig, was für ein erbärmlicher Philister aus mir werden würde! Keinem hätte ich's geglaubt! Herr Gott, war das damals schön! Die schönste Zeit in meinem Leben war's!"

„Werner!" flüsterte Else.

Jetzt sah er auf. „Was hast du?" frug er, „warum siehst du plötzlich so traurig aus?"

„Wie soll ich nicht traurig aussehen, wenn du mir solche Dinge sagst," murmelte sie.

„Was für Dinge? Das wegen des Krieges?" rief er aus. „Ach, das mußt du nicht so nehmen, du kleines herziges Schaf! Das ist ja etwas ganz Abgetrenntes von dem Glück, das ich in dir finde, meine Alte! Das solltest du doch wissen! Aber der Krieg war schön, wunderschön, das kann ich nicht leugnen. Und nicht nur wegen der Siege und des Ruhms, den er uns einbrachte — nein, noch aus ganz anderen Ursachen war er schön! Wir waren alle über unsere angeborene Mittelmäßigkeit hinausgewachsen während des Kriegs," rief er, „überlebensgroß in unserem Empfinden; der Uradel des Menschengeschlechts, den man in Friedenszeiten auf Treu und Glauben hinnehmen muß, ohne je etwas davon zu bemerken, meldete sich hundertmal in einem Tage; man sah erst, wie hoch man die Saiten des menschlichen Edelmuts anspannen kann, wenn's gilt, ohne daß sie reißen! Man spricht von der

Roheit, der vertierenden Einwirkung des Krieges. Ich kann nur sagen, daß ich mich nie mehr in einer so zahlreichen Menschenanhäufung befunden, bei der sich zeitweilig alle niedrigen Regungen so gänzlich abgestumpft hätten, bei der Neid, Eitelkeit, Selbstsucht, Habgier, alles, was nach dreiwöchentlichem Frieden so heftig von neuem zu Tage trat, im Bann der Begeisterung so vollständig betäubt gewesen wäre! Man ahnte alle diese Gemeinheiten nicht mehr, man glaubte nicht mehr daran! Einer für den anderen und alle fürs Vaterland!"

Werner war ein anderer Mensch geworden, während er das gesprochen; um sieben Jahre jünger war er geworden, hatte sich von einem Augenblick zum anderen wieder in den heißblütigen jungen Idealisten verwandelt, den das blasse Mädchen damals zum Abschied aus dem Drang ihrer dankbaren jungen Seele auf die Stirn geküßt.

Zum erstenmal, seit Lena ihn wiedergesehen, sprach er sie wirklich an.

Else im Gegenteil fühlte sich tief betrübt und beunruhigt durch seinen retrospektiven Enthusiasmus.

„Rege dich nicht auf," bat sie, „du kannst dann wieder nicht schlafen."

Er aber war im Zuge. „Was liegt daran, ob ich einmal nicht schlafen kann," rief er, „ich verschlafe ja ohnehin mehr als mein halbes Leben! Es thut mir ordentlich wohl, an die Zeit zurückdenken zu können! 's ist ja die einzige Zeit in meinem Leben, wo ich in meiner bescheidenen Sphäre wenigstens etwas habe leisten können! Uns Männern ist die Thätigkeit nun einmal nötig —"

Er stockte, erschrak. Else war in Thränen ausgebrochen.

„Wenn du Jean Paul gelesen hättest, wüßtest du's!" rief Lena mit einem etwas linkischen Versuch, die Sachlage zurechtzuwitzeln. „Die Frau kann in einem fort lieben, der Mann hat dazwischen zu thun!"

„Es ist sehr schade, daß ich Jean Paul nicht zur rechten Zeit gelesen hatte," bemerkte Else.

Die Stimmung war empfindlich gefährdet worden und hätte aller Wahrscheinlichkeit nach völlig Schiffbruch gelitten, wären nicht Elses Gedanken plötzlich von der peinlichen Richtung, welche dieselben eingeschlagen hatten, abgelenkt worden, und zwar durch den Eintritt des Dieners, welcher ihr ein Paket überreichte. Dasselbe sei bereits vor zwei Stunden angekommen, meldete er; die Jungfer aber, welche es in Empfang genommen, habe es vergessen.

Else prüfte die Verpackung, die Schrift auf der Adresse. Plötzlich stieß sie einen kleinen mutwilligen Jubelschrei aus: „Von Asta aus Frankfurt!" rief sie. „Die Hufeisen sind's! Sie schickt sie mir immer um diese Zeit zur Erinnerung. Bitte, schneide die Kordel entzwei, Werner. So."

Hierauf begann sie mit großer Geschäftigkeit etwas aus knisterndem Papier herauszuwickeln, das sich als Kuchen in Hufeisenform, dick mit Zucker glasiert, herausstellte. Stark mitgenommen von der Reise sahen sie aus, die armen Hufeisen, besonders hatte sich die Glasur fast gänzlich von ihnen herunter gebröckelt; nichtsdestoweniger zerbrach Else sofort eines davon und biß hinein mit ihren weißen gesunden Zähnen.

„Willst du nicht versuchen, Lena?" fragte Else.

„Nein, danke," erwiderte Lena, „du hast mich doch zu gut gefüttert, als daß ich Lust haben sollte, abgestandenes Backwerk zu kosten."

„Es schmeckt prachtvoll," versicherte Else.

„Ja, es schmeckt nach Kindererinnerungen," bemerkte Werner und klopfte seiner Frau auf die Wange, an der noch die Thränen hingen. Er hätte die Hufeisen einrahmen mögen, dermaßen dankbar war er ihnen dafür, daß sie ihm den unvorsichtig heraufbeschworenen Verdruß erspart.

„Er hat recht," versicherte Else ernsthaft, „es hängt nämlich eine Geschichte zusammen mit den Hufeisen. Du kennst sie doch, Lena?"

„Keine Spur!"

„Aber ... die Hufeisen waren ja meine erste Liebe!"

„So?" fragte Lena heiter. „Was sagen Sie dazu, Herr von Schlitzing?"

„Es kommt noch besser, Gräfin," lachte Werner. „Erzähl nur weiter, Liebling."

„Ich geniere mich ein wenig vor Lena," meinte die junge Frau mit einem schalkhaften Blick, der bewies, daß es ihr ums Genieren nicht sehr ernst war.

„Aber Else!" lachte ihr Mann.

„Nun, auf deine Verantwortung hin," meinte sie und begann: „Ich war damals vierzehn Jahre und in einer Pension zu Frankfurt, und ich hatte eine rasende Vorliebe für Hufeisen und sehr wenig Taschengeld; außerdem war das Einschmuggeln von Süßigkeiten ins Pensionat verboten. Und da machte ich meine erste Eroberung an unserem Schreiblehrer. Ein großer, rothaariger war's, und er trug die Haare immer über der Stirn in einer Schraube zusammengedreht und dazu eine blaue Brille und grüne Krawatte. Er sah mich immer so sentimental an von der Seite, daß sich schon alle meine Mitschülerinnen lustig machten über seine verliebten Blicke, besonders die Asta, die damals meine Hauptfreundin war. Die verriet ihm meine Passion für Hufeisen. Und eines Tages — ich weiß noch wie heut; anfang März war's — lustwandle ich, nichts Böses ahnend, mit der Asta in der Kastanienallee, da kommt der Schreiblehrer; er hat ein großes Paket in der Hand und schaut mich mit einem Blick an, daß ihm davon die Brille von der Nase herunterschmelzen könnte. Er macht das Paket auf, die Hufeisen duften zu mir herüber und — kurz, was willst du — ich kaufe ihm die Hufeisen ab mit einem Kuß. Ja, ich gebe ihm einen Kuß, wische mir den Mund mit dem Taschentuch ab, und das Hufeisen schmeckt mir köstlich. Wir machen einen Pakt; jeden Sonnabend-Nachmittag bringt er mir ein Hufeisen und kriegt einen Kuß dafür, und die Asta ist Zeuge. Und einmal kommt er am Sonnabend und hat kein Hufeisen, hat sich keins verschaffen können, will aber seinen Kuß. Da aber sag ich: ‚O nein, ohne Hufeisen kein Kuß!' und wir machen ihm einen tiefen Knix, die Asta und ich, und laufen davon und lachen, lachen; und wie uns die anderen sehen, fragen sie, was es gegeben hat, und da erzählen wir's ihnen, und die ganze Schule lacht. Hm! Das Traurige dabei war, daß die Directrice von der Geschichte erfuhr, worauf der arme Schreiblehrer entlassen wurde. Ich kam mit einer Strafpredigt davon. Meine Leidenschaft für Hufeisen ist aber noch so bekannt, daß, wenn ich mich heute in Frankfurt zeige, ich förmlich unter Hufeisen begraben werde wie die Tarpeia unter Armbändern, und wir lachen noch immer darüber, um welchen Preis ich meinen ersten Kuß verkauft habe — billig, nicht wahr? um ein Hufeisen. Es war der Mühe wert!"

Else hatte das kleine Geschichtchen mit ihrer drolligen Natürlichkeit flott drauf los erzählt, ohne das Mienenspiel der Freundin zu beobachten; jetzt sah sie zu ihr auf. Die herzliche Heiterkeit, die sie zum Lohn für ihre Anekdote erwartet, fehlte.

„Du lachst nicht?" rief sie, und sich zu ihrem Mann wendend, wiederholte sie etwas erschreckt: „Sie lacht nicht! Ich wußt es ja, ich hab sie schokiert!"

„Nein, nein, nein!" verteidigte sich Lena, „so dumm bin ich nicht! Soll ich dir sagen, Else, woran ich dachte, während du mir deine kleine Geschichte erzähltest?"

„Nun, woran?" fragte Else immer noch verlegen und infolgedessen fast verdrießlich.

„Daran, wie verschieden wir erzogen worden sind. Ich hätte mit vierzehn Jahren nicht mehr die nötige Unbefangenheit aufgebracht, einen Schreiblehrer zu küssen. Für mich war ein Kuß immer etwas ganz Ungeheures, selbst damals ..."

„So," meinte Else immer noch gereizt, „dann möcht ich's doppelt gern wissen, wem du deinen ersten Kuß gegeben hast?"

Unwillkürlich heftete Werner die Augen auf Lena. Sie wurde mit einemmal sehr rot — rot wie eine Mohnblüte; sie sah dabei ganz jung aus, so wie damals in Eltville, als er ihre triefende Gestalt in seinen Armen gehalten und sie sich plötzlich an seiner Brust erwärmt.

„Meinen ersten Kuß ..." murmelte sie verlegen und stockte plötzlich.

Da stützte Else ihre beiden Ellenbogen auf den Tisch und fragte ungezogen aus Trotz: „Hast du den wirklich für deinen Mann aufgehoben?"

Lena zuckte zusammen, als ob man sie geschlagen hätte. „Graf Retz habe ich zum erstenmal auf seinem Sterbebett geküßt," sagte sie nach einem mühsamen Atemholen; dann, weder Werner noch Else ansehend, die Augen vor sich auf das Tischtuch geheftet, fuhr sie fort — man merkte, daß sie etwas an der Kehle würgte beim Reden —: „Ja, zum erstenmal damals, als er von mir Abschied nahm. Wir hatten einander sehr lieb gewonnen im Laufe unseres Beisammenseins.

Zum Schlusse sagte er mir, es thäte ihm leid, daß ich nicht seine Tochter sei. Mir machte es keinen Unterschied, daß er mich nur adoptiert hatte. Ich habe ihn wie einen wirklichen Vater betrauert und vermißt." Damit erhob sie sich. „Und nun gute Nacht, Else," sagte sie, indem sie die junge Frau an sich zog; „ich danke dir nochmals dafür, daß du mich herberufen hast. Ich habe in meinem Leben selten etwas mehr genossen als diesen Abend; bereue es nicht nachträglich, daß du mir ihn gegönnt hast."

„Wie soll ich das bereuen?" rief Else; sie war jetzt ganz beschämt und zerknirscht. „Etwas anderes bereu ich! Verzeih mir, Lena, verzeih!"

„Ich habe ja nichts zu verzeihen," versicherte Lena, die junge Frau herzlich küssend. „Gott behüte dich, mein Engel!"

„Und du mußt recht bald wiederkommen!" bettelte Else einschmeichelnd.

„Recht bald, wenn du's erlaubst!" versicherte Lena. „Du hast keine Ahnung, wie gern ich komme! Und nun adieu!"

„So warte doch, bis wir dir einen Wagen holen lassen!" bat, sie zurückhaltend, Else.

„Ach, die paar Schritte bis zum Kaiserhof geh ich zu Fuß! Die Straßen sind noch hell erleuchtet, ich gehe gern."

„So wird dich Holzer, unser Diener, begleiten," entschied Else und wollte die Hand nach der Klingel ausstrecken.

„Darf ich Sie nicht begleiten?" fragte Werner. „Mir macht's eine Freude und Holzer macht's keine." In seinen Augen schimmerte ein gerührtes Licht.

„Ja, von diesem Standpunkt —" Lena zuckte die Achseln und lächelte.

„Wie artig er mit dir ist! So hab ich ihn noch nie gesehen!" meinte Else. „Ich freue mich so, daß ihr anfangt, euch gut zu vertragen. Komm recht, recht bald wieder, Lena, ich bitte dich darum!"

Derselbe Frühlingsgeruch, der Werner bereits nachmittags im Tiergarten verfolgt, drang aus den Bäumen des Squares, als sie auf den Leipziger Platz hinaustraten, Werner und die junge Frau. Am Nachmittage hatte er Werner unangenehm aufgeregt. Jetzt atmete er ihn aus voller Brust.

Ein ganz leichter Wolkendunst, durch den die Sterne blinkten, bedeckte den Himmel.

Sie gingen anfangs gänzlich stumm nebeneinander. Plötzlich bemerkte Lena, die Augen voll zu Werner aufschlagend:

„Herr von Schlitzing, im Laufe des heutigen Abends habe ich es einsehen gelernt, daß ich gestern nicht nur ungezogen, sondern auch ungerecht gegen Sie gewesen bin. Wollen Sie mir auf dieses Geständnis hin eine Frage erlauben?"

„Alle Fragen der Welt, Gräfin!"

„Nun denn — warum haben Sie Ihren Beruf aufgegeben, einen Beruf, den Sie so liebten?"

„Warum?" wiederholte er heiser. „Darüber ließe sich vieles sagen. Else war unglücklich in Berlin, sie vertrug das Klima nicht; sie war wie ein Bäumchen, das in dem neuen Boden nicht fortkommen konnte."

„Also Else hat Sie direkt veranlaßt, Ihren Beruf aufzugeben?"

„Sie hat mich darum gebeten."

„Und wenn Sie ihre Bitte abgeschlagen hätten?"

„So hätte sie sich gefügt; aber ich hätte ihr weh gethan."

Da machte Lena Retz plötzlich sehr große Augen. „Ja, glauben Sie denn, daß man gerade und charaktervoll durchs Leben gehen kann, ohne jemanden zu kränken? Die herbsten Prüfungen, denen ein anständiger Mensch im Laufe seiner Existenz ausgesetzt ist, sind immer verbunden mit der Angst, jemandem, den man lieb hat, weh zu thun. Die Schwäche ist immer dort am gefährlichsten, wo sie der Herzensgüte am nächsten steht."

„Ja — aber," begann Werner, „in diesem Fall, wo es sich um kein direktes Recht oder Unrecht handelte, wußte ich ja nicht einmal, was meine Pflicht war."

„Ihre Pflicht war, die Konsequenzen Ihres Vorgehens genau ins Auge zu fassen und sich darüber klar zu werden, ob Sie dieselben auf sich zu nehmen im stande seien," sagte Lena nachdenklich. „Ich glaube, darauf kommt es bei jedem wichtigen Schritt an, den wir im Leben thun. Aber in was für einen philiströsen Predigerton bin ich da hineingeraten! Lachen Sie mich nicht aus!"

„Aber ich bitte Sie, Gräfin, ganz im Gegenteil! Sie ahnen nicht, wie mir Ihr Ernst wohl thut, ich möchte Sie immer ernst haben. Ich möchte mich einmal so ganz mit

Ihnen aussprechen über mein Leben. Mit Else kann ich das nicht, die kränkt sich ohnehin. Armer Engel! So würge ich alles in mich hinein und bin schon ganz krank davon. Wenn ich nicht Angst hätte, Sie zu langweilen, würde ich's Ihnen einmal haarklein erzählen, wie so nach und nach ein erbärmlicher, verächtlicher Faulenzer aus mir geworden ist, wie wenig ich eigentlich dafür kann und wie viel ich darunter leide."

„Ich rechne darauf, daß Sie mir's mitteilen," erwiderte sie ihm. „Mir wurde ganz angst und bange vor Mitleid um Sie, als ich Sie heute abend vom Kriege erzählen hörte. Aber Sie sind ja noch so jung. Es wird doch noch etwas zu finden sein, an dem sich Ihre Existenz aufrichten kann. Das, was Sie jetzt drückt, sind Übergangszustände — glauben Sie mir — Übergangszustände."

Er sah sie dankbar an. Sie hatte die Worte mit so viel Innigkeit und Überzeugung gesprochen, daß er große Lust hatte, ihr dieselben zu glauben. Aber selbst wenn er das nicht konnte, so war es bereits wohlthuend, sie die Worte sagen zu hören.

„Vielleicht finden Sie ein Heilmittel für mein krankes Leben," meinte er, und sie erwiderte freundlich: „Gut, ich will suchen."

Damit hatten sie das Vestibül des Kaiserhofes erreicht; sie stand bereits neben dem Lift, als sie ihm über ihre Schulter hinüber lachend zurief: „Was sagen Sie dazu — jetzt fällt mir's ein — ich tanze heute auf der französischen Botschaft den Cotillon mit Enzersdorff und gehe zum Souper mit Linden! Wie soll ich mich da entschuldigen?"

„Sie müssen sagen, daß Sie plötzlich krank geworden sind," lachte Werner. Er war knabenhaft vergnügt.

„Fällt mir gar nicht ein; ich werde sagen, daß ich mich mit Ihnen und Else verplaudert habe — advienne que pourra — das Lügen ist nicht meine Sache. Gute Nacht!" Damit war sie in den Lift gestiegen und entschwand seinen Blicken wie durch Zauberei. „Gute Nacht!" klang es noch einmal schwirrend von oben zu ihm nieder, und er rief's von unten hinauf: „Gute Nacht!"

* * *

Von jenem Abend an war Lenas vertraute Stellung in der Familie Schlitzing befestigt.

Kaum ein Tag verging, an dem sie nicht bei ihnen aufgetaucht wäre. Die anspruchslose dankbare Freude, die es ihr bot, an dem Schlitzingschen Familienleben teilnehmen, ihre Persönlichkeit hinein verweben zu dürfen, hätte jeden rein sachlichen Beobachter rühren, wenn sie auch einem besonders scharfsinnigen Menschenkenner zu denken hätte geben müssen.

Mit der Kinderstube war sie bald ebenso vertraut wie Else; sie konnte Stunden damit verbringen, den Kleinen Märchen zu erzählen, abwechselnd Puppen und Soldaten mit ihnen zu spielen, wobei sie die spannendsten Situationen erfand, in denen sie Puppen und Soldaten merkwürdige Rollen anwies. Wenn eines der Kinder krank war, setzte sie sich an sein Bettchen und hätschelte und pflegte und beschäftigte es so zärtlich wie die eigene Mutter. Sie erschien bereits um halb zehn Uhr, um Lieschen in ihrem Bade kichern und jauchzen und umherplätschern zu sehen. Das Kind in solchem Fall selbst bedienen zu dürfen, den zarten, zappelnden weißen Körper aus dem lauen Wasser zu ziehen, die Kleine unter tausend neckenden Liebkosungen trocken zu reiben und endlich in ihrem Bettchen recht warm zuzudecken, das war für sie ein wahrer Hochgenuß.

Um Else bekümmerte sie sich mit derselben unermüdlichen mütterlichen Vorsorglichkeit. Sie verschaffte ihr neue Zerstreuungen, machte sie mit maßgebenden Persönlichkeiten bekannt, zog sie, wie sie es nannte, aus ihrem Mauseloch heraus und zwang sie, sich ein wenig zu unterhalten. Sie stülpte Elses ganze Garderobe um. Else, welche seit der Krankheit ihres Vaters eigentlich nicht mehr in die Welt gegangen war, hatte etwas veralteten Wiesbadener Geschmack mit nach Berlin gebracht, und Lena kam frisch von Paris.

Berlin hatte früher gar nicht geahnt, wie schön Else von Schlitzing war. Else hatte es selbst früher nicht geahnt; es freute sie jetzt, Eroberungen zu machen, sich huldigen zu lassen in aller Unschuld, und immer mit dem Hinblick, was Werner dazu sagen würde.

Lena war selig über die Erfolge der Freundin. An sich schien sie kaum zu denken, mit ihrer Toilette nie beschäftigt zu sein.

Daß sie dennoch immer aussah wie ein Bild und zwar wie ein sehr vornehmes Bild, nur mit einer Spur verwirrender Zigeunerpoesie in der Vornehmheit, schien sie nicht zu wissen, oder wenn sie es wußte, legte sie weiter keinen Wert darauf, ebenso wie sie gar keinen Wert darauf zu legen schien, daß sie noch immer vielfach gefeiert und angeschwärmt wurde. Sie ließ alle die ihr gebotene Verehrung recht phlegmatisch an sich herankommen, sowohl die auf eine Heirat abzielenden Huldigungen Lindens, als die immer feuriger hervortretende Schwärmerei Enzersdorffs. Der Neid der Frauen stempelte sie zur Kokette — eine kalte Kokette, fügten die Damen hinzu, vielleicht aus Ärger darüber, daß sich in diesem Fall der Neid nicht in Verachtung umwandeln durfte.

Else verteidigte die Freundin heftig gegen die Anschuldigung der Kälte ebenso als gegen die der Koketterie.

„Es giebt keine warmherzigere und anspruchslosere Person in ganz Berlin als Lena,“ behauptete sie. Sie war davon überzeugt. Wie hätte sie es denn auch nicht sein sollen! Sie wußte es ganz gut, daß Lena jederzeit bereit war, einen Cotillon mit einem Prinzen von Geblüt aufzugeben für einen einfachen, traulichen Plauderabend mit den beiden Schlitzings.

Daß an solchen Abenden Werner mitunter recht ausschließlich mit Lena beschäftigt war, focht Else nicht an. Im Gegenteil freute sie sich, daß er überhaupt angefangen hatte, mit irgend einem Menschen von neuem zu plaudern, freute sich von ganzem Herzen an der günstigen Veränderung, welche mit seiner Stimmung vorgegangen war, seitdem er mit Lena verkehrte, und zog es nicht in Betracht, daß Mittel, welche so rasch glänzende Erfolge erzielen, gewöhnlich sehr schädliche Nachwirkungen heraufbeschwören.

Übrigens wäre Werner gleichermaßen empört gewesen, wenn jemand gewagt hätte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in seinem Verkehr mit Lena irgend welchen gefährlichen Gefühlsregionen näherte. Er glaubte aufrichtig, für sie nichts anderes zu empfinden als für einen guten Kameraden — einen Kameraden, der zufälligerweise sehr anmutig ausgefallen war, für eine gute Freundin, der er sein ganzes Herz ausschütten, ihr klar legen konnte, wie es kam, daß sein Leben so verfehlt und verpfuscht war, die ihm mit ebensoviel Verständnis zuhörte wie ein Mann, was angenehm war, und mit bedeutend mehr Teilnahme, was noch angenehmer war.

Sie regte ihn zu neuem Streben und, mehr als das, zu neuem Hoffen an. Sie belebte seine brachliegenden Interessen.

Er wurde nie müde, mit ihr zu plaudern. Sie hatte eine wirklich tiefe Bildung und zugleich eine Klarheit des Verstandes, eine Sicherheit des Urteils, die nur aus dem Grunde nie in langweilige Pedanterie ausartete, weil sie häufig aus einer männlich ernsten und überraschend klugen Betrachtung heraus plötzlich mit einem verwegenen Witzwort mitten in den blühendsten Unsinn hineinsprang.

Es gab kaum etwas, was er nicht mit ihr besprechen konnte. Durch vielfachen Gedankenaustausch mit dem Grafen Retz, einem der schärfsten Geister seiner Zeit, geschult, kannte sie keine Prüderie und keine falsche Sentimentalität. Allen heiklen Situationen gegenüber fast grenzenlos nachsichtig, war sie es doch mit einer Spur von Verachtung innerhalb der Nachsicht und mit weit offenen, unerbittlich hellen Augen.

Ihr eigener ethischer Standpunkt war sehr hoch, persönlich kehrte sie sich mit einer Art Ekel von jeder Unsittlichkeit ab.

Revolutionär war sie in ihren Lebensanschauungen nicht, im Gegenteil fast bis zur Philisterhaftigkeit konservativ, mit einer gewissen trockenen Feststellung der menschlichen Schwächen, denen man ihrer Ansicht nach nicht durch Unvorsichtigkeit den Zügel schießen lassen sollte. Für arme, bescheidene Sünderinnen hatte sie immer ein milderndes Barmherzigkeitswort bei der Hand. Dagegen waren ihr die überspannten Frauen aus höherer Bildungssphäre, die, mit großartigen Theorien bewaffnet, beständig auf Herzensbefriedigungen pürschen gehen, unsagbar zuwider. Wie lachte sie doch öfter mit Werner über diese Species! Für die,

welche sie nur oberflächlich kannten, war das Übergewicht ihres Verstandes über ihr Herz fast unheimlich, aber das Herz stieg ihr leicht zu Kopf, von Zeit zu Zeit bekam sie plötzlich einen kleinen Gemütsrausch, in dem sie dann ihrer Umgebung nicht genug Liebes und Zärtliches thun konnte. Der Zustand dauerte nicht lange und wurde gewöhnlich von einem Anfall jäher Ernüchterung abgelöst, in welchem sie sich dann ihrer überschwenglichen Gemütsäußerungen schämte. Trotz dieser vorübergehenden Begeisterungsanfälle teilte Werner bis zu einem gewissen Punkt die Ansichten der streng urteilenden Berliner Damen, welche sie als kalt bezeichneten. Für ihn hatte aber das Wort ihr gegenüber keine unangenehme Bedeutung. Wenn die Kälte — was er in diesem Fall darunter verstand — ein Fehler, wenigstens ein Mangel war, so war es einer, den er, dank der zudringlichen Glut, mit der er von anderer Seite verfolgt wurde, fast als einen Vorzug an ihr schätzte.

Er war ein neuer Mensch geworden, seit sie in seinem Leben aufgetaucht war. Er schmiedete von neuem Pläne für die Zukunft, er las allerhand Bücher, um sich dann mit ihr darüber aussprechen zu können, er begleitete sie und Else ins Theater. Während er sonst sein Pferd von seinem Reitknecht hatte ein wenig abhetzen lassen, ritt er jetzt alle Tage mit Lena im Tattersall — mit Lena und Linden — unter dem von Else erfundenen Vorwand, das Paar zu chaperonieren. Er ritt auch mit ihr, wenn Linden keine Zeit hatte.

Was die Welt dazu sagte? Die Welt merkte wenig von dem Treiben und achtete noch weniger darauf.

Und Else? Else war geradezu stolz auf das Freundschaftsbündnis Lenas und Werners.

Selbst Lena, weitaus die Klügste von den dreien, hatte keine Ahnung von Gefahr. Sie wußte ihr Herz rein, außerdem von sittlichem Hochmut und wärmster Zuneigung zu Else strengstens bewacht.

Daß sich die Leidenschaft neben zwei solchen Wächtern dennoch in das reinste Herz einzuschleichen vermag, und zwar unter einer geschickten Verkleidung, das wußte sie nicht.

Sie ahnte nicht, wie sich die Leidenschaft duckt und windet, sich unter tausend edlen Gefühlen versteckt, wie sie durch ihr anfänglich so anmutig unschädliches Wesen auch das unbestechlichste Gewissen einschläfert und bethört, um unter immer neuen Vorwänden, ihr innerstes Wesen verleugnend, unbehelligt ihrem bis zum letzten Augenblick verschleierten, entsetzlichen Ziel entgegenstreben zu können. Sie wußte sehr viel, aber das wußte sie nicht.

Wie hätte sie es wissen sollen? Sie war achtundzwanzig Jahre alt, und bis auf die kleine träumerische Episode in Eltville hatte sie noch nie etwas erlebt, was auch nur einen Augenblick ihren Herzschlag beschleunigt hätte.

Die alte Geschichte konnte sie doch wirklich nicht ernst nehmen. Sie fühlte sich Werner gegenüber so überlegen, so altklug überlegen. Sie war es auch in gewisser Hinsicht, nur ...

* * *

„Mit allem bin ich einverstanden," äußerte eines Tages Else zu der Freundin, „nur damit nicht, daß du den armen Edmund so schlecht behandelst."

„Inwiefern behandle ich ihn schlecht?" fragte Lena.

„Du hältst ihn immer an einem Fädchen, läßt ihn nicht los und machst doch keinen Ernst," klagte Else.

„Du meinst wohl, ich kokettiere mit ihm?" fragte Lena.

„Du weißt, ich verteidige dich immer," erklärte Else, „aber in diesem Fall kann ich dich nicht ganz freisprechen. Ich begreife nur nicht, warum du's thust."

„Um mich von den anderen Berliner Damen wegen meines liebenswürdigen Verehrers beneiden zu lassen," erklärte Lena ernsthaft.

„Um sich an den Qualen Ihres Opfers zu weiden, Lena," lachte Werner.

Else hatte entdeckt, daß sie selber weitschichtig mit Lena verwandt sei, und infolgedessen ihren Mann und die Freundin gezwungen, sich gegenseitig als Vetter und Base zu adoptieren, seit welcher Zeit sie sich bei ihrem Vornamen nannten.

„Sage doch nichts so Häßliches, du!" verwies ihm Else, zu deren vielen rührenden Eigenschaften es unter anderem gehörte, alles

zu ernst und zu buchstäblich zu nehmen. „Daß Lena ihre Eitelkeit auf Kosten der Schmerzen eines anderen nährt, glaube ich von ihr nie, besonders nicht, wenn der andere ein so lieber, guter, anständiger Mensch ist wie Edmund. Wenn sie Enzersdorff ein wenig zum Besten hat, so gönn ich es ihm, obgleich ich auch da nicht recht verstehe, wie es jemand Spaß machen kann, sich mit ihm abzugeben."

„Enzersdorff amüsiert mich," entgegnete Lena, „ich plaudere wirklich gern mit ihm. Trotzdem mich vieles an ihm ärgert, ist er mir nicht unsympathisch. Er ist sehr klug, und wie allen wirklich klugen Leuten fehlt es ihm nicht an einer gewissen Rechtschaffenheit. Auch habe ich mich nie über ihn zu beklagen gehabt. Trotzdem er sich, wie ich es nicht leugnen kann, vielfach mit mir beschäftigt, so hat er sich bisher noch nie etwas Unziemliches gegen mich herausgenommen. Was willst du? Man ist eitel, die Achtung eines berühmten Frauenverächters wie Enzersdorff schmeichelt einem."

„Sei deiner Sache nicht so sicher!" erwiderte ihr Else in der treuherzigen mütterlich ermahnenden Art, die ihr mitunter der älteren Freundin gegenüber eigen war. „So verwöhnten, selbstgefälligen Männern wie Enzersdorff ist nicht zu trauen. Seine Erfolge scheinen ihn übrigens dazu zu berechtigen, sich für unwiderstehlich zu halten."

„Ich gratuliere den Damen, die sich von ihm verehren lassen!" bemerkte Lena trocken, und nach einer kleinen Pause fuhr sie, leicht mit den Achseln zuckend, fort: „Daß man einen Cyniker heiratet, begreife ich noch allenfalls — es kommt freilich auf die Qualität des Cynismus an —, aber daß man sich von einem Cyniker die Cour machen läßt, das begreife ich nicht; sich von einem Idealisten rühren zu lassen, das begreife ich eher!" Sie blickte weit vor sich hin, etwas wie ein dämpfender Schleier zog über ihre hellen Augen. „Nur glaube ich nicht, daß auf die Dauer gewissen Situationen gegenüber auch der stärkste männliche Idealismus sich feuerfest erweist. Der Philister steckt in jedem anständigen Mann, und selbst der Idealist wird ihn nicht los."

„Lena, allen Respekt vor der Schärfe Ihres Urteils, aber ich möchte doch behaupten, daß Sie den männlichen Idealismus unterschätzen!" wendete hier Werner ein.

Sie drohte ihm mit dem Finger, wobei sie zugleich den Kopf ein wenig zurückbog und mit den Augen blinzelte.

„Es fällt mir gar nicht ein, dem männlichen Idealismus nahe zu treten durch das, was ich mir von ihm zu sagen erlaubte," versicherte sie, „ich finde das alles in Ordnung. Gott bewahre uns vor einer Gesellschaft, wo der Philister nicht mehr im Idealisten drinstecken wird!"

„Finden Sie?"

„Ja, das finde ich, und infolgedessen finde ich auch, daß es besser ist, von aller Romantik absehend, im Leben seinen gewöhnlichen anständigen Weg zu gehen."

„Das glaube ich auch," versicherte Else treuherzig.

Und Lena fuhr fort: „Ich fragte einmal den Kardinal" (sie sprach von dem verstorbenen Grafen Retz immer als Kardinal), „wie er dächte, daß sich ein Mensch — Mann oder Frau — in gewissen, sehr verwickelten Fällen — ich zählte ihm eine ganze Menge sehr verwickelter Fälle auf — benehmen solle. Da antwortete er mir: ‚Wenn ich beim Whist im Zweifel bin, welche Karte ich ausspielen soll, so halte ich mich streng nach der Regel, das erspart Grübeln und Vorwürfe. Play according to rule!' erklärte er mir lachend. Und merkwürdig, auf seinem Sterbebett, schon im Hinüberziehen, suchte mich sein Blick, und als ich mich zu ihm niederbeugte, murmelte er kaum hörbar: ‚Play according to rule!' Damit starb er."

„Er war ein Weiser!" rief Else. „Play according to rule — das heißt in diesem Fall: sei vernünftig und heirate Linden. Nicht wahr, Werner, es ist das Beste, was sie thun könnte?"

„Gönn ihr doch noch ein wenig Zeit," erwiderte Werner, und seine Stimme klang fast scharf.

„Dein Mann hat mir aus der Seele gesprochen!" rief Lena. „Gönn mir nur ein wenig Zeit, ein klein wenig Zeit. Hm! du wirfst mir vor, daß ich Linden am Fädchen halte, ohne Ernst zu machen, daß ich mit ihm kokettiere. Meine ganze Koketterie ist ja nichts als der unbeholfene Versuch, mich an ihn zu gewöhnen."

„Armer Edmund!“ murmelte Else mitleidig. „Ich begreife nicht, daß es dir gar so schwer fällt, ihn zu heiraten!“

„Ich finde es wirklich amüsant, daß du so etwas sagst,“ entgegnete ihr halb lachend, halb ärgerlich Lena. „Warum hast denn du ihn nicht genommen?“

„Ich?“ lachte Else lustig. „Einzig und allein, weil mir dieser unausstehliche Mensch dazwischen kam!“ Sie zupfte ihren Mann lachend ein wenig bei den Haaren. „Ich hätte mir's weiß Gott nicht zweimal überlegt, Linden zu nehmen, wenn ich mich nicht in meinen Alten verliebt hätte; so von einer Minute zur anderen war's geschehen. Er brauchte viel länger dazu, und ganz hat er meinen Vorsprung nie eingeholt. Da du aber keinen so triftigen Grund hast, Linden nicht zu wollen —“ Draußen hörte man das Getrappel von kleinen Füßen.

„Das sind die Kinder, die heimkommen von ihrem Spaziergang!“ rief Lena, den Kopf wendend. „Ich muß zu ihnen, ich habe ihnen ein kleines Marionettentheater mitgebracht. Wir wollen den Blaubart aufführen; besonders die Hinrichtungsscene wird großartig!“ Damit huschte sie fort.

In Elses eiergelbem Salon war's, daß dieses inhaltschwere Gespräch stattfand. Er sah heute etwas weniger eiergelb aus als gewöhnlich, weil fast alle Möbel mit dem unsinnigsten Krimskram bedeckt waren. Man bereitete sich nämlich auf einen Bazar vor, bei dem Else Lena helfen sollte, allerhand Thorheiten für irgend einen sehr wohlthätigen Zweck zu verkaufen. Zu diesem Behufe hatte Else alle ihre geheimsten Schubläden aufgerissen und an das Licht gefördert, was sie an alten Lotteriegewinsten und Cotillonaufmerksamkeiten noch besaß.

Es war nicht sehr viel und auch nicht von hervorragender Beschaffenheit. Lena hatte gelacht über den Krempel. Sie ihrerseits hatte zwei alte brokatene Meßgewänder gebracht, welche ihr bis dahin dazu gedient hatten, die Geschmacklosigkeiten von zwei Hotellehnstühlen zu verkleiden. Aus diesen Meßgewändern hatten die beiden Freundinnen Einbanddeckel zu fabrizieren versucht, und Werner hatte ihnen die Pappen dazu geschnitten. Else konnte sich nicht genug wundern über seine Anstelligkeit und Geduld. „Das ist alles deinem Einfluß beizumessen,“ versicherte sie der Freundin. „Früher lag er den halben Nachmittag auf dem Kanapee und brütete über den praktischen Endzweck des Lebens.“

Als Lena das Zimmer verlassen, blickte ihr Else kopfschüttelnd nach. „Meinst du, daß sie ihn schließlich doch heiraten wird? Linden meine ich?“ fragte sie ihren Mann.

„Ich meine,“ erwiderte er fast unwirsch, „daß du dich da viel zu sehr in Dinge hineinmischest, die dich nichts angehen.“ Dabei schob er ungeduldig den Pappendeckel von sich, an dem er im Begriff gewesen, herumzubasteln, und sprang auf.

„Was hast du, Werner?“ fragte ihn Else.

„Ich habe mich mit dem Zirkel in den Finger gestochen,“ sagte er, „es ist nichts,“ und damit verließ er seinerseits das Zimmer.

*   *
*

Der Bazar ist glänzend ausgefallen. Es ist einer der vornehmsten in der Saison und steht unter fürstlichem Protektorat. Ein Minister hat seine Empfangsäle dem wohlthätigen Zweck zur Verfügung gestellt. In den nach der Wilhelmstraße zu mit einem Gitter abgeschlossenen Hofraum drängen sich von elf Uhr an die Wagen der höchsten und allerhöchsten Herrschaften.

Vor dem Portal des alten grauen Barockstil-Palais steht mit silberverbrämtem Bandelier und langem Stock der Portier, ein brauner, schwarzbärtiger Riese, der aussieht wie ein Rumäne oder irgend so etwas anderes, halb barbarisch Südländisches; er weist die Ankommenden nach links über die breite Treppe hinan in den großen Saal. Es wimmelt von Wohlthätern und besonders von Wohlthäterinnen.

Am unteren Ende des Saals werden nützliche Dinge verkauft, am oberen Ende Luxus. Die nützlichen Dinge werden unter dem Preis von untergeordneten Gesellschaftsmitgliedern losgeschlagen, der Luxus wird von den Spitzen der Gesellschaft um Liebhaberpreise veräußert.

Lenas und Elses Tisch befindet sich ganz oben im Saal zwischen dem einer Prinzessin von Geblüt und dem Blumenstand. Acht junge Mädchen aus der Gesellschaft besorgen

den Blumenverkauf, als Abzeichen trägt jede irgend eine andere Riesenblume auf dem Kopf: die eine eine Sonnenblume, die zweite eine Georgine, die dritte irgend eine merkwürdige Orchidee. Das hübscheste unter den Blumenmädchen ist unbedingt eines mit einer roten Mohnblüte, die es mit mutwilliger Lässigkeit etwas schief auf den braunen Kopf gestülpt hat. Zu dem roten Kopfputz trägt die junge Schönheit ein dunkelgrünes Sammetkleid, was sich allerliebst ausnimmt. Jede ihrer Bewegungen giebt ein Bild.

Um, wie sich ein Minister soeben etwas burschikos ausgedrückt hat, „etwas Leben in die Bude zu bringen", haben die jungen Mädchen ein neues Spiel erfunden. Mitten zwischen den Blumen sitzt ein blecherner Frosch mit weit aufgerissenem Maul. Jeder Vorübergehende wird aufgefordert, zu versuchen, eine Mark in das Maul des Frosches hineinzuwerfen. Wer trifft, gewinnt einen Blumenstrauß, wer nicht trifft, zahlt einen Thaler oder mehr; der Wohlthätigkeit werden keine Schranken gesetzt.

Anfänglich treffen zu viele Markstücke ihr Ziel; der Blumenstand fängt an, durchsichtig zu werden. Die Sonnenblume vergleicht ihn mit dem Haarwuchs eines ihrer Verehrer. Man ist übereingekommen, die Schußweite zu vermehren. Man zieht einen Kreidestrich am Boden, um den Platz zu bestimmen, von wo aus das Projektil auf den Frosch abgefeuert werden darf. Eine sehr junge, sehr anmutige Prinzeß kniet am Boden, um den Kreidestrich zu ziehen. Man kann nicht mit sich einig werden, wo er gezogen werden soll. Das Prinzeßchen, das künstlerische Anlagen besitzt, zeichnet in aller Eile einen Kopf auf das Parkett. Man deutet komische Anspielungen aus der Zeichnung heraus; jedes der Mädchen entdeckt eine andere Ähnlichkeit. Es ist ein Kichern und Durcheinanderflüstern, ein Vor- und Rückwärtsschieben, ein „Laß mich sehen!" „Nein aber!" „Die Bosheit!" 2c. Ein Herr nähert sich; eins der Blumenmädchen springt mit einem kurzen Satz auf das Kunstwerk in weißer Kreide. „Mein Gott! wenn er das gesehen hätte!" Man ist überzeugt, er hätte sich erkannt.

„Du hast mir das Leben gerettet, das vergesse ich dir nie!" ruft das herzige, naseweise Prinzeßchen der jungen Freundin zu, die noch immer ausdauernd die boshafte Zeichnung deckt.

„Aber, meine Liebe, er war ja nur sprechend ähnlich; eigentlich hat er das nicht übel nehmen können!" sagt die Sonnenblume.

Die Mohnblume meint: „Einige Menschen gefallen sich nicht, wenn sie ähnlich sind!"

Und dann geht das Lachen und Flüstern von neuem an.

Es wird lauter, immer lauter, fast schrill, aber doch mit etwas Melodischem darin: die Lebhaftigkeit junger Mädchen aus den höchsten Gesellschaftsschichten, die sich freuen, einmal der Etikette ledig zu sein — eine Lebhaftigkeit, die, fast ans Rücksichtslose reichend, nie die Grazie abstreift.

Unten im Saal wenden brave Bürgersfrauen und -töchter mißbilligend den Kopf nach dem hübschen, lustigen Wirrwarr und wundern sich über den Lärm, den die Comtessen machen.

Ein zugereister ausländischer Prinz steht jetzt vor dem Frosch und bombardiert ihn mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre. Silber- und Goldstücke regnen daneben. Die jungen Damen lachen noch immer, aber gedämpft, nur genügend, um den Prinzen anzuregen. Wie sich der Prinz unter ihnen amüsiert! Der Adjutant steht hinter ihm und langweilt sich.

Mit einemmal wird alles still, kein Lachen, kein Schwatzen, nur das Rauschen zahlloser Tritte, die sich alle nach derselben Richtung hin bewegen.

Die Kaiserin!

Das anwesende Publikum scheint sich von einem Augenblick zum anderen verdreifacht zu haben, dermaßen drängt man sich an die hohe Frau, daß sie kaum Raum findet, vorwärts zu kommen, ohne rechts und links von Neugierigen gestreift zu werden. Dabei knixt fast niemand; die guten Bürger und Bürgerinnen von Berlin haben Angst, die Formen der Hofkreise nachzuahmen, sie werden unhöflich aus Bescheidenheit.

Ohne die Geduld zu verlieren, immer mit derselben freundlichen Güte, dem hoheitsvollen Liebreiz — einem Liebreiz, in dem eine veredelte Mütterlichkeit steckt —, dem heiligsten und auf die Dauer unwidersteh-

lichsten Zauber der Frau, bewegt sich die Kaiserin vorwärts zwischen dem Gedränge, hier und da eine ihr bekannte Persönlichkeit begrüßend.

Eine Hofdame und ein Kammerherr begleiten sie. Die Hofdame trägt ein soeben von der hohen Frau erstandenes sehr großes, phantastisches Sofapolster, der Kammerherr ein Bouquett mit flatternden weißen Atlasbändern, das Ihrer Majestät beim Eintritt in den Bazar von der empfangenden Deputation überreicht worden ist; er kommt sich vor wie ein Gratulant einer Provinzstadt — nur die weißen Handschuhe fehlen noch — und sieht sehr vornehm und etwas schwermütig aus.

Endlich hat die Kaiserin das Theezimmer erreicht, an dessen Schwelle ihr eine zum Kommitee gehörende Dame eine Tasse anbietet, eine Dame, die erst seit vierzehn Tagen adelig geworden ist. Um ihre besondere Devotion zu beweisen, knixt sie, so tief sie irgend kann, trägt in ihrer eigenen Person nach, was der Rest des Publikums schuldig geblieben. Boshafte Beobachter behaupten, „sie setzt sich vor der Kaiserin auf die Erde", bleibt auch sitzen, während die Kaiserin ihren Thee trinkt, kann nicht mehr von selber in die Höhe und muß von einer mitleidigen Persönlichkeit emporgezogen werden.

Das Theezimmer wird während der Dauer des hohen Besuches gegen die Aufdringlichkeit des Publikums abgesperrt, die Kaiserin bleibt mit den Theedamen und noch einigen, die sie an sich heranwinken läßt, allein.

Jetzt ist sie fort, der Glanzpunkt des Bazars ist überschritten. Noch ein Weilchen nach ihrem Abgang bleibt die Stimmung gedämpft, ein loyales, dankbares Bewunderungssummen geht durch alle Reihen der anwesenden Gesellschaft, etwas wie das Säuseln und Rauschen, das bei plötzlich eingetretener Windstille noch in den Baumwipfeln summt, nachdem ein Sturmhauch erloschen ist.

Was nun folgt, ist nur mehr Abwickelung. Der Blumenstand ist fast leer, nur der Frosch zieht noch, drei junge Herren zielen jetzt auf einmal nach ihm hin. Gräfin Warsberg, die mit ihrer neuesten Freundin, Gräfin Lenz, Hustenbonbons und Iris-Sachets verkauft, überzählt melancholisch den eingenommenen Erlös: hundertfünfundsiebzig Mark und fünfzig Pfennige. Es läßt sich nicht leugnen, die Damen haben wenig Erfolg gehabt. Bedeutend besser ist es der Fürstin Orbanoff ergangen, die mit Thilde Schlitzing (die Freundschaft der beiden ist rührend) Cigaretten und Cigarrenspitzen verkauft. Sie ist blendend schön in pelzbesetztem, dunkelrotem Sammet, die Orbanoff nämlich, sehr umringt, sehr animiert, was teilweise dem Umstande beizumessen, daß es ihr wieder einmal gelungen ist, Werner von Schlitzing neben sich festzureden. Mitten aus dem Schwarm ihrer Verehrer lächelt sie ihm allein zärtlich zu, biegt den Kopf dahin und dorthin und flüstert ihm kleine verfängliche Liebenswürdigkeiten ins Ohr. Und wie vor bald acht Jahren auf jenem Balkon in Schlangenbad, ist er in gehobener Stimmung, fühlt sich. Es ist ihm etwas wie ein ganz kleiner Rausch zu Kopf gestiegen. Er zeigt sich abwechselnd herablassend und übermütig gegen die Kroatin. Thilde hat sich indessen in ein Gespräch über die Kunst mit Ryder-Smythe vertieft; sie hat sämtliche Cigarettenschachteln mit bunten Klexen verziert; sie nennt das Landschaften in impressionistischer Manier und ist fest davon überzeugt, daß die hohen Preise, welche die Cigaretten eingebracht haben, nur diesem Zierat beizumessen sind.

Ryder-Smythe hat ihr nicht weniger als fünf Schachteln Cigaretten abgekauft, nur ist er den Betrag schuldig geblieben, weil er momentan kein Geld bei sich hatte.

Thilde schießt ihm den Betrag vor; es wird zwischen ihnen ausgemacht, daß er sie morgen in ihrem Atelier aufsuchen soll, um seine Schuld zu begleichen.

Thilde fühlt sich reich und ist wirklich wohlhabend, und zwar durch die bereits erwähnte Erbschaft eines alten Onkels, die vor etwa zwei Jahren ihr und Werner zu gleichen Teilen zugefallen ist. Sie erzählt dem Kreolen die Geschichte dieser Erbschaft ausführlich, humoristisch, wie unerwartet sie ihr gekommen, wie wenig sie sich bei Lebzeiten aus dem griesgrämigen alten Herrn gemacht.

Der eigentliche Erfolg des Tages war der Tisch Lenas und Elses. Elses alte Cotillon- und Lotterietrophäen sind ganz verschwunden unter den verschwenderischen Spenden, mit welchen Lena noch im letzten Moment den Tisch geschmückt hat: venetianische Gläser,

golddurchflimmert in Form von Delphinen, Nautilusmuscheln und anderen graziösen Untieren; dann allerhand amüsantes anglo-indisches Zeug u. s. w. Die Einbanddeckel sind nicht fertig geworden, man hat sie im letzten Moment dem Buchbinder schicken müssen, und der war unpünktlich.

Else, strahlend von Schönheit, Lebenslust und liebenswürdigster Herzensanmut, hat sich himmlisch amüsiert. Der Tisch ist kahl, mit großer Genugthuung überzählt sie ihre Einnahmen. „Fast zweitausend Mark, Lena!“ ruft sie aus. „Herrlich, nicht wahr? Ah, da kommt Enzersdorff, den muß ich festnehmen!“

„Hüte dich!“ ruft Lena, indem sie die Freundin zugleich energisch beim Arm packt, und zwar so krampfhaft fest, daß Else beinahe Lust hätte aufzuschreien.

„Ja, was ist dir, Lena? Du bist kreideweiß!“

„Ach, nichts! Nur ... ich kann's nicht leiden, wenn man die Leute so mit Gewalt herbeizieht!“ erwidert Lena finster.

„Aber, ich bitte dich, ein reicher Mensch wie Enzersdorff wird doch herhalten können, wenn sich's darum handelt, Schlafstellen für arme Kinder zusammenzubetteln! Der wird es doch nicht etwa als eine persönliche Huldigung auffassen, wenn ich ihm die Pistole aufs Portemonnaie setze!“

„Bei Enzersdorff kann man nie sicher sein,“ erwidert Lena gereizt. „Das hast du mir neulich ganz richtig bemerkt.“

„Sollte er ... hättest du etwa eine unangenehme Erfahrung an ihm gemacht?“ fragt Else besorgt.

Lena bleibt stumm, aber zwei rote Flecken treten plötzlich auf ihren weißen Wangen hervor.

„Du bist ganz verdreht heute — ganz!“

„Mein Gott, ein wenig aufgeregt bin ich! Das gebe ich dir ja zu, aber das hat seine guten Gründe!“ Sie zupft unruhig an ihren Handschuhen. „Ich — was willst du? — ich hab einsehen gelernt, daß es an der Zeit für mich ist, das Leben ernst zu nehmen. Ach Gott, es ist gräßlich, nicht einmal den ungeschmälerten Genuß an dem bißchen harmloser Freiheit gönnt man so einem armen Frauenzimmer!“

Sie setzt sich und kramt zwischen den unansehnlichen Überbleibseln ihres Warenvorrats.

In dem Bazar fängt die Unruhe an, zu Tage zu treten, die der gänzlichen Auflösung eines derartigen Wohlthätigkeitsfestes vorangeht.

Die mit rotem Kattun umhangenen Tische sind zumeist leer.

Neben der Eintrittsthür sitzt die Kassiererin des Vereins, für den der Bazar Geschäfte gemacht, zwischen allerhand Gold- und Silberhäufchen und rechnet mit einer anderen Dame. Man hat angefangen, die eingelaufenen Beträge abzuführen.

Ein paar Herren mischen sich jetzt in die Sache. Um dem Schluß des Unternehmens noch einen gewissen Glanz zu verleihen, werden Lotterien für einzelne Gegenstände veranstaltet.

Ein Damenhäubchen wird ausgespielt. Linden präsentiert's dem versammelten Publikum auf seiner Degenspitze, zeigt den lockenden Gewinst von allen Seiten, während eine der Blumencomtessen, neben ihm herschreitend, Lose anbietet.

„Mein Schicksal!“ murmelt Lena halblaut vor sich hin. Dann sich zu Else wendend, mit etwas Flehendem im Blick: „Else, glaubst du ... glaubst du, daß man's mit viel gutem Willen erlernen kann, Menschen lieb zu haben?“

„Mit viel gutem Willen, ein wenig Anlage und der nötigen Ausdauer gewiß, wenn der Mensch der Mühe wert ist. Und das ist er in diesem Falle,“ erwidert Else warm.

„Wirklich?“ fragt Lena zweifelnd; sie wendet den Kopf nach der Richtung hin, von wo Lindens Stimme hertönt.

Noch immer balancierte er das Häubchen auf der Spitze seines Degens. Sein hübsch geschnittenes, von dunkelblonden Haaren umrahmtes Gesicht drückte Gutmütigkeit aus und den Wunsch, seine Umgebung zu erheitern. Letzteres scheint ihm auch in hervorragendem Maße zu gelingen. Die ganze Schar der reizenden Blumenverkäuferinnen ist um ihn herum versammelt, die Mädchen kichern und horchen und wiederholen sich untereinander seine Witze.

„Ich verstehe ihn nicht,“ murmelt Lena mit müdem, schwermütigem Senken ihrer Mundwinkel. „Warum greift er nicht hin-

ein in diesen reizenden, blühenden Blumengarten? Mit Ausnahme der beiden Reichsunmittelbaren giebt's nicht eine unter den kleinen Schönheiten, die sich nicht sehr willig von ihm zum Altar schleppen ließe."

„Offenbar hat er sich höhere Ziele gesteckt," meint Else, „und wenn du klug bist, so erhörst du ihn. Mir thut er so leid. Komm und sieh ihn nur an. Während die anderen rings um ihn lachen, ist ihm gar nicht heiter zu Mut. Rührt er dich denn nicht, Lena? Ich versichere dich, wenn du dich einmal an ihn gewöhnt hast, so wirst du die glücklichste Frau sein auf der ganzen Welt. Er spielt seine Karten schlecht, weiß sich dir gegenüber nicht zur Geltung zu bringen. Du schüchterst ihn entsetzlich ein. Aber glaube mir, auch in seiner Seele liegen Schätze verborgen, von denen du nichts ahnst."

„Um so besser," murmelt Lena, „um so besser!"

„Und willst du endlich vernünftig werden?" fragt Else schelmisch.

„Ich habe es mir fest vorgenommen," seufzt Lena. Indem schweifen ihre Augen ab nach der Richtung hinüber, wo die Orbanoff noch immer schwül und sehnsüchtig zu Werner von Schlitzing emporschmachtet. „Wie schön die Kroatin heute aussieht!" bemerkt Lena. „Dein Mann kann sich gar nicht losreißen von ihr!"

„Losreißen ..." Else zuckt gleichmütig mit den Schultern. „Sie hat ihn wieder einmal festgeredet, das ist alles. Er mag sie ja gar nicht."

„Bist du davon überzeugt?" fragt nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit Lena. „Sie ist doch sehr schön und sehr umworben, und wenn mich nicht alles täuscht, kann sie in Herrengesellschaft ganz gehörig auftauen und amüsant werden. Trotz all ihres äußerlichen schmachtenden Phlegmas zuckt ihr im gegebenen Moment das prickelnde Feuer der Kroatin in den Adern."

„Schadet alles nichts!" versichert Else herzlich lachend und gleichmütig.

„Du bist von einer Schwindelfreiheit," meint verdrießlich Lena, „ich bewundere dich, aber ich begreife dich nicht! Bist du denn gar nicht eifersüchtig?"

„Bis jetzt war ich's nie," erwidert Else sehr ruhig. „Das hat mir der liebe Gott gnädig erspart. Wenn ich einmal ernstliche Veranlassung dazu hätte, bräche mir einfach das Herz. Aber" — mit einem verächtlichen Blick nach der schönen Fürstin — „so etwas kommt doch wahrlich nicht in Betracht. Er soll sich nur ein wenig unterhalten — ich bitte dich."

Lena wendet sich mit einer gewissen Schroffheit ab von der Betrachtung Werners und der Fürstin. „Ich bin erschöpft," ruft sie aus, „der Geruch von Glashausblumen und baumwollenen Nachtjacken" (es sind die Antipoden des auf dem Bazar vorrätigen Warenreichtums) „fällt mir auf die Nerven, ich gehe zum Büffett, mich mit einem Glas Sekt zu stärken!"

Sie verschwindet. Die Auflösung des Bazars entwickelt sich immer vollständiger.

Je leerer die Tische geworden sind, um so voller werden die Gänge dazwischen. Es wimmelt von Menschen.

Linden ist es müde geworden, die Leute rings um sich herum zum Lachen zu reizen, während er selbst heimlich fast Lust hätte zu weinen; er überläßt es einem sehr jugendlichen Lieutenant, die Vorzüge eines Sattels anzupreisen. Indessen tritt er an Elses Tisch heran. „Haben Sie noch etwas für mich?" fragt er.

Sie zeigt ihm einen ungewöhnlich häßlichen und kostbaren Photographierahmen in Form einer in florentinischem Mosaik ausgeführten Palette.

Er lächelt schwach. „Ich werde Sie davon befreien," sagt er. „Was wollen Sie dafür?"

„Ich brauche noch genau dreißig Mark, um die zweitausend abzurunden, die wir uns vorgenommen hatten, für das Unternehmen herauszuschinden," erklärt Else.

„Da haben Sie," erwidert Linden, drei Zehn-Mark-Stücke auf den Tisch legend. „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, stammt diese Palette von mir, ich habe sie vor einer Anzahl von Jahren einer kleinen russischen Fürstin zum Vielliebchen geschenkt."

„Ich habe sie von Tante Warsberg bekommen," erklärt Else.

„Nun, offenbar gehört die Palette in die Kategorie der Rundreisegeschenke; es ist nur in der Ordnung, daß sie an ihren ursprünglichen Ausgangspunkt zurückkehrt," erklärt

Linden; dann nicht ohne eine gewisse Niedergeschlagenheit setzt er hinzu: „Ich habe ein wahres Genie, Rundreisegeschenke in die Welt zu schicken. Das ist die dritte zarte Aufmerksamkeit, mit der ich einstens ein junges Herz zu erfreuen strebte, die auf ähnliche Art nach so und so viel Irrwegen, das heißt vergeblichen Versuchen, irgend jemand zu erfreuen, an mich zurückgelangt. Ich weiß nicht, wie's kommt. Von anderen Menschen heben sich die Damen das dümmste Andenken auf; meine Geschenke — und ich gebe mir Mühe damit — machen nie jemand Freude, die gehen immer von Hand zu Hand."

„Aber Mummu, wie thöricht Sie sind!" ruft Else; wenn sie besonders herzlich mit ihm ist, nennt sie ihn heute noch Mummu. „Die dreißig Mark kriegen Sie nicht zurück, aber den Rahmen behalt ich; ich stecke Ihre Photographie hinein und stelle sie auf meinen Schreibtisch. Sind Sie damit zufrieden?"

„Zu viel des Guten," erwidert Linden, mit dem Kopf schüttelnd, „beweist meine totale Ungefährlichkeit."

„Jetzt wollen Sie auch noch so einer alten verheirateten Frau wie mir gefährlich sein!" schilt ihn Else aus. „Sie Schwerenöter, Sie!" Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Das will ich wahrlich nicht!" verteidigt er sich lachend; dann sehr weich setzt er hinzu: „Else, das ist vorbei! Eine herzliche und uneigennützige Freundschaft ist unbedingt der hübscheste Leichenstein, den man auf das Grab seiner toten Liebe setzen kann; wenn er einmal dort steht, schläft die Liebe fest, und man braucht sich nicht zu fürchten, daß ihr Gespenst umgeht."

„Edmund, der Schwulst ist nicht von Ihnen, den haben Sie sich von einem Stammbuchblatt gemerkt," meint kopfschüttelnd Else.

„Nein, nicht von einem Stammbuchblatt, von Gräfin Retz, die neulich etwas Ähnliches bemerkte," erwidert Linden. Während er den Namen Gräfin Retz ausspricht, steigt ihm das Blut bis unter die blonden Haarwurzeln hinauf.

„Lena!" ruft Else. „Was weiß denn die von toter Liebe! Möcht ich doch wissen! Die hat ja ihr Leben noch nie eine schwache Anwandlung gehabt!"

„Sind Sie dessen ganz sicher?" fragt Linden unruhig.

„Aber ganz, ganz sicher!" sagt Else.

Linden seufzt erleichtert. „Übrigens gehört das nicht hierher," bemerkt er. „Wie waren wir nur auf die alte Geschichte zu reden gekommen? Ich wollte Ihnen nur noch einmal sagen, was Sie schon wissen: ich habe schwer gelitten anfangs, als Sie einen anderen heirateten. Es hat lange gedauert; und durchs Feuer geh ich noch immer für Sie. Aber, Gott sei Lob und Dank, es ist vorbei!"

„Hm!" Sie lacht ihn aus ihren blauen Augen recht mutwillig an. „Hm! und das fühlen Sie sich durchaus gedrungen, mir ausführlich ins Gesicht zu sagen, Sie geschmackvoller Mensch, Sie?"

„Hören Sie, Else — um Ihre Worte umzukehren —, meinten Sie wirklich, daß ich nach mehr als sieben Jahren für eine vernünftige verheiratete Frau noch immer hoffnungslos weiter schwärmen soll?"

„Hm ... hm!" sie reckt ihren weißen Hals neckisch aus ihrem mit Goldlitzen benähten blauen Tuchkleid heraus, „wer weiß, verübelt hätt ich Ihnen Ihre Treue jedenfalls nicht."

„Aber ich bin Ihnen ja nicht untreu," verteidigt er sich, „ich verehre Sie ja fast mit derselben Inbrunst, mit der ein gläubiger Katholik die Mutter Gottes verehrt!"

„Wirklich? Was Sie natürlich ganz wie die von Ihnen angeführten gläubigen Katholiken nicht im mindesten hindert, nebenbei noch einer irdischen Liebe zu frönen."

„Ganz richtig. Verargen Sie mir das?" fragt Linden eindringlich zwischen Ernst und Scherz.

„Soll ich Ihnen ganz aufrichtig die Wahrheit sagen?" erwidert sie sehr lustig. „Nun denn, zu meiner Beschämung sei's gestanden: im ersten Moment gab's mir einen ganz kleinen Stich ins Herz, als ich von Ihrer Untreue erfuhr! So — schieben Sie nur Ihre Augenbrauen bis über die Stirn hinaus — so ist's! Dann aber — dann freute ich mich schrecklich. Niemand auf der Welt wäre froher als ich, wenn Sie und Lena ein Paar würden! Ich bin Ihr treuer Bundesgenosse, mein alter Freund!"

„Ja, ja," murmelte er, „'s ist die alte Geschichte, ganz dasselbe wie bei den Rundreisegeschenken! Eine Dame schiebt mich der

anderen zu, und ich bin fest überzeugt, daß ich nach ein paar vergeblich zurückgelegten Liebesstationen ganz einfach zu meinem Ausgangspunkt zurückkehren, das heißt als freundlich geduldeter Hausfreund und hoffnungslos schwärmender Verehrer der Königin Else endigen werde!"

„Reden Sie doch kein solches Blech!" entrüstete sich Else. „Allezeit voran! Dem Mutigen gehört die Welt!"

„Else, ohne Scherz, sagen Sie's mir: glauben Sie, daß ich auch nur einen Schimmer von Hoffnung habe?"

„Ich glaube, daß Ihre Chancen heute besser stehen, als sie bisher überhaupt noch gestanden haben," versichert ihm Else herzlich. „Im übrigen, lieber, lieber Freund, heißt ein altes Sprichwort: ‚Frisch gewagt, ist halb gewonnen!' Lena ist beim Büffett." Dann sich plötzlich von ihm abwendend, ja seiner momentan vergessend: „Mein kleines Volk! Kommt ihr endlich, ihr unpünktliches Gesindel? Hat man sich nicht erhitzt unterwegs? Sind das rote Wangen! Und jetzt will man Schokolade haben, nicht wahr? Miß Miller, machen Sie Dinchen ein wenig den Mantel auf, ich bitte Sie, es ist zu warm! Du, Robi, kannst dir schon selber helfen! Und du, mein Liebling, was kannst denn du? Nichts als Mama einen Kuß geben, einen dicken, weichen, warmen Kuß, und jetzt noch einen, noch einen, du kleiner süßer Racker!" Dies zu Lieschen, die sie indessen auf den Arm genommen hat, alles flüsternd und lachend, ohne auffälliges Lärmen.

Etwas Hübscheres als Else inmitten ihrer Kinderschar hat die Welt noch nicht gesehen.

Alle Anwesenden schauen sich nach Kindern und Mutter um, während Else unbefangen, ohne eine Ahnung von dem Aufsehen, das sie und die Kleinen erregen, dem Theezimmer zusteuert, um den Kindern die versprochene Schokolade geben zu lassen.

Um einige Minuten später tritt Werner an sie heran. „Endlich!" ruft er aus. „Ich dachte wirklich, ich käme gar nicht mehr los! — Schmeckt's, Fräulein von Schlitzing?" Dies zu Lieschen, die, auf dem Schoß der Mutter sitzend, mit Andacht ihre Schokolade genießt.

Sie setzt die Tasse hin, welche sie ernsthaft zwischen beiden Händchen gehalten hat, und blickt zum Papa empor. Auf ihren Wangen sind zwei große Kleckse von Schlagsahne, und sie fängt sofort an, mit lebhaften Gesten sehr Wichtiges zu erzählen, das außer ihrer Mama kein Mensch versteht.

„Kommt ihr schon nach Hause?" fragt er, indem er sich neben seine Frau setzt.

„Ich bin fertig; was Lena vorhat, weiß ich nicht," erklärt Else, die momentan ihre Kinder mehr interessieren als irgend etwas auf der Welt. „Laß dir auch eine Tasse Schokolade geben, sie ist vortrefflich."

Er geht auf ihren Vorschlag ein. „Vortrefflich," bestätigt er; dann sich umsehend: „Wo ist Lena?" fragt er.

„Lena ... Lena ..." Ein schlauer Ausdruck glänzt in Elses Augen auf. „Setz dich ein wenig näher, so schreien kann ich nicht," sagt sie. „Große Dinge bereiten sich vor."

„Was denn?" fragt plötzlich zusammenfahrend Werner.

„Wenn mich nicht alles täuscht, ist der entscheidende wichtige Moment gekommen," flüstert Else triumphierend. „Als ich auf dem Wege hierher einen Blick in das Büffettzimmer warf, sah ich Lena und Linden in eifrigstes Gespräch vertieft. Ich bin überzeugt, daß sich alles noch zum besten wenden wird. Aber warum trinkst du denn deine Schokolade nicht?"

„Sie ist zu süß," erwidert Werner, indem er seinen Löffel klirrend auf die Untertasse fallen läßt.

* *
*

Jetzt ist es Abend. Else sitzt in ihrem eiergelben Salon allein. Sie strickt ein Paar weiße Gamaschen für Lieschen, legt sie von Zeit zu Zeit prüfend auf ihre Hand und summt leise vor sich hin: „Mein Schatz das ist im Dorf der Schmied, und ich bin seine Braut."

Werner hat sich unter dem Vorwand, Briefe schreiben zu müssen, in sein Zimmer zurückgezogen. Er schreibt keine Briefe, sondern sitzt einfach an seinem Schreibtisch, die Feder in der einen, den Kopf in der anderen Hand, und blickt, in tiefe Gedanken versunken, auf das weiße Papier nieder, das er der Form halber vor sich hingelegt hat. Beständig wendet er den Kopf und horcht ...

horcht ... „Wenn sie sich verlobt hat, so kommt sie gewiß noch heute abend mit ihm," hat Else gesagt. „Sie weiß, wie sehr wir uns freuen würden."

Stunden sind seither vergangen, zwei, drei, fast vier Stunden — sie ist nicht erschienen. Werners Herz fängt an ruhiger zu schlagen. Sie wird sich nicht verlobt haben — nein, wie sollte sie auch? Eine verrückte Idee von Else, diese beiden Menschen aneinander schmieden zu wollen. Sie passen ja nicht zueinander; nicht im mindesten passen sie zueinander; ein Unglück wäre die Heirat für beide. Aber Else hat immer solche Dummheiten im Kopf. Sie ist auch wirklich gar zu kindisch und thöricht für ihr Alter, die gute Else! Wenn sie sich doch einmal zu einer etwas interessanteren Auffassung des Lebens emporschwingen könnte! Aber das sind vergebliche Wünsche, das liegt nun einmal nicht in ihr.

Er blickt hinüber über seinen Schreibtisch an die Wand, wo in einem ovalen Rahmen ihr Bild hängt. Es ist von einem Frankfurter Maler, der einmal in Wiesbaden Mode war, gemalt, in der längst veralteten Winterhalterschen Manier: Else mit unnatürlich steil abfallenden Schultern, dekolletiert, dazu im Freien neben einer steinernen Balustrade und gegen einen violett-grün schillernden landschaftlichen Hintergrund.

Trotz aller Geschmacklosigkeit ist es ähnlich. Elses süßes Gesichtchen lacht mit seinem ganzen gesunden schelmischen Liebreiz aus dem Bilde heraus.

Aber Werner wendet sich verdrießlich und undankbar davon und von dem Gedanken an Else ab.

Von neuem horcht er.

Da ... was ist das? Ein Wagen hält unten, es klingelt. Er hätte Lust, selber hinauszueilen, die Thür zu öffnen. Er thut es nicht, erhebt sich einfach, horcht. Ja, sie ist's — kein Zweifel! Da zündet er sich erst eine Cigarette an, worauf er mit gemächlichen Schritten, ein unbefangenes Lächeln auf den Lippen, in den Salon zu Else tritt. „Nun, Else, noch immer kein Abendbrot?" fragt er.

„Ich wartete, aufrichtig gesagt, auf Lena," erwidert Else. „Ich fange an, die Hoffnung zu verlieren. — Ach, endlich!"

Ein freudiges Licht zieht über Elses Gesichtchen hin; die Thür öffnet sich, Lena tritt ein, kreideweiß, mit schwarzen Schatten unter ihren von Fieber glühenden Augen und mit dunkelroten Lippen.

„Nun Lena, kann man gratulieren?" fragt Else, der Freundin entgegeneilend. Die Worte ersterben ihr auf den Lippen beim Anblick der jungen Frau. „Ja, wie siehst du denn aus, Lena? Um Gottes willen! Was hast du? Du hast ihm doch keinen Korb gegeben, Lena?"

„Ja und nein — und nein und ja," erwidert Lena durcheinander. „Ach, laß mich ein wenig bei dir ausruhen! Du siehst, ich rechnete darauf, bleiben zu dürfen; Hut und Mantel hab ich abgelegt, es ist das letzte Mal." Sie läßt sich in einen Sessel gleiten und starrt vor sich hin.

„Das letzte Mal?" fragt Werner befremdet aus einem Gefühl triumphierender Erleichterung heraus. „Was meinen Sie damit, Lena? das letzte Mal?"

„Ja, das letzte Mal! Ich reise ab!" ruft Lena heftig. „Was soll ich weiter hier?"

„So plötzlich von einem Tag zum anderen?" fragt Else besorgt. „Was hast du denn eigentlich für einen Grund, was ist geschehen?"

„Was geschehen ist? Nichts — nichts!" — Lena kaut unruhig an den Fingerspitzen ihrer Handschuhe, die sie zugleich hastig von den Händen herunterzieht. „Ja, was ... ich hatte, wie du weißt, eingesehen, daß es an der Zeit für mich ist, vernünftig zu werden. Und ich kann mich nicht dazu entschließen, ich kann nicht!" Sie fing plötzlich an, krampfhaft zu schluchzen.

Else schloß sie in ihre Arme. „Du dumme Person, wie kannst du mir meinen schönen Abend so verderben!" sagte sie weich, vorwurfsvoll und traurig; dabei streichelte sie den Kopf der Freundin. „Ich hatte mich so auf unser kleines Verlobungsfest gefreut, ganz sicher war ich meiner Sache gewesen; schon den Sekt hatte ich kühlen lassen. Und jetzt ... O Lena! ... Aber sage, wie alles gekommen ist; sage, warum du dir vorgenommen hattest, heute bereits eine Frucht vom Ast herunterzureißen, die man hätte einfach noch ein Weilchen reifen lassen sollen!"

„Ach!" Lena streicht sich ungeduldig mit

beiden Händen die Haare aus der Stirn. „Was willst du? Ich hatte gestern etwas sehr Unangenehmes erlebt. Enzersdorff, auf dessen Zurückhaltung ich, wie du weißt, stolz war, erlaubte sich's plötzlich in einer Weise deutlich zu werden, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ich konnte nicht thun, als ob ich nicht verstünde; ich mußte verstehen und ihm infolgedessen die Thür weisen. Ich war grenzenlos unglücklich; ich fühlte mich so erniedrigt, so beschämt; ich fragte mich, ob ihn irgend etwas in meinem Benehmen veranlaßt haben konnte, sich mir gegenüber so weit zu vergessen. Mein Gewissen sprach mich nicht ganz frei. Ich hätte doch vorsichtiger sein sollen. Dennoch hätte er sich nie erlaubt, so viel mir gegenüber zu wagen, wenn meine schiefe Stellung ihn nicht ermutigt hätte!“

„Aber Lena, sprich mir doch nicht von deiner schiefen Stellung, das ist ja Thorheit!“ ruft Else, das zerzauste Haar der Freundin glättend. „Ich versichere dir, daß, dank der Indiskretion der Gräfin Lenzdorff, so ziemlich jeder in Berlin weiß, wie die Sachen liegen und was er von dir zu halten hat!“

„Und du glaubst vielleicht, daß es darum besser geworden ist mit meiner Stellung?“ braust Lena auf. „Den Männern bin ich rätselhafter als je, und die Frauen ... die Frauen gönnen's mir einfach nicht, daß sie mich nicht verachten können. Anfangs freute man sich in der Berliner Gesellschaft über mich wie über ein neues absonderliches Spielzeug; man freut sich, scheint's, in Berlin über alles, was neu und absonderlich ist, aber binnen kurzem wird man's überdrüssig; man fordert die Steuer ein für unsere Gesellschaftsberechtigung, und die Steuer heißt in diesem Fall: eine normale, hausbackene Heirat — etwas, was mir mein kleines, bizarres Prestige nimmt und mich den anderen gleich macht. Ach, du hast ja ganz recht gehabt, Else, tausendmal recht, als du mir rietest, ich solle normal werden, normal, normal! Ich seh's ein, daß du recht hattest, und ich ... ich nahm mir fest vor, Linden mein Jawort zu geben, und im letzten Moment —“

„Gabst du ihm einen Korb?“ sagt Else betrübt.

„Nein, nicht gerade; er redete so innig und geduldig in mich hinein, daß ich's nicht übers Herz brachte. Ich ... nun“ — sie zuckt die Achseln — „ich gab ihm keine definitive Antwort. Ich sagte, ich würde trachten, mir über meine Gefühle klar zu werden, und in zwei Monaten könne er noch einmal nachfragen. So stehen die Sachen, und morgen reise ich ab; ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen.“

„Aber Lena,“ ruft Else, „wenn die Sachen so stehen, so solltest du doch erst recht hier bleiben und trachten, ihn näher kennen zu lernen!“

„Ihn näher kennen zu lernen?“ Lena lacht herb. „Ich kenne ihn ja in- und auswendig! Weißt du, zu was ich die zwei Monate benützen werde, Else? — dazu, mich selber näher kennen zu lernen; in mir stoße ich jeden Augenblick auf neues Land.“

Sie blickte düster vor sich hin, dabei streichelte sie Else zärtlich die Hände. „Else! Else!“ murmelte sie, „es war zu schön bei dir! Die Stunden, die ich in deinem lieben Heim habe zubringen dürfen, waren unbedingt die schönsten in meinem Leben! Es ist gar so traurig, daß ich fort muß!“ Sie zieht die Freundin an sich und küßt sie heftig.

„Aber warum mußt du denn fort? Ich seh das gar nicht ein,“ versichert Else sanft. „Sage doch, Werner,“ wendet sie sich an ihren Mann, der indes schweigend daneben gesessen hat.

„Aufrichtig gesprochen, seh ich den Grund auch nicht ein,“ erklärt er.

Lena schöpft tief Atem. „Erstens wäre es mir unangenehm, Enzersdorff beständig in Gesellschaft zu begegnen,“ sagt sie.

„Aber Lena,“ entgegnen ihr hier Werner und Else wie aus einem Munde, „es ist doch an Enzersdorff, sich zu schämen, und nicht an dir!“ (Werner spricht nicht an Ihnen.)

„Ach, ins Herz kann mir keiner schauen,“ sagt Lena, „und sagen kann ich nicht jedem, was ich euch gesagt habe. Das gespannte Verhältnis mit Enzersdorff könnte ich übrigens noch ertragen, mögen sich die Leute dazu denken, was sie wollen. Es ist noch etwas anderes, viel Wichtigeres, was mich forttreibt — Linden. Wenn ich den Mut gehabt hätte, ihn einfach schroff abzuweisen, so ging's noch an, aber so weiß ich, wie es

käme. Else würde mich beständig mit ihm einladen, damit ich ihn näher kennen lernen sollte." Sie lacht.

„Das würde ich entschieden thun!" versichert Else.

„Und in der Welt würde man uns beobachten; man würde fragen, sind sie verlobt, sind sie's nicht; früher oder später wären wir auf die unschuldigste Art der Welt kompromittiert, und ich müßte ihn nolens volens zum Bräutigam avancieren lassen, und das will ich nicht. Nein, nein, nein! Ich will meine zwei Monate haben zum Nachdenken. Kann ich ihm dann zum Schluß mein Jawort geben mit Überzeugung, daß ich damit keine Schlechtigkeit begehe, so werde ich es ihm geben in Gottes Namen; dann hat zum wenigsten die arme Seele Ruhe. Denn das eine kann ich euch versichern: bin ich einmal Gräfin Linden, so thue ich meine Pflicht; ich sterbe vielleicht dran, aber ich thue sie. Ein ehrlicher Mensch bin ich; ich würde nie so viel von einem Mann annehmen, wie ich in diesem Fall von Linden annehmen müßte, wenn ich nicht überzeugt wäre, ihm wenigstens eine Art Äquivalent dafür bieten zu können. Drum überlege ich mir's ja so lange! Ach Gott, ach Gott!" Plötzlich aus ihrer tragischen Stimmung heraus fast mutwillig auflachend, ruft sie: „Else, ich hab eine Bitte an dich!"

„Ich bin neugierig, was da wieder herauskommen wird!" antwortet Else.

„Nun was! Du mußt doch ein paar Photographien haben von Linden?"

„Zu dienen, in allen seinen Lebensstadien," gestand Else. „Bringe das Album her; das dort auf dem Ecktische, Werner!"

Else klappte das Album auf. „Da hast du Linden als Kadett, als Lieutenant, im Lawn-Tennis-Anzug, als Jockey. Ein bildhübscher Mensch ist er, das kannst du ihm nicht nehmen."

„Ja, das kann ich ihm nicht nehmen," bestätigte mit einem ernsthaften Kopfschütteln Lena.

„Und das ist seine geringste gute Eigenschaft," ereiferte sich Else. „Er hat ein so gutes Herz."

„Hm! Gut mag's sein, aber es ist seicht," versicherte Lena, immer noch in den Anblick der Bilder vertieft.

„Nicht seichter als manches andere; man sieht ihm nur rascher auf den Boden, weil's reiner ist," verteidigte Else ihren alten Freund.

„Ich will dir eine kleine Geschichte erzählen," meinte Lena, „eine kleine, dumme Geschichte, die mir unlängst passiert ist in Paris. Voriges Neujahr suchte ich eine japanische Vase, um einer jungen Künstlerin, die sich eine Zeit lang recht vergeblich bemüht, mir Malstunden zu geben, eine Freude zu machen. Das kleine Geschenk sollte nicht mehr kosten als fünfzig oder hundert Franken, lieber fünfzig als hundert, aber die Vase sollte doch geschmackvoll sein, da sie für eine Künstlerin bestimmt war. Ich fahre in den Petit St. Thomas in der Rue du Bac; er hatte gerade einen Ausverkauf von japanischen Raritäten angekündigt, im Figaro hatte ich davon gelesen. Ich fahre hinüber, suche mit einem höflichen Commis, der sich zugleich als großer Kunstkenner entpuppt, suche, suche; tausend hübsche Dinge finde ich nicht nur um fünfzig, sondern um dreißig, um zwanzig Franken, nur nicht, was ich will. Es ist alles wunderschön, aber es fehlt irgend etwas; auf die Länge der Zeit wird mir übel, wenn ich die Sachen ansehe; ich bekomme Zahnschmerzen oder Augenschmerzen, ich weiß nicht recht was, aber ein Gefühl, wie wenn ich falschen Sammet anrühre oder auf einem Leierkasten die Mondscheinsonate spielen höre. Plötzlich strecke ich die Hand aus nach einer Vase: ‚Das ist, was ich brauche,' sage ich. Es war eine Vase fast wie die anderen — fast; nur mit viel weniger genau gezeichneten Schnörkeln und mit einem Sprung an der einen Seite, aber mit etwas Geheimnisvollem in der Farbe — beschreiben oder erklären läßt sich's nicht —, mit etwas — etwas, daß mir plötzlich wohl davon ums Herz ward. ‚Madame hat eine glückliche Hand!' ruft der Commis, ‚echtes altes Satzuma!' ‚Der Preis?' ‚Nur dreitausend Franken!' Es war zum Lachen, nicht wahr? Da ich die Vase etwas kleinlaut ablehnte, meinte der Commis: ‚Ja, Madame, es ist schwer. Madame verträgt nicht den banalen Artikel, und wenn man den nicht verträgt —' ‚So muß man sich in Geduld fügen und auf einen günstigen Zufall warten,' sagte ich ihm und ging meiner Wege." Lena stockte.

„Was hat denn deine Geschichte mit Linden zu thun? Wahrhaftig, ich verstehe dich nicht," meinte Else.

„Wirklich nicht?" erwiderte Lena ungeduldig. „Nun, Linden ist einfach der geschmackvolle, banale Artikel, den ich ... den ich nicht vertrage."

„Hm! und Sie nehmen sich vor, auch noch fürder auf einen günstigen Zufall zu warten?" fragt Werner spöttelnd, aber mit einer eigentümlichen Spannung im Blick.

„Nein," sagt Lena fast schroff, „das habe ich aufgegeben. Ich nehme mir vor, vernünftig zu sein und mich an den banalen Artikel zu gewöhnen. — Ein Einfall, Else! Weißt du was? Zieh alle diese Photographien Lindens aus deinem Album heraus und schreib das ganze Inventar seiner guten Eigenschaften darauf; ich nehme mir die Sammlung auf meine Reise mit und verspreche dir's heilig, mir die Bilder alle Tage zu betrachten und zugleich zu versuchen, mir Lindens gute Eigenschaften einzuprägen. Vielleicht lern ich im Laufe dieser zwei Monate meine Lektion; an Fleiß und gutem Willen soll's nicht fehlen."

„In dich ist doch kein Ernst zu bringen," entrüstet sich Else. „Übrigens wollen wir noch sehen, was sich thun läßt."

Indem meldete der Diener das Abendbrot.

„Zum letztenmal!" sagte Lena traurig.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie tranken den Sekt, der zu ihrer Verlobung gekühlt worden war, auf ein fröhliches Wiedersehen. Lena flossen dabei die Thränen über die Wangen. Else predigte ihr Vernunft.

Nach dem Souper bat Lena, sich noch einmal die Kinder ansehen zu dürfen. Sie küßte sie alle und legte jedem leise ein Spielzeug aufs Kissen, das sie ihnen mitgebracht vom Bazar.

An der Schwelle der Kinderstube nahm sie Abschied von Else.

„Gott behüte dich!" flüsterte sie. „Ich danke dir für alle Liebe und Güte, die du mir bewiesen hast. Es klingt so schwülstig, wenn man's sagt, aber die reine Wahrheit ist's, mein Liebling; ich bin jederzeit bereit, mein Leben niederzulegen für dich. Bleibe hier! Komm nicht hinaus mit mir. Die Kinderstube ist der Rahmen, der deine süße Persönlichkeit am besten kleidet. So will ich mir dich vergegenwärtigen, wenn ich fern bin. Adieu!"

„Ich komme ja doch noch auf die Bahn!" rief ihr Else nach. Sie nahm den Abschied nicht ernst. Es that ihr später leid.

* * *

Den nächsten Abend reiste Lena ab, unter dem Vorwand, daß sie der Hochzeit einer Nichte des verstorbenen Grafen Retz in Paris beiwohnen müsse.

Außer den Schlitzings wußte niemand um die Stunde ihrer Abfahrt. Sie hatte das so eingerichtet, um nicht eine Schar gleichgültiger Gesichter noch im letzten Augenblick um sich herumwimmeln zu sehen.

Else kam nicht auf die Bahn, ein plötzlich eingetretenes Unwohlsein Lieschens hielt sie zu Hause zurück. Werner kam. Er stapfte bereits unruhig auf dem Potsdamer Bahnhof herum, als Lena erschien.

Sie war vom Kopf bis zum Fuß in einen weiten Sealskinpelz eingehüllt und sah sehr hübsch und vornehm, aber zum Erschrecken bleich aus und trotz ihres warmen Mantels, als ob sie fröre.

Kammerjungfer und Diener gingen hinter ihr. „Wo ist Else?" fragte sie, als sie Werners ansichtig wurde.

Werner erklärte ihr, welche Gründe seine Frau vom Bahnhofe fern hielten. Lena seufzte. „Ich bin fast froh, daß sie nicht gekommen ist, das Abschiednehmen thut weh. Einmal ist genug."

Hierauf reichte er ihr einen Rosenstrauß und ein kleines Päckchen.

„Das schickt Ihnen Else," sagte er. Sie hielt die Rosen mit einer Art Zärtlichkeit an ihr Gesicht; dann ihre beweglichen Brauen in die Stirn schiebend, betrachtete sie zweifelnd das Päckchen. „Was enthält das?" fragte sie.

„Sehen Sie nach."

Ein halbes Dutzend Photographien von Linden war's, auf jeder hatte Else eine andere seiner guten Eigenschaften angemerkt.

Lena lachte, aber schwach, dann ließ sie die Bilder gleichgültig in eine Tasche ihres Mantels gleiten. „Sagen Sie Else, ich

werde mein Möglichstes thun, mein Möglichstes!" murmelte sie; dann schnürte sich ihr die Kehle zu, sie konnte nicht weiter. Sie beugte ihr Gesicht über die Rosen.

„Und was haben Sie für die nächste Zeit vor?" fragte Werner, dem selber sehr ungemütlich zu Mute war.

„Weiß ich's! Vorläufig reise ich nach Paris, dann ist mir alles gleichgültig, ich bin überall fremd!" Plötzlich mit einer Art Zorn rief sie: „Wissen Sie, daß ich heute gar nicht einig mit mir darüber bin, ob ich Ihnen Ihre Heldenthat damals in Eltville hoch anrechnen oder als eine aufdringliche Taktlosigkeit verübeln soll?"

Er sah sie staunend, etwas verwirrt an. Es war das erste Mal seit ihrem Wiedersehen, daß sie auf die kleine Episode direkt zu sprechen kam. „Aber Lena!" murmelte er.

„Ich hatte das Recht, mit meinem Leben zu machen, was ich wollte," fuhr sie finster fort, „ich war mündig!"

„Lena, freveln Sie nicht!" entgegnete er ihr ernst und warm. „Ich denke, Sie könnten doch trotz allem mit Ihrem Leben, wie es sich nun gestaltet hat, zufrieden sein. Was wollen Sie denn noch?"

„Was ich will? was ich will?" murmelte sie kaum hörbar. „Ich möchte einmal wirklich glücklich sein — nur eine Stunde lang, nur eine einzige Stunde lang!"

Sein Herz fing an zu klopfen; er hätte ihr gern in die Augen gesehen, sie aber hielt dieselben trotzig von ihm abgekehrt.

„Einsteigen!" schrie der Schaffner.

„Adieu!" rief sie und reichte ihm die Hand.

Er küßte ihren Handschuh.

„Einen Kuß Else und den Kindern!" rief sie; dann rasch, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, stieg sie ein.

Er glaubte, sie würde sich am Fenster zeigen; sie zeigte sich nicht. Ein rasender Wunsch, sie noch einmal zu sehen, erfaßte ihn; er setzte den Fuß auf die Wagenstufen, um ihr nachzusteigen. Einer der Schaffner riß ihn zurück; es war der letzte Moment. Ächzend und stöhnend, in eine weiße Rauchwolke wie in einen Schleier eingehüllt, raste der Zug fort.

Werner stand da, als ob man ihn mit einer Keule vor den Kopf geschlagen hätte. Langsam erwachte er aus seiner bis dahin unklaren Stimmung, langsam — zu dem Bewußtsein eines ungeheuren Schmerzes und Verlustes, einer plötzlichen Verarmung.

„Ich möchte einmal wirklich glücklich sein," murmelte er vor sich hin, „nur eine Stunde lang — glücklich, wirklich glücklich!"

Der alte peinliche Durst nach starkem, ihn über die Erde hinaushebendem Empfinden quälte ihn plötzlich von neuem mehr als je. „Nur einmal!" murmelte er vor sich hin.

Indessen saß Lena fest in die Ecke ihres Coupés gedrückt und weinte.

* * *

Wochen waren vergangen seit Lenas Abreise von Berlin.

Sie hatte nach ihrer Ankunft in Paris sofort einen langen Brief voll drolliger Einfälle mitten zwischen der rührendsten Innigkeit an Else geschrieben. Dann kam ein Brief aus Madrid, dann einer aus London. Die Briefe wurden immer kürzer, zerfahrener, dann hörten sie gänzlich auf.

Lindens that sie in keinem Erwähnung. An Werner sandte sie jedesmal denselben stereotypen Gruß als Postskriptum; hingegen ließ sie jedem von den Kindern etwas ausführlich Zärtliches, seiner kleinen Individualität Entsprechendes sagen.

Werner fragte anfangs Else, ob Nachrichten von der Abgereisten eingetroffen seien, dann fragte er nicht mehr. Er nannte ihren Namen fast nie; wenn auf sie die Rede kam, so mischte er sich entweder nicht ins Gespräch, oder er sagte irgend etwas Trockenes, Gleichgültiges.

Da sah ihn Else dann betrübt und kopfschüttelnd an, sie verstand ihn nicht recht. Einmal bemerkte sie: „Ich freute mich so über deine und Lenas Freundschaft, ich dachte, du mögest sie wirklich, und jetzt sagst du immer so harte Sachen von ihr. Sie ist eine ausgezeichnete Person in ihrer Art."

„In ihrer Art — das will ich glauben," erwiderte Werner. „Aber auf die Dauer fällt mir ihre Art eben auf die Nerven; ich bin froh, daß ich wieder Ruhe habe, Else. Gieb mir einen Kuß."

„Du Abscheulicher!" erwiderte Else; aber

trotz ihrer Entrüstung über seine Ungerechtigkeit gegen die Freundin fiel der Kuß sehr zärtlich aus. Fast hätte man sagen mögen, daß die Entrüstung die Zärtlichkeit ein wenig gewürzt habe.

Ohne daß sie sich über den Grund ihrer Empfindung klar geworden wäre, fühlte sie sich seit Lenas Abreise wie von einem Druck befreit und war in den ersten Tagen wie aus Vogelgezwitscher und Sonnenschein zusammengesetzt. Werner ging auf ihr heiteres Wesen ein, begleitete sie in Gesellschaft und trieb zu Hause allerhand kindische Possen mit ihr.

Von einem Tage zum anderen schlug das um. Else führte seine plötzlich eintretende Verstimmtheit auf eine heftige Erkältung zurück, die er sich anfangs März bei einem Ritt im Grunewald geholt, von dem er bis auf die Haut naß zurückgekehrt war.

Man fürchtete einen Gelenkrheumatismus für ihn oder eine Lungenentzündung; es blieb bei einer mit starkem Fieber und Gliederschmerzen verbundenen Grippe, von der er sich jedoch merkwürdigerweise gar nicht erholen konnte. Er magerte ab, hatte keinen Appetit, wurde täglich melancholischer, in sich gekehrter.

Der Hausarzt riet ihm an, es mit Luftveränderung zu versuchen. Else schlug ihm vor, endlich die so lange geplante Reise nach Italien zu machen. Nach verschiedentlichen Einwendungen ging er darauf ein. Erst hatten sie zusammen reisen sollen, dann war eins von den Kindern krank geworden; von dreien ist immer eines ein wenig unwohl. Elses mütterliche Ängstlichkeit war erwacht, sie konnte es nicht über sich bringen, sich von den Kleinen zu trennen.

Und dann, der Arzt selbst meinte, es wäre besser für ihn, allein zu reisen; er wäre nervös, er brauche zugleich Zerstreuung und absolute Ruhe.

Der Gedanke an die Reise fing an, ihn zu freuen. Wie vor nunmehr acht Jahren begann er in seinen Reisebüchern zu kramen. Dann kam ihm eine Angst, ein Zögern, von einem Tag zum anderen schob er die Abreise auf, er konnte sich nicht recht entschließen.

Endlich an einem schönen Aprilabend reiste er ab.

Im letzten Augenblick war ihm der Abschied doch schwer gefallen; Else war zum Schluß tapferer gewesen als er. „Unterhalte dich gut, mein Alterchen; bleibe aus, solange du irgend Lust hast; aber dann bringe mir ein vergnügtes Gesicht nach Hause,“ hatte sie gesagt, als sie auf der Schwelle ihres Heims (auf die Bahn hatte sie ihn nicht begleiten wollen) Abschied von ihm genommen.

Ihm waren die Augen feucht geworden, allerlei war ihm durch die Glieder gefahren, während er die Treppe hinabging. Sie stand auf der Schwelle und sah ihm nach. Bei der zehnten Stufe, als sie bereits in den Flur zurück wollte, kehrte er um, flog mit zwei Sätzen hinauf und nahm sie in seine Arme. Jetzt brach sie in Thränen aus. Er zog sie in den Flur hinein, küßte sie wieder und wieder; er wußte gar nicht, wie er es anfangen sollte, ihr seine Zärtlichkeit genügend zu beweisen. „O du Engel, du lieber, selbstloser Engel!“ rief er. „Es fällt mir schrecklich schwer aufs Herz, daß ich dich in diesen letzten Wochen so gequält habe! Mir ist's, als könnt ich gar nicht scheiden von dir! Wir sind ja doch zu eng zusammengewachsen, ich weiß es jetzt erst, weil mir die Trennung so weh thut!“

„So,“ sagte sie leise, durch ihre Thränen lächelnd, mit ihrem alten Kinderlächeln, das in so rührend lieblichem Widerspruch stand zu den Furchen, die sich früher, als es eigentlich hätte sein sollen, in ihre reine Stirn gezogen, „thut sie dir wirklich ein wenig weh, die Trennung?“

„Ob sie mir weh thut, die Trennung! Unerträglich ist sie mir! Und zu was auch im Grunde? Ob ich heut oder morgen abreise, ist ja ganz gleichgültig. Ich warte noch ein paar Tage. Die Kinder sind gut versorgt hier. Wir schreiben meiner Mutter, nach Berlin zu kommen. Das thut sie mir wohl zuliebe, wenn ihr auch allerhand an mir nicht recht ist, und dann machen wir uns zusammen auf den Weg. Wir sind ja immer noch im Rückstande mit unserer Hochzeitsreise.“

Sie sah ihn sehr aufmerksam an. Einen Moment zögerte sie, schien zu überlegen. Plötzlich fühlte er es deutlich mitten aus seiner Rührung heraus, wie sein Herz anfing, langsamer zu schlagen, wie ihm die Angst kam, sie könne auf seinen Vorschlag eingehen.

„Unsinn, Dummheiten!“ rief sie, sich zusammennehmend. „Im Grunde bin ich froh, dich ein wenig los zu werden!“

„Bist du meiner denn so schrecklich überdrüssig?“ scherzte er linkisch.

„Nein,“ erwiderte sie, „überdrüssig bin ich deiner nicht, aber ein klein wenig müde bin ich, Werner. Die Trennung wird uns beiden gut thun. Ich werde in aller Muße darüber nachdenken können, wie ich es eigentlich hätte besser machen sollen; und du — du wirst — du wirst's in der Ferne vielleicht einsehen lernen ...“ Sie stockte, sie fand nichts zu sagen.

„Wie notwendig du mir bist,“ murmelte er. „Das brauch ich nicht erst zu lernen, das weiß ich ja ohnehin, mein braver, tapferer Schutzengel!“

Hinter der Thür des Wohnzimmers hörte man eine Bewegung.

„Die Kinder kommen am Ende noch heraus, dann fängt der Abschied von vorn an; das wär was Schönes!“ rief Else. „Adieu! Schau, daß du fortkommst! Adieu! Und noch einmal, bleib weg, solange du willst, aber freue dich ein wenig aufs Wiedersehen!“

Noch einen Kuß, und wieder stieß sie ihn hinaus, diesmal energischer als das erste Mal.

Er bestieg die Droschke, die unten auf ihn wartete.

Das Licht der Straßenlaternen flackerte in die lang hinzögernde Frühlingsdämmerung hinein und malte hellgrüne Flecken in die Äste der Bäume auf dem Leipziger Platz, wo die halb entwickelten Blätter aus den Knospenhülsen herauszusprießen begannen.

Er sah sich ein letztes Mal nach den Fenstern seiner Wohnung um, dann seufzte er tief auf. Allerhand ging ihm durch den Sinn. Kleine Dummheiten, die er vergessen hatte, ein Wunsch umzukehren, eine läppische Unentschlossenheit, eine hypochondrische Angst beschlichen ihn. Ehe er sich dessen versah, hielt die Droschke vor dem Anhalter Bahnhof.

Fast mechanisch trat er an den Schalter, nahm sein Billet, gab das Gepäck auf. Er hatte nicht viel Zeit zu vertrödeln.

Ziemlich rasch stieg er die breiten, schmutzigen Stufen hinauf in die Abfahrtshalle. Zeilenweise liefen dort die Schienen nebeneinander, jedes Paar Schienen einen anderen Weg bedeutend in die weite Welt hinaus — hinaus in die Freiheit. Seine Brust hob sich, unwillkürlich bog er die Schultern ein wenig zurück, fing an, sich zu recken und zu strecken. Da — nein, er konnte es nicht los werden, das Gefühl von Wundheit und Bangigkeit. Wenn er daran dachte, wie leicht er sonst in die Eisenbahn gesprungen wäre vor acht Jahren. Was war denn das für eine Last, die er mit sich trug, so daß sie ihn an jeder freien Bewegung hemmte — eine Last, die dermaßen zusammengewachsen war mit ihm, daß er sie nicht abtrennen konnte von sich, ohne sich in die Pulsadern hineinzuschneiden!

Auf den meisten der Schienen standen Bahnzüge; zu Häupten des einen Zuges schnaubte und ächzte die Lokomotive, ganz in weißen Dampf eingehüllt; sie machte den Eindruck eines geheimnisvoll verschleierten Ungeheuers. Es war die Lokomotive vor dem Zug, in den er steigen sollte.

Gepäckskarren wurden hin und her gerollt, kleine Gruppen von Reisenden begannen an die Wagen heranzutreten; man hörte Scherze, Lachen, ein paar schallende deutsche Abschiedsküsse, irgend jemand schneuzte sich, dann wieder Lachen. Er sah sich um. Ein frisch verheiratetes Pärchen war's, das von Eltern, Geschwistern und anderen näheren Angehörigen (die ganze Verwandtschaft schien ausgerückt, um demselben das Geleite zu geben) Abschied nahm, um seine Hochzeitsreise anzutreten. Ihm wurde sonderbar zu Mute. Er sah näher hin. Der junge Ehemann war ein netter, strammer Bursche, blond, mit bis auf einen lustig hinaufgedrehten Schnurrbart militärisch glattrasiertem Gesicht, ein Offizier in Civil, darauf hätte Werner geschworen, offenbar in gehobener Stimmung, ob seines Übermaßes von Rührung beschämt, sich heimlich die Augen wischend und bis über seine gesund rot glühenden Ohren verliebt in seine junge Frau; und sie ... an ihr war herzlich wenig, eine kleine, lebhafte Brünette, frisch, munter, selbstbewußt, mit unter der jugendlichen Rundung ihrer Züge bereits jetzt hervortretenden Schärfen; auffallend, vielmehr apart in ihrem Anzug, sah man, daß es ihr nicht



Ein Sauhirt. Von W. E. Lockhart.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

nur darum zu thun war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sondern auch darum, alles besser zu machen als alle anderen.

Die eitle Kröte! Wie die den Pantoffel schwingen wird! dachte Werner.

Der junge Ehemann faßte sie beim Arm, zog sie zurück, um sie vor dem Zusammenprall mit einem allzu rücksichtslos vorwärtsstrebenden Träger zu beschützen. Wie behutsam und zart er sie anrührte, als ob sie das Allerkostbarste, Zerbrechlichste, Heiligste auf der ganzen Welt gewesen wäre! Und wie gleichgültig sie sich nach ihm umsah!

„Was hast du, Albert? Schwebe ich schon wieder in Lebensgefahr?“ Schon jetzt klang ihre Stimme hart.

Sie that Werner weh. Er mußte an seine Abreise mit Else denken auf der kleinen Station vor Krügenberg, an dem Nachmittag nach seiner Hochzeit; an das blasse ernste Gesicht seiner Mutter, die nicht von Elses Seite wich und ihn an der jungen Frau vorbei ermahnend und prüfend ansah; an die zärtliche Beklommenheit Elses. Ihre sämtlichen Anbeter und Nassauer Freundinnen waren auf die Station gekommen. In drei Jagdwagen war man hinausgefahren. Sie lachten und plauderten alle untereinander. Schließlich ertönte laut und feierlich der Hochzeitsmarsch von Felix Mendelssohn. Einer der Verehrer Elses hatte die Musik heimlich bestellt und in ein Boskett verstecken lassen.

Spät im Oktober war's gewesen. Die blutroten Ranken des wilden Weins, welcher die Station umkränzte, flatterten, von den Herbststürmen losgelöst, im Wind gegen einen Hintergrund von schiefergrauem Gewölk und streuten ihre kranken Blätter in die großen, fahl aussehenden Pfützen.

Dann in dem Coupé. Das seltsame bange, einengende, unbeholfene Bewußtsein, nicht des Alleinseins — allein war er als Bräutigam oft gewesen mit ihr —, aber des lebenslänglichen zusammen Eingesperrtseins. Er hatte kein Wort finden können für sie. Fast zehn Minuten hatten sie einander stumm wie Holzpuppen gegenüber gesessen. Ihr süßes, schüchternes Gesichtchen hatte einen traurigen, immer traurigeren Ausdruck angenommen; sie hatte die Augen mit einem starren, verletzten, flehenden Ausdruck auf ihn geheftet und war in Thränen ausgebrochen. Da war er schnell dabei gewesen, sie in seine Arme zu nehmen, zu streicheln und abzuküssen. Den Weg zu seinem Herzen hatte sie immer leicht gefunden, aber seinen Kopf hatte sie nie zu beschäftigen gewußt. Arme Else!

Der Schleier, welcher die Lokomotive umhüllte, wurde dichter.

Die frischgebackene junge Frau mit der spitzen Nase und scharfen Stimme wurde vielfach von ihren Angehörigen umarmt; der junge Ehemann machte sich sachte aus den Armen ihrer Mutter los und sagte mit der mitleidigen Miene eines in sein Opfer verliebten Henkers: „Komm, mein Engel!“

Der Träger mit Werners Handgepäck trat an diesen heran und frug: „Erster Klasse?“

Fünf Minuten später lehnte Werner in der Ecke eines mit rotem Sammet gepolsterten Coupés.

Er hatte das aufgeregte, unruhige und unzufriedene Gefühl eines Menschen, der mitten in der Nacht aufgestanden ist, ein Fest zu besuchen, und der sich im letzten Augenblick fragt: Ist es der Mühe wert?

Eine Sehnsucht nach der wohligen, verwöhnenden Wärme, die er hinter sich gelassen, kam ihm. Er sah die Kinder, eins nach dem anderen, Else ...

Er blickte zum Fenster hinaus; ein Wirrwarr von Häusern zog an ihm vorüber, eine unregelmäßige Reihe mehr oder minder erleuchteter Fenster; dann wurden die Häuser seltener, vereinzelt ragten sie empor zwischen großen Flecken noch unverwendeten Bauterrains. Es wurde düsterer, die Straßenlaternen fehlten, man sah die Umrisse der Gebäude nicht mehr, nur die Lichter, die aus den Fenstern schimmerten. Alles war dunkel, die ganze Erde schwarz, und über ihr, nur um ein Atom weniger finster als sie, wölbte sich der Himmel.

Alles dunkel, nur ringsum die flimmernden Punkte auf der Erde und die flimmernden Sterne am Himmel.

Werner war's, als sei die ganze Welt voll Irrlichter, die Erde und der Himmel. Die Irrlichter auf der Erde wechselten, die Irrlichter am Himmel blieben stehen.

— — — — — — — — — — — — —

In München nahm er den ersten Aufenthalt. Wie schlecht er das Hotel fand, wie flau ihm zu Mute war, wie ungemütlich seine einsamen Mahlzeiten! Jeden Augenblick strebten seine Gedanken nach Hause zurück, er machte sich Sorgen um die unbedeutendsten Dinge; nach einem flüchtigen Gang durch die Pinakotheken und Glyptothek kehrte er in das Hotel zurück und schrieb einen vier Seiten langen Brief an Else voll Zärtlichkeit. Wenn das Reisen ihm nicht besser anschlage, würde er wahrscheinlich in vierzehn Tagen zu Hause sein, teilte er ihr mit. Es wäre recht gut, daß er kein Rundreisebillet genommen habe, er wolle auf keinen Fall weiter vordringen als Venedig.

Im Herbst wollten sie dann etwas Gemeinschaftliches unternehmen. Von diesem einsamen Herumwandern hätte er denn doch nichts. Zum Junggesellenleben sei er ein für allemal verdorben. Frau und Kinder fehlten ihm auf Schritt und Tritt.

Immer wieder — so schrieb er — sage er sich: „Und das soll ein Vergnügen sein?" Ihm sei's, als nähme er Medizin.

* *
*

Verona!

Heute früh ist er angekommen, mitten in dieses feenhafte, bläulich glänzende Licht hinein. Ihm ist's, als hätte ihn ein Sonnenstrahl getragen aus dem noch winterlichen Norden in den südlichen Frühling.

Und bei all dem keine Härte, nichts von den schreienden Anilinfarben eines italienischen Sommers; noch eine leise Feuchtigkeit in der Luft, welche einen goldig flimmernden Glorienschein um alle Konturen webt.

Den ganzen Tag wandert er herum, schönheitstrunken, fiebernd. Wie herrlich das ist! Welche Fülle von Bildern!

Die Piazza d'Erbe, eine bunte Versammlung von weißen, grauen und roten Regenschirmen über einem Wirrwarr von goldigen Orangen, Gemüse und Blumen aufgespannt, alles eingetaucht in ein Meer von flimmerndem Licht und umstanden von launenhafter, vornehmer alter Architektur, der die Hand der Zeit die Fresken halb vom Gesicht heruntergewischt hat, so daß sie unbestimmt wie ein Farbenecho oder eine Erinnerung, wie ein langsam verblassender Traum über den alten Mauern schweben.

Alte Kirchen, viele alte Kirchen, eine davon ist voll Musik, und in die mystische Dämmerung, in der die Musik irgendwie von selber entstanden zu sein scheint, schimmert das Licht über die Köpfe der Menschen hin, die, auf den Knien liegend, sich die Augen zuhalten, um andächtiger beten zu können.

Der Priester erhebt das Allerheiligste; hinter ihm leuchten die Kerzen am Altar; und Werner durchschauert's, er denkt an die Scharen von Irrlichtern, die seine ganze Reise begleitet haben. Die ganze Kirche scheint ihm voll Irrlichter.

Es ist ein Sonntag; er hat es nicht gewußt, ehe er die Kirche betreten. Wie lange schon hat er sich um kein Datum bekümmert. Nach dem Dom besucht er andere Kirchen, atmet überall denselben Geruch von Weihrauch, Wachskerzen und altem Gemäuer, in den sich der Duft des blühenden Frühlings von draußen hineinmischt.

Überall läßt man ihn ein, überall, mitten im Hochamt des katholischen Gottesdienstes, verträgt sich die Frömmigkeit der Gläubigen einträchtlich mit der Neugierde der Touristen.

Die Grabmäler der Scaliger besieht er sich mit ihrer Umhegung von wundervollster Kettenarbeit, die gespenstische, halb zerstückte Statue des Cangrande mit seinem seltsam verhüllten Streitroß, die alte Arena, das großartige graubraune Steingemäuer, über dem sich der blaue Himmel wölbt und in deren Mitte eine Gesellschaft von singhalesischen Akrobaten zeitweilig ihre Zelte aufgeschlagen hat, das Palazzo Canossa mit seinem wundervollen Freskodeckengemälde von Tiepolo und seiner Loggia, die auf die Etsch hinaussieht, die hoch hinansteigenden Justigärten mit ihrem tollen Gemisch von Rosen und Cypressen. Ach, diese Cypressen, so ernst und schwarz mit einem ganz fein hinflimmernden Goldrand am äußersten Umriß, ein Geruch von Veilchen und Rosen überall, Veilchen, Rosen, frisch aufkeimendes Frühlingsleben, und sich sanft und zäh hineindrängend ein Geruch von feuchtem Moos und Taxus stechend und moderig, ein leise mahnender Kirchhofgeruch.

Nach dem Diner wollte er eigentlich das

Theater besuchen. Da aber in dem einen der „Hüttenmeister“, in dem anderen „Die Tochter der Madame Angot“ gegeben wurde, so stand er von seinem Vorsatz ab und beschloß, statt dessen an Else zu schreiben. Er zog sich in sein Zimmer zurück, und nachdem er den eingetrockneten Inhalt eines seinen Tisch zierenden Tintenfasses mit Wasser verdünnt, begann er in einem Aufsatz, den er „Liebe Else“ überschrieben, seine ganze Begeisterung auf das Papier auszuschütten.

Da er zufällig kein Löschblatt bei der Hand hatte, um seine ziemlich dicke Schrift daran abzutrocknen, so wedelte er das Papier ein wenig hin und her. Dabei fielen seine Augen auf das Geschriebene; unwillkürlich las er es durch und errötete. Es war alles so warm und echt aus dem Herzen herausgekommen, dabei doch ein wenig altmodisch im Ausdruck, hier und da mit einem unbeholfenen Schnörkel im Stil, ein klein wenig gut gemeint, aufgabenhaft, pedantisch. Manchmal etwas ängstlich wagte sich ein hochpoetisches Gleichnis mitten zwischen das gewissenhafte, regelrechte Aufzählen der Beschreibung hinein.

Er errötete bei dem Gedanken, was Else zu dem Schwulst sagen würde.

Sie lachte ihn immer aus, wenn er, wie sie sich ausdrückte, wieder einmal in höheren Sphären schwebte.

Er biß sich in die Lippen. Erst wollte er seinen schwungvollen Aufsatz zerreißen, dann brachte er es nicht über sich, legte ihn einfach beiseite, um ihn später als Tagebuchblatt fortzusetzen. Vielleicht würde ihm das Gekritzel in den öden grauen Zeiten, die seiner Zukunft bevorstanden, etwas von dem Zauber zurückbringen, der ihn jetzt umgab.

Als er sich darüber klar geworden, klingelte er nach dem Kellner, ließ sich von demselben ein Löschblatt bringen, um in der raschen Fabrikation seiner Epistel diesmal nicht wieder unnötig aufgehalten zu werden, und schrieb Else einen gutmütig nüchternen Brief, in dem er ihr allerhand komische Details erzählte, die sie amüsieren würden und die mit seiner Begeisterung nichts gemein hatten.

Zum Schluß riet er ihr, Stindes famose Humoreske „Die Buchholzen in Italien“ zu lesen, die würde sie sehr amüsieren. Dann dankte er ihr, daß sie ihn zu dieser Reise gezwungen; trotzdem er sich recht einsam fühle und sein Heimweh überall mit sich herumschleppe, sei er bereits jetzt schon ein wenig aufgerüttelt und aufgefrischt. Es sei auch alles wirklich zu schön und interessant, und in ein paar Jahren, wenn die Kinder ein bißchen herangewachsen seien, wolle er einmal mit seiner ganzen Familie einen Winter in Italien zubringen, da sollte Else sehen, wie er ihnen den Führer machen würde. Mit seinen Lieben zusammen würde er natürlich alles doppelt genießen. Noch ein paar Zärtlichkeiten, die Unterschrift, und der Brief war fertig.

Nachdem er ihn beendigt, stellte er sich an das Fenster und blickte hinaus.

Die Dämmerung sank und sank. Eine Laterne tauchte auf. Durch die Luft zog ein letztes träumerisches Glockengeschwirr, der eintönige Schall träger Schritte und der matt hinschluchzende Seufzer eines in der Ferne zur Guitarrebegleitung gesungenen Liebesliedes.

Werner wendete sich vom Fenster ab. Er war plötzlich wieder traurig geworden, fühlte sich müde, vereinsamt, aber er wußte es selber genau, daß dieses Gefühl von dem Familienheimweh der ersten Reisetage himmelweit verschieden war.

Die südliche Frühlingsluft hatte ihn durstig gemacht.

Ja, er sehnte sich nach menschlicher Teilnahme, nach einer sympathischen Genossenschaft, nach Glück; sehnte sich danach mit einer brennenden Intensität, die er im Norden nicht gekannt; nach Else und den Kindern sehnte er sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Malerei in Schottland.

Von

Cornelius Gurlitt.

III.

Den weichen und vollen Ton in Mc Taggarts figürlichen Darstellungen auf die Landschaft übertragen zu haben, ist das Verdienst des John Mac Whirter (geb. 1839). In der Gunst des britischen Volkes kann dieser eigenartige Künstler sich als Nachfolger Mac Cullochs betrachten. Er malt Schottland und die den Schotten liebsten Gegenden der Welt, so wie die Briten sie sehen. Das muß man wenigstens glauben, wenn man diese vor den Bildern der Meister beobachtet. Viel hat er von dem großen englischen Maler Turner, dem Darsteller der Sonneneffekte, gelernt. Da die Menge stets in der Entwickelung nachhinkt, am Alten fester hält als die in der Fortbildung der Kunst Thätigen, da man jenseit der Nordsee in einem guten Bilde stets einen Hauch von Turners Geist sucht, wie etwa bei uns einen Hauch von jenem Prellers, so ist Mac Whirters Erfolg den Deutschen nicht alsbald verständlich. Seine Landschaften sind sehr wirkungsvoll, kräftig in den Effekten und doch sehr weich. Es steckt ein außerordentlicher Sinn für Farben in ihnen, aber auch viel vom weichherzigen „Ah“ und „O“ langgezähnter Ladies. In früherer Zeit war er kräftig, liebte einen Stich ins Bräunliche, erwies sich in der Behandlung der Stimmung von dem großen englischen Maler J. E. Millais beeinflußt. Die einst mit höchster, fast botanischer Sorgfalt gemalten Vordergründe brachten ihm in seiner Jugend Ruskins begeistertes Lob ein. Aber er beging jenen Fehler, welchen, wie es scheint, schottische Maler weniger verwinden können als ihre Genossen aus anderen Ländern: er zog in die Weite und durchmaß die Welt bis an die Salzseen Nordamerikas und — was schlimmer war — bis zur internationalen Künstlerschmiede in Rom. Dort schloß er seine Entwickelung ab. Als er 1867 auf den Londoner Ausstellungen erschien, war er gelblich im Licht, glatt in der Behandlung und süß in der Auffassung geworden. Seine Bilder hatten nun meist einen romantischen Nebengedanken über das hinaus, was sie wirklich boten. Ein Verschen aus einem bekannten Dichter machte diesen der lieben Menge mundgerecht, Scott und Longfellow mußten besonders ihre Muse dem Maler leihen:

> All is rocks at random thrown
> Black waves, bare crag and banks of stone.

Oder

> A wind came up out of the sea
> And said: O mist, make room for me!

Oder er malt die menschenleere Heide zwischen England und Schottland, über welche der Reiter in der Dämmerung rast: „Über die Grenzebene — Früher!“ und dann als Gegenstück den Eisenbahnzug, der an einer Fabrikstadt vorbeifährt: „Über die Grenzebene — Jetzt!“ Das sind alles sehr „geistreiche“ Gedanken: drei Birken sind ihm die „drei Grazien“, ein einzelner Baum erscheint ihm „ladylike“ als „Die Herrin des Waldes“; drei windzerzauste Eichen als „drei Hexen“. Nur fehlt uns Jüngeren, wohl zu unserem Schaden, der rechte Sinn für sol-

chen Geist. Wir sehen Bilder von meist sehr systematischem Aufbau: ein sehr fleißig gemalter, meist im Halbton liegender Vordergrund, der den Maßstab giebt für den unmittelbar anstoßenden Fernblick. Der Mittelgrund wird meist unterdrückt, die feine Behandlung des Nahen einer breiter gemalten Ferne entgegengestellt und durch weiche Lasuren, sanfte, doch bunte Sonnennebel die Luftperspektive wiedergegeben. Es ist eine große koloristische Zartheit in Mac Whirters Bildern, sie schmeicheln sich ein und entzücken jenen, welcher sich mit den Augen des Schotten in die Ferne zu blicken gewöhnt hat. Anderen erscheinen sie glatt und bunt, süßlich und nur zu oft völlig abgestanden. Die Feinheit des Auges, welche Orchardson auszeichnet, verführt ihn, in Halbfarben zu schwelgen und mehr in diesen als in der Natur das Ziel der Kunst zu suchen.



Loch Torridon. (Skizze.) Von J. Mac Whirter.

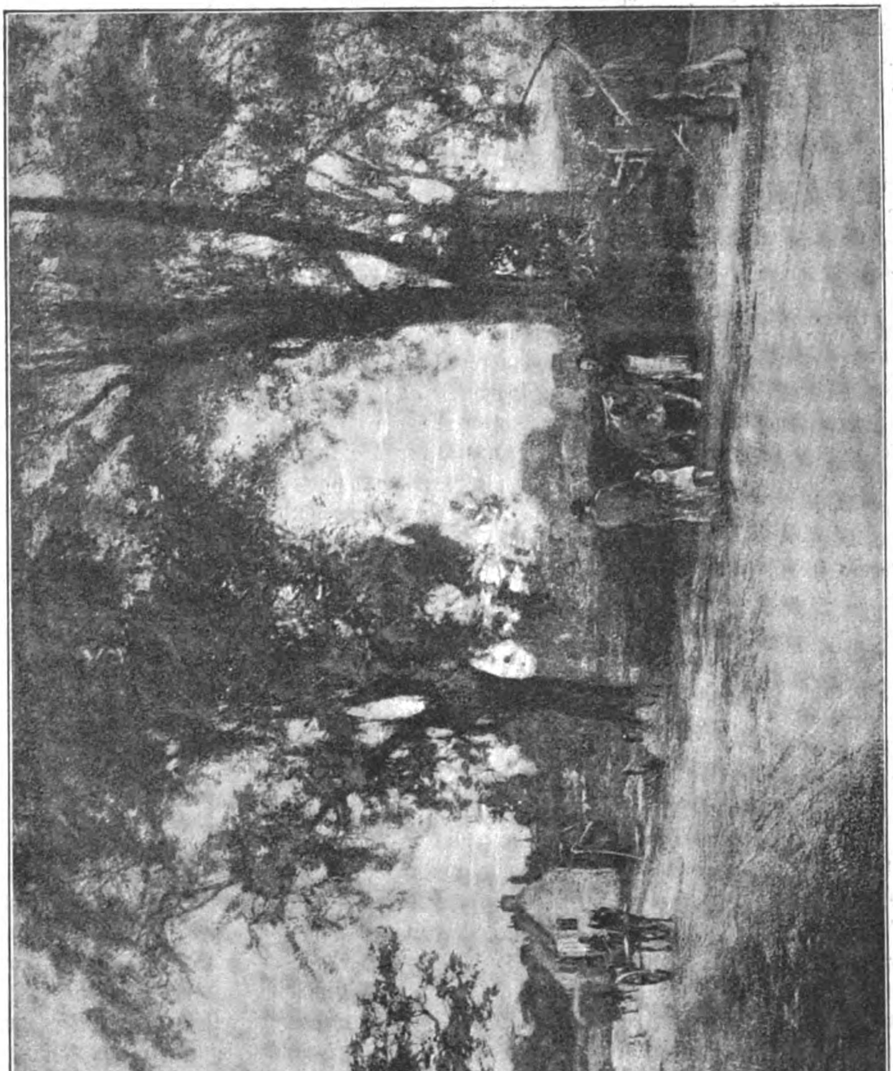
Neben Mac Whirter steht der Künstler, welcher mir als der hervorragendste Landschafter unter den Schülern Lauders erscheint, Peter Graham (geb. 1836). Ursprünglich Figurenmaler, fand er erst in den sechziger Jahren das ihm am glücklichsten liegende

Gebiet: die heimische Landschaft. Aber noch bis heute hält sein Leben der Hauch des Hochlandes umfangen, die dunklen Hänge der kahlen Berge, die von Geriesel und Regen erfüllten Glens, die im Grau der Sturmwolken sich verlierenden Höhen, ein Sonnenblick darauf, der die nassen Lehnen goldig aufblitzen macht und die Bergnebel glänzend weiß färbt — das ist eine Grahamsche Landschaft. In vielen ist ein sehr großer Zug und eine sehr mächtige Farbe. Er malt felsige Seeküsten im Sturm mit breitem Pinsel und glänzender Wirkung. Unzweifelhaft hat er sehr viel dazu beigetragen, die etwas trockene Gegenständlichkeit des Anglosachsen mit keltischem Gefühlston zu durchwärmen. Seine Schule ist die eigentlich herrschende in der britischen Landschaft geworden. Aus der Kleinmalerei der älteren Schotten ist er frisch an die Bewältigung großer Aufgaben getreten und hat die volle Beherrschung dieser im kräftigen Gesamtton erlangt. Aber die schottischen Berge sind nicht ohne Gefahr für den Maler: mächtig reizt ihn die Tiefe des Lokaltones, das wunderbare Blau der Ferne, das wuchtige Braun der Heide, die außerordentlich reichen Farbenspiele am dämmernden Himmel. Es haben die Schotten viel gemein mit den Norwegern, sie sind Koloristen von Haus aus, weil sie eine reichere Farbe täglich vor Augen haben als die Südländer. Weniger grelles Licht, weniger Weiß, weniger Buntheit, dafür ein feines Spiel bei verwandtem Grundton. Die Orange ist südlich, der Apfel nordisch; der Goldfisch südlich, der Salm nordisch: jene sind bunt, diese farbenreich. Die Wucht des Tones verführt aber die Nordländer leicht dazu, auf die Feinheit zu verzichten. Eine ständige Verleitung zur Manier liegt in jener wunderbar gefärbten Landschaft, eine Verleitung, der auch Graham nicht immer widerstand.

Die koloristische Feinfühligkeit in der Landschaft entsproß freilich nicht ganz allein nationalen Anregungen. Nachdem Dyce deutsche, Lauder französische Schule nach Edinburg gebracht hatte, äußerte sich in den siebziger Jahren der Einfluß der Holländer auf Schottland in hervorragender Weise. Bilder von Israels, Artz, Mesdag sind in schottischen Privatsammlungen häufig zu finden, sie sind es, die neben den Franzosen der Schule von Barbizon, namentlich neben Corot, Daubigny, Troyon und dem in Deutschland kaum bekannten Farben-Hexenmeister Monticelli auf dem Lager keines Kunsthändlers fehlen dürfen. Die Gehaltenheit in der Farbe, die Schlichtheit der koloristischen Behandlung hat so recht eigentlich bei den Schotten eingeschlagen. Ich kenne unter ihnen, selbst unter den Jüngsten, nur wenige, die dem Bastien Lepage oder dem Amerikaner Sargent in der vollen Schärfe der Hellichtmalerei folgten. Zwar machte J. Thorburn Roß Versuche nach dieser Richtung, aber selbst in den jüngsten Ausstellungen schienen mir solche aus dem nationalen Rahmen der schottischen Kunst herausgefallen.

Der eigentliche Übermittler holländischer Anschauungen scheint der glänzend begabte George Paul Chalmers (1836 bis 1878) gewesen zu sein. Zweimal war er „drüben" an der Südküste der Nordsee. Er starb früh, die letzten Worte vor seinem Tode galten seinem Entzücken über Corot. Seine „Eilenden Wasser", 1875 gemalt, beweisen, daß er ihn verstanden hatte: sie sind ganz Ton, ganz Darstellung eines Augenblickes, ein rasches Erfassen von Tonwerten, sie erstreben ein neues Ziel in der Kunst, das bald die in Edinburg lebenden Landschafter mächtig erfaßte. Mehr und mehr zeigen sich ihm J. Lawton Wingate, William D. Mc Kay, John Smart, G. W. Johnstone verwandt. Namentlich von letzterem sah ich frische, sonnige, hellfarbige Landschaften von feinem Ton in Luft und Wasser, auch Aquarelle, in welchen freilich für deutsches Gefühl das Material zu sehr den Ton bestimmt, statt einen solchen wiederzugeben. Das sehr schöne Bild von Smart in der Nationalgalerie, eine Heide von mächtiger Wirkung und großem Zug, feinem Halbton auf Ebene und See und schwerem Wolkenschatten auf den Berghöhen, würde erfolgreich überall seinen Platz füllen. Von besonderer Feinheit erschienen mir auch die Bilder, welche ich von Wingate sah, einem Maler, der in Leuchtkraft der Töne oft Oswald Achenbach nahe steht, ohne die sinnige Durchdringung der Landschaft im Geist des Corot dabei zu verlieren. So hat auch Mc Kay bei kräftigem Grundton manchmal Stimmungen und kolo-

ristische Einfälle auf der Leinwand festgelegt, die an Kraft der Innerlichkeit an die Besten der französischen Barbizon-Schule, selbst an Millet mahnen. In diese Künstlerreihe gehört auch der treffliche Tiermaler J. Donovan Adam. Sein Bild „In Hochlands Moos und Moor" hängt jetzt im Glaspalast zu München, eine gewaltig, fast gewaltsam tieftönige Landschaft mit jenem zottigen Vieh der Berge, welches allein der Rauheit der Winterstürme widersteht; und zugleich ein Beweis dafür, zu welcher Kraft die von Mac Culloch ausgehende, von Mac Whirter verfeinerte Farbenstimmung in Edinburg fortentwickelt wird. Auf gleichem Boden steht



Ein Sommerabend. Von J. Lawton Wingate.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

William E. Lockhart (geb. 1846), welcher gleich den meisten der eben Genannten im Laufe der achtziger Jahre in den Kreis der Edinburger Akademiker eintrat; selbst wenn er die Schweinehirten der Campagna auf

altrömischen Ruinen malt, bleibt er in erster Linie Schotte!

Eine ganze Schule jüngerer Edinburger Künstler schließt sich ihnen an. John Muirhead, Robert M'Gregor, M. R. Hill Burton, Harry Spence, George Smith und andere fielen mir bei verschiedenen Gelegenheiten auf.

Aber das eigentliche Bindeglied zwischen schottischer und englischer Landschaft stellt David Murray (geb. 1849) dar. Jener Art britischer Naturdarstellung, welche in ihrer Gegenständlichkeit, in ihrem Schwelgen im Detail auf Ruskins Anregung sich stützt, als deren bezeichnendste Vertreter John Brett in London und Waller H. Paton in Edinburg gelten können, traten die großen, in Deutschland leider bisher ganz unbekannt gebliebenen Stilisten Walker, Mason, Lawson entgegen, Künstler allerersten Ranges, deren innerer Wert nur mit jener der Schule von Barbizon verglichen werden kann. Sie lehrten ihre Landsleute, die Natur unter großen Gesichtspunkten zu erfassen, sie standen an Empfindungstiefe den Franzosen nicht nach, ohne dabei die Gegenständlichkeit einzubüßen. Ihrem Einfluß entzogen sich wenige von den vor zwanzig Jahren jungen Briten — nur jene, die ganz und gar ins französische Lager abschwenkten.

Murrays Bilder aus dem Ende der siebziger Jahre sind noch sehr gegenständlich, erzählen allerhand anmutige Vorgänge inmitten frisch und leuchtend vorgetragener Landschaft. Nach und nach gewinnt diese an Weite und Tiefe, werden die Gestalten mehr zur erklärenden Beigabe, erscheint die Landschaft als Trägerin des geistigen Inhaltes. Ein Stich in die Verschenlyrik schlüpft ihm gelegentlich auch mit durch. In seinen neueren Bildern ist bei kühnem Farbenauftrag eine Zartheit des Tones, eine abgewogene Klarheit in der Behandlung, die ihn zu einem der beliebtesten Maler in Großbritannien macht. Gerade seine jüngsten Bilder, die prachtvolle, hinter dichten beschatteten Baumgruppen und vor gewaltigen Gewitterwolken etwas jach im Tone stehende „Weiße Mühle“ (1890), die meisterhaft ausgebildete Ferne eines schier endlosen Brachfeldes in „Der junge Weizen“, der leuchtend gelbe Ginster im Wiesenthal unter grau sich hinlagerndem Himmel in „Heide“ (1891), die „Heuernte“ bei aufdämmerndem Gewitter und die Morgennebel über dem Moor in „Nebelballen“, die „Brücke am Ufer“ und das Überschwemmungsbild mit Vieh im Vordergrund: „The White Head“, alle vier von 1892, zeigen ihn als einen Maler von großer Bedeutung. Meist setzt er nach dem Vorgang seiner Edinburger Landsleute den klar dargestellten Gegenstand in einen möglichst weiten Raum, stellt eine Fläche eintönigen Bodens einer Fläche Himmel entgegen und trennt beide durch eine schmale Linie. Aber er erspäht von der Natur mit eifrigem Bemühen die Wahrheit des Tones und wahrt sich durch hochgesteigerte Aufnahmefähigkeit vor dem Finden und Suchen einer verallgemeinernden Farbenreihe.

Ihm verwandt als Landschafter ist A. Keeley Halswelle, der wohl als der einzige Engländer (geb. 1832 in Richmond, Surrey, meist in Rom und London lebend, gest. 1891) der Edinburger Akademie angehörte. Als Figurenmaler hat er sich zumeist den Italienern angeschlossen, erscheint er den venetianischen Aquarellisten aus der Schule unseres Karl Werner verwandt. Aber die großen, dramatisch wirkungsvollen Landschaften, die er seit den achtziger Jahren in der Londoner Akademie und der Neuen Galerie vorführte, zeigten ihn als Sohn des Nordens, als einen Maler von breitem, sicherem, aber manchmal etwas zu deutlich auf Wirkung zugespitztem Ton.

* * *

Neben den Holländern begann die englische Landschafterschule auf Schottland zu wirken. Auf den Schultern eines so glänzenden Feinmalers, d. h. eines Mannes, der so großartige Stimmungsbilder bei genauester Wiedergabe jeder Einzelheit zu schaffen wußte wie John Brett, baute sich die glänzende Meisterschaft eines Vicat Cole, Henry Moore, B. W. Leader, H. W. B. Davis, Alfred Hunt auf. Vor allem aber fand J. C. Hook den vollen Einklang des Tones bei lebendigster Farbenwirkung, schuf er Darstellungen der See von einer Lebendigkeit der Bewegung und einer Frische der Auffassung, wie noch nie einer vor ihm. Man muß z. B. die Arbeiten dieses trefflichen Künstlers in der Jubiläums-Ausstellung zu Manchester neben

jenen seiner Zeitgenossen gesehen haben, um zu erkennen, welchen Vorschub er der Seemalerei leistete: ein Hauch der salzigen Brise

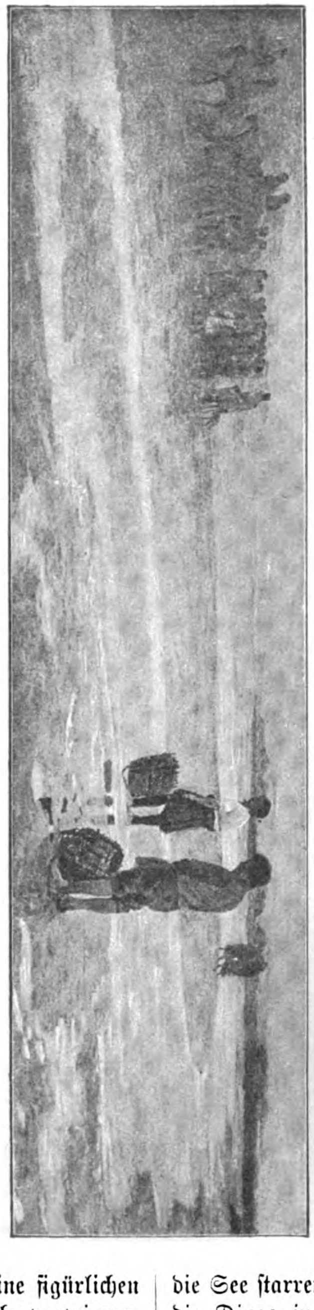


In Hochlands Moos und Moor. Von J. D. Adam. (Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

war in der Leinwand mit eingefangen und eine sonnige Leuchtkraft auf Wellen und Wolken gebreitet, so daß seine Bilder wie ein Blick zum Fenster hinaus wirkten.

Hier, bei der mächtigen Toneinheit der Holländer und bei der frischen Seemannsnatur Hooks, setzten zwei junge Schotten mit voller Kraft ein: Colin Hunter (geb. 1841) und Hamilton Macallum. Hunters Lehrer war der Glasgower Maler Milne Donald, mit dem er in jungen Jahren viel die heimische

Landschaft durchstreifte. Früh ging er dann nach Paris, in Bonnats Werkstätte. Aber er hielt es dort nur einige Wochen aus: die glänzende, aber auf künstlerisches Raffinement begründete Art der Franzosen behagte ihm nicht — ihn zog es an die See, und er blieb ihr treu bis heute, trotz weiter Reisen, bis an den Niagarafall. Selbst hier malte er die Wasserschnellen, beschäftigte ihn inmitten des Festlandes das Wogengedränge am lebhaftesten. In zahlreichen, stets mit gleicher ruhiger Sicherheit vorgetragenen Bildern stellt er das Leben der Schiffer dar, nicht mit der Absicht, zu zeigen, wie brave oder böse Leute diese seien, wie hart oder schön ihr Dasein sich gestalte, nicht um Geschichtchen von ihren Ausfahrten und ihrer Heimkehr zu erzählen — lediglich um sie inmitten ihres Elementes, als ein Erzeugnis der unendlichen See zu zeichnen. Und ähnlich erfaßt er die Meeresschilderung; er will das Silber der See, den Reflex grauer Wolken im Gegensatz zum Tiefblick in purpurgrüne Wellen, das Spielen der Spiegelbilder auf bewegter Fläche, den Hauch der Brise über die zitternde Flut darstellen. Und dabei scheint er von Jahr zu Jahr mehr nach englischer Weise eine große Wagrechte im Bild zu bevorzugen, einen Blick in die Weite, der, an einem nahen Vordergrund gemessen, erst recht umfassend erscheint. Macallum steht ihm sehr nahe. Wohl sind seine figürlichen Darstellungen, schon weil sie mehr vorwiegen, etwas bedeutungsreicher, mehr erzählend. Auf sie bezieht sich zumeist der Name des Bildes. Aber der Fernblick auf die See, und zwar zumeist über schöne bunte Luftspiegelungen auf ruhiger Fläche, bietet stets das landschaftliche Gegengewicht. Beide Maler haben von Hook die Schnelligkeit des Blickes erlernt, mit welcher jener die wunderbaren Farbengebilde auf der Meeresfläche ergründete. Solange man diesen nicht besaß, hat die Darstellung der Welle stets etwas Schematisches, Stilistisches gehabt. Man muß ein Seebild Andreas Achenbachs, ja auch Mesdags mit diesen englischen Schöpfungen vergleichen. Dort ist die Wirkung der Bewegung in der See durch ein Durcheinanderwirbeln der ungezählten Töne zu einem fest eingehaltenen Grundton gegeben. Die beiden Schotten lösen diesen nach Hooks Vorgang mit britischer Sachlichkeit in seine Bestandteile auf. Sie sind hierin allen übrigen Seemalern überlegen. Sie sind wunderbar vertraut mit den kleinsten Farbenvorgängen auf der Oberfläche der Wellen. Man merkt es den britischen Malern an, daß sie auf dem Schiffe heimisch sind. Macallum hatte lange Zeit seine Heimat auf der Jacht, mit der er sein Vaterland umsegelte, bald in dieser oder jener malerischen Bucht ankernd, beobachtend. Sie sehen thatsächlich die Welt vom Schiff aus, als Seeleute, und haben die Stunden des Stillliegens nicht unbenutzt gelassen, in denen sie als echte Seeleute, über die Planke gebeugt, in die See starren. Sie haben dort erkannt, wie die Dinge in den Wellen sich spiegeln, und haben das geliebte Element mit der beobachtenden Ruhe und der Raschheit im Han-



Begräbnis. Von David Murray.

deln, die dem Seemann eigen sind, malen gelernt, so wie es gemalt werden muß, im reichsten Spiel der Bewegung.

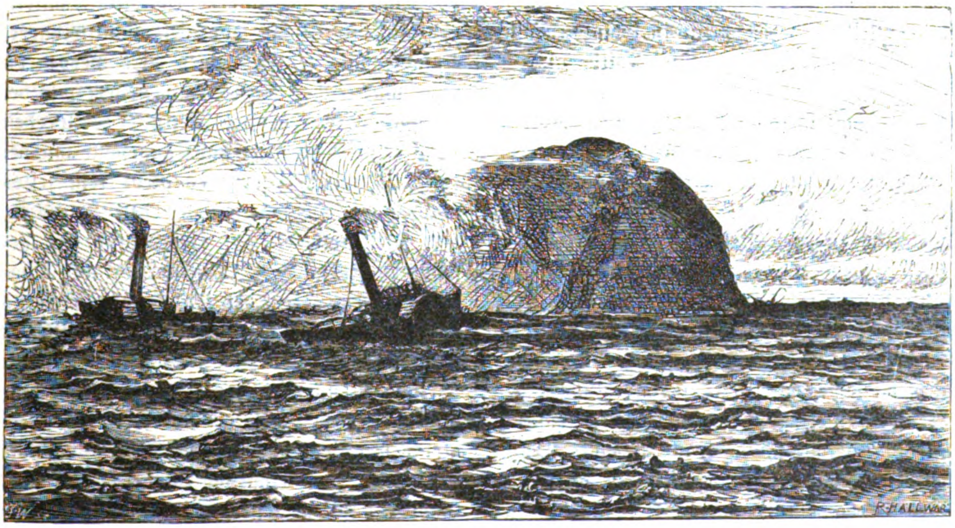
In Macallums Bildern tritt ein Widerschein der Kunstart der modernen Venetianer Schule hervor, ihre schöne, weiche Farbigkeit. Es haben ja zu fast allen Zeiten Schotten in Venedig gemalt, und noch heute liebt es W. Patrick Adam, im hohen Norden die tausendfältig dargestellten Schönheiten der Lagunen in der Farbenreihe etwa des dort heimischen Malers Mainella festzuhalten, ohne dessen heiteren Glanz zu erreichen. Namentlich auf der Dubliner Ausstellung von 1891 sah ich manches hübsche Bild dieser Art. Auch van Haanen, Zezzos, Ciardi in England sehr bekannt sind und der sich eine Reihe tüchtiger englischer Künstler anschloß. Es ist



Heringsmarkt auf der See. Von Colin Hunter.

nicht eben leicht, namentlich ältere Werke von Wood, Logsdail, Forbes von jenen deutscher, italienischer, amerikanischer Anhänger der Schule ihrer Nationalität nach zu unterscheiden.

* * *



Auf Rückfracht wartend. Von Colin Hunter.

hier spricht die Anregung unserer deutschen Aquarellisten Karl Werner und dessen Schülers Passini mit, deren beste Anhänger Cecil

Die holländische Kunstauffassung kommt am stärksten in der Edinburger Reihe von Landschaftern bei George Reid zum Aus-

druck. Er war längere Zeit ein Schüler des Holländers G. A. Mollinger, der, in England und Schottland lebend, zweifellos einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Edinburger Kunst gewann. Ein Maler wie Joseph Henderson (geb. 1832), der in den siebziger Jahren schlicht im Ton und sonnig gehaltene, holländisch empfundene Bilder malte, wäre nicht wohl denkbar gewesen ohne diese Einwirkung. Weniger noch der schon genannte George Paul Chalmers, dessen letztes sehr schönes Bild „Das Märchen“ (1879) fast wie ein Israels aussieht und dessen Landschaften die Toneinheit der besten modernen Niederländer teils ahnen läßt, teils thatsächlich erreicht. Hier setzt auch Reid ein. Seine Landschaften sind sehr verschiedenartig. So offenbart „Dornoch“, eine Darstellung der Küste bei dem kleinen nordschottischen Städtchen, den vollen Zug starker Empfindung, bei aller Kraft der Wolkenschatten eine feste, wohlabgewogene Stimmung; „November“ in wenig Tönen die ganze Traurigkeit eines weltverlassenen Moores in nordischem Halbton; dazwischen kommen aber heitere, klare, sonnenhelle Bilder aus Venedig — eine weite malerische Tonleiter!

Unter der großen Zahl der schottischen Künstler mit dem Namen Reid — im Jahre 1891 stellten deren neun in Edinburg und weitere fünf in London gleichzeitig aus — war ich nicht wenig erstaunt, in diesem Landschafter zugleich den ersten lebenden Porträtisten Schottlands zu erkennen. Später freilich stumpfte sich dieses Erstaunen ab, seit ich sah, daß ein Bildnis zu schaffen eigentlich dort zum eisernen Bestand im Können jedes Malers gehört. Bei dem großen Selbstgefühle der Nation ist das Porträt noch heute die eigentliche Grundlage des malerischen Schaffens. Anderswo ist es die Religion; aber da diese dort ganz in das Innere des Menschen verlegt ist, mehr im Bekenntnis und in Andachtsübungen als in einer freudigen Bekundung beruht, so führt alles zur Menschendarstellung hin. Schon um des lieben Brotes willen muß jeder Maler mit der Thatsache rechnen, daß seine Landsleute an seine Kunst erst dann glauben, wenn er sie selbst zu schildern vermag. Und zwar sind diese Bildnisse fast durchweg das beste Teil des Könnens. Es ist daher auch kein Zufall, daß die Akademie in der Regel Porträtisten an ihre Spitze berief und daß sie dies nun auch im letzten Jahre nach Douglas' Tode mit Reid wiederholte.

Im Bildnis erweist sich Reid als der Geistesgenosse Orchardsons. Er ist von einer erstaunlichen Einfachheit der Malweise, die Töne stehen ruhig und sachlich nebeneinander, als müsse es so sein. Sie sind leicht und klar mit einer geradezu lustigen Treffsicherheit hingemalt. Vielleicht sind die ganz durchsichtig behandelten Schatten, ist der transparente Glanz aller Töne ein klein wenig zu sehr herausgearbeitet, vielleicht liegt über den leuchtenden Farben etwas zu sehr die köstliche Sorglosigkeit darüber, ob es so „gehen“ werde. Ein Mann, der so sehr alles das kann, was er will, kommt leicht zu der Stimmung, der Welt zu zeigen, was er alles kann. Aber es ist auch der Mühe wert, dies sich zeigen zu lassen. Man muß freilich dazu schon nach Schottland gehen, denn außer Landes ist so gut wie nichts von Reids Werken gekommen. Dort aber findet man Bildnisse in großer Zahl, eines nach dem anderen mit einer Meisterschaft gemalt, als wenn es eben so sein müsse und nicht daran zu denken sei, es auch anders anzufangen. Man kann Reid nur mit den allerersten Bildnismalern vergleichen. Er ist sehr viel unmittelbarer, einfacher als die Franzosen. Es werden da keine malerischen Raketen abgefeuert wie bei Bonnat oder Carolus Duran, es werden keine koloristischen Versuche angestellt wie bei den jüngeren Parisern, es giebt kein festes malerisches Dogma wie bei den Deutschen, kein Festklammern am Detail und der gewohnten Form des Idealisierens und Charakterisierens. In der Kraft des Erfassens der Persönlichkeit, in der Beherrschung der Leinwandfläche, so daß das Auge wirklich dorthin gelenkt wird, wo es zuerst und hauptsächlich hinsehen soll, braucht Reid den Vergleich mit Lenbach nicht zu scheuen. Dabei ist er aber von frischester Farbe, treten seine Gestalten fast zu sehr aus dem Rahmen heraus. Sie haben nicht ganz die wuchtige Körperlichkeit, welche Millais und Frank Holl ihren Bildern zu geben wissen, nicht ganz die geistige und koloristische Tiefe eines Watts oder Whistler, sie sind nicht ganz so

Werke eines großen Menschenkenners wie diejenigen Lenbachs, aber sie sind die echtesten, besten Repräsentationsbilder, die man sich denken kann, eine wahre Zierde für Sitzungssäle, gute, eindringliche Darstellungen des betreffenden Mannes und dazu ein köstlich farbenfrischer, höchst dekorativer Fleck an der Wand. Und dabei ist diese ganze Malweise des Bildnisses rein national, ich möchte fast sagen rein örtlich. Bei Herdman und Macbeth zeigen sich alle jene Vorzüge schon im Ansatz. Aus dem feurigen Braun arbeiten sie mit schottischem Farbengefühl den hellen, klaren Ton heraus. Bei Macnee steigert sich diese Frische, in Reid ist sie aller Beimischung ledig: es ist an ihm derselbe Entwickelungsgang zu bemerken, der über Lauder und Douglas zu Orchardson und Pettie führte.

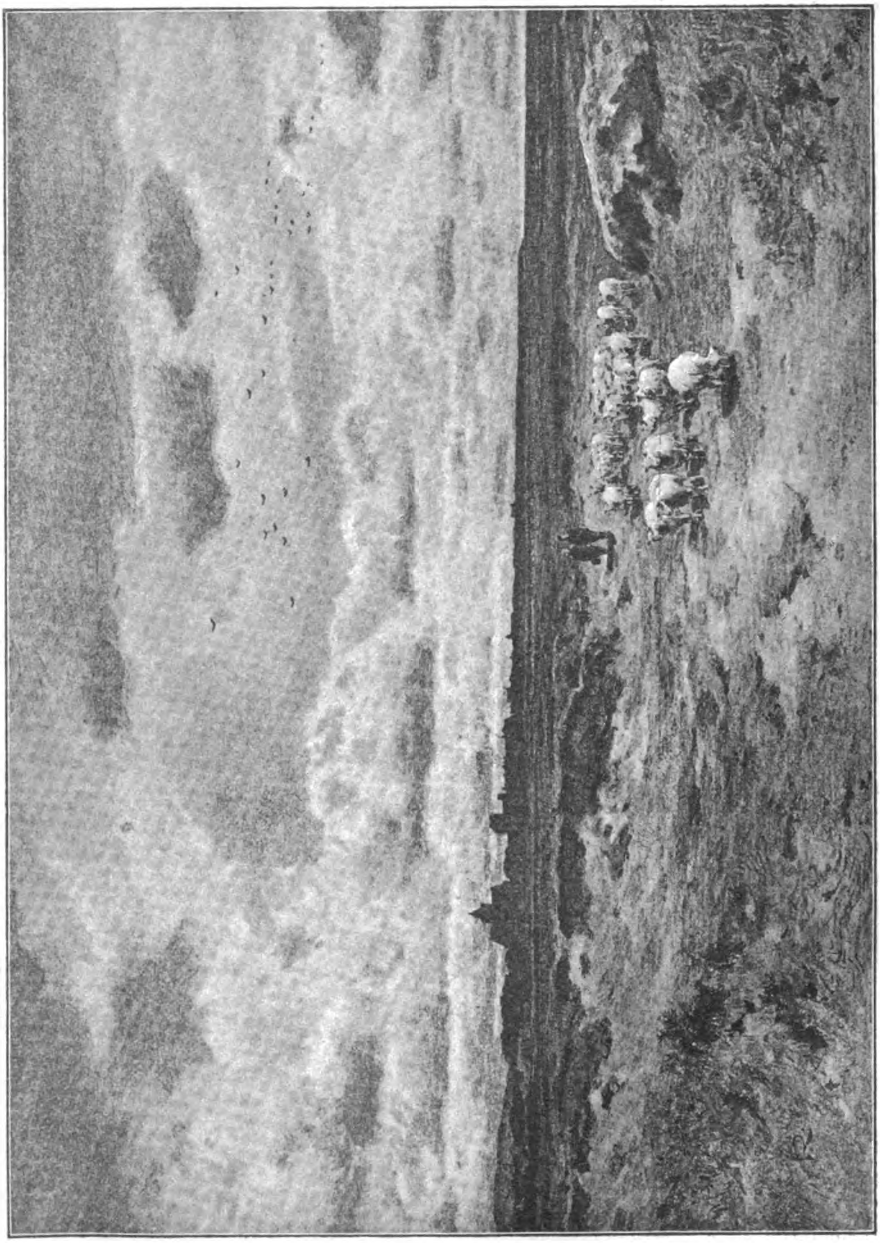
* * *

Eine lange Reihe ausgezeichneter schottischer Künstlernamen habe ich vorgeführt und doch noch nicht einen von jenen genannt, welche seit drei, vier Jahren im Munde aller Kunstfreunde auf dem Kontinent sind, wenn man von den „Schotten" spricht. Es war einer der merkwürdigsten Vorgänge — das Auftreten jener jungen Männer in Paris und München, die man selbst in Edinburg und London kaum kannte und noch weniger zu schätzen wußte.



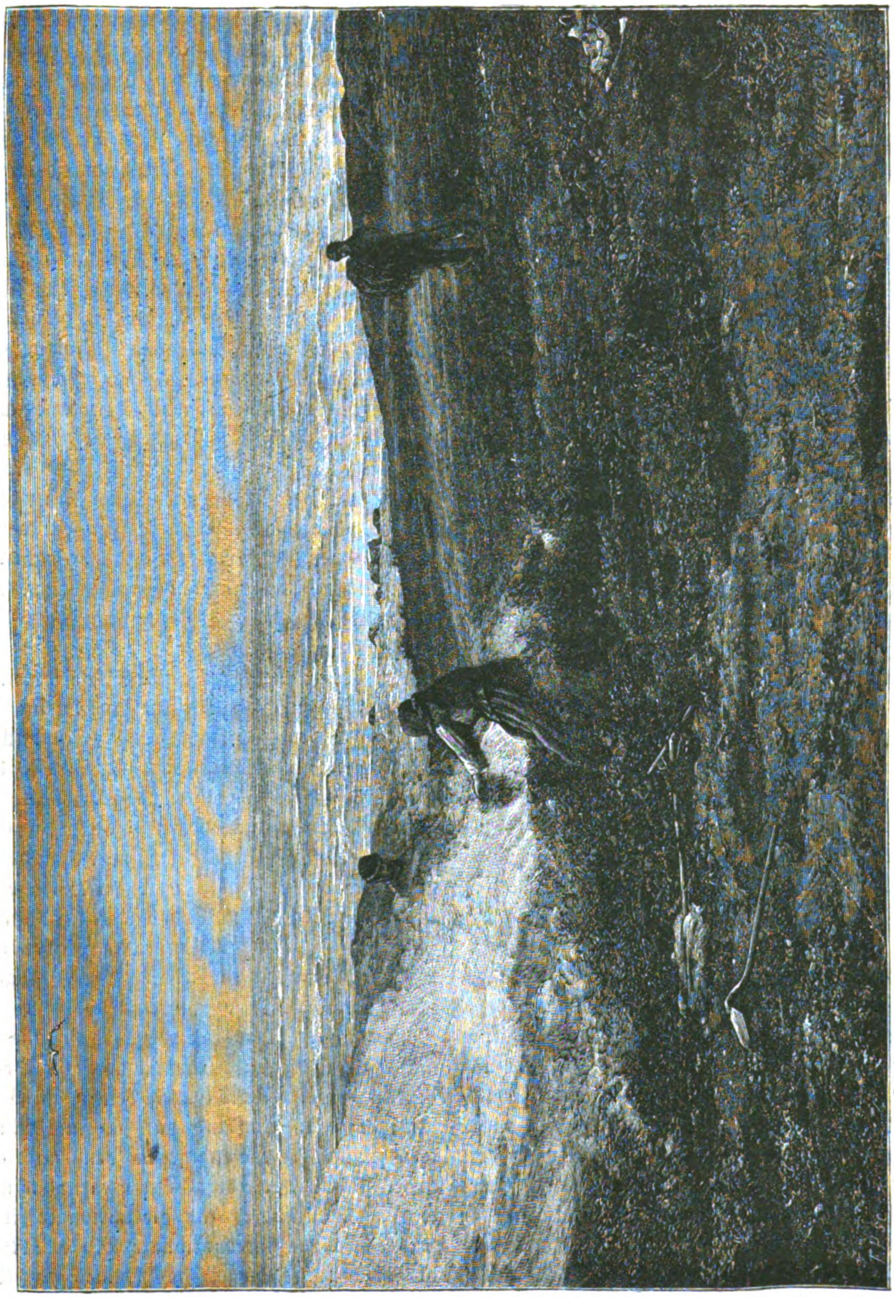
Seegrassammler im Harris-Sund (Hebriden). Von Hamilton Macallum.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)

Mit Ehren überschüttet kamen sie aus den ersten sieggekrönten Kämpfen von den auswärtigen Ausstellungen heim. Aber nicht die goldenen Medaillen und ruhmvollen Ernennungen sind es, welche die Größe ihres Erfolges bekunden, sondern erst nach und nach erkennt man, wie außerordentlich tief die von ihnen ausgehende Anregung war. Man kann heute schon sagen, daß die „Schotten“ einen neuen Grundton in die moderne deutsche und französische Malerei gebracht haben, daß sie es waren, welche die Hellichtmalerei überwanden und die fortstrebenden Künstler wieder auf das Suchen einer nicht minder wahren, aber weniger fahlen, farbentieferen Natur hinlenkten. Wer die Pariser Salons,



Das Städtchen Dornoch (Sutherland). Von Sir George Reid.
(Nach dem „Portfolio“.)

wer die Münchener internationalen Ausstellungen der letzten Jahre betrat, mußte alsbald merken, daß der Wandel im Ton sich



Sodabrenner. Von J. Henderson.
(Mit Zustimmung von J. S. Virtue u. Co.)

rasch vollziehe oder schon vollzogen habe: von Bastien Lepage zu den „Schotten“.

Es ist ein solches Auftreten einer bei aller Sonderart der einzelnen in sich geschlossenen Schule nie ein zufälliges. Mir will scheinen, daß es bedingt sei durch das Eingreifen neuer Mächte in das Kunstgetriebe Schottlands. Dort äußerte sich dies sogar geographisch erkennbar durch die Verlegung des künstlerischen Mittelpunktes an einen anderen Ort, nach Glasgow.

Glasgow ist eine durchaus moderne Stadt. Wer die vornehme, prachtvolle Princesstreet in Edinburg mit der von Warenhallen eingefaßten, lärmigen Argylestreet in Glasgow vertauschte, der kennt den mächtigen Unterschied der beiden Gemeinwesen. Die politische Hauptstadt Schottlands ist ebenso tief bis in die Wurzel aristokratisch, als die Hauptstadt des Handels und Gewerbes demokratisch erscheint. Dazu erkennt man deutlich in Edinburg das Überwiegen des angelsächsischen Wesens, während Glasgow stark durchtränkt ist mit gälischen Volksteilen. Man sieht dort die kleinen, dunklen Rundköpfe, die tief rothaarigen Mädchen mit dem sonderbaren Schwanken in den Hüften, dem leidenschaftlichen, heiteren, kecken Wesen.

Der Hafen Glasgows, der Clydefluß, schaut nach Westen. Die gerade Linie von Glasgowbridge zur Freiheitsstatue vor dem Hafen von New-York streift nur das kunstlose Irland. Die Stadt und ihr Leben ist eine Vorstufe für Amerika. Die Lebensbedingungen sind andere als in dem nach Osten schauenden Edinburg und in London. Sie sind nur zu vergleichen mit Liverpool und Manchester. Diese drei Städte waren denn auch stets bereit, junge Kunst zu pflegen, während an der Nordseeküste alte Kunst länger heimisch blieb. Nur mühsam hatte sich anfangs in dem hastenden schottischen Gemeinwesen des Westens die Kunstpflege eingebürgert. Zwar entstand 1821 eine Gesellschaft, welche sie sich zur Aufgabe machte, aber sie blieb eine versetzte, künstlich erhaltene Pflanze: unter den am Orte lebenden Malern war noch keiner von Bedeutung. Verschiedene spätere Vereinsgründungen zerbröckelten sich. Nur das Bildnismalen faßte in Glasgow Fuß. Selbst die 1840 gegründete Westschottische Akademie hielt sich nur durch die Hilfe der Porträtisten ein paar Jahre. Neben Graham Gilbert war der Bildhauer Moßman ihr Rückhalt, der die Stadt mit brav gemeinten, aber keineswegs geistreichen Statuen bevölkerte; erst 1851 kam ein lebenskräftiges Institute of the Fine Arts zu stande, das erst 1880 sich ein eigenes Heim schaffen konnte. Die Anfänge der Gemäldegalerie, einer der besten Großbritanniens, schuf erst die Hinterlassenschaft eines Kunstfreundes im Jahre 1856, erst die Geschenke Graham Gilberts vom Jahre 1877 gaben ihr ihren Wert. Aber auch damit war noch kein Kunstleben geschaffen: jeder, der etwas zu leisten sich getraute, setzte seinen Stab fort aus der Stadt, über welcher von Jahr zu Jahr die zahllosen Schornsteinen entströmenden Rauchwolken dichter wurden, die wiederdröhnte vom Hammerschlag der Schiffsbauleute, Geschrei des Hafenlebens, Getriebe der Maschinen, Durcheinanderdrängen von dreiviertel Millionen Menschen.

Die Franzosen haben sich zu Führern im Gebiet der modernen Kunst gemacht durch die rücksichtslose Lostrennung von der alten Regel, von entlehnter Idealität. Das ist das Verdienst der Schule von Barbizon und der jüngsten impressionistischen Bewegung. Am frühesten und rückhaltlosesten aufgenommen haben diese Bewegung die Nationen ohne künstlerische Überlieferung: die Nordamerikaner, die Norweger und unter den Schotten die Glasgower. Sie sind es, welche der deutschen Genremalerei und der französischen Renaissance-Romantik mit neuen, nicht entlehnten, sondern selbst empfundenen Gedanken entgegentraten.

An den englischen Kunstschulen herrscht, seitdem das präraphaelitische Ringen sich beruhigt hat, wie fast an allen europäischen Akademien im wesentlichen der Geist der Pariser École des beaux arts. All die Maler von technisch höchst vollendeten Geschichts- und Sittenbildern, deren Zahl so groß und deren Schönheit so einschmeichelnd ist — sie alle, Alma Tadema an der Spitze, sind französierend. Weil auch sie bei den Pariser Romantikern in die Schule gingen, versteht man sie so gut auch bei uns in Deutschland. Denn auch unsere Geschichtsmalerei ist französisch bis in die tiefste Seele hinein. Deutsch ist Menzel, deutsch ist Böcklin! Auch in England hat sich mit Mühe das nationale Wesen gegen den Andrang dieser Schule verteidigt. Die Präraphaeliten waren die Kämpfer für die nationale Freiheit gegen die internationale Mode. Nicht als eigentliche Sieger, wohl aber als Unüberwundene gingen Millais und Walker aus dem Kampf hervor. Namentlich ist Walkers nur so kurze Laufbahn ein Angelpunkt der europäischen Kunstentwickelung. Von ihm geht die Versöhnung der britischen

Nation mit dem Präraphaelismus aus, auf seinen Schultern stehen die besten der jungen Briten, steht vor allem auch der in Deutschland von ihnen fast allein bekannte Herkomer, durch ihn kam Watts zur allgemeinen Schätzung, und durch Watts wurde Whistlers Auftreten vorbereitet.



Männliches Bildnis. Von Sir George Reid.

Whistler aber, der in London und Paris abwechselnd lebende Amerikaner, ist der Nährvater der schottischen Schule. Und Whistler wieder wäre sicher nicht, wer er ist, wenn er nicht Amerikaner wäre, wenn nicht W. Morris Hunt, Innes, Windslow Homer, A. H. Wyant und andere seiner Landsleute die von Barbizon ausgehenden Wahrheiten mit sonderbarer, scharf eigenartiger Tiefe erfaßt und in ihrer Weise fortgebildet hätten — nämlich mit der vollen Hingebung des jeder Überlieferung Entbehrenden, daher ganz Unbefangenen: diesen Amerikanern fing mit Corot und Millet überhaupt die Kunst erst an!

Ich weiß sehr gut, daß ich mit diesem Hinweis auf eine noch ungeschriebene Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts* Dinge vor deutschen Lesern sage, die schwerlich verstanden werden, daß ich nie gehörte Namen in den Vordergrund rücke, Künstler

* Inzwischen, in dem Zeitraum zwischen dem Schreiben und dem Druck dieser Zeilen, ist die erhoffte Kunstgeschichte erschienen in R. Muthers meisterhaftem Werke „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ (München, G. Hirths Verlag, 1893).

preise, deren Werke von den meisten deutschen Kunstvereinsvorständen als lächerlich würden abgewiesen werden. Aber man denke sich, was Friedrich der Große, ja was Lessing gesagt haben würde, hätte man sie vor einen Cornelius oder vor einen „Realisten" Düsseldorfer und Pilotyscher Schule gebracht: sie hätten sich bekreuzigt vor dem abscheulichen Abfall von aller wahren Kunst — von jener Kunst, die eben sie für die allein wahre hielten.

Es wird noch erbitterte Kämpfe kosten, bis auch bei uns die rücksichtslose Trennung von der Überlieferung sich vollzieht, welche dazu nötig ist, daß wir ohne Gefahr, uns selbst zu verlieren, am Alten wieder anknüpfen können. Die Kämpfe werden schwerer sein als in Amerika oder Schottland, weil wir mehr aufzugeben haben als jene. Aber sie wollen durchgerungen sein, und daher ist jeder Genosse im Kampf willkommen. Die fast übertriebene Bewunderung, welche die Schotten bei den fortstrebenden Künstlern Deutschlands fanden, erklärt sich nicht bloß aus der thatsächlichen Leistung, sondern daraus, daß sie einem Wegweiser nach vorwärts für die Suchenden glichen.

Auch unter den jungen Schotten sind verschiedene Richtungen erkennbar: Arthur Melville, der schon zu Anfang der siebziger Jahre nach Paris, dann nach Tanger ging, stand mitten in der Schule, welche, von Meissonier und Gérôme ausgehend, das Helllicht mit der Farbigkeit vereinen wollte. Es ist in ihm etwas von der funkelnden Farbigkeit der Spanier Fortuny und Madrazo, zugleich aber ein starker Zug zum Impressionistentum, eine völlige Abweisung der zugespitzten Kleinmalerei der modernen Spanier und Italiener. Er benutzt mit Vorliebe die Wasserfarben zum Ausdruck seiner Absichten. Sein Ziel geht nicht auf Deutlichkeit aus; er lehnt es entschieden ab, die Dinge in der Absicht zu schildern, daß man jede ihrer Einzelheiten erkenne. Ihm kommt's darauf an, im ganzen zu zeigen, wie diese oder jene Naturerscheinung auf ihn wirkt. Und hierin hat er denn eine außerordentliche Kraft. Da blitzt und funkelt es in seinen Darstellungen orientalischer Feste, daß es eine Lust ist, über das wirre Farbengemisch hinzublicken, welches sich durcheinanderzumengen scheint; da ist eine Lebendigkeit, eine Keckheit, eine Frische, die den Beschauer mit fortreißt, sowie er sich über den Mangel an Deutlichkeit hinwegsetzen kann. Er ist einer, der einer bunten Menge auch ohne Opernglas sich freut, den das Lichtspiel im Schatten der Ölbäume anzieht, wenngleich im Hüpfen der Sonnenflecke nicht jeder Gegenstand erkennbar ist. Melville ist, soweit ich Arbeiten von ihm sah, ein entschiedener Manierist, das heißt ein Mann, dem die Technik des Darstellens selbst über die Wahrheit geht. Mit unverkennbarem Wohlbehagen läßt er sich von Zufälligkeiten des Farbenauftrages leiten, ja er sucht die gefundenen weiter zu verwerten. Sein schönes Kinderbild, welches 1884 die Grosvenor-Galerie, und ein sehr hervorragendes Frauenbildnis, welches 1889 die Neue Galerie in London schmückte, zeigten ihn in der Anordnung deutlich in Whistlers Fußstapfen. Dagegen erscheint er in seinem merkwürdigen Bilde „Andrey und ihre Ziegen", das 1890 in München hing, wieder im Gegensatz zu jenem Meister, indem er nicht Harmonie anstrebt, sondern die Welt seine Kühnheit im Zusammenschweißen sich bekämpfender Töne bewundern ließ: das rothaarige Mädchen vor herbstlich rotem Baum, ein Farbenproblem, wie es bisher nur die Japaner stellten und lösten.

Schon Whistler und seine amerikanischen Kunstgenossen sind in ihrer Farbenharmonie sehr viel stärker von Japan beeinflußt als die Europäer. Es wäre der Mühe wert, die Umstimmung des Auges nachzuweisen, die sich seit zwanzig, dreißig Jahren auf Grund der japanischen Textilkunst vollzog. Man könnte geradezu sagen, der Kampf der Alten und der Neuen hinsichtlich des Kolorits ist ein solcher zwischen dem die Renaissancefarbe bestimmenden vorderasiatischen Wollenteppich und der japanischen Seidenstickerei. An Stelle der tief getönten, in braun gebrochenen, die Harmonie in der Übereinstimmung komplimentärer Farben suchenden Skala sind die reinen, scharfen Farben getreten, die, im Widerstreit zueinander stehend, sich gegenseitig zur höheren Wirkung steigern. Wie in Wagners Musik sucht man in der Malerei an Stelle der melodischen Harmonie die kunstvolle Auflösung der Dissonanz. In

Melvilles Aquarellen tritt dies deutlich hervor: sie bilden einen flimmernden Strauß von Farben, eine bewegliche Masse von hellen leuchtenden Tönen, in denen man, einmal mit des Künstlers Absicht vertraut, eine Welt von sehenswerten Dingen findet.



Kinderbildnis. Von Arthur Melville.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

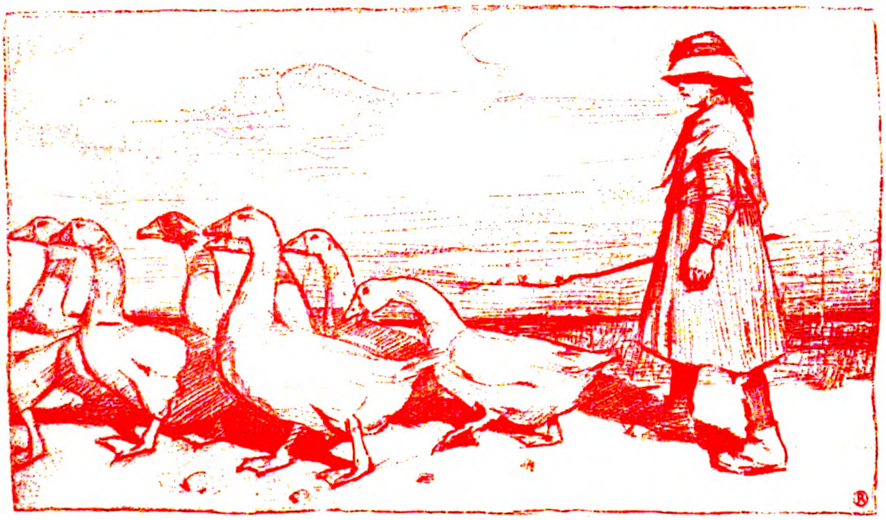
Gleich Melville ist John Lavery, ein zweites führendes Mitglied der Glasgower Schule, in Paris angeregt worden. Er folgte seinem Freunde nach Tanger, suchte und fand dort, was er in Schottland suchen gelernt hatte: Ton und farbiges Licht. Ich

habe kaum je den Orient tonreicher malen gesehen als von ihm. Da ist das lebensgroße Bild einer englischen Reiterin mitten in der Sonne Marokkos — ein koloristischer Gewaltstreich. Man glaubt fast, der Wüstensand sei über eine Goldpaste gemalt, so funkelt er hinter der mit ruhiger Sicherheit aufgebauten Gestalt. Da sind aber auch Bilder von echt schottischer Dumpfheit der Empfindung. Maria Stuart über die Heide reitend nach der verlorenen Schlacht bei Longside, eine gemalte Strophe aus dem Ossian oder einer tiefgestimmten Romanze. Oder eine Ariadne, eine Wassernymphe, Pastelle in Lebensgröße, Bilder, denen man die vorbereitende Arbeit des großen Frederick Watts nachspürt, in der merkwürdig unrealistisch verschwimmenden Zeichnung, in völliger Durchgeistigung. Oder reich belebte landschaftliche Ausblicke, wie jenes Bild eines Lawn-Tennis-Platzes, welches die Münchener Nationalgalerie kaufte, ein Stück Natur, erschaut mit dem raschen Blick unserer an den Augenblicksphotograph gewohnten Zeit, mit voller Schärfe der Erkenntnis und Wiedergabe für alle Einzelheiten an jener Stelle, auf der das Auge ruhte, und völlig zielbewußter Vernachlässigung dessen, was dem Rande des Gesichtsfeldes sich nähert: dort sind Menschen und Dinge ihm bloß noch Farbenflecken von unsicherem Umriß. Überall aber behält die oft schwere und trübe Farbe in der Tiefe eine Beweglichkeit, Weichheit und Vornehmheit, dazu eine Kraft, welche die Maler von ganz Europa beim Auftreten der „Glasgower" in Erstaunen versetzte und zu lautem Jubel hinriß.

Nirgends aber ist mir Laverys Kunst größer erschienen als in seinem „Empfang der Königin auf der Glasgower Jubiläumsausstellung" (1887). Es ist ein rechtes Repräsentationsbild, zeichnet sich aber von allen anderen dadurch aus, daß es nicht komponiert ist. Die Örtlichkeit, eine nüchterne Halle, von einer Empore aus gesehen, der gleichmäßig himbeerfarbene Teppich, die Hunderte von Gestalten in bunten Trachten wie in massenhaft auftretenden schwarzen Fracks — all das ist mit einer Schlichtheit hingemalt, die jeden Ton als selbstverständlich erscheinen läßt. Man glaubt, jeder Maler müsse das können, woran bisher fast alle scheiterten. Selbst unser Menzel hat in seinem Krönungsbild die Gruppen ordnen, die Figuren hervorheben zu müssen geglaubt und ist dabei in allerhand Klemmen geraten. In dem ganz sorglosen Realismus dieser Schotten liegt aber die wahrhaft siegende Kraft: jedes Gebilde der Natur und der Phantasie stellen sie dar mit der Ruhe der Unbefangenheit. Freilich, Laverys Bild hat in seiner klaren, schlichten Redlichkeit einen starken Zug von Langerweile. Aber obgleich ich an jenem Feste nicht teilnahm, die Rede des Lord Provost nicht hörte — ich glaube, gerade dieser Zug ist ein Beweis von unmittelbarster Wahrheit! Nur zu viel Bilder scheitern schon an der vergeblichen Bemühung, thatsächlich Langweiliges durch die Kunst kurzweilig machen zu wollen.

Als dritter steht James Guthrie (geb. 1859) dem Bastien Lepage nahe, obgleich er nie in Paris studierte. Noch in jüngster Zeit schuf er in seinem Bilde zweier Holzhauer, das ich auf der Staffelei sah, im Geist der „Armeleut-Malerei". Ähnlich sind seine Bilder „Zur Weide", „Im Obstgarten", Schöpfungen von großer Wucht, breit gemalt, derber in der Empfindung als jene des großen Franzosen, dafür aber auch nicht Bilder, welche ein System darstellen sollen, minder absichtlich, einfacher, menschlich harmloser. Einst Petties Schüler und dessen golbiger Koloristik nachstrebend, hat er das Zugespitzte, Überfeinerte seines ersten Meisters schon längst hinter sich gelassen. Namentlich in seinen Bildnissen tritt dies kräftig hervor: er malt in breiten Strichen die Massen eines Kopfes, nicht die Niedlichkeiten mit den Augen suchend. Wohl den Schotten, wenn sie ihn hierin als Maler schätzen: denn als ich eine anmutige junge Dame und ihr Bildnis in Guthries Werkstätte sah, wurde es mir schwer, den Ausdruck der Bewunderung für ihr künstlerisches Empfinden zu unterdrücken. Es sind nicht Nippes, die er schafft, es sind nicht Schmeicheleien, die er malt, nicht Süßigkeiten, die er vorbringt. Es gehört ein kräftig entwickelter Sinn für rein malerische Schönheit dazu, um an seinen Bildern Gefallen zu finden; ein Eingehen auf seine Weise, das Ganze, nicht die Teile zu sehen; ein Verzichten auf jene platte Deutlichkeit, welche die Vollendung eines

Werkes nach der Zahl erkennbarer Einzelheiten berechnen zu können glaubt. Die beiden großen Männerbildnisse auf der letzten Berliner Ausstellung bewiesen dies: jenes eines alten Herrn in bürgerlichem Gewande ebenso wie das des Erzbischofs von Glasgow im violetten Purpur: da war höchste Wucht im Vortrag mit völliger Ruhe, volle Blau und Grün hart nebeneinander gestellt durch die Wucht des Lichtes im Bild zu der Harmonie zu bringen, die ihnen die Sonnenkraft verleiht, sein „Bohnenbinden“ — das alles sind koloristische Thaten, die auf die Farbengebung auch der Deutschen nicht ohne Einfluß bleiben und noch mehr in Schottland ihre fortbildende Wirkung thun werden.



Zur Weide. Von James Guthrie.
(Nach W. E. Henley: „A Century of Artists.“)

Farbe mit dem tiefsten Eindringen in das Wesen des Dargestellten, Breite mit Sachlichkeit köstlich verschmolzen.

Guthrie nahe steht T. Austen Brown, wohl zweifellos der bedeutendste Vertreter der jungen schottischen Schule in Edinburg und dort der eigentliche Begründer der neuen Richtung. Sein Aquarell auf der Dresdener Internationalen Ausstellung 1892, auf welchem ein Viehtreiber sich im Abenddämmern seine Pfeife anbrennt — ein Werk von entzückender Feinfühligkeit im Ton —, wird lange unvergessen bleiben. Gehaltene Tiefe, Farbigkeit in dem nächtlichen Schatten, ein Hauch von Poesie in der echt wahrheitlichen Schöpfung herrschen hervor, Vorzüge, welche selbst den zumeist grundsätzlich seiner Richtung widerstrebenden Dresdener Preisrichtern für ihn die höchste Anerkennung abzwangen. Sein „Schottisches Zigeunerlager“, noch im bläulichen Tone dem Cameron näher stehend, sein „Im Garten“, ein kühner Versuch, nach Vorgang der Japaner verschiedene

Die Landschaften eines weiteren Künstlers, des Edward Arthur Walton, haben am meisten von Whistlers Art entlehnt. Im Ton ruhiger als die der Mehrzahl seiner Landsleute, manchmal mit einem Stich ins Graue, sind diese Bilder wohl mehr von Holland aus, durch Mesdag und seine Genossen, als von Düsseldorf beeinflußt, wo Walton eine Zeit lang studierte. Wie die Anschauungen sich ändern! Ich sah vor zwei Jahren in der Werkstatt des jungen Künstlers eine große Flußlandschaft, ein ernstes Bild in grauem Ton mit schweren, lastenden Wolkenzügen. Dieses Jahr hing sie auf der Berliner Ausstellung, wo er sie „Flußkrümmung“ nannte. Es ist der Blick über den Fluß Forth auf das Königsschloß Stirling, eine der berühmtesten, malerischsten Ruinen Schottlands. Walton hat aber den alten Bau fortgelassen und nannte nicht die Gegend, welche er darstellte: er wollte einen Ausblick in sein Vaterland, in die von Wolkenschatten zerrissene Ebene, auf die Hügelketten, auf die

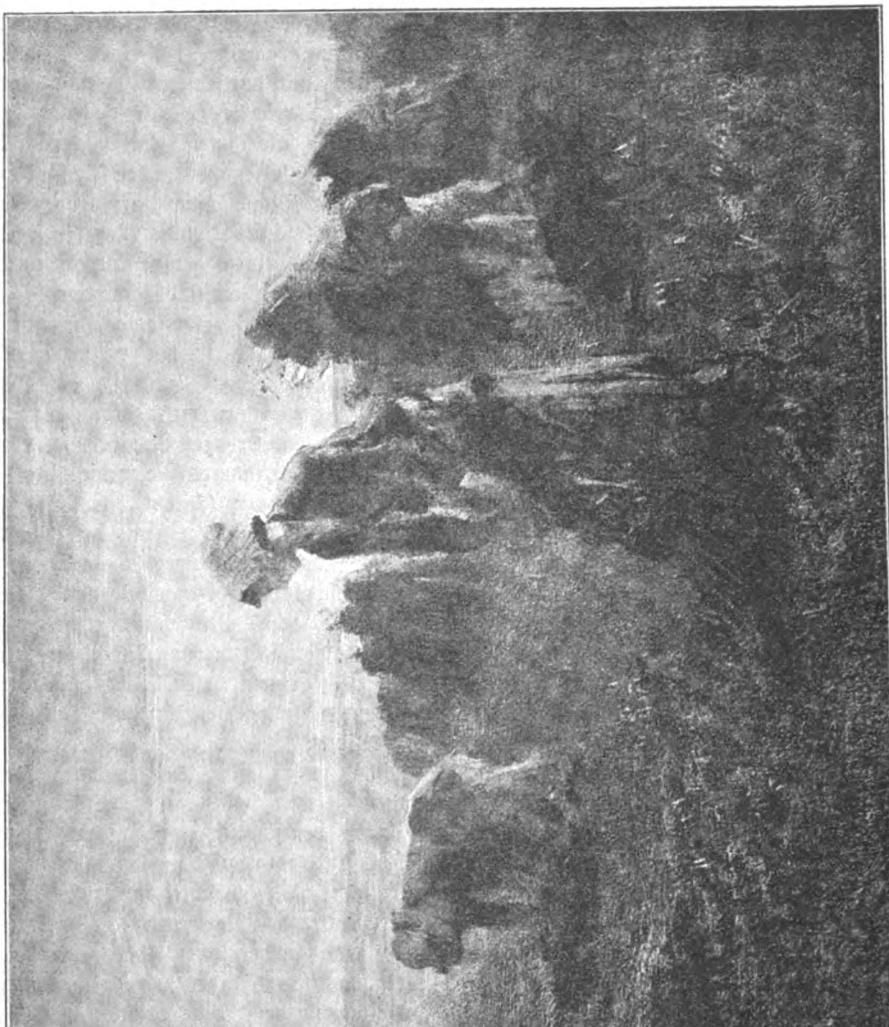
Wasserfläche; er wollte beobachtete Natur wiedergeben — nicht das Schloß Stirling, das ihm gleichgültig ist; das Bild, das Darstellen war ihm der wichtigste Gegenstand, nicht das Dargestellte. Und eine romantische Erinnerung an den alten Königssitz schien ihm nur als ein falscher Accord in seinem Bild.

Und dieser „Landschafter" malt auch Bildnisse, wie jenes eines jungen Mädchens, vor welchem 1890 die Münchener mit Staunen standen. Ein so tieffarbiges, derb gesundes, geistig feines und doch von allen Salonunsitten freies, ein so unbefangenes und doch so vornehmes Werk erinnerte man sich kaum je gesehen zu haben. Es hat tief eingewirkt auf das Schaffen der Ringenden unter den Deutschen.

Die mächtigste, wenn auch zunächst wohl noch unausgeglichenste Künstlerpersönlichkeit unter den jungen Schotten erschien mir der Glasgower George Henry, der meist mit E. A. Hornell gemeinsam arbeitet. Henry ist vielleicht der echteste Glasgower: hervorgegangen aus der Trübe der Fabrikstadt, aufgewachsen im Lärm von Argyle Street, ein feiner Kopf und ein Spötter, ein Beobachter der Menschen und eine in sich geschlossene Natur, ein Mann, der die Welt zunächst durch den Dampf und Rauch der besonderen Atmosphäre sah, welche über Glasgow wie über London fast den ganzen Sommer hindurch Gewitterwolken ansammelt, ein Großstädter, der früher Menschengewühl als den Menschen kennen lernte — so war seine Auffassung der Welt eine andere geworden. Er sieht rasch, aber er sieht nur in Massen; die Gegenstände fliegen an ihm vorbei, wie die Menschen im Straßentreiben; sie hinterlassen in ihm nur einen Eindruck von Farbenflecken, die als derb zusammengefügtes Mosaik im Bilde wieder auftreten. Seine Malweise ist schwer, bunt, derb, ja schreiend, die Gegenstände weniger in ruhiger Beobachtung wiedergegeben als in der Vertiefung plötzlich empfangener Eindrücke, einer Vertiefung, bei der die rückschaffende Phantasie eine große Rolle spielt. Seit den Tagen des Malers David Scott hat Schottland schwerlich einen größeren Dichter der Farbe gehabt: jener Engel, der die Maria küßt, ist in Kraft und mächtiger Innerlichkeit eines der merkwürdigsten Bilder, das ich je sah; jenes Mädchen im Hut, welches in sonnigem Felde spazieren geht, ist gemalt wie von einem Glasgower Kohlendunst und Glasgower Halblicht Gewöhnten, der mit freudigem Staunen das Wunder greller Sonnenwirkung in sich aufnahm; jenes Pilze sammelnde Kind, dessen Kopf vor der blaßgelben Scheibe des aufgehenden Mondes in breiten, kühlen Tönen steht, jenes mit Hornell gemeinsam geschaffene Bild der „Druiden mit dem Mistelzweig", seine Landschaften — all das ist gemalt wie mit der Keule, aber auch schlagend in der Wirkung, von tiefglühendem Licht, eine neue Welt der Farbe, vor der die Maler des Festlandes ablehnend oder begeistert, immer aber mit aufrichtigem Staunen vor der Ursprünglichkeit und Eigenart dieser Kraft standen! Daß seine „Landschaft" auf der jüngsten Berliner Ausstellung angenommen wurde, dankt er wohl nur seinem Schottentum. Man fand sie „verrückt zum Schreien", wie ein geschmackvoller Berliner „Kunstrichter" sagte. Keinem jungen Akademiker würde solche Mißachtung der Zeichnung und des Fleißes in der Wiedergabe der Einzelheiten verziehen werden. Aber es ist eine Kunst, welche nicht von Frankreich entlehnt ist. Unsere jüngste Schule, Hofmann, Exter, Erdmann und wie sie sonst heißen mögen, Maler, die in der Welt mehr Tonwerte als zeichnerischen Umriß, mehr Stimmung als Gestalt sehen, die nicht wie die Alten die Höhe idealer Kunst im Abstrahieren von der Farbe, sondern in dem von der Form erblicken, von tiefer Idealität beseelte Menschen, und verhaßt beim landläufigen Allerwelts-Idealismus — das sind die rechten, echten Kunstgenossen Henrys. Ein geistiger Zug verbindet die über Land und Meer selbständig sich nach gleichem Ziel Entwickelnden.

Der Siegeszug, welchen die Glasgower vor drei Jahren durch die internationalen Ausstellungen begannen, hat eine große Zahl tüchtiger Künstler mit in die erste Linie hervorgerückt, bei welchen die erlangte koloristische Sicherheit, der gemeinsame Ton, das Mittel des Könnens der Schule die Erfolge der einzelnen Person unterstützte. Es würde unmöglich sein, sie alle hier zu nennen. Doch mögen einzelne hervorgehoben sein: Da ist

Joseph Crawhall, einer der Genossen Melvilles und Laverys aus Tanger, in erster Linie Tiermaler, dabei ein feiner Beobachter und glänzender Kolorist; James Paterson, jenem verwandt, beide französischen Einflüssen



Bohnenbinden. Von T. Austen Brown.
(Mit Zustimmung des „Scottish Artists' Club".)

nicht fern und daher auf dem Kontinent leichter verstanden. Diesen beiden Glasgowern stehen die Edinburger Robert Noble, Pollok Nisbet, A. G. Sinclair u. a. zur Seite. Das eigentlich Charakteristische für die Schule ist die gewaltige Farbenkraft. Der Saal der Schotten in der Münchener Ausstellung von 1891 wie der von 1892 und 1893 schlug nach dieser Richtung alle übrigen, hier erwies sich Glasgow als die in der Kunst Europas jetzt führende Stadt. Die skizzenhaften Werke von James Whitelaw Hamilton sind bezeichnend: dies kalte Grün auf glühendem Rot, die schwarze Untermalung, die eigentümliche innere Glut des Tones, die Belebung der farbigen Tiefe ist ihm in hohem Grade eigen. Ebenso Alexander Roche, der mir kaum min-

der tief, oft aber feiner erschien; Thomas Grosvenor hat den ganzen Ossian in seine Seeküsten hineinzuzaubern verstanden; Thomas Corsan Morton und Alexander Frew haben oft bei voller Einfachheit eine so erstaunliche Kraft des Tones, daß ihre Bilder nur als das Zusammenstellen weniger breiter Töne nebeneinander, als Verzicht auf alle Einzelheit und als ein Träumen in Farben erscheinen. Bei David Goult sind die Massen so kräftig gesondert, daß man seine in Wolkeneffekten schwelgenden Bilder in ihrer Wirkung mit dem Glasmosaik verbleiter Kathedralfenster verglich; bei F. H. Newbery mischt sich Stärke des Tones mit fleißigerer Zeichnung. Chas Mc Ewen, J. H. Henderson, der ausgezeichnete Techniker des Aquarells William Kennedy, der etwas sachlich trockene D. Y. Cameron, Jas. Docharty, Th. Millie Dow und manche andere sind mir in schottischen und kontinentalen Ausstellungen aufgefallen, ohne daß ich mir anmaße, die jüngeren Kräfte ihrem Wert nach gegeneinander abwägen zu können.

* * *

„Es liegt ein Reiz über den schottischen Bildern, wie über Feldblumen. Die meisten Maler sind geborene Koloristen, die mit der Muttermilch ihre Begabung eingesaugt zu haben scheinen. Viele ihrer Studien nach dem nackten Akt, die von jungen Leuten in der Akademie gemalt werden, sind in Farbe und Behandlung unübertrefflich. Und das kommt daher, weil das Lehren irgend einer Methode sorgfältig vermieden wird.“ So etwa sagte mir ein mit den Verhältnissen der Akademie vertrauter Schotte, der mit Sorge die Wirkung des erschrecklichen Kensington-Systems verfolgt, jener von London aus befohlenen Uniformierung der Kunst nach dem Rockschnitt des Poynter und anderer englischer Akademiker.

Das Gefühl der geistigen Selbständigkeit ist stark in Schottland, und es äußert sich stark in der Kunst des Landes. Ich erinnere mich wohl der Verblüfftheit, die mich überkam, als ich zum erstenmal in den Ausstellungssaal der Edinburger Akademie trat. War das Manier, was in so feurigen Farben mir entgegenleuchtete, oder beruhten diese Bilder auf Beobachtung, auf Wahrheit?

Ich schwankte lange mit mir, und ich erinnere mich sehr wohl der Bedenken, welche ich Walton gegenüber bei einem Besuch in seiner Werkstatt vor seinen Bildern aussprach.

Aber ich erinnere mich auch jenes Frühlingsabends, als ich, von Greenock nach Dublin mich einschiffend, durch den Firth of Clide fuhr. Der Mond ging auf; leise bewegt schimmerte das kobaltblaue Meer in breiten Zickzacklinien seinen gelben Schein wieder. Der Himmel war ein unburchsichtiges, schweres, rötliches Blau, wolkenlos, ein tiefster Purpurdom. Die Küsten entfärbten sich, traten zurück. Noch deckte sie ein kühles Grün. Aber immer mehr drang aus dem Boden ein wunderbares Rot hervor, rätselhaft, wie wenn inneres Feuer die alten Felsen Schottlands erglühen machte. Ein paar weiße Flecke, ferne Segel, und der rubinrote Stern eines Leuchtfeuers vollendeten die Tonsymphonie. Bis nach und nach die Inseln in ein fernes Graublau verdufteten und in nächtlicher Dämmerung Meer, Ferne und Himmel in einem tiefen Silber sich vereinten, um endlich gemeinsam ins Blauschwarz zu versinken.

Man muß solche Abende mit eigenen Augen gesehen haben, um die koloristische Richtung der schottischen Kunst ganz zu verstehen, und man muß sie empfinden gelernt haben, diese Tonschönheit in der Landschaft, diese Mutter der Romantik.

Es war ein herrlicher Abend, eine ganze Welt schottischer Bilder zog durch ihn hindurch an meinem Auge vorüber, selbst als die Nacht ganz hereingebrochen, der Mond niedergetaucht, das Geplauder in der Kajüte verstummt war. Nur die Maschine stampfte und das zischende Rauschen der leichten Wogen zog an den Schiffswandungen hin. Und ich bat Meister Walton und seine Landsleute im Geist um Verzeihung, weil ich ihre Kunst hatte beurteilen wollen, ohne ihre Natur zu kennen.

Verismus in der Musik.

Von

Bernhard Scholz.

Goethes Ausspruch: „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“, paßt ganz besonders auf gewisse Schlagworte, welche von einer Partei ausgegeben, von der gedankenlosen Menge aufgegriffen und nachgebetet werden. So wird in unseren Tagen das Wort „Verismus“ mit Vorliebe auf die musikalische Kunst angewandt, namentlich auf die Kompositionsweise der jüngeren Italiener, als deren Bahnbrecher Pietro Mascagni mit seiner Cavalleria rusticana gilt. Als „Verismus“ wird im allgemeinen das Bestreben bezeichnet, mit einer Kunstschöpfung oder Leistung dem Vorbild der Natur möglichst nahe zu kommen; ich möchte untersuchen, ob überhaupt in der Musik von Verismus die Rede sein kann, oder in welchem Sinne dies zulässig ist.

Man begreift, wenn bei der Malerei und Bildhauerei, also den Künsten, welchen die Natur ein unmittelbares Vorbild, ja den ganzen Darstellungsstoff liefert, von einem genauen Nachahmen, engen Anschließen an dieselbe gesprochen wird. Auch bei der Poesie kann davon die Rede sein; denn der Dichter schildert die Außenwelt, indem er, allerdings mittelbar, durch das Wort, durch Beschreibung oder Erklärung dem Hörer oder Leser Vorstellungen von Erscheinungen, Vorgängen und Handlungen erweckt; ja er kann, sei es im Epos oder Drama, Personen in ihrer eigentümlichen Redeweise sprechen lassen und somit auch unmittelbar nachahmend wirken. Wie anders der Musiker! Was soll er nachahmen?

Die Untersuchungen über das Wesen dieser modernsten und gerade wegen der Abwesenheit jedes Vorbildes so höchst eigenartigen und merkwürdigen Kunst datieren erst seit wenigen Jahrzehnten und stehen noch auf schwankem Boden.

Vor etwa vierzig Jahren erschien Eduard Hanslicks geistvolles Büchlein „Vom musikalisch Schönen“. Im Widerspruch gegen das damals übliche, gänzlich im blauen Dunste unsachlichen Geschwätzes schillernde Ästhetisieren stellte Hanslick als den allein festen Grund jedes Urteils über Musik das formale Element derselben hin, und ging so weit, dieser Kunst jeden ursächlichen Zusammenhang mit dem Gefühlsleben abzusprechen. Er bezeichnete sie als ein arabeskenartiges Spiel mit Tönen, welches lediglich durch melodische, rhythmische und harmonische Bewegung und Gestaltung die Phantasie angenehm errege und nur nebenbei durch Ideenassociation auf die Empfindung wirke.

Zur selben Zeit waren Hektor Berlioz und Franz Liszt mit ihren Programmsymphonien und symphonischen Dichtungen hervorgetreten. Sie nahmen aufs neue für ihre Kunst die Fähigkeit in Anspruch, Vorgänge und Erlebnisse zu schildern; nach ihrer Meinung war jede Musik, welche nichts Bestimmtes bedeutete, leeres Tongeklingel.

Dagegen verwarf Arthur Schopenhauer jede Deutung der Musik. Er sagt: „Sie redet nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die einzigen Realitäten für den Willen sind; darum spricht sie so sehr zu Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar nichts zu sagen hat.“

Ihm ist die Instrumentalmusik die reinste Äußerung dieser Kunst, und die Melodie der Kern derselben. Nach seiner Meinung bedarf die Musik keineswegs des Textes, bewegt sich vielmehr ohne ihn viel freier.*

Richard Wagner hinwieder, sonst sein begeisterter Anhänger, hält die Instrumentalmusik nur für eine Vorstufe der Kunst; ihm zufolge muß erst das erlösende, befreiende Wort hinzutreten, um sie zu voller Wirkung zu bringen; die Musik hat dem Wort zu dienen. Der Gesang ist ihm dann wieder nur eines der Mittel zur Verwirklichung des All-Kunstwerks, in dem alle Einzelkünste aufzugehen haben.

So verschieden lauten die Meinungen. Wer hat recht?

Wenden wir uns nochmals der bildenden Kunst zu, als derjenigen, welcher das Vorbild in der Natur am deutlichsten und zweifellosesten gegeben ist. Wohl hat der Nachahmungstrieb im Menschen die Fähigkeit und Fertigkeit zu bilden geweckt; daß aber diese Fertigkeit sich zur Kunst erhob, das erwuchs aus dem Drange, das Göttliche, Geahnte, nie Geschaute sichtbar zu machen und zu verkörpern. Was wir als älteste Bildwerke von Ägyptern und Griechen kennen, das sind Götterbilder; die Kunst spricht dabei so recht deutlich den Anthropomorphismus der Menschennatur, das Bedürfnis, Götter nach ihrem Ebenbilde zu schaffen, aus. Erst durch diesen Trieb sind die Künstler zur Nachbildung und zum genaueren Studium des Menschen selbst geführt worden.

Selbst der eingefleischteste Verist wird nicht behaupten wollen, daß Kunstwerke, wie der Olympische Zeus oder die Venus von Milo, geschaffen werden konnten, ohne daß vorher das eifrigste und liebevollste, durch eine Reihe von Generationen fortgesetzte Studium des menschlichen Körpers betrieben worden war. Aber der Plastik der griechischen großen Zeit lag das ängstliche Nachahmen der Natur fern; sie bildete dieselbe vielmehr mit vollem Bewußtsein und mit der bestimmten Absicht um, daß der Eindruck des Erhabenen und damit des Göttlichen zur Erscheinung käme. Als Phidias seinen Zeus schuf, war er sich vollauf bewußt, daß er die Natur verließ und gemäß seinem Zwecke frei mit ihr schaltete; er begabte seinen Gott mit einer so mächtig gewölbten Stirn, wie sie nie ein Sterblicher besaß, und diese Stirn im Verein mit dem breiten, flachen Nasenrücken ist es gerade, welche den Charakter des Majestätischen, Königlichen, Löwenhaften ausspricht.

Die Forderung der Naturwahrheit in der Kunst lag den Griechen jener Zeit so fern, daß sie selbst Denkmäler für verdiente Männer als Idealbilder, nicht als Porträts setzten. Die antiken Porträtbüsten stammen aus einer viel späteren Epoche.

Auch die christliche bildende Kunst stand zuerst im Dienste der Kirche; an die Antike zur Zeit ihres Verfalls anknüpfend, kam sie lange nicht über die Bildung starrer Typen hinaus; man denke nur an den byzantinischen Christus! Giotto und seine Zeitgenossen durchbrachen diese Schranke und befragten wieder die Natur; aber die Künstler der Frührenaissance, von der damals wieder entdeckten hohen Kunst der Alten begeistert, sahen die Natur nicht unbefangen. Erst als die Malerei und Plastik, selbständig geworden, aus dem Dienst der Kirche traten und das menschliche Leben nach allen Seiten hin darzustellen unternahmen, wurde das Studium des Nackten wieder ernsthaft und mit Eifer betrieben.

Hier kann man also wirklich von einem Gegensatz der idealisierenden Kunst und des Verismus sprechen. Noch lange haften indessen die Künstler an gewissen traditionellen Anschauungen; sie knüpfen an typisch gewordene Ideale von Schönheit an und wagen nur schüchtern das davon Abweichende, das Individuelle zu betonen; erst die späteren bilden immer mehr das Charakteristische der Einzelerscheinung heraus; jetzt sehen wir bereits eine Gruppe von Exaltados, welche die Freude am Charakteristischen bis zur Vorliebe für das Häßliche geführt hat. Diese behaupten dann, damit erst bei der Wahrheit angelangt zu sein: die Natur müsse ohne Schminke wiedergegeben werden, und das sei der Beruf der Kunst.

Ist denn aber ein Verismus in diesem Sinne selbst bei der bildenden Kunst überhaupt möglich? Die Philosophen sagen uns, daß wir „das Ding an sich“ nicht zu erken-

* Parerga und Paralipomena § 223.

nen vermögen. Wir kennen nur die Erscheinungen der Dinge, ja selbst nur den Eindruck, den diese Erscheinungen auf uns machen, unsere Beziehungen zu denselben. Kein Künstler kann die Natur geben, wie sie ist, sondern nur, wie er sie sieht und gemäß seiner Auffassung von den Aufgaben der Kunst. Jeder echte Künstler besitzt eine stark ausgesprochene Eigenart; er fühlt den Drang, die Welt auf seine Art zu spiegeln, und spiegelt dabei sich in der Welt; das ist's gerade, was die Werke großer Künstler so anziehend macht. Die einen reißen uns fort durch die gewaltige Kraft ihrer Darstellung; andere entzücken uns durch die göttliche Ruhe, durch den Frieden, den ihre begnadigte Seele in das wirre Leben hineinträgt; die Natur selbst giebt keiner und kann keiner geben; das ist selbst technisch unmöglich, auch wenn die Mittel der Darstellung noch viel feiner wären, als wir sie heute besitzen. Lenbach betont mit Recht, daß der Maler nicht Licht, sondern nur Farbe auf der Palette habe, und daß jede Wiedergabe der Natur nur eine Übersetzung derselben sei.

Die Dichtkunst hat eine Entwickelung gehabt, welche jener der bildenden Kunst durchaus ähnlich verläuft. Neben den alten Hymnen entstanden zuerst Sagen, in denen die Völker, anknüpfend an dunkle Erinnerung geschichtlicher Vorgänge, ihr eigenstes Wesen und ihre Auffassung vom Leben und von dem, was ihm Wert verleiht, in der Verherrlichung von Helden und edlen Frauen und in der Erzählung ihrer Schicksale aussprachen. So entstanden die Ilias, die Odyssee, das Nibelungenlied. Nach einer Zeit des Stillstandes und Verfalls hat auch auf die Dichtkunst der abendländischen Völker das Zeitalter der Renaissance und der Reformation einen entscheidenden, neu belebenden Einfluß ausgeübt. Dem autoritativen Geist der Kirche gegenüber wiesen die Humanisten auf die freie Auffassung des Lebens im Altertum hin, Luther auf die Stimme Gottes im Inneren des Menschen. Die großen Entdeckungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eröffneten dem Blick des erstaunten Europa ungeahnte Fernen; das Leben wurde reicher, vielgestaltiger, farbenprächtiger. Da nahm die Dichtung einen neuen Aufschwung; sie sprach aus, was die erregten Herzen bewegte, und sie wandte sich der Aufgabe zu, Menschenlos in charakteristischen Einzelgestalten zu schildern, zunächst die Schicksale derer, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, aber auch solcher, welche durch die Kraft ihrer Natur sich hervorheben. Allmählich steigt die Schilderung herab in die breiteren Schichten des Volkes; die Dichter bemühen sich, das Alltägliche durch interessante Beleuchtung zu heben; auch in der Dichtkunst sinkt die allermodernste Schule zur Wiedergabe des schlechthin Gemeinen herab; die Bühne, welche durch die gewaltigen Gestalten Shakespeares und Schillers zu einem Tempel der Kunst geweiht war, in welchem der Menschheit Würde bewahrt werden sollte, wird zum Parlament, in dem sociale Fragen, zum Hörsaal, in welchem physiologische Probleme, und nicht immer die appetitlichsten, diskutiert werden. Auch das wird „Verismus" genannt.

Die Musik, die jüngstgeborene der Künste, blickt auf eine verhältnismäßig kurze Geschichte zurück. Was uns von der Musik des Altertums berichtet wird, mutet uns fremdartig an und bedeutet so gut wie nichts für die Entwickelung der heutigen Tonkunst. Die Geschichte der abendländischen Musik beginnt erst mit dem gregorianischen Gesang; auch der Tonkunst ist die erste ernsthafte Pflege im Dienst der Religion, der Kirche zu teil geworden.

Mit der Musik betritt der Mensch ein ganz neues Gebiet; er entdeckt eine neue Welt in sich. Ohne daß ihn ein äußeres Vorbild leitet, wird er zum Schöpfer einer Kunst aus dem Bedürfnis, seine tiefsten Empfindungen zu äußern. Wie er durch die Sprache, die er auch aus innerem Drang erschuf, sich erst der Welt seines Geistes, seiner Gedanken bewußt wurde, und wie er an ihr und durch sie alles, was wir Wissenschaft und Bildung nennen, auferbaute, so wird ihm der reiche Gehalt seines Empfindungslebens, des dunklen, geheimnisvollen Grundes, der alle Entschlüsse und Thaten gebiert, erst durch die Tonkunst geoffenbart und in klare Form gefaßt. Die Außenwelt gab dem Menschen nur das Klangmaterial, also die Möglichkeit der Musik. Er brachte ihr entgegen das tonempfindende Ohr, die Fähigkeit und das Bedürfnis, fest bestimmte Töne in Be-

ziehung zueinander zu bringen, und den Sinn für Rhythmus. Der einzelne Ton ist keine Musik, wenn auch in ihm durch Mitschwingen und Klingen der Obertöne schon der Accord enthalten ist; die Gabe der Natur, den Ton, verwandte der Mensch erst künstlerisch, als er ihn in geordneter Weise nach seiner Empfindung mit anderen Tönen verband. Auch den Rhythmus bildete die Natur nicht vor; weder das Brausen des Sturmes, noch das Rauschen der Bäume, noch das Geplätscher des Baches ist rhythmisch; das immer wiederkehrende Anlaufen der Meereswellen wider den Strand, oder der Puls- und Herzschlag des Menschen ist wohl regelmäßig, aber nicht rhythmisch, da ihm die Accente fehlen. Rhythmisch wirken nur gewisse Geräusche, wie das Klappern der Mühlräder, oder die Drehungen von Wagenrädern, wenn durch kleine Unregelmäßigkeiten in der Konstruktion oder dergleichen in gewissen Abständen stärkere Stöße und Betonungen hervorgerufen werden; aber dafür ist doch wieder die schaffende Menschenhand verantwortlich.

Es steht also fest, daß der Mensch die Musik aus innerem Bedürfnis erschuf, aus dem Drang, die Bewegungen des Gemüts, denen das Wort nicht genügte, zum Ausdruck zu bringen. An dieser Auffassung vom Beruf und Inhalt der Musik kann auch die Thatsache nicht irre machen, daß Beethoven in der Pastoralsymphonie und der Sonate Opus 81 Instrumentalsätze mit Überschriften, welche auf äußere Anlässe hindeuten, versehen hat. Er hat sich über die Pastoralsymphonie selbst dahin ausgesprochen, daß sie in erster Linie Ausdruck der Empfindung sei; dasselbe gilt für die Sonate „Les Adieux“. Mozart, das größte Musikgenie aller Zeiten, hat nirgends ein Anlehnen der Instrumentalmusik an äußere Vorgänge auch nur versucht. Die Ansicht, daß die Instrumentalmusik, diese allerdeutscheste aller Künste, etwas anderes als nur Musik sei, daß sie etwas bedeuten müsse, ist hauptsächlich von dem Franzosen Berlioz und dem Ungarn Liszt verfochten worden. Daß aber ein Tonstück weder die Hunnenschlacht noch Tasso wirklich darstellen könne, ergiebt sich einfach daraus, daß niemand den angeblichen Inhalt erraten wird, wenn er den Titel nicht kennt. Der Umstand, daß in Liszts „Tasso“ eine Melodie, auf welche die venetianischen Gondoliere Strophen aus Tassos „Befreitem Jerusalem“ zu singen pflegten, als Hauptmotiv verwandt ist, könnte vielmehr einen unbefangenen Hörer auf die Idee bringen, daß es sich hier um eine symphonische Dichtung „Venedig“ handelt. Nicht auf das, was ein Kunstwerk bedeuten soll, kommt es an, sondern ob es der echte Ausdruck überströmenden Empfindens ist.

Wie lange aber die Menschheit gerungen hat, um die Tonkunst bis zu der Fähigkeit zu entwickeln, den Tanz der Seele zu begleiten, das lehrt uns die Geschichte; diejenige der abendländischen Musik verläuft, wie ich schon bemerkte, in verhältnismäßig kurzer Zeit, umfaßt aber doch einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren.

Ein musikalisches Element ist schon in der Rede jedes Menschen, und wohl am unbedingtesten in dem Lallen des Kindes, das noch nicht zu denken und zu sprechen vermag, sondern nur empfindet, enthalten. Steigen und Fallen der Stimme entspricht einer inneren Bewegung und offenbart diese unwillkürlich. Auch das rhythmische Bedürfnis des Menschen äußert sich schon lange vor der Entwickelung der Mensural-Musik in der Dichtkunst durch die verschiedenen Versmaße und den Strophenbau. Noch in viel entschiedenerer Weise bekundet sich dasselbe im Tanz, sei es im freudig belebten oder würdevoll langsamen. Wir sehen: hier liegen Analogien vor zwischen innerer und äußerer Bewegung, sowohl in Bezug auf Steigung und Senkung in der Tonhöhe der Stimme, als in Beziehung auf feuriges oder gemessenes Tempo. An alle phonischen, unwillkürlichen Gefühlsäußerungen des Menschen klingt die Musik an; aber sie sind durch das Medium des bestimmten Tones in das Reich des Idealen, der Kunst getreten. Die Musik zeigt am allerbestimmtesten die Grenze zwischen Kunst und Wirklichkeit, die heute so viel bestritten und durch die Forderung des „Verismus“ völlig verneint wird.

Es ergiebt sich bei einigem Nachdenken ein weiterer Unterschied zwischen dem natürlichen Verlauf der Empfindungen und ihrer künstlerischen Wiedergeburt in der Tonkunst. Während die Folge der Empfindungen in Wirklichkeit eine ununterbrochene ist, muß

jedes Kunstwerk einen Anfang und ein Ende, eine Grenze und somit eine Form haben. Diese Form steht im Widerspruch zu dem wirklichen Verlauf der Gemütsbewegung, die ja nirgends Anfang und Ende hat, und doch ist ohne Form kein abgeschlossenes Kunstwerk möglich. Die oft genannte „unendliche Melodie" ist eben keine Melodie, denn eine solche beruht auf Parallelismus und Antithese, bei aller Mannigfaltigkeit im Aufbau auf fester Konstruktion. Ebenso wie die Sprache durch den Satz einen Gedanken aus der immer wogenden Gedankenflut, aus der Reihe der fortzeugenden Gedanken herausgreift, abgrenzt und hinstellt, so greift jede echte Melodie einen bestimmten Gemütszustand, eine Stimmung aus der unaufhaltsam flutenden Seelenbewegung des Menschen heraus und bringt diese, losgelöst vom Vorhergehenden und Folgenden, zur idealen Erscheinung. Bei Werken größeren Umfangs, die sich nicht wie das Lied als einfache Melodie geben, sondern in denen mehrere Melodien oder Themen in Gegensatz zueinander treten (Sonate, Symphonie), macht sich das Bedürfnis nach Klarheit und Übersichtlichkeit, also nach künstlerischer Disposition noch stärker geltend. Hier wird die musikalische Form sich gar nicht mit dem realen Verlauf des Gefühlsprozesses decken; die Komposition wird nur ein Idealbild davon geben können, wie verschiedene Gemütseindrücke und Impulse aufeinander wirken und sich zu einem Ganzen verschmelzen.

Jede Stimmung, die sich musikalisch äußert, ist an die Mittel der Musik gebunden; diese aber kann nicht anders wirken als durch Ton und Rhythmus in abgegrenzter Form. Wollten wir diese Form zerstören, so würden wir eben den Boden der Musik verlassen und zu den Naturlauten zurückkehren.

Folgt aber nicht die Gesangmusik eigenen Gesetzen? Ist ihr nicht im Text das deutliche Vorbild gegeben, dem sie sich bezüglich des Tonfalles, also der Melodiebildung unbedingt anzuschmiegen hat? Auch das nicht. Der Musiker soll nicht die Worte, sondern das, was zwischen den Zeilen steht, komponieren; er soll den Gemütszustand spiegeln, dem das Gedicht entsprungen ist. Das Ideal eines Gesangstückes ist allerdings erreicht, wenn die Stimmung des Gedichts und die Diktion der Worte gleich gut getroffen sind. Aber das Wichtigste ist das erste. Es giebt Gesangskompositionen, die sich dem Wortaccent und Tonfall vortrefflich anpassen, und die dennoch musikalisch wirkungslos bleiben; das strophische Volkslied dagegen giebt den Grundton der Empfindung immer treffend und wirkt deshalb so ergreifend, während es sich um die bessere oder schlechtere Deklamation der Worte in den verschiedenen Strophen gar nicht kümmert.

Von „Verismus" im engeren, eigentlichen Wortverstand der Nachahmung kann also bei der Musik nicht die Rede sein. Dagegen ist die Forderung innerer Wahrheit der Musik um so berechtigter. Mag man denn die Erfüllung dieser Forderung „Verismus" nennen! Nun ist aber eine Kunst ohne äußeres Vorbild Abirrungen vom rechten Wege nur zu leicht ausgesetzt. Die reiche technische Entwickelung, welche die Musik erfuhr, verleitete oft die Komponisten wie die Ausübenden, die Einfachheit und Schlichtheit der Aussprache zu verlassen und mit Äußerlichkeiten und virtuosem Können zu prunken. Aber nur das Echte, Wahre vermag sich auf die Dauer zu behaupten; Lügen haben kurze Beine. Palestrina und Bach wirken heute noch, obwohl wir modernen Menschen doch wahrlich anders gestimmt sind als sie. Sie ergreifen, weil die Kraft starker Seelen aus ihnen spricht. Mozart, der alle Schönheit der Welt so voll empfindet, der mit Engelstimmen die „gute Mär" vom Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen verkündet, und Beethoven, der Gewaltige, der alle Fesseln, die das Dasein der Menschen umschließen, sprengen möchte, der die verborgensten Tiefen des Herzens kennt, der leidverklärte Kündiger dessen, „was von Menschen nicht gewußt, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht" — sie werden immer verstanden werden, weil sie in Schlichtheit und Wahrhaftigkeit aussprechen, was ein Gott ihnen in die Seele legte.

Die Forderung der Wahrheit ist denn auch immer wieder von echten und falschen Propheten erhoben worden. Die echten beseitigten alles Unkraut, das die edle Pflanze der Kunst zu überwuchern drohte, und beschnitten ihre Auswüchse; aber sie erhielten und pflegter sorgsam jedes Reislein, das Früchte tra-

gen konnte; sie verteidigten und befestigten jede wirkliche Errungenschaft der Kunst. Als die Kontrapunktik der Niederländer zur äußerlichen Virtuosität und Künstelei ausgeartet war, erhoben sich Stimmen, welche für die Kirche die Rückkehr zum einstimmigen Gesang verlangten. Palestrina zeigte, wie man auch durch vielstimmigen Gesang einfach und verständlich wirken könne, und er rettete die Polyphonie vor dem drohenden Ausschluß aus der Kirche. Dagegen warfen Caccini, Peri und Cavalieri, von dem Bestreben geleitet, das antike Drama und seine mächtige Wirkung wieder herzustellen, in ihren dramatischen Arbeiten nicht nur die Mehrstimmigkeit über Bord, sondern sie trugen auch „eine edle Verachtung der Melodie“ zur Schau und schrieben langweilige Opern in monodisch recitierendem Stil, die längst ad acta gelegt sind und nur noch historisches Interesse bieten. Zwei Jahrhunderte später erhob sich Gluck gegen das Überhandnehmen des Koloraturgesanges und die Ansprüche der Sänger, daß die Bühne ihnen Gelegenheit gebe, ihre Virtuosität glänzen zu lassen. Auch er wollte an die antike Tragödie anknüpfen, verlangte, daß die Oper wirklich ein „lyrisches Drama“ sei, forderte Einfachheit und Wahrhaftigkeit des musikalischen Ausdruckes: „Die Musik solle die Dichtung unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situation zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen und durch unnütze Verzierungen zu entstellen.“ Aber Gluck war ein viel zu großer Musiker, um dies Ziel durch Zerstörung wertvoller Kunstmittel erreichen zu wollen. Er verwarf weder den Chor noch die geschlossene Form der Arie; er reinigte sie aber von falschem Aufputz und verwandte sie an rechter Stelle. Seine Musikstücke sind festgeformt und gegliedert; Recitativ und getragener Gesang wechseln in wohlerwogener Weise ab und heben sich gegenseitig. So hat er den Boden bereitet, auf dem die Meisterwerke eines Größeren, Mozart, erwachsen konnten.

In unseren Tagen hat Richard Wagner das Panier der Reform des Opernwesens, das wieder in Lüge und Unnatur ausgeartet war, erhoben; seine theoretischen Forderungen, in wesentlichen Punkten berechtigt, erinnern doch auch wieder an die der Caccini, Peri und Cavalieri; aber er hat das Thörichte derselben durch eigene künstlerische That am glänzendsten widerlegt. Er weiß die durch Mozart, Weber und andere für das musikalische Drama erworbenen Errungenschaften technisch meisterlich, aber zugleich im Sinne des Dichters zu verwerten. Gerade die Teile seiner Werke, in denen er das Erbe seiner Vorgänger antritt, wie das erste und zweite Finale des „Tannhäuser“, das Erscheinen des rettenden Ritters im „Lohengrin“, das Quintett und die letzten Scenen der „Meistersinger“, das Schmiedelied im „Siegfried“ und viele andere herrliche Stücke — die sind es, welche dem Publikum über die langen öden Strecken recitierenden Gesanges, der Frucht seiner theoretischen Irrtümer, hinweghelfen. Wagners unbedingte Parteigänger behaupten, daß er die Wahrheit vertrete im Gegensatz zu dem konventionellen Schaffen Mozarts und seiner Nachfolger. Er vertritt also nach deren Meinung gegen diese den „Verismus“. Die Vorbedingung für die Wahrheit dramatischer Musik scheint mir aber die zu sein, daß die darzustellenden Personen Blut und Leben haben. Wagner hat uns echte und wahrhaftige Menschen hingestellt; man denke nur an Tannhäuser und Elisabeth, an Hans Sachs und Kurwenal! Aber er hat auch die deutsche Bühne mit einer Schar von Schatten und Wesen bevölkert, mit denen uns kein Band gemeinsamen Fühlens und Denkens verbindet. Was ist uns Wotan? Was ist uns Erda und das ganze Götter-, Riesen- und Zwergenvolk? Was ist uns selbst Siegfried, der durch verschiedene Tränke immer zu den Entschlüssen präpariert wird, deren der Dichter gerade bedarf? Wie anders mutet uns die Reihe der lebensvollen Gestalten an, welche uns Mozart vor die Seele zaubert: Blondchen, Pedrillo, Osmin, Zerline, Susanne, Cherubin, Don Juan, Leporello und wie sie alle heißen, alle erfüllt von feurig pulsierendem Blut! Mozart ist wahrlich der größte „Verist“!

Wenden wir uns zu den modernen Italienern, welche neuerdings als die „Veristen“ bezeichnet werden. Mit welchem Recht geschieht dies? Die musikalische Formgebung Mascagnis in der Cavalleria rusticana lehnt sich im wesentlichen an die bisherige italie-

nische Oper an; nur ist alles knapp, wie es der Einakter erfordert; die größeren Formen sind durch kleinere ersetzt. Da finden wir die üblichen Chöre der Landleute, einen Gebetchor, ein Ständchen Turridus, Lolas Liedchen, ein Trinklied, ein abscheuliches Fuhrmannslied in Tonfolgen, wie sie nie ein italienischer Bauer singen wird — alles abgeschlossene Musikstücke; außerdem ist nach dem tragischsten Moment ein gefälliges Intermezzo eingeschoben, welches mit der Handlung in keinem Zusammenhang steht, sondern dieselbe in recht unpassender Weise unterbricht. Das nennt man nun auch wieder „Verismus“, und gewisse Leute thun, als ob vorher kein dramatisches Leben in der italienischen Musik zu verspüren gewesen sei. Ist nicht Norma trotz aller Mängel und Trivialitäten in Bellinis Partitur eine Gestalt von echtester Natur und zugleich wahrhaft tragischer Größe? Sprudelt nicht im Barbier eine schäumende Quelle von Fröhlichkeit und Übermut, Jugend und Frische? Ist Verdi etwa ein minderer Meister des Ausdrucks und des starken dramatischen Accents als Mascagni? Der Komponist Mascagni ist um nichts wahrhaftiger im musikalischen Ausdruck als seine Vorgänger. Dennoch finden wir ein Moment, welches ihn in der Cavalleria rusticana und seinen Genossen Leoncavallo in den „Pagliacci“ von Verdi, der während der letzten Jahrzehnte die italienische Bühne beherrscht hat, unterscheidet; das ist die Wahl der Stoffe. Verdi hat seinen Opern teils antik-orientalische Vorwürfe (Nabuco, Aida), teils französisch-neuromantische (Hernani, Rigoletto), teils solche, welche deutschen und englischen Dramen entnommen waren (Luisa Miller, Otello, Falstaff) zu Grunde gelegt. Obwohl Vollblut-Italiener, hat er meines Wissens nie nationale Stoffe behandelt. Nun treten ein paar junge Komponisten auf, greifen mitten ins italienische Volksleben hinein und führen Leid und Freud des gemeinen Mannes in außerordentlich glücklich concipierten, leidenschaftlich bewegten Dichtungen ihren Landsleuten vor Auge und Ohr. Daher der erstaunliche, sonst gar nicht erklärbare Jubel des italienischen Publikums, welcher an die Begeisterung erinnert, mit der in Deutschland einstens der „Freischütz“ aufgenommen worden ist. Endlich wurde ihm die Heimat, die Eigenart auf der Bühne vorgestellt! Mascagni und Leoncavallo sind beide Musiker von bedeutendem Talent; dennoch stehen sie an Reichtum der Erfindung weit zurück gegen Rossini, Bellini und selbst Verdi. Ihren ganz außerordentlichen Erfolg verdanken sie den Libretti; sollen ihre Werke durchschlagen, so müssen deshalb die Interpreten derselben vor allem gute Darsteller, erst in zweiter Linie Sänger sein.* Mascagni hat in seinen späteren Opern den glücklich gewählten nationalen Boden schon wieder verlassen und im „Freund Fritz“ und den „Rantzau“ deutsche Stoffe behandelt, sehr zu seinem Nachteil. Denn hier ist der schnell berühmt gewordene „Verist“ nichts weniger als wahr; seine Musik ist gekünstelt und unnatürlich. Schöne lyrische Momente der Dichtung gehen spurlos vorüber, dagegen werden die unbedeutendsten Worte, wie: „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt!“ mit einem Aufwand an instrumentalen Mitteln aufgebauscht, als sollte eben Banquos Geist an dem Tische erscheinen.

Es gab eine Zeit, und sie liegt erst kurz hinter uns, in welcher man die bürgerliche Komödie Ifflands und Kotzebues als die Rückkehr vom Pathos Schillers zur Natur pries. Auch in unseren Tagen macht sich wieder eine Strömung geltend, welche nur das Alltägliche wahr nennt. Die Zukunft wird zeigen, ob diese Richtung einen längeren Atem hat als Ifflands und Kotzebues bürgerliche Komödie. Die Zeitgenossen sind wohl am wenigsten berufen, darüber zu richten, welcher Anspruch auf Wahrhaftigkeit der begründetere ist; ihr Standpunkt ist ein zu naher. Ein jeder urteilt nach seinem Naturell, nach seiner Erziehung.

Das lehrt uns jedenfalls die Geschichte: daß nur solche Werke, welche die Wahrheit im Gewande der Schönheit, in der edelsten Form geben, die Jahrtausende zu überdauern vermochten.

* Das Drama von Luigi Verga, welches Mascagnis Cavalleria rusticana zu grunde liegt, wirkt auch ohne Musik sehr packend.

Das Jubiläum des Barometers.

Von
Hermann J. Klein.

Ein Vierteljahrtausend ist gegenwärtig verflossen seit Erfindung eines der wichtigsten wissenschaftlichen Instrumente, des Barometers, jenes Apparates, der uns den veränderlichen Druck des Luftmeeres anzeigt und die Höhen der Erdoberfläche auf einfache Weise zu messen gestattet. Kein Instrument ist so populär geworden wie das Barometer, man trifft es als Wetterglas im Palast wie in der Hütte, besonders in der Gestalt des billigen und für Luftdruckänderungen sehr empfindlichen Aneroids.

Erfinder des Barometers ist der italienische Gelehrte Evangelista Toricelli, weshalb man das Instrument auch anfangs als Toricellische Röhre bezeichnete. Man beschreibt den Versuch, durch welchen Toricelli auf die Erfindung des Barometers geleitet wurde, gewöhnlich in folgender Weise: Eine ungefähr zwei Meter lange, oben geschlossene Glasröhre wurde mit Quecksilber gefüllt, dann die Öffnung an dem einen Ende mit dem Finger verschlossen und hierauf die Röhre senkrecht in ein Gefäß voll Quecksilber gestellt. Als Toricelli jetzt den Finger von der Öffnung entfernte, floß keineswegs sämtliches Quecksilber aus der Röhre, sondern es blieb eine Quecksilbersäule von 28 Zoll Höhe frei in ihr stehen. In Wirklichkeit war der Versuch etwas komplizierter, allein das Ergebnis war das nämliche und Toricelli erkannte sofort, daß die Quecksilbersäule sich nur deshalb in der Höhe von 28 Zoll erhielt, weil auf die Oberfläche des Gefäßes ein Druck von seiten der Luft ausgeübt wird, der dem Druck der Quecksilbersäule das Gleichgewicht hält. Zu diesem richtigen Schlusse kam Toricelli, indem er sich der Beobachtung erinnerte, welche früher ein Gärtner zu Florenz gemacht und Galilei mitgeteilt hatte. Jener Mann hatte sich nämlich eine vierzig Palmen hohe Wasserpumpe angefertigt, aber nachher gefunden, daß das Wasser in dem Saugrohre nicht höher als 32 Fuß emporstieg. Galilei, um die Ursache dieser befremdlichen Erscheinung gefragt, konnte keine rechte Erklärung dafür geben. Er erinnerte daran, daß nach der Lehre des Aristoteles die Natur keinen leeren Raum dulde, deshalb steige das Wasser in den Saugröhren überhaupt empor, indessen habe dieser Abscheu der Natur vor der Leere doch seine Grenzen und deshalb steige das Wasser nicht höher als 32 Fuß. Daß der Druck der Luft möglicherweise eine Rolle bei der Erscheinung spiele, schwebte Galilei dunkel vor, und der von Toricelli ausgeführte Versuch geschah auch auf Veranlassung von Galilei, der diese Methode angegeben hatte, um einen leeren Raum zu erzeugen. Toricelli bewies die Richtigkeit seiner Behauptung, es sei nur der Druck der Luft, welcher die Quecksilbersäule in dem Rohre 28 Zoll hoch erhält, dadurch, daß er darauf hinwies, wie eine solche Quecksilbersäule von 28 Zoll Höhe genau so schwer ist als eine Wassersäule von gleichem Querschnitt und 32 Fuß Höhe. Dieser Beweis wäre für jeden Unparteiischen völlig ausreichend gewesen, allein vor zweihundertundfünfzig Jahren beherrschte noch die Lehre des Aristoteles die Geister und man konnte

sich von der Meinung, die Luft sei ein schwerer Körper, nicht leicht losmachen. Da hatte der berühmte Pascal den glücklichen Gedanken, den Streit durch ein sicheres Experiment zur endgültigen Entscheidung zu bringen.

„Um meine Meinung gerade herauszusagen," bemerkt er in einem Briefe an seinen Schwager Perrier, „so finde ich schwierig zu glauben, die Natur sei empfänglich für einen Abscheu, da sie unbeseelt und gefühllos ist, während eine Leidenschaft doch eine empfindende Seele voraussetzt. Ich neige mehr dazu, jene Wirkungen der Schwere und dem Druck der Luft zuzuschreiben, und sehe sie nur als specielle Fälle eines allgemeinen Satzes über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten an." Um dies zu beweisen, schlug er den berühmt gewordenen, uns heute freilich sehr einfach erscheinenden Versuch vor. Wenn, sagte er, die Luft infolge ihres Druckes die Quecksilbersäule in 28 Zoll Höhe erhält, so muß diese Säule auf einem Berge offenbar niedriger sein, da dort ein Teil der Luft unter dem Beobachter liegt. Diesen Gedanken auszuführen, veranlaßte er im Jahre 1648 seinen Schwager Perrier, der zu Clermont in der Auvergne wohnte, sich mit einer Toricellischen Röhre auf den Gipfel des benachbarten Puy de Dome zu begeben und dort die Länge der Quecksilbersäule zu messen. Der Puy de Dome hat eine Höhe von 1465 Metern, und der Versuch wurde am 19. September jenes Jahres ausgeführt. Am Morgen jenes Tages versammelte Perrier eine Anzahl Honoratioren Clermonts in seinem Hause und man bestimmte dort die Höhe der Quecksilbersäule in zwei Toricellischen Röhren. Dann begab man sich mit einer dieser Röhren zu dem zwei Meilen entfernten Berge. Auf dem Gipfel desselben wurde die Quecksilbersäule nochmals gemessen und man fand sie dreieindrittel Zoll kürzer als in der Stadt Clermont. Auf dem Rückwege machte man ungefähr in halber Höhe Halt und bestimmte auch dort die Länge der Säule. Es ergab sich, daß dieselbe größer als auf dem Gipfel, aber kleiner als in Clermont war. Damit war die Richtigkeit der Toricellischen Behauptung unwiderlegbar erwiesen, und Pascal zeigte durch einen späteren Versuch, daß schon auf der Höhe eines gewöhnlichen Kirchturmes das Quecksilber in der Röhre tiefer steht als am Fuße desselben. Toricelli selbst hat diese Bestätigung seiner Lehre nicht mehr erlebt, denn er starb schon 1647. Pascal aber war es, der die Lehre vom Druck der Luft wissenschaftlich ausbaute und auf die Bedeutung des neuen Apparates (für den sich der Name Barometer allmählich einbürgerte) als Instrument zur Messung von Höhen entwickelte. Es dauerte nicht lange und das Barometer wurde an vielen Orten beobachtet, wobei sich bald ergab, daß bei ungünstigem Wetter, bei Regen und Wind, das Quecksilber tief, bei heiterem ruhigem Wetter dagegen hoch steht. Diese Wahrnehmung verschaffte dem Instrumente eine große Verbreitung im Publikum, von dem es nunmehr als Wetterverkündiger betrachtet wurde. Man überzeugte sich aber auch bald, daß dieses Wetterglas keineswegs ein untrüglicher Prophet ist, sondern daß seine Angaben in nicht seltenen Fällen unrichtig sind. Bei niedrigem Barometerstande ist das Wetter bisweilen heiter und ruhig, während in anderen Fällen bei hohem Luftdruck trübes, regnerisches und unruhiges Wetter herrscht. Auch über die Ursachen dieser Barometerschwankungen konnte man nicht zur Klarheit gelangen, so daß selbst noch im gegenwärtigen Jahrhundert ein verdienstvoller Gelehrter die Möglichkeit nicht abwies, bei dem großen Dezembersturme des Jahres 1821 könnte die Luftdruckabnahme dadurch entstanden sein, daß ein Teil der Atmosphäre vom Meere verschlungen worden wäre. Heute wissen wir, daß das Fallen des Barometers bei Stürmen durch das rasche Herumwirbeln der Luft um das Sturmcentrum verursacht wird und also eine mechanische Wirkung der wirbelnden Luftbewegung ist. Auch darüber ist man heute klar, daß die bloße Angabe des Barometerstandes an einem Ort kein Urteil über das kommende Wetter gestattet, sondern daß man hierzu die Luftdruckverteilung über einen größeren Teil der Erde kennen muß. Von ebenso großer Wichtigkeit wie für die Meteorologie ist das Barometer aber auch für die Erdkunde geworden, weil es gestattet, auf einfache Weise Berghöhen zu messen. Aus dem Unterschied in dem Stand des Barometers am Fuße und auf

dem Gipfel eines Berges kann man mit Hilfe gewisser Rechnungsvorschriften die Höhe dieses Berges messen. Zwar ist dies auch auf anderem Wege, nämlich durch trigonometrische Arbeiten, möglich, allein diese sind viel umständlicher und oft aus mancherlei Ursachen überhaupt nicht ausführbar. Deshalb hat unsere Kenntnis der Höhenverhältnisse der Erdoberfläche erst seit Erfindung des Barometers ihren Aufschwung genommen. Der erste, welcher das Barometer zur Messung von Berghöhen benutzt hat, scheint Scheuchzer gewesen zu sein. Er nahm an, daß das Quecksilber in der Röhre für je achtzig Fuß Erhebung um eine Linie sinke und bestimmte hiernach in den Jahren 1705 bis 1707 mehrere Berghöhen und die Höhen verschiedener Pässe in der Schweiz. Allein so einfach, wie der alte Scheuchzer glaubte, ist die Berechnung der Höhe aus Barometerangaben nicht, schon deshalb, weil auch die Wärme der Luft dabei eine wichtige Rolle spielt. Scheuchzer bediente sich bei seinen Messungen der von Mariotte und Cassini für die barometrischen Höhenbestimmungen berechneten Tafeln, die theoretisch nicht einwurfsfrei waren. Es ist interessant, die von ihm ermittelten Höhen mit den wirklichen, wie sie heute bekannt sind, zu vergleichen. So fand Scheuchzer für die Höhe des Hospizes auf dem St. Gotthard nach Mariottes Tafeln 5113 Pariser Fuß, nach Cassinis Tabelle dagegen 6848 Fuß. Die wahre Höhe beträgt 6443 Fuß. Man sieht, wie mangelhaft die damaligen Rechnungsvorschriften und wohl auch noch die angewandten Instrumente waren, doch erhielt man wenigstens einige Anhaltspunkte zur Beurteilung der dort vorhandenen Höhen. Bis dahin war man über die Seehöhen der Alpenhochgipfel völlig im ungewissen, ja die Meinungen gingen so weit auseinander, daß manche dem Gotthard eine Höhe von nur ein paar tausend Fuß zuschrieben, andere aber behaupteten, er habe wenigstens eine Höhe von neun Meilen. Der berühmte Halley war der erste, welcher eine in den Grundlagen einigermaßen richtige Formel für Höhenberechnung aus Barometerbeobachtungen aufstellte, aber auch er hatte noch keine Ahnung von der Wärmekorrektion, welche die Barometerangaben erfordern. Erst de Luc erkannte um 1776, daß die Wärme eine sehr merkliche Ausdehnung des Quecksilbers in der Barometerröhre hervorbringt und daß man diese unbedingt berücksichtigen müsse, wenn die Barometerangaben untereinander vergleichbar sein sollten. Auch noch auf mehrere andere Umstände, welche bei barometrischen Höhenmessungen berücksichtigt werden müssen, wurde de Luc aufmerksam, und seine Formeln galten lange als die besten. Der berühmte Laplace überwand indessen erst alle theoretischen Schwierigkeiten des Problems, und es handelte sich seitdem nur darum, gewisse konstante Größen aus den Beobachtungen zu bestimmen. Hier kann jedoch nicht näher darauf eingegangen werden, es mag genügen zu bemerken, daß man gegenwärtig völlig genaue Vorschriften besitzt, um mittels der Barometerangaben die Höhe der Berge zu bestimmen, und daß dieses Verfahren häufig angewandt wird.

So ist denn das Barometer ein überaus wichtiges Instrument, ja, für die Meteorologie das unbedingt wichtigste geworden, und Evangelista Toricellis einfacher Versuch vor 250 Jahren bildet den Ausgangspunkt einer unabsehbaren Reihe von wissenschaftlichen Forschungen.



Die Verbrecherkolonie und die Zwergneger
auf den Andamanen.

Von

Otto E. Ehlers.

Die unter dem 9. bis 11. Grad nördlicher Breite und dem 92. bis 93. Grad östlicher Länge im Meerbusen von Bengalen gelegene Inselgruppe der Andamanen, der ich im Sommer des Jahres 1891 einen Besuch abstattete, zerfällt in Nord-, Mittel-, Süd- und Klein-Andaman, sowie in verschiedene kleinere Inseln. Auf Süd-Andaman befindet sich die von den Engländern für indische Sträflinge errichtete Verbrecherkolonie Port Blair, in der zur Zeit meiner Anwesenheit nicht weniger als 12197 mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt geratene Bewohner des großen indischen Reiches untergebracht waren. 8075 derselben waren Mörder, 44 Giftmischer, 1841 Räuber, 502 Einbrecher, und der Rest setzte sich aus allem möglichen, nicht näher zu klassifizierenden Gesindel zusammen. Man sieht daraus, daß ich mich hier in guter Gesellschaft befand.

Den landschaftlichen Reizen Port Blairs wird sich so leicht niemand entziehen können, und kein Besucher der Andamanen wird von diesem entzückend gelegenen Hafen ohne Bedauern scheiden.

Jeder ankommende Fremde — ein Besuch der Kolonie ist nur mit besonderer Erlaubnis des Chief Commissioners gestattet — wird auf Roß Island, einer am Eingang des Hafens gelegenen Felseninsel, gelandet. Dieselbe ist von einem Kranze hart an das Meer herantretender Kokospalmen eingefaßt, die eine peinlich sauber gehaltene Promenade beschatten, auf der man in einer Viertelstunde die Insel umwandern kann. Prächtige Baumgruppen, zwischen deren frischem Grün überall freundliche, von schmucken Gärten umgebene Bungalows hervorleuchten, ziehen sich den etwa 200 Fuß hohen Berg hinan, auf dessen Gipfel die Residenz des Chief Commissioners und die schloßartige Kaserne einer 140 Mann starken Abteilung britischer Infanterie gelegen sind.

Gegen 300 Sepoys (indische Soldaten) eines Madras-Infanterieregiments sind in von Wällen umgebenen Holzbaracken untergebracht.

Ringsum grüßen mich, sanft vom Morgenwinde hin- und hergewiegt, Kokospalmen, Mangas, Akazien, Kasuarinen und andere

liebe Bekannte aus den Tropen, während meine entzückten Blicke über eine tiefblaue, in majestätischer Ruhe daliegende Wasserfläche gleiten, hinüber zu einer in smaragdenem Grün prangenden, gegen 1200 Fuß über das Meer sich erhebenden Insel.

Ich muß gestehen, ich hatte mir eine Verbrecherkolonie anders vorgestellt. Dazu hatte ich Kettengerassel, abgehärmte Gestalten, ängstlich bewacht von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten und Aufsehern mit neunschwänzigen Katzen, erwartet, und statt dessen fand ich in den auf Roß Island untergebrachten etwa 2000 Gefangenen wohl und munter dreinschauende, sauber gehaltene, sich vollkommener körperlicher Freiheit erfreuende Menschen, fand sie als Schreiber in den Bureaus, als Aufseher in den Vorratsniederlagen, als Diener, Köche, Gärtner und Nachtwächter in den Häusern der Europäer, als Bootsleute, Pinrickshaw-Kulis, Straßenkehrer und Gott weiß was sonst noch. Selbst die allnachmittäglich auf der Promenade konzertierende uniformierte Musikkapelle war ausschließlich aus Verbrechern zusammengesetzt.

In den meisten Haushaltungen der Beamten besteht die gesamte Dienerschaft vom Hausmeister bis zum Küchenjungen abwärts aus Mördern, die man allgemein den anderen Sträflingen, z. B. Einbrechern, Dieben und Räubern, vorzieht. Daß man in der Offiziersmesse als Küchenchef einen professionellen Giftmischer angestellt hatte, schien mir freilich ein etwas leichtfertiges Unternehmen; aber der Mann kochte vortrefflich, und daher verzieh man ihm seine sonstigen kleinen Fehler, solange er das Arsenik und andere unliebsame Ingredienzien aus den Saucen fernhielt. Die Leute sind durchweg gut genährt und erhalten, falls sie sich nichts zu schulden kommen lassen, für ihre geleistete Arbeit allmählich bis zu drei Mark steigende monatliche Vergütungen. Nach zehn Jahren guter Führung werden ihnen auf Wunsch einige Morgen Wildnis überwiesen, die sie in Kulturland umzuwandeln haben. Von ihren im Laufe der Jahre gemachten Ersparnissen erbauen sie sich ein kleines Häuschen, kaufen sich ein oder mehrere Stück Rindvieh und leben, abgesehen davon, daß sie beständig unter polizeilicher Aufsicht stehen und auch, sobald sie sich nicht anständig aufführen, wieder zu Zwangsarbeiten degradiert werden können, ganz wie freie Leute. Sie zahlen eine geringe Pacht für das ihnen zugewiesene Land und verkaufen den Überfluß ihrer Produkte, Reis, Mais, Ziegen und Rinder, an die Verwaltung der Kolonie.

Diesen „Selbsterhalter“ genannten Sträflingen ist es nicht nur gestattet, sich mit ihren weiblichen Leidensgefährten zu verehelichen, sondern es wird ihnen unter Umständen sogar erlaubt, sich, falls sie schon vor ihrer Einlieferung verheiratet waren, ihre Gattinnen nachkommen zu lassen. Für die Erziehung der Kinder dieser Familien wird in mehreren Schulen der Kolonie auf das beste gesorgt. Übrigens steht es den Selbsterhaltern frei, falls sie keinen Beruf zum Landwirt in sich spüren, irgend eine andere ihnen zusagende Thätigkeit zu ergreifen. So finden wir denn unter den 2590 männlichen Selbsterhaltern neben 1724 Feldpächtern eine Anzahl von Handwerkern aller Art, Kaufleute, Diener, Apothekergehilfen, Aufseher und Wäscher; unter den weiblichen Selbsterhaltern Milchfrauen, Kindermädchen &c. Alle verdienen sich ihren Unterhalt und fallen somit der Regierung, der sonst jeder Gefangene gegen hundert Mark per Jahr kostet, nicht mehr zur Last.

Fast alle in der Kolonie untergebrachten Sträflinge sind zu lebenslänglicher Deportation verurteilt, doch werden sie mit Ausnahme unverbesserlicher Taugenichtse und der wegen Giftmischerei bestraften Individuen nach zwanzigjähriger Gefangenschaft in die Heimat entlassen, falls sie nicht, was keineswegs selten vorkommt, vorziehen, als freie Leute ihr Leben in der ihnen lieb gewordenen Kolonie zu beschließen.

Fluchtversuche sind nahezu aussichtslos und gehören daher zu den Seltenheiten. Die in das Innere der Insel Flüchtenden werden ausnahmslos, falls sie nicht von den Eingeborenen niedergemacht werden, von diesen eingefangen und gegen entsprechende Belohnungen wieder in die Kolonie zurückgebracht.

Aber der nach Freiheit strebende Mann, was thut er nicht, um das verlorene höchste Gut des Menschen wiederzuerlangen. Hier und da ist es vorgekommen, daß einige der



Bazarstraße in der Verbrecherkolonie Port Blair.

Sträflinge sich ein kleines Floß zusammengezimmert haben und sich aufs Meer hinaustreiben ließen, in der Hoffnung, von einer ihrer ansichtig werdenden Schiffsmannschaft aufgenommen zu werden oder an die Küste des Festlandes zu gelangen. Einer unter

tausend vielleicht erreicht das Ziel seiner Wünsche, die meisten gehen elendiglich zu Grunde. Drei im vergangenen Jahre auf einem Floß entflohene Birmesen wurden nach sechs Tagen, dem Hungertode nahe, wieder eingefangen; ein anderes Floß wurde mit dem festgebundenen Leichnam eines Sträflings, auf hoher See treibend, gefunden.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Port Blair wurde mir Gelegenheit geboten, unter Führung des mit vollstem Recht auf die von ihm seit nahezu elf Jahren musterhaft verwaltete Kolonie stolzen Chief Commissioners Oberst Cadell die um den Hafen sich gruppierenden, auf den verschiedenen Inseln gelegenen Niederlassungen zu besichtigen.

Ein kleiner Dampfer brachte uns jeden Morgen an unseren Bestimmungsort, wo die auf einem Leichter mitgeführten Pferde bestiegen wurden.

Der erste Morgen galt dem Viper Island, einer kleinen, etwa eine halbe Stunde von Roß Island entfernten, mit wohlgepflegten, an diejenigen von Monaco erinnernden, sich bergan ziehenden Gartenanlagen bedeckten Insel, von deren Grün sich die auf der Höhe gelegene hellgetünchte Polizeistation in Form einer Moschee wirkungsvoll abhebt.

Am Landeplatze liegen mehrere große, luftige, als Krankenhäuser dienende Holzschuppen. Zwischen blühenden Hibiskushecken steigen wir von hier auf Zickzackwegen hinauf zu dem Zuchthause, in dem die in der Kolonie wegen irgend welcher Verbrechen oder Vergehen bestraften Kolonisten mit allerhand geringer Beliebtheit sich erfreuenden Arbeiten beschäftigt werden, mit Steinklopfen, Getreidemahlen, Kokosnußölpressen 2c. Überall auf den diese Anstalt umgebenden Terrassen erfreuen reizende Gartenanlagen das Auge, und die Aussicht, die sich von hier dem Beschauer auf die saphirblauen Fluten der Hafenbucht öffnet, ist von berückender Schönheit.

Auf mehreren anderen Ausflügen besuchte ich die Dorfschaften der Selbsterhalter, sowie die Indigofaktorei, die Theegärten, Kaffee-, Thee-, Tabaks- und sonstigen Pflanzungen.

Im ganzen sind seit dem Jahre 1858 gegen achttausend Hektar Acker- und Weideland der Wildnis abgerungen, und fünfhundert weitere Hektar werden durchschnittlich jährlich dazu gewonnen, sowohl durch Abholzen der Wälder, als auch durch Beseitigung der Mangrovendickichte, die meist in Reisland oder Kokoshaine umgewandelt werden.

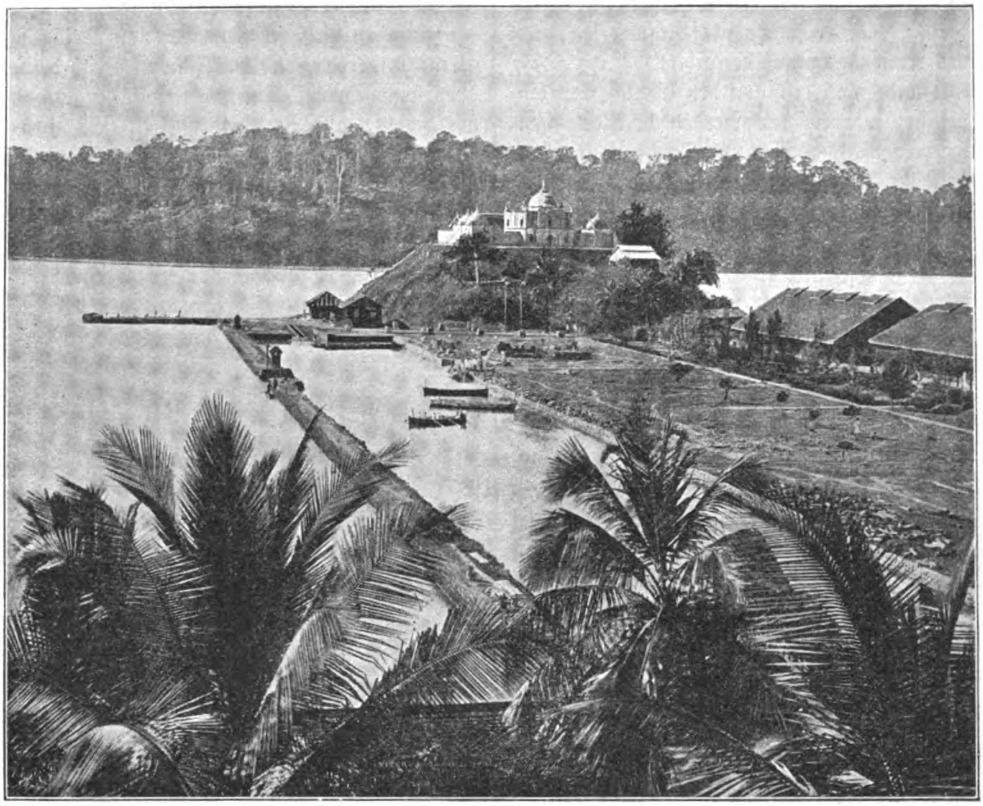
Die ausgedehnten Forsten stehen unter Aufsicht geschulter Beamten und ergeben nicht unbeträchtliche Überschüsse. Das geschätzteste Holz, welches dieselben liefern, das sogenannte „Padouk", wird in London mit hundertundfünfzig Mark per Tonne bezahlt und findet hauptsächlich beim Bau von Eisenbahnwagen Verwendung.

Nahezu vier Wochen habe ich auf den Andamanen zugebracht, und nach allem, was ich während dieser Zeit von der Kolonie und von der Verwaltung derselben kennen gelernt, muß ich gestehen, daß hier mit englischem Gelde und englischer Energie etwas geleistet worden ist, was sich sehen lassen darf.

Gegen zweitausend Sträflinge, die sich schwer gegen das Leben und Gut ihrer Mitmenschen vergangen haben und die in den Mauern eines Gefängnisses aller Wahrscheinlichkeit nach noch schlechter geworden wären, werden von hier, wo sich ihnen die Möglichkeit bietet, durch ordentlichen Lebenswandel ihr Los von Jahr zu Jahr erträglicher zu gestalten, als gebessert entlassen und der menschlichen Gesellschaft als Leute, die gelernt haben, sich im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot auf ehrliche Weise zu verdienen, zurückgegeben. Das ist viel, sehr viel und jedenfalls ein Erfolg, wie er schöner nicht gedacht werden kann.

Nicht minder als die auf den Andamanen internierten Verbrecher interessierten mich die eigentlichen Bewohner der Inseln, ein zwergartiges, stark im Aussterben begriffenes Volk von Negritos, und wenn ich, trotzdem ich nur kurze Zeit unter ihnen geweilt, dennoch versuche, die Andamanesen zu schildern, so geschieht das nicht in der Absicht, damit der Völkerkunde einen Dienst zu erweisen, sondern den Leser oberflächlich mit diesem merkwürdigen Völkchen bekannt zu machen.

Die Andamanesen sind Neger im Taschenformat, schwarz wie die Waniamwezis, an die auch die Gesichtszüge mancher erinnern, während andere eine überraschende Ähnlich-



Viper Island mit dem Gefängnis.

keit mit den Wadschaggas und anderen Bewohnern des Kilimandscharo aufweisen.

Die Streitfrage, ob diese Zwergneger thatsächlich als Urbevölkerung der Andamanen anzusehen sind, oder ob man in ihnen die im Laufe der Jahrhunderte degenerierten Nachkommen hier gestrandeter afrikanischer Sklaven vor sich hat, soll an dieser Stelle unerörtert bleiben.

Die Bewohner der Andamanen zerfallen in neun Stämme, von denen ich jedoch nur die im Süden der Inselgruppe lebenden bojig ngiji näher kennen gelernt habe.

Die bojig ngiji sind durchaus proportioniert gebaute, muskulöse Leutchen, 132 bis 148 Centimeter hoch, mit wolligem Haar, ofenschwarzer Hautfarbe und oft angenehmen Gesichtszügen. Sie leben in den Wäldern der Insel an geschützten Plätzen in Hütten, die aus vier senkrecht stehenden Pfählen mit einem nach hinten stark abfallenden Blätterdache bestehen, und treiben weder Ackerbau noch Viehzucht. Ihre vegetabilische Nahrung besteht aus verschiedenen wild wachsenden Wurzeln (yams), drei Arten der Frucht der Mangroven, der Pandanus und dem Samen einer tonotang genannten Seewasserpflanze, in der Hauptsache aber leben sie von den Erzeugnissen der Jagd, des Fisch- und Schildkrötenfanges, hier und da auch, gleich den Juden in der Wüste, von Heuschrecken und wildem Honig, von Käferlarven und sonstigem Gewürm.

Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die Speisekarte dieser Wilden an Reichhaltigkeit wenig zu wünschen übrig läßt. Sie begnügen sich mit zwei Mahlzeiten, nämlich einem Frühstück und einem nach englischer Sitte gegen Abend eingenommenen dinner, dessen Hauptgerichte aus dem Braten des Wildschweines oder des fliegenden Fuchses, aus gerösteten Ratten, Iguanas, Tauben und Waldhuhn bestehen, während Schildkröten und Schildkröteneier, Seeschlangen, Krabben, Fische und Mollusken aller Art die Fischgerichte ausmachen. Die Larven des Ceram-

byx heros und anderen Käfergetiers, ebenso Honig, werden mehr als Näschereien denn als Nahrungsmittel betrachtet.

Hunde sind erst von den Engländern eingeführt worden und werden von den Eingeborenen als Haus- und Jagdgenossen hoch geschätzt, aber nicht gegessen, wie von den Bewohnern einzelner Inseln der benachbarten Nikobarengruppe. Vorzüglich gearbeitete hölzerne Bogen in Form eines langgestreckten S mit Pfeilen, die, je nachdem sie für größeres Wild oder Vögel bestimmt sind, eiserne oder hölzerne Spitzen aufweisen, sind ihre einzigen Schußwaffen, doch werden auch hier und da Speere zur Jagd angewendet, während der Schildkrötenfang ausschließlich mit Harpunen betrieben wird. Das zur Anfertigung ihrer Waffen erforderliche Eisen haben sie seit undenklichen Zeiten von den Wracks gestrandeter Schiffe entnommen. Tierfallen sind ihnen unbekannt.

Der andamanesischen Weiblichkeit genügt für gewöhnlich zur Bedeckung ihrer Blöße ein Blattstreifen der Pandanus von etwa Fingerlänge und -breite, den sie, schamhaft wie sie unstreitig sind, selbst im trautesten Familienkreise nicht ablegen. Nicht selten wird diese überaus einfache Toilette ergänzt durch einen Hüftgürtel, an dessen hinterem Teile eine Tournüre aus Pandanusblättern in Form eines Straußenschwanzes sich aufbauscht, sowie durch Halsbänder aller Art, aus Muscheln, Schildkrötenknochen und aufgereihten Rippenstücken, Wirbelknochen oder Fingergelenken verstorbener Freunde und Anverwandter. Das Haupthaar wird mit Ausnahme zweier schmaler Parallelstreifen oder, was heute ganz besonders fashionable zu sein scheint, eines Haarstreifens in Hufeisenform abrasiert, doch werden auch diese Streifen so kurz gehalten, daß selbst der zupfgewandteste Schulmeister schwerlich einen Anhaltspunkt an ihnen finden würde. Durchbohrungen der Ohren, Nasen und Lippen kommen weder bei Männern noch Weibern vor. Die Herren der Schöpfung auf Süd-Andaman tragen, falls sie nicht lediglich ihre eigene Haut zu Markte tragen, Gürtel ähnlich denjenigen der Frauen, aber mit kleineren Tournüren, dazu bei festlichen Gelegenheiten Knie- und Handgelenkbänder mit Pandanusbüscheln, Hüftbänder mit Fransen aus aufgereihten Muscheln (Dentalium octogonum), die auch zuweilen von Weibern getragen werden, und Halsschmuck gleich dem oben angeführten. Die Haartracht der Männer bietet große Verschiedenheiten; oft wird das Haar wie bei den Wadschaggas rund um den Schädel wegrasiert und nur ein Mönchskäppchen bleibt stehen; zuweilen wird dagegen ein Weiberscheitel ausrasiert. Beide Geschlechter sind tätowiert, meist gleichmäßig auf Rücken, Schulter, Brust und den oberen Hand- und Fußflächen, und zwar in der denkbar kunstlosesten Weise durch Einritzungen von Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, die mit Hilfe von Stein- und Muschel-, neuerdings auch Glasscherben bewerkstelligt werden. Das Bemalen des Körpers mit weißem Thon und rotem und grauem Lehm ist unter den Andamanesen beiderlei Geschlechtes ebenso allgemein, wie das Schminken und Hautpudern bei den Pariserinnen. Die Ausübung dieser Kunst ruht lediglich in weiblichen Händen. Die Tätowierkünstlerinnen, deren Phantasie stets der denkbar größte Spielraum gelassen wird, erfreuen sich lebhaftesten Zuspruchs, erhalten aber für ihre Mühewaltung keinerlei Belohnung, weder von ihren männlichen noch weiblichen Kunden. Das Bewußtsein, ihre Malereien bewundert zu wissen, ist ihnen Lohn genug. Großer Beliebtheit erfreuen sich, soviel ich bemerken konnte, ein Muster à la Zebra, sowie ein rot und weißes Zickzackmuster.

Trotzdem sich die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen hier ebenso früh zueinander finden wie in anderen tropischen Ländern, treten die Männer selten vor dem achtzehnten, die Mädchen fast nie vor dem sechzehnten Lebensjahre in den Ehestand, und auch dann meist nur, wenn das Herannahen des Storches diesen Schritt als geboten erscheinen läßt. Die Hochzeitsformalitäten sind äußerst einfach. Braut und Bräutigam werden in die Behausung des angesehensten Mannes oder in eine von Jungfrauen bewohnte Hütte geführt. Die Braut läßt sich schluchzend, das Gesicht mit den Händen bedeckend, zwischen den ihre Lenden streichelnden Freundinnen nieder, während die Genossen des sich anstandshalber sträubenden Bräutigams denselben auf den Schoß seiner

Erkorenen zerren. Ist ihnen das gelungen, so werden Bambusfackeln gebracht und die fernt sich darauf das junge Ehepaar, um sich schleunigst in seine neuerbaute Hütte zurück-



Blick auf Viper Island.

Gruppe beleuchtet, damit jeder Anwesende sich überzeugen kann, daß die unumgängliche Formalität erfüllt ist. Tief beschämt ent-zuziehen und daselbst über die Folgen des gethanen Schrittes für einige Tage in aller Stille nachzudenken.

Sämtliche geladenen Gäste sind verpflichtet, ganz wie bei uns auf dem Lande, Hochzeitsgeschenke mitzubringen, die durchweg in Haus- und Jagdgeräten bestehen, so daß die



Neuvermählten sofort in der Lage sind, „ein Haus zu machen", wozu allerdings weder Renaissance- noch Rokokomöbel, weder Smyrnateppiche noch ein Bechsteinscher Flügel, weder Meißener Porzellan noch zehn verschiedene Arten Gläser nötig sind.

Einige gebrannte, nicht auf der Drehscheibe, sondern freihändig geformte Thontöpfe, verschiedene aus Bambusstreifen geflochtene Körbe, Bambusgefäße, aus Bambus geschnittene Messer, Nautilusmuscheln, die zu Trinkgefäßen, und Schalen der Pinnamuschel, die als Teller dienen, und endlich ein hohler, der Länge nach halbierter Baumstamm, auf dem mit den Füßen der Takt zum Gesange und Tanze geschlagen wird, bilden so ziemlich den ganzen Hausrat einer Andamanesenfamilie.

Eheliche Treue soll bei ihnen nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden, und Bigamie, Polygamie, Polyandrie wie Ehescheidungen sollen unbekannt sein. Eines reichen Kindersegens erfreuen sich die Andamanesen keineswegs, und trotzdem sie ihre Kleinen gern zu haben scheinen, behandeln sie dieselben mit so wenig Sorgfalt, daß viele derselben im zartesten Alter zu Grunde gehen.

Eine der merkwürdigsten Sitten dieses eigentümlichen Volkes ist die, daß sie ihre Kinder an die erste beste befreundete Familie, die sie darum ersucht, verschenken. Ein Andamanese, der einem seiner Freunde eine derartige Bitte abschlagen würde, wäre einfach unter seinen Stammesgenossen gesellschaftlich unmöglich. Sind sie nun ihrer eigenen Sprößlinge ledig geworden und sehnen sich nach Ersatz, so gehen sie zu irgend einem Nachbarn und adoptieren dessen Kinder. In der zweiten Generation weiß daher kaum ein Andamanese, wer seine Blutsverwandten sind und wer nicht, so daß Heiraten zwischen den nächsten Verwandten keineswegs zu den Seltenheiten gehören, trotzdem solche heutzutage bewußt von den Andamanesen nicht geschlossen werden.

Die Kinder treten, sobald sie „flügge" geworden sind, in die Fußstapfen der Eltern, die Knaben begleiten ihre Väter auf deren Jagdausflügen, während die Mädchen ihren Müttern helfen Holz zu sammeln und die Küche besorgen.

Stirbt ein Kind, so wird demselben von der Mutter oder Adoptivmutter das Haupthaar abrasiert. Die Beine werden so zusammengelegt, daß die Knie das Kinn berühren, die Arme so, daß die Hände an den Schultern liegen. Die Leiche wird in Blät-



ter gewickelt und in einem von dem Vater beziehungsweise Adoptivvater aufgeworfenen Grabe in der Hütte, und zwar unterhalb der Feuerstelle, in sitzender Stellung eingescharrt. Über dem Grabe wird ein Feuer angezündet und eine Nautilusmuschel mit Milch in

die Asche gesetzt. Die Eltern verlassen darauf, mit den notwendigsten Geräten beladen, ihre Behausung, befestigen zwischen den dieselbe umgebenden Bäumen Guirlanden aus



Bambusblättern und Rohrstreifen, um jedem des Weges kommenden Fremdling kundzuthun, welch trauriges Ereignis hier stattgefunden hat, und ziehen von dannen, um sich für die etwa drei Monate dauernde Trauer ein provisorisches Heim in der Nachbarschaft zu gründen. Nach Ablauf dieser Frist kehren sie zurück, graben den inzwischen nahezu verwesten Leichnam wieder aus und waschen die übergebliebenen Knochen in der See. Der Schädel wird dann mit rotem Lehm beschmiert, mit Muschelgehängen geschmückt und von Mutter, Vater, Anverwandten und Freunden so lange als Erinnerungszeichen um den Hals getragen, bis er trotz aller Vorsichtsmaßregeln dem Zahne der Zeit zum Opfer fällt. Die übrigen Knochen werden zerbrochen, durchbohrt, auf Bastschnüre gereiht und an befreundete Familien als Hals- und Stirnbänder verteilt.

Bevor diese Verteilung stattfindet, entfernt das Elternpaar einen Klumpen grauen Lehms von der Stirn, den es während der Trauerperiode daselbst getragen hat.

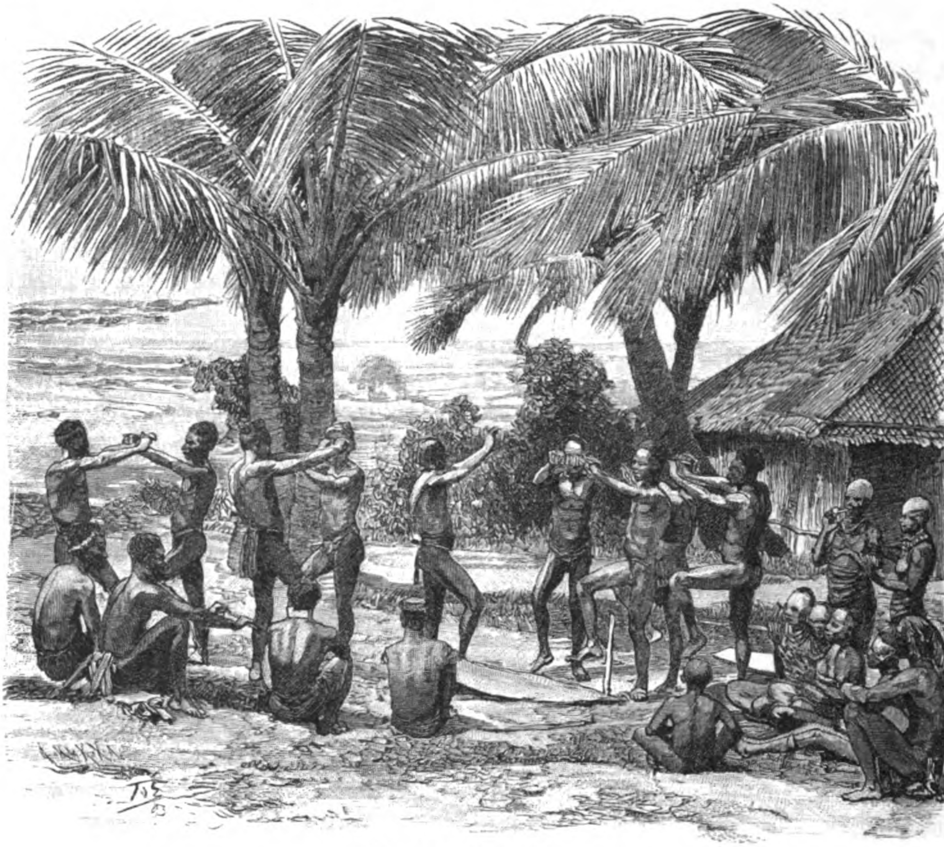
Erwachsene Verstorbene werden gleich den Kindesleichen in ein möglichst kleines Bündel zusammengeschnürt, nachdem ihr Körper vorher bemalt und aller Schmuckgegenstände entledigt worden ist. Der Leichnam wird aber nicht in der Hütte des Entseelten, sondern im Walde entweder begraben oder auf einem zwischen Baumästen errichteten Gerüst beigesetzt. Schädel und Knochen erwachsener Verstorbener finden wie diejenigen der Kinder später Verwendung als Andenken und Schmuckgegenstände.

Die Andamanesen kennen keinen Gott, keine Unsterblichkeit, doch glauben sie wie die meisten wilden Völkerschaften an Dämonen und an das Umgehen der Geister Verstorbener. Man wird vielleicht einwenden, daß es in Europa ebenfalls Millionen giebt, die nicht an Gott, Millionen, die an Dämonen und umgehende Geister glauben. Es war auch keineswegs meine Absicht, dem Leser ein Kopfschütteln über die Gottlosigkeit der Andamanesen zu entlocken, ich erwähnte das nur so nebenbei. Aber was wird man sagen, wenn ich berichte und für die Wahrheit meiner Worte die Hand ins Feuer lege, daß die Andamanesen der Kunst des Feuergewinnens absolut unkundig sind.

Meines Wissens ist nur noch ein, jetzt mehr oder minder civilisiertes Volk außer den Andamanesen bekannt, welches eine gleiche Unfähigkeit, Feuer zu erzeugen, be-



kundet hat, nämlich die Ureinwohner von Tasmania; aber heutzutage dürften die Andamanesen wohl die einzigen Menschen auf der Erde sein, die keine Ahnung haben von dem physikalischen Gesetze, demzufolge Wärme durch Druck und Reibung erzeugt wird.



Tanz der Andamanesen.

Sind sie die Nachkommen hierher verschlagener afrikanischer Sklaven, so müssen sie die Fähigkeit, Feuer vermittelst zweier Holzstücke zu entfachen, verlernt haben, denn jeder afrikanische Volksstamm versteht sich auf diese Kunst. Sind sie hingegen Ureinwohner der Inselgruppe, so fragt es sich, von wo haben sie ihr erstes Feuer erhalten. Ich nehme als das Wahrscheinlichste an — durch den Blitz, doch ist es ebensowohl möglich, wenn auch weniger wahrscheinlich, daß sie sich ihr erstes Feuer von einer der zu den Andamanen gehörenden vulkanischen Inseln, dem Barren Island oder dem Narcondam Island geholt haben.

Jede Hütte hat ihr ständiges Feuer, dessen Unterhaltung begreiflicherweise von allen Mitgliedern der Familie die größte Sorgfalt gewidmet wird. Unternehmen sämtliche Insassen einer Hütte gemeinschaftlich einen längeren Ausflug, so werden Stämme halbvermoderten Holzes ins Feuer gelegt. Dasselbe schwelt so langsam, daß zuweilen Wochen vergehen, bevor das Feuer den Holzblock verzehrt hat. Kleinere Stücke glimmenden Holzes werden auf Reisen sowohl zu Lande wie zu Wasser mitgeführt.

Die Andamanesen sind ebenso geschickte Kanoebauer wie Ruderer, und die Schnelligkeit, mit der sie ihre, meist mit Auslegern versehenen, zehn bis dreißig Fuß langen Einbäume vermittelst kleiner Paddeln vorwärts bewegen, ist überraschend.

In Port Blair befinden sich mehrere von der Verwaltung der Kolonie errichtete Asyle, in denen sämtliche zum Besuche hier eintreffenden Eingeborenen Obdach und Nahrung erhalten, solange sie hier weilen, gleichgültig ob Tage, Monate oder Jahre. Etwa vierzig Knaben sind außerdem der Obhut eines englischen Beamten der Kolonie anvertraut, der sein Hauptaugenmerk auf die physische Ausbildung seiner Zöglinge richtet, sie hingegen mit geistigen Arbeiten gänzlich ver-

schont. Man behandelt die Leutchen hier, und zwar in sehr richtiger Weise, vollkommen als Kinder, giebt ihnen, was sie sich wünschen, ohne jemals auch nur die geringste Gegenleistung zu verlangen. Man weiß, daß man mit der Civilisation die Eingeborenen nicht beglückt, sondern ihnen den Tod bringt, und bemüht sich, ihnen den Lebensabend zu erleichtern.

Die Reihen der Süd-Andamanesen haben sich in den letzten Jahren in ganz erschreckender Weise gelichtet, die Zahl der Geburten ist verschwindend klein im Verhältnis zu den Todesfällen, und mit Bestimmtheit kann man annehmen, daß nach zwei bis drei Jahrzehnten kein bojig ngiji mehr existieren wird. Das durchschnittliche Lebensalter dieses Zwergvolkes hat man auf nicht mehr als zweiundzwanzig Jahre berechnet.

Trotzdem die Andamanesen keineswegs geistig unbegabt sind und einige Knaben sogar eine sehr hohe Auffassungsgabe besitzen, hat man die Versuche, sie zu civilisieren, nach langjährigen, nichts weniger als ermutigenden Experimenten als aussichtslos aufgegeben.



Andamanesen mit Pfeil und Bogen.

Der Andamanese fühlt sich nur wohl in

seinen Wäldern, oder in seinem Kanoe, wo er, wie ihn Gott geschaffen hat, seinem Vergnügen, der Jagd, nachgehen kann, um heimgekehrt, ohne seine Kleidung zu ergänzen, in verblüffend kurzer Zeit Lesen und Schreiben sowie Englisch und Burmesisch erlernt und später in einem Hospital Beschäftigung als Arzneimischer gefunden. Die Sache



Andamanesen, Fische schießend.

sich am Feuer seiner Hütte niederzulassen und sich den Wanst mit Schweinespeck und real turtle soup vollzuschlagen.

Die schwellenden Polster der Civilisation behagen ihm durchaus nicht, und selbst wenn er Gelegenheit gehabt hat, sich fern von seiner Heimat jahrelang auf solchen herumzuräkeln, sobald er den ersten Fuß wieder in die Wildnis gesetzt hat, streift er die ihn lästigen Gewänder ab, greift zum Bogen und Pfeil und verschwindet im Dschungel.

Ich hatte das Vergnügen, hier eines schönen Tages einem etwa zwanzigjährigen Jüngling zu begegnen, der, solange er sich in der civilisierten Welt bewegte, den Namen Joseph geführt hat. Er war mit seinem achten Jahre von einem, auf einer Inspektionsreise die Andamanen besuchenden englischen Generalarzt nach Rangun, der Hauptstadt Unter-Burmas, gebracht worden, hatte scheint ihm jedoch langweilig geworden zu sein, denn er verduftete eines schönen Tages und trieb sich jahrelang als Diener, Steward an Bord englischer Dampfer, Flötenbläser in der Musikbande eines Radja und weiß der Himmel, was sonst noch, herum, bis er endlich wieder in Rangun auftauchte, um bald darauf daselbst wegen Diebstahls ins Gefängnis zu wandern. Aus der Haft entlassen, sandte man ihn zurück nach Port Blair, von wo er sich sofort in die Jagdgefilde seiner Kindheit aufmachte. Hier traf ich ihn nackt wie ein junger Amor, gleich diesem und seinen Jagdgenossen lediglich bekleidet mit Pfeil und Bogen und von oben bis unten bemalt gleich einem Massaischilde.

Ich begrüßte ihn in englischer Sprache, und nachdem er die erste Verlegenheitsempfindung überwunden hatte, entspann sich zwischen uns eine lebhafte Unterhaltung.

Joseph stellte mir seine auf meinen Wunsch herbeigeholte, lächerlich fette, kleine Gattin, sowie verschiedene ihm befreundete Damen vor, weihte mich in die Kunst des Bogenschießens ein und benahm sich vollkommen als Gentleman. Ich erfuhr, daß er außer der englischen Sprache auch Hindustani, Tamili, Telugi und Burmesisch fließend spreche, mit Decimalbrüchen rechne wie ein Professor der Mathematik, und in der Lage sei, jedes ihm vom Arzte übergebene Rezept in der Apotheke auszuführen. Und dieser sonderbare Jüngling, der in seinen früheren Stellungen bis zu sechzig Mark monatlich an Gehalt bezogen hat, europäisch gekleidet war und gebildeter ist als Millionen Europäer, er verzichtet mit Freuden auf alle ihm bekannt und vertraut gewordenen Annehmlichkeiten der sogenannten civilisierten Welt, um es vorzuziehen, in seinem schneiderrechnungslosen Heimatslande wieder das Leben seiner Stammesgenossen zu teilen und den wilden Mann zu spielen.

Joseph ist mir später während meines längeren Aufenthaltes in Port Blair von großem Nutzen gewesen, indem er mir bei Anlegung von Sammlungen behilflich war und mich über die Gebräuche seines Volkes unterrichtete.

Mein Bericht über die Andamanesen würde eine Lücke aufweisen, wenn ich nicht zum Schluß dem vertrautesten Freunde dieses Zwergvölkchens einige Zeilen widmen wollte, nämlich dem Mr. Portman, Enkel Lord Portmans, Herbergsvater des Asyls für Eingeborene. Mr. Portman, der über ein Vermögen verfügt, welches ihm gestattet, seinen Bungalow mit einer zwanzigtausend Mark kostenden elektrischen Beleuchtungsanlage zu versehen und sonstige Extravaganzen zu begehen, bezieht hier in seiner Stellung als Sträflingsinspektor und Herbergsvater ein jährliches Gehalt von etwa zwölftausend Mark. Ich glaube, unter Deutschen wird man vergeblich nach einem Manne suchen, der als Mitglied einer der ersten Familien des Landes und als Millionär eine solche Stellung annehmen würde; aber Mr. Portman ist, was wir in Deutschland „einen kuriosen Kauz“ nennen, der einen Narren an seinen Andamanesen und seinen Sträflingen gefressen hat und lieber auf seine Rente, als auf die ihm lieb gewordene Gesellschaft verzichten würde. Gleichzeitig ist er der beste mir bisher vorgekommene Amateurphotograph, und lediglich seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich die Möglichkeit, dem Leser die Andamanesen auch im Bilde vorführen zu können.



Die Flucht vor dem Weibe.

Eine altchristliche Novelle
erneuert von
E. Schaffner.

Keine Stadt Palästinas hat in den christlichen Jahrhunderten des Altertums ein so mannigfaltiges und bewegtes Leben gesehen als Cäsarea. Die prachtvolle Gründung des Herodes hatte sich rasch emporgeschwungen. Eine reiche Hafen- und Handelsstadt, war sie zugleich Sitz der römischen und der kirchlichen Provinzialverwaltung, Sitz des Prokurators und des Erzbischofs.

Dort hatten sich einstmals — es mochte um den Beginn des fünften Jahrhunderts sein — mit Fremden, welche der Handel aus der fernen Heimat nach Cäsarea geführt hatte, einige junge Bürger der Stadt zu fröhlichem Mahl und Gelage zusammengefunden. Eine besondere Würze war der munteren Gesellschaft durch ein anmutiges und witziges Mädchen gesichert, das die Städter hinzugebeten hatten, eine der gefälligen Schönen, an denen die reiche Stadt nicht arm sein konnte. Unter dem vielartigen Neuen aus der Ferne und Nähe, worüber das angeregte Gespräch hinglitt, kam auch ein junger Einsiedler zur Sprache, der im benachbarten Gebirge durch frommen Wandel und Wunderthätigkeit Aufsehen machte und bereits die kirchlichen Kreise der Stadt beschäftigte. Der heilige Martinianus, so hieß er, zeichnete sich durch ungewöhnliche Schönheit aus. Schon als junger Mensch von achtzehn Jahren hatte er sich, wie man behauptete, aus dem Getümmel des Lebens in die stille Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen. Was den schönen und hoffnungsvollen Mann aus gutem Hause in dieser Jugend zur Weltflucht veranlaßt habe, darüber gingen die Meinungen auseinander. Die einen erzählten, eine vergebliche Werbung, andere, die hoffnungslose Liebe zu einer Braut Christi habe ihn aus der Stadt verscheucht. Ein seiner Ansicht nach besser Unterrichteter wollte wissen, daß eine unsinnige Leidenschaft, welche die Gemahlin des Statthalters für ihn hegte, den Jüngling in eine Lage versetzt habe, aus der er nur durch schleunigste Flucht sich retten konnte. Wie dem sei, ein erschütterndes Ereignis mußte die Ursache des verzweifelten Schrittes gewesen sein. Auf einer Höhe, wo der landschaftlichen Sage nach die Arche Noahs gelandet sein sollte, hatte er sich eine steinerne Zelle gebaut, weit entfernt von menschlichen Niederlassungen, durch Ein-

öde von ihnen getrennt. Dort führte er nun schon im fünfundzwanzigsten Jahre sein engelgleiches Leben und übte die Tugenden der Enthaltsamkeit und Selbstbesiegung, durch welche er sich vom Himmel die Gnade der Wunderthätigkeit erwarb. Vielen Kranken gab sein Gebet die Gesundheit wieder. Es läßt sich denken, daß der Ruf des Heiligen und seiner Wunderkraft immer weitere Kreise ergriff und heranzog.

Mit aufmerksamem Schweigen hatte die Schöne dem Bericht gelauscht, zu dem jeder der Freunde aus der Stadt wetteifernd seinen Beitrag gegeben hatte. Jetzt nahm sie das Wort und sprach: „Wie könnt ihr euch doch über einen solchen Menschen wundern? Was wollen seine frommen Werke besagen, was ist an seinem Wandel zu rühmen? Wie ein wildes Tier im Käfig, so hat er sich in der Einöde eingeschlossen, weil er sich nicht gewachsen fühlt, die Versuchungen und Begierden des Fleisches zu ertragen. Wenn er kein Weib sieht, kann er auch keine Begierde danach haben. Jeder weiß, daß ohne Feuer Stroh nicht brennt; aber wenn am Feuer Stroh nicht in Brand gerät, das nenn ich wunderbar. So steht's auch mit ihm. Ich brauche nur zu wollen, um ihn wie ein Blatt vom Baume zu brechen. Aber wenn ich mich vor ihm sehen lasse und er doch nicht wankend wird in seinem Gelübde, wenn sein Herz kalt bleibt beim Anblick meiner Schönheit, dann werden nicht nur die Menschen, sondern auch Gott und die Engel ein Wunder zu preisen haben."

Die Einwände, welche sie teils im Scherz, teils im Ernst reichlich zu hören bekam, steiften nur ihren Widerspruchsgeist. Rasch und zu kecken Streichen aufgelegt, wie sie war, machte sie Ernst und bot den Freunden eine Wette darauf an, daß sie den Heiligen zu Fall bringen werde. Die Wette ward jubelnd angenommen und auf eine hohe Summe gestellt. Ohne Säumen schritt das verwegene Mädchen zur Ausführung. Sie empfahl sich der Gesellschaft, und in ihrem Hause angekommen, vertauschte sie ihren kostbaren Anzug mit dem Aschenbrödelkleid einer Sklavin, das sie mit hänfenem Stricke gürtete. In einen Ranzen aber packte sie ihr schönstes Gewand und Schmuckgegenstände.

In diesem Aufzug stahl sie sich, als die Dämmerung hereingebrochen war, aus der Stadt. Der Weg war weit und einsam; er forderte Willenskraft und Beherztheit von dem jugendlichen Weibe, das, im Wohlleben einer Weltstadt aufgewachsen, an Sänfte und Paßgänger gewöhnt war und sich selbst durch die Straßen der Stadt nur von dem Troß ihrer Sklaven umgeben zu bewegen pflegte. Die Kühle des Herbstabends schien ihr die Mühe der Wanderung erleichtern zu wollen. Aber sie hatte noch nicht die Strandebene ganz durchmessen, als ein Sturm sich erhob und Berge von Wolken an das Gebirge trieb, die sich in Regengüssen entluden. Auch ein beherzter Mann hätte sich des Bangens nicht erwehrt. In ihr wogte ein Kampf zwischen Trotz und Verzagen. Aber mit jedem Schritte aufwärts mußte der Gedanke an Rückkehr ferner treten. Es war Verzweiflung, was sie vorwärts trieb. Da endlich, bei einer Wendung der Schlucht, die ein Gießbach gerissen, glänzte ihr von der Höhe ein dürftiges Licht entgegen. Es mußte aus der Zelle des Heiligen kommen. Mit Aufgebot der letzten Kräfte klomm sie auf schlüpferigem Steg die Höhe hinan. Es war ein unverfälschter Ton hilfloser Verzweiflung, mit dem sie, der Steinhütte näher gekommen, das Mitleid des Einsiedlers anrief. „Hab Erbarmen," rief sie, „heiliger Mann, und laß mich Arme nicht eine Beute der wilden Tiere werden. Ich habe den Weg verfehlt und bin in diese Einöde geraten, aus der ich nicht herauszufinden weiß. Laß mich nicht in dieser Not verkommen, ich bitte dich, und weise mich arme Verirrte nicht ab, ehrwürdiger heiliger Vater."

Der Einsiedler beugte sich zur Luke heraus und beleuchtete mit der kleinen Thonlampe die Jammergestalt: ein junges Weib in bettelhaftem Anzug und vom Regen wie gebadet, das Haar, vom Sturm zerzaust, hing in triefenden Strähnen vom Kopf herab. Es überkam ihn Mitleid, und noch ein Etwas mehr als Mitleid. Er fühlte es und mußte sich sagen, daß er vor eine ernste Prüfung des Herzens gestellt sei. Ich darf, so dachte er, so wenig Gottes Gebot verletzen, wie mein Gelübde brechen. Ist es ein armes Weib in Not, so muß sie, wenn ich sie von meiner Thür fortweise, ein Raub der wilden Tiere werden und einen

Schandfleck auf meine Seele werfen; ist es eine Versuchung, so muß ich fürchten, wenn sie bei mir eintritt, daß sie mich aus der Bahn meines Gelübdes wirft. In dieser Herzensnot suchte er Hilfe bei Gott, hob die Hände zum Himmel und betete: „Auf dich, Herr, steht meine Hoffnung, laß mich nicht zum Gespötte meiner Feinde werden und dem Bösen unterliegen, hilf mir in dieser Stunde und beschirme mich vor dem Feind mit deiner starken Hand; denn du bist gepriesen in Ewigkeit. Amen."

Nun öffnete er die Thür und hieß sie mit kurzem Willkomm eintreten. Seine erste Sorge war, ein Feuer für sie anzuzünden. Als es fröhlich prasselte, sagte er: „Nun erwärme dich, Weib, und warte deiner; denn ich habe niemanden hier, der dich bedienen könnte." Auf dem Boden breitete er eine dichte Strohmatte aus, die er selbst geflochten. Dann brachte er Datteln, wie er sie von den beiden Palmbäumen geerntet, die vor der Zelle standen, und setzte sie ihr mit den Worten vor: „Iß, damit du dich erholst; bleibe hier und ruhe dich aus; morgen wandere dann in Frieden heimwärts." Mit diesen Worten ließ er sie allein und zog sich in den inneren Raum der Zelle zurück, dessen Thür er abschloß. Dort sang er die Psalmen für die Mitternacht und legte sich nach dem Gebet auf den Estrich, wie er es gewohnt war, zur Ruhe nieder.

Aber der Schlaf wollte nicht bei ihm einkehren. Die ungewohnte Nähe eines weiblichen Wesens ließ in dem Orientalen mühsam niedergezwungene Wünsche der Jugend zu lodernder Flamme aufschlagen. War sie nicht trotz der Lumpen, die ihre Gestalt verhüllten, trotz des Bettelranzens, den sie trug, ein Ausbund von Schönheit? Er sah sie vor sich, wie der grelle Schein des Lämpchens sie beleuchtet hatte, das schöne Antlitz von regenschwerem Haar umsäumt, den flehentlichen Blick der Angsterfüllten. Ein schönes Weib ist am schönsten im Schmerze. Drinnen hatte er nicht mehr gewagt, sie anzuschauen. Aber jener eine Blick hatte sich tief in sein Herz gesenkt. Unwillkürlich verwandelte sich in seiner Vorstellung die Gestalt; immer lockendere Bilder traten vor seine Seele. Er kämpfte dagegen mit aller Kraft, wie sie lange Gewöhnung des Büßerlebens geben konnte. Es war eine List des Satans, die ihm dies Weib in die Zelle geführt. Der so oft den Dämonen obsiegt, mußte auch diesen Fallstrick des Teufels zerreißen können. Umsonst. Nur eine Rettung sah er, die schleunigste Entfernung des gefährlichen Weibes. Angstvoll, klopfenden Herzens erwartete er die Morgenröte, um das Weib zu entlassen. Es graute ihm vor dieser Verabschiedung.

Auch das Mädchen jenseit der verschlossenen Thür sah sich in einen fremdartigen wundersamen Zustand versetzt. In kecker Leichtfertigkeit war sie gekommen, um einer freventlichen Wette zulieb durch ihre Verführungskünste die Tugend eines Einsiedlers zu stürzen. Ehe sie das Spiel begonnen, fühlte sie sich besiegt. Von dem Einsiedler des Gebirgs hatte sie unwillkürlich sich eine Vorstellung gebildet nach den ausgehungerten, unsauberen Langbärten der palästinischen Wüste, deren sie ganze Scharen gesehen, als einmal das Fest der Kreuzeserhöhung sie nach Jerusalem gelockt hatte. Und vor ihr leibliches Auge war nun — das Gerücht hatte nicht zu viel gesagt — ein wahrhaft schöner Mensch in der Blüte männlicher Kraft getreten. Die durchgeistigten Züge des wohlgestalteten Kopfes, der Seelenadel und die ruhige Überlegenheit der Augen, die schlichte Bethätigung erbarmungsvoller Menschenliebe thaten plötzlich eine höhere Welt vor ihr auf, die sie ahnte, aber noch nicht kannte. Die Liebe war ihr bisher Gewerbe gewesen, an ihr Herz war sie nicht herangetreten. Jetzt brach sie mit der ganzen Sturmeskraft der Leidenschaft über sie herein. Das leichtfertige Spiel wurde ihr zu bitterem Ernst verschoben. Gern wollte sie die niedrigsten Dienste einer Sklavin ihm verrichten: aber besitzen mußte sie ihn, ganz besitzen, als ihren Gemahl. Mochte er leben, wo und wie er wollte, sie deuchte sich eine Königin zu werden, wenn sie in ihm untergehen könnte, um von ihm emporgehoben zu werden in das Reich der Geister.

Überwältigt von diesen Gedanken, stand sie lange sinnend da, nachdem der Riegel der inneren Thür vorgeschoben war. Sie lauschte mit andächtigem Schauer dem nächtlichen Psalmengesang, den heulender Sturmwind und klatschender Regen begleiteten; sie

hörte das inbrünstige Gebet, womit der Heilige den Beistand des Himmels gegen die Versuchung anrief. Der Mut sank ihr und die Hoffnung des Gelingens, aber ihre Wünsche wurden nur glühender.

Frost und Nässe führten sie zu sich zurück. Sie entledigte sich des nassen Gewandes und legte ein warmes Unterkleid aus weichem Wollenstoff an, das sie aus dem Ranzen zog. So kauerte sie sich ans Feuer und starrte in die Glut. In der Zelle war es still geworden. Aber draußen tobte das Unwetter fort, und ihr Geblüt wogte und wallte von einer leidenschaftlichen Sehnsucht, der nicht augenblicklich folgen zu können eine Folterqual war. Immer neu mußte sie sich wiederholen, wie schwer es sei, den ersehnten Mann zu erringen, immer von neuem sich zur klugsten Vorsicht mahnen: wie die zurückschlagende Flamme das Öl bis auf den Grund ergreift, so schien diese Glut bei jeder Zurückdrängung nur aus größerer Tiefe und voller aufzulodern.

Wie lange sie so brütend und sehnend dagesessen, die Hände unter den Knien verschlungen, wie um sich selbst zusammenzuhalten — sie wußte es nicht. Es überkam sie Schlaf, die Wirkung zugleich der ungewohnten Ermüdung und der Wärme, die das Feuer ausstrahlte.

Ihre Ruhe war von kurzer Dauer. Die Erregung war zu mächtig, in die alles Sinnen, alles Fühlen ihr versetzt war. Lange vor dem Morgengrauen erhob sie sich, und bei dem Schein des verglimmenden Feuers holte sie aus dem Ranzen ihre Schmuckgegenstände und das weiße Festkleid mit goldgestickter Purpurborte. Jedes Stück mußte sie renig mahnen an den Frevel der gestrigen Wette und Unternehmung. Und doch war jedes Stück ihr heute doppelt wertvoll und belebte ihren Mut. Nichts durfte ihr gleichgültig sein, was den Reiz ihrer Schönheit heben konnte. Es galt das weltentfremdete Herz des Heiligen zu erobern und darin eine Flamme zu entzünden, an der sie zeitlebens sich wärmen könnte. Sorgsam schmückte sie sich. Sie hatte das Verlangen, sich als Braut zu ihrem Hochzeitstage zu schmücken. Das reiche braune Haar faßte sie auf dem Kopfe mit seidenem Band zusammen; nur kleine Ringeln fielen herab, genug, den stolzen Nacken zu beleben, zu wenig, ihn zu verdecken. Mit dem miederartigen Gürtel hob sie die Brust und warf dann das Festkleid über, das sie mit Edelsteinen wechselnder Farbe auf der linken Schulter zusammenhielt. Statt der Perlenschnüre, die sie sonst gern trug, band sie eine zierliche Halskette von Gold um, ein Meisterwerk ägyptischer Kunstfertigkeit; an die schlanken Finger steckte sie Ringe mit blitzenden Steinen; die weißen runden Arme, die sie unbedeckt ließ, zierte je eine goldene Spange. Mit ihrer Erscheinung durfte sie zufrieden sein. Aber in unruhiger Hast gingen ihre Gedanken hin und her, indem sie die Worte erwog, durch die sie auf den Heiligen Eindruck machen und ihn aus dieser Weltflucht zurückrufen könnte. Sie marterte ihr Gehirn, um alte Erinnerungen aus dem Taufunterricht zu beleben und zu sammeln: sie mußte gerüstet sein, den Mann Gottes mit seiner eigenen Waffe, der heiligen Schrift, schlagen zu können.

Inzwischen nahte der Tag. Aus der inneren Zelle erklangen die Morgenpsalmen. Dann beunruhigendes Schweigen. In stillem Gebet suchte der Einsiedler Kraft zu dem schweren Gang. Draußen hatten die empörten Elemente der unholden Nacht sich beruhigt: drinnen kündeten pochende Herzen den Sturm eines schweren Entscheidungskampfes.

Nun wurde der Riegel zurückgeschoben, und die hohe Gestalt des Einsiedlers trat hervor. Entsetzt erblickte er die Verwandelte. Er erkannte sie nicht. Wie ein neues, kühneres Blendwerk der Hölle erschien sie ihm. Sprachlos stand er eine Weile da. Mühsam faßte er sich und brach in die barschen Worte aus: „Wer bist du und wie kommst du hierher? Was soll dieser teuflische Aufzug? Und wo ist das Bettelweib von gestern?“ In demütigem Tone gab sie zur Antwort: „Ich bin es, Herr.“ Und er frug weiter: „Und weshalb hast du deinen Anzug so umgewechselt? Gestern abend erbarmenswert, heute hoffärtig?“ Sie bekannte ihm fast ohne Rückhalt: „Ich heiße Zoë, Herr, und bin aus dem benachbarten Cäsarea. Dort hörte ich von deiner männlichen Schönheit, die du mit so großen Tugenden schmückst, und es wuchs in mir die Sehnsucht, dich zu sehen und zu

hören und mein Herz an dir zu ersättigen. Ich segne die Stunde, die mich hierher geführt, und danke dir, daß du mich nicht von deiner Thür gewiesen hast.“ Auf eine solche Eröffnung war der Einsiedler nicht gefaßt; er fand keine Worte in seinem Staunen. Ihr war es, als ob sie einen Engel durch das enge Zimmer rauschen hörte, der dem alten beschwingten Knaben mit Pfeil und Bogen sehr ähnlich sah, und sie nutzte die Gunst des Augenblicks, indem sie fortfuhr: „Ich flehe dich an, ehrwürdiger Vater, gönne mir ein kurzes Wort, und weise mich nicht von dir, ehe du ganz gehört, was mein Herz bedrückt. Sieh, meine Augen werden nicht satt, dies Antlitz, den Wuchs dieser Glieder, die mit den Marmorbildern der Götter wetteifern, die stille Größe deines engelgleichen Wesens zu schauen; und mein Herz krampft sich zusammen bei dem Gedanken, daß diese Schönheit und Jugend umsonst und gegen den Willen dessen, der sie geschaffen, in den Bußübungen der Einsamkeit sich verzehrt und dahinwelkt. Höre auf ein armes Weib, aus dem die Stimme der menschlichen Natur, ja Gottes selbst spricht. Ja, Gottes. Gott hat den Menschen nicht zu diesem Hundeleben geschaffen, das ihr Büßer und Einsiedler euch auferlegt. Nenne mir eine Stelle der heiligen Schrift, die es verböte, euch an Speise und Trank zu laben, wie es die Notdurft des Leibes erfordert. Was soll also dies Fasten, diese Kasteiung, dieser langsame Selbstmord? Ihr sündigt schwer gegen euren Herrn, der euch als Menschen von Fleisch und Blut geschaffen hat und will, daß ihr lebet, wie er es dem Menschen bestimmte. Wie aber wollt ihr ein Gelübde verteidigen, das euch vor dem Weibe fliehen heißt wie vor einem unreinen Wesen, das doch Gott selbst dem Manne zur Gefährtin geschaffen und, da er Mensch werden wollte, zu seiner Wohnung auserkoren hat? Nenne mir das Wort der Schrift, wo gesetzliche Ehe verdammt würde. Hat nicht der Apostel Paulus die Heirat würdig und das Ehebett unbefleckt genannt? Gestattet nicht die Kirche dem Priester, der das heilige Opfer vollziehen und der Gemeinde ein Vorbild reinen Wandels sein soll, ein Weib und Kinder sein zu nennen? Sieh auf die Patriarchen und Propheten, die dem erwählten Volke vorgeleuchtet haben und Erben des Himmelreichs geworden sind; durchmustere die lange Reihe von Enoch und Abraham bis auf David und Salomon: alle haben Frauen gehabt und Kinder gezeugt, und Gott hat sich ihnen offenbart. Denk an Jakob: der hatte zwei Weiber und zwei Kebsen, und hat doch vermocht mit dem Engel zu ringen und den Herrn von Angesicht zu Angesicht geschaut. Nein, nicht obschon, sondern weil sie alle die Ehe heilig gehalten, hat Gott sie gesegnet und so hoch erhoben.“

Mit flehentlich werbendem Ausdruck hafteten während dieser Rede ihre Augen an denen des Einsiedlers. Unwillkürlich trat sie ihm näher, als sie eine Wirkung ihrer Worte im Spiegel seiner Seele las. Und gegen Ende der Rede ergriff sie zutraulich mit beiden Händen die Rechte des Mannes. Der warme Druck zarter Frauenhände schmolz den letzten Rest des Eises, das um sein Herz gelagert war. Dicht vor ihm, Aug in Auge, stand sie in ihrer siegreichen Schönheit, eine Braut, die ihm der Himmel selbst gesandt zu haben schien. Aber dieses Geschenk anzunehmen und in seine Arme zu schließen, fand er nicht sogleich den Mut. Vergeblich sann er, wie das werden könne, was er ersehnte und sie erflehte. Er sprach: „Und wenn ich dich zum Weibe nehme, wohin soll ich dich führen? Wie werde ich dich ernähren können, ich Bettelarmer? Denn so, wie du siehst, habe ich alle Tage meines Einsiedlertums gelebt, ohne irgend welchen Besitz.“ Da warf sie im Übermaß des Glücks sich schluchzend an seine Brust und blickte, Freudenthränen im Auge, zu ihm auf: „O dies, mein Herr und mein Herz, laß nicht deine Sorge sein. Ich habe Haus und Hof, Geld und Gut, Diener und Dienerinnen. Und alles, was ich habe, dessen sollst du fortan der Herr sein. Ich bitte: sei mein. In meinem Herzen loht ein Feuer der Liebe, das mich verzehrt.“ Und damit schlang sie die weißen Arme um seinen Nacken, und in langem, glühendem Kusse trank sie die Seligkeit der ersten Liebe. Ihm löste sie damit die schweigsamen Lippen. Er gestand ihr seine Liebe, sein Glück, und ihre Küsse erwidernd, stammelte er schon Worte heißen Begehrens.

Plötzlich riß er sich los mit den Worten:

„Mein Weib, mein Engel, verzeih, wenn ich dich einen Augenblick allein lasse. Aber es kommen oft um diese Zeit Leute hierher, um meinen Segen zu erbitten. Ich will rasch die Bergpfade ausspähen, damit nicht jemand unvermerkt herankomme und uns überrasche. Können wir auch vor Gott unsere Liebe nicht bergen, so wollen wir doch den Menschen kein Ärgernis geben.“ Rasch verließ er die Zelle und erklomm gewandt einen hohen Felsen, der einen freien Überblick rings über die Thäler und Höhen gestattete.

Dort stand er, windumflattert, die Hand über dem Auge, und übersah die verschiedenen Pfade, welche das Gebirg durchquerten. Sie war vor die Thür getreten und weidete die glückstrahlenden Augen an der stolzen Gestalt droben auf der Felsenhöhe. Er stand ihr abgekehrt. Der gefährlichen Nähe des schönen Weibes entrückt, fühlte er das wallende Blut ruhiger werden. Sein Blick, der unliebsame Störenfriede erspähen sollte, schweifte in weite Ferne; wohin er sich wendete, traf er auf den Himmel. War es dies, war es der frische Wind, der die irdischen Gedanken ihm wie Spreu hinwegblies, oder griff die Barmherzigkeit Gottes selbst helfend ein? Wie eine Feuersäule schoß plötzlich vor ihm das himmlische Ziel auf, nach dem er bisher gestrebt hatte.

Rascher, als er hinauf gekommen, war er unten. Unter dem Felsen fand er trockenes Reisig, das er dort vor dem Regen geborgen. Zwei mächtige Bündel ergriff er und trug sie, ohne des staunenden Weibes zu achten, in die Steinhütte. In der Mitte derselben warf er sie nieder, zerriß die Bänder und zündete sie an. Die Flamme schlug in die Höhe: er löste sich die Sandalen und sprang mitten ins Feuer. Als die Schmerzen unerträglich wurden, fuhr er mit ingrimmigem Hohn sich selbst an: „Nun, Martinianus, wie geht dir's? Hat dich das Feuer brav gefaßt? Kannst du dies vergängliche Feuer und die Pein seiner Schmerzen ertragen? Kannst du's? Nun gut, so geh zu diesem Weib. Und doch ist das nur ein dürftiger Vorgeschmack der ewigen Pein. Denke dir, armer Martinianus, jenes unauslöschbare Feuer ohne Ende, den nie rastenden Wurm, das Zähneklappern, die Engel der Züchtigung, die unnachgiebig und erbarmungslos sind im Strafen. Bedenke das, Martinianus, und wenn du glaubst es tragen zu können, dann geh zu dem Weib.“

Sein Leib war bedeckt von Brandwunden, die Schmerzen besonders in den Füßen so entsetzlich geworden, daß ihm die Sinne schwanden. Da erst trat er aus dem Feuer. Aber er brach auf dem Boden zusammen; die Kräfte versagten ihm. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und er flehte zu Gott, ihm seine Neigung und Bereitschaft zur Sünde zu verzeihen. Und wie er hilflos so am Boden lag, in der frischesten Pein unerhörter Schmerzen, hob er an, den Psalm zu singen: „Wie gütig ist der Gott Israels denen, die geraden Herzens sind. Ich aber hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen, mein Tritt hätte beinahe geglitten.“ Er sang, ob ihm auch der Schmerz die Kehle zuschnüren wollte, den ganzen Psalm ab und schloß mit erneutem Gebete.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so plötzlich, so unfaßbar und unaufhaltsam hatte sich der grausige Vorgang vollzogen. Es war geschehen, ehe sie recht verstand, was geschah. Sie sah ihn in den Flammen, ihren Abgott; ein erschütternder Schrei, und vor ihren Augen ward es dunkel; eine Ohnmacht überfiel sie. Erst der Psalmengesang, der an ihr Ohr schlug, erweckte die Unglückliche wie aus tiefem Schlafe. Was sie sah, was sie hörte, das zusammen konnte ihr keinen Zweifel lassen. Als sie die Augen öffnete, lag vor ihr am Boden das Jammerbild: die Kutte war wie Zunder vom Feuer verzehrt, die nackten Gliedmaßen bis zur Brust angebrannt, geröstet. Und er vermochte einen Psalm des Dankes zu Gott zu singen. Ein einziger Blick gab ihr die Gewißheit: in verzweifeltem Kampf wider die übermächtige Leidenschaft, die sie ihm erregt, hatte er den Leib den Flammen preisgegeben, um die Seele zu retten.

Man erzählt von Menschen, denen in einer Schreckensnacht die Haare bleichten. Es giebt Erlebnisse, die mit dem Ruck eines Wirbelwindes den Menschen in andere Bahn schleudern.

Ein jäher Schmerz durchzuckte sie bei jener Wahrnehmung, der Gedanke an die Verworfenheit ihres bisherigen Lebens und ihres jüngsten Beginnens; und ebenso plötzlich war

ihr Entschluß gefaßt, zu dem, was für sie nun vergangen war, alle Brücken abzubrechen. Leise erhob sie sich, legte ihren Schmuck und das kostbare Kleid ab und warf alles ins Feuer. Dann holte sie das Bettelkleid hervor, das sie am frühen Morgen im Ranzen geborgen hatte, und zog es an. Nun erst wagte sie es dem Todwunden sich zu zeigen. Vor seinen Füßen warf sie sich zu Boden und wandte sich mit thränenerstickter Stimme an ihn: „Vergieb mir, heiliger Mann, vergieb mir niedrigem und sündigem Weib. Ich habe geirrt und schwer gefehlt, daß ich träumte, mein Glück müsse auch das deine sein. Bete für mich, ich flehe dich an, damit durch deine Fürbitte meine verlorene Seele errettet werde. Ich werde hinfort nicht mehr in mein Haus und die Heimat zurückkehren, keines Verwandten Antlitz will ich mehr sehen, ich will den Weg gehen, der zum Heile führt. Wider den Teufel, der mich als sein Werkzeug gegen dich zu gebrauchen suchte, werde ich den Kampf aufnehmen im Namen unseres Herrn Jesus Christus, der die Sünderin rein gemacht. Hilf mir dazu."

Heftige Thränenergüsse hatten wiederholt die Rede unterbrochen und den tiefen Ernst ihres Entschlusses bekräftigt. Der Einsiedler wandte sein Gesicht zu ihr und antwortete: „Der Herr, unser Gott, wird dir die Sünde vergeben. Ziehe hin in Frieden, gute Zoë, und kämpfe für dein Heil. Ziehe zu Felde wider die Lust des Fleisches durch die Reue, so wird der Sieg dein sein." Die versöhnte Milde, von der die Worte des Schmerzenreichen getragen waren, hätte auch ein noch verstocktes Herz rühren können. Ihr wurde eine Centnerlast von der Seele gehoben. Beruhigt und gestärkt bat sie, ihr einen Weg zu raten, auf dem sie die Durchführung ihres Vorsatzes sichern könnte. Er riet ihr: „Gehe nach Jerusalem und von da nach dem heiligen Bethlehem: dort frage nach einer frommen Jungfrau, Namens Paulina, welche daselbst die Christuskirche gebaut hat. Zu der tritt ein und erzähle ihr den ganzen Vorgang, sie wird dir zur Rettung verhelfen."

Nun erhob sie sich langsam, warf ihm mit der Hand einen Scheidegruß zu und bat, von neuem gewaltsamem Thränenstrom gehemmt: „Bete für mich, würdiger Vater, bete für mich Sünderin allezeit um des Herrn willen." Mit Überwindung grausamer Schmerzen richtete sich Martinianus mühsam vom Boden auf und hüllte sich notdürftig in ein Laken. Nachdem er ihr einen Vorrat Datteln zur Wegzehrung gegeben, führte er sie vor die Zelle und wies ihr den Weg nach Jerusalem. Er entließ sie mit den Worten: „Nun ziehe fort in Frieden, gute Zoë, und suche deine Seele zu retten. Kämpfe für dein Heil. Unser Heiland sagt: Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und sich zurückwendet, ist geschickt zum Himmelreich. Wende auch du dich nicht zurück zu den Freuden des Lebens, sondern verharre in der Reue; denn mit den Reuigen ist Gott." Was alles in diesem Augenblick der Trennung für immer auf sie einstürmte und ihr den Grund des Herzens aufwühlte, wer könnte es schildern? die tiefe Beschämung und die innige Dankbarkeit, die Qualen der Reue, die Sehnsucht nach der Gnade Gottes, und in dem allem das letzte Aufflammen der Leidenschaft, die den Geliebten gewonnen hatte, um ihn als Brandopfer hinzugeben. Als sie sich gesammelt, sprach sie mit fester Stimme: „Ich hoffe auf Christus, auf den die Heiden nicht umsonst gehofft, daß fortan der Teufel in mir keine Stätte finden wird." Mit diesem Gelübde bot sie dem Heiligen die Hand zum Abschied und wandte sich. Der aber segnete und wappnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes. „Der Herr, unser Gott," sagte er, „wird deine Seele bewahren und dich schützen bis zum Ende." So trat er zurück in die Zelle, wo er ohnmächtig zusammenbrach.

Zoë aber ging ihres Weges weinend und betend, daß der Herr sie führen möge zum Heil und ewigen Leben. Endlos dehnte sich der Weg durch die Einsamkeit des Gebirges. Sie war stumpf gegen äußere Schrecken. Die Nacht brach herein, ehe sie einer menschlichen Ansiedelung begegnet war. Sie legte sich unter dem ersten Felsenhang nieder, der sie gegen den Wind deckte. Früh am Morgen erhob sie sich, um ihre Wanderung fortzusetzen, wie gestern, unter Thränen und Gebet. Erst im Abenddunkel erreichte sie Bethlehem. Dort wurde sie leicht zum Kloster der Paulina hingewiesen und trotz der späten Stunde vorgelassen. Die ehrwürdige

Oberin hörte den Bericht mit wachsendem Staunen und Dank gegen die Barmherzigkeit Gottes. Sie nahm das bußfertige Weib freudig in ihr Kloster auf. Mit ihrer Vermittelung stellte Zoë eine rechtsgültige Urkunde aus, durch welche sie ihrem Gesinde die Freiheit schenkte, die verlorene Wette auszahlen ließ und ihr ganzes übriges Vermögen den Armen ihrer Vaterstadt verschrieb. Nun hatte sie mit dem Erdenleben abgerechnet und gab sich mit dem ganzen Feuer des Verlangens, das wir an ihr kennen, der Vorbereitung zum Jenseits hin. Sie war so standhaft in der Enthaltsamkeit und Bußübung, daß sie der Oberin oft Anlaß gab, sie zur Schonung der Kräfte zu ermahnen. Sie steigerte eher ihre Forderungen an sich. Während ihrer ganzen Klosterzeit trank sie niemals Wein, hielt alles Öl fern und genoß weder Trauben noch anderes Obst, nur Brot und Wasser, und auch das nahm sie erst am Abend, oft mit Übergehung eines Tages; ihr Nachtlager suchte sie auf dem Fußboden. Kurz vor ihrem Ende erhielt sie durch ein Zeichen die beseligende Gewißheit, daß ihre Buße von Gott gnädig angenommen sei. Ein von schwerem Augenleiden heimgesuchtes Weib suchte Hilfe im Kloster; die Oberin überwies die Kranke unserer Büßerin, und durch deren Gebet fand das Weib in wenigen Tagen Genesung. Paulina hatte nur zu richtig geurteilt, wenn sie oft und eindringlich warnte. Den gesteigerten Anstrengungen des Tages- und Nachtgottesdienstes und der Bußübungen war wohl der Wille, aber nicht die Kraft des zarten Geschöpfes gewachsen. Nach zwölf Jahren eines dem Himmel geweihten Lebens entschlief sie, aufrichtig betrauert von den Schwestern und der Vorsteherin. Wenn je eine Sünderin, so war Zoë durch den Ernst ihrer Reue und Buße rein geworden, wie sie es seit jenem furchtbaren Morgen erfleht und erhofft hatte. —

Martinianus auf seinem hilflosen Schmerzenslager, in der weltentrückten Einsamkeit des Gebirges, war doch nicht so ganz verlassen geblieben. Unter den Hunderten, die er geheilt oder durch geistlichen Zuspruch erquickt hatte, fand sich mehr als eine dankbare Seele, die sich des Leidenden annahm und wie für Speise und Trank, so für lindernde Salben sorgte. Aber die Wunden, die der scharfe Zahn des Feuers in sein Fleisch gerissen, waren furchtbar. Es bedurfte einer Pflege von neun Monaten, um sie auszuheilen und ihm die Fähigkeit der Bewegung wiederzugeben.

Als er so weit genesen war, um sich wieder in und vor der Zelle zu bewegen, wurde er bald inne, daß seines Bleibens an diesem Orte nicht länger sei. Wohin er blickte, draußen und drinnen, wurde ihm die Erinnerung an Schreckliches wachgerufen. Wo er das erlitten, fühlte er sich nicht mehr sicher vor gleichen Erlebnissen. Diese Furcht trat bei ihm mit der Unüberwindlichkeit einer krankhaften Wahnvorstellung auf. Aber sie war nicht die Form einer geistigen Störung, sondern hatte ihren festen, thatsächlichen Grund in einer Überzeugung, welche jene Zeit und eine lange Reihe nachfolgender Jahrhunderte beherrscht hat, in dem Glauben an einen leibhaftigen und in das Menschenleben unmittelbar eingreifenden Teufel. Gerade die frommen Mönche und Büßer hatten viel mit ihm zu schaffen. Schon früher hatte der Erbfeind sich zuweilen den von Fasten und Andachtsübung überreizten Sinnen des Einsiedlers gezeigt. Im heulenden Sturm war er als furchtbarer Drache erschienen, der die Steinhütte bis auf den Grund zu erschüttern drohte. Sein Wüten war ohnmächtig geblieben vor dem unerschütterlichen Gottvertrauen des Heiligen; aber er war gewichen mit der Drohung, wiederzukommen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Stolz des Frommen gedemütigt haben würde. Er hatte Wort gehalten und seine schneidigste Waffe gegen ihn geschwungen, indem er ihm ein verführerisches Weib in die Zelle führte. Auch in diesem schwersten Kampfe war der Teufel schließlich unterlegen und seine Waffe wider ihn selbst gekehrt. Im Zorn über die Niederlage konnte er nicht anders, als mit verdoppelter Wut den Angriff erneuern. „Ja," sprach der Heilige endlich zu sich, „wenn ich nicht diesen Ort verlasse und in einem anderen unbekannten mich verstecke, so habe ich keine Hoffnung, daß der Böse mich in Ruhe läßt. Ich muß eine Stätte aufsuchen, wohin niemals ein Weib kommt."

Nachdem er sich dem Schutze Gottes em-

pfohlen und gefleht hatte, ihm wie Weg und Leben, so Stab und Brot zu sein, bekreuzigte er sich den ganzen Leib, verließ die Zelle und schlug entschlossen den Weg nach dem Meere ein. Bald war hinter ihm die Steinhütte für immer entschwunden. Während er so fürbaß schritt und auf rauhem Pfade den Windungen des wilden, felsüberhangenen Thales folgte, war es ihm plötzlich, als vernehme er vor sich die krächzende Stimme des gefürchteten Feindes: „Deiner bin ich denn doch Meister geworden, armer Martinianus. Aus deiner Zelle habe ich dich vertrieben, ins Feuer deinen Leib geworfen.“ Als er um die Ecke bog, sah er nichts und es war still um ihn. Aber da, wo er zwischen gewaltigen Steinblöcken sich durchwinden mußte, überschüttet von dem Gischt eines vom Felsen sausenden Staubbaches, da glaubte er ihn zu sehen, und hörte: „Du fliehst, Martinianus? Wohin du auch gehst, ich werde kommen. Wie vom Berg, so werde ich dich von jedem neuen Wohnort verjagen, und nicht von dir lassen, bis ich dich ganz gedemütigt habe.“ Der Angeredete blieb, wie ein homerischer Held, die Antwort nicht schuldig: „Erbärmlicher Schwächling, du bildest dir ein, mich aus meiner Zelle vertrieben zu haben? Komm nur und versuch's noch einmal. Die Waffe, die du wider mich geschmiedet, habe ich zerbrochen und meinem Gotte geweiht; sie hat dich wie Kot geachtet und deine Arglist mit Füßen getreten; nicht ihrem Schatten wagst du mehr dich zu nähern.“ Da machte sich der Böse dünne und zerfloß wie Rauch im Wasserdampf des Staubbaches. Der Einsiedler aber stimmte den Psalm an: „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden, und die ihn hassen, vor ihm fliehen. Vertreibe sie, wie der Rauch vertrieben wird.“ Rüstig ausgreifend, sang er den Psalm ab, und die Felsen hallten wieder von dem Verse: „Wir haben einen Gott, der da hilft.“

Das Wandern in der frischen Morgenluft hob seine Kräfte. Mut und Vertrauen kehrten wieder bei ihm ein, und die Ungewißheit des Zieles, dem er zustrebte, diente nur, seine Schritte zu beflügeln. Der Psalmgesang hatte ihn unversehens aus der bedrückenden Enge des Gebirgsthales hinausgeleitet. Die weite Ebene that sich vor ihm auf, welche die Ausläufer des Karmelgebirges von der Küste trennt. Sie war bald durchwandert. Ohne sich umzusehen, ging er durch die Straßen von Cäsarea und gelangte zum Hafen. Dort fand er einen gottesfürchtigen Schiffer, den er kannte. Er sprach ihn an. „Freund,“ sagte er, „kennst du etwa eine kleine ganz unbewohnte Insel mitten im Meere?“ Der antwortete: „Weshalb fragst du mich das, und was willst du?“ Sprach der Heilige: „Ruhe will ich haben vor dieser Welt und ihrem eitlen Treiben, und ich wüßte nicht, wo ich sicherer den Ärgernissen des Bösen für immer entronnen wäre.“ Der Schiffer meinte, er kenne wohl eine Klippe im Meere, einen schmalen hohen Felsen, der wegen seiner Gefahren gemieden werde; auch sei der Ort hinlänglich weit vom Festlande entfernt: schon bevor man sich ihm nähere, sei das Land außer Sicht gekommen. Der Heilige äußerte seine lebhafte Freude über diese Zufluchtsstätte, die seinen Wünschen aufs beste entsprach und ihn der Gefahr, mit einem weiblichen Wesen zusammenzutreffen, für immer entzog. „Ja, was denkst du? Auf dem schmalen Felsen wächst kein Strauch. Wie willst du da dein Leben fristen?“ „Weißt du was? Wir machen einen Vertrag zusammen: du stehst mir für die Nahrung, ich dir für dein Seelenheil. Doch wenn ich da auf der Klippe sitze, will ich auch thätig sein; bring mir nur Palmzweige, die verarbeite ich zu Flechtwerk: du holst das dann von mir ab und hältst dich durch den Erlös schadlos für deine Auslagen. Meine Verköstigung ist leicht zu bewerkstelligen. Du sorgst mir für etliche große Steingutgefäße zur Aufbewahrung der Lebensmittel. Dann brauchst du des Jahres nur zwei- bis dreimal zu kommen, um frisches Brot und Wasser zu bringen.“ Der Schiffer sah, wie heiliger Ernst es dem Manne mit seinem Begehren war, und er ging willig auf diese Vorschläge ein. Rasch war das kleine Boot segelfertig gemacht, und günstiger Wind führte sie schon gegen Sonnenuntergang zur Klippe.

Als der Einsiedler den einsam ragenden Fels sah, lachte ihm das Herz vor Freude. Er dankte Gott und segnete den Schiffer. Dann sprang er sicheren Fußes auf einen

schmalen Vorsprung und erklomm die Klippe. Von der Höhe herab jubelte er mit dem Psalmisten: „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und erhörte meine Bitte. Und zog mich aus der Grube des Elendes und aus dem Schmutz des Schlammes. Und stellte auf einen Felsen meine Füße und richtete meine Tritte." Dem Schiffer rief er zu: „Nun fahre heim in Frieden, mein Bruder, und bring mir die irdenen Behälter und das Brot und Wasser." Der fragte noch: „Soll ich nicht auch Bauholz mitbringen, damit wir dir eine kleine Hütte zimmern?" Aber der Einsiedler lehnte es ab. Er wollte kein anderes Dach über sich haben als den Himmel, ob er auch von der Sommerglut versengt und von der Winterkälte erstarrt werden mochte. Da stieß denn der Schiffer ab und fuhr nach Haus, um des anderen Tages alles, was der Heilige ihm aufgetragen, zu bringen. An der Nordseite hatte der Fels eine nischenartige Höhlung, in welcher die Vorräte bequem und sicher geborgen werden konnten.

Froh sah Martinianus den frommen Schiffer zum zweitenmal von dannen fahren. Die Brücke war nun abgebrochen, die zur Welt führte. Ringsum, soweit der Blick reichte, die Unendlichkeit des Meeres. Kein Laut drang an das Ohr als das nie ruhende Rauschen der Brandung, die sich an der Felsenklippe und den weithin unter der Oberfläche auslaufenden Riffen brach; zuweilen der einförmige Schrei der Möwen, die gern auf der Klippe Rast hielten und von dem Einsiedler nicht verscheucht wurden. Selten wurde fern am Horizont ein Segel sichtbar; die Schiffer steuerten weitab von der gefährlichen Stelle. Diese völlige Verlassenheit gab dem müden Kämpfer das wonnige Gefühl, als ruhe er aus von schwerer Arbeit. Er fand sein Lebensglück in der Erfüllung der gottesdienstlichen Pflichten und in der Versenkung in die heilige Schrift. Die Zeit zwischen den Stunden der Andacht füllte er durch Handarbeit aus, indem er zierliche Körbe und Matten flocht. Nur die Ankunft des treuen Fährmanns, wenn er neuen Vorrat heranfuhr, unterbrach dreimal im Jahre auf eine Stunde diese Einsamkeit.

Hatte er auch die Ruhe vor dem Teufel gefunden, die er suchte? Friedlich waren über zwei Jahre dahingegangen, als in einer Nacht ein Nordweststurm mit außerordentlicher Heftigkeit sich erhob. Der Einsiedler mußte sich zu Boden werfen und am Felsen festklammern, um nicht fortgeschleudert zu werden. Bis auf den Grund war das Meer aufgewühlt, die Wellen schlugen ellenhoch über die Höhe des Felsens hinweg. Und durch das Heulen der Windsbraut erklang die bekannte krächzende Stimme: „Jetzt, Martinianus, ersäufe ich dich in den Wassern." Er fertigte ihn mit schroffen Worten ab und sang den Psalm: „Hilf mir, Gott, denn das Wasser gehet mir bis an die Seele. Ich stecke fest im Schlamm des Grundes, da kein Halt ist; ich bin in den Tiefen des Meeres, und die Flut will mich ersäufen." Der Sturm legte sich allmählich, der Heilige war unversehrt geblieben.

Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, auf der geliebten Klippe seine Tage zu beschließen. Im sechsten Jahre seiner Vereinsamung geschah es, daß ein mit vielen Fahrgästen besetztes Schiff vom Sturm erfaßt auf ein benachbartes Riff auflief und zerschellte. Mannschaft und Gäste, alle wurden ein Raub der Wellen. Nur einem der Insassen glückte es, eine Planke des zertrümmerten Schiffes zu erfassen. Es war ein Mädchen aus Samaria, Namens Photina, eine reife Schönheit von fünfundzwanzig Jahren. Von den Wogen — oder war es der Teufel, der die Planke lenkte? — wurde sie der Felsenklippe zugetrieben. In ihre Verzweiflung fiel ein helles Licht der Hoffnung, als sie auf der Höhe einen Menschen gewahrte. Je näher sie kam, desto gewisser wurde es ihrem Auge, daß nicht ein Trugbild sie neckte. Sie sah an seiner schwarzen Kutte, daß es ein einsamer Büßer war. Nun hob die Brandung sie an der Klippe empor. Unbekümmert um die Planke erfaßte sie mit beiden Händen den Fels und schrie mit herzbewegender Stimme die Bitte herauf: „Hab Erbarmen mit mir, du Knecht Gottes, und reiche mir die Hand zur Hilfe. Rette mich aus dem Wasser und laß mich nicht versinken."

Dem scharfen Auge des Einsiedlers war das in Sturmesnot umhergeschleuderte Schiff nicht entgangen. Er verfolgte das Schicksal desselben mit besorgter Aufmerksamkeit. Schon flatterten die Fetzen der Segel im Winde,

die Masten brachen. Noch einmal wurde das Wrack von einer Welle in die Höhe gehoben. Dann war nichts mehr zu sehen. Rettungslos mußten alle mit dem Schiffe untergegangen sein. Er wandte sich um und betete für das Seelenheil der Verlorenen.

Jetzt schlug der gellende Hilfsschrei an sein Ohr. Es war eine weibliche Stimme. Armer Martinianus! Ein grimmiges Lächeln zuckte über das erstarrte Antlitz bei diesem grausamen Hohn des Schicksals, einer erlesenen Tücke des Satans. Er konnte sich keinen Augenblick täuschen über die hoffnungslose Zwangslage, in welche er versetzt war. Die rettende Hand durfte er nicht versagen, wenn er seine Seele nicht mit einer Mordschuld beflecken wollte. Dies Weib schwebte denn doch in anderer Not als jenes, dem er einst im Gebirg die Zelle geöffnet. Aber zu gemeinsamem Leben bot die Enge des Felsens nicht Raum. Schon die Knappheit der Lebensmittel schloß das aus. Noch unmöglicher war die Nähe eines Weibes. Was half es? Mußte er Hilfe bringen, so mußte es augenblicklich geschehen. Er kletterte eilig herunter, indem er Gott inbrünstig um Hilfe in dieser Not anrief, reichte ihr die Hand und zog sie aus dem Wasser. Nun erst, als er ihr hinaufgeholfen, sah er, wie schön sie war, und sagte: „Armes, unglückliches Mädchen! Feuer verträgt sich nicht mit Stroh. Ich und du können hier nicht zusammen sein. Also bleibe du auf dem Fels. Und sei ohne Bangen. Du findest dort Vorrat an Brot und Wasser; und wenn du so genügsam lebst, wie ich es that, so wird dir die Nahrung vorhalten, bis der Schiffer kommt, der neuen Vorrat bringt. Es fehlen noch zwei ganze Monate bis zu seiner Ankunft; richte dich sparsam ein. Wenn er herkommt, erzähle ihm, was geschehen ist; dann wird er dich aus dieser Lage befreien und in deine Heimat bringen."

Sein Entschluß war gefaßt. Es war ihm gar keine Wahl gelassen, da er das Mädchen nicht grausam hatte dem Tod preisgeben können. Er besiegelte das Meer mit dem Kreuzeszeichen und betete: „Herr, mein Gott, der die Winde und das Meer beschwört und sie gehorchen mit Zittern, sieh auch auf mich, hab Erbarmen und laß mich nicht zu Grunde gehen. Im Vertrauen auf deinen heiligen Namen werfe ich mich ins Meer. Lieber will ich durch einen Irrtum des Verstandes sterben, als durch eine Regung des Leibes meine Seele verderben." Noch einmal wandte er sich zu der, die ihn vertrieb: „Leb wohl, Mädchen. Der Herr wird dich wohl behalten und deine Seele bewahren vor aller Anfechtung des Bösen." Nach diesen Worten sprang er, ohne einer Antwort Raum zu lassen, ins Meer.

Martinianus war in seiner Jugend ein kühner Schwimmer gewesen. Nicht nur in den Übungen der Ringschule, auch im Kampf mit den Wellen hatte er seine Glieder gestählt. Aber er konnte nicht so verblendet sein, zu hoffen, daß menschliche Kräfte bis zur Küste vorhalten würden. Mit blinder Ergebenheit in den Willen Gottes, der ihn ebensowohl untergehen lassen wie durch seine Hilfe erretten konnte, war er ins Meer gesprungen. Es schien wirklich, als ob ein Wunder geschähe, wie es damals Gott noch zuweilen für seine Heiligen that. Das Mädchen wenigstens, das, vom Schreck wie gelähmt, den Lebensretter sich in die Flut stürzen sah, wollte mit eigenen Augen Zeuge gewesen sein, wie vor dem Heiligen alsbald, da er aus der Tiefe aufgetaucht, zwei mächtige Delphine sich über die Meeresfläche emporschnellten, wie um ihre Freude zu bezeigen, und pfeilschnell wieder verschwanden. Unversehens mußten sie sich ihm untergeschoben und ihn auf ihrem Rücken übers Meer getragen haben. Denn, wie Photina dem Schiffer erzählte, als er sie zu erlösen kam, hatte sie, soweit ihre Blicke ihm zu folgen vermochten, sich überzeugen können, daß er über die Wellen hervorragte; was weiter mit ihm geschah, davon wußte sie nicht zu berichten.

Wir mögen nicht entscheiden, ob dies Wunder, das an den Gestaden des Mittelmeers ehemals öfter vorgekommen sein soll, nur in der Vorstellung des Mädchens sich abgespielt hat. Sicher ist die Thatsache, daß Martinianus ans feste Land kam: das war ein vielleicht noch größeres Wunder. Denn aus den Folgen dürfen wir schließen, daß es ein langer, entsetzlicher Kampf ums Leben war, den der Heilige mit den Wogen zu bestehen hatte. Er war am Ende Sieger geblieben, aber gebrochen an Leib und Seele. Als er

das Festland erreichte, besaß er selbst zu einem Stoßgebete nicht mehr die Kraft. Es war ihm dunkel vor den Augen; er wußte nicht, war es Nacht, war es Tag. Die Sinne schwanden ihm, er sank hin und lag in einem todähnlichen Schlaf. Es wurde Nacht, es wurde Morgen. Erst als mittägliche Sonne auf das Gesicht brannte, erwachte er. Auf den wetterharten Körper des Klippenbewohners hatte der lange Schlaf in einem von Seewasser triefenden Gewand keinen Eindruck gemacht. Aber der Geist war der Erschütterung des weiblichen Überfalls auf der Klippe und dem endlosen Verzweiflungskampf mit den Fluten nicht mehr gewachsen gewesen. Er richtete sich auf und stierte auf das Meer. Aus dem Dunkel der Erinnerung durchzuckte es ihn wie ein Blitz: das Meer hatte ihn ausgeworfen, wie einst das Gebirg ihn verstoßen. Was blieb ihm übrig? Wohin noch konnte er sich retten vor den Ränken des Teufels? Grauenhafte Bilder jagten vor seiner Seele vorüber: die Schiffbrüchige auf der einsamen Klippe, der Schreckensmorgen im Gebirg; dann die entsetzliche Nacht seiner Jugend, als ein schamloses vornehmes Weib ihm zuerst den Teufel in seiner sinnbethörenden Verführungskraft und zugleich in seiner nackten Scheußlichkeit gezeigt hatte — der alte Stachel, der am tiefsten saß. Ein Schimmer von Licht schien plötzlich in diese Nacht der Trübnis, das Wort des Heilands: „Wenn sie euch fortjagen aus der einen Stadt, so fliehet in die andere. Wahrlich ich sage euch, ihr werdet nicht fertig werden mit den Städten Israels.“ Mit einem schrillen Schrei sprang er auf und rief: „Flüchte dich, Martinianus, daß nicht Versuchung dich findet. Fort mit dir. Wo Menschen sind, giebt's auch Weiber. Fort, Mönch.“ Und wie ein Verfolgter eilte er fort.

Der so davonlief, war ein armer, ein irrsinniger Mensch. Von dem Geist des Einsiedlers war nur die Furcht und Flucht vor dem Weibe übrig geblieben, und sie wurde geregelt durch jenes Herrenwort, das in wörtlichem Sinne dem Unglücklichen Gebot war. Rastlos jagte er sich von einem Ort zum anderen: „Flüchte dich, Martinianus. Fort mit dir. Fort, Mönch.“ Er trug nicht Stab, nicht Ranzen; führte weder einen Heller im Gürtel noch sonst etwas außer der einen Kutte, die er am Leibe hatte. Kam er in eine Stadt oder ein Dorf, so fragte er nach einem frommen Mann und kehrte bei dem ein, um am nächsten Morgen weiter zu wandern. So lebte er als ein neuer Ahasverus den Rest seiner Tage. Der Weg ging erst nördlich der Küste entlang, dann quer durch das Hochland Kleinasiens bis Chalkedon; dort setzte er über den Bosporus und wanderte südwärts bis in das alte Griechenland.

Es war eine Wohlthat für den Bedauernswerten, daß in dieser kranken Hast des Wanderns auch die Körperkräfte sich rasch verzehrten. Er hatte hundertvierundsechzig Städte berührt, als er zum Sterben erschöpft in Athen anlangte. Nur mühsam schleppte er sich noch zu einer Kirche, streckte sich dort auf einer Bank aus und bat in Erwartung des nahen Endes, man möge den Bischof rufen. Die Bitte blieb anfangs unbeachtet, da man in ihm einen Irren sah. Als sie dringender wiederholt ward, gingen etliche Leute zum Bischof hin und sagten: „Hochwürdiger Herr, ein Mensch liegt in der Kirche auf der Bank; wir kennen ihn nicht, er scheint geistesgestört; der sagte zu uns: ruft mir rasch euren Bischof.“ Der Bischof gab zur Antwort: „Wie? geistesgestört? Das seid ihr. Wahrlich jener steht höher als ich und ihr alle zusammen.“ Es war ihm durch ein Gesicht offenbart worden, daß ihm die Ehre bevorstehe, einen der größten Helden christlichen Duldens zur ewigen Ruhe zu bringen. Zur Kirche geeilt, fand er den Heiligen im Verscheiden, aber er konnte ihm noch seine Verehrung bezeigen und ihn segnen. Mit den Worten: „Empfiehl mich unserem Gotte, Vater,“ übergab Martinianus seine Seele dem Herrn.

Athen hatte das Glück, seine Gebeine zu bewahren. Es war, als ob diese der hohen Schule der alten Welt die Lehre des Heidenapostels vor Augen stellen sollten: „Wenn einer unter euch für weise gilt in dieser Welt, der werde erst ein Thor, um weise zu werden. Denn die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bei Gott.“

Bernardin de St. Pierre.

Von

Jakob Wychgram.

Die bloße Freude an der Natur ist nicht neu. Seit Worte geschrieben worden sind, finden wir ihren Ausdruck. Homer weilte mit innigem Behagen bei der Schilderung des phäakischen Eilandes, Horaz besang den „waldumrauschten Lucretilis, Sabinums Bergluft und den plätschernden Golf von Bajä"; und tausendfältig ertönt bei unseren Minnesängern und bei den Troubadours das Lob des erwachenden Frühlings.

Aber das moderne Naturgefühl ist doch ein anderes. Wir stehen der Natur nicht mehr mit der Naivetät der Alten gegenüber. Unser Empfindungsleben ist, ich will nicht sagen reicher, aber verzweigter, verwickelter, vielleicht auch anspruchsvoller geworden, und wir haben das Bedürfnis, unsere Stimmungen und Empfindungen in unmittelbare Beziehung zur Natur zu setzen, in die Dinge, die wir sehen, subjektive Momente, Stimmungen hineinzutragen. Wie denn kaum ein Wort verbreiteter ist auf diesem Gebiete als das: „stimmungsvolle Landschaft." Auf dieser Subjektivierung der Natur beruht unsere moderne Lyrik zum wesentlichen Teile; ich greife nur eines der berühmtesten Gedichte Goethes heraus: „An den Mond", wo gleich im Anfang die Naturerscheinung zur menschlichen Stimmung wird:

> Füllest wieder Busch und Thal
> Still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal
> Meine Seele ganz.

Und wer sich die große Wirkung von Böcklins Toteninsel vergegenwärtigt, wird einsehen, daß dieselbe Auffassung der Natur unter dem Gesichtspunkte der „Stimmung" auch in der bildenden Kunst erscheint.

Diese Entwickelung des Naturgefühls greift weit zurück; wie so viele Richtungen unseres Geschmacks und unserer Weltanschauung, hat auch sie ihren Ursprung in den großen Gedankengärungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Das moderne Naturgefühl ist erwachsen aus dem scharfen Gegensatze, in den man zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Kultur und Natur zueinander stellte. Seine Quelle liegt in Frankreich.

Hier hatte unter Ludwig XIV. die Gesellschaft sich ganz von der Natur abgewandt. Alle Ordnungen des Lebens waren einer zwar anmutigen, aber doch in ihrer Alleinherrschaft drückenden Etikette unterworfen. Man muß die herrlichen Schilderungen der französischen Gesellschaft jener Zeit von Hippolyte Taine lesen, um mit Erstaunen wahrzunehmen, wie sehr alle und jede Natürlichkeit verdrängt war. Und so mächtig war die Organisation des Formenwesens, daß man sogar die Natur selbst in Banden schlug. An die Stelle des Waldes trat die regelrechte Anpflanzung von Bäumen, „so regelrecht geschnitten, als wären's Verse Boileaus"; der rauschende Waldquell mußte seine Rechte abtreten an den gepumpten Wasserstrahl, der aus dem Munde der Steintritonen dünn aber regelrecht herausstieg. In den großen klassischen Tragikern Frankreichs, bei Corneille und Racine findet sich kaum ein gelungener Versuch einer Naturschilderung.

So löste sich das bürgerliche und tägliche

Leben der Gebildeten ab von der Natur und es teilte das Los des Antäus: wenn er die Erde nicht berührte, verlor er seine Kraft. Die ganz auf künstlichen Grundlagen aufgebaute Gesellschaft fing an, sich zu langweilen; und aus der Langenweile quillt das Übel. Die Sitten lockern sich; unter dem Firnis erscheint das angefaulte Holz.

1715 sank Ludwig XIV. ins Grab, der „roi soleil“, der diese ganze Kultur großgezogen hatte. Es ist bekannt, wie sich gegen den Schluß seiner Regierung schon die ersten Zeichen des wirtschaftlichen Zusammenbruchs vernehmen lassen. Aber auch Stimmen waren laut geworden, die an der glänzenden, blendenden Sonne jener Bildung Flecken entdeckten. Die ganze gebildete Gesellschaft wurde von einem Unbehagen ergriffen, einer zunächst unbefriedigten Sehnsucht nach etwas Besserem, nach einer erneuerten Weltanschauung, nach etwas, an das sich das lange zurückgedämmte Gemütsleben der Menschen klammern könnte. Man sehnte sich nach des Lebens Bächen hin.

Drei Jahre vor Ludwigs Tode war der Mann geboren, der das erlösende Wort fand für diese Sehnsucht, der das Unbehagen, den Pessimismus mit einem Schlage in eine durchaus optimistische Schwärmerei auflöste: Jean Jacques Rousseau. Er sprach es aus, daß nur von der Rückkehr zur Natur das Heil zu erwarten sein würde, und so erscholl dieser Ruf bis in die fernsten Winkel der gebildeten Welt. „Alles was aus der Hand der Natur kommt, ist rein; alles was des Menschen Hand berührt, entartet.“ Er gab auf die berühmte Preisaufgabe der Dijonner Akademie, ob die Wissenschaften und Künste zur Besserung der Sitte dienten, die bestimmte Antwort: nein. Er zeigte mit glänzender Rhetorik, an der sich alle empfindsamen Seelen der Alten und Neuen Welt berauschten, wie die einzige, große, die schöne Natur das Heilmittel sei für allen Kummer, alle Enttäuschung, alle Qual des Lebens. Nur wo der Mensch in und mit der Natur lebt, ist er glücklich, ist er rein. Diese Gedanken bewegen die weitesten Kreise. Seumes Gedicht von dem Kanadier und sein Schluß: „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen“ ist nichts anderes als solch ein Rousseauscher Ausläufer. Und Schiller, in dessen stiller Klause auf der Karlsschule sogar jene Bewegung ihren Wiederschein geworfen hat, singt noch in späteren Jahren in der Braut von Messina:

> Auf den Bergen ist Freiheit; der Hauch der Grüfte
> Dringt nicht empor in die reineren Lüfte,
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Um Rousseau schart sich eine große Zahl von Schriftstellern, die das von ihm wieder entdeckte Evangelium der Natur in vielfacher Form verkündeten. An erster Stelle steht Bernardin de St. Pierre. Er hat viel geschrieben, seine Werke füllen stattliche Bände. Aber sein Name würde wenigstens heute nicht mehr genannt werden, wenn er nicht ein kleines, kaum hundert Seiten umfassendes Büchlein geschrieben hätte, das seinem Namen unvergängliche Dauer gegeben hat. Ich meine die vielgefeierte Novelle: Paul und Virginie.

Hatte Rousseau in seinem berühmten Roman La nouvelle Héloïse die heimische Natur gepriesen, die schönen Ufer des Genfer Sees, so führte St. Pierre seine Leser in eine Welt voll fremdartigen feenhaften Reizes, in die noch ganz unberührte tropische Natur eines kleinen Eilandes der Südsee. Dieser Welt, so sagte er, fehlt es noch an ihrem Virgil und Theokrit; er will beides für sie werden. Und in diese jungfräuliche Natur setzt er wenige Menschen; zwei Frauen, die, unter dem Druck der entarteten Gesellschaft Frankreichs zusammenbrechend, den Staub von den Füßen geschüttelt und sich der Welt, die sie mißhandelt, entzogen haben, um an der Brust der Natur und der Einsamkeit ein neues glücklicheres Leben zu beginnen; zwei Kinder, den Sohn der einen und die Tochter der anderen jener Frauen, die inmitten der durchaus guten Natur aufwachsen und durchaus gut werden, an denen das Rousseausche Wort zur Wahrheit wird, daß alles, was aus den Händen der Natur hervorgeht, rein und vollkommen bleibt; zwei Diener, die nur die patriarchalische Gesinnung des Gehorsams und der Treue kennen. Er schildert mit ergreifender Anschaulichkeit das Leben dieser Menschen in und mit der Natur. Dann tritt in das Glück zerstörend der Einfluß des Geldes und der heimischen europäischen Gesellschaftsordnung. Aber was

diese zerstören können, das nur ist das Äußere, das Leben, nicht die Gesinnung und das innere lebendige Gefühl jener Menschen.

Ich darf wohl den Inhalt jener rührenden Erzählung als bekannt voraussetzen.

Der Erfolg war ungeheuer, fabelhaft. Das Buch wurde in alle Kultursprachen übersetzt. Allein in Frankreich erschienen dreihundert unrechtmäßige Nachdrucke. Paul und Virginie wurden auf das Theater gebracht, die bildende Kunst bemächtigte sich des Stoffes, die Gestalten der Kinder erschienen auf kunstvollen Gemälden und in billigen volkstümlichen Stahlstichen, auf Tassen und Tellern, wie wenige Jahre vorher Werther und Lotte. Als die Nationalversammlung im Jahre 1791 nach einem Erzieher des Dauphins von Frankreich suchte, erschien St. Pierre als einer der ersten auf der Vorschlagsliste. Der Enthusiasmus dauerte an. Einige Jahre später sehen wir sogar Napoleon, den rauhen Krieger, als den glühendsten Verehrer des Buches. Als Kommandant der französischen Armee in Italien schreibt er an St. Pierre: „Sie werden in Paris einer der Männer sein, die ich am öftesten und mit dem größten Vergnügen sehen werde.“ Während des italienischen Feldzuges hatte Napoleon Paul und Virginie nachts unter dem Kopfkissen, wie einst Alexander der Große den Homer. In Paris kommen die Brüder Ludwig, Joseph und Napoleon selbst und statten ehrfurchtsvoll dem gefeierten Manne ihren Besuch ab. Bis an sein Lebensende ist Napoleon dieser Vorliebe für das kleine Buch treu geblieben: man weiß, daß er es auf Sankt Helena mehreremale mit andächtiger Rührung wiedergelesen hat.

Von anderen noch merkwürdigeren Erfolgen der Novelle spreche ich nachher.

Es mag von Interesse sein, vom Leben und Charakter eines Mannes Näheres zu erfahren, der es verstanden hat, ein ganzes Zeitalter durch wenige Schriftseiten im Innersten zu ergreifen. Das neue treffliche Buch von Arvède Barine (Bernardin de St. Pierre. In den „Grands écrivains français“. Paris, Hachette, 1892) belehrt uns über ihn. Er war eine Natur voll sonderbarer Gegensätze, er selbst durchaus nicht ein Abbild der stillen wunschlosen Menschen, deren eng umgrenztes weltentrücktes Glück er so glänzend zu schildern verstanden hat.

Aus einer guten, aber in fast allen Gliedern zum Phantastischen und Excentrischen neigenden Familie le Havres stammend, hat Bernardin de St. Pierre eine glückliche, freie Kindheit verlebt. Er war ein schwer lenkbarer Knabe, zu geregelter Arbeit nicht an- und aufgelegt, unstet, schon damals nur glücklich in der Natur und bei der Lektüre von Büchern, die von Natur und Reisen handelten. Ganz besonderen Einfluß übte auf ihn eine alte Tante, Madame de Bayard, die einst am Hofe Ludwigs gelebt hatte und mit den Manieren und dem Äußeren einer vollkommenen Weltdame ein reiches Talent zum Fabulieren verband. Sie hat dem Leben des Neffen eine entscheidende Wendung gegeben, denn sie legte in seine Hände das gewichtigste Buch: den Robinson Crusoe. Wir alle haben wohl einmal in unserer Jugend für den Robinson geschwärmt, wenigstens die, denen es vergönnt war, ihn in einer anderen als der pädagogischen Fassung zu bekommen. Bei St. Pierre aber war es nicht eine vorübergehende Schwärmerei; er schöpfte aus diesem Buche eine Idee, die ihn bis an sein Lebensende gefangen gehalten hat, nämlich die, daß es irgendwo in der Welt eine Insel geben müsse, auf der sich ein reines, ideales Leben mit der Natur verwirklichen lassen müsse. Je nach seinem Alter kehrt dieser Gedanke in verschiedenen Formen wieder; bald will er die Insel mit Gleichgesinnten bevölkern und diese zu einer Idealrepublik zusammenfügen, bald soll das Scepter eines durchaus aufgeklärten Despotismus über dem Volke walten. Die erste Hälfte seines Lebens hat ihm dazu gedient, die Welt zu durchstreifen, um jenes idealische Eiland zu suchen, die zweite, als er es nicht gefunden hatte, einen ausführlichen Verfassungsplan zu entwerfen, falls es doch noch gefunden werden sollte, oder in poetischer Form das Glück zu schildern, das den Menschen erwartet, der, Europas Staub von den Füßen schüttelnd, nach jenem Eilande auswandert. Auch Paul und Virginie ist ein Teil dieser schriftstellerischen Ausbildungen seines Lebenstraumes.

Fieberhafte Sehnsucht ergreift den Knaben, nachdem er den Robinson kennen gelernt hat. Er denkt und dichtet nichts anderes, als aus-

fahren zu können, um seine Insel zu suchen. Und merkwürdig, man gab dem lebhaften und liebenswürdigen Jungen nach: ein Onkel, der Seefahrer war, nahm ihn auf sein Schiff und fuhr mit ihm nach Martinique, wo er Geschäfte zu erledigen hatte. Es schien dem Jungen unmöglich, daß er in dem gewaltigen Ocean nicht ein Inselchen antreffen sollte, auf dem er landen und das ihm gehören könne. Gleichwohl fand sich die Insel nicht. Bernardin kommt höchst betrübt aus Martinique heim. Aber mit desto größerem Eifer schmiedet er Pläne für die Zukunft. Man schickt ihn nach Rouen aufs Gymnasium: selbstverständlich ist der nächste Paragraph seines Entwurfes, daß auf seiner Insel alle Gymnasien durchaus unterdrückt werden sollen.

Hatte ihn der erste Mißerfolg nicht abschrecken können, so brachten ihn auch sehr betrübende Verluste nicht von seinem Plane ab. Er verlor, an der Grenze des Jünglingsalters, seine Tante Madame de Bayard, die ihn verstanden und unterstützt hatte, und bald darauf seine Mutter. Wenige Jahre nachher teilte ihm sein Vater mit, daß er sich wieder verheiraten wolle und seinen Kindern nunmehr keine Unterstützungen senden werde. So fand sich St. Pierre der Mittellosigkeit gegenüber. Er versuchte in den Staatsdienst einzutreten. Durch eine höchst sonderbare Nachlässigkeit eines hohen Beamten, der ihn mit einem anderen desselben Namens verwechselte, wurde er wirklich angestellt, und zwar als Genieoffizier. Man war damals im Siebenjährigen Krieg. Aber sein Geist war nicht für den Militärdienst und besonders nicht für die militärische Unterordnung geschaffen. Er überwarf sich mit seinen Vorgesetzten und wurde nach Hause geschickt. Nun beginnt er, in der Art der zahlreichen Menschen, die dem berechtigten Tadel des Vorgesetzten nichts entgegenzusetzen haben als die vollkommene Unfähigkeit zu ruhiger Selbsterkenntnis, alle Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft für schlecht, für widerwärtig zu erklären. Ganze Haufen von Denkschriften verfaßt er über das Heer- und Kolonialwesen, über Erziehung und Kirche, über Justiz und Handel und sendet sie den verschiedenen Ministerien ein. In den Denkschriften schlägt er einen stolzen Ton an, der überall durchfühlen läßt, daß er eigentlich der Messias, der Retter der Gesellschaft sein werde. Alles will er glücklich machen, vorausgesetzt, daß man ihm folgt. Solche Leute galten damals für lästig, wie sie heute dafür gelten. Kein Mensch dankte ihm. Seine Lage wurde immer bedenklicher. Mildthätige Freunde halfen wohl dann und wann aus. Aber auf die Dauer mußte auch diese Quelle versiegen. Der Bäcker will ihm kein Brot mehr verkaufen. Die Wirtin droht ihm für den nächsten Monat mit der Exmission.

In dieser verzweifelten Lage, die jeden anderen Sterblichen mit nur zu schmerzlicher Gewalt zur Erde, zum Realen zurückgezogen haben würde, nimmt er seine Zuflucht zu dem utopischen Plane seines zu gründenden Reiches. Aber seine Ansprüche sind doch etwas herabgestimmt. Es braucht nicht gerade eine Insel mehr zu sein. Ein fruchtbares Stück Land in einer fernen Gegend genügt ihm. Er hat ein solches ausfindig gemacht. An dem östlichen Ufer des Kaspischen Meeres liegt es. Die Tataren, die in der Nähe wohnen, haben nicht verstanden, von dem bevorzugten Lande Gebrauch zu machen: Bernardin de St. Pierre will dort seinen Idealstaat aufrichten.

Er geht zum Trödler, verkauft seine letzten Bücher, Kleider und was er sonst noch besitzt; mit dem kargen Erlös kauft er sich ein Postbillet nach Brüssel und wendet Frankreich den Rücken. Schon im Haag ist sein Geld zu Ende. Aber er schlägt sich durch. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und noch mehr die Sympathie der damaligen Menschen für alle philanthropischen Weltbeglückungszwecke verschafften ihm immer neuen Unterhalt. Er landet in Petersburg. Auf dem Bagagewagen eines Generals gelangt er von dort nach Moskau, wo sich der russische Hof damals befand. Hier gewinnt er rasch Freunde, die sich für den frischen jugendlichen Schwärmer interessieren. Einer bietet ihm an, ihn der Kaiserin Katharina vorzustellen. Bernardin ergreift das Anerbieten mit beiden Händen; schleunigst arbeitet er über seine kaspische Gründung eine ausführliche Denkschrift aus, memoriert sich die Hauptstellen, um sie der Kaiserin vorzutragen. Seine Freunde kaufen ihm eine hofgemäße

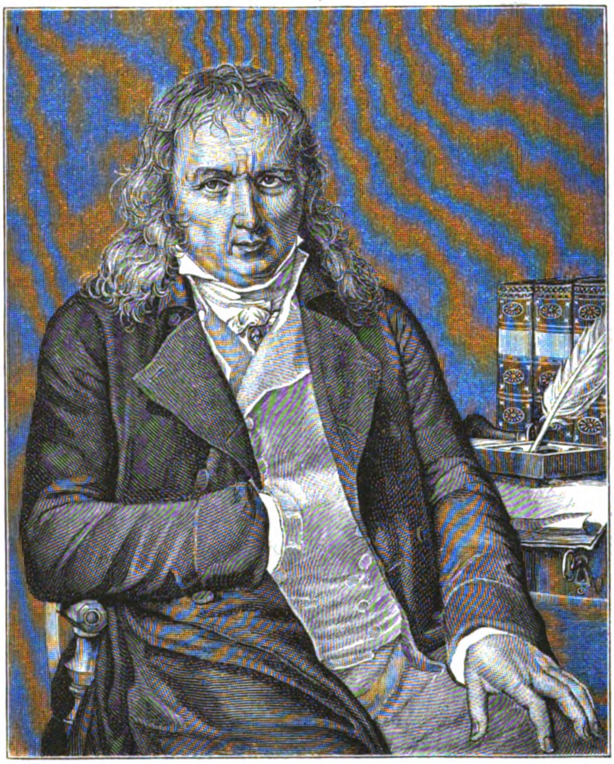
Ausstattung. Und so mochte er denn am Tage der Vorstellung hübsch genug aussehen: roter Frack mit schwarzen Aufschlägen, hellgraue Weste, weißseidene Strümpfe, an der Seite einen funkelnden Degen, in der Hand einen schönen Federhut. So steht er zur festgesetzten Stunde zwischen den eleganten Höflingen, im Herzen voller Verachtung gegen diese, voll stolzen Mutes am Throne der Großen für Freiheit, Natur und Menschenwürde zu wirken. Endlich öffnet sich die Thür, die Kaiserin tritt heraus; alles weicht ehrerbietig zurück. Der Oberhofmeister nennt den Namen St. Pierres. Aber von der Bedeutung des Augenblicks bedrückt, sinkt ihm das Herz. Er vergißt seine gut gelernte Rede, die Denkschrift bleibt in der Fracktasche und die Idealkolonie am Kaspischen Meere bleibt, was sie gewesen war: eine Utopie. Katharina wirft dem hübschen jungen Menschen einen gnädigen Blick zu und schreitet vorüber.

Damit war ihm der Aufenthalt in Rußland verleidet. Er wendet sich nach Paris zurück. Nachdem er in Warschau noch eine recht betrübende Herzenserfahrung gemacht hatte, überschritt er wieder die französischen Grenzen. Das alte Leben beginnt. Er sucht, um seinen Plan durchführen zu können, eine Beschäftigung in überseeischen Ländern, auf den Antillen, in Indien. Allen Menschen, mit denen ihn der Zufall zusammenführt, spricht er von seiner Insel. Ganz besonders liegt er hochgestellten Persönlichkeiten mit Bitt- und Denkschriften in den Ohren. Endlich bekommt er von einem seiner sogenannten Beschützer die ganz unerwartete Nachricht, daß die französische Regierung gewillt sei, ihn auf ihre Kosten nach Ile de France zu schicken und ihm Gelegenheit zu geben, seine Idealkolonie dort zu gründen. St. Pierre ist außer sich vor Freude; er sieht sich am Ziel seiner sehnlichsten Wünsche. Alsbald greift er zu Platos Republik, um mit Hilfe dieses von ihm verehrten Buches einen neuen Verfassungsplan auszuarbeiten. In Lorient liegt das Schiff. Er hatte gerechnet, daß man ihm eine Schar Gleichgesinnter mitgeben würde, darunter Handwerker, Gärtner und was man sonst zu einer rechtschaffenen Ansiedelung gebrauche. Nichts von alledem findet er vor. Als die Küste aus dem Blick verschwunden war, glaubte der Schiffsherr, ihm reinen Wein einschenken zu müssen: er teilte ihm mit, daß die Absicht keineswegs auf Gründung einer Idealrepublik gehe, sondern daß man ausfahre, um in Madagaskar Sklavenhandel zu betreiben. St. Pierre ist außer sich über diese Täuschung, er fühlt, daß man in Paris ihn lediglich wie einen lästigen Querulanten hatte los sein wollen. Er verschmäht es, nach Madagaskar mitzufahren, auf Ile de France läßt er sich aufs Geratewohl aussetzen. Hier hat er nun einige Zeit gelebt, zum erstenmal mit vollen Zügen die Reize der tropischen Natur in sich aufnehmend. Hier erwachte in ihm, nicht der Natursinn, den hatte er empfunden seit seinen Kinderjahren, sondern der Trieb, die Natur dichterisch zu gestalten und zu schildern. Er schweift auf der Insel umher und macht sich Notizen über Pflanzen und Gestein, über das Meer und über die Gestalt und Farbe der Wolken — Notizen, ganz in der Weise der heutigen Realisten. Diese Notizen verwertete er, nach Frankreich zurückgekehrt, zu seinem ersten schriftstellerischen Versuche, dem Voyage à l'Ile de France. Der Erfolg des Buches war gering. Man merkte überall noch das Ringen eines schönen Wollens mit unzureichenden Mitteln. Er will, nach dem Vorwort, dazu beitragen, daß den naturentfremdeten Menschen die Natur wieder lieb werde; aber noch gelingt es ihm nicht, in Worte die Eindrücke zu fassen, die ihm lebendig genug in der Seele waren. Ganz besonders scheiterte er an dem sehr unvollkommenen Wortschatz der französischen Sprache; es fehlten noch die Ausdrücke, die das landschaftliche Kolorit geben. Aber schon sehen wir in diesem Buche die ersten Ansätze zu der reichen Neuschöpfung von Wörtern und Ausdrücken, die Frankreich den späteren Werken St. Pierres verdankt.

Einstweilen brachte ihm diese Erstlingsschrift weder Ansehen, noch, woran ihm gerade jetzt viel gelegen sein mußte, Geld. Eine Zeit mühseligen Lebens beginnt. Er mochte doch fühlen, daß in ihm eine Kraft der Naturschilderung lag, die der Entfaltung fähig war. Das Urteil einzelner Frauen, die an dem Voyage à l'Ile de France Gefallen fanden, bestärkte ihn in diesem Gefühl. Er begann mutig ein neues

Werk, ein Werk von großer Ausdehnung und umfassendstem Plane: die Études de la Nature. Zwölf Jahre hat er — allerdings mit großen Unterbrechungen — daran gearbeitet, und man kann sagen, daß es ein Schmerzenskind gewesen ist.

Eine wichtige Wendung in St. Pierres Geistesleben tritt während dieser Arbeitsepoche ein durch die Bekanntschaft mit Rousseau. Ein Bekannter hatte ihm angeboten, ihn dem weltberühmten Sonderlinge vorzustellen. Sie stiegen, Rue Plâtrière, vier Treppen hoch. „Frau Rousseau" öffnete und führte sie ihrem Manne zu. Dieser saß am Schreibtisch, mit Notenschreiben beschäftigt. Er erhob sich, um sie zu begrüßen; nachdem sie sich gesetzt hatten, fuhr er in seiner Beschäftigung fort, zugleich sich mit ihnen unterhaltend. Die Einrichtung des Verfassers des Émile war überaus einfach. Neben dem Schreibtisch stand ein Spinett, auf dem er von Zeit zu Zeit Melodien versuchte. „Zwei kleine Betten mit blaugestreiften Kattunvorhängen, eine Kommode, ein Tisch und einige Stühle waren das ganze Mobiliar. An der Wand hing ein Plan des Waldes von Montmorency und ein Bild des Königs von England. Therese saß am Fenster und nähte Wäsche. Ein Zeisig sang in seinem Käfig und Sperlinge pickten auf den Fensterbrettern hingestreute Brotkrumen auf. Es ging durch die ganze kleine Wohnung ein Zug des Friedens, der Reinlichkeit und der Einfachheit." Nach einer zwanglosen Unterhaltung über gleichgültige Tagesneuigkeiten empfahlen sich die Gäste. Einige Tage später machte Rousseau seinen Gegenbesuch. So war die Bekanntschaft eröffnet, welche für St. Pierre sehr bedeutungsvoll werden sollte. Rousseau war damals sechzig Jahre alt, und man weiß, wie launisch sein Temperament in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gewesen ist. St. Pierre sollte gleich ein Pröbchen davon erhalten. Er schickte in seiner harmlosen Freude dem Manne, den er so lange aus der Ferne bewundert hatte, nach seiner Art ein Geschenk, ein Pfund Kaffee, das er vielleicht noch aus der Zeit der afrikanischen Reise liegen hatte. Rousseaus Antwort war ein grober Brief, in dem er dem freundlichen Geber vorführte, daß es unpassend sei, nach so kurzer Bekanntschaft jemandem schon ein Geschenk zu machen. „Da ich nicht in der Lage bin, Geschenke zu erwidern, so pflege ich mit den Leuten, die mir solche senden, zu brechen. Sie können den Kaffee bei mir liegen lassen oder jemanden schicken, der ihn abholt. Im ersteren Falle genehmigen Sie, daß ich Ihnen danke, und daß wir die Sache damit als abgeschlossen ansehen." Gleichwohl söhnte sich der stolze Mann mit seinem Beleidiger aus, indem er ihm nach einiger Zeit „als Entgelt für den Kaffee" ein Buch über



Bernardin de St. Pierre.

Ichthyologie schickte. Es war ein durch ähnliche Stürme noch oft bewegtes Leben, das die beiden von nun an miteinander führten; aber ein geheimer Zug der Seelen brachte sie immer, selbst nach den heftigsten Zerwürfnissen wieder zusammen. Sie machten miteinander tagelange Ausflüge in die Umgegend von Paris, die, damals noch nicht mit Villen bedeckt, eine Fülle landschaftlicher Schönheit bot. Sie botanisierten und vertieften sich in Gespräche über die zweckmäßige Einrichtung der Natur und den letzten Zweck der Welt. Besonders fanden sie sich zusammen in dem ästhetischen Genusse der Natur. Die geheimnisvollen Reize der herbstlichen Landschaft, die Rousseau in seinen Rêveries so meisterhaft geschildert hat, übten hier ihren Zauber auf die Seelen der beiden großen Naturfreunde aus. Rousseau war draußen ein liebenswürdiger, offenherziger Gesellschafter, der, selbst nicht zurückhaltend mit seinen Meinungen, auf die seines Begleiters liebevoll einging. Sowie sie aber, vom Felde heimkehrend, die Stadt betraten, schlug seine Stimmung um. Schon der Anblick der ersten Häuserreihen machte ihn mißmutig, schweigsam. Seine Wahnvorstellungen, die an der Brust der Natur geschlummert hatten, brachen aus; in Kindern, die vom Bürgersteig aus ihn anschauten, in harmlosen Leuten, die an ihm vorübergingen, sah er seine Feinde, und es konnte vorkommen, daß er mit seinem Wanderstock drohend auf sie zuging.

Auch als diese Stimmungen und Erscheinungen zunahmen, blieb St. Pierre seinem Meister treu. Er hat in seinen Schriften nie anders als mit der größten Dankbarkeit von ihm gesprochen. Es lag, wie ich schon andeutete, etwas Verwandtes in beider Naturen. Dieselbe krankhafte Erscheinung, die Rousseau lange Jahre in ihren unheilvollen Banden gehalten hat, hat sich auch bei Bernardin de St. Pierre gezeigt. In der Zeit, als er an seinen Études de la Nature arbeitete, litt er an allem Mangel, er nährte sich dürftig, kleidete sich dürftig und wohnte dürftig in einem elenden, dunklen Zimmer. Zurücksetzungen von früheren Freunden vollendeten gegen Ende der siebziger Jahre die finstere, trübe Stimmung; die große Stadt und das Menschengewühl, in dem er um des kargen Unterhaltes willen zu wohnen gezwungen war, lagen ihm centnerschwer auf der Seele. Da treten bei ihm dieselben Symptome wie bei Rousseau auf. Er sieht ohne Grund bei allen Menschen Feindschaft und Übelwollen, er fängt an, an Verfolgungsvorstellungen zu leiden. Dazu gesellen sich andere. Er hat Anfälle eines sonderbaren Leidens, das mit den Erscheinungen der Agoraphobie (der Platzfurcht) begann. Er selbst erzählt später davon: „Feurige Erscheinungen, wie heftiges Wetterleuchten, traten mir ins Auge. Alle Gegenstände erschienen mir doppelt und wie in beständiger Bewegung. Am schönsten hellsten Tage konnte ich nicht in einem Boote über die Seine fahren, ohne ein unerträgliches Angstgefühl zu empfinden. Wenn ich, in öffentlichen Anlagen, an einem Teich vorbeikam, empfand ich Grausen und Zittern. Es kamen Augenblicke vor, in denen ich mich von einem tollen Hunde gebissen glaubte." Das Merkwürdige ist nun aber, daß, wenn die Anfälle seines Leidens sich nahten, St. Pierre das deutliche Vorgefühl hatte und so viel Selbstkritik besaß, daß er sich dann in sein Zimmer zurückzog und erst wieder unter Menschen ging, wenn es vorbei war. Gleichwohl muß auch seine Stimmung in den gesunderen Tagen unangenehm genug gewesen sein. Denn wir sehen, daß sich alle Bekannten von ihm zurückziehen. So kommt er immer mehr in Vereinsamung und in Armut hinein. Mitunter ergreift es ihn wie eine schöne Erinnerung aus seinen Jugendtagen, sein Inselreich taucht vor seinem Geiste auf. Mit Wärme greift er das freundliche Bild auf. Der arme, düstere, verlassene Mann schreibt glühende Denkschriften an das Ministerium und erbietet sich, auf Korsika einen Idealstaat oder auf den Domänen des Königs in Frankreich selbst eine Idealrepublik zu gründen. Dann versinkt er wieder in Schwermut und trübseligsten Pessimismus.

Endlich erscheint Hilfe. Ein früherer Gönner, Hennin, der auch in dieser trüben Zeit unseren St. Pierre nicht aus den Augen verloren hatte, nimmt sich seiner an. Auf seinen Rat mietet er sich eine andere Wohnung, hoch oben im fünften Stock; Luft und Licht genug, Ausblick auf blühende Gärten. Und nun sehen wir die ganz eigentümliche

Erscheinung, daß, wie sein Freund Rousseau in der Natur befreit wurde von seinen Wahnvorstellungen, auch St. Pierre genest im Anblick des freien Himmels und der grünenden Bäume. Seine Stimmung bessert sich zusehends; er gewinnt wieder Lebensmut und Arbeitskraft, und wenn auch die Armut fortdauert, er überwindet sie innerlich; mit Lust stürzt er sich in die Arbeit; sein Werk schreitet munter fort, und im Jahre 1784 erscheinen die drei ersten Bände der Études de la Nature.

Ich kann, so verlockend es wäre, hier nicht länger bei diesem höchst merkwürdigen Werke verweilen. Es ist in der Hauptsache eine geistvolle Paraphrase des Rousseauschen Schlagwortes: Zurück zur Natur. Der Mensch ist gut geboren. Er braucht sich nur auf sich selbst zu besinnen, mit offenem Auge die Natur anzuschauen, um die ursprüngliche Güte seines Wesens nicht zu verlieren. Die Natur aber ist beseelt, sie ist ein großes, wundervoll zusammenhängendes Kunstwerk. Und hinter diesem Kunstwerk steht sein unsichtbarer Schöpfer, Gott selbst. Bernardin de St. Pierre hat das große Verdienst, diese Beziehung der Natur zu einem höchsten Wesen, zu einer Vorsehung, eine teleologische Weltauffassung wieder gepredigt zu haben. Die von der Dürre des Voltaireschen Rationalismus angeekelte Mitwelt fiel ihm jauchzend bei. Sie übersah die vielen bizarren Kapitel des Buches, die utopistischen Anwandlungen, die wie Mohnblüten im Kornfeld standen, und hielt sich an den Hauptgedanken. Und als er nach einiger Zeit in dem vierten Bande Paul und Virginie veröffentlichte und an einem dichterischen Bilde die Wahrheit seiner Theorien zeigte, da war seine Popularität entschieden. St. Pierre ist der Mann des Tages. Von allen Seiten strömen ihm Briefe zu — darunter allein so viele unfrankierte, daß er für zweitausend Franken Porto hat bezahlen müssen. Edelleute bieten ihm Landsitze, die Großen der Welt ihre Protektion an. Man erfährt von seiner Armut und von seinem körperlichen Leiden, genannte und ungenannte Schwärmer schicken ihm Geld, gerührte Frauen Medizinen und Rezepte dazu. Aus ganz Europa kommen Zuschriften. Die Königin Marie Antoinette schickt ihre Kinder in Begleitung der Madame de Genlis, damit sie den merkwürdigen Mann von Angesicht sehen.

So erhielt das bis dahin karge und weltversteckte Leben Bernardins mit einemmal eine Wendung zum Glück.

Sogar ein Zwang zum Glücke wurde versucht: Frauen wandten sich an ihn mit der Bitte, sie zu heiraten. Eine Schweizerin, deren Brief eine fast komische Naivetät zeigt, schreibt ihm, daß sie jung, schön und reich sei, mit Einwilligung ihrer Mutter biete sie ihm ihre Hand an, allerdings die eine Bedingung müsse sie stellen, daß Bernardin sich zu ihrem protestantischen Bekenntnis wende. Als Bernardin mit ein paar höflichen ausweichenden Zeilen antwortete, schickte sie eine Freundin zu ihm, die ihm die Pistole auf die Brust setzen sollte. Sie sagte: In Ihren Schriften haben Sie behauptet, daß die Vögel ihre Hymnen jeder in seiner Weise sängen und daß alle diese Lieder dem Schöpfer gleichermaßen angenehm seien: so werden Sie doch Protestant und heiraten Sie meine Freundin." Bernardin erwiderte: „Ich habe niemals gesagt, daß eine Nachtigall darum singen müsse wie ein Starmatz; ich werde weder meine Religion noch meinen Gesang wechseln."

Ein anderes Mal spielte ein Abbé den Vorfreier für seine Nichte. „Meine Nichte ist jung, sehr liebenswürdig, naiv wie die Unschuld selbst, rein wie ein sonniger Frühlingstag, ihre Gestalt ist anmutig wie ihr Gesicht. Sie ist erst siebzehn Jahre alt und ihr Gatte wird sie also empfangen wie aus der Hand der Natur, bevor die menschliche Gesellschaft sie verderbt hat." Zwar hat die Schöne keinen Pfennig Vermögen, aber, so schließt der naive Onkel, „wir glauben, Sie, ich und das Mädchen, an die Vorsehung." Bernardin muß dieses Geständnis wohl nicht als hinreichenden Ersatz für die fehlenden Louisdor angesehen haben.

Endlich aber erlag er den Werbungen einer anderen. Die zwanzigjährige Tochter des Verlagsbuchhändlers Didot, Félicité, liebte ihn, gestand ihm ihre Liebe und setzte alle Hebel in Bewegung, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Er läßt sich erweichen, aber vorher stellt er ganz genau seine Bedingun-

gen fest: Der Schwiegervater soll ihm eine Insel bei Essonnes kaufen und ihm auf dieser Insel ein Haus bauen. „Bevor das Haus fertig ist, vergehen drei Monate; gegen die Zeit werden sich Ihre Eltern nach Essonnes zurückziehen. Sie werden sich so lange bei Ihnen aufhalten, dann komme ich, um mich mit Ihnen zu verheiraten. Ich werde dann ein Haus, eine Insel und eine Frau haben, aber niemand in Paris darf davon erfahren. Ich werde Sie dann auf meine Insel verpflanzen mit einer Kuh, mit Hühnern und mit Madelon, die sich ausgezeichnet auf Hühnerzucht versteht. Sie werden Bücher, Blumen und die Nachbarschaft Ihrer Eltern haben. Natürlich komme ich, so oft ich Zeit habe, zu Ihnen." Auch hält er darauf, daß seine Verpflichtungen genau vorher festgesetzt werden und sich auf ein Mindestmaß beschränken. „Ich stehe mit der Sonne auf. Dann gehe ich in mein Studierzimmer. Um zehn Uhr ein Dejeuner, das Sie mit eigener Hand zubereitet haben müssen. Nach dem Dejeuner gehe ich wieder an meine Arbeit. Sie können sich in meinem Zimmer aufhalten, vorausgesetzt, daß die Haushaltsarbeiten, denen Sie vom frühen Morgen an obzuliegen haben, Sie nicht abhalten. Um drei Uhr ein Diner, bestehend aus Fischen, Gemüse, Geflügel, Milchspeisen, Eiern, Obst — alles auf unserer Insel selbst gezogen. Das Diner dauert eine Stunde. Von vier bis fünf Uhr Ruhe, mit etwas Musik. Um fünf Uhr angeln wir oder gehen auf unserer Insel spazieren. Um sechs Uhr können wir zusammen Ihre Eltern aufsuchen. Um neun Uhr ein frugales Souper."

Felicitas Didot geht, man traut kaum seinen Augen, auf diese Bedingungen ein. Sie mochte hoffen, daß ihr doch ein größerer Anteil an dem Leben ihres Mannes zu teil werde. Aber darin hatte sie sich durchaus getäuscht; wir besitzen die Briefe, die er gelegentlich, wenn sie auf kurze Zeit in Paris abwesend war, an sie schrieb. Kein herzlicher Ton findet sich darin; Taschentücher, Zucker, Nägel, Eisendraht und zahllose Gegenstände, die er für seinen Gartenbau braucht, muß sie ihm mitbringen, und das alles wird ihr in einem Ton aufgetragen, als ob sie nicht die Frau, sondern das Dienstmädchen wäre. Er selbst führt in dieser ersten Ehe ein egoistisches Glücksleben; so wenig als möglich verläßt er seine Insel, die herrliche Natur genießt er in vollen Zügen, und mit Virgils Eklogen, Fénelons Telemach und besonders dem Vikar von Wakefield erträumt er sich in eine Welt, die seinem Kopf entsprach. Seine erste Frau hat das zweifelhafte Glück, die Gattin eines berühmten Mannes zu sein, nicht lange genossen. Sie starb nach einigen Jahren und hinterließ ihm zwei Kinder, die natürlich Paul und Virginie hießen.

Der dreiundsechzigjährige Mann wollte durchaus noch einmal die Ehe versuchen. Und diesmal gelang es nicht nur ihm selbst, sondern auch seiner Frau, glücklich zu werden. Fräulein Désirée de Pelleporc, ein noch nicht zwanzigjähriges junges Mädchen, hat dem Greise einen schönen Lebensabschluß verschafft. An den Ufern der Oise, bei Eragny in einem Landhause, haben sie zusammen gelebt. Wenn er nach Paris reiste, um dort seinen Pflichten gegen die Akademie zu genügen, schrieb er ihr Briefe, die wir der armen vernachlässigten Félicité gegönnt hätten. „Dein Freund, dein Geliebter, dein Gatte." „Meine Freude, meine Wonne, mein Entzücken." Und er bringt seiner Frau nicht Zucker, Nägel und Eisendraht mit, sondern Blumen, Parfümerien, einmal ein elegantes Zelt für ihren Garten.

In einer schönen Natur, unter der Fürsorge einer ihn wirklich liebenden Frau brachte er sein letztes Werk, die Harmonies de la Nature, zu Ende. Im ganzen ist es eine blassere Wiederholung der Études. Die teleologische Naturbetrachtung wird noch willkürlicher, als sie schon in den Études gewesen war, in denen er sich bekanntlich so weit vergessen hatte, daß er die dunkle Farbe der Flöhe auf den Zweckmäßigkeitsgrund der leichteren Erkennbarkeit der Tiere und ihrer leichteren Abwehr zurückführte.

Noch einmal tauchte vor den Augen des rückschauenden Greises sein Jugendplan auf: die glückliche Insel. Und was ihn damals bewegt hatte, das trat mit neuer Macht in die Seele wieder ein. Jetzt stellt sich seiner Feder keine rauhe prosaische Wirklichkeit mehr entgegen. Die letzten Jahre gehören dem Traume an. Die Feder am stillen Schreibtisch stößt auf keine Hindernisse. Jeden

Tag schreibt er eine oder zwei Stunden an dem Plane eines Inselreiches, in dem lauter gute Menschen unter dem Schutze Gottes in einer guten herrlichen Natur ein gutes Leben führen. So blieb er ein glücklicher Schwärmer bis an sein Lebensende.

In der wonnigen Hoffnung, daß die Menschheit die Erfüllung seiner Pläne erleben werde, ist er sanft dahingeschieden im Januar 1814, den Blick hinausgerichtet auf die Sonne, die eben durch den Nebel gebrochen war und eine schneeige Winterlandschaft beleuchtete.

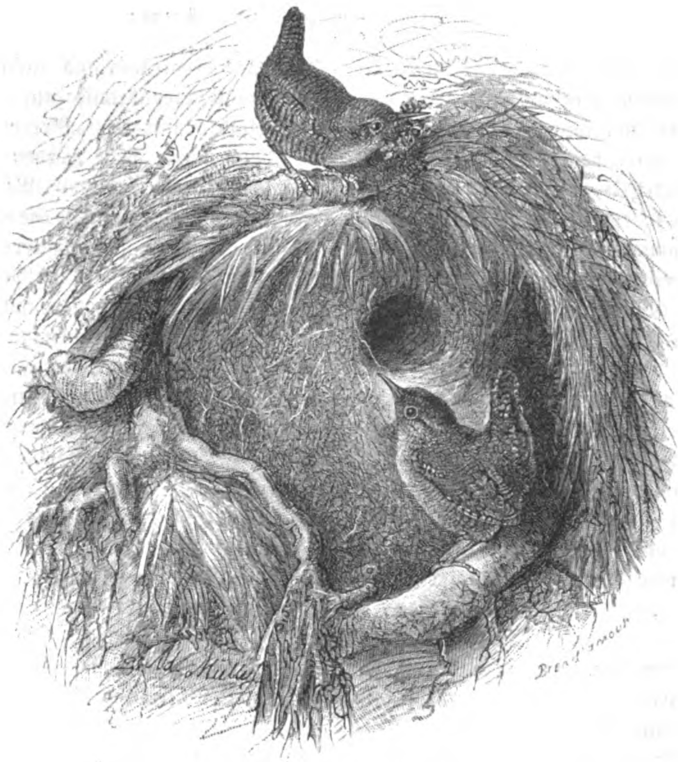
Seine jugendliche Witwe hat sich wieder verheiratet mit einem seiner schwärmerischsten Verehrer, Aimé Martin, der uns eine große Biographie St. Pierres und eine Ausgabe von dessen sämtlichen Schriften hinterlassen hat.

St. Pierres Bedeutung für die Entwickelung des Naturgefühls ist ebenso groß wie die für die Entwickelung der französischen Sprache. Er hat die Sprache erst fähig gemacht, wie Arvède Barine an reichlichem Material nachweist, die individualisiertere Schilderung der Natur zu unternehmen und den feineren Bezügen zwischen ihr und der menschlichen Stimmung Ausdruck zu leihen. Als er begann zu schreiben, fehlte das „vocabulaire pittoresque" noch fast ganz. Die Heranbildung, Bereicherung der Sprache, die sie in stand setzt, die Landschaft künstlerisch vor der Phantasie entstehen zu lassen, wie der Pinsel des Malers es auf der Leinwand thut, verdanken die Franzosen Bernardin de St. Pierre. Vor ihm herrschte, wie z. B. bei Fénelon, Anschauungslosigkeit, im günstigsten Falle sklavische Nachahmung der Alten.

Durch seine sprachschöpferische Thätigkeit stellt sich Bernardin de St. Pierre als gewichtiges Glied ein in die Entwickelung der poetischen Darstellung der Außenwelt. Ohne ihn wäre Chateaubriand nicht möglich gewesen; und wer kann sagen, ob die heutige großartige Kunst des Pierre Loti in der Vollkommenheit geübt werden könnte, wenn nicht jener stimmungsvolle Mensch der französischen Sprache seine Dienste gewährt hätte.

Für uns Deutsche hat allerdings Bernardin de St. Pierre nur mittelbare Bedeutung gehabt. Alexander von Humboldt hat ihn sehr geschätzt und berichtet in seinem Kosmos, daß er oft inmitten der großartigen Tropennatur Paul und Virginie wiedergelesen und die große Wahrheit der Naturanschauung bewundert habe. Aber was Rousseau und Bernardin in dieser besonderen Richtung für Frankreich gewesen sind, das haben **wir** bei dem großen Manne zu suchen, der alle Richtungen unserer geistigen Entwickelung beherrscht hat. So wie Goethe hat kein Mensch die geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen dem menschlichen Empfinden und der beseelten Natur dargestellt; das zeigt seine Lyrik, das zeigt der unglückliche Werther, dessen seelischer Zustand sich mit der blühenden und verfallenden Natur abwandelt; das zeigt in vollendeter Harmonie der dritte Aufzug der Iphigenie, wo der geistige Läuterungsprozeß des Orestes sich auf dem Hintergrunde eines Läuterungsprozesses der Natur selbst vollzieht; da die dumpfen Gewitterwolken sich in frisch erquickenden Regen lösen, hebt sich der Wahnsinn von Orestes' Seele, und mit dem verklingenden Donner flüchten die Rachegöttinnen von dannen und „schlagen hinter sich die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu".

Bis in diese geheimsten Tiefen unserer Seele ist der Franzose nicht gedrungen. Seine Kunst ist bescheidener gewesen. Aber er verdient es doch, der Vergessenheit entrissen zu werden, die ihm droht, seitdem aus unseren Schulen Paul et Virginie als zu „altmodisch" verdrängt worden ist.



Zaunkönige beim Nest.

Vogelleben im Jahreslaufe.

Von

Adolf und Karl Müller.

I.

Von den Singvögeln begeben sich die Stare, Amseln und die bunten Scharen der in den Wintermonaten geeinigten Finkenarten unter dem günstigen Einfluß der Witterung an die gewohnten heimischen Stätten. Der Eintritt von Schnee und Kälte entfernt sie indessen oft wieder von den beliebten Standorten, und zu größeren Flügen von neuem vereint, suchen ihrer viele die Nahrungsquellen auf, während andere sich nur lose und sehr vorübergehend an die nächsten Verwandten anschließen und manche einzeln oder paarweise bleiben. Der rauhe Umschlag der Witterung gereicht nicht wenigen unserer Singvögel beim Beginn ihres Frühlingslebens zum Verderben. Der quälende Hunger und Frost macht sie dreister und unvorsichtiger, und so haben dann die Räuber der Lüfte leichteres Spiel mit ihnen.

Noch ehe die Wanderer aus Süden heimgekehrt sind, erheben viele unserer Stand- und Strichvögel ihren Gesang. Es kommt dabei auf die Gunst des Wetters an. Der unverdrossenste der bei uns überwinternden Sänger, mit denen wir unsere Schilderung beginnen wollen, ist der ewig heitere Zaunkönig (Troglodytes parvulus), der zuweilen sogar über der Schnee- und Eisdecke sein kanarienvogelartiges Liedchen in die klare Winterluft schmettert und unter der Wirkung der Märzsonne schon um die Gunst des Weibchens wirbt. Die kurzen rundlichen Flügel ausbreitend, das lebhaft bewegliche Schwänzchen, dieses sprechendste Zeichen für

das ganze Wesen des europäischen Vogelzwergs, emporschnellend und hin und her wendend, naht sich das feurige Hähnchen bald unter lauterem, bald kaum vernehmbar leisem Gesang. Das Weibchen weicht dem zudringlichen Werber aus, ob es gleich bald wieder vom heimlich wirkenden Zuge in seine Nähe geführt wird. Tritt gar ein zweites Männchen als Bewerber um dasselbe Weibchen auf, so steigert sich das ergötzliche Gebaren zu wahrhaft komischen Äußerungen der Eifersucht. Eine Folge der unerwiderten Zärtlichkeit ist das Erbauen mehrerer unvollendeter Nester, die von dem Männchen ohne die geringste Beihilfe des Weibchens mit Auffälligkeit und unter Gesang ausgeführt werden, während letzteres heimlich die Wahl der Brutstätte trifft und den Anfang zum Familienneste macht. Jetzt erst läßt der Gatte von seiner Tändelei ab und beteiligt sich alles Ernstes an dem gemeinschaftlichen Bau.

Ein früher Sänger und Nestbauer ist auch der an Gebirgsflüßchen lebende Wasserschwätzer (Cinclus aquaticus), dessen drosselartig klingender Gesang am sonnigen Morgen der rauheren Jahreszeit seine wohlthuende Wirkung nicht verfehlt. Auf stillstehendem Mühlrade oder auf erhabenem Gegenstand am Ufer sitzt der dichtbefiederte Vogel mit den kurzen Flügeln, dem kleinen schmalen, gewöhnlich emporgeschlagenen Schwanz und dem gedrungenen Körper, sein munteres Wesen und seine Unempfindlichkeit gegen die Kälte offenbarend. Wenn die Eisdecke schmilzt und der Hauch der ersten Frühlingsregung die befiederten Flußbewohner anweht, dann beginnt auch das Werben und Buhlen dieses watenden, schwimmenden, tauchenden und über die Spiegelfläche geradeaus fliegenden und dabei jede Krümmung des Baches einhaltenden Gebirgsvogels. Zu Anfang des April nistet das Paar unter Baumwurzeln, in Uferhöhlungen, Mauerlöchern, zuweilen sogar an wohlgeschützten Stellen hinter dem Sturz eines Wasserfalls.

Rein, voll und melodisch ertönt beim Erwachen des Lenzes das Lied der Schwarzamsel (Turdus merula). Viele, ja die meisten ihrer Art sind den Winter über bei uns geblieben und haben sich an Waldrändern, in Feldhecken und Gärten, vorzüglich auch an buschreichen Bächen und Gräben von Würmern, Beeren und Abfällen verschiedener Gestalt ernährt. Der frühe Morgen und der späte Tag machen den mohrenschwarzen Sänger mit dem rotgelben Schnabel vorzüglich zum Singen geneigt. Sein Gesang ist im wahren Sinne des Wortes ein Lied, eine Melodie. In Terzen gehen die Töne auf und nieder und bilden einzelne Strophen, die sich im Grunde ähnlich sind, aber durch kleine Abänderungen mehr oder weniger Abwechselung bewirken. Bei ausgezeichneten Sängern nimmt man die Einförmigkeit, welche dem Amselgesang schuld gegeben wird, kaum wahr, wenigstens stört dieselbe den Hörer nicht. Im März paaren sich die Amseln, wobei das Männchen sein Weibchen hartnäckig verfolgt und mit gekrümmtem Rücken und ausgebreiteten Schwingen- und Schwanzfedern am Boden in kleinen Bogengängen umkreist. An dem Nestbau beteiligt sich anfänglich auch das Männchen, während jenes der eigentlich ausführende und formende Teil ist.

Ein wahrer Frühlingsgruß tönt uns das Schmettern des Edelfinken (Fringilla nobilis) an sonnigen milden Tagen zu Ohr. Aus der Höhe gleiten die Töne auf der Tonleiter herab und springen am Schluß in Terzen über, indem sie eine kurze anmutige Melodie bilden, die gleichsam wie eine Frage lautet. Die lebhafte Färbung des Sängers paßt ganz zu seiner ritterlichen Seele. Die stahlblaue Stirnbinde, unter der das Auge feurig blickt, die leuchtende braunrötliche Brust, die glänzenden Flügelspiegel, verbunden mit der stolzen, edlen Haltung des Vogels — das alles giebt ihm Anwartschaft auf den Namen Edelfink. Und wenn er raufend mit dem Nebenbuhler den Kampf in der Luft aufnimmt, so daß laut die Schnäbel knappen und Brust gegen Brust, Füße gegen Füße anprallen und die Erhitzten ermattet auf den Boden niederwirbeln, so wird uns damit ein unverkennbares Bild seiner Streitlust und Eifersucht gegeben. Treu begleitet er das allein bauende Weibchen, und mit Ungeduld wartet er auf die Vollendung des herrlichen Kunstbaues, um an der Gefährtin eine minnelustige, ihm nun nicht mehr ausweichende, sondern entgegenkommende und hingebende Gattin zu besitzen.

Der schlankere, mit Blutrot an Stirn und Brust geschmückte Vetter des Edelfinken, der Bluthänfling (Fringilla cannabina), belebt hauptsächlich die Nadelholzwäldchen in der Nähe des Feldes und schreitet ebenfalls früh im Lenz schon zur Brut. In schönem Bogenfluge folgt er dem voranfliegenden Weibchen, zuweilen seine Schmetter-, Kräh- und Flötentöne in der Luft hören lassend. Auf Feldwegen, Hochstraßen, an Rainen und auf Wüstungen, in Feld und Garten nimmt das Weibchen Baustoffe auf, während das singende und wachehabende Männchen mit anmutigem Locken zum Aufbruch ermuntert und am Nistplatze wieder die Rolle des beschützenden und unterhaltenden Kavaliers übernimmt.



Wasserstare fischend und singend.

Später fliegt der singende Hänfling in der Nähe des brütenden Weibchens gern von dem Standorte aus im Zickzackfluge schräg aufsteigend dahin und kehrt in scharfen Wendungen oder auch schließlich noch schwebend zurück. Heiter, rüstig und flink erscheint dieser Liebling des Volkes überall.

Scheu, wenn auch nicht so wie der Bluthänfling, ist der feurige, allbekannte Stieglitz (Fringilla carduelis). Früh zwar sondert er sich paarweise aus der Schar ab, allein die Minnezeit fällt doch erst spät in den April, und wenn die Bäume belaubt sind, beginnt endlich das Weibchen ein niedliches kunstsinniges Nest auf mittelderbem oder schlankem Zweig zu weben, zu filzen und zu sticken, unablässig von dem Männchen begleitet und unterhalten. Häufig buhlen mehrere Männchen um ein bereits gepaartes Weibchen, und dann entsteht heftiges Gezänk und Raufen in der Luft. Der gepaarte Hahn schlägt alle Eindringlinge siegreich in die Flucht. Das Lied des Stieglitz zerfällt in verschiedene Abteilungen, die aus schmetternden, ziehenden und krähenden Tönen bestehen und durch den stürmisch dahineilenden Vortrag etwas ungemein Feuriges und Anregendes erhalten. Wie ein galoppierender Reiter schwingt sich der Vogel in auf- und niedertauchendem Bogenflug durch die Luft und verkündet von hohem Standorte aus der Umgebung in schmetternden und hüpfenden Trompetentönen das vergnügte Leben seiner Seele.

Neugierig prüft schon an schönen Märztagen der Star (Sturnus vulgaris) sein Astloch oder den künstlich verfertigten Brutkasten. Die Flügelschläge und das Balzen dieses rührigen Vogels verkünden den Einzug der milderen Jahreszeit, in der Regel jedoch finden noch mehrfache Unterbrechungen sei-

nes begonnenen Wonnelebens durch Witterungswechsel statt. Anfänglich sammeln mehrere Stare sich um ein und dieselbe Brutstätte, die drohende Miene des Himmels hält sie noch zusammen. Späterhin streiten die Männchen hier und dort um Brut- und Standorte, wobei es vorkommt, daß das eine vom anderen in der Höhle längere Zeit unter Gepolter und Geschrei zurecht gezaust und zuletzt noch, bereits glücklich mit dem Leibe hervorgekommen, an einem Fuße vom Feinde drinnen festgehalten wird, bis es ihm endlich gelingt, sich loszuzappeln und hoch in die Luft sich emporzuschrauben. Das Starenmännchen unter der Wirkung der Minnelust und der Frühlingssonne zu beobachten, ist höchst ergötzlich. Man sieht es an der aufgeblasenen Kehle, deren Federn abstehen, und an der ganzen Haltung und Bewegung des Sängers, daß er mit voller Hingebung vorträgt. Heiser und scharf anstoßend, knappend und balzend klingen die eigentümlichen Teile des Stargesangs, flötend und melodisch dagegen viele von anderen Sängern entlehnte Rufe und Gesangsstrophen. Stille Luft und Sonnenschein machen ihn geneigt, sich vom Sitz einige Ellen hoch flatternd zu erheben und zögernd wieder abwärts zu schweben, wobei sein schillerndes Gefieder vorteilhaft in das Auge fällt.



Rotrückiger Würger, Käfer anspießend.

Von der Krone eines Baumes steigt schräg aufwärts der Baumpieper (Anthus arboreus) singend in die Höhe. Leise beginnend schwirrt er empor, läßt aber allmählich die Töne anschwellen, bis der Flug bei ausgebreiteten, über dem Rücken fest zusammengehaltenen Schwingen abwärts sich wendet und das Lied unter scheinbar mühsam ausgepreßten, aber doch sanften und wohlklingenden Tönen verhallt. Die Nachbarmännchen lassen sich gern untereinander in einen Liederwettkampf ein, und schön ordnungsmäßig beginnt der Gesang des einen, während der des anderen endigt.

In großen Flügen ziehen im Februar die Feldlerchen (Alauda arvensis) heimwärts, zuerst kommen die Bewohner des Nordens zu uns, später diejenigen unserer gemäßigten Zone. Freundliche Himmelsblicke entlocken den Männchen leise den Gesang auf der Scholle, der von Tag zu Tag lauter wird und auch in der Luft ertönt; aber der Aufschwung des Vogels reicht anfänglich nur bis zu einer sehr mäßigen Höhe. Endlich wird über dem Felde der Jubel allgemein, es schwirrt, trillert und flötet um uns und über uns, und zankend, raufend und jagend bekämpfen sich die Männchen und werben mit stolzem Gang bei aufgerichteter Holle um die gebückter gehenden Weibchen und verfolgen diese schäkernd. Dieses lebendige Spiel währt fort, bis sich die Paare ihre Standorte erwählt oder errungen haben. Nun hält jedes Männchen seine Luftkreise ein, innerhalb deren es sich entweder zur Rechten oder zur Linken im Schraubengang bis zu den Wolken erhebt.

Zu kleinen Trupps vereinigt, zeigen sich die Baumlerchen (Alauda arborea), die Bewohner der bergigen Heidestriche und Vorwälder, nach ihrer Rückkehr Ausgangs Februar in den Niederungen und Thälern,

wo sie sich vorerst von Sämereien der Wiesen und Äcker ernähren. Tiefer Schnee veranlaßt sie, ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen futtersuchend einzufallen. Die lieblichen Locktöne, durch welche sich die kleine Zigeunergesellschaft zusammenhält, vernehmen wir schon aus hoher Luft, und wir sehen die kurzschwänzigen Lerchen in zuckendem Fluge über einer offenen Quelle kreisen, wo der Schnee nicht liegen bleiben konnte. Sobald mit der vorgerückten Jahreszeit mildere Witterung eintritt, begeben sie sich paarweise auf die beliebten Standorte, und der Gesang des Männchens erhebt sich lange anhaltend. Der fleißige Sänger kreist unter den Wolken oder strebt weit hinaus und kehrt schwebend in kurzen Bogengängen zurück. Die glockenreinen Töne verklären die öde Heide. Das Dudeln, Trillern, Flöten und Ziehen giebt dem Liede etwas eigentümlich Anziehendes und dem Ohre höchst Wohlthuendes, und nur die mittelmäßigen oder schlechten Sänger ermüden den Hörer durch die Einförmigkeit ihres Gesangs.

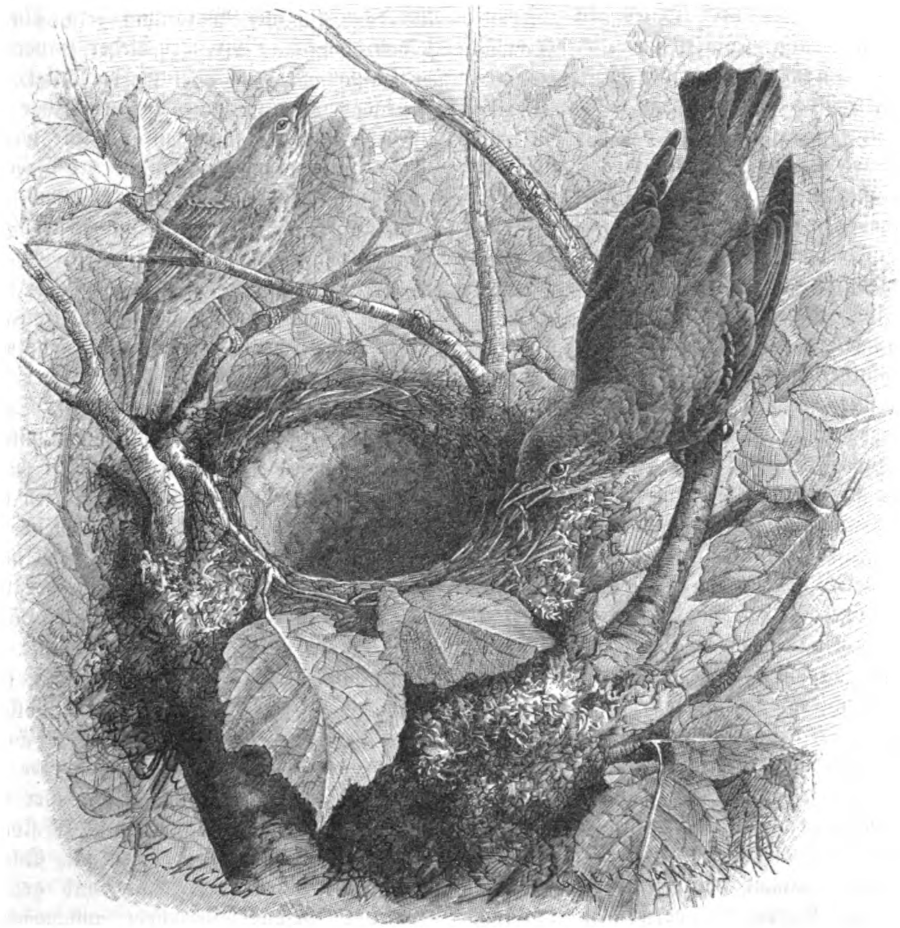
Gewöhnlich um die Mitte des März hallen unsere Wälder wieder von den ersten Rufen der Singdrossel (Turdus musicus). Mit anderen Drosselarten vereinigt, beutet sie auf Wiesen, an Bachufern und in Gärten Nahrungsquellen aus, wobei fortwährend ihr Auge auf jede Regung im Rasen achtet, und ihr Schnabel bereit ist, das kriechende Gewürm hervorzuziehen oder unter den Grasstöckchen förmlich herauszuhacken. Aus dem wirren Gezwitscher der verschiedenen Drosselarten heben sich die lauten Rufe unserer Singdrossel vorteilhaft heraus. Durch vollen, markigen und weithin schallenden Vortrag zeichnen sich jedoch gewöhnlich nur diejenigen Männchen aus, welche bereits ihre heimatlichen Standorte eingenommen haben. Ihre Rufe sind wahrhaft sprechend, manche derselben lassen eine Übersetzung in Worte recht gut zu, und unser sinniges Volk hat ja in dieser Beziehung Treffliches geleistet, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Phantasie mitunter zu weit gegangen ist und der Mund sich nicht immer streng nach dem Ohre gerichtet hat. Mehr wie aus jedem anderen Vogelgesang spricht der beginnende Lenz aus dem Drosselschlag. Kein mit dem Naturleben Vertrauter, namentlich der Waldjagd Ergebener bleibt gleichgültig, wenn er auf dem Schnepfenstrich zum erstenmal wieder diesen echoweckenden Waldgesang vernimmt. Eine sanfte Wehmut beschleicht uns in den Erinnerungen, welche die heimischen Rufe wecken, und doch fühlt sich das Herz wunderbar verjüngt und erfrischt unter der Zauberwirkung der Waldkönigin. In das Brausen der Frühlingsstürme und das Rauschen der stürzenden Waldbäche mischt sich übertönend das unvergleichliche Drossellied. Leise begrüßt es den Morgenhimmel und steigt mit der zunehmenden Tageshelle bis zum feierlichen Triumph beim Aufgang der Sonne, während es abends beim Einbruch der Dämmerung am zusammenhängendsten, schnellsten und leidenschaftlichsten wird.

Jede Gegend, ja sogar jeder größere Walddistrikt hat seine charakteristische Eigentümlichkeit im Drosselsang aufzuweisen; aber während eine große Verschiedenheit der Rufe dem feinen Hörer vernehmbar ist, bleibt doch immer der Grundcharakter des Drosselliedes unverändert. Zur Paarzeit streiten die buhlenden Männchen oft recht hitzig miteinander, und die Verfolgungen durch das Gebüsch, das Stangenholz und über Lichtungen und Wiesenflächen hin zeugen von dem leidenschaftlich erregten Kampfe.

Nicht selten fast gleichzeitig, meistens jedoch um vierzehn Tage später als die Singdrossel erscheint das Rotkehlchen (Sylvia rubecula), zum größten Teil erst in unseren Haus- und Feldgärten und nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst in den Waldungen. Sein feierlich und friedlich klingendes, mit sanftem Gurgeln und Flöten endigendes Liedchen verfehlt neben dem raumbeherrschenden Amsel- oder Drosselgesang seine Wirkung nicht. Früh morgens lockt es schon trillerartig im Dämmer seines Verstecks und besingt hierauf vom freien Zweige aus den erwachenden Tag, wie abends den sinkenden. Die Paare behaupten ihre Standorte, und die im Singen gern wetteifernden Männchen halten sich gegenseitig in den Grenzen ihrer einmal eingenommenen Wohnsitze. Das backofenförmige Nest des Rotkehlchens steht in der Regel unter Wurzeln, moosbedeckten Steinen, an den Ausgängen der Mauslöcher und in sonstigen Schlupfwinkeln gut verborgen.

Backofenförmig baut auch der große Wei-

denzeisig (Sylvia fitis), der Ende März heimkehrende, schlanke, zartgebaute Laubsänger, der zuerst gern an den Bächen und Flüssen das Weidengebüsch besucht und in flinken Wendungen das fliegende Insekt verfolgt und laut knappend fängt. Eine liebliche Erscheinung ist dieser Sänger im April unter den bienenumsummten Kätzchen der Sal-



Singdrosselpaar beim Nestbau.

weide und später im Blütenmeere der Obstbäume. Sanft und rührend klingt sein kurzes, gleichsam hinsterbendes Liedchen fast den ganzen Tag hindurch. Trotz des dünnen, schwachen Schnabels gelingt es dem Weidenzeisig, eine Vertiefung in den Erdboden unter einem Strauche oder im Grase zu hacken, die er mit wenig Laub und Halmen zur Bildung der Backofenform ausfüllt.

Gegen die Mitte des April stehen die Stachelbeerbüsche in Grün und die Boskettgruppen leuchten schon in aufbrechenden Blattknospen; Dornsträuche der Hecken ziehen gleichfalls ihr grünes Mäntelchen an. Da regt sich's denn in schwatzenden, trillernden und gätzenden Grasmückentönen. Vor allem aber tritt der flötenartige, laute Überschlag des Mönchgesangs hervor, dessen Urheber (Sylvia atricapilla) öfters die schwarzen Scheitelfedern zur Haube sträubt und mit dem braunköpfigen Weibchen futtersuchend umherwandert. Gute Sänger überraschen uns durch ihre treffliche Nachahmungsgabe, denn sie geben Drossel-, Amsel- und Nachtigallenstrophen, freilich nur in beschränkter Weise, wieder. Wohlige Spielerei sind die Nestanfänge des Schwarzkopfmännchens, welches dieselben singend baut, während das

Weibchen im stillen ein Plätzchen für die Familienwohnung ausersieht. In derselben Weise verfahren die grauen Grasmücken, welche mit den schwarzköpfigen die Frühlingsunruhe teilen, die den fleißigen Sänger hin und her, auf und ab treibt.

Nun kehrt auch unsere Nachtigall (Sylvia luscinia) wieder. Ihre gewöhnliche Zugzeit währt etwa vom 16. bis zum 24. April. Einzelne treffen noch später ein. Schwer ist's, in wenigen Worten dieser Liederkönigin das gebührende Lob zu spenden. In Worten ihren Schlag ausdrücken zu wollen, ist ohnmächtiger Versuch! Dieses Schmettern und diese Metallschläge, dieses weiche und dieses volltönende Flöten, dieses klagende Ziehen in hohen und tiefen Tonlagen, dieser ewig fesselnde Wechsel des Crescendo und Diminuendo, das Allegro und Andante, diese herrliche Schattierung in hellem Jubel und süßer Melancholie — wer vermag das alles zu schildern? Wer vermag sich einen Begriff von der höchsten Blüte des Nachtigallenschlages zu machen, der nicht wetteifernde Männchen im Frühling nebeneinander, der nicht ausgezeichnete Sänger das Morgen- und Abendrot oder die weiche Maimondnacht besingen hörte? Und wie die Seele des erregten Männchens im Lenze durch die Fülle der Töne sich offenbart, so verrät sich sein ungestümer Liebesdrang in fast ruheloser Verfolgung des Weibchens und der Abwehr der Nebenbuhler. Das Feuer der Seele lodert noch hell, während das Weibchen brütet, verglimmt aber schon als mattes Kohlenfeuer zur Zeit, wo die Jungen aus den Eiern schlüpfen, oder gar noch früher.

Die Lebensweise des später eintreffenden Sprossers stimmt im wesentlichen, wie Gestalt und Farbe, mit derjenigen der Nachtigall überein. Nur ist er wählerischer noch in Bezug auf Aufenthalt und lange nicht so weithin verbreitet. Sein Gesang steht dem der Nachtigall nicht oder nur wenig nach, jedenfalls ist er majestätischer gehalten, sprechender, feierlicher im Ausdruck, keineswegs aber so reich an Touren, Wendungen, Verbindungen und feinen Ausführungen.

Spät kommen unsere besten Spötter an. Der rotrückige Würger (Lanius collurio) erscheint in der ersten Hälfte des Mai. Viele Hörer achten nur auf das häßliche Geschrei dieses dichte Dornhecken liebenden, schöngefärbten Sängers, wenige lauschen nur seinem zwar gedämpften, aber desto reichhaltigeren Gesang. Vorzügliche Männchen tragen fünfundzwanzig bis dreißig gestohlene Weisen vor, und zwar hört man nicht bloß die Stimmen aus ihrer nächsten Umgebung, sondern auch viele aus entlegenen Gegenden. Aus den Sümpfen und Teichen, von den Heidestrichen, aus Wald und Feld, überall her glaubt man Rufe oder Lieder zu vernehmen, was zu dem Schlusse berechtigt, der Würger eigne sich auch auf dem Zuge und in der Fremde mancherlei an. Die wenigsten Würger singen jedoch in der Freiheit fleißig; fortwährend sind sie auf Raub, namentlich der Käfer bedacht, deren sie öfters mehrere an Dornen aufspießen.

Weit fleißiger im Singen und dabei rastlos im Wandel auf Bäumen und Büschen ist der in Gestalt, Größe und Farbe dem Fitis ähnliche Gartenlaubvogel oder die Bastardnachtigall (Sylvia hyppolais). Schon die Locktöne des Paares sind sehr anmutig. Der Gesang des Männchens sprudelt wahrhaft, besonders wenn es das Weibchen umkreist und auf eine höchst komische Weise von den Zweigen purzelt. In kurzer Zeit führt uns der Sänger eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Erinnerungen und Anklänge an bekannte Vogelstimmen vor. Rufe der Raubvögel, des Rebhuhns, gewisser Wasservögel, der Dohle, der Schlag der Wachtel, kurze Strophen aus den Gesängen der Grasmücken, der Drosseln, der Rauchschwalbe, der Finken, Hänflinge und anderer Sänger vernehmen wir zwischen eigentümlichen flötenden Tönen, welche letztere durch ihre Schönheit den Eindruck schreiender und gemein klingender Gesangsteile wieder abschwächen.

Herrlicher als die Bastardnachtigall den Garten oder das Vorwäldchen besingt, belebt der unvergleichliche Sumpfschilfsänger (Sylvia palustris) das Erlen- und Haselgebüsch, den Binsen- und Schilfwald an den Ufern der Flüsse und Bäche anderer Gebirgsgegenden. Zwanzig und mehr Gesangsteile und ganze Gesänge und Schläge anderer Vögel tragen die besten Meister täuschend vor. Mit außerordentlicher Schnelligkeit reiht sich Teil an Teil. Er ist nach dem Würger der fertigste, gewandteste und voll-

endetste Spötter, er trägt sogar merkwürdigerweise manche Lieder schöner noch vor als die Originalsänger, denen er sie abgelauscht hat. In mondhellen Nächten singt er einen großen Teil der Nacht hindurch unermüdlich. Doch sind die meisten seiner Art weniger

Der Jubel aller dieser Sänger ist die herrlichste Natursprache des Frühjahres.

Nun kommt der Sommer, der ernste Teil des Ehelebens, die Sorge für die Brut, die Erziehung und Leitung der Jungen zur Selbständigkeit. Von der ersten Brut der



Stare am Nistplatze.

hervorragend im Gesang. Noch unruhiger im Wandel und Betragen als der ihm aufs Haar gleichende Gartenlaubvogel, unterhält er durch seine Neckereien und Verfolgungen, womit er um des Weibchens Gunst und Ergebung wirbt, sowie durch seine Kunst im Schlüpfen und Klettern den Beobachter seines heiteren Frühlingslebens aufs angenehmste.

Frühnistenden aber bis zu derjenigen der Spätnistenden liegt ein Zeitraum von ungefähr zwei Monaten. Wenn der Gartenlaubvogel oder der rotrückige Würger, die Nachtigall oder der Sprosser ihre Minnelieder singen, haben Amsel und Drossel, Edelfink und Hänfling zum großen Teil schon alle Stadien der ehelichen Freuden und Lei-

den durchlaufen und erwachsene Junge ausfliegen lassen. Aber es blüht letzteren gleichsam ein zweiter kürzerer Frühling; die Liebe erwacht nochmals und wiederholt ihr Spiel, ihr Werben, ihr Drängen und Jagen. Doch fällt der Unterschied zwischen der ersten und zweiten, oder gar dritten Liebe gar sehr in die Augen. Selten, daß ein Nebenbuhler zu bekämpfen wäre, der Minne Preis ist nicht schwer zu erringen, und rasch verständigen sich die Gatten.

Blicke zu werfen in das geheime Eheleben dieser lieblichen Geschöpfe, ihre Einrichtungen im kleinen Haushalte kennen zu lernen, wie anziehend ist dies, wie lohnend die Mühe, welche damit in Verbindung steht. Viele sind hervorragende Baukünstler und verdienen es, daß wir ihre Wohnungen aufmerksam mustern. Unternehmen wir darum einen Streifzug durch Feld und Wald, um die brütenden Sänger für einige Augenblicke von Nest und Eiern zu scheuchen, damit unserem beobachtenden Auge der Einblick gestattet sei.

Auf einer jungen Fichte oder an einem Buchenstämmchen, im Knoten mehrerer Äste finden wir das Nest der Singdrossel. Bei unserer Annäherung drückt sich der Vogel tiefer in das Nestinnere und bleibt regungslos in der eingenommenen Stellung. Ein Ruck am Stämmchen verursacht seinen Wegflug unter lautem Gezänke, in welches der in der Nähe weilende Gatte alsbald einstimmt. Wie schön geformt ist dies Nest! Von napfförmiger Gestalt und der Größe einer der angesehenen Hausherrntassen, erregt es namentlich durch die innere Bekleidung der Wand und das Geflechte des oberen Randes Bewunderung und Staunen. Ein Kitt von altem, ausgelaugtem Kuh- und Pferdemist und dünnen, zurecht gebissenen Blättchen faulen Holzes, wozu der Speichel des Vogels als vorzügliches Bindemittel verwendet ist, bildet diese Wand, welche bis zum oberen, nach innen gewölbten Rande reicht, der aus feinen Wurzeln hundertfältig geflochten und ebenfalls mit Hilfe des Speichels geglättet und haltbarer gemacht ist. In der sechs und mehr Centimeter tiefen Mulde erblicken wir fünf meergrüne, schwarzbraun punktierte Eier. Sorgfältig schonen wir das Gelege und wandern weiter.

In tiefer Waldesschlucht, dicht am Ufer eines Forellenbächleins, sehen wir eben einen Zaunkönig mit Futter im Schnabel unter eine Baumwurzel schlüpfen. Nest und Weibchen samt den neun kleinen, weißen Eierchen hat er uns verraten. Geschickt ist die feste Mooswohnung zwischen die Wurzeln eingefügt, als ob sie mit der Umgebung verwachsen wäre, und dabei haben die Zwerge eine Menge Material verwendet, so daß das ganze Haus zehnfach den Vogel an Umfang übertrifft. Laub, Moos und dünne Reiserchen sind geschickt zu einem kugelförmigen Neste verwebt und verfilzt, das ein gewölbtes Dach trägt, unter welchem, uns zugekehrt, eine runde Öffnung zum Aus- und Einschlüpfen der Besitzer sich befindet. Während man den Finger zum Befühlen des Inneren sachte einschiebt, schlüpft wie ein Schatten das brütende Weibchen heraus.

Auf dem derben Aste einer Buche im Hochwalde hat das Edelfinkenweibchen seinen Kunstbau errichtet und bebrütet nun seine fünf blaß- oder weißbläulichen, braun und schwärzlich gepunkteten Eier, während das Männchen Raupen auf den Bäumen sammelt und sie der Gattin zuträgt. Das Nest gleicht einem mit Flechten besetzten Knorren des Astes, der es trägt, so genau ist es der Umgebung angepaßt. Wie eine breite, mittelgroße Obertasse geformt, sitzt es fest auf der Grundlage, angelehnt an einige Nebenzweige, um welche Spinnewebe und Halme hier und da zum größeren Halt des Ganzen gewunden sind. Moos und Flechten hat der geschäftige Künstlerschnabel sorgfältig verfilzt, und das Innere, in welches der Rand ringsum sich wölbend neigt, birgt zartes Halmgeflecht und ein dünnes Tierhaar- und Federpolster.

Der ebenbürtige Rivale des Edelfinken, sein Vetter Distelfink, hat am Rande des Waldes in den Wipfel einer Esche sein warmes, auswendig mit Moos und Flechten gesticktes und inwendig mit Tier- und Pflanzenwolle und Roßhaaren ausgefüttertes Nest gesetzt. Die nette, runde Form desselben, sein Stand auf schwankerem Zweige, den der Wind peitscht, die Unverdrossenheit des brütenden Weibchens, welches sich hin und her schaukeln läßt, die regelmäßige Wiederkehr des Gatten, der die brütende Gattin aus dem Kropfe mit angesammelten Sämereien

füttert, der Anblick der fünf rötlich punktierten, weißgrünlich grundierten Eier — das alles fesselt unsere forschenden Blicke.

Der Schreiton eines Pirols weckt unser Verlangen, sein schönes Hängenest aufzusuchen. Still verborgen an gedeckter Stelle beobachten wir den Flug des unruhig von Baum zu Baum wandernden Vogels. Endlich sehen wir ihn in unserer Nähe mit beladenem Schnabel einer jungen Eiche zufliegen, auf der er einige Zeit verweilt und die er mit leerem Schnabel verläßt. Nun fällt es uns nicht schwer, an einer Zweiggabel den Kunstbau zu entdecken. In einer Art Hängematte, welche aus Fäden, Bastschnüren und Wollenstoffen besteht, deren Enden um die sich gegenüberstehenden Gabelästchen geschlungen sind, ruht das von halb trockenen Grasblättern, Halmen, Wolle-, Werg- und Moosbündeln durch künstliche Verfilzung napfförmig gebildete Nest, dessen Mulde mit feinen Grasrispen, Wolle und Federn ausgefüttert ist und fünf glattschalige, glänzend weiße, grau und rötlich-schwarzbraun punktierte und gefleckte Eier enthält.

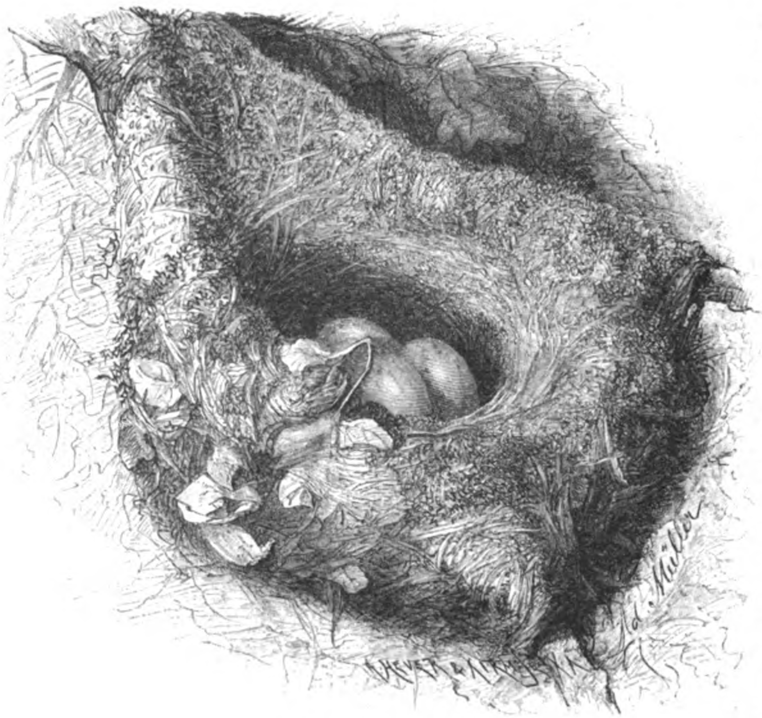
Der Lockruf einer Bastardnachtigall am Saum der jungen Buchenhege verrät uns das in Manneshöhe auf ziemlich derber Grundlage erbaute Nest, dessen Bau und Bestandteile interessant sind. Dürre, ineinander geflochtene Grashalme enthalten eingefilzte Tier- und Pflanzenwolle, welche teilweise zur Überkleidung und Befestigung des Nestes an den Zweigen verwendet sind. Lange, schmale Streifen von Birkenstämmen und Ästen, sowie Bandgrashalme umgeben hier und da das Nest. Das warme Federpolster ragt teilweise über den sehr nach innen geneigten Nestrand hervor und birgt fünf rosenrötliche, rotbraun punktierte und geaderte Eier.

Wir dürfen unseren Streifzug nach den Kunstbauten unserer Sänger nicht zu weit ausdehnen, wiewohl uns noch mancher Busch und Baum, mancher Moosboden, mancher Schilf- und Binsenwald von Erbauern bewunderungswürdiger Sängerwohnungen glänzende Beweise liefern könnten. Nur das Nest des Teichschilfsängers im Schilf wollen wir auf dem Heimwege im Vorübergehen noch genauer betrachten.

Wie ist dieses Nest seiner Form und Stellung nach der Örtlichkeit so angemessen! Die schwanken Rohrstengel, zwischen denen es hängt, und an welche es seine Erbauer an mehreren Stellen mittels Band- und Riedgras nebst Gespinsten gut befestigt haben, werden vom Winde tief niedergebeugt. Eier oder Junge würden dadurch der Gefahr ausgesetzt, herausgeschleudert zu werden, wenn das Nest nicht sehr tief wäre. An zwei gegenüberstehenden Seiten, wo das Nest mit den Schilfstengeln verbunden ist, ragt der Nestrand ein wenig empor, so daß dem Rande überhaupt die Nachenform gegeben wird. Einige Schilfblätter, welche horizontal umgebogen wurden, dienen teils zur Unterlage des Baues, teils zum festeren Halt der Schnüre an zufällig außerhalb der Stengel befindlichen Blättern. Das Material zum ganzen Bau haben die Vögel ihrer nächsten Umgebung entnommen. Sorgfältig ausgewählt sind die zarten Grashalme, welche zu einer glatten Lage des Nestinneren dienen und fingerdick quer verflochten wurden. Der brütende Vogel verläßt erst bei unserer dichten Annäherung das einen halben Meter über dem Wasserspiegel hängende Nest und gestattet uns nun den Anblick von fünf verhältnismäßig etwas derben, länglichen, auf unentschieden grünlich-grauem Grunde ölfarben und dazwischen dunkelbraun getupften Eiern.

Sämtliche Paare unserer Singvögel sind treue, hingebende Hüter ihrer Nester. Die Ehegatten der einen Sippe oder Familie lösen sich im Brutgeschäfte ab, während bei anderen nur das Weibchen diesem Geschäfte obliegt. Immer aber ist letzteres im Brüten am fleißigsten und ausdauerndsten. Manche sitzen so fest, daß eine flinke Hand sie zu decken vermag. Täglich spannt sich der brütende Vogel aus. Zu diesem Zweck verläßt er das Nest, streckt abwechselnd Füße und Flügel nach hinten aus, gähnt, ordnet das Gefieder, flattert wohl auch stürmisch auf den Zweigen hin und her, nimmt Wasser und zuweilen auch Futter ein und kehrt wieder zum Neste zurück. Häufig dreht er sich in demselben. Viele halten jedoch vorzugsweise gegenüberstehende Richtungen im Sitzen ein, wonach das Nest sich allmählich formt. Durch öfteres Emporrichten des Vogels wird der Zutritt frischer Luft zu

den Eiern bewerkstelligt. Die durchschnittliche Dauer der Brütezeit ist vierzehn Tage. Witterungseinflüsse können indessen dieselbe um einige Tage ausdehnen. Mit großer Sicherheit vermeidet der Vogel beim Einsteigen und Niedersetzen eine nachteilige Berührung der Eier, und der Naturtrieb weist ihn an, dieselben unter diejenige Bauchstelle zu bringen, welche die meiste Brutwärme ausstrahlt und in der Vogelsprache Brutflecken genannt wird. Die Weibchen verlieren an dieser Stelle die Federchen, so daß selbst bei Singdrosselpaaren zur Brütezeit die Weibchen von den Männchen danach untrüglich unterschieden werden können. Eine Veränderung des Geleges, dessen Verminderung oder Vermehrung durch Wegnahme eigener oder durch Einlage fremder Eier, merkt der brütende Vogel sogleich. Manche können derartige Störungen kaum oder nicht, andere bis zu allzu auffallenden Eingriffen in das Familienheiligtum vertragen. Der Kuckuck erregt zwar einen Sturm der Empörung und Schrecken, sobald das mit seinem untergeschobenen Ei bedachte Paar die That des Eindringlings, sei es an der Verschiebung des in regelmäßigen Reihen geordneten Geleges, sei es gar bei dem Anblick des Störenfrieds, wahrnimmt — allein nicht lange, so wird eine gute Miene zum bösen Spiel gemacht und das Stiefkind schließlich wahrhaft verhätschelt. Neuerdings ist von uns durch eigene Beobachtung das vereinzelt und selten vorkommende Selbstbrüten des Kuckweibchens auf dem Waldboden sicher festgestellt worden. Die neidischen Ausfälle eigensinniger und einseitiger Schablonen-Ornithologen haben zum Teil in Ausdrücken, welche ihnen nicht zur Ehre gereichen, die Richtigkeit und Möglichkeit dieser Erscheinung bestritten. Hervorragende Männer stimmen in der Erklärung des beobachteten Falles aber mit uns dahin überein, daß hier eine Rückkehr zur Ursprünglichkeit, ein Rückschlag (Atavismus) zu Grunde liegt. Die Neigung gewisser Sänger, sich der Ausbrütung untergeschobener Eier zu unterziehen, haben sich denn auch die Blutfinkenzüchter gemerkt, und wenn es gilt, einem konkurrierenden Waldbruder durch Schlauheit und Fürsorge zuvorzukommen, so trägt der Mißtrauende die Blutfinkeneier in das Nest eines brütenden Hänflings, um das Sprengen hier abzuwarten, obwohl ihn die Erfahrung längst gelehrt hat, daß auf diese Weise die meisten Eier oder Jungen zu Grunde gehen.



Nest des Pirols.

(Schluß folgt.)

Litterarische Mitteilungen.

Emin Paschas letzte Expedition.

Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Von Dr. Franz Stuhlmann. (Berlin, Dietrich Reimer [Höfer u. Vohsen].) — Unter den zahlreichen Afrika-Werken, mit denen die neuere Kulturepoche deutscher Kolonialbestrebungen uns bereichert hat, ist keines mit einer größeren und berechtigteren Spannung erwartet worden als das soeben erschienene Reisewerk Stuhlmanns, die Darstellung der Emin-Pascha-Expedition, welche der Verfasser in echter Gelehrtenbescheidenheit selbst als einen „Reisebericht" bezeichnet. Das Werk ist ungleich mehr als ein Reisebericht: es ist das beste, gründlichste und umfassendste Werk, welches bisher überhaupt in der Afrika-Litteratur neuerer Zeit erschienen ist. Jeder Leser wird in diesem Buche seine Rechnung finden. Das außerordentliche Interesse, welches eine zum großen Teil durch bisher unbetretene Gebiete sich bewegende Expedition an sich darbietet, wird ergänzt durch eine überaus große Fülle wertvollster fachwissenschaftlicher, in leicht verständlichem Ton gehaltener Beobachtungen. Der Ethnograph ebensowohl wie der Zoologe und Botaniker, der Linguist, Kulturhistoriker und Kolonialpolitiker — sie alle finden eine überreiche Fülle vortrefflicher Ausführungen, bei denen allen der Feuereifer des Verfassers mit der reichen, durchgereiften Erfahrung und der unvergleichlichen Sachkenntnis des Mannes durchsetzt erscheint, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein für uns unersetzliches Opfer der Expedition geworden ist, nämlich Emin Paschas. Wenngleich Einzelheiten aus der Expeditionsführung im Lauf der Jahre in die Öffentlichkeit gedrungen sind, und wir uns heute gewöhnt haben, mit den durch Emin Paschas Zug geschaffenen Verhältnissen als bekannten Thatsachen zu rechnen, so rechtfertigt doch die überaus große Wichtigkeit der ganzen Expedition eine kurze Zusammenstellung dieses Zuges, und besonders seiner Veranlassung. In letzterer Hinsicht ergänzen sich persönliche Rücksprachen, welche der Verfasser dieser Zeilen im April 1890 mit Emin Pascha und Wißmann in Bagamoyo zu nehmen Gelegenheit hatte, mit den Ausführungen Stuhlmanns.

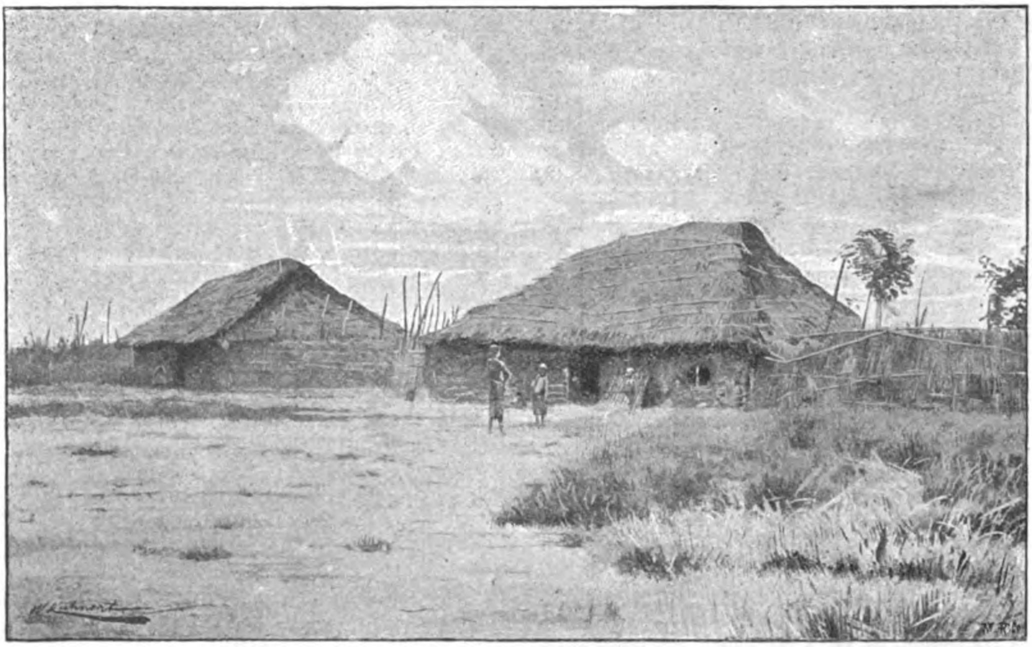
Als im Anfang April 1890 nach der Übergabe Bana Heris der Aufstand in unserem nördlichen Gebiet in Deutsch-Ostafrika als beendet angesehen werden durfte und gleichzeitig die Niederwerfung des Aufstandes im Süden nur noch als Frage der Zeit zu betrachten war, kam es für eine dauernde Sicherung unseres Gebietes und insbesondere für die Aufrechterhaltung der bisherigen Handelsbeziehungen vor allem darauf an, im Inneren einen Stützpunkt zu schaffen, und insbesondere mit den Arabern des Inneren zu paktieren. Die arabischen Kaufleute in Tabora und Ujiji, bezw. im Norden, waren durch die Ergebnisse des Aufstandes einigermaßen verschüchtert worden; die Nachrichten von der Bestrafung der am Aufstand beteiligten Küstenaraber ließen, durch das Gerücht aufgebauscht, die Kaufleute des Inneren für ihre eigene Sicherheit oder doch für die Aufrechterhaltung ihrer Handelsbeziehungen fürchten, und es schien nicht ausgeschlossen, daß eine Ablenkung des Handels aus unserem Gebiete nach dem Kongo oder nach dem Süden durch portugiesisches Gebiet sich allmählich heranbilden würde. Einer Schädigung unserer Interessen nach dieser Richtung hin vorzubeugen, mußte eine der Hauptaufgaben des Reichskommissariats sein. Daß für die Lösung dieser Aufgabe keine geeignetere Persönlichkeit sich finden konnte als Emin Pascha, bedarf keines Beweises. Emin hatte sich bereits auf seinem Krankenlager, schon bei einer bloßen Andeutung Wißmanns, zur Übernahme der Expedition mit Feuereifer bereit erklärt und widmete nach seiner Wiederherstellung ohne jede Rücksichtnahme auf die verlockendsten Anerbietungen von seiten Englands, wie dieselben ihm noch bis zum 14. April, dem Tage vor seiner endgültigen Übersiedelung nach Bagamoyo, zugingen, seine gesamte Kraft den Vorbereitungen zu seiner Expedition und der eingehendsten Beratung aller in Betracht kommenden Verhältnisse. Aus den vielfachen Konferenzen mit dem Reichskommissar er-

gab sich schließlich der Umfang seiner Aufgaben. Als Grundzug derselben blieb immer die Notwendigkeit, einen modus vivendi mit den Arabern des Inneren zu finden, sowie einen Stützpunkt für die deutsche Herrschaft am Viktoria-See zu schaffen. Eine nördliche Grenze unseres Gebietes war damals bekanntlich noch nicht festgelegt, und bei den Verhältnissen in Uganda, welche für Deutschland überaus günstig lagen, sowie bei dem hohen Ansehen, welches Emin Pascha in den nördlich vom Viktoria-See gelegenen Gebieten besaß, schien die Möglichkeit naheliegend, die deutsche Einflußsphäre über jene so überaus wichtigen Gebiete zu erstrecken, ja vielleicht die Äquatorialprovinz noch mit in diese Einflußsphäre hineinzuziehen. Es bestand damals die Absicht, hinter der eigentlichen Expedition Emins noch eine größere, durch freiwillige Beiträge in Deutschland auszurüstende, hinterher zu senden, für welche der am 26. April 1890 nach Deutschland zurückkehrende Freiherr von Gravenreuth besonders agitieren sollte. In welcher Weise diese großartigen Pläne schon sehr bald eingeschränkt werden mußten, wird die Betrachtung der Expedition selbst lehren.

Am 26. April brach die Expedition von Bagamoyo auf. An Europäern zählte dieselbe Emin Pascha als Führer, Dr. Franz Stuhlmann in doppelter Eigenschaft als Lieutenant der Schutztruppe und als wissenschaftlicher Beigeordneter, Lieutenant Langheld, der als Kommandant der zu gründenden Station im Inneren vorgesehen war, und zwei Unteroffiziere. Außerdem schlossen sich der Expedition die Patres Schynse und Achte von der algierischen Mission an, welche nach der Station Bukumbi am Süduser des Viktoria reisen wollten. An farbigen Teilnehmern zählte die Expedition 54 reguläre Soldaten und 49 neu angeworbene, ferner als Trägermaterial 87 Zanzibariten, 200 Küstenleute, 43 Wassukumaträger und 62 Wanjamwesi, endlich noch etwa hundert Leute, welche nur bis zur Militärstation Mpwapwa engagiert waren. Unter den Trägern befand sich eine Anzahl Leute, welche früher mit Stanley gereist waren, besonders der aus den Stanleyschen Büchern bekannte Hauptaufseher Uledi, welcher später der Expedition vorzügliche Dienste leistete. Endlich zählte die Expedition einige Dolmetscher, Köche, Präparatoren und Jäger.

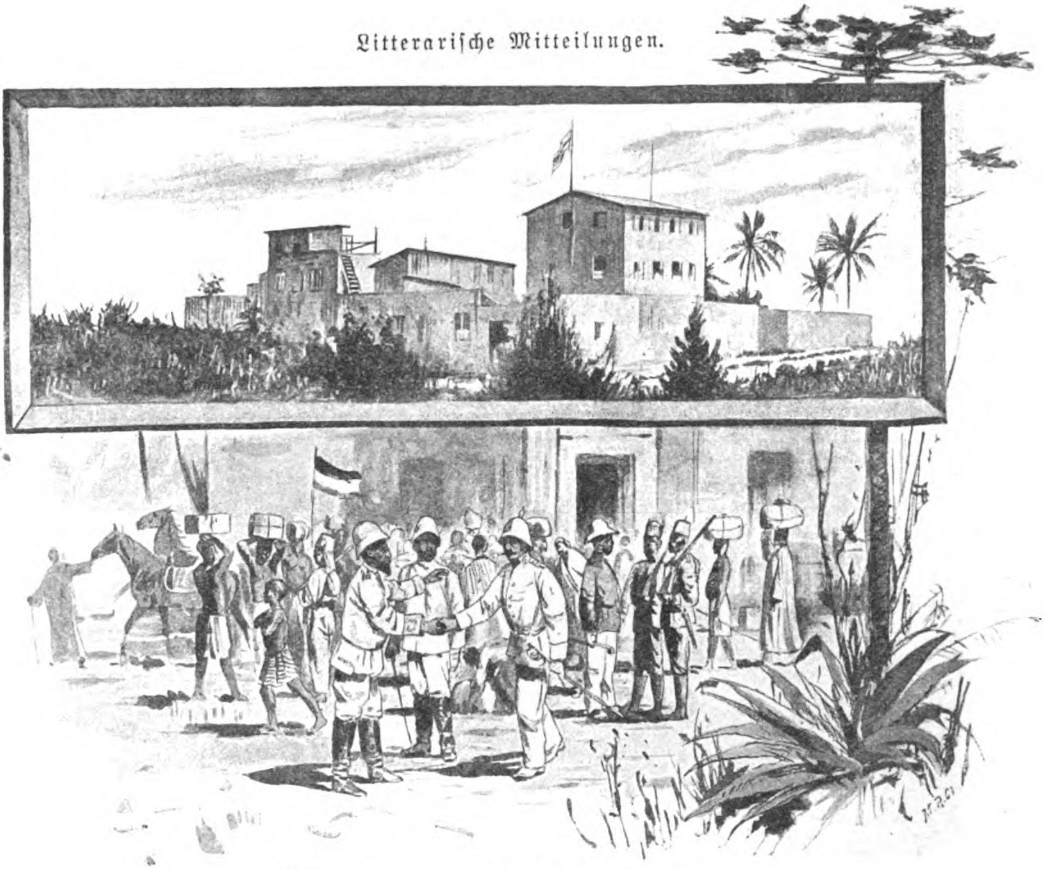
Schon der erste Teil des Marsches gestaltete sich überaus schwierig. Die große Regenzeit, welche in diesem Gebiet etwa Mitte April einzusetzen pflegt, machte die Wege fast unpassierbar und verursachte eine ganze Reihe Erkrankungen. Als praktisches Resultat ist die Hissung der deutschen Flagge in Kondoa zu verzeichnen.

Es möge gleich hier bemerkt sein, daß überall in dem vortrefflichen Werke Stuhlmanns eine überaus reiche Fülle von Beobachtungen aller Art eingestreut ist, welche zum Teil in Monographien



Häuser von Küstenhändlern (Swahili) in Tabora.*

* Sämtliche Abbildungen sind mit Zustimmung der Verlagshandlung dem im Eingange genannten Werke entnommen.



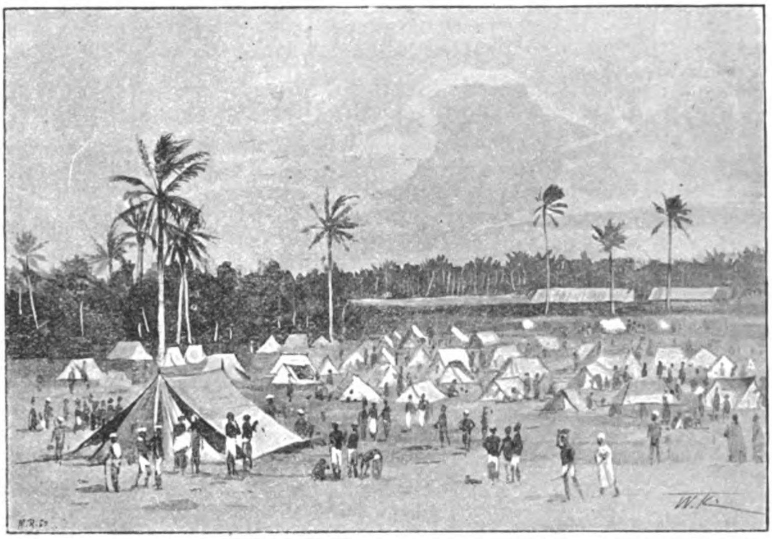
Abschied von Bagamoyo. Das Fort von Bagamoyo.

zusammengefaßt sind: so während dieses ersten Teils der Reise das Kapitel über die Wadoë. In Mpwapwa traf die Expedition bekanntlich mit den vom Viktoria-Nyanza zurückkehrenden Herren Dr. Peters und Lieutenant von Tiedemann zusammen. Die hier mit Peters geführten Gespräche und die Schilderung des letzteren über die Zustände in Uganda und Unyoro veranlaßten den Pascha, an den Reichskommissar zu schreiben und denselben um Verstärkung zu bitten, um eventuell in die Verhältnisse Ugandas zum Vorteil deutscher Interessen eingreifen zu können. Am 22. Juni setzte die Expedition von Mpwapwa aus ihren Marsch nach Westen fort, begleitet von dem Stationschef von Bülow (später am Kilimandscharo gefallen) mit einer Abteilung der Besatzung.

Schon in Mpwapwa hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, von der ursprünglich in Aussicht genommenen Marschroute abzuweichen und zunächst nach Tabora, jenem wichtigsten arabischen Centrum im Inneren, zu marschieren. Verursacht wurde diese Abweichung zunächst und hauptsächlich durch die Trägerfrage, dann aber auch durch bestimmte Nachrichten aus Tabora, wonach die Expedition daselbst erwartet wurde und wonach die Araber Taboras durchaus geneigt waren, mit Emin Pascha als Vertreter der deutschen Regierung zu verhandeln. Diese ursprünglich durch Karawanen überbrachten Nachrichten fanden ihre Bestätigung durch einen Abgesandten der Araber, den Belutschen Ismael, welcher beim Orte Mkigwa die Expedition erreichte und eine ihm auf dem Fuße folgende arabische Deputation aus Tabora ankündigte. Unter diesen Verhältnissen erschien der Marsch nach Tabora als ein Gebot der Notwendigkeit. Der Abschluß der Verträge in Tabora, durch welche die spätere Besetzung und Behauptung dieses wichtigsten Handelscentrums durch Lieutenant Siegl mit einer geringen Macht eingeleitet und ermöglicht wurde, ist bekannt. Von hohem Interesse ist die Art der Schilderung des Marsches in Stuhlmanns Werk: überall erfaßt das Auge des geübten Forschers das Wesentliche an Natur und Menschen, ohne sich bei unwesentlichen Kleinigkeiten aufzuhalten. Die Beobachtungen über Land und Leute in Unjamwesi, sowie über Tabora selbst bringen trotz der umfassenden vorhandenen Werke von Reichard und anderen immer noch eine Menge Neues. Eine Zeit lang hatte der Pascha den Plan, die augenblickliche günstige Stimmung der Araber auszunutzen und auch in Ujiji am Tanganyka-See die Flagge zu hissen. Bestärkt wurde er hierin durch ein Schreiben des stellvertretenden Reichskommissars Dr. Schmidt, welcher dieses Vorgehen als wünschenswert betrachtete. Nach einigem Zaudern beschloß Emin

jedoch, den ursprünglichen Marschplan nach dem Viktoria-Nyanza einzuhalten, schrieb aber immerhin an den Chef der Ujiji-Araber, Mohammed-bin-Halfan (genannt Rummalisa), einen Brief, dessen Antwort die Expedition erst später einholte. Rummalisa forderte darin den Pascha zum Kommen auf und versicherte ihm, daß die dortigen Araber sich mit dem in Tabora abgeschlossenen Vertrage ebenfalls einverstanden erklären, d. h. die deutsche Herrschaft anerkennen würden.

Inzwischen kamen Nachrichten von der französischen Mission am Südufer des Viktoria, welche



Lager der Expedition in Bagamoyo.

die Anwesenheit des Paschas am See als dringend nötig erscheinen ließen. Am 28. August marschierte die Expedition von Tabora ab, um durch die Landschaften Unjamwesi und Ussukuma die 260 Kilometer lange Strecke nach dem Viktoria zurückzulegen. Während dieses Marsches erhielt die Expedition durch den bekannten Irländer Stokes die ersten authentischen Nachrichten über das deutsch-englische Abkommen, durch welches ein Teil der eingangs dieser Ausführungen angedeuteten großen Pläne unausführbar wurde. Am Westufer des Smyth-Sundes entlang marschierend, schlug der Pascha sein Lager bei Bussissi gegenüber der katholischen Mission Bukumbi auf. Die Missionare, und besonders der seit dem März 1890 als Nachfolger Monseigneur Livinhacs eingetretene Vikar von Nyanza, Monseigneur Hirth, hatten gehofft, daß sich die Expedition nach Uganda wenden und in die dortigen Verhältnisse eingreifen würde; sie waren deshalb schmerzlich enttäuscht, als der Pascha ihnen mitteilen mußte, daß sein Wirkungskreis nach den neuesten Verträgen nördlich vom See nicht mehr läge. Man wünsche dort zwar sein Kommen und alle Umstände seien der Expedition günstig, um das dortige Gebiet zu occupieren, er müsse aber seinen Instruktionen folgen.

Hier in Bussissi ereignete sich der Vorfall, den man später als indirekte Ursache der Ermordung Emins hingestellt hat. Die Missionare hatten dem Pascha mitgeteilt, daß in der Nähe seit Jahren eine arabische Niederlassung bestände, die in ausgiebigem Maße Sklavenraub und Sklavenausfuhr betreibe, den Handel dadurch auf das außerordentlichste schädige und allein im Jahr vorher 600 Weiber und Kinder nach der Küste geschafft habe. Da diese arabische Ansiedelung innerhalb des deutschen Gebietes lag, so mußte die Expedition natürlich eingreifen. Die Aufforderung an die Araber in Wassansa — das war der Name der Niederlassung — sich im Lager einzufinden, blieb ohne Antwort, und so wurde einige Zeit darauf durch Stuhlmann der Ort angegriffen, erobert und zerstört. Während der Abwesenheit Stuhlmanns nun waren vier Araber und Belutschen aus Wassansa in der katholischen Mission Bukumbi erschienen; die Missionare hatten ihnen ihre Waffen abgenommen und die Araber als Gefangene zu Emin geschickt. Emin wollte seinerseits dieselben durch Mr. Stokes zur Küste bringen lassen und bis zur Ankunft Stokes' in der Mission internieren: zu diesem Zweck wurden die Araber in Bussissi wieder in ein Boot geschafft, auf der kurzen Fahrt aber über den Seearm bis zur Missionsstation Bukumbi von den Bootsleuten, katholischen Waganda und Todfeinden der Araber, alle vier ermordet. Von einer Hinrichtung der Araber durch Emin ist also hier nicht die Rede; nichtsdestoweniger hat man, wie gesagt, den Tod dieser vier Araber als die indirekte Ursache der Ermordung Emins aufgefaßt.

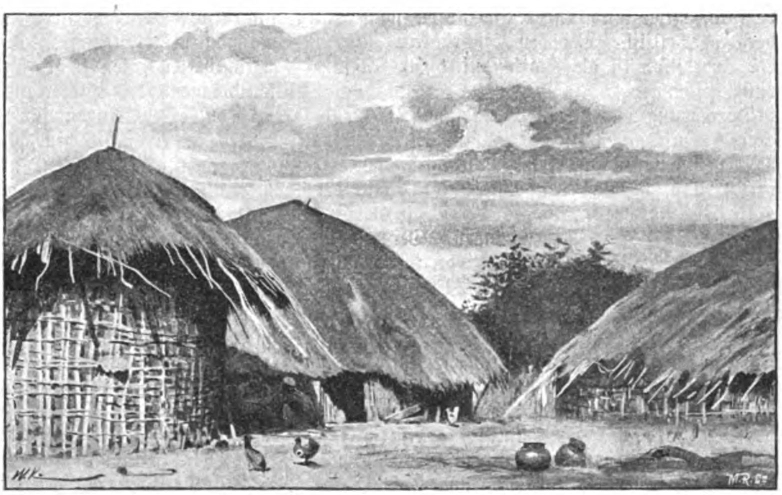
Für die weitere Thätigkeit der Expedition ergab sich jetzt ein unangenehmes Dilemma. Briefe vom stellvertretenden Reichskommissar Dr. Schmidt drückten dem Pascha wiederum den Wunsch aus, Stationen in Tabora und womöglich in Ujiji zu begründen. Das erstere war bereits geschehen; nach Ujiji hatte die Expedition nicht gehen können, weil die Nachrichten vom Viktoria-See zu dringlich lauteten; dagegen waren Verhandlungen angeknüpft. Ferner besagten die Nachrichten vom Reichskommissar, daß mit dem Irländer Stokes

ein Abkommen getroffen sei, wonach demselben als Operationsgebiet ganz Unjamwesi und Ussukuma, sowie das Südufer des Sees zugewiesen sei. Der Pascha hatte von den Abmachungen mit Stokes an der Küste keinerlei genaue Kenntnis erhalten. Jetzt, wo er im Begriffe stand, eine am Südufer des Sees überaus notwendige Station zu gründen, für die der Ort Mwansa ausersehen war (Mwansa ist bekanntlich später Militärstation geworden), wurde ihm hier der Boden unter den Füßen entzogen. Der Pascha beschloß daher, sich nach dem Westufer des Viktoria zu wenden und hier am Seeufer, womöglich aber auch im Lande Karagwe, deutsche Stationen zu begründen. Der Zweck dieser Stationen war, neben der rein politischen Bedeutung, handelspolitischer Natur; denn es ließ sich erwarten, daß die Engländer versuchen würden, den Handel dieser Gebiete über Uganda an sich zu ziehen. Der Pascha brach daher nach Bukoba auf und zwar zu Wasser, während Stuhlmann mit einer zweiten Abteilung der Expedition zu Lande dorthin marschierte.



Esmaili (Ismaili, Ndjali), der Anführer der Wakussu am Pisgah-Berge, welcher Emin Pascha am 20. Oktober 1892 getötet haben soll.

In Bukoba gelang es dem Pascha sehr bald, die Eingeborenen zum Bau der Station und zum Landbau in der Umgebung derselben heranzuziehen — übrigens der einzige derartige bisher bekannte Fall —, so daß bei Stuhlmanns Ankunft schon wesentliche Fortschritte sichtbar waren. Von Bukoba aus unternahm Stuhlmann dann im Auftrage des Paschas einen Ausflug nach Uganda, mit dem Hauptzweck, dort Waganda-Boote für die Station anzukaufen. Es würde zu weit führen, hier auf diesen Ausflug näher einzugehen; derselbe enthält außerordentlich wissenswerte Daten und Aufklärungen über das englische Vorgehen in Uganda, über Land und Leute, über die Geschichte Ugandas u. s. w. Die hier gegebenen Aufklärungen lassen auf das lebhafteste bedauern, daß der Abschluß des deutsch-englischen Abkommens nicht um einige Monate aufgeschoben worden ist. Die Rolle, welche übrigens der mehrfach genannte Stokes in der Emin-Pascha-Expedition gespielt hat, erscheint mehr und mehr als eine zweideutige. Die Berichte, welche derselbe an den Reichskommissar sandte, waren ungünstiger Natur und riefen bekanntlich scharfe und ganz unberechtigte Maßregelungen des Paschas hervor. Nachdem sich Stokes durch Augenschein von der Thätigkeit der Expedition überzeugt hatte, leistete er eine Art Abbitte und versprach, in seinen Berichten alles bisher Gesagte zurückzunehmen. Es ist nichts dergleichen geschehen und es stellte sich bei der Anwesenheit Stuhlmanns in Uganda



Usegnha-Dorf.

sogar heraus, daß Stokes — der deutsche Beamte! — große Quantitäten Waffen und Munition an die Engländer verkaufte.

Im Anschluß an die Station Bukoba beabsichtigte der Pascha eine kleine Station im Lande Karagwe bei häuften, daß am Albert-See „Waturki“ säßen, d. h. die ehemaligen Soldaten der Äquatorial-Provinz. Wenn es dem Pascha gelang, diese Leute an sich zu ziehen, so stand ihm nicht nur die Macht zur Verfügung, nach irgend einer Richtung hin seinen Zug weiter auszudehnen, sondern er sicherte auch nach seiner besten Überzeugung dem deutschen Kolonialdienst eine halbwegs disciplinierte Truppe des besten Soldatenmaterials, dessen weitere Ausbildung uns keine



Lager bei Manyonyo am Seeufer.

dem dortigen wichtigen und mächtigen Herrscher zu errichten. Die Notwendigkeit einer solchen hatte, beiläufig bemerkt, der Pascha dem Verfasser dieser Zeilen schon in Bagamoyo demonstriert. Durch Karagwe hindurch bewegt sich nämlich der einzige Landhandelsweg von Uganda, Ungoro, Nkole und anderen Ländern nach Tabora oder Ujiji. Bei den beschränkten Mitteln der Expedition ist die Station nicht zur Ausführung gekommen.

Durchdrungen von der Notwendigkeit, die Nordgrenze deutschen Einflusses den in Betracht kommenden Völkerschaften sofort ad oculos zu demonstrieren, beschloß der Pascha nun nach der äußersten Nordwest-Ecke des deutschen Gebietes im Lande Mpóroro vorzudringen. Der Marsch hierher bewegte sich von Bukoba an durch gänzlich unbekannte oder doch bisher nur flüchtig berührte Gebiete. Die Erwägungen, welche nun später zu einer Ausdehnung der Expedition in Gebiete führten, die dem deutschen Einfluß nach dem deutsch-englischen Abkommen nicht mehr unterstanden, mögen hier kurz Platz finden. Die dem Pascha vom Reichskommissar gestellten Aufgaben waren gelöst, ja mehr als das. Ein südlicher Zug von der jetzt erreichten Gegend aus an das Nordende des Tanganyka und an diesem entlang nach Ujiji hätte ungemein vieles des Interessanten geboten, aber er erschien mit den geringen Mitteln der Expedition kaum als ausführbar. Dazu kam der Umstand, daß schon beim Aufenthalt in Karagwe die Nachrichten sich Schwierigkeiten gemacht hätte. Die Pläne Emins aber gingen erheblich weiter. Er hatte bereits kurz vor dem Abmarsch von Bukoba in einem Privatbriefe dem Major von Wißmann die Idee unterbreitet, er wolle versuchen, von der Nordwest-Ecke unseres Gebietes aus am Albert-Edward- und Albert-See vorüber in das Gebiet der Mangbuttu vorzudringen, bei denen er in vorzüglichem Andenken stand, und dann weiter westlich dringend das Hinterland von Kamerun zu erreichen. Der Nutzen für deutsche Interessen, welcher in einem solchen Plane lag, wäre ein außerordentlicher gewesen, und die ganze Idee entsprach vollkommen dem großartigen Gesichtskreise des Paschas. Den Lesern von „Westermanns Monatsheften“ ist nun der Marsch von Bukoba (Abmarsch am 12. Februar 1891) bis zum 6. Dezember 1891, d. h. bis zur Teilung der Expedition und dem Abmarsch Dr. Stuhlmanns, aus den Veröffentlichungen der letzten Tagebuchblätter Emins (Oktoberheft 1892 bis Märzheft 1893) in großen Umrissen bekannt. Das Werk Stuhlmanns bietet zu den Tagebuchblättern Emins eine Ergänzung von außerordentlicher Wichtigkeit. Die ethnographischen und kulturellen Verhältnisse der durchzogenen Länder, Geographie, Fauna und Flora sind in meisterhafter Weise überall berücksichtigt. Die politischen Verhältnisse der durchzogenen Gebiete sowohl wie der Äquatorial-Provinz nach dem Abmarsch Emins mit Stanley, die Verhandlungen mit den Sudanesen, das Auftreten und die Wirksamkeit des englischen

Kapitäns Lugard als Vertreter der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft bieten eine derartige Fülle von ganz neuem, überaus interessantem Material, daß dasselbe nicht einmal in Umrissen wiedergegeben werden kann.

Das Denkmal, welches Dr. Stuhlmann dem Pascha in seinem Buche setzt, spricht für beide Teile. Die eiserne Energie des Paschas, seine überaus großartigen Gesichtspunkte, das von aller Phantasterei freie, auf den praktischen und wissenschaftlichen Erfolg gerichtete, dem Nutzen Deutschlands gewidmete Bestreben, seine vollkommene Selbstlosigkeit und Verachtung jedes materiellen Vorteils sind durch Stuhlmanns in jedem Teil des Buches wiederkehrende Ausführungen in das hellste Licht gerückt und schmettern die Verleumdungen und kleinlichen Verdächtigungen, wie wir sie leider oft genug hier haben hören müssen, vollkommen nieder.

Der Rückmarsch des Paschas aus dem Gebiet der Lendú-Völker, dem nördlichsten erreichten Punkte, wurde bekanntlich durch die überaus schwierigen Expeditionsverhältnisse veranlaßt. Der zweite Aufenthalt in Undússuma vom November bis Dezember 1891 verschärfte die Schwierigkeiten, bis endlich das Ausbrechen der Pocken den Pascha in seiner Selbstlosigkeit veranlaßte, die Expedition zu teilen und Dr. Stuhlmann an den Viktoria zurückzusenden. Der Pascha blieb mit nur etwa zwanzig Leuten und zwar selbst fast gänzlich erblindet zurück; alle Weigerungen Stuhlmanns, ihn zu verlassen, waren fruchtlos und fanden ihren Abschluß schließlich darin, daß der Pascha einen formellen schriftlichen Befehl an seinen untergebenen Offizier erließ, durch welchen er ihn zum Abmarsch zwang. Der Wortlaut dieses denkwürdigen Schreibens möge hier Platz finden.

Nr. 70.

Njangabo, Ndússuma, 7. Dez. 1891.

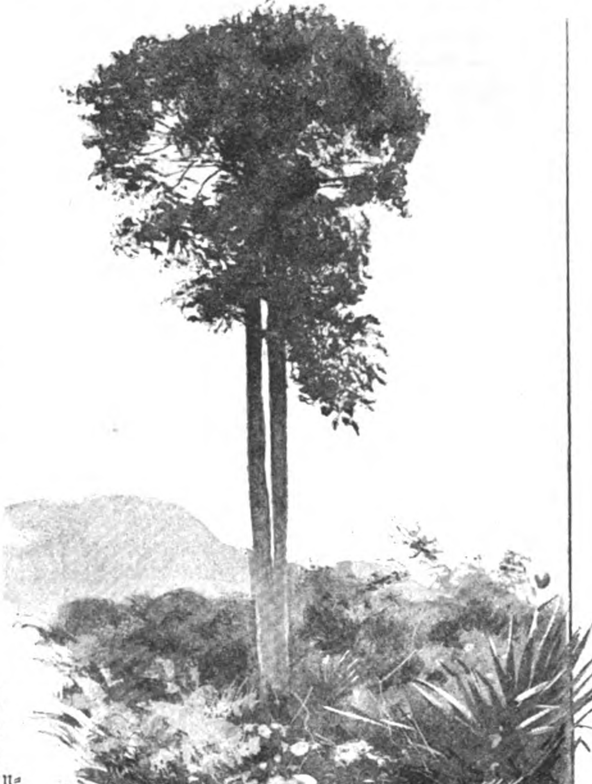
Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann
Hochwohlgeboren
hier.

Angesichts der Zunahme der herrschenden Blattern und der Abnahme der Lebensmittel im Lande ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, ohne Verzug alle gesunden Träger und Soldaten sowie die der Expedition zugehörigen Güter zu nehmen und zunächst bis Tenge-Tenge vorzugehen. Ich selbst werde mit den Kranken, deren Angehörigen und einigen mir zur Bedeckung von Ihnen zuzuteilenden Soldaten hier bleiben, bis die Kranken gesunden, und wollen Sie mir zu diesem Zwecke zwei Lasten Stoffe, einige bunte Stoffe als Geschenke für die Ortschefs und eine Kiste Munitionen sowie einiges Pulver für Vorderlader hier lassen.

Sollten binnen einem Monate vom Datum Ihres Abmarsches keine Nachrichten von mir bei Ihnen angelangt sein, so wollen Sie ohne jeden Aufenthalt die Station Bukoba zu erreichen suchen und nicht auf unser Kommen warten.

Der Expeditions-Chef
Dr. Emin.

Es geht hieraus hervor, daß der Pascha immer noch die Hoffnung hegte, Stuhlmann wieder erreichen zu können. Es ist anders gekommen. Stuhlmann selbst erwähnt in seinem Werke die Gründe, welche den Pascha dazu veranlaßt haben könnten, anstatt ihm nachzumarschieren, den Weg nach Westen einzuschlagen. Er kommt zu dem Resultat, daß ein anderer Ausweg für den Pascha überhaupt nicht blieb. Selbst fast blind, eine kleine Schar zum großen Teil kranker Leute mit sich führend, war der Pascha einzig und allein auf die Hilfe der Manyéma angewiesen. Die



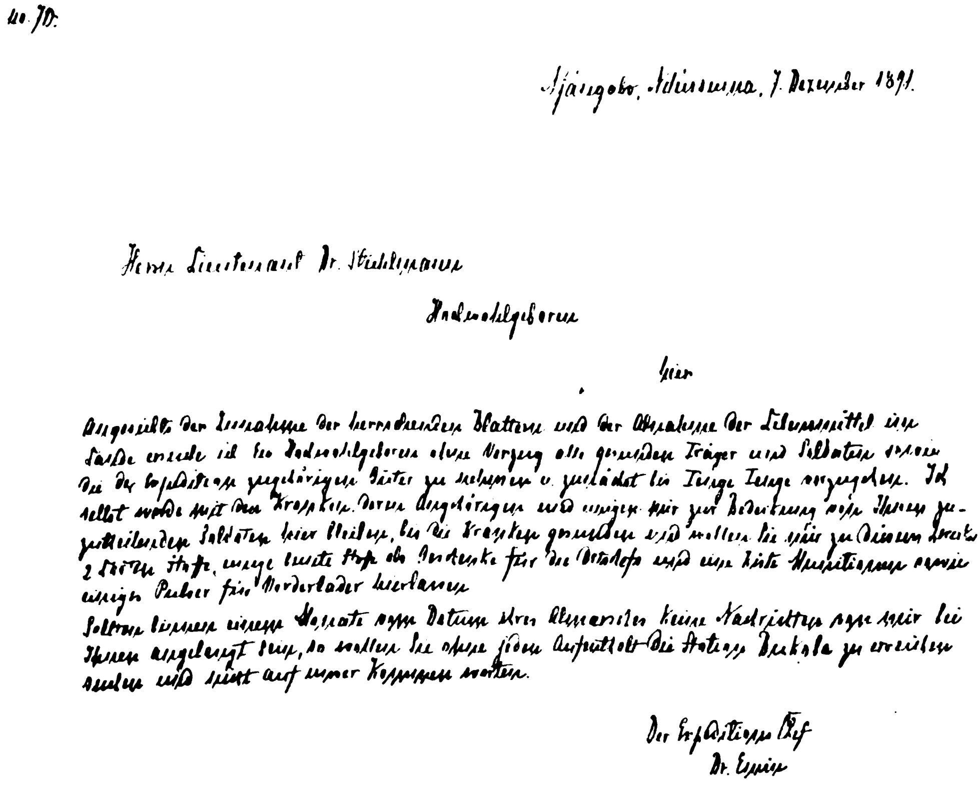
Moule-Baum.

Manyéma aber zogen nicht nach Osten, sondern nach ihrem Gebiete zurück, und der Pascha mußte sich ihnen anschließen. Der wahrscheinliche Mörder des Paschas, Esmaili (s. Abbild.), der Anführer der Wakussu am Pisgah-Berge, hat ihm auf seinem Marsche zum Kongo als Führer gedient.

Der Rückmarsch Dr. Stuhlmanns weicht zum

Teil von der Route des Hinmarsches ab und enthält wiederum eine überreiche Fülle genauester, sorgfältigster Beobachtungen und Schilderungen. Von Bukumbi aus zweigt sich sein Weg gänzlich von dem Hinmarsch ab und bewegt sich auf einer ganz neuen Route durch Ussukuma, Unjamwesi, Iramba, Turu und Irangi über Mamboya nach Bagamoyo. Der von Stuhlmann eingeschlagene Rückweg stellt so ziemlich die kürzeste Straße von der Küste nach dem Viktoria-See dar und ist in der Folgezeit von einigen anderen Expeditionsführern bereits mit Erfolg begangen worden.

Der Nutzen, den die Expedition Emins und Stuhlmanns den deutschen Interessen gebracht hat, gehört heute bereits der Geschichte Deutsch-Ostafrikas an. Das Werk selbst bildet, wie wir noch einmal betonen, zweifellos die wertvollste Publikation, welche überhaupt in den letzten zehn Jahren auf dem Gebiete der Afrika-Forschung erschienen ist. Eine Reihe von Aufsätzen, welche Emin Pascha während der Expedition Herrn Dr. Stuhlmann in die Feder diktierte, wie eine Monographie über die A-Lúr-Völker, ferner über die Ereignisse in der Äquatorial-Provinz vom Abmarsch der Stanleyschen Expedition bis zur Wiederankunft Emins, endlich „Land und Leute in Latúka" verleihen dem Werke noch ein besonderes Interesse. Die Ausstattung ist musterhaft. Die Fülle der Abbildungen erleichtert das Verständnis ungemein, die wirtschaftlichen Beobachtungen und Bemerkungen des Verfassers und Emins selbst sind von grundlegendem Werte für unsere koloniale Entwickelung. Dem Werke sind zwei Karten beigegeben, deren eine eine Übersichtskarte der Expedition ist, bearbeitet von Dr. Kiepert. Die zweite Karte, welche als einzig in ihrer Art betrachtet werden kann, enthält eine ethnographische Übersicht über die Völker des äquatorialen Afrikas, eine geologische Übersicht der von der Expedition berührten Gebiete, eine Skizze der annähernden Verteilung der Kulturen, endlich eine Karte der annähernden Verteilung der Bevölkerungsdichtigkeit. Das Buch kann auf das wärmste und dringendste allen Freunden nicht nur afrikanischer Forschung, sondern der Wissenschaft und Bildung überhaupt empfohlen werden.



No. 70.

[illegible], 7. December 1891.

Herrn Lieutenant Dr. Stuhlmann

Hochwohlgeboren

hier

Angesichts der Zunahme der herrschenden Blattern und der Abnahme der Lebensmittel im Lande ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren ohne Verzug alle gesunden Träger und Soldaten sowie die der Expedition zugehörigen Güter zu nehmen u. [illegible] anzugehen. Ich selbst werde mit den Kranken, deren Angehörigen und einigen mir zur Bedienung von Ihnen zuzuteilenden Soldaten hier bleiben, bis die Kranken genesen und wollen Sie mir zu diesem Zwecke 2 Stück [illegible], einige [illegible] Stoffe als Geschenke für die [illegible] und eine Kiste Munition sowie einiges Pulver für Vorderlader hinterlassen.

Sollten binnen einem Monate vom Datum Ihres Abmarsches keine Nachrichten von mir bei Ihnen angelangt sein, so wollen Sie ohne jeden Aufenthalt die Station Bukoba zu erreichen suchen und dort auf meine [illegible] warten.

Der Expeditions-Chef
Dr. Emin

Faksimile des umstehenden schriftlichen Befehls Emin Paschas an Dr. Stuhlmann.

Dankbar darf es begrüßt werden, daß die Verlagshandlung das vorliegende Werk Stuhlmanns als den Ausgangspunkt einiger anderer Publikationen zu nehmen gedenkt, deren Gesamtheit eine umfassende Darstellung der bis jetzt auf allen Gebieten des Wissens in Deutsch-Ostafrika zu verzeichnenden Erfolge aufweisen soll. R.

Neues aus der Kunstlitteratur.

Ein ganzer Stoß kunstlitterarischer Werke hat sich auf unserem Tisch wieder angesammelt. Aber nicht den kleinsten Teil davon bilden Fortsetzungen älterer Erscheinungen, fortlaufende Lieferungen größerer Werke, die wieder in Erinnerung gebracht sein wollen. Ist es doch charakteristisch für unsere Zeit, daß in demselben Maße, in welchem das Zeitschriftenwesen zunimmt, auch die Form fertiger voller Bücher immer seltener wird und, sei es in Lieferungsteilen, sei in fest abonnierten Bücherkursen, eine gewisse Arbeits- und Lastverteilung, so zu sagen ein socialistischer Zug in das Schriftwesen hineinkommt, der in allen industriellen Unternehmungen unserer Epoche die größten Erfolge hat. Aber solche Erscheinungen haben ihre eigenen Ursachen und ihre eigenen Wirkungen. Auf dem Büchermarkt gehen sie hervor aus der materiellen Sicherheit, welche dem Schriftsteller gewährleistet wird, wenn er seine Arbeiten in fest fundierte Zeitschriften oder fest abonnierte Lieferungsunternehmungen unterbringt. Und zur Folge haben sie eine größere Leichtigkeit der Produktion, einen mehr kapriziösen, broschürenhaften Geist, wie er sich oft zum Nachteil, oft aber auch in einer unleugbaren reizvollen Wirkung zum Vorteil über derartige Erzeugnisse der modernen Litteratur ausgießt.

Wenn ich zuerst einige reguläre, periodisch erscheinende Zeitschriften vornehme, so fällt mein Blick auf mehrere Hefte einer kunstgewerblichen Zeitung, welche, wie mir scheint, leider noch nicht in dem Maße unter unseren Kunstfreunden bekannt ist, als sie es nach ihrem textlich und bildlich vorzüglich redigierten Inhalt verdient. Sie nennt sich **Zeitschrift für Innendekoration** und erscheint bei Alexander Koch in Darmstadt. Der Titel schreckt zuerst vielleicht ab durch seine scheinbar enge Fassung. Aber man verstehe ihn nur in weitestem Sinne und man wird einsehen, wie unendlich groß der hier gesteckte Horizont sich ausdehnt und wie vielerlei doch schließlich in das erst zu unserer Zeit wieder als wichtig erkannte Gebiet der Innendekoration fällt. Treppen, Fensterverzierungen, Teppiche, Portieren, Öfen, Möbel, Tapetenmuster, Handarbeiten, malerische Dekorationen, Kunstgegenstände, Stuckplastik, Deckenmalerei, Zimmereinteilung, Täfelung, Gesetze der Anordnung, Stil, Charakter der Ausstattung, Nationalitätenunterschiede — tausendfach häufen sich die Themen, welche sich hier behandeln lassen, und tausendfach kreuzen sich hier die Interessen aller Freunde ästhetischen Empfindens. Von der Technik bis zur Kunstwissenschaft, vom Ölbild bis zum persischen Teppichmuster: alle Fäden gehen durchs Zimmer, durchs Interieur. Und mit dem theoretischen Wert steigt zugleich der praktische. Wer, der über solche Dinge nachzudenken pflegt, sucht sie nicht auch in seiner Umgebung, soviel seine Kräfte erlauben, in Wirklichkeit umzusetzen — und wer, der von Beruf aus den Arbeiten des Dekorateurs, des Kunstgewerblers, des Regisseurs nahe steht, sucht für seine Thätigkeit nicht einen theoretischen Anhalt, einen Rat vielerfahrener Fachleute? Mit einem bewundernswert weitblickenden Eingehen auf alle in dieses Gebiet schlagenden Fragen und durch Heranziehung sachlich und theoretisch bewährter Mitarbeiter hat es diese Zeitschrift derart verstanden, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, daß sie von jedem, der sich für dekorative Vorwürfe interessiert, zumal eine reiche Bilderauswahl hinzutritt, gern aufgeschlagen werden wird.

Zu den ernstesten Kunstzeitschriften Deutschlands gehört der wohlbekannte **Kunstwart**, welcher unter der Leitung von Ferdinand Avenarius bei Kreyß und Kunath in Dresden erscheint. Er verzichtet auf illustrative Beigaben, er beschränkt sich auch nicht auf ein enges Kunstgebiet, sondern er umfaßt alle Gebiete des Schönen, sieht dagegen seine Einheit in dem freien Blick für alle gesunden Kunstbestrebungen, in der Unterstützung alles idealen, ernsten Wollens und in der Hervorhebung der wesentlichen Marksteine der Entwickelung, die wir durchmachen. Wer in der Kunst mehr sieht als bloße Unterhaltung, wer sich daran gewöhnt, in ihren Thaten eine edelste Geistesbethätigung der Menschheit zu verfolgen, der wird im Kunstwart einen vorurteilslosen Mentor finden durch die reichverzweigten Gattungen moderner Künstlerschaft, durch die Geheimnisse lyrischen Empfindens wie die Ziele des Secessionismus, die Entwickelung neuitalienischer Musik wie die Charakterzüge moderner Architektur. Indem sich der Kunstwart nicht darauf beschränkt, durch zufällig eingegangene Artikel das Gewicht nach einer bestimmten Seite hin zu verlegen, sondern vermittels einer Rundschau über die wichtigsten laufenden Erscheinungen der Kunstlitteratur und des Kunstschaffens stets die Balance zwischen allen Künsten zu halten sucht, wird er zugleich zum praktischen Führer durch die zerstreuten Beiträge hervorragender Kunstforscher in allgemeinen Zeitschriften und spart dem Eiligen viel Zeit. Niemals aber wird der Leser eines der Halbmonatshefte aus der Hand legen, ohne das erhebende Gefühl, mit wohlberatenen Freunden ernster Kunstarbeit durch alle Reiche interessanter künstlerischer Erscheinungen einen trefflichen Spaziergang gemacht zu haben.

Muthers **Geschichte der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts** (München, G. Hirths Verlag), um nun zu den Lieferungsbüchern überzugehen, hält im Verlaufe ihres ferneren Erscheinens, was sie zuerst versprochen. Von einer Sprache geleitet, wie sie die heutige kunstwissenschaftliche Litteratur nicht oft aufweist, von der warmen Begeisterung mitgetragen, die den Verfasser für seinen Stoff beseelt, fahren wir auf sicherem Kiel durch das vielgestaltige Kunstleben unserer Zeit und sind soeben mit der siebenten Lieferung bei der lebenden Malerei Frankreichs, Englands,

Italiens, Spaniens und Belgiens angelangt. Die glänzenden Meteore eines Bastien-Lepage, eines Fortuny, eines de Groux sind an uns vorübergerauscht. Noch liegt uns die gesunde Bäuerlichkeit des ersten, der verwirrend schöne, schimmernde Farbenglanz des zweiten, der rücksichtslose vlämische Realismus des dritten in den Augen. Lebendige Bilder, nervige Menschen haben wir im Gedächtnis zurückbehalten. Denn es ist der unschätzbare Vorzug dieses Buches, daß es uns niemals dort stehen läßt, wo wir tote Werke eines großen Unbekannten anstaunen, sondern überall mit frischem Griff auf jenen, alle Lebendigkeit ausstrahlenden Mittelpunkt führt, wo Künstlertum und Menschentum ihre gemeinsame Wurzel haben. Nun reproduzieren wir jedes Künstlerschaffen in uns — und solche Bekanntschaft vergißt sich nicht.

Lebhaft erinnert das Muthersche Unternehmen an eine ältere Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, welche gerade jetzt in einer neuen billigen deutschen Lieferungsausgabe bei H. Barsdorf in Leipzig herauskommt. Ich meine des berühmten dänischen Schriftstellers G. Brandes **Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Auch hier war es der frische und freiheitliche Ton, der dem Werke seinen ungewöhnlichen Erfolg eintrug; auch hier war es die Auffassung der Kunstentwickelung von der Jahrhundertswende an als eines dramatischen Sichselbstbesinnens, welche der Darstellung eine fast belletristische Spannung verschaffte; auch hier war es der weite Blick über die Grenzen der Nationen hinweg, welcher vereint gerade mit einem tiefen Verständnis der Nationalitätscharaktere Einseitigkeiten vermeiden hieß und den geistigen Verkehr der Völker, wie er sich in der Neuzeit herausgebildet hat, als einen wesentlichen Entwickelungsfaktor zur Erkenntnis brachte. Freilich reicht das Völkerdrama, welches Brandes vor unseren Augen abrollt, nicht bis in die allerjüngste Gegenwart — so wenig reicht es dahin, daß Brandes sogar dem deutschen Volke ein speciell dramatisches Empfinden absprechen konnte. Die neudeutsche Schule wie die neufranzösische und neurussische haben in ihm noch keinen Interpreten gefunden, und mit Heine, Börne, Auerbach, den Herüberträgern französischer Juliideen, schließt sein Wandelbild. Setzt man aber in seinen Titel demgemäß die Beschränkung „der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ ein, und vergißt man nicht, daß seine Arbeit nur aus locker gefügten Vorträgen sich zusammensetzt, so hat sie immer von ihrem Werte noch nichts eingebüßt und wird sich im Kopfe eines jeden Lesers, der unserer Litteraturbewegung mit lebendigem Gefühl gegenübersteht, zu dem vollständigen Bilde der Dichtung unseres Jahrhunderts abrunden. Besser der Titel falsch und das Buch anregend, als entgegengesetzt.

Ins Altertum dagegen führt uns ein anderes Lieferungswerk zurück — nicht in jenes graue, philologisch verknöcherte, wie es in den ewigen grauen nüchternen Einbänden uns als unseligste Erinnerung der Schulzeit im Gedächtnis ist, sondern ins lebendige, konkrete Altertum, wie wir es leider auf der Schule fast niemals kennen gelernt haben. Als ich mich aus den philologischen Zerfaserungen, in welche unsere Lehrer die antike Kultur so vorzüglich hinabzureißen verstanden, nach dem lebendigen Quell antiker Anschauung sehnte, griff meine kindliche Hand nach Guhl und Koners **Leben der Griechen und Römer.** (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) Ich badete mich in der sinnlichen Bestimmtheit, in welcher die Antike mir hier entgegentrat, ich tauchte zum erstenmal zum Grunde der alten Kultur herab. Ein ewig dankbares Andenken hab ich diesem Buche gewahrt, das mir zuerst ein Leben in seiner Wahrheit aufzuschließen vermochte, dessen Studium durch die übertriebene Philologie bis ins Mark der Schule vergiftet war. Heute sehe ich mit Freude bei Weidmann eine neue, nicht bloß abgedruckte, sondern zugleich renovierte Auflage herauskommen, und wenn es ein Buch giebt, welches im stande ist, der deutschen Jugend das Wesen des Altertums, wie es sich in seinen monumentalen und kleinkünstlerischen Resten erhalten hat, nahe zu bringen, so wird diesem von keinem zweiten die Palme streitig gemacht werden. Von Richard Engelmanns Hand, gemäß den stark veränderten Anschauungen moderner archäologischer Forschung, umgearbeitet und geschmückt mit über tausend sorgsamen Abbildungen, möge es zum sechstenmal seinen Siegeszug wandeln, möge es sich prompt in seinen achtzehn Lieferungen in die Welt setzen, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein: denn sein Platz ist der Weihnachtstisch des deutschen Gymnasiasten.

Ein Abstecher ins musikalische Gebiet. Otto Neitzels **Führer durch die Oper,** der in dem rührigen Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig erscheint, ist auch eine Art Lieferungswerk, nur daß an die Stelle der Lieferungen ganze Bücher treten. So behandelt die dritte Abteilung des ersten Bandes Richard Wagner und ist zu einem Buche von über dreihundert Seiten gewachsen — also ein selbständiges Werk über Wagners Schöpfungen geworden. Denn Neitzel giebt hier mehr als eine bloße Erklärung der Musik und Anweisung für das beliebte Herauslesen der Leitmotive, er sucht vielmehr in eingehender und interessanter Darstellung den innigen Zusammenhang zwischen Text und Musik, die gegenseitige Ergänzung, die sie sich zukommen lassen, zu erläutern. Notenbeispiele, die er der Partitur selbst entnimmt, und musikalische Analysen, Gedankengang der Dichtung und sprachliche Erklärungen, Andeutungen über Scenerie, Entstehung und Bedeutung des betreffenden Werkes — alles läuft parallel nebeneinander, tiefdringend und doch übersichtlich, zumal äußerlich durch verschiedenen Druck getrennt. Keiner der zahlreichen Wagnerführer, zu denen sich kürzlich noch der **Führer durch Wagners Tondramen** von Max Chop (Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhdlg.) gesellte, ein brauchbares, aber nicht tiefgehendes Buch, wird es wagen können, sich mit dem Neitzelschen

Werk in Vergleich zu stellen. Wollen wir doch die Schöpfungen eines Wagner nicht von oberflächlichen Journalisten zur Popularität breitgetreten wissen, sondern erläutert von einem feinsinnigen, geschmackvollen und selbst etwas individuellen Geiste. Reitzel ist der Mann dazu. Mit delikater Hand entschleiert er die Geheimnisse der musikalischen Gestaltung — doch gerade nur so viel, daß das Unaussprechbare unausgesprochen bleibt. Mit feinem Geschmack mischt er interessante Beobachtungen sprachlicher und ästhetischer Natur unter die strammeren Analysen und reizt und lockt den Leser so, ihm weiter zu folgen. Mit gutem Beobachtungssinn ausgestattet für die Intimitäten künstlerischer Entwickelung, versteht er Vergangenheit und Zukunft durch zarte Fäden zu verknüpfen, hier auf die Geschichte eines Motivs hinzuweisen, welches sein eigenes Leben hat durch Wagners Werke hindurch, dort auf die Verwandtschaft zweier Stimmungen zu deuten, die unter ähnlichen Erscheinungen musikalischen und poetischen Ausdrucks an verschiedenen Stellen sich als Geschwister erweisen. Nur Kufferath, der französische Wagnerführer, macht es ihm gleich in diesen gut beobachteten Beziehungen innerhalb der künstlerischen Entwickelung. Bei alledem ist er in erster Linie ein geschickter Praktikus und bringt nicht bloß den Wagnerfreunden weiterer Kreise und den nach Ratschlägen suchenden Regisseuren die beste Deutung Wagnerscher Wünsche und Ziele, sondern er bietet auch dem Wagnerkenner eine angenehme Rekapitulation und mancherlei neue Anregungen.

Einen vielversprechenden Büchercyklus, also wiederum ein Sammelwerk, veranstaltet der Verlag von P. Friesenhahn in Leipzig unter dem Titel „Illustrierte Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte". Alles, was irgendwie unter den Namen Kunst und Kultur fällt, soll hier in vornehm ausgestatteten, uniformen Bänden dem Publikum geboten werden. Ein uns vorliegender Band bringt eine Übersetzung der **Vlämischen Malerei** von **A. J. Wauters** unter Beigabe zahlreicher Bilder. Auch hier eine dramatische Entwickelung — ein spannender Roman der Geschichte. Derb sinnlich und auf das Reale gerichtet, kühn in die Wirklichkeit hineingreifend und vor der Wahrheit der Natur keinen Augenblick zurückschreckend — das ist der Charakterzug, den die vlämische Kunst von ihren ersten großen Thaten bis heutzutage treu beibehalten hat. Ihn zu verfolgen, wie er sich unter der Sonne verschiedener Zeitalter modifiziert und ausbildet, giebt einer solchen lokal abgeschlossenen Betrachtung ihren eigenen Reiz. Höhepunkte, welche Aussichten geben, wechseln mit Thälern, in denen dann rüstig und bedachtsam die Arbeit der Kleineren von statten geht. Das Gesetz der Geschichte bringt es mit sich, daß die ersten Höhepunkte noch freier liegen, unabhängiger aufragen, die weiteren rücksichtsvoller, sanfter, abhängiger werden. Nach der rüstigen, aber beschränkten Thalarbeit der ersten Gilden und Hofmaler im vierzehnten Jahrhundert erhebt sich im nächsten der Doppelriesengipfel der van Eycks. In voller Selbständigkeit blüht eine nationale, aber in ihrer Größe bald weltbedeutende Kunst hervor, der leuchtende Beginn der ganzen modernen nordischen Malerei. Frohester Realismus, intimste Lichtwirkungen, phänomenale Technik. Der Blick von diesem Gipfel fällt weit hinüber in die Thäler, die nun die emsige Arbeit wieder aufnehmen sollen. In dieser neuen Thalarbeit werden italienische Einflüsse hergeholt, eine nord-südliche Mischkunst sprießt hervor, unheimlich vieles schaffend, aber nichts Großes, nichts Eigenes, nichts Herzliches — leere Form. Da steigt das Terrain wieder, und aus nordisch-italienischen Elementen, aus realistisch-michelangelesken Studien wächst der neue Berg hervor: Rubens. Wieder steht die Sonne im Mittag, Antwerpen ist eine Königin geworden. Und wieder sinkt die Blüte zum Thal hinab, einem weiten, unfreundlichen, kriegeskranken, wo man von den Überbleibseln einstiger Herrlichkeit sich nährt. Da endlich, ein neuer, der letzte Aufschwung, freilich diesmal ganz von außen gegeben. Mit der politischen Unabhängigkeit beginnt die künstlerische Abhängigkeit Belgiens von Frankreich. Zuerst die Historienschule des Delaroche, dann der wilde Realismus des Courbet, endlich der impressionistische Geist Manets schütten der Reihe nach ihre Flutwellen auch über belgisches Land. Aber ein eigener, ein animalisch kräftiger Zug bleibt dennoch der vlämischen Kunst, wie sie unter de Groux und Boulenger neue Bahnen wandelt, als individuelle Grundlage. Bis vor diese letzte Höhenbildung zeichnet uns Wauters in getreulich wahren und großen Strichen das Werden der vlämischen Kunstentwickelung — in der Mitte unseres Jahrhunderts macht er Halt, nicht mutig genug, in fortlaufender Darstellung die zeitgenössische Malerei Belgiens zu schildern. Eine unvollständige Zahlenchronik tritt an ihre Stelle, mit wenigen verbindenden Worten. Doch ist dies nicht im stande, Wert und Nützlichkeit seiner eingehenden historischen Untersuchung zu mindern. Ist es doch ein gar fruchtbarer Acker für die Kunst gewesen, dies kleine, intelligente Vlamland mit seinem merkwürdigen Gemisch germanischer und französischer Elemente.

Ein zweites Werk aus derselben Friesenhahnschen Bibliothek bringt uns eine deutsche Übersetzung von **Max Collignons Handbuch der griechischen Archäologie.** Es fehlt uns in Deutschland an einem ähnlich kurzen Überblick über alle Gebiete der Archäologie, sofern sie von künstlerischem Interesse, und darum wird diese Übersetzung gewiß ihre gute Stelle ausfüllen. Die Anordnung des Büchleins nach Stoffgebieten — Anfänge, Architektur, Skulptur, Terrakotten, Vasen, Münzen, Gemmen, Bronzen, Schmucksachen — dürfte besonders dem Museumsbesucher willkommen sein. Vor jedem ersten Gang in eine neue Abteilung die Lektüre des Collignonschen Abschnittes über den betreffenden Kunstzweig — und er wird mit gerüstetem Geiste und, wofür die zahlreichen Bilder sorgen, auch schon mit gerüstetem Auge seine Studien beginnen. Macht es sich

doch zu bequem und verlockend, die mühseligen Forschungen der Wissenschaft so in geschmackvoll zubereiteten Extrakten sich vorsetzen zu lassen und von dem fernen Streit der Meinungen gleichsam nur das liebliche Gesumme zu hören, das sich auf einen musikalischen Grundton abgestimmt hat. Um so schwieriger ist es für den exakten Forscher, als welcher Collignon über die Grenzen von Frankreich hinaus bekannt ist, sich alle Gewissensbisse zu versagen, das Ragout mit feiner Auswahl zu mischen und die pikante Sauce gut anzurichten. Nur in letzterem Punkte scheint Collignon manchmal den Pariser Schriftsteller vergessen zu haben: war solche Statistenuüchternheit nötig?

Zwei Werke von lokaler kunstgeschichtlicher Forschung sind es, die nun vor uns liegen, das eine ein Sammelwerk, das andere ein Lieferungsunternehmen. Das erstere nennt sich **Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn**, erschienen bei F. Tempsky in Wien. Es ist, redigiert von Albert Ilg, eine umfangreiche Sammlung von Einzelaufsätzen, welche die verschiedenen wichtigen Kunstperioden behandeln, soweit sie in Österreich ihre Wirkungen hinterlassen haben. Die Mitarbeiter gehören zu den berufensten Forschern und das ganze Werk bietet sich als eine der gelungensten Unternehmungen lokalgeschichtlicher Kunstwissenschaft dar. Ob wir mit Hoernes in die Abgründe prähistorischer Forschung hinabsteigen, mit Robert von Schneider die römischen Städte Aquileja, Pola, Salona besuchen, mit Strzygowski uns die frühchristlichen Altertümer besehen, mit Neuwirth nach dem Ungarn Corvinus' und zum Stephansdom Wiens wandern, mit Zimmermann die österreichische Renaissance, mit Ilg Barock und Rokoko und mit Nossig die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts studieren, immer steigt ein lebendiges Bild vor uns auf, immer lernen wir am Einzelnen das Ganze, am Besonderen das Allgemeine verstehen. Denn es ist der Vorzug dieses Sammelwerks, daß es nicht darauf ausgeht, eine fortlaufende geschichtliche Darstellung zu geben, sondern sich darauf beschränkt, nur einige bevorzugte Glanzlichter zu enthüllen, die dann vermöge ihrer besonderen Stellung und ihres weiten Ausstrahlens auch die Umgegend zu erhellen im stande sind. Sorgsam durchgearbeitete Ausschnitte aber geben oft mehr als ermüdende, peinliche Historien. Eine hervorragende Zierde des Werkes bilden die Illustrationen, von Künstlern entworfen, unter deren Namen wir einen Unger (Radierung: Erzherzog Franz Joseph als Kind), einen Charlemont, Michalek, Fahrnbauer und andere sehen. So haben sich die besten der österreichischen Gelehrten und Künstler zusammengefunden in einem Werke, das der lokalgeschichtlichen Forschung unseres Bruderstaats zu nicht geringem Ruhme gereicht.

Wie fleißig auch die lokalgeschichtlichen Forschungen der kleineren deutschen Staaten in ihren archivarischen Bestrebungen fortfahren, zeigt das andere hier zu erwähnende Werk: **Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler.** (Dessau, Rich. Kahles Verlagsbuchhdlg.) Dr. Büttner Pfänner zu Thal hat es hier unternommen, die mannigfach interessanten und oft auf ein hohes Alter zurückblickenden Schätze anhaltischer Kunst sauber und reinlich zu Urkund zu bringen und den Interessenten, deren sich gewiß viele auch außerhalb des Ländchens finden werden, zu erläutern. Auch hier sind die Abbildungen ein besonders gelungener Beitrag zur vornehmen Ausstattung. Die Photogravüre z. B. des spätgotischen Chors der Marienkirche zu Bernburg in ihrem feinen, grüngrauen Druckton ist einrahmungswürdig. Man darf hoffen, daß der Bienenfleiß, welchen der Verfasser auf Sammlung und Bearbeitung seines Stoffes verwendet hat, auch seine Früchte tragen wird. Nicht zur kursiven Lektüre sind solche Bücher geschaffen, aber zur Zierde des Salontisches — besonders im Vaterlande der von ihnen gefeierten Kunst nehmen sie sich dann wie kleine Monumente des Lokalpatriotismus aus.

Schließen wir an die Besprechung dieser Gruppe von Lieferungs- und Sammelwerken noch die Erwähnung einiger selbständiger Schriften.

Otto Brahms **Karl Stauffer-Bern** (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) hat mit Recht nach seinem Erscheinen eine starke Sensation hervorgerufen. Denn es geht auf die Nerven, das Leben eines gequälten und grüblerischen Künsters bis zu seinem Wahnsinn zu verfolgen; es hat immer seinen Reiz, Liebesgeschichten von so sonderbarer Färbung, wie das Verhältnis Stauffers zur dämonischen Lydia Escher, durchzukosten. Aber die Sensation dieses Buches liegt weit über der Durchschnittslinie. Denn sie ist typisch. Ein wahrer Roman eines hochbegabten Künstlers, welcher teils durch eine rasende Leidenschaft, teils durch ein zerrüttendes Grüblertum sich und seinen Geist und seine Kraft ruiniert, zum Verbrecher wird, ins Gefängnis wandert, noch einmal zu kurzer Besinnung aus der Wahnsinnsnacht erwacht, um endlich in die ewige Nacht unterzutauchen — ein solcher Roman rückt sich von selbst fern von der Gerichtsame philiströser Moralprediger, er läßt Urteile über Recht und Unrecht der beteiligten Personen verstummen vor der packenden Wirkung, die er gerade in seiner geschichtlichen Wahrheit ästhetisch ausübt. Nun die beiden Hauptpersonen dieses Dramas verschieden, möge das ethische Gewissen schweigen und nur der künstlerische Gehalt sprechen. Dann wird man sich mit Wonne in diesen Strudel von Leidenschaften stürzen, der hier um eines Mannes Wohl und Wehe sich auftürmt. Dann wird man mit durstendem Auge dem erbarmungslosen Sturm nachgehen, der, in Liebe und Wahnsinn und Überenergie langsam wachsend, einen Künstler niederwarf, dessen Vorzug und Fehler es war, sich in keinem Ding genug thun zu können. Briefe, Gedichte und eingehende verbindende Schilderungen führen uns in sein intimstes Innere, und vor unseren Augen wickelt sich ein nervös zuckendes Leben ab, dessen individueller Charakter den Stempel specifisch modernen Wesens deutlich an der Stirn trägt. Darin liegt seine Typik, darin

sein Unterschied von Feuerbachs „Vermächtnis", einem sonst ähnlichen Bekenntnis der ringenden Künstlerseele. Aber Feuerbach war ein apollinischer, lyrischer Kopf — Stauffers Porträt, wie es unser Buch nach seiner Radierung wiederholt, hat eine gesenkte, gedrückt-leidenschaftliche, träumerisch-pessimistische Haltung. Er war ein großer Unglücklicher, und sein vollendetstes Kunstwerk war sein eigenes Leben.

Shakespeares Frauengestalten von L. Lewes (Stuttgart, Carl Krabbe) — ein freundlicheres Bild. Unsere Zeit beschäftigt sich wieder einmal sehr mit der Frau, social und litterarisch. Man hat Goethes und Schillers, man hat Wagners, man hat Ibsens Frauen ausführlich behandelt — auch die Shakespeares haben nun ihren galanten Fürsprecher gefunden. Sie sind spröde, vielgestaltig und bunten Charakters, darum war es nicht leicht, dieselben in ihrem Wesen zu erfassen. Es war nötig, sie in der Entwickelung des Dichters zu verstehen, also chronologisch zu ordnen — und so ergab sich als Einleitung eine Studie über das Leben Shakespeares, und zu dessen Verständnis wieder ein Vorwort über die Zeit Shakespeares und die Bühne vor ihm. So rundet sich die Aufgabe ab, und nichts war weiter von nöten als eine frische, anschauliche Darstellungsweise, welche des Lesers Aufmerksamkeit wach hält bei der Revue dieser zahlreichen Gestalten. Bewundernswert erfüllt das Buch diese seine Aufgabe, und gern wird es in den Händen aller Kunstfreunde, besonders aller Freunde von tiefblickenden Charakterstudien ruhen.

Noch drei Kleinigkeiten. Robert Musiol hat sich das dankbare Thema gestellt, **Theodor Körners Beziehungen zur Musik** (Ratibor, Eugen Simmich) zusammenzubringen: sowohl wie seine Familie und er selbst zur Musikausübung stand und was er komponierte, als auch wie wiederum seine Werke und sein Leben Gegenstand musikalischer Behandlung geworden sind. J. Geffcken unternimmt es mit Glück und Geschick, die **Stimmen der Griechen am Grabe**, d. h. die ganze sinnige und gedankenreiche Poesie der Alten, soweit sie den Gräbern zum Schmucke beigegeben ward, in fortlaufender, frisch empfundener Darstellung zu sammeln (Hamburg, Leopold Voß) — ein Büchlein von kulturgeschichtlichem Werte und doch in leichtem Fluß dahinspielend. Franz Servaes endlich vereinigt unter dem Titel **Berliner Kunstfrühling** (Berlin, Speyer u. Peters) eine Reihe gehaltvoller und warmer Aufsätze über fortschrittliche Berliner Kunsterzeugnisse, Kritiken, die nicht bloß für den Augenblick geschrieben sind. Servaes ist einer der wenigen Berliner Kunstschriftsteller, welche mit der modernen Kunst herzliche Fühlung gewonnen haben, und sein poetisches Empfinden und frei entwickeltes ästhetisches Organ verleugnet sich darum auch an keinem Punkte seiner lebensprühenden Schriften. Wenn er dazu beitragen könnte, daß der vermeintliche Frühling nicht wieder im Frost untergehe! B.

Nachträgliches zum Weihnachtstisch.

Ein in jeder Hinsicht ganz hervorragendes Geschenkwerk, dem die Kaiserin Friedrich ihre besondere Protektion verliehen und dieselbe durch einen vierseitigen eigenhändigen Brief, welcher faksimiliert dem Inhalt vorangestellt ist, bethätigt hat, ist im Verlage von Hermann Walther in Berlin erschienen. Es ist betitelt **Unsere Kinder**, Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbel-Hause zu Berlin von Fritz Grotemeyer. Die im vornehmsten Stile gehaltene Mappe von großem Format enthält fünfunddreißig Blätter in Lichtdruck, welche in zwei Abteilungen Skizzen nach dem Leben bringen; zuerst allerlei Gruppen, die sich auf die Monate beziehen, und dann das Kinderleben in Pflege, Spiel und Arbeit. Man kann von diesem Unternehmen nur mit der größten Achtung sprechen. Die Bilder bringen mit vollster Lebenswahrheit die mannigfaltigsten Ereignisse und Interessen der Kinderwelt in echt künstlerischer Auffassung zur Anschauung und gewähren zugleich einen Einblick in die Bestrebungen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses. Der Brief der Kaiserin Friedrich darf als musterhafte Einleitung bezeichnet werden. Man ersieht daraus, mit welcher warmen Hingebung die hohe Frau den Interessen der Erziehung und Heranbildung der Jugend ihre Aufmerksamkeit zuwendet. — Aus Theodor Stroefers Kunstverlag in Nürnberg ist uns eine ganze Auswahl von Büchern zugegangen, die sich für den Weihnachtstisch und zwar für die verschiedensten Lebensalter eignen. Für das frühe Kindesalter finden sich dabei sehr hübsch ausgestattete Bilderbücher, meist heiteren Inhalts, bei denen namentlich die Tierwelt eine Rolle spielt. Reich und hübsch illustriert, mit kleineren Holzschnitten und größeren Buntdruckbildern ist das **Unsere Freunde** betitelte Buch, worin allerlei Haustiere in Poesie und Prosa, in Scherz und Ernst geschildert werden. Auch das etwas stärkere Buch, **Fürs kleine Volk** genannt, gleichfalls reich illustriert und mit Texten von Helene Binder versehen, bringt vielerlei aus dem Treiben der beliebtesten Tiergattungen in ihrem Verkehr mit Kindern, während das **Ein drollig Bilderbuch** genannte Werkchen in etwas mutwilliger Weise die Tiere in allerhand menschlichen Verkleidungen und Verrichtungen vorführt. Richtige Kinderbücher sind auch noch **Im Bilderhaus**, worin gleichfalls Tiergeschichten untermischt mit Kinderspielen und scherzhaften Vorkommnissen in Erzählungen und Verslein von E. Dobbert enthalten sind. **Heitere Stunden** betitelt sich

dann ein Wandelbuch mit Reimen von Eugen Reichenbach, worin jedes Blatt durch einen Zug verwandelt werden kann. Etwas Ähnliches bietet auch das Bilderbuch **Guck! Guck!** mit Reimen von Helene Binder, welches bereits in zweiter Auflage vorliegt. Für etwas größere Kinder eignet sich ein Werkchen, welches gleichfalls von Helene Binder herausgegeben ist, **Plauderstündchen** heißt und eine Festgabe zur Belehrung und Unterhaltung sein will. Einer ernsteren Richtung gehört das sehr schön ausgestattete Buch **Der Weg des Heils an**. Die Bilder sind durchweg künstlerisch wertvoll, und der Text besteht aus einer Auswahl von weihevollen Dichtungen, wie sie sich bei unseren hervorragendsten Dichtern finden. Derselbe Verlag hat noch einige kleinere Anthologien herausgegeben, die sämtlich in geschmackvoll festlichem Gewande erscheinen. Wir nennen davon **Im Sonnengold**, ein lyrischer Hausschatz gesammelt von Frida Schanz. Sodann drei hübsche Heftchen, von Helene Krüger gesammelte Poesien, die unter dem Titel **Blüten und Knospen** in elegantem Futteral vereinigt sind; und endlich **Christliches Vergißmeinnicht**, ein ungemein zierliches Notizbuch mit Sprüchen und Poesien, welche für alle Tage des Jahres von Cornelie Lechler ausgewählt wurden. Ganz demselben Zwecke soll auch das etwas größere, gleichfalls elegant ausgestattete, mit sehr hübschen bildlichen Zugaben versehene Jahr-Tagebuch **Gut Geleit für Lebenszeit** mit ausgewählten Citaten von A. von Wyl dienen. Kurzum, der Verlag von Theodor Stroefer in Nürnberg hat es sich wirklich angelegen sein lassen, eine große Auswahl von sinnigen und geschmackvollen Festgeschenken zur Verfügung zu stellen. — In der Hamburger Verlags-Anstalt (vormals J. F. Richter) ist der dritte Band des von Julius Lohmeyer herausgegebenen Jahrbuches **Deutsches Jugendalbum** erschienen. Dasselbe enthält eine reiche Fülle von Lesestoff mit zahlreichen hübschen Illustrationen. — Für die große Gemeinde der Goetheverehrer ist im Verlage von Heinrich Keller zu Frankfurt a. M. eine neue Ausgabe von Karl Theodor Reiffensteins **Bildern zu Goethes Dichtung und Wahrheit** in hocheleganter Ausstattung erschienen. Es handelt sich dabei um die Vorführung und Schilderung der berühmten Stätten, welche in der alten Mainstadt durch die Erinnerungen an Goethes Jugend geheiligt sind. — Für die Liebhaber von Pferden und was damit zusammenhängt, namentlich auch für jugendliche Amazonen, eignet sich vorzüglich das Prachtwerk **Reiterleben in Lied und Bild**, herausgegeben von Dr. Viktor Ritter von Fritsch, in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München erschienen. Das Werk enthält eine Auswahl von Gedichten, Balladen u. dergl. aus hervorragenden Sammlungen, und dazu sind vortrefflich ausgeführte, dem Gegenstand entsprechende Bilder eingefügt. Aus dem gleichen Verlage bietet sich für Kunstliebhaber in der einfach, aber würdig ausgestatteten Monographie über **Sandro Botticelli** von Hermann Ulmann ein sehr wertvolles Geschenk. Wer die unermeßlich reichen Kunstschätze von Florenz gesehen hat, erinnert sich dabei sicher auch Botticellis, der zuerst die Mythe und Allegorie neben der christlichen Legende in die Malerei einführte. Der Geist Dantes weht durch seine Schöpfungen, denen das vorliegende Werk nach jeder Richtung hin in sachverständiger und erschöpfender Weise gerecht wird. — Ein anderes sehr elegantes und geschmackvolles Geschenkwerk hat die Photographische Union in München versandt. Es heißt **Junges Blut**; die Bilder sind von Theodor Kleehaas, die Dichtungen von Wilhelm Herbert. Das Ganze atmet einen heiteren jugendlichen Lebensmut, der sich ebensogut in den reizenden Phototypien wie in den flotten Gedichten ausspricht. — Ein reich ausgestattetes, sehr interessantes Reisewerk aus dem Verlage von R. Oldenbourg in München und Leipzig betitelt sich **Vom goldenen Horn bis zu den Quellen des Euphrat** und ist von Dr. Eduard Naumann verfaßt. Derselbe war früher Direktor der kaiserlich japanischen topographischen und geologischen Landesaufnahme und hat dann im Jahre 1890 im Auftrage großer deutscher Bankinstitute, welche bei dem Bau der anatolischen Eisenbahn interessiert waren, eine Reise in die asiatische Türkei gemacht. Er giebt nun in Reisebriefen und Tagebuchnotizen seine Eindrücke und Studien in höchst anschaulicher und belehrender Darstellung wieder. Eine Übersichtskarte nebst einigen Karten der Bahn dienen mit einer großen Anzahl von leider etwas ungleichartigen Abbildungen dem interessanten Texte zur Erläuterung. — Auch das unermüdliche Bibliographische Institut in Leipzig hat noch einen stattlichen Band für den Weihnachtstisch fertiggestellt: **Die Schöpfung der Tierwelt** von Dr. Wilhelm Haake mit einer Karte, 469 Abbildungen im Text und zwanzig Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von den bewährtesten Meistern im Genre des Tierbildes. Der Verfasser giebt eine Darstellung der Entwickelungslehre nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen, aber in ganz besonders interessanter Art, indem er die verschiedenen Richtungen der zoologischen Wissenschaft zu verbinden strebt, also die Tierwelt der Jetztzeit und die Entwickelung derselben durch alle Zeiten der Erdgeschichte darlegt. — Zwei Geschenkbücher aus dem Verlage von G. Weise in Stuttgart sind für Mädchen bestimmt. Das eine **Tage des Glücks** ist ein richtiges Kinderbuch mit bunten Bildern, dessen Heldin während längerer Abwesenheit der Eltern bei einer befreundeten Familie untergebracht wird und dort im Kreise von anderen Kindern im Hause und während der Ferienreise wirkliche Tage des Glücks kennen lernt. Die zweite Erzählung heißt **Ruth**, ist von Agnes Hoffmann verfaßt und schon für ziemlich erwachsene Mädchen geeignet, denn sie endet mit der Verheiratung der Heldin. — Ein einfach, aber praktisch ausgestattetes Buch von belehrendem und sehr empfehlenswertem Inhalte heißt **Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert** von Ludwig Salo-

mon und ist im Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart erschienen. Der Verfasser, der auch eine treffliche „Geschichte der deutschen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert" geschrieben hat, bietet im vorliegenden Werke einen ebenso fesselnden wie belehrenden historischen Rückblick auf alle Gebiete des geistigen Lebens. — Von dem bereits rühmlich bekannten Unternehmen **Aus Studienmappen deutscher Meister**, welches von Julius Lohmeyer herausgegeben wird und im Verlage von C. T. Wiskott in Breslau erscheint, liegen auch in diesem Jahre wieder zwei besonders interessante Lieferungen vor. Wir haben unsere Leser bereits früher auf die geschmackvolle Ausstattung und den künstlerischen Wert dieser Mappen aufmerksam gemacht; in diesem Jahre handelt es sich um zwei Künstler von sehr verschiedenem Charakter: Heinrich Hofmann mit seinen echt deutschen, zum großen Teil der Heiligen Schrift entnommenen Gegenständen, und Ludwig Passini, der jedem Kunstkenner sofort als eingefleischter Venetianer in die Erinnerung tritt, während seine Wiege in der That in der österreichischen Kaiserstadt Wien gestanden hat. — Einen wehmütigen Eindruck hinterläßt das sehr geschmackvoll ausgestattete und sowohl in den künstlerischen Beigaben wie in dem begleitenden Texte des höchsten Lobes würdige Prachtwerk über **Das rumänische Königsschloß Pelesch**, welches mit fünfundzwanzig Radierungen und achtunddreißig Holzschnitten von dem berühmten österreichischen Kunstgelehrten Jakob von Falke herausgegeben wurde und bei Karl Gerolds Sohn in Wien erschienen ist. Im Schlosse zu Pelesch lebte und dichtete Carmen Sylva, die Königin Elisabeth von Rumänien, die nun schon so lange Zeit krank bei ihrer Mutter zu Neuwied verweilt, und viele ihrer Märchen und Dichtungen knüpfen direkt an die herrliche Umgebung des Schlosses an. Damit erhält dieses an sich schon sehr wertvolle Werk noch eine besondere Anziehung. — Im Verlage von Strecker u. Moser in Stuttgart erschien eine Sammlung von Gedichten, darunter welche von Chamisso, Redwitz, Lenau, Uhland u. a., welche unter dem Titel **Mutter-Liebe und Leben** von Rudolf Eckart herausgegeben und von Wilhelm Claudius in recht ansprechender Weise illustriert sind, eine sinnige Gabe für junge Frauen. — Bei T. H. Knauer in Leipzig erschien ein zierliches, mit hübschen bunten Randzeichnungen und Vignetten verziertes Bändchen **Perlen griechischer Dichtkunst**, ins Deutsche übertragen von Hermann Griebenow, ein hübsches Geschenk für Damen, welche klassische Studien treiben. — Von dem bekannten Kunstgelehrten Franz von Reber liegt eine **Geschichte der Malerei vom Anfang des vierzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts** vor. Es ist ein mit großer Sachkenntnis und ungemein faßlicher Verarbeitung des Stoffes gehaltenes Werk, welches dem Studium der Kunstgeschichte als empfehlenswerte Handhabe dient. — Aus Paris (Verlag von E. Plon, Nourit & Co.) kommt ein deutsches Bilderbuch, nämlich eine von J. Wage übersetzte Auswahl der **Fabeln von La Fontaine** für die Jugend, illustriert von M. B. de Monvel. Die unvergänglichen drolligen Tiergeschichten des alten Fabulisten sind hier durch einfache, aber höchst originelle Abbildungen in das beste Licht gesetzt. — Ein anziehendes Buch, in erster Linie für junge Leute, aber auch für die Familie, ist unter dem Titel **Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870/71** von K. Zeitz im Verlage von Stephan Geibel in Altenburg erschienen. Der Verfasser lebte früher in Paris und meldete sich beim Ausbruch des Krieges als Freiwilliger. Er machte den Feldzug von Anfang bis zum Schlusse mit, war an zwanzig Schlachten und Gefechten beteiligt und wurde bei Sedan mit dem Eisernen Kreuze dekoriert. Seine Schilderungen sind fesselnd und von deutschem Sinn durchweht. Das Buch ist mit sehr ansprechenden Illustrationen von R. Starcke geschmückt und sehr hübsch ausgestattet; es verdient lebhafte Empfehlung. — Zum Schlusse erwähnen wir noch die zehnte Auflage des gewiß in vielen Fällen sehr willkommenen Kochbuches von Charlotte Böttcher (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), welches unter dem Titel **Kraft und Stoff** die ganze Praxis der Küche umfaßt und in festlichem Einband sich stattlich präsentiert. G.

Litterarische Notizen.

In A. Hartlebens Verlag in Wien sind die **Gesammelten Schriften** des bekannten Wiener Humoristen und Sittenschilderers Friedrich Schlögl erschienen, in drei hübsch ausgestatteten Bänden, die auch elegant gebunden versandt werden. Jeder Band bildet ein Ganzes für sich: „Wiener Blut", „Wiener Luft" und „Wienerisches" betitelt. Es sind kleinere Aufsätze, die, zuerst für die Veröffentlichung in Journalen bestimmt, nach und nach in Buchform herausgegeben wurden und nun nach dem Tode des Verfassers als gesammelte Schriften vorliegen. Das öffentliche Leben in der lustigen Kaiserstadt ist in diesen Kulturbildern mit außerordentlicher Treue und Anschaulichkeit geschildert, aber was den Skizzen höheren Wert verleiht, ist der eigenartige Standpunkt des Verfassers, der mit bitterem Ernste die Geißel schwingt und seinen lieben Landsleuten die Augen zu öffnen sucht über die Oberflächlichkeit und Gewissenlosigkeit, die sich mitten unter ihnen breit macht. Man kann sich denken, welches Aufsehen die erste Veröffentlichung gemacht hat und wie

viele Feinde dem Verfasser durch dieselben entstanden sind. Wie sie nun vorliegen, sind es Zeitbilder, die, charakteristisch für gewisse Perioden des Volkslebens in Wien, zugleich als Warnungszeichen für alle Zeiten und alle Welt dienen können.

* * *

Unsere Leser erinnern sich gewiß mit Vorliebe einiger Aufsätze in den „Monatsheften", welche Persönlichkeiten und Zustände, wie sie am Hofe zu Weimar während und nach der Zeit Goethes Beachtung fanden, schilderten. Die Verfasserin, Lily von Kretschman, jetzt Lily von Gizycki, hat soeben unter dem Titel **Deutsche Fürstinnen** bei Gebrüder Paetel in Berlin einen Band erscheinen lassen, welcher drei Abhandlungen enthält, von denen die erste „Eine weimarische Fürstentochter" zuerst in den „Monatsheften", die beiden folgenden in anderen Zeitschriften bereits erschienen. Die Großmutter von Lily von Gizycki, Frau Jenny von Gustedt, die Goethe selbst gekannt hatte und zu seiner Schwiegertochter in näheren Beziehungen stand, hat nicht nur ihrer Enkelin reiches schriftliches Material hinterlassen, sondern die Beziehungen der als Jenny von Pappenheim einst am Weimarer Hofe gern gesehenen Dame sind auch heute noch dort lebendig geblieben, und Frau von Gizycki hat es verstanden, die Erinnerungen und Quellen mit Sachkenntnis und Taktgefühl ihren Veröffentlichungen zu Grunde zu legen. Dies ist namentlich in der Mitteilung über „die litterarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna" geschehen, und das ganze Buch bildet eine ebenso belehrende wie anregende Lektüre.

* * *

Als sehr geeignet zum Festgeschenk darf auch die in sechs Bänden im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart herausgekommene deutsche Ausgabe der **Humoristischen Schriften** des amerikanischen Dichters Mark Twain bezeichnet werden. Es konnte sich natürlich nur um eine Auswahl handeln und mußte ein Teil der Reiseschilderungen der „Innocents" oder „Arglosen", deren Gegenstand schon etwas veraltet ist, zurückbleiben. Allem, was in der Ausgabe geboten ist, giebt der frische und kecke Humor des Dichters eine unverwüstliche Wirkung. Die Bände enthalten an größeren Stücken: Abenteuer und Streiche von Tom Sawyer, Abenteuer und Fahrten von Huckleberry Finn, Leben auf dem Mississippi, Im Gold- und Silberlande. Die Humoristischen Schriften bringen aber auch noch viele kleinere höchst originelle und spaßhafte Geschichten, die im Tone eines lachenden Philosophen den Leser in eine Welt voll Abenteuer und seltsamer Beobachtungen versetzen. Jedenfalls enthalten diese sechs Bände eine solche Fülle von erheiterndem Stoff, daß selbst die düsterste Laune beim Durchblättern derselben verscheucht wird.

* * *

In festlicher Ausstattung, namentlich auch in Bezug auf den prächtigen und dabei originell charakteristischen Einband, ist nun die erste litterarische Frucht der interessanten Reiseerlebnisse von Otto E. Ehlers in zwei Bänden durch den Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur in Berlin unter dem Titel **An indischen Fürstenhöfen** versandt worden. Die frische Unmittelbarkeit, welche dem Leser aus diesen Schilderungen entgegentritt, wird dem Werke unzweifelhaft viele Freunde zuführen. Das vorliegende Monatsheft bringt eine Reiseskizze von Otto E. Ehlers, und unsere Leser erhalten dadurch sofort eine Probe von seiner lebhaften und humoristisch angehauchten Schreibweise. Das erwähnte Buch enthält auch eine Anzahl interessanter Porträts und anderer Abbildungen. Wir kommen noch ausführlicher auf dasselbe zurück. **G.**

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte. Februar 1894.

Aus der Villa d'Este.
(Plan S. 639, Linie 8 bis 23.)



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

V.

Die Tage kamen und gingen; Venedig, Ferrara, Modena, Bologna hatte er sich angesehen.

Seine Begeisterung für alles sich seiner Betrachtung bietende Schöne wuchs mit jeder Station, die er auf seiner Reise zurücklegte, aber mit der Begeisterung auch die Bangigkeit, die Sehnsucht, die längst kein Heimweh mehr war. Ihm war, als fehlten zu einer einschmeichelnden Melodie die tragenden Harmonien in seiner Seele.

Was war denn für ein Gift in dieser italienischen Frühlingsluft, das, wie er gewähnt, längst abgestorbene Keime in seinem Herzen von neuem quälend ins Leben trieb?

Seit fünf Tagen war er in Florenz. Florenz Anfang Mai! Auf der ganzen Erde giebt es nichts Schöneres, und doch —

Nicht, daß er sich nicht lebhaft interessiert hätte für alles, was ihn umgab, daß er versäumt hätte, irgend etwas zu bewundern.

Er stand um sechs Uhr früh auf, um den Arno entlang in der Morgenfrische spazieren zu gehen, um das langsame Erwachen der Stadt zu beobachten. Er ging um Mitternacht aus, um die Piazza della Signoria bei Mondschein zu bewundern. Er wanderte von einer Merkwürdigkeit zur anderen, aber überall schleppte er jetzt das Gefühl seines inneren Unbefriedigtseins mit sich.

Da die Reise den gewünschten Erfolg nicht gehabt, im Gegenteil eher schädlich auf seine Nerven gewirkt, faßte er den Entschluß, umzukehren, ohne bis Rom vorzudringen — einen Entschluß, den er auch bereits Else brieflich mitgeteilt hatte. In den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, wollte er abreisen, darum hatte er sich noch heute allerhand recht gründlich angesehen.

Volle drei Stunden war er im Palazzo Pitti und den Uffizien herumgeschlendert. Er vertrug unglaublich große Portionen von Kunst.

Ohne irgend welches geläuterte Kunstverständnis, fing er doch an, Unterscheidungen zwischen den einzelnen Meisterwerken zu machen, hauptsächlich diejenigen von weitem zu erkennen, die seiner Individualität am besten zusagten. Große Innigkeit des Ausdrucks und Wärme des Kolorits trugen bei

ihm den Sieg davon über eine scharfe Charakteristik der Zeichnung. Im übrigen fühlte er sich auch noch stark beeinflußt, angezogen oder abgestoßen durch den Vorwurf.

Die nüchterne Realistik der niederländischen Kleinmaler, mochte sie durch noch so herrliche technische Kunstgriffe zum Ausdruck gebracht werden, stieß ihn ab, der grandiose Cynismus der Rubensschen Bacchanalien war ihm geradezu zuwider, verletzte gewisse Empfindlichkeiten in ihm, die ihm trotz aller darüber hingleitenden philosophischen Theorien von seiner engen religiösen Erziehung, die sich später in poetischen Idealismus aufgelöst, geblieben war. Und wenn er ein zartes junges Mädchen sah, das mit einem etwas befremdeten, aber fleißig nach Belehrung strebenden Ausdruck vor so einer genialen Farbenorgie stehen blieb, um ihren Touristenpflichten nachzukommen, da fühlte er seinen Kopf heiß werden; er hätte sie beim Arm nehmen und wegreißen wollen.

Tizian verletzte ihn nie, für den war er geradezu begeistert. Da war alles schön, alles poetisch, auch die Glut heißesten Erdenlebens. Am wenigsten sprachen ihn die Primitiven an, und wenn er die merkwürdigen Leistungen derselben dennoch mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, so war es nur, weil, wie er wußte, Lena eine besondere Vorliebe für diese Kunstrichtung besaß.

Ein Bild jedoch aus der sogenannten präraphaelitischen Schule gab es, in dessen Betrachtung er sich, ganz abgesehen von allen ihn beeinflussenden Nebenumständen, mit immer neuem Interesse hineinversenkte, und das war der „Frühling“ von Botticelli.

Auch heute verfügte er sich aus den Uffizien in die Akademie, um es zu betrachten.

Es war ein grauenvolles Bild — ein Bild, dessen mächtiger Zauber aus höchster Begeisterung und tiefstem Ekel gemischt war, aus reinster Poesie und aus grübelndstem Cynismus — ein Bild, ganz durchdrungen von jenem Zwiespalt, der durch den Zusammenprall der aufgeregten Sinnlichkeit des Renaissance-Zeitalters mit der schwärmerischen Askese christlicher Anschauungen entstanden war.

Wie mochte es in dem Kopfe des Malers ausgesehen haben, als er dieses Bild entworfen! Die weiße Figur in der Mitte mit dem blassen müden Gesicht, das ein Kranz üppiger Frühlingsblüten krönt, die schlanken Grazien mit ihrer unnachahmlichen, lang gestreckten Anmut, und dort die Nymphe, welcher die Blumen aus dem Munde fallen, die flieht, und sich fliehend umsieht — umsieht nach dem Dämon, der das Leben über die Schöpfung speit.

Werner hatte gehört, daß Botticelli in einem Anfall reuigen Entsetzens seine Bilder in die brennenden Scheiterhaufen geworfen hatte, welche Savonarola zur Läuterung der in trunkener Weltlust versumpfenden Menschheit entzündet. Er begriff, was den Maler zu dieser Verwüstung getrieben; aber ihn jammerten die Kunstwerke, die dabei zu Grunde gegangen. Er fragte sich, welcher Art die Bilder gewesen. Eine Neugier überfiel ihn.

In tiefe Gedanken versunken stand er da, als er plötzlich zusammenfuhr; ein starker Moschusduft streifte ihn.

„Nein, der Zufall! Wie nett!“ hörte er eine etwas laute Stimme neben sich ausrufen. Er blickte auf und in die schönen Augen der Fürstin Orbanoff.

Sie trug einen mit roten Federn besteckten Strohhut und ein hellgraues, eng um sie gespanntes, in Wien gefertigtes englisches Kostüm, das ihre üppigen Formen zur vollsten Geltung brachte. Neben ihr ging etwas sehr Dürres, Gelbes, mit sauer verzogenen Mundwinkeln und einem Profil, das scharf und unliebenswürdig wie das Beil eines Henkers war — eine ältere Dame in lose bauschendem dunkelblauem Foulard und einem in einen sehr hohen, sehr spitzigen Reiherbusch auslaufenden Kapotthut.

„Gestatten Sie, daß ich Sie meiner Schwägerin vorstelle,“ fuhr die Fürstin fort, während sich der sprachlos überraschte Werner etwas steif verbeugte. „Monsieur de Schlitzing — Princesse Irene Orbanoff. Meine Schwägerin versteht kein Wort Deutsch,“ fügte die Kroatin hinzu. „Mein Mann ist auf einer Entdeckungsreise nach alten Kirchenstühlen abwesend. Ich hatte ihm schlechtweg abgeschlagen, ihn zu begleiten. Vielleicht war ihm nicht einmal sehr darum zu thun. Hahaha!“

„Auch ich freue mich sehr, Sie hier zu begrüßen, Fürstin,“ sagte Werner.

„Meine Schwägerin hat einen unangenehmen Charakter. Was wollen Sie? Sie ist alte Jungfer," flüsterte ihm die Kroatin eilig zu, „aber sie läßt sich leicht gewinnen. Sie müssen ihr sagen, daß ihr Profil Sie an Michelangelos ‚Nacht' erinnert; das soll ihr vor dreißig Jahren der Kaiser Napoleon bei einem Ball in den Tuilerien mitgeteilt haben. Bitte, vergessen Sie nicht; wenn man einen Wachhund beruhigen will, wirft man ihm einen Knochen zu. — Ah, pardonnez, ma chère" — sich von neuem an die Schwägerin wendend und diesmal französisch sprechend — „ich fragte Herrn von Schlitzing nach seiner Familie; er spricht nicht recht fließend französisch. — Es geht doch allen ganz wohl, Herr von Schlitzing?"

„Gottlob, ja."

„Ich freue mich so, einem Bekannten zu begegnen," fuhr indes die Kroatin fort. „Florenz ist tötend; ich langweile mich unbeschreiblich!"

„Ich finde es sehr interessant," entgegnete die Fürstin Irene, „ich schwärme für die Kunst, besonders für Michelangelo." Bei diesen Worten schlug die Russin ihre gelben Augenklappen bescheiden nieder.

Die Fürstin Ilka blinzelte Werner aufmunternd zu, er aber sagte nur: „Michelangelo interessiert mich sehr, doch habe ich mehr Sinn für Malerei als Skulptur. Der Künstler, dessen Werke mich hier am stärksten fesseln, ist Tizian."

Vielleicht war es ihm nicht darum zu thun, den Wachhund zu beschwichtigen.

Diese Leseart war der Fürstin nicht genehm. „Sind Sie ungeschickt!" sagte sie deutsch. Sie gehörte zu jenen Frauen, die von vornherein annehmen, daß der Mann, für den sie sich interessieren, in sie verliebt sein müsse. Wenn dieses System mit der richtigen Ausdauer durchgeführt wird, bleibt es nicht ohne Erfolg. Einem höflichen Manne fällt es manchmal auf die Dauer schwer, so viele Illusionen zu zerstören.

Übrigens hatte Werner es zuweilen der Kroatin gegenüber an Beweisen von einem gewissen Interesse durchaus nicht fehlen lassen.

„Bleiben Sie noch lange in Florenz?" wandte er sich jetzt neben Fürstin Ilka hinweg an deren Schwägerin.

„So lange, bis mein Bruder zurückkehrt," erwiderte diese.

„Ja, bis er genügend viel Betstühle zusammengekauft hat; wir sollen ihn hier erwarten. C'est tuant! Nicht einmal eines der Theater ist offen, nur ein einem Wintergarten ähnliches, in dem man raucht und in das man nur mit Herren gehen kann!" erklärte Fürstin Ilka. „Wollen Sie uns dorthin chaperonieren?"

„Es ist nicht der Mühe wert," erwiderte er. „Ich war dort, ich habe mich tödlich gelangweilt; es war das einzige Mal in Florenz, wo ich mich langweilte!"

„Hm! Aber in die Villa Ceraschi werden Sie uns doch begleiten?" redete die Orbanoff in ihn hinein, „die soll wundervoll sein!"

„Wenigstens ist der Blumenflor dort wundervoll," erwiderte er zerstreut. Irgend etwas fiel ihm ganz entsetzlich auf die Nerven. War es die Sciroccoluft oder waren es die schmachtenden Blicke der Fürsten Ilka?

„Also dort waren Sie auch schon?" rief die Kroatin enttäuscht.

„Ich war so ziemlich überall," erklärte er, „und denke infolgedessen daran, bereits morgen oder übermorgen nach Hause zurückzukehren."

„So! Sie wollen also nicht bis Rom vordringen?" fragte die Fürstin Ilka. „Ich dachte doch, Rom müsse eine ganz besondere Anziehungskraft besitzen für Sie, momentan einen Magnet!"

„Inwiefern?"

„Die Gräfin Retz befindet sich dort."

„So — die Freundin meiner Frau?" erwiderte Werner. „Ich hatte keine Ahnung!"

„Wirklich nicht? Wie man den Menschen unrecht thut!" Die Pulse der Kroatin schlugen höher.

„Gar keine Ahnung," versicherte Werner, den ein leichter Schwindel befiel. „Übrigens hat der Umstand wenig Interesse für mich," log er eilig hinzu. „Dürfte ich fragen, ob Sie, gnädigste Fürstin, daran denken, nach Rom zu reisen?"

„Allerdings!"

„Das könnte meinen Entschluß, umzukehren, fast ins Schwanken bringen," versicherte er ihr.

„Soll ich Ihnen glauben?" fragte Ilka

geschmeichelt. Manche Frauen fühlen sich so leicht geschmeichelt. „Wie man den Menschen unrecht thut!“ fuhr sie fort. „Ich hatte Sie fast im Verdacht, daß Sie der Bohnenstange mit den grünen Augen nachreisen.“

„Wirklich, Fürstin?“ Er war plötzlich ganz verändert; er lächelte liebenswürdig, wie ein Mann einer Frau zulächelt, von der er fürchtet, auf einem unerlaubten Gefühl ertappt zu werden. „Ich habe mich ja manchmal recht gut mit Gräfin Retz unterhalten, sie ist, wie gesagt, eine intime Freundin meiner Frau; aber, um aufrichtig zu sein, ich begreife nicht, wie man sich in sie verlieben kann. Für mich war sie nie etwas anderes als ein guter Kamerad. Wissen Sie's übrigens sicher, daß sie in Rom ist?“

„Ob sie jetzt noch dort ist und wie lange sie überhaupt bleibt, das weiß ich freilich nicht,“ fuhr die Fürstin fort, „vielleicht ist sie gerade jetzt nach Konstantinopel abgedampft. Sie hat ja nirgends Ruhe. Aber daß sie noch vor kurzem dort war, hat mir eine Bekannte aus Rom geschrieben. Nein, daß ich Ihnen das erst mitteilen mußte! Es ist zu komisch! Aber finden Sie die Bilder in der Akademie nicht ganz besonders langweilig? Könnte man nichts Amüsanteres ansehen in Florenz?“

Fürstin Irene schlug die Medicäergruft vor.

Werner, welchem gegenwärtig nicht danach zu Mute war, länger mit den Damen zu plaudern, zog seine Uhr und wollte sich von ihnen verabschieden unter dem Vorwand, daß er eine Verabredung habe mit einem deutschen Reisebekannten zum Frühstück.

Die Fürstin forderte ihn huldvoll auf, den Nachmittag in irgend einer Weise mit ihr und der Schwägerin zu verbringen. „Wir holen Sie um vier Uhr mit dem Wagen ab,“ erklärte sie ihm, „und dann fahren wir irgend wohin und vereinbaren etwas wegen Rom.“

„Mit Vergnügen, Fürstin!“ rief er, um nur loszukommen. „Mir ist es ganz gleich, wo Sie mich hinführen, ich folge Ihnen in die Hölle!“

„Wo wohnen Sie?“ frug sie, ihn zärtlich anblinzelnd.

„Im ‚Italie‘,“ erwiderte er ihr, küßte ihre Hand, verbeugte sich vor der Schwägerin und ging.

Der Himmel war grau draußen und die Luft war schwül. Überall bot man ihm Blumen, große Körbe von Iris, Rosen und weißen Lilien.

Die Welt war sehr traurig, sehr verführerisch, sehr schön.

Aber Florenz hatte seinen Zauber für ihn verloren, der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er sah nichts mehr vor sich als ein abgeschmacktes Gewürfel von schwarzem und weißem Marmor, das ihn an Schachbretter erinnerte, und eine Unzahl von hellgrünen Jalousien.

In sein Hotel zurückgekehrt, fand er einen Brief von Else. Er öffnete ihn hastig. Er lautete:

„Lieber Werner!

Ich gebe dir im Geist einen herzlichen Kuß dafür, daß du mir so viel und ausführlich schreibst. Kein Mensch kann hübschere Briefe schreiben als du, mein Schatz; denn das bist du noch immer, wenn's auch auf der ganzen Welt niemand zu wissen braucht als du und ich. Du hast eine so frische, anschauliche Art, alles zu schildern, daß mir's ist, als hätte ich alles mit dir gesehen. Wenn du nach Hause kommst, will ich dir deine ganze Reise vorerzählen.

Nur mit einem bin ich nicht einverstanden, damit nämlich, daß du noch immer nicht recht auf dem Posten bist, gar nicht so munter, wie ich dich haben möchte. Du bist das Alleinsein nicht mehr gewöhnt, schreibst du, und darum ist dir bange.

Ach, mein Lieber, manchmal freue ich mich darüber, daß dir bange ist; schrecklich freue ich mich; aber dann schäme ich mich doch gleich wieder über meine Selbstsucht und habe nur Mitleid mit dir und gräme mich, daß dir die schöne Reise nichts nützt, und zerbreche mir den Kopf darüber, wie dir zu helfen wäre. Willst du wirklich vor Rom umkehren? Es wäre eigentlich schade. Lena ist dorten, ich erhielt gestern von ihr einen langen, ausführlichen Brief. Sie schreibt mir, daß sie nach längeren Irrfahrten durch die Welt endlich in Rom gelandet oder gestrandet sei; ganz genau wisse sie's selber nicht, welchen Ausdruck sie wählen solle. Aber sie fühle sich schließlich ruhig wie ein gescheitertes Schiff oder ein todmüder Mensch, der sich der Verpflichtung, weitere Entschlüsse

zu fassen, enthoben fühlt, weil er weiß, daß er absolut nicht mehr vom Fleck kann. Rom sei wunderschön, fabelhaft schön, die Wogen des Frühlings schlügen überall zusammen über dem alten Gemäuer, so daß man manchmal dächte, die alte Ruine müßte ertrinken in einem Meer von Blumen.

Rom sei sogar noch schöner als Berlin, aber nicht schöner als der Leipziger Platz, schreibt sie. Darüber ginge überhaupt nichts in der Welt. Die liebe, trauliche Familienatmosphäre, die neckische Zärtlichkeit der Kinder, die Herzlichkeit der Eltern fehle ihr auf jedem Schritt. Netteres habe sie in ihrem Leben nicht genossen als dies bißchen Zusammenseindürfen mit uns.

Ich wollte dir den Brief schicken, aber Dienchen hat ihn in Stücke zerschnitten, um sich eine Kette daraus zu fabrizieren.

Lena wird sich gewiß bemühen, dir Rom angenehm zu machen, und dir wird es, wenn du auch allerhand an der guten Seele auszusetzen hast, angenehm sein, jemanden auf deiner Reise zu finden, mit dem du von uns reden kannst.

Sie wohnt Via M— Villa Brancaleone; der Garten heißt Villa in Rom, schreibt sie mir. Ist das nicht zu komisch?

(Dann folgt noch allerhand häuslicher Bericht.)

Tausend Küsse von deiner

Else.

Vergiß nicht, Lena ins Gewissen zu reden wegen Linden. Sie hat ihm ablehnend auf seinen Brief geantwortet. Er giebt die Hoffnung nicht auf. Sie soll doch endlich vernünftig werden; sie wird es nicht bereuen. Wenn irgend jemand etwas über sie vermag, bist du's."

Mehrere Minuten, nachdem Werner den Brief gelesen, stand er unbeweglich und blickte hinaus auf den Arno, der vom Sonnenschein glänzte. Eine rasende Angst beschlich ihn. Wäre es nicht doch besser, umzukehren, allen Ernstes umzukehren nach Hause?

* *
*

Die Villa Brancaleone lag nach der Richtung der Villa Mattei.

Einer jener großen, parkartigen Gärten war's, die in solcher Anzahl keine andere Stadt der Welt zieren wie Rom.

In der Mitte des Gartens befand sich das Casino, ein kleiner Palast, den Lena gemietet hatte, um sich darin häuslich niederzulassen.

Er war sehr reizend, aber viel zu groß für eine einzelne Person. Die Räume schienen wie geschaffen, um derselben ihre Vereinsamung recht fühlbar zu machen.

Da die Zeit zu kurz gewesen war, alle Zimmer, vielmehr Säle wohnlich umzugestalten, so hatte sich Lena einen Lieblingsraum ausgesucht, in dem sie sich eine Art Hauptquartier organisierte.

Es war eine große Stube zu ebener Erde, in welche man über drei oder vier Marmorstufen, dann durch eine die ganze Front des Casinos entlang laufende, säulengetragene, statuengeschmückte Loggia trat.

Hier stand ein Klavier, ihr Schreibtisch; alle ihre Lieblingsphotographien hingen entweder eingerahmt an den Wänden oder lagen in pittoreskem Durcheinander herum; was sie auf ihren vielfachen Wanderungen durch Rom an amüsanten Raritäten zusammenkaufte, lagerte sie hier ab. Alles war hübsch und malerisch; dennoch machte das Ganze einen unharmonischen Eindruck. Es war, als ob die Bewohnerin selbst nicht recht einig hätte werden können mit sich, was sie daraus machen wollte. Sie kümmerte sich einmal bis in die kleinste Einzelheit um das Aufstellen des unwesentlichsten Nippgegenstandes, interessierte sich den nächsten Tag um das Wichtigste nicht und stieß einfach etwas um, wenn's ihr im Wege war. Trotz der Häßlichkeit der gelben Damastmöbel war Elses Boudoir eigentlich gemütlicher als diese von allerhand raffinierter Schönheit vollgestopfte Trödlerbude. Selbst Lenas Salon im Kaiserhof war wohnlicher gewesen. Die innere Unruhe der jungen Frau verriet sich in allem.

Lena hatte sich in Rom festgesetzt, weil sie müde war; sie hatte das Casino gemietet, weil es leer war und weil es von dem römischen Stadtlärm abseits lag. Sie wechselte jetzt von einem Tage zum anderen zwischen dringendem Einsamkeitsbedürfnis und der Sehnsucht nach aufreibender Zerstreuung. Manchmal besuchte sie zwei Bälle und drei Routs in einer Nacht, zu anderen Malen zeigte sie sich nicht nur bei niemandem, son-

dern war auch zu Hause für niemanden zu sprechen.

Heute war einer von den Tagen, an denen sie für niemanden zu sprechen war. Sie saß in dem Gartensaal, den sie sich zu ihrer speciellen Benutzung eingerichtet, an ihrem Klavier und spielte eine süße, weiche und traurige Melodie, ein peruanisches Schlummerliedchen, das sie kürzlich von einer jungen Amerikanerin gehört.

Der Scirocco brütete draußen. Sulzer, ihr Majordomo, welcher der Kammerdiener des verstorbenen Grafen Retz gewesen, trat ein mit einer Visitenkarte auf einem silbernen Tablett.

Launenhaft verdrießlich winkte sie ihm schon von der Ferne ab. „Ich empfange heute niemanden," rief sie, „ich hab's Ihnen ja doch gesagt!"

„Es ist Herr von Schlitzing aus Berlin," bemerkte Sulzer zögernd. Herr von Schlitzing hatte bei ihm einen großen Stein im Brett, wie bei allen Untergebenen. „Ich dachte, da er so weit hergekommen sei ..."

Lena fing an zu lachen; dem alten Sulzer gegenüber konnte sie sich das schon erlauben. „Nun, da er so weit herkommt, so können Sie ihn hereinführen; und bringen Sie auch gleich den Thee."

Eine Minute später stand Werner vor ihr. „Welche Überraschung! Wie geht's? Ist Else nicht mit?" rief Lena herzlich.

„Nein, Else konnte leider nicht abkommen. Ich war bereits unterwegs, als sie mir schrieb, Sie seien in Rom, Lena; sie trug mir sehr viele Grüße an Sie auf," murmelte er verlegen hastig. Seine Worte fielen alle übereinander wie die Pferde bei einem schlecht kutschierten Viererzug.

„Wie schade, daß Else nicht mit ist! Vielleicht entschließt sie sich, nachzukommen! Was hat Sie denn übrigens veranlaßt, die Reise zu unternehmen? einen solchen melancholischen Haushocker, wie Sie sind?" rief Lena.

„Ich war sehr elend infolge einer Erkältung," erwiderte er, „mein Arzt bestand auf Luftveränderung."

„Sie sehen in der That ein wenig angegriffen aus," meinte sie teilnehmend. „Nun, man wird darauf achten, daß Sie sich schonen und nicht zu sehr abhetzen in diesem wunderschönen Rom. Und nun nehmen Sie Platz und trachten Sie sich zu Hause zu fühlen bei mir; mir ist das leider bisher selbst nicht gelungen. Aber Sie bringen mir Berliner Luft mit, da wird es besser gehen. Übrigens sollten Sie sich angeheimelt fühlen hier, Sie befinden sich unter lauter Bekannten, sehen Sie sich um." Sie deutete auf ihren Schreibtisch. „Die ganze Familie Schlitzing finden Sie hier versammelt."

Er erblickte in der That auf dem Schreibtisch der jungen Frau nicht weniger als drei reizende Bilder Elses in verschiedenen Lebensstadien und die sämtlichen Bilder der Kinder.

„Die ganze Familie, nur der Familienvater fehlt," sagte er linkisch scherzend.

„Von Ihnen besitze ich kein Bild," erwiderte sie. „Die alten Bilder von Ihnen sind nicht mehr wahr, und die neuen mag ich nicht. Aber hier kommt der Thee!"

Sie kredenzte ihm denselben freundlich, mit Berücksichtigung all seiner Liebhabereien, die sie sich gemerkt hatte.

Sie war noch anmutiger als in Berlin und hatte besonders um die Lippen einen Zug schmachtender Weichheit, der ihm an ihr neu war und ihn beunruhigte.

„Ist sie verliebt?" fragte er sich. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er mußte ins reine kommen darüber, es herausbekommen aus ihr.

„Ich habe einen Auftrag an Sie von Else," begann er.

„Nun?" frug sie rasch, von der Theetasse aufblickend, an welche sie die Lippen gesetzt.

„Ich soll Ihnen ins Gewissen reden wegen Linden," sagte er. „Else läßt Sie bitten, endlich vernünftig zu sein. Linden nimmt Ihre Absage nicht ernst."

„Linden ist rührend zudringlich; ich glaube, in Deutschland nennt man das treu," erwiderte Lena achselzuckend, traurig aber doch mit etwas Drolligem bei aller Traurigkeit. „Was mich anbelangt, so bitte ich mich alle Tage selbst, vernünftig zu sein. Vorläufig hab ich's noch nicht zu einem festen Entschluß gebracht. Wenn ich Linden heute heirate, so würde ich ihm sehr raten, eine Zwangsjacke auf die Hochzeitsreise mitzunehmen, einer von uns beiden würde sicherlich verrückt. Ach, Gott im Himmel, es giebt so viele Mädchen! Die meisten können sich an jeden Mann gewöhnen, der nicht gerade wider-

wärtig ist. Sie interessieren sich für einen Mann in der Voraussicht einer angenehmen Versorgung. Und kaum sind sie verlobt und haben sich pflichtschuldigst ein wenig mit dem Bräutigam abgeküßt, so sind sie auch schon bis über die Ohren verliebt. Wer das könnte! Ich weiß, daß ich Linden einfach Teller oder Stühle — was ich bei der Hand hätte — an den Kopf werfen würde, wenn er mir mit seinen Küssen zur Last fallen wollte. Raten Sie mir unter diesen Umständen, ihn doch zu heiraten?"

Werner schwieg einen Moment; dann ihr voll in die Augen blickend: „Und hätten Sie sich entschließen können, Enzersdorff zu heiraten?" fragte er.

„Jedenfalls leichter als Linden," erwiderte sie rasch.

„Weil Ihr Ehrgeiz mehr Befriedigung fände in dieser Verbindung," entgegnete ihr Werner herb.

„Was wollen Sie? Der Ehrgeiz ist immerhin eine Zerstreuung! Im übrigen glaube ich aufrichtig, fällt es mir leichter, mir eine Heirat mit Enzersdorff vorzustellen, weil absolut keine Gefahr vorhanden ist, mich je ernstlich in dieser Hinsicht entscheiden zu müssen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Werner, „Enzersdorff spricht von Ihnen nicht anders als den Hut in der Hand. Wenn ein Mann eine Zurechtweisung verzeiht wie die, welche Sie ihm zu teil werden ließen, so läßt das auf allerlei Dinge schließen! Er hat sich in diesem Fall anständiger, nobler benommen, als ich je von ihm erwartet hätte." Er sagte das aus Gerechtigkeitsliebe, weil er sich verpflichtet fühlte, Lena die Wahrheit nicht vorzuenthalten. Im nächsten Augenblick ärgerte er sich über sich selbst. Zu was brauchte er diesen Gecken vor ihr in ein so gutes Licht zu stellen? Sein Ärger wuchs, als die junge Frau bemerkte:

„Das freut mich von Enzersdorff, ich hielt immer etwas von ihm."

„Sie zählen ihn nicht zu den banalen Luxusartikeln, die man überall um fünf Groschen haben kann?" fragte Werner, dem sich etwas auf die Brust gelegt hatte.

„Nein, entschieden nicht!" entgegnete Lena. „Er ist sehr klug, ist eine Persönlichkeit. Der Verkehr mit ihm ist für Damen schwer, weil er a priori schlecht von ihnen denkt und man ihm das erst abgewöhnen muß. Das ist schade, denn es plaudert sich mit wenigen Männern besser als mit ihm. Bei all seiner nüchternen Genußsucht hat er eine anständige Lebensauffassung."

„Mit einem Wort: er ist ein Mensch, der ein demütigender Liebhaber, aber ein guter Ehemann wäre," bemerkte Werner unruhig. „Sagten Sie das nicht einmal so beiläufig, Lena?"

Statt aller Antwort bemerkte sie mit etwas von ihrer alten bizarren Schroffheit: „Wenn Sie nicht noch eine vierte Tasse Thee trinken wollen — Sie haben bereits drei getrunken —, so können Sie mit mir einen Spaziergang durch die Villa machen."

Sie setzte einen großen Strohhut auf. Er folgte ihr hinaus.

Das Kasino lag hoch, die Gartenanlagen stuften sich langsam hinab gegen die Campagna zu.

Es gab einen wilderen Teil, einen Pinienwald mit breiten, sich hoch in den Lüften wiegenden schwarzgrünen Kronen an kupferfarbigen Stämmen und Ästen; eine Allee von immergrünen Steineichen, eine zweite von Cypressen, und zu Füßen der Cypressen ernste, verwitterte Hermen und graue Steinbänke; rechts und links weite Rasenplätze, wenige, sehr wenige in englischer Manier ängstlich glatt geschoren und gepflegt, die meisten mit von Blüten durchwuchertem, kniehohem Frühlingsgras bewachsen. Und mitten aus dem Gras hervor ragte da oder dort blütenweiß ein Strauch Magnolien oder weißer Azaleen, Schlingrosen und Glycinen waren überall, rankten sich in toller Verwirrung bis in die Äste der ernsten Steineichen und Pinien hinauf oder lagen müde von ihrem zu schweren Blütenreichtum den schwarzen Cypressen zu Füßen.

Und durch dieses Paradies wandelte er mit Lena. Sie ging immer einen halben Schritt voraus, er folgte ihr blindlings. Er konnte es nicht satt werden, den anmutigen Umriß ihrer Gestalt zu betrachten und sich an dem Ausdruck ihres blassen Gesichtchens zu erfreuen, wenn sie, sich über ihre Schultern nach ihm umsehend, ihm zurief: „Ist das schön!"

Er antwortete ihr nur mit den Augen.

„Und jetzt muß ich Ihnen noch mein Lieblingsplätzchen zeigen!“ sagte sie endlich.

Das Lieblingsplätzchen befand sich unweit des Kasinos an einer der höchsten Stellen des Gartens.

Im Halbkreis stand dort feucht, grauschwarz, moosdurchfressen eine Bank von Sandstein um eine Fontäne herum, in der Najaden und Tritonen mutwillig durcheinander silberne Wasserfanfaren in die Luft hinaufbliesen; das Wasser rauschte und brodelte von ihnen herab um ein paar Stufen tiefer in ein Bassin, dann wieder weiter; wo es sich schließlich hin verlief, sah man nicht.

Die Steinbank umragten alte Platanen mit silbernen Stämmen, um die sich Marschall-Niel- und dunkelrote Jacqueminot-Rosen in dem herausfordernden Verschwendungsübermut südlicher Vegetation emporrankten. Ein kleines Wäldchen von Orangenbäumen bildete den Hintergrund. Die Orangen blühten noch nicht.

Nur der Duft der Rosen mischte sich mit dem stechenden Geruch des Buchsbaumes, sowie dem Modergeruch, der allen römischen Gärten eigen ist.

„Das ist mein Lieblingsplätzchen!“ rief Lena, sich niedersetzend. „Wißt ihr, wo ich gerne weil' in der Abendkühle ...“

Wieder fragte er sich, ob sie verliebt sei und wie er das herausbekommen könnte; dann murmelte er:

„Besser, daß das Herz dir bricht
An dem Kuß der Rose,
Als du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebelose!“

Sie sah ihm lachend ins Gesicht. „War das eine Anspielung?“ fragte sie.

„Vielleicht,“ erwiderte er. „Ich kann nicht umhin, es schade zu finden, daß ... das Schönste, was es im Leben giebt, bei Ihnen ausgeblieben ist. Ich frage mich manchmal, ob Ihnen die Fähigkeit, zu lieben, fehlt?“

Sie schwieg einen Augenblick, dann murmelte sie leise: „Ich weiß es selber nicht. Manchmal denke ich, es mangelt mir an der Unbefangenheit, die man der Situation entgegenbringen muß, um sich darin wohl zu fühlen. Das Leben hat bereits zu sehr und zu vielfach an mir herum erzogen, mir die Augen zu weit aufgerissen. Ich — wie soll ich mich ausdrücken? — ich höre immer den Mephistopheles in den Büschen lachen, während Faust das Gretchen küßt.“

„Wie können Sie nur so etwas Häßliches sagen!“ warf er zornig hin. „Pfui, Lena!“

„Ich verstehe Ihre Entrüstung,“ sagte sie ruhig, „ich teile sie fast, aber — was wollen Sie? — es ist so! Bedenken Sie übrigens meinen ganzen Lebenslauf, meine Kindheit, an die ich mich deutlich erinnere, wenn ich mich auch nie entschließen kann, davon zu reden!“ Sie stockte und hielt sich die Hand über die Augen. Dann fuhr sie fort: „Und meine fürchterliche Jugend! Meine Großmutter lauerte auf jede zärtliche und natürliche Herzensregung wie ein Luchs, nur um sie nachträglich auf das abscheulichste, erniedrigendste beleuchten zu können. Mit diesem System richtete sie freilich nicht viel gegen mich aus. Sie stellte es zu plump an, reizte die Opposition in mir. Ja, durch ihr beständiges Losschlagen nach demselben Punkt weckte sie geradezu etwas, das sonst vielleicht noch lange gleichgültig geschlafen hätte. Damals in meiner gequälten unglücklichen Jugend flackerte das Feuer der Romantik so jäh auf in mir als bei irgend jemandem. Dann ... Nun, Sie wissen ja, wie's weiter kam. Meine Großmutter starb. Gräfin Lenzdorff schickte mich zu Freunden nach Paris, dort sollte ich mich im Klavierspielen vervollkommnen. Vermögen hatte ich fast keins, meine Großmutter hatte den größten Teil ihres Hab und Guts den Armen bereits bei ihren Lebzeiten gespendet. Ich lernte Graf Retz kennen. Was blieb mir übrig, als mich dankbar in die Versorgung fügen, die er mir anbot. Nun nahm er meine Erziehung in die Hand, und — seltsam — man kann nicht verschiedener sein, als meine Großmutter es war und der Kardinal. Sie war beschränkt, er ungewöhnlich geistvoll; sie war eine lebensunkundige Ascetin, er ein lebensübersättigter Epikuräer; beide begegneten einander in einem Punkt: in ihrer verächtlichen Auffassung desjenigen Gefühls, das vorläufig noch immer für das schönste Phänomen der Schöpfung gilt. Der gehässige Zorn meiner Großmutter gegen alle Gefühlsromantik hat, wie ich Ihnen bereits gestand, nur widerspenstige Sehnsucht in mir geweckt; die das

Unwesen der Leidenschaft tolerant duldenden, ja sich epikuräisch daran freuenden Witze des Kardinals haben einen tiefen und abstoßenden Eindruck auf mich gemacht. Und doch ... doch ... mögen die beiden alten Menschen gesagt haben, was sie wollen, unter Umständen —" Sie schwieg.

„Nun, unter Umständen?" murmelte er halblaut.

„Müßte es doch wunderschön sein!" stammelte sie sehr leise, tief aus der Brust heraus.

„Das sagen Sie?" fragte Werner, sich etwas vorbeugend. „Sie?"

Sie blickte ihn voll an; dann schwer sprechend wie aus einem Traum heraus: „Soll ich Ihnen etwas verraten?" murmelte sie.

„Ja, Lena."

„Nun dann: für vierzehn Tage Glück — Glück, wie ich's zu empfinden vermöchte, gäbe ich mein Leben hin!"

Ihm wurde sonderbar zu Mut; er wußte nicht, was zu erwidern auf diesen erstaunlichen, aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Plauderei so absonderlich herausragenden Ausspruch. „Wirklich?" stammelte er. „Sie wissen ja doch nicht, was Sie sagen!"

„Ich weiß, was ich sage," behauptete sie. „Ich wiederhole es Ihnen: für vierzehn Tage Glück gäbe ich mein Leben hin. Aber es müßte ein Glück sein nach meinem Herzen, aus dem Besten und Edelsten zusammengeschmiedet, was es auf Erden giebt!"

„So — und dafür wären Sie bereit, Ihr Leben hinzugeben?" sagte er halb scherzend, aber der Atem stockte ihm dabei.

„Mein Leben gewiß," murmelte sie. „Aber nie würde ich jemand anderem ein Härchen krümmen, um selber glücklich zu sein; das könnte ich nicht!"

Sie verstummte plötzlich.

„Alle Achtung vor Ihren Wünschen, Lena," sagte Werner und zog den Hut ab, „aber unter den Umständen werden Sie in ein paar Jahren ganz einfach doch noch Linden heiraten, oder so etwas Ähnliches, Vernünftiges begehen. Auf dem Präsentierteller moralischer Nächstenliebe bietet einem das Leben ein so intensives Glück, wie Sie es sich vorstellen, nicht. Man kann ebensowenig übermäßig glücklich sein, ohne einen Nebenmenschen zu kränken, als man übermäßig reich werden kann, ohne ein paar Menschen arm zu machen. Die echte Leidenschaft ist immer rücksichtslos wie das echte Genie, steuert auf ihr Ziel zu durch dick und dünn und kümmert sich einen blauen Kuckuck darum, ob sie in ihrem Lauf auf irgend einen empfindlichen Fuß tritt oder nicht. Sie sind nun einmal nicht geschaffen zur Leidenschaft!"

Er sagte es nicht, weil er es glaubte, aber weil er ihren Widerspruch erwecken, noch mehr Geständnisse herauslocken wollte aus ihr. Sein Versuch schlug fehl. Von einem Augenblick zum anderen war sie wieder Herrin geworden über sich.

Sie zuckte die Achseln. „Mag's dabei bleiben," sagte sie. „Es war nur so eine Anwandlung; man hat dergleichen manchmal im Frühling."

Von ferne schwirrten sechs Glockenschläge durch das betäubende, duftende Gift der Sciroccoluft.

Werner fing plötzlich an zu frösteln.

„Um Gottes willen nach Hause und schnell!" rief Lena erschreckend. Sie lief ihm voran dem Kasino zu wie ein flüchtendes Reh, so daß er beinahe springen mußte, um ihr zu folgen. Erst als sie das Kasino erreicht, hielt sie inne.

Anstatt in ihr Boudoir, in welchem sie Werner empfangen, führte sie ihn in einen kreisrunden, mit weißem Marmor bekleideten Raum, in welchem verschiedene Statuen zwischen weiß und rosa blühenden Oleanderbäumen standen. „Es ist nämlich gar nicht geheuer mit meinem Lieblingsplätzchen," teilte sie ihm, nach Atem ringend, mit. „Sobald die Schatten sich zu dehnen anfangen, wird's ungesund; später in der Jahreszeit soll's ein reiner Pestherd sein, besonders unter den Orangenbäumen daneben holt man sich den Tod. Um mich ist mir's ja nicht; ich wäre wenigstens ein für allemal der unangenehmen Notwendigkeit enthoben, Entschlüsse zu fassen in betreff Lindens" — sie lachte mutwillig und freudlos —; „aber um Sie mache ich mir Sorgen! Was würde denn Else anfangen, wenn Ihnen etwas zustieße? Haben Sie sich ein wenig erwärmt beim Laufen?"

„Gänzlich," versicherte er.

„Immerhin wollen wir noch nachhelfen," meinte sie. „Warten Sie einen Augenblick."

Sie verschwand in dem anstoßenden Ge-

mach, welches, wie Werner später erfuhr, der Speisesaal war, und kam wieder mit einer geschliffenen Karaffe, die einen gelben Liqueur enthielt, und zwei kleinen silbernen Bechern.

„So ... einen Tropfen Eukalypto müssen Sie trinken — geschwind!“ befahl sie, indem sie einen der silbernen Becher für ihn füllte. „Einen tüchtigen Schluck — noch eine Portion — da!“

„Und Sie selber trinken nicht, Lena?“ fragte er.

„Ich hatte vergessen; mein Leben ist sehr unwichtig. Übrigens, wenn Sie darauf bestehen —“ Sie leerte ihrerseits einen Becher. „Und nun sehen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Wo wohnen Sie? Im ‚Europe‘? Gut, lassen Sie sich sofort etwas Warmes geben und trinken Sie einen halben Liter Rotwein zu Ihrem Diner. Ich hätte Sie aufgefordert, bei mir zu speisen — Machen Sie kein so erstauntes Gesicht! Ich kann jeden auffordern, Adonis und Don Juan in einer Person, und so einen langweiligen deutschen Familienvater erst recht; ich habe einen garde-respect im Hause, eine Engländerin, das verkörperte Dekorum. Seit mir die Unannehmlichkeit mit Enzersdorff passiert ist, halte ich aufs Dekorum. Sie können morgen bei mir essen, wenn Sie wollen, heute muß ich Sie leider sofort hinauswerfen. Ich esse beim russischen Botschafter und habe wirklich nur gerade noch Zeit, Toilette zu machen. Apropos! Schleppen Sie zufällig Ihr Reitzeug mit?“

„Ja. Else hielt darauf, ich möge es mitnehmen,“ erwiderte er. „Else gehört zu den altmodischen Leuten, die finden, man weiß nicht, was vorkommen kann auf Reisen.“

„Else ist ein Schatz! Wenn's Ihnen Vergnügen macht, so finden Sie sich morgen um acht Uhr, bevor es heiß wird, hier ein, um mich abzuholen. Wir machen einen Galopp durch die Campagna. Der Reitknecht muß sich einen Mietgaul nehmen. Er kann sehen, wie er uns nachkommt. Und nun adieu! Ich muß fort. Finden Sie den Weg hinaus? Da ist Sulzer, der wird Sie eskortieren. Auf Wiedersehen morgen um acht!“

* * *

Wenn Werner den Rest des Tages wie auf Wolken schwebte und in angenehmer Erwartung des kommenden Morgens kaum mehr die Nacht erwarten konnte, die ihn von dem Morgen trennte, so blieb Lena im Gegenteil von dem Beisammensein mit ihm ein mißmutiges, fast unheimliches Gefühl zurück.

Sie warf es sich vor, Dinge gesagt zu haben, die besser ungesprochen geblieben wären, Gefühlsregungen verraten zu haben, die sie besser gethan hätte, für sich zu behalten. Es war ja noch obendrein alles nicht wahr; oder wenn es wahr war, so war es zwei Minuten lang wahr und in der dritten wieder nicht. In ihrer Seele war momentan alles wirr, einmal so und ein andermal so. Vergeblich hatte sie, seit sie von Berlin entfernt war, ihr eigentliches Ich zu finden gesucht; wie sie sich auch abquälte, sie konnte nicht schlüssig werden darüber, welches denn die eigentliche endgültige Lena war: diejenige, welche sich so dringend nach heißem Empfinden sehnte und bereit gewesen wäre, eine noch so kurze, aber intensive Glücksfrist mit dem Tode zu bezahlen, oder diejenige, welche über die anderen lachte. Welche wird siegen? Wenn sie es gewußt hätte!

— — — — — — — — — — — — —

Momentan hatte die nüchterne Lena gesiegt. Infolgedessen genoß Werner das Vergnügen nicht, welches er sich von seinem Ritt mit ihr durch die Campagna versprochen.

Sie gönnte ihm nicht nur kein besonders herzliches Wort, sondern schnitt ihm, als er sich eine kleine Überschwenglichkeit in seinen Ausdrücken zu schulden kommen ließ, fast unangenehm schroff die Rede ab. Sie war wie ausgewechselt und zog ihre Einladung zu Tisch unter irgend einem Vorwande zurück.

Den Tag darauf hatte sie keine Zeit für ihn; er verbrachte denselben damit, Lohndiener von sich abzuwehren und Merkwürdigkeiten anzusehen. Noch um einen Tag später lud sie ihn zu einem polyglotten Frühstück, bei dem sie ihn zwischen zwei fremde Engländerinnen setzte, während sie selber sich von einem französischen Litteraten anschwärmen ließ, der gerade in Rom als Löwe gefeiert wurde.

Tief verstimmt empfahl er sich auf französisch, ohne einen Versuch gemacht zu haben, sich von ihr persönlich zu verabschieden.

Zwei Tage vergingen. Er erwartete, daß sie ihm schreiben, ihn durch ein Billet auffordern werde, wie es anfänglich geplant war, am Sonnabend den Besuch mit ihr in der Villa Borghese zu machen. Der Sonnabend kam, aber kein Lebenszeichen von Lena. Er fuhr allein in die Villa Borghese, in der Hoffnung, sie zu treffen, stieg aus, besah sich das Kasino mit seinen weltbekannten Kunstschätzen, besah sich den tanzenden Faun, der in ausgelassener Trunkenheit die Arme in die Luft streckt, bewunderte den müden Ernst der schlafenden Gestalt mit dem Büschel Mohnblüten in der Hand, die verzückte Verzweiflung der Daphne, der die Lorbeerzweige aus der Brust wachsen, sah die epikuräische Eleganz und Anmut der berühmten Pauline Borghese von Canova, um die es wie gewöhnlich von allerhand sich in Rom herumtreibenden deutschen Gouvernanten wimmelte, die mit einer Art angenehm prickelndem Grauen in ihrer aufgesträubten Prüderie diese Apotheose einer Fumoirdekoration bestaunten, sah alles und merkte sich nichts. Lena war nicht da. Er verließ das Kasino, um sie draußen zu suchen.

Da im Schatten der gelbblühenden Lorbeerbäume, mitten auf dem sehr abstrapazierten Rasenplatz vor dem Kasino, erblickte er nicht Lena, aber ihre englische Gesellschafterin Miß Sinclair, vor einer Staffelei sitzend, sehr vertieft in das Abmalen der einen Fontäne, die ihre flimmernden Wasserstrahlen zum Himmel hinauspritzte und ruhig wieder auffing.

Unwillkürlich gedachte er beim Anblick dieses himmelanstrebenden, immer wieder vernünftig in das Becken zurücksinkenden Geflimmers an sein Gespräch mit Lena neben dem Zierbrunnen unter den Platanen.

Bei ihr sank auch alle himmelanstrebende Überspanntheit immer wieder ruhig in sich zusammen, kehrte in das Becken wohlanständiger, vernünftiger, bequemer Lebensauffassung zurück.

Sie war nicht fähig, die Leidenschaft zu empfinden, war einfach eine durchaus kalte, nüchterne Natur, nur freilich mit einer sehr lebhaften poetischen Einbildungskraft ausgestattet, die sie mitunter zu schwungvollen Gefühlsphantasien veranlaßte, aber stets im Kopfe stecken blieb, ihr Herz nie berührte.

So unzufrieden er momentan mit ihr war, vermochte er es dennoch nicht, seine Gedanken auch nur einen Augenblick von ihr loszureißen. Er trat höflich auf Miß Sinclair zu, betrachtete mit Interesse (?) ihr Aquarell und erkundigte sich so ungefähr nach der Gräfin.

Er erfuhr, daß Lena bei der Marchesa Saldini gefrühstückt habe, „a regular swell breakfast," erzählte die Sinclair, das zu Ehren einer inkognito durchreisenden Fürstlichkeit arrangiert worden sei. „And she did look so handsome in einem weißen Kleid und mit ihrem Kapotthütchen, das mit frischen Orchideen und Brillantnadeln besteckt war. Der Hut kommt gewiß in die Zeitung," seufzte Miß Sinclair.

Werner biß sich in die Lippen. Tief verstimmt verabschiedete er sich von Miß Sinclair, verließ die Villa Borghese und wies den Kutscher an, über die Piazza del Popolo, dann die Via Flamminiana entlang nach dem Ponte Molle zu fahren. Hinter dem Ponte Molle ließ er den Wagen in einer kleinen Osteria zu Füßen der berühmten Villa Madama halten. Er stieg zu der Villa Madama hinauf, besah sich die wundersamen, zeitverwischten Fresken des alten Palastes, ohne mehr Eindruck davon zu behalten als von den Statuen im Kasino der Villa Borghese, und stieg dann wieder zu der Osteria herab, um die herum sich neben sehr viel einheimischem Publikum niederer Kategorie ein paar ausländische Touristen aus den höchsten Gesellschaftssphären gruppiert hatten, offenbar in dem löblichen Wunsch, ein wenig italienische Lokalfarbe zu studieren.

Die Lokalfarbe gipfelte in einem paar sehr schmutziger, glatzköpfiger Kapuziner, die, an einem Tisch hockend, roten Landwein tranken, und in einer in einen Schleier malerisch drapierten Sängerin, die Romanzen von Tosti sang, während sie ein Jüngling mit großkarrierten Beinkleidern und üppigem Haarwuchs auf einem Pianino begleitete, das den Eindruck machte, als ob es seine an Abenteuern und Strapazen reiche Existenz in der freien Luft nicht recht vertrüge und davon brustkrank geworden wäre.

Die Sängerin krähte „vorrei morir" und machte glutige Augen dazu. Sie mochte einmal schön gewesen sein und hatte, wenn

auch längst keine Stimme mehr, noch immer einen guten Vortrag.

Ihr mittelmäßiger, aber empfindsamer, die Nerven stark aufreizender Gesang machte Werner Vergnügen oder quälte ihn wenigstens in einer ihm momentan zusagenden Art. Er warf ihr eine Münze zu, worauf er sich an einen der steifbeinigen, rechtwinkeligen Tische setzte und sich einen halben Liter Chianti geben ließ.

Er war sehr durstig und trank die ganze Flasche in weniger als fünf Minuten aus. Mochte es der drückenden Beschaffenheit der Atmosphäre beizumessen sein oder einfach dem Umstand, daß er letzterer Zeit im Weintrinken etwas aus der Übung gekommen war; jedenfalls stieg ihm der Chianti zu Kopf.

Seine mutlose Verstimmung wich von einem Augenblick zum anderen dem Wunsch, irgend einen tollen Streich auszuführen. Er ließ sich noch eine Flasche bringen; zugleich fing er an, träge die Blicke einer sehr hübschen, rothaarigen Italienerin aufzufangen, die mit einer älteren Freundin an dem Tisch zwischen ihm und den Mönchen saß. Sie machte sehr wenig Hehl daraus, daß er ihr wohl gefiel. Schon war er im Begriff, seinen Stuhl nach ihrer Seite hinzurücken, als eine Stimme, die ihm bekannt vorkam, in seiner nächsten Nähe den Namen Gräfin Retz aussprach.

Augenblicklich wendete Werner sich um. Hinter ihm mit zwei Herren, welche Werner als Mitglieder der deutschen Botschaft erkannte, erblickte er den Fürsten Orbanoff.

Er grüßte, jedoch ohne sich vom Platze zu rühren, zugleich aber hatte er jegliche Lust verloren, mit der schönen Römerin anzubinden. Gespannt lauschte er dem, was an dem Tische neben ihm verhandelt wurde.

Einer der deutschen Diplomaten sagte: „Interessant, aber unheimlich."

Der zweite meinte: „Sie ist momentan sehr bei Schönheit; möchte wissen, was sie im Schilde führt. Ich halte sie für sehr ehrgeizig. Es würde mich nicht wundern, wenn ich heute oder morgen in der Zeitung läse, sie habe sich mit einem russischen Großfürsten verlobt."

„Solche Frauen sind unberechenbar," sagte der erste. „Ebensowenig würde mich's wundern, wenn ich hörte, daß sie wie ihre Mutter plötzlich mit einem Sprachlehrer vom Schauplatz verschwunden sei."

„Wird sich hüten," warf Orbanoff ein, „sie hat's hinter den Ohren; man heiratet nicht umsonst einen Greis mit einer halben Million Einkommen!"

„Wie ich höre, soll übrigens der alte Retz sie einfach geheiratet haben, um wie ein Vater für sie sorgen zu können," meinte einer der Deutschen.

„Elle est bonne celle la," meckerte Orbanoff; „man muß Retz gekannt haben, um so etwas zu glauben. Ihre Geschichte ist zum Totlachen. Na, nächstens wird man von mir zu glauben verlangen, Enzersdorff sei von Paris nach Berlin der hübschen Gräfin nachgereist, um wie ein Bruder für sie sorgen zu dürfen." Er lachte laut über seinen Witz.

„Enzersdorff? Ist etwas los mit Enzersdorff?" fragte einer der Herren.

„Ein altes Verhältnis, existierte bereits zu Lebzeiten ihres Mannes," versichert Orbanoff. „Sie werden ihn nächstens hier auftauchen sehen."

Werner stand auf. Den Hut lüftend, trat er auf die Herren zu. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche," begann er, „aber der Fürst Orbanoff sprach etwas laut und ließ Worte fallen, die mich unangenehm berührten, die ich ihn dringend auffordern möchte zurückzunehmen."

„Welche Worte?" fuhr Orbanoff heftig auf.

„Die schmählichen, verleumdenden Worte, welche Sie soeben über Gräfin Retz zu äußern wagten," sagte Werner mit halblauter, heiserer, zischender Stimme. „Wollen Sie die Freundlichkeit haben, diese Worte sofort zurückzunehmen?"

„Fällt mir gar nicht ein!" brauste der Fürst auf.

„Dann muß ich Sie dringend um Ihre Adresse ersuchen," sagte Werner, „da mir dies hier nicht der Ort scheint, über diese Angelegenheit weiter zu verhandeln."

Der Fürst reichte ihm seine Karte. Ihm war es im Leben noch nie darum zu thun gewesen, einem Duell auszuweichen.

* * *

Im Hotel d'Europe, in einem großen, niedrigen Zimmer im Mezzanin, mit der

Aussicht auf den Spanischen Platz, liegt Werner von Schlitzing.

Im ganzen ist das Duell glimpflich für ihn verlaufen, glimpflicher, als bei einem Duell mit Orbanoff zu erwarten stand.

Nur eine ungefährliche, aber sehr schmerzliche Stichwunde in der Schulter hat er davongetragen.

Aber schließlich zu den größten Annehmlichkeiten gehört es gerade nicht, in einer fremden Stadt, in einem Gasthaus, jeder vernünftigen und bequemen Bewegung unfähig, mit auf der Brust festgebundenem rechtem Arm, im Bett liegen zu müssen bei einer Temperatur von 24 Grad Réaumur im Schatten.

War denn die ganze Aufregung der Mühe wert? fragt er sich ernüchtert. Hätte er nicht besser daran gethan, dem Fürsten einfach seine irrige Meinung von Lena auszureden? Und dann auch: was im Grunde geht ihn Lena an?

Er kann es gar nicht mehr erwarten, bis er wiederum so weit zusammengeleimt sein wird, um seine Reise nach Hause antreten zu dürfen. Was gäbe er nicht darum, Else neben sich zu haben!

Die ersten achtundvierzig Stunden hat ihn eine barmherzige Schwester gepflegt, eine sanfte, gutmütige Person mit kurzsichtigen Augen in einem aufgedunsenen, etwas fettglänzenden Gesicht. Sie hat ihn zur Verzweiflung gebracht: erstens durch ihre nach Phenol und Begräbnis riechenden heißen schwarzen Wollkleider und dann durch das Geklapper ihres Rosenkranzes, den sie, wenn er ihre Dienste nicht gerade in Anspruch nahm, Tag und Nacht betend, durch ihre Finger gleiten ließ.

Er hat sie abgeschafft, sobald er sie hat irgendwie entbehren können. Seitdem behilft er sich ohne specielle Pflege mit der elektrischen Schelle und dem Stubenmädchen.

Er genießt große Protektion bei dem Stubenmädchen. Sie hat ihm heute einen Krug mit dunkelroten Rosen auf seinen Nachttisch gestellt.

Sein Arzt, ein sehr angenehmer, noch junger Mann, ein Österreicher, hat ihn im Laufe des Vormittags besucht und eine halbe Stunde mit ihm geplaudert, ihm im übrigen auf seine drängenden Fragen mitgeteilt, daß er in drei bis vier Tagen reisefähig sein dürfte, falls er die richtige Schonung beobachtet. Darauf hin hat er sich zurückgezogen.

Eine alte Engländerin, die von Werners bedauerungswertem und verlassenem Zustande gehört hat, schickt ihm einen ganzen Haufen Bücher stark religiösen Inhalts auf sein Zimmer.

Um ein Uhr bringt ihm das Stubenmädchen eine Tasse Bouillon und ein Weißbrot. Er ißt mühsam mit der linken Hand, ohne sich bewegen zu können. Das Stubenmädchen trägt ihm an, ihn zu füttern.

Jetzt ist er wieder allein. Die Nachmittagsschwüle brütet über Rom; man hört das Rollen der Wagen draußen; es klingt schwächer als gewöhnlich. Rom wird leer. Öfter als sonst hört man das Schwirren der Glocken; die dicht nebeneinander hinmarschierenden Schritte einer Begräbnisprozession; dann bringt jedesmal ein Geruch von Weihrauch und brennenden Wachskerzen durch das geöffnete Fenster zu Werner hinauf.

Das Fieber ist eingezogen in Rom, die Perniciosa. Der junge österreichische Doktor hat es Werner mitgeteilt und ihm geraten, sich infolgedessen mit seiner Rekonvalescenz zu beeilen, damit er fort könne.

Was kümmerte Werner das Fieber! Ihn kümmerte nur das eine: „Wenn sie auch“ — und das hoffte er aufrichtig — „nicht weiß, durch welchen Blödsinn ich bettlägerig geworden bin, so muß sie doch erfahren haben, daß ich krank bin,“ sagte er sich, „und sie hat nicht einmal, nicht ein einziges Mal fragen lassen, wie mir's geht!“

Geschwächt, wie er ist, hat er Mühe, die Thränen zurückzudrängen. Matt von der Hitze und von dreitägigem Liegen schläft er endlich ein. Mit einemmal fährt er zusammen; hat er nicht ein weibliches Gewand vor seiner Thür rauschen und knistern gehört? Jetzt — ein leises Klopfen. Er hält den Atem an, die Thür öffnet sich.

Ehe er sich's versieht, steht eine verschleierte Frauengestalt neben seinem Bett. Sie wirft den Schleier zurück; es ist Ilka Orbanoff.

„Darf ich bleiben? Darf ich einen Augenblick bleiben?“ ruft sie.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich meiner ein wenig annehmen. Ich bin, wie Sie sehen, marode und langweile mich,“

sagt Werner verdrießlich, mit der Verdrießlichkeit, die einer jähen Enttäuschung entspringt.

„O, wie hart Sie sind! Ich setze mein Leben aufs Spiel, um mir den Weg zu Ihnen zu bahnen, und Sie haben kein freundliches Wort für mich!“ ruft sie vorwurfsvoll.

„Nun, wenn Sie wirklich Ihr Leben aufs Spiel setzen mußten, um hierher zu kommen —“ begann er trocken.

„Was liegt mir an meinem Leben, wenn das Ihre in Gefahr schwebt!“ stöhnt sie.

„Ich glaube nicht, daß mein Leben in Gefahr schwebt,“ erwidert er ihr ungeduldig, „darüber kann ich Sie vollständig beruhigen!“

„Aber es hat in Gefahr geschwebt!“ fährt sie fort, sich aufzuregen. „Und zu denken, daß derjenige, welcher bei einem Haar Ihr Mörder gewesen wäre, mein Gatte ist!“

Bei diesen Worten heftet Werner die Augen mit einem starren, durchdringenden Blick auf sie. „Woher wissen Sie denn eigentlich ...?“ spricht er rasch. „Orbanoff kann Ihnen doch nicht gesagt haben ...?“

„Er hat nichts gesagt, Ihre Heldenthat steht ja in der ‚Italie‘, alles haarklein; da haben Sie.“ Sie schlug das Blatt einer in französischer Sprache in Rom erscheinenden Zeitung auseinander und las: „Duell in der großen Welt. Gestern hat etwas abseits von den Caracallathermen ein Duell stattgefunden zwischen dem russischen Fürsten O. und einem Preußen, Herrn von S. Die vorgebliche Veranlassung zu dem Duell war eine schroffe Meinungsverschiedenheit in Sachen der Politik, die thatsächliche Ursache war ein wegwerfendes Wort, welches Fürst O. über die Gräfin L. R., eine der Löwinnen der römischen Spätsaison, zu äußern wagte. Herr von S. ergriff sofort für die in Rede stehende Dame Partei. Er büßt für seine Quixotische Ritterlichkeit dadurch, daß er jetzt mit einem Stich in der Schulter und heftigem Wundfieber im Hotel d'Europe auf seinen Lorbeeren ausruht.“

Das Blatt entgleitet seiner Hand. „Wann ist das erschienen?“ fragt er heiser.

„Vor zwei Tagen. Aber wie blaß Sie geworden sind, wie elend Sie aussehen!“ ruft sie, sich über ihn beugend, aus. Sie zieht ein Riechfläschchen aus der Tasche und hält es ihm entgegen. Er wehrt ihr mit seiner linken Hand. Was kann ihm das bißchen mit Lavendelwasser getaufte englische Riechsalz nützen!

Vor zwei Tagen! wiederholt er in Gedanken. Seit zwei Tagen weiß es die ganze Stadt. Seit zwei Tagen muß sie es wissen!

Indessen fährt die Kroatin fort: „Sie können sich's nicht vorstellen, was ich um Sie gelitten habe im Laufe dieser zwei Tage! Ich war außer mir, buchstäblich außer mir! Ich schlief nicht, ich aß nicht — und sich nicht einen Augenblick frei machen können, um zu Ihnen zu stürzen! Mein Mann ist ein Argus, ein wahrer Argus! Dazu ist er momentan ganz besonders schlechter Laune. Irgend jemand — ich weiß nicht wer; er behauptet, es sei ein geheimer Agent des Conte Capriani — habe ihm die Betstühle vor der Nase weggekauft um einen total unerschwinglichen Preis. Seitdem ist es nicht auszuhalten mit ihm. Heute ist er fort nach Orvieto; irgend ein Lohndiener hat einen venetianischen Glaslüster dort für ihn entdeckt. Ich habe den Lohndiener bestochen. Er wollte mich mitschleppen; ich schützte im letzten Moment Migräne vor und legte mich zu Bett. Mit dem Zwei-Uhr-Zug ist er fort! Ich stürze aus dem Bett, und hier bin ich! Wenn mich jemand hier findet! Mein Leben, meine Stellung — alles steht auf dem Spiel! Ich opfere alles für einen freundlichen Blick von Ihnen, und Sie empfangen mich so! O Werner, Werner, warum sind Sie so kalt, so abweisend! Was hat Sie denn so verändert? Eine fürchterliche Intrigue ist gegen mich im Spiel! — Sonst waren Sie anders!“

Sie rang die Hände, ihre leidenschaftliche Erregung kleidete sie gut. Er wurde weich. „Ich will mich bessern, Ilka,“ murmelte er, „reichen Sie mir die Hand.“ Er küßte ihre Hand, dann sagte er bitter: „Wir wollen Freundschaft schließen; ich war oft ungerecht gegen Sie, ich seh es ein; es soll aufhören. Sie haben etwas, was andere Frauen nicht haben: ein warmes Herz! Sie können sich opfern, Sie können sich vergessen ...“

„O, Sie Einziger, Göttlicher unter den Menschen! Ich möchte meine Begeisterung in die vier Winde streuen,“ rief die Kroatin,

„ich —“ Plötzlich starben ihr die Worte auf den Lippen. „Haben Sie nichts gehört — draußen? Ich bin verloren! Ich habe vergessen die Thür zu schließen!“

Sie wollte sich auf die Thür stürzen, um den Schlüssel umzudrehen. Er verhinderte sie daran. Auch er hatte draußen eine Stimme gehört, eine weiche, flehende Stimme, die zu jemandem — offenbar einem Kellner — sagte: „Bringen Sie dem kranken Herrn die Karte — gleich!“

Das war Lenas Stimme. Er hielt die Kroatin mit der linken Hand am Armgelenk zurück. Ein harter wegwerfender Zug trat auf sein Gesicht. „Lassen Sie die Thür, wie sie ist,“ rief er, „und wenn Sie sich wirklich fürchten, bei einem armen Krüppel wie ich überrascht zu werden, so entfernen Sie sich durch die Thür dort, sie führt über die Hintertreppe! Adieu!“

Einen Augenblick hatte er Angst, sie würde bleiben. Sie schwankte; man hörte die Thürklinke winseln; sie war verschwunden.

Der alte Cammeriere, welcher mit der aufmerksamen Rücksicht und sammetpfötigen Geräuschlosigkeit eines Dieners aus gutem Hause an Werners Bett trat, präsentierte ihm eine Karte. In Lenas Schrift, hastig hingekritzelt, stand unter ihrem ausgestrichenen gedruckten Namen:

„Erfahre soeben von Ihrem Mißgeschick. Darf ich Sie sehen? Lena.“

Eine Minute später stand sie vor ihm.

Sie war totenblaß und hatte verweinte Augen; sie trug ihren gewöhnlichen Gartenhut, in dem sie sich sonst nie außer dem Bereich ihres Parkes zu zeigen pflegte, und ein duftiges Hauskleid, das ebenfalls nicht für die Straße gemacht zu sein schien. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, und da er ihr nur eine reichen konnte, umfaßte sie diese eine mit ihren zweien. „Werner!“ stieß sie heraus. Weiter kam sie nicht, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie schluchzte.

Er sah zu ihr empor, verzückt, außer sich, wie plötzlich in eine andere Welt versetzt. „Lena, ich traue meinen Augen kaum! Sind Sie's wirklich?“

Unter anderen Umständen hätte sein Erstaunen sie beschämen, sie verscheuchen können. Aber die Schicklichkeitsfrage war momentan ihrem Verständnis entrückt. Nur die Besorgnis um ihn existierte noch und das Bewußtsein, daß er sein Leben in die Schanze geschlagen habe für sie und daß drei Tage verflossen waren seither und sie ihm noch nicht gedankt hatte.

„Was müssen Sie von mir denken!“ rief sie; dann auf die Zeitung deutend, welche die Orbanoff auf seinem Bette hatte liegen lassen: „Ganz Rom spricht seit zwei Tagen davon! Ich wußte von nichts bis heute!“

„Sie begreifen, daß mir darum zu thun war, daß Sie nie davon erfahren möchten!“ rief er. „Es war eine jähzornige Taktlosigkeit meinerseits, und ich habe alle Ursache, mich vor Ihnen deshalb zu entschuldigen.“

„Eine jähzornige Taktlosigkeit!“ murmelte sie, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte. „Das sind solche Worte! Es war ja doch wunderschön von Ihnen, wenn's auch vielleicht eine Übereilung war und wenn's mich ins Gerede gebracht hat. Ach, Werner! Erst war ich einfach entsetzt, erschrocken bis in den Tod, dann ... dann im Innersten des Herzens freute ich mich, bis zu Thränen freute ich mich darüber, daß es in dieser traurigen Welt, in der ich so ganz einsam und verlassen auf meinem Posten stehe, doch einen Menschen giebt, der es der Mühe wert hielt, sein Leben in die Schanze zu schlagen für mich! Das war endlich wieder der Ritter Georg, der mich damals herausgezogen hatte aus dem Rhein und den ich später nie mehr habe finden können in Ihnen! Jetzt weiß ich's, daß Sie und er doch noch immer dieselben sind!“

Er zog ihre Hand an seine Lippen, ein-, zweimal, sie ließ es gerührt geschehen; dann setzte sie sich in einen Lehnstuhl neben sein Bett und fragte ihn: „Und nun muß ich noch allerhand wissen. Kann ich nichts für Sie thun? Sind Sie gut verpflegt? Wollen Sie meinen Diener haben? Sind Sie mit der Kost zufrieden? Soll ich Ihnen etwas zu essen schicken?“

Er lächelte. „Man ist sehr gut gegen mich hier; ich genieße große Protektion bei der Cameriera. Da sehen Sie.“ Er deutete auf die Rosen neben seinem Bett. „Im übrigen brauche ich nichts, außer ein wenig Bouillon kann ich noch nichts genießen. Ich fühlte mich ein wenig verlassen, das war alles.“

„Sie wunderten sich, daß ich nichts von mir hören ließ?“ meinte sie kleinlaut.

„Nun ja; ganz abgesehen von dieser blödsinnigen Geschichte, von der ich aufrichtig hoffte, dieselbe würde nicht in die Öffentlichkeit dringen (die Zeitung erhielt ich erst heute), wunderte ich mich, Lena, daß Sie, mich in Rom wissend, so viel Zeit verstreichen ließen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.“

„Was wollen Sie?“ Sie runzelte ein wenig die Stirn. „Ich hatte Sie anspruchsvoll gefunden; ich ärgerte mich darüber, daß Sie neulich von meinem Lunch davongelaufen waren, ohne sich bei mir zu verabschieden, nur weil ich mich nicht besonders viel mit Ihnen hatte beschäftigen können oder wollen — meinetwegen. Mit so einem guten Freund soll ich doch nicht immer großes Wesen machen müssen. Ich war wütend auf Sie; dazu hatte ich zufällig gerade noch schrecklich viel anderes zu thun, als mich um Sie zu kümmern. Heute war ich gerade besonders wütend auf Ihren kindischen Trotz. Ich saß, nichts Böses ahnend, in dem weißen Kuppelsaal — dort ist's noch am kühlsten —, da bringt mir Sulzer die ‚Italie‘ unter Kreuzband, in verstellter Handschrift adressiert. Ich ahne etwas Unangenehmes, reiße das Blatt auf, und da stand's — das, was Sie wissen. Ich gerate außer mir, klingle wie toll, lasse einspannen; so, wie ich war, bin ich gekommen; da sehen Sie — in Hausschuhen.“ Sie zeigt ihm unter dem Rand ihres Kleides die äußerste Spitze eines goldgestickten roten Pantöffelchens. „Nun, Gott sei Dank, geht's Ihnen besser, als ich fürchtete; bereits unten der Portier sagte mir, es ginge besser, der Arzt sei zufrieden. Ich war halb tot vor Angst. Die arme Else! Hat jemand statt Ihnen an sie geschrieben?“

„Nein. Wer sollte für mich geschrieben haben! Außer der Nonne, die mich die ersten Tage versorgte, und dem Arzt habe ich ja niemanden gesehen als das Stubenmädchen und den Kellner.“

„Nun, da wollen wir das sofort besorgen!“ rief Lena, indem sie ihre langen Handschuhe abstreifte und sich an den unbequemen, kleinwinzigen Schreibtisch setzte, über den das Schlafzimmer verfügte. „Diktieren Sie mir, oder soll ich aus meinem eigenen Kopf schreiben?“

„Schreiben Sie nur aus Ihrem eigenen Kopf, Lena, das wird viel besser ausfallen, als wenn ich mich hineinmischen würde.“

„Wie wär's, wenn ich Else aufforderte, nach Rom zu kommen, Sie gesund zu pflegen!“ meinte Lena plötzlich. „Dann nähme ich Sie beide zu mir. Es wäre reizend!“

Das Blut stieg ihm in die Wange. „Nein, nein, Lena!“ rief er rasch, „es wäre einfach thöricht, Else herzucitieren! In drei Tagen bin ich völlig hergestellt, dann reise ich baldigst nach Hause. Else stürbe unterwegs vor Angst, wenn wir sie herberiefen.“

„Das hat etwas für sich,“ meinte Lena nachdenklich. „Unter den Umständen wollen wir ihr natürlich die Ursache Ihrer Verwundung vorläufig verschweigen. Nur, daß Sie den rechten Arm nicht bewegen können, wollen wir Sie wissen lassen — ja? Arme Else!“ Damit beugte sich Lena über das Papier.

Sie schrieb rasch. Die Rouleaux waren heruntergelassen, ein paar Lichtfünkchen tanzten auf dem Boden, im übrigen war alles dämmerig grau. Fünf Minuten, sechs Minuten, acht Minuten.

Jetzt hob sie den Kopf, klatschte den Brief energisch auf dem Löschblatt ab und trat auf Werner zu, den Brief, einen Bleistift und seine mit einem festen Deckel versehene Reisemappe in den Händen. „So, jetzt setzen Sie mit Ihrer verehrten Linken einen Gruß und Ihre Unterschrift hierher, ich habe Ihnen ein Plätzchen frei gelassen.“ Sie legte die Mappe vor ihn hin.

Plötzlich fühlte sie einen harten Gegenstand unter ihren Füßen. Sie bückte sich. Ein Armband war's, ein schmaler Goldreifen mit einem großen Saphir zwischen zwei Brillanten geschmückt. Lenas Mundwinkel senkten sich. „Da hat jemand bei Ihnen etwas verloren,“ bemerkte sie trocken. „Wer war es nur? der Kellner, die Cameriera, die Nonne oder der Arzt?“

Werner wollte unter die Erde sinken. Am liebsten hätte er die Wahrheit gesagt. Aber in gewissen Fällen gehört die Lüge zum guten Ton. „Das Armband muß die alte Engländerin bei mir gelassen haben, die mich mit dieser kurzweiligen Lektüre versehen hat,“

meinte er und deutete auf den Stoß religiöser Litteratur neben dem Krug mit den Rosen auf seinem Nachttisch.

„Die hatte ich vergessen —“

Im selben Augenblick klopfte es an die Thür. „Herein!“ rief Werner.

Lena wandte unbefangen den Kopf. Der Kellner brachte eine Visitenkarte: der Herr lasse fragen, ob er Eccellenza sprechen könne?

„Prinz Enzersdorff!“ las Werner.

„Der in Rom? Ich hatte keine Ahnung!“ meinte Lena. Mit einemmal merkte sie, daß sich eine gewisse Verlegenheit Werners bemächtigt hatte. „Lassen Sie ihn augenblicklich heraufbitten!“ sagte sie zu ihm; ihr Ton war schroff, ihre Augen blitzten. Als sich der Kellner entfernt, bemerkte sie sehr trocken: „Wissen Sie, wie Sie gerade aussehen, Werner? Als ob Sie Angst hätten, der Prinz könne meine Anwesenheit bei Ihnen mißdeuten.“ Ihre Wangen waren rot vor Zorn. „Ich habe mich noch nie wegen irgend etwas zu schämen gebraucht im Leben, und habe noch nie etwas gethan, daß ich's nicht der ganzen Welt ins Gesicht geschrien hätte nachher.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der Prinz eintrat. Er fuhr zusammen bei ihrem Anblick. Als sie ihn jedoch hochmütig, fast ein wenig wegwerfend frug: „Sind Sie etwa erstaunt, mich hier zu finden?“ erwiderte er schlagfertig und sich tief verbeugend: „Nur angenehm überrascht,“ worauf er hinzusetzte: „Das einzige Überraschende ist übrigens das Zusammentreffen unserer beiden Besuche bei diesem interessanten Patienten. Daß Sie nach dem, was die Zeitungen ausgeplaudert hatten, in eigener Person kommen würden, sich nach dem Zustande eines guten Freundes zu erkundigen, ist sehr natürlich, das hat er um Sie verdient!“

„Finden Sie?“ fragte Lena fast gerührt.

„Ja, das finde ich,“ versicherte der Prinz, und leise setzte er hinzu: „Ich hätte viel darum gegeben, an seiner Stelle zu sein!“

Lena that, als höre sie nicht.

Werner, welcher indessen dem Prinzen seine linke Hand gereicht, fragte ihn nun: „Und was führt Sie denn eigentlich her, Prinz? Bloß die Nächstenliebe, oder haben Sie noch einen Nebengrund?“

„Den habe ich allerdings; ich bin im Auftrage Orbanoffs gekommen,“ erwiderte ihm der Prinz. Er sah sich nach Lena um.

„O, vor mir können Sie reden,“ erwiderte diese, „ich mache mir auch nicht so viel daraus, was Orbanoff von mir denkt!“ Sie zeigte auf den Nagel ihres kleinen Fingers.

„Das thut mir leid,“ erwiderte der Prinz, „er denkt zufälligerweise momentan sehr gut von Ihnen.“

„So! Sollten Sie etwa seine Ansichten über mich richtig gestellt haben?“

„Ich habe mit der Verehrung, welche ich für Sie hege, nicht hinter dem Berge gehalten,“ erwiderte Enzersdorff.

Sie entgegnete nichts, aber sie fragte statt dessen Werner: „Sind Sie endlich fertig mit dem Gruß an Ihre Frau? Haben Sie gelesen, was ich ihr geschrieben habe? Ist's Ihnen recht oder haben Sie noch irgend einen Wunsch? Nein? Dann geben Sie her; wir wollen sehen, daß der Brief sofort auf die Post kommt. Adieu! Wollen Sie etwas für mich thun?“ wendete sie sich an den Prinzen.

„Gräfin!“

„Nun, so nehmen Sie sich dieses armen Märtyrers ein wenig an. Es ist langweilig, so in der Fremde dazuliegen.“

„Ich will thun, was ich kann, Gräfin; ich wollte nur, Sie hätten mir eine schwerere Aufgabe gestellt,“ sagte der Prinz; dann bittend setzte er hinzu: „Und darf ich Ihnen persönlich Nachricht bringen von dem Befinden Ihres Schützlings?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ja. — Adieu, Werner!“ Ein kurzer Händedruck, ein Lächeln, das mutwillige Lächeln bei schwermütigen Augen, das er so gut kannte, dann war sie fort.

„Eine eigentümliche Frau!“ meinte der Prinz, ihr nachsehend. „Mir hat noch keine so viel zu denken gegeben wie diese!“

Indessen fuhr Lena nach Hause, durch das gedämpfte graue Spätnachmittagslicht, das wie eine beruhigende Liebkosung hinschwebte über Rom.

Auf dem Korso drängten sich die Equipagen, von allen Seiten nickte man ihr zu. Über das Forum fuhr sie, dann an dem Palatin vorbei, unter dem Konstantinbogen hin, weiter in das weiche Frühlingsgeflüster der frisch belaubten Platanen hinein.

Sie trug dem Kutscher auf, sie noch ein Stück hinauszufahren in die Via Appia.

Ein Zustand, wie sie ihn noch nie gekannt, hatte sie umfangen: angenehme Müdigkeit, einschmeichelnde, liebkosende Schwermut.

Mit einemmal tauchte Werner vor ihr auf, nicht der Werner von heute, nein, der junge Schwärmer, der ihr das Leben gerettet hatte in Eltville; sie erinnerte sich, wie sie ihm damals beide Hände auf die Schultern gelegt hatte und ihn auf die Stirn geküßt, und wie heiß sie sich dann später nach seiner Liebe gesehnt. Und plötzlich, ganz plötzlich fragte sie sich, ob denn dasjenige, wonach ihr armes Herz damals vergeblich ausgespäht, nicht jetzt knapp, ganz knapp vor ihr lag.

Sie fuhr zusammen, hielt sich beide Augen zu. „Unsinn! Lieben — er mich?"

Nur ein einziges Mal sprach sie in Gedanken das Wort aus, im nächsten Moment verleugnete sie es.

Armer Träumer! dachte sie bei sich. Eine kleine Schwärmerei hat er für mich, weiter nichts. Ich werde, weiß Gott, Elses Vertrauen nicht mißbrauchen; nur die Möglichkeit anzunehmen, wäre gemein! Pfui! abscheulich! Daß einem auch nur so ein Gedanke die Seele beschmutzen darf! Sie schüttelte sich, als sei ihr eine Kröte über den Weg gesprungen. Dann hielt sie sich plötzlich beide Augen zu. „Abscheulich!" murmelte sie.

Der Wagen fuhr jetzt an einem kleinen Kirchlein vorbei, einem unscheinbaren Kirchlein mit einer Cypresse rechts und links. Die Kirchenthür stand offen; in der düsteren Tiefe des kleinen Gotteshauses glühte das Rot der Altarkerzen.

Lena gehörte zu jenen Frauen, die mitten aus dem verwegensten Unglauben heraus plötzlich von einem religiösen Bedürfnis übermannt werden.

Sie ließ den Wagen halten und schritt gerade auf den Altar zu, kniete nieder und betete. So ganz vertieft war sie in ihre Andacht, daß sie gar nicht gewahrte, was um sie herum vorging.

Plötzlich drang ein langgezogener schauerlicher Gesang an ihr Ohr; es war, als fiele ein dichter, breiter, eiskalter Schatten in ihre Seele.

Sie hob den Kopf. Das Kirchlein war voll schauerlicher, vermummter Gestalten. Knapp neben ihr stand eine Totenbahre. Einer der mit einem Strick umgürteten braunen Männer (alle trugen sie die mit einer Maske versehene Kapuze der becca morti) hielt eine Fahne in der Hand, auf welcher ein Totenkopf abkonterfeit war; im rot flackernden Licht rauchender Fackeln schimmerte alles dahin. Lena erschrak. Sie wußte, daß hauptsächlich zur Zeit überhand nehmender Epidemien die Begräbnisse so spät gefeiert wurden. Sie eilte rasch aus der Kirche hinaus.

„Wessen Leiche ist es, die da eingesegnet wird?" fragte sie ein altes Weib, das auf den Kirchenstufen kauerte.

„Ja," erwiderte die Alte, „die Leiche eines ganz jungen Mädchens aus der Vigna dort." Sie deutete dorthin, wo ein schmales, hohes, braunes Haus mit tief in den mörtellosen Mauern sitzenden Fensterlöchern aus der blühenden Wildnis eines ungepflegten Bauerngartens hervorschaute.

„Wißt Ihr, woran sie gestorben ist?" fragte Lena.

„Ja, an der Perniciosa."

Lena fuhr zusammen. „An der Perniciosa!" rief sie. „Aber es ist ja noch nicht Fieberzeit!"

„Die Perniciosa bindet sich an keine Jahreszeit," murmelte die Alte; „sie kommt plötzlich, wie die Liebe kommt; wer ihrer Macht entfliehen will, der fliehe vor dem ersten Schauer, der dritte Schauer tötet."

Lena stand da wie festgebannt. Da wurde der Klang des schauerlichen Gesangs hinter ihr lauter und schärfer. Ein stechender Geruch von brennenden Wachskerzen schlug an ihr Gesicht, zugleich wurde sie fast unsanft beiseite geschoben. Man trug die Totenbahre an ihr vorüber. Ihr wurde plötzlich eiskalt, sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Eine Beklemmung überkam sie bei dem Gedanken an diesen fast direkten Kontakt mit der Leiche.

Hastig bestieg sie ihren Wagen und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Durch die Stille der Campagna tönte noch immer der grausige Totengesang.

Sie sah sich um, über das zurückgeschlagene Dach des Wagens.

Der Leichenzug folgte ihr langsam. Es war ihr eine Erleichterung, als die Distanz

zwischen der unheimlichen Prozession und ihrem Wagen immer größer wurde.

Jetzt sah sie ihn, eine Reihe brauner Silhouetten von rauchenden Fackeln umflackert, in einem der Seitenwege der Via Appia verschwinden. Offenbar wandelte er einem der kleineren in der Campagna verstreuten Kirchhöfe zu.

Lena atmete auf. Nun war alles still. Nur der Frühling flüsterte in den Blüten mitten zwischen den Ruinen der Campagna, und leise wehmütig schwirrte das Aveläuten durch die weiche, süße, vergiftete Luft, in der der letzte Sonnenglanz erloschen war.

In Lenas Seele aber klang das unheimliche, schneidende Totenlied weiter.

Sie konnte es nicht vergessen und auch das kalte Angstgefühl nicht los werden, das ihr bis in die Knochen hineingedrungen war.

Zugleich hörte sie die Stimme der Alten, die sie um die Auskunft gefragt:

„Die Perniciosa bindet sich an keine Jahreszeit; sie kommt plötzlich, wie die Liebe kommt. Wer ihrer Macht entfliehen will, der fliehe nach dem ersten Schauer; der dritte tötet!"

* *
*

Scirocco, immer noch Scirocco; dieselbe graue, feuchte, dunstige, giftige Luft über Rom und seiner malerischen Umgebung.

In dem runden, weißen, marmorbekleideten Raum mit der kassettierten Kuppel, die an eine Art Miniatur-Pantheon erinnert, liegt Lena in einem Schaukelstuhl, einen Band Mussetscher Gedichte auf den Knien. Es ist zu heiß, um irgend etwas anderes zu lesen als Gedichte. Offenbar ist es selbst zu heiß für Gedichte, denn das Buch liegt seit einer Viertelstunde aufgeschlagen vor ihr, ohne daß sie eine Seite umgeblättert hätte. Ihre Brauen sind finster zusammengezogen. Sie seufzt, reibt sich die Augen, seufzt noch einmal, worauf sie sich in den Anblick einer sonderbaren Arabeske in dem farbig ausgeführten Mosaik zu ihren Füßen vertieft.

Eine schlanke, schwebende Frauenfigur reicht mit flehender Gebärde einer Chimäre einen flachen Becher zum Trunk.

Das ganze Ding macht sich wie ein klassisches Rebus.

Ein Weib, das eine Chimäre füttert, ein Weib, das mit kleinen Schmeicheleien eine hungrige Chimäre zu beschwichtigen sucht. Blödsinn! Eine hübsche Arabeske, nichts mehr.

* *
*

Scirocco, immer noch Scirocco; dumpfer, schwüler als früher; immer noch derselbe aus der Erde aufsteigende Duft von keimendem, treibendem Lebensfieber, das sich der darüber hinwandelnden Menschheit in geringem oder höherem Grade, je nach der individuellen Disposition, mitteilt.

Manche Menschen kommen mit ein paar schönen Träumen davon, andere trinken sich an dem giftigen Duft den Tod.

Im Hotel d'Europe sitzt Werner und liest einen langen lieben Brief von Else:

„Mein Liebling!

Ich bin froh, daß deine verstauchte Hand wieder in Ordnung ist und es dir überhaupt jetzt gut geht. Du scheinst auch endlich den Kopf oben zu haben, und daß dir infolgedessen gar keine Zeit mehr übrig bleibt, mir ausführlich zu schreiben, will ich dir gern verzeihen, wenn du nur fröhlich bist und gesund. Leider höre ich so sehr viel Beunruhigendes von der in Rom grassierenden Fieberepidemie. Ich bitte dich, schone dich, mein Alterchen. Ich habe übrigens Lena, die sich deiner recht freundlich anzunehmen scheint, gebeten, ein wenig aufzupassen auf dich und dir ins Gewissen zu reden, damit du keine Dummheiten machst.

Lieschen fragt beständig nach dem Papa. Wenn sie abends ihr kleines Gebet mit mir spricht, fügt sie immer einen Zusatz bei für dich, bettelt sich jedesmal etwas ganz besonders Schönes aus für den Papa vom lieben Gott. Gestern war's gutes Wetter und recht süßer Baumkuchen. Den ißt sie nämlich für ihr Leben gern.

Manchmal, wenn sie früh aufwacht, sagt sie: Heute haben mir die Engel wieder eine schöne ‚sichte' erzählt. Das heißt wohl so viel, als daß sie geträumt hat. Sie ist eine große Träumerin. Das hat sie vom Papa.

Die anderen Kinder bereiten Überraschungen für dich vor. Sie zerbrechen sich die Köpfe, um dir Freude zu machen. Es kommt manchmal was recht Absonderliches heraus

an Vorschlägen, aber gut gemeint ist alles. Es ist rührend, wie sie alle an dir hängen. Vielleicht, weil du dich so wenig um sie bekümmerst. Da hat denn jede Liebkosung von dir, jedes freundliche Wort um so viel mehr Wert. Aber ich will dir deine Reisefreuden nicht mit Vorwürfen verderben, du Lieber. Ich weiß ja, sie machen manchmal zu viel Lärm, und sie sind zu schnell hintereinander ins Leben gestürmt. Aber deswegen, wenn einem von ihnen auch nur die Nasenspitze wehe thut, so bist du besorgter drum als ich. Und dann, was wundere ich mich weiter darüber, daß die kleinen Dinger dich so lieb haben, wenn die Mama ihnen mit glänzendem Beispiel vorangeht. Du lieber Gott, so etwas ist eben erblich!

Erika Sydow hat einen kleinen Jungen, das süßeste Geschöpfchen, das du dir denken kannst. Sie ist ganz stolz, daß er so gut ausgefallen ist. Dein Vetter Goswyn ist selig und pflegt sie wie eine Mutter, gerade so, wie du mich gepflegt hast, als ich so sehr krank war nach Rodis Geburt. Denn das muß man dir lassen, niemand hat eine so warme und zarte Hand wie du, wenn's einmal gilt. Und drum —" (hier waren ein paar Zeilen verwischt). „Die dummen Thränen! Aber du weißt, die bedeuten nicht viel; ich bin nun einmal eine weinerliche Liese. Nur — Doch um auf etwas Lustiges zu kommen: Thilde geht ganz auf in der Malerei. Sie malt jetzt eine großartige Allegorie, welche sie ‚Die moderne Kunst' betitelt, einen Centauren — Anspielung auf das tierisch göttliche Doppelwesen echter Genialität. Die Hauptbeschäftigung des Centauren scheint darin zu bestehen, die Blumen auf einer sehr bunten Wiese totzutrampeln. Der schöne Ryder-Smythe posiert für den Centauren, natürlich nur für den Kopf, den Rest des göttlichen Untiers malt Thilde nach einem Gipsabguß. Gräfin Lenzdorff behauptet, Ryder-Smythe, welcher sich übrigens in Geldverlegenheiten befinden soll, mache Thilde allen Ernstes den Hof. Aber das ist ja alles Blödsinn. So dumm ist Thilde nicht, daß sie sich's einfallen ließe, diesen amerikanischen Schwindler zu heiraten, und alles andere ist ausgeschlossen.

Gestern war Rodis Geburtstag. Die größte Freude hatte er über den Brief, den du ihm aus Rom geschrieben und den ich ihm zwischen seinen anderen Geschenken aufgebaut habe. Der kleine Kerl war ganz stolz. Er will dir auch schreiben. Ich hab ihm schon das Papier dazu liniiert. Wir haben eine halbe Flasche Sekt ausgetrunken auf das Geburtstagskind und den Papa.

Das sind unsere Neuigkeiten. Und nun lebe wohl, mein Liebling.

Zum Schluß bring ich's nun doch nicht übers Herz, dir es zu verschweigen, wie leer mir das Leben scheint ohne dich und wie sehr ich mich nach dir sehne. Manchmal träume ich, daß du mich in den Arm nimmst und ansiehst mit dem Blick, den du immer hast, wenn ich dir leid thue, und du fragst: ‚Wo fehlt's, meine Alte?' Ich möchte dir um Gottes willen deine Freuden nicht schmälern und ich freue mich ja so, daß du endlich einmal etwas genießest in deinem langweiligen Leben, mein Herz. Aber seit ich alle diese bösen Dinge über das römische Fieber höre, fürchte ich mich so schrecklich deinetwegen. Ich habe dir deshalb so ausführlich geschrieben, damit du ein wenig Heimweh bekommst. Besseres, als was in diesem Brief steht, haben wir dir nicht zu bieten. Aber ist's denn wirklich so wenig?

Ich weiß, daß es schön sein muß in Rom. Aber die schönsten Dinge im Leben sind leider oft die ungesundesten. Kehr zurück um der Kinder willen, ehe die römische Luft dich vergiftet hat. Was soll ich denn mit den Kindern anfangen ohne dich?"

Damit schließt der Brief.

Seufzend legt er ihn weg. „Komm zurück, ehe dich die römische Luft vergiftet hat," murmelte er vor sich hin.

Die römische Luft ist's nicht, aber etwas anderes hat ihn vergiftet, er fühlt es deutlich. Er sagt sich, daß er, wenn er auch nur ein Restchen Seelen- und Herzensgesundheit übrig behalten will, Rom und seine lockende verderbliche Schönheit nicht eilig genug verlassen kann.

Er muß fort! Den Nacken beugen unter das alte Joch! Eine wahre Verzweiflung überkommt ihn bei dem Gedanken; er hätte Lust, zum Fenster hinauszuspringen, wie um vor etwas zu fliehen.

Darf er sich denn nicht noch eine kurze

Gnadenfrist gönnen? Nur noch acht Tage, bittet sein Herz; sein Gewissen aber erwidert unerbittlich streng: Nein, nicht eine Stunde!

Was hat er denn gethan in den letzten zwei Wochen, die verflossen sind, seit Lena mit vor Mitleid überströmenden Augen neben seinem Krankenbett gesessen hat, als sich eine Gnadenfrist gönnen, die er von einem Tag zum anderen verlängert, immer in der hirnverbrannten Voraussetzung, daß es ihm gelingen werde, sein Herz durch die oberflächlichen Freuden, die er ihm verschaffen konnte, zu beschwichtigen, es hinwegzutäuschen über den großen Durst, der ihn marterte. Sein ganzes Empfindungsleben war wie ausgedörrt von diesem Durst, hart, unfruchtbar, nicht mehr fähig, den geringsten Gefühlskeim zu treiben, der nicht auf seine Leidenschaft Bezug hatte.

Etwas Süßeres als die traumhafte Seligkeit des ersten Tages nach seiner Rekonvalescenz hatte er nie genossen. Damals, als er nach ihrem Besuch zum erstenmal in die Villa zu ihr hinauskam, noch matt, elend und schwindelig — was war sie doch lieb und gut zu ihm gewesen! Was hatte sie ihn geneckt und doch wieder verwöhnt! Jeder kleine Verweis, den sie ihm erteilte, war eine Schmeichelei, jeder Klaps eine Liebkosung gewesen. Sie hatte ihn den ganzen Tag draußen behalten, ihn mit kräftigenden Leckerbissen gestopft, sich lachend an seinem abnormen Rekonvalescentenhunger gefreut und schließlich gegen fünf Uhr nachmittags eine Ausfahrt mit ihm gemacht über das Forum den neuen Weg hinauf an San Onofrio vorbei und an den Höhen des ehemaligen Corsinigartens entlang.

Sie hatte Miß Sinclair zu Hause gelassen, um ihm die Unbequemlichkeit des Rückwärtssitzens zu ersparen. Man mußte ihn ja schonen, er war krank.

Zwischen den sich von Baum zu Baum schlingenden Rosen und Glycinen fuhren sie dahin nebeneinander, er und sie. Tief unter ihnen Rom, wie ein blauer Traum zu Füßen der in ungestümen Blütenübermut eingehüllten Hügel. Werner war zu Mute, als blicke er aus dem Paradies auf das sich langsam in schillernden Duft auflösende Menschenmachwerk hinab.

Etwas Ähnliches flüsterte er Lena zu, schüchtern, innig, mit versagender Rekonvalescentenstimme und mit einem grauen warmen Dunst vor den Augen, der von aufquellenden Thränen stammte. Durch den Dunst sah er Lena lächeln, gerührt zärtlich, fast weinend. Ihm war's, als habe er sie so gesehen. Später fragte er sich, ob er es nicht geträumt; denn als er sich die Thränen aus den Augen gerieben, seinen getrübten Blick geklärt hatte, saß sie neben ihm, übermütig spottend, und wehrte seine Rührung mit einem Witzwort von sich ab. Seitdem war alles, was mit ihr zusammenhing, für ihn nur mehr unerquickliche Unruhe, ja Qual.

Sie zeigte sich noch immer sehr freundlich gegen ihn, aber sie blieb nie mehr mit ihm allein. Die geringste Überschwenglichkeit in seinen Gefühlsäußerungen verwies sie ihm unerbittlich, und wenn er darauf hin traurig aussah, so fragte sie ihn herzlich und besorgt nach seiner Gesundheit, in dem guten, mütterlichen Ton, der ihm anfänglich wohl gethan, der ihn jetzt zur Verzweiflung trieb.

Zu was konnte das führen? Er wagte nicht einmal zu wünschen, daß es zu etwas führen solle. Ihm hätte davor gegraut, die Möglichkeit anzunehmen, daß Lena erreichbar gewesen wäre. So, wie die Sachen standen, war es besser, sich zusammenzunehmen und ein Ende zu machen.

Er läutete dem Cameriere, befahl ihm, seine Sachen einzupacken, bestellte die Rechnung und fragte, wann der letzte Zug abgehe nach Florenz.

Um elf Uhr, sagte der Cameriere.

Werners Herz fing an stark zu klopfen. Dann schämte er sich seiner kopflosen Flucht; er redete sich ein, daß er sich schäme.

Er befahl dem Kellner, seinen Gesellschaftsanzug herauszulegen; morgen mit dem Frühzug wollte er reisen. Heute abend mußte er doch noch zu Lena, ihr seinen Abschiedsbesuch abzustatten.

— — — — — — — — — — — — —

Es war Lenas allwöchentlicher Empfangsabend. In der weißen Halle des Kasinos waren ein paar Menschen versammelt. Man hatte sich dorthin geflüchtet vor der Hitze, die bereits anfing, die Luft in allen übrigen Räumen des Palastes dumpf zu machen.

Die Thür nach dem Garten stand offen.

Schon von weitem sah Werner, welcher seinen Wagen am Fuß der Villa halten ließ, Lena. Er blieb stehen. Aus dem schwülen Düster der wolkenverschleierten Mainacht blickte er sie an, wie man die Dinge anblickt, die man in seinem Gedächtnis festprägen will, ehe man von ihnen Abschied nimmt.

Sie stand, lebhaft plaudernd, zwischen einem weißblühenden Oleanderbaum und der Statue eines trauernden Eros, die eine Hand auf der Hüfte, die andere auf den Sockel der Statue gestützt, den Oberkörper leicht zurückgebogen, den Kopf der linken Schulter zugeneigt, um sie herum eine Gruppe internationaler Dandies, unter ihnen Enzersdorff.

Dieser schien momentan ihre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch zu nehmen. Trotzdem sie ausschließlich von Männern umgeben war, machte sie durchaus keinen koketten Eindruck, sondern einfach den, als ob sie ihr gebührende Huldigungen freundlich entgegennähme. Sie herrschte liebenswürdig, aber sie herrschte. Man merkte, daß keiner der sie so eifrig Umringenden auch nur die geringste Macht über sie ausübte.

Zwischen den übrigen meist sehr hell gekleideten Damen und schwarzen Herren brannte ein roter Farbenfleck Werner unangenehm grell in die Augen. War es möglich? Ja, dort in einem feuerroten Kleid, tief dekolletiert, mit klassisch schönen Schultern und Armen, saß zwischen zwei fast bartlosen belgischen Jünglingen, Söhnen aus gutem Hause, die zum erstenmal ohne Hofmeister reisten, Ilka Orbanoff. Ihr gutmütiges Lachen klang bis in den Garten hinaus.

Aus dem Dunkel trat Werner an Lena heran, um sie zu begrüßen.

Er hatte ihr jedoch kaum die Hand küssen können, als sie sich von ihm hinweg zu der Thee-Etagere begab, welche eben von zwei Lakaien hereingetragen wurde. Hierauf widmete sie sich abwechselnd dem Geschäft, Thee zu machen und dann eine sehr lebhafte englische alte Dame, neben welcher sie Platz nahm, zu unterhalten. Ihre Verehrer kamen ihr nach, andere gesellten sich ihnen zu. Sie war so umringt, daß Werner vorläufig den Gedanken aufgeben mußte, sich ihr zu nähern.

Da er sich nicht überwinden konnte, ein Gespräch mit irgend einem der Anwesenden anzuknüpfen, setzte er sich neben eine redselige Gruppe, um mit Anstand schweigen zu können.

Man sprach sehr viel von der Perniciosa und den zwei Opfern, welche dieselbe kürzlich in der Fremdenkolonie gefordert. Man fürchtete sich, man schüttelte sich; dann liefen die beiden belgischen Jünglinge zu Lena, um anzufragen, ob kein Eukalypto zu haben sei, worauf sie lachend, der eine mit einem geschliffenen Flacon, der andere mit Gläschen auf einer silbernen Platte, herbeieilten, um mit den authentischen Kellnermanieren, welche sich die Jünglinge, wie sie selber behaupteten, an dem Büffett des letzten Brüsseler Fancy fair angeeignet, den Damen das gewünschte Präservativ anzubieten. Nachdem die Damen davon genippt, vergaßen sie die Perniciosa und sprachen nur mehr von dem Ball, welcher im Laufe derselben Woche dem Verlobungsfest der jungen Principessa Mariani zu Ehren im Palazzo Mariani stattfinden sollte. Welche Idee, in voller Fieberepidemie noch einen Ball zu geben!

Bald wurde das Interesse übrigens noch nach einer anderen Richtung abgelenkt.

Einer der beiden jungen Belgier hatte sich in dem nebenan liegenden Salon an das Klavier gesetzt und gab nun eine Musterkarte seiner etwas absonderlichen musikalischen Leistungsfähigkeiten zum besten.

Der Jüngling war, wie schon erwähnt, erst kürzlich aus den Händen seines Erziehers (eines asketischen Jesuiten) entlassen worden, und diesem Umstande mußte es wohl beizumessen sein, daß er bei seinen musikalischen Vorträgen Couplets von hervorragendster Anstößigkeit mit einer Unbefangenheit sang wie etwa eine sechzehnjährige Pensionärin, nachdem sie zufälligerweise unter den Noten ihres ledigen Onkels gekramt hätte, nur mit dem Unterschied, daß ihm die rührende Unwissenheit der Pensionärin durchaus fehlte. Er betonte sogar durch ein geradezu aufdringliches Gebärdenspiel die bedenklichsten Stellen der von ihm vorgetragenen Couplets, um seine ausgelassene Freude an diesen Verfänglichkeiten zu beweisen. Nur über die zu respektierende Grenze zwischen dem, was zu sagen und nicht zu sagen ist, hatte ihn seine strenge Er-

ziehung, von der er sich offenbar ebenso willkürlich als plötzlich emancipiert, gänzlich im unklaren gelassen. Ein gewisser Erfolg krönte seine verblüffenden Leistungen. Die meisten der Anwesenden folgten ihm in den anstoßenden Salon, wo sie einander zuflüsternd den Flügel umringten. Fast alle lachten, nicht so sehr über den Gesang als über den Sänger. Nur Miß Sinclair ging mit hochgezogenen Brauen von einem der Anwesenden zum anderen und fragte eindringlich: „What does it all mean! Oh please to tell me, what does it all mean!“

Lena stand etwas abseits neben Enzersdorff. Sie runzelte die Stirn über den Unfug. Enzersdorff sagte: „Das ist unerträglich! Bevollmächtigen Sie mich, den Bengel zum Schweigen zu bringen?“

Es schnürte Werner die Kehle zu. Was erlaubte sich Enzersdorff, über den guten Ton in Lenas Haus zu wachen! Da trat Ilka Orbanoff auf ihn zu und nahm ungeniert neben ihm Platz. Es war das erste Mal, daß er mit ihr zusammenkam seit dem Tage, wo sie erst mit ihrer Bereitwilligkeit geprahlt hatte, ihre Begeisterung für ihn in alle vier Winde zu streuen, und gleich darauf über die Hintertreppe entflohen war. Die Verachtung, welche er neben der großen Bewunderung ihrer Schönheit stets für sie empfunden, hatte sich durch diese Episode beträchtlich gesteigert.

Er wähnte nicht anders, als daß sie in irgend einer geschmacklosen Weise sich neuerdings an ihn herandrängen wolle, und bereitete sich darauf vor, ihren Angriff sehr schroff abzuweisen. Er hatte seinen Panzer vergeblich umgeschnallt. Sie ließ für diesmal ihre eigenen Angelegenheiten und Wünsche aus dem Spiel und begann anstatt dessen von Lena zu reden.

„Sie ist sehr en beauté heute, die Gräfin Retz. Finden Sie nicht?“ sagte sie zu Werner.

„In der That!“ murmelte er.

Sie schob sich etwas näher an ihn heran.

„Zu welcher der beiden Parteien gehören Sie?“ fragte sie ihn.

„Inwiefern?“

„Nun, was die Affaire Enzersdorff anbelangt!“ flüsterte Ilka. „Die römische Gesellschaft teilt sich in diejenigen, welche wetten, daß Enzersdorff sie heiratet, und die, welche wetten, daß er sie nicht heiratet.“

Alles tanzte ihm vor den Augen. „Ich hatte keine Ahnung, daß so etwas im Werden sei!“ murmelte er; dann, sich mühsam fassend, fügte er hinzu: „Ich würde mich freuen, wenn die Gräfin eine so gute Partie machte. Enzersdorff ist ein Ehrenmann.“

Er sah sich nach dem Prinzen und Lena um; beide hatten momentan den weißen Saal verlassen.

Die Orbanoff rückte näher an Werner heran. „Armer Geschlagener!“ flüsterte sie. „Man wird versuchen müssen, Sie zu trösten!“

Indem trat Lena in den mit eigentümlichen Stuckarabesken umkleideten Rahmen der Thür, welche den Saal mit dem Salon verband. Über den rotblonden Kopf der ihr den Rücken zukehrenden Kroatin hinüber lächelte sie Werner zu. Ihrem Lächeln fehlte die sonst dafür bezeichnende schelmische Herzlichkeit, es drückte jetzt herausfordernden Spott aus. Ohne einen Vorwand für sein schroffes Beginnen zu erfinden, erhob sich Werner, verließ die Fürstin und ging auf Lena zu.

„Sie waren bis jetzt so umringt, daß ich nicht dazu kommen konnte, mit Ihnen zu reden,“ sagte er.

„Hatten Sie mir irgend etwas besonders Wichtiges mitzuteilen?“ fragte sie ihn. Sie war wie ausgewechselt, unangenehm abweisend und herausfordernd zugleich.

„Ja.“

„Dann hätten Sie mir ein Zeichen geben sollen; ich hätte Ihnen sofort Gelegenheit verschafft, sich auszusprechen,“ versicherte sie. „Ich glaubte Sie so angenehm beschäftigt, daß es schade gewesen wäre, Sie zu stören,“ setzte sie dann mit einem Blick nach der Kroatin hinzu, die sich indessen in die Prüfung von ein paar herumliegenden Photographien vertieft hatte.

„Raten Sie, worüber ich mich mit der Fürstin unterhielt?“ fragte Werner.

„Wie soll ich das erraten? Der Gedankengang solcher Art von Schönheiten steht mir etwas zu fern, als daß ich versuchen könnte, ihm zu folgen,“ erwiderte hochmütig Lena.

Werner errötete ein wenig. Nach einer

kurzen Pause sagte er: „Die Fürstin teilte mir mit, daß man sich letzterer Zeit in der römischen Gesellschaft viel von Ihrer bevorstehenden Verbindung mit Enzersdorff unterhält.“

„So!“ meinte Lena. „Dann ist die römische Gesellschaft besser unterrichtet als ich. Enzersdorff benimmt sich merkwürdig gut, er macht amende honorable und hat auch Grund dazu, aber ans Heiraten denkt er so wenig als ich.“

„Die Worte glaube ich schon einmal in der Welt gehört zu haben, und wenn ich nicht irre, folgte eine Verlobung kurz darauf,“ murmelte Werner, indem er die junge Frau etwas unruhig unter seinen zusammengezogenen Brauen ansah.

„Man kann nicht immer für sich einstehen, die unerwartetsten Dinge kommen vor,“ sagte Lena; dann die Brauen zusammenschiebend, mit dem Blick auf die schöne Kroatin, sagte sie langsam leise, aber jede Silbe scharf artikulierend: „Sehen Sie doch das Armband der Fürstin an. Finden Sie nicht, daß es dem Armband, welches jene wohlthätige alte Engländerin, die Sie während Ihrer Bettlägerigkeit mit Litteratur versorgte, bei Ihnen verlor, ganz merkwürdig ähnlich sieht?“

Eine tödliche Verlegenheit bemächtigte sich Werners. Lena betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Etwas Rotes, aus dem ein Paar blendend weiße Schultern hervorleuchteten, rauschte an den beiden ineinander Vertieften vorbei in den Saal hinein. Es war Ilka Orbanoff. Lena blickte ihr nach.

„Ich hatte bisher nicht bemerkt, wie schön sie eigentlich ist!“ murmelte sie; dann mit etwas Schneidendem in der Stimme setzte sie hinzu: „Sie haben keinen schlechten Geschmack!“

„Lena!“ sagte er staunend und blickte ihr voll in die Augen. „Lena!“

„Sie bilden sich am Ende gar ein, daß ich eifersüchtig bin!“ rief sie hastig; zwei rote Flecken brannten ihr auf den Wangen, ihre Art zu sprechen war unruhig und zerfahren. „Mir ist es so gleichgültig, wie Sie sich unterhalten, ob so oder so! Um Else könnte es mir leid thun, aber die braucht ja nichts davon zu erfahren; Sie werden ihr ja gewiß so flink etwas vorlügen wie mir!“

„Lena, ist das Ihrer würdig?“ murmelte er.

„Wollen Sie vielleicht behaupten, daß Sie mir nichts vorgelogen haben?“ entgegnete sie ihm. Sie sprach immer in demselben halblauten Ton, sehr rasch, sehr scharf artikulierend.

„Wegen des dummen Armbandes! Ja, was sollte ich denn eigentlich thun?“

„Freilich“ — sie blickte finster zu Boden — „ich hatte vergessen, daß in gewissen Fällen der Meineid Ehrensache ist.“

„Ich denke, von meiner unschuldigen kleinen Lüge war's bis zum Meineid noch weit. Übrigens war so, wie die Sachen standen, selbst die Lüge Luxus. Die bewußte Fürstin hatte mir einfach einen Krankenbesuch abgestattet. Als sie jemanden kommen hörte, floh sie über die Hintertreppe hinaus, was thöricht war, denn es lag nicht der geringste Grund für sie vor, sich zu verstecken; aber gewisse Frauen sind nun einmal so gemacht, daß sie immer eine Rolle spielen wollen, weshalb sie ihren unschuldigsten Handlungen durch eine übel angebrachte Geheimniskrämerei einen romantischen Nimbus zu verleihen trachten.“

Aber Lena war nicht zu besänftigen, sie war außer Rand und Band, sie hatte ihren Kopf nicht mehr.

„Sie sind sehr geschickt!“ murmelte sie spöttisch, „sehr geschickt! Ich hätte Ihnen das nicht einmal zugetraut! Übrigens geht mich die Sache ja absolut nichts an; und meine Hausfrauenpflichten gestatten es mir wirklich nicht, dieses vertrauliche Zwiegespräch ad infinitum zu verlängern.“ Sie wollte an ihm vorüber in den Salon.

Er hielt sie zurück. „Nur einen Augenblick, Lena! Ich möchte Ihnen gern danken für die Freundlichkeit, die Sie mir bewiesen. Ich reise morgen früh nach Hause und bin gekommen, um Abschied zu nehmen von Ihnen.“

„Abschied?“ murmelte sie, „morgen früh?“ Ihre Stimme klang hölzern, ausdruckslos. Spielten ihm seine Augen einen Streich, oder war sie wirklich blaß geworden? Indessen fuhr sie fort: „Ich dachte, Sie hätten die Absicht gehabt, zum wenigsten noch über das Fest bei Mariani zu bleiben?“ Sie stieß die Worte hastig, fast wegwerfend hervor und sah böse aus.

„Ich fühle, daß mir die römische Luft nicht gut thut," erwiderte er einfach.

Sie biß sich in die Lippen. Nein, er hatte sich nicht getäuscht, sie war totenblaß geworden. Sie war aus dem Rahmen der altväterischen Thür herausgetreten und stand nun, wie sie gestanden, als Werner in die Halle getreten war, zwischen der Statue des weinenden Eros und dem weißblühenden Oleanderbaum. Wieder hatte sie die Hand auf den Sockel der Statue gestützt, aber die nachlässige Anmut ihrer Haltung fehlte. Sie hatte jetzt fast etwas Krampfhaftes, Starres.

„Ach, Sie fürchten sich vor der Perniciosa?" sagte sie spöttisch.

„Vielleicht!" erwiderte er.

„Wie großartig! Ein Mann, der aus Angst vor einer Epidemie aus einer Stadt davonläuft, in der er seine Freunde kaltblütig zurückläßt!" warf sie schneidend hin.

Das war so thöricht, daß er es ihr nicht einmal übel nehmen konnte. Er lächelte fast mitleidig, und leicht mit den Achseln zuckend, sagte er: „Glauben Sie wirklich, daß ich mich fürchte? Feig bin ich nie gewesen, nicht einmal zu Zeiten, wo mir mein Leben noch schön und wichtig schien!"

„Und jetzt scheint es Ihnen nicht mehr schön?"

„Weder schön noch wichtig; das Leben hat gegenwärtig gar keinen Wert für mich!" erwiderte er.

„So!" Ihre Stimme wurde immer schärfer, er hatte sie noch nie so gehört; es war wie die Stimme von jemand, der bei heftigen Schmerzen zu singen versucht und falsch singt. „Also man schont sich für seine Angehörigen, für die Familie, der man unentbehrlich ist!"

Er heftete die Augen vorwurfsvoll auf sie. „Lena, das hätten Sie sich ersparen können! Ich weiß am besten, was ich meiner Familie gegenüber für ein schäbiger Luxusartikel bin, ein Anlaß, um hier und da gefühlvoll zu werden, weiter nichts. Nein, das weiß ich genau: wenn ich heute stürbe, so wüchse in einem halben Jahr nicht nur sehr grünes Gras auf meinem Grab, sondern es blühten sogar die schönsten Blumen dazwischen. Die Epidemie hat nichts mit dem zu thun, was mich aus Rom verscheucht."

Sie senkte den Kopf und schwieg.

Von draußen durch das weit geöffnete Portal der Halle drang der taufeuchte Hauch des Scirocco und die Stimme der plätschernden gurgelnden Fontänen. Aus dem anstoßenden Salon hörte man jetzt wieder den Gesang des belgischen Jünglings.

Seine Couplets handelten von den Liebesabenteuern eines Kuckucks; er sang sie naiv, drastisch; auf jedes Couplet folgte ein rasender Applaus.

Werner fühlte eine Art Schwindel. Wie seltsam die Welt war! Dieser Hintergrund von frivoler Lascivität und, sich davon abhebend, Lena mit ihrer bleichen, schwermütigen Keuschheit, in ihrem weißen Kleid und ganz eingehüllt in den bitteren Mandelgeruch der Oleanderblüte.

„Und wenn es nicht die Epidemie ist, die Sie von Rom verscheucht, was ist's?" fragte sie ihn langsam.

Er betrachtete sie prüfend, unsicher, dann erwiderte er bestimmt: „Fragen Sie mich nicht, ich kann's Ihnen nicht sagen!"

„O, entschuldigen Sie," entgegnete sie eiskalt, „ich hatte kein Recht, mich in Ihre Privatangelegenheiten zu mischen! Sie wissen am besten, was Ihnen frommt. Ich will Sie nicht länger unnötig aufhalten. Adieu! Grüßen Sie Else und die Kinder!" Sie reichte ihm die Hand, wie sie dieselbe einem jeden gereicht hätte, schon mit einer halben Körperwendung nach dem Salon.

Er hielt die Hand einen Augenblick fest.

„Lena," murmelte er, „wir hatten nur ein paar Minuten zum Abschiednehmen, warum haben Sie die vergiftet! Ich hätte so gern eine letzte schöne Erinnerung von Ihnen hinübergenommen in die Heimat!"

Sie zuckte die Achseln und wiederholte: „Adieu!"

Er ging, mechanisch, so wie ein Mensch noch ein paar Schritte weiter gehen könnte, nachdem man ihm den Kopf abgeschnitten hat.

Die Einrichtungen in der Villa Brancaleone waren alle auf den Kopf gestellt während der warmen Jahreszeit. Um den Raum zu erreichen, in welchem er seinen Oberrock abgelegt hatte, mußte er durch die statuenbesetzte Loggia gehen. Da hörte er leise hinter sich rufen: „Werner!"

Er glaubte zu träumen; er hörte es ein

zweites Mal: „Werner!“ Jetzt wendete er sich um.

Zwischen den weißen Bildwerken erblickte er im Mondenschein etwas, das bleicher, geheimnisvoller war als sie, und ebenso starr, unbeweglich. Er begriff nicht, hielt es für ein Gebilde seiner Phantasie. Da streckte die bleiche Erscheinung beide Hände nach ihm aus, und noch einmal klang's durch den feuchten Sciroccoduft: „Werner!“

Er eilte auf die Erscheinung zu und nahm ihre Hände in die seinen. Die Hände waren eiskalt, unheimlich kalt. Werner erschrak fast bei ihrer Berührung.

Sie hob die Augen zu den seinen; sie glänzten, wie er sie noch nie hatte glänzen sehen. „Werner,“ murmelte sie noch einmal, „ich war abscheulich! Es thut mir leid!“

Auch ihre Stimme war anders als sonst, etwas Sonderbares zitterte darin. War es verhaltener Mutwillen oder verhaltener Schmerz? Dazu der Ausdruck um ihren Mund. Es war alles so neu, so nicht dagewesen. Es wirbelte ihm im Kopf, er wußte nicht: würde sie im nächsten Augenblick anfangen zu lachen oder —

Ehe er die Alternative noch ausgedacht, hatte sie von neuem begonnen zu reden: „Auch mir wäre es leid, unsere hübsche Freundschaft abzubrechen ohne einen harmonischen Abschluß. Sie sollen eine möglichst gute Erinnerung an mich mit hinübernehmen in Ihr liebes, schönes Heim. Aber heute zwischen den vielen fremden Menschen komme ich doch nicht dazu, Ihnen ein vernünftiges Wort zu sagen. Reisen Sie erst übermorgen und kommen Sie morgen recht früh, womöglich um sieben Uhr, vor Anbruch der großen Tageshitze, mich abzuholen zu einem Ritt in die Campagna. Sie sollen sich noch einmal davon überzeugen, wie wunderschön Rom ist, und dann gehen Sie!“

Er küßte ihre Hand. „Gute Nacht!“ murmelte sie und eilte fort.

Er blickte ihr nach. „Auf morgen!“ rief sie ihm noch aus der Ferne zu. Fast ehe er Zeit gehabt, zurückzurufen: „Auf morgen!“ war sie verschwunden.

Er stieg in die erste Droschke, die er vor der Villa fand — es warteten immer Droschken am Mittwoch Abend vor der Villa —, und fuhr ins Hotel.

„Um welche Stunde wünschen Eccellenza geweckt zu werden?“ fragte der Portier, welcher seine Rückkehr abgewartet hatte.

„Um halb sechs,“ gab Werner zerstreut und über den Grund der Frage anfangs gänzlich im unklaren zurück.

„Gut! Mit welchem Zug reisen Eccellenza?“

Werner fuhr unangenehm berührt zusammen. „Ich reise gar nicht,“ erwiderte er kurz und verfügte sich auf sein Zimmer.

Der Schlaf kam ihm spät in dieser Nacht. Als er kam, war er bleiern. Wie er dann auf ein lautes Poltern an seiner Thür endlich auffuhr, hatte er Mühe, sich die Augen wach zu reiben, das Bewußtsein in sich zu klären. Zu was weckte man ihn eigentlich so früh? Sein erster Blick fiel auf seine bereitstehenden Koffer. Richtig, er hatte ja abreisen wollen. Gleich darauf schoß ihm die Erinnerung an seine Begegnung mit Lena in dem Säulengang durch den Kopf. Ihr ganzes Benehmen kam ihm jetzt bei dem hellen Morgenlicht so über die Maßen unwahrscheinlich vor, daß er sich fragte, ob er nicht von einem unheimlichen Gespensterspuk gefoppt worden sei.

Ihre weiße, bleiche Erscheinung mitten zwischen den bleichen, weißen Bildwerken, ihre unheimlich glänzenden Augen, bei denen er nicht hatte unterscheiden können, ob sie von Fieber oder von Thränen glänzten, ihre eiskalten Hände, ja alles, bis auf ihre unnatürliche, gedämpft zitternde Sprechweise, stimmte genau mit dem überein, was er von gespenstergläubigen Menschen über ihren Zusammenprall mit der Zwischenwelt hatte sagen gehört. Noch immer rieb er sich die Augen, grübelte, zweifelte. Und wenn es auch kein Gespenst, wenn es die leibhaftige Lena gewesen wäre, so war es eben die leibhaftige Lena, welche ihn gefoppt. Sie hatte ihn doch nicht allen Ernstes um sieben Uhr früh nach der Villa Brancaleone bestellt, um mit ihm in die Campagna zu reiten. Und doch, Silbe für Silbe, Blick für Blick ihres Zwiegesprächs tauchte in ihm auf; aus all dem nixenhaften Mutwillen, aus all der unheimlichen Gespensterhaftigkeit klang eine leidenschaftliche Wärme, bei deren Erinnerung sein Blut ihm plötzlich in den Adern zu rasen begann, wie noch nie in seinem Leben.

Nachdem er den Cameriere, welcher indessen erschienen war, ihm heißes Wasser zu bringen, aufgefordert hatte, sein Reitzeug auszupacken, kleidete er sich rasch an und eilte auf den Spanischen Platz hinaus.

Es war noch alles still, sehr still, nur die Glocken schwirrten und die Brunnen von Rom plätscherten und lachten. Die Läden waren noch nicht offen und an den Fenstern der Wohnhäuser alle Jalousien fest geschlossen.

Das Rollen seiner Droschke weckte einen unheimlichen Wiederhall in der großen Stille. Menschen sah er fast keine, nur da und dort hockte eine blasse, matte Blumenverkäuferin auf der Schwelle eines Hauses und ordnete ihre weißen und roten Rosen.

Auf der Spanischen Treppe lagen zwei leichenhaft blasse Campagnolen.

Er fuhr in die Via Condotti durch den Korso. Überall dasselbe heilige Schweigen, überall derselbe melancholische, von neckendem Wassergeplätscher begleitete Glockenklang.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Gitterthor, um das sich die weißen Rosen rankten. Der Pförtner öffnete sofort.

Noch immer beschlich Werner die Angst, gefoppt worden zu sein. Aber nein.

Ein Diener stand auf der Freitreppe und forderte ihn auf, ihm in das Boudoir ihrer Excellenz zu folgen. Frau Gräfin würde sofort erscheinen.

Ein paar Minuten vergingen, ehe sie eintrat.

Sein Blick wurde von einer großen Photographie gefesselt, die auf dem Flügel lag. Er trat näher. Es war der „Frühling“ von Botticelli.

Ganz in das Studium des unheimlichen Gemäldes vertieft, stand er da, als er einen leichten Schritt hörte. Lena, bereits im Reitkleid, kam die teppichbespannte, gußeiserne Wendeltreppe hinab, welche das Boudoir mit ihren intimsten Gemächern verband.

„Schön, daß Sie so pünktlich sind!“ sagte sie, ihm die Hand reichend. „Das heißt, eigentlich sind Sie unpünktlich, Sie kommen um eine Viertelstunde zu früh. Das ist um so besser. Zum wenigsten werden wir nicht so viel Hitze ausstehen.“ Plötzlich die Photographie erblickend: „Wer hat denn das häßliche Bild herausgekramt? Gewiß die Sinclair. Ich kann es nicht leiden, so schön es auch ist. Der Kardinal liebte es; er behauptete, es sei so tiefsinnig wie Goethes Faust. Mir ist es schrecklich.“ Bei diesen Worten nahm sie eine mit roten Rosen gefüllte Vase und stellte sie vor den schwarzen Dämon in der rechten Ecke des Bildes. „Haben Sie gefrühstückt?“ fragte sie Werner. Sie war fast so blaß wie am Vorabend, auch in ihren Augen war derselbe fast unheimliche Glanz.

Ihr Wesen hatte etwas Zerfahrenes, Freudeloses, Übernächtiges.

Draußen standen die Pferde. Werner hob Lena in den Sattel, mit der Ungeschicklichkeit aller, die in dieser Kunst nicht geübt sind. Trotzdem er so groß und stark war, schien er sich dabei anzustrengen, was dem daneben stehenden kleinen und schwächlichen Groom ein verstohlenes Lächeln abgewann.

Man setzte sich in Bewegung. In wenigen Minuten hatte man die Campagna erreicht.

Trotzdem der Himmel endlich einmal blau war, zitterte verräterische Feuchtigkeit in der Luft, in der die Sonnenstrahlen goldene Schleier woben. Um Ruinen und Olivenwälder schwebte es wie Glorienschein.

Sie hatten sich beide gefreut auf diesen Ritt, aber jetzt konnten sie beide die Freude nicht finden. Sie hatten sich allerhand ausgedacht, was sie einander sagen wollten, jetzt war es in ihren Herzen festgewachsen, sie konnten es nicht herausreißen.

Sie fühlten sich beide müde, und dennoch ritten sie weiter durch den goldenen Sonnenbunst an Ruinen und Olivenwäldern vorbei über den grünen Rasenteppich, den der Sommer noch nicht zu Zunder verbrannt und den der Frühling reich mit Blüten gestickt. Keiner von beiden wußte, welchem Ziele sie entgegenstrebten, keiner von beiden hatte sich ein Ziel gesteckt. Einer wartete, bis der andere sagen würde: „Jetzt ist's genug!“ Und wie Leute, die kein Ziel vor sich haben zu Pferde, mit Vorliebe thun, galoppierten sie, irgend ein sich ihnen zufällig bietendes Hindernis im Fluge nehmend, so rasch dahin, als ob es gälte, einem unentrinnbaren Feinde zu entfliehen, eine unerreichbare Freude einzuholen.

Lenas Pferd ging wie von selbst. Da Werner sie als eine vorzügliche Reiterin

kannte, so unterließ er es, sie so aufmerksam und beschützend zu beobachten, wie er es einer anderen gegenüber gethan hätte.

Sie hatten beinahe das Metella-Grabmal erreicht, als Lena, sich ihm zuwendend, rief: „Sehen Sie sich um! Es ist zu schön, um diese Morgenstunde ist's zu schön!"

„Ja, es ist schön!" murmelte er. „So schön habe ich Rom noch nie gesehen!"

„Ich hab's Ihnen ja gesagt, daß ich's Ihnen zeigen würde, wie schön Rom sein kann!"

„Ja, wie schön Rom sein kann!" murmelte er halblaut, indem er sie von der Seite ansah, „und wie schön das Leben sein könnte!"

Sie antwortete nichts, aber zuckte leicht mit der Hand. Ihr Pferd, ohnehin aufgeregt von der inneren Unruhe seiner Reiterin, machte einen Satz. Anstatt es zu beschwichtigen, gab ihm Lena einen scharfen Hieb, daß es sich ärgerlich bäumte.

Werner wollte ihr zu Hilfe kommen; sie machte ihm ein Zeichen, daß es momentan weder nötig noch geraten sei, gab dem Pferde Luft und eilte nun im rasenden Tempo vorwärts.

Werner wollte ihr nach, aber sein eigenes, sehr heftiges Tier fing an, auszuschlagen. Er war noch damit beschäftigt, es zu züchtigen, als er bemerkte, daß Lenas Pferd vor einem im Grase liegenden Campagnolen gescheut war. Fast kerzengerade stieg es in die Höhe, dann lag Lena am Boden und das Pferd raste weiter.

Dem Campagnolen, welcher die ganze Ursache des Unglücks gewesen war, die Zügel seines Pferdes reichend, sprang Werner ab. Er kniete neben Lena nieder; sie war regungslos, kreideweiß, ihre Augen waren geschlossen, die Lippen halb geöffnet. War das der Tod? fragte er sich.

Sie lag im grellsten Sonnenlicht. Er hob sie in seinen Armen auf und trug sie bis in den breiten schwarzen Schatten, den das Metella-Denkmal über den Rasen warf.

Dann sah er sich nach Hilfe um. Der Groom raste dort in der Ferne; das Schicksal des Pferdes interessierte ihn mehr als das der Reiterin.

Es war niemand in der Nähe als der Bauer, aber dort über der Vigna drüben sah Werner Rauch aufsteigen, dort mußte sich eine menschliche Behausung befinden. Mit Anstrengung sein bißchen Italienisch zusammensuchend, befahl Werner dem Bauer, sein Pferd an einen Olivenbaum zu binden und einen Krug Wasser sowie etwas Rotwein herbeizuschaffen. Indessen beugte er sich über Lena. Sie lag da schmal und regungslos auf dem dunkelgrünen Rasen, rings um sie eigentümlich weiße Blüten, die Werner nur um die Ruinen in der Campagna herum hatte wachsen sehen, fingerlange rote Kerzlein, aus großen, weißen Düten hervorglühend; sie nahmen sich wie kleinwinzige Grablichter aus.

Er bedeckte die Hände der Bewußtlosen mit Küssen. Noch immer regte sie sich nicht. Da kam ihm der Gedanke, daß es nötig sei, ihr Kleid ein wenig zu lockern, ihr Luft zu gönnen. Eine schwüle Scheu lähmte ihn. Dann schalt er sich aus, sagte sich, es sei thöricht zu zögern. Er zog die kleine Quernadel aus ihrem Kragen, öffnete die Häkchen und Knöpfe ihrer Taille.

Der Hut war ihr vom Kopfe gefallen, ihr gelocktes Haar fiel ihr jetzt halb gelöst in den Nacken. Er stützte ihr bleiches Köpfchen gegen seine Schulter. Eine rasende, mitleidige Zärtlichkeit überkam ihn; er schluchzte, er kannte sich nicht mehr und drückte einen Kuß auf ihre Schläfe.

Im Augenblick darauf erschrak er. Da ... was war das? Bewegte sie sich in seinen Armen? Er neigte sich nieder zu ihr; ihre Wangen hatten sich gerötet. War sie erwacht? hatte sie seinen Kuß gefühlt? fragte er sich. Aber nein, das war unmöglich. Wenn sie geahnt hätte, wie er ihre Bewußtlosigkeit mißbraucht, wäre sie aufgefahren, hätte ihn herrisch von sich gewiesen in zorniger, jungfräulicher Sprödigkeit. Und sie rührte sich nicht. Und doch — er blickte zu ihr nieder — statt matter Ohnmacht schwebte jetzt über ihrem eigentümlichen Gesichtchen ein Ausdruck von schwermütiger, fast hätte er sagen mögen, ergebener Seligkeit.

Die Ahnung von etwas Unsagbarem überkam ihn; er neigte sich tiefer zu ihr nieder und schob das schwere Haar, welches ihr über die Wange gefallen war, etwas zurück. Träumte er oder schmiegte sie sich wirklich ganz leise, leise ihre Wange in seine Hand?

Indem kam der Campagnole zurück mit einem Krug Wasser, einem Fiascone roten Landwein und einem sehr dicken grünlichen Glas.

„Ecco, Signore!“ rief er in seiner heiseren, hohen, durch die Nase klingenden Stimme.

Lena öffnete die Augen. Als sie ihre aufgerissene Taille bemerkte, wurde sie dunkelrot, wendete sich ab und versuchte mühsam ihr Kleid zuzuknöpfen. Endlich war sie fertig. Sie griff an ihren Hals, offenbar etwas suchend. Werner reichte ihr die Nadel, welche er aus ihrem Kragen herausgezogen hatte; dabei sagte er, ihren Ärmel berührend, sehr weich: „Lena, seien Sie einem alten Freunde nicht böse, wenn er aus Sorge um Ihr Leben nicht mehr wußte, was er that!“

Anstatt zu antworten, errötete sie und wendete ihr Gesicht von ihm ab. Sie versuchte, ihr Haar hinaufzustecken. Ein Schwindel überkam sie, so daß sie sich mit beiden Händen im Gras aufstützen mußte, während sie mit weit aufgerissenen Augen ins Weite blickte.

Alles außer seiner momentanen Besorgnis um sie vergessend, wollte Werner den Arm ausstrecken, um sie zu stützen. Sie schob ihn heftig von sich.

„Wie ist Ihnen?“ drang er in sie.

„Elend!“ stöhnte sie kurz.

Nachdem er das grüne Glas des Campagnolen erst sorgfältig ausgespült, goß er etwas von dem herben roten Landwein hinein, worauf er es Lena an die Lippen hielt. „Bitte, Lena, seien Sie vernünftig, nehmen Sie ein paar Tropfen zu sich,“ bat er.

Sie trank mit Anstrengung, dann lehnte sie sich zurück, streckte sich gerade in den Rasen, legte ihre beiden Hände über die Augen und blieb längere Zeit regungslos.

Aus der Ferne trabte der Groom mit ihrem Pferd heran. Die schlanke Rappstute mit fliegenden Nüstern und unheimlich weißglänzenden Augen war mit Schaum bedeckt und zitterte am ganzen Körper wie vor Beschämung. Lena nahm die Hände von den Augen und blickte auf, matt, teilnahmlos.

„Lena, könnten Sie aufsitzen und langsam bis zu der nächsten Ortschaft reiten, wo man einen Wagen für Sie besorgen würde?“ fragte Werner.

„Ich kann ohne weiteres nach Hause reiten,“ erwiderte sie immer an ihm vorbei, immer mit denselben schrecklichen, ins Leere stierenden Augen. Als er sie aber auf das Pferd heben wollte, wies sie ihn von sich. „Green wird mich hinaufheben,“ sagte sie.

Immer stärker umschwebte ihn die Ahnung eines ungeheuren, unaussprechlichen Glückes. Jede andere Empfindung in ihm war ausgelöscht.

Teilweise im Schritt, teilweise im leichten, leise wiegenden Galopp, Lena immer zwischen Werner und dem Groom, legten sie den Weg nach der Villa zurück.

Als sie vor der marmornen Freitreppe hielten, kam Werner geschickt dem Groom zuvor, und Lena wie ein Kind mit beiden Händen um die Taille nehmend, hob er sie herab. „Ist Ihnen jetzt besser, Lena?“ fragte er leise.

„Besser?“ Sie zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Besser zum Sterben ist mir! Ich wollte, ich wäre tot!“

Da nahm er ihre Hand in die seine: „Denken Sie nicht an den Tod,“ flüsterte er ihr zu, „denken Sie daran, wie schön das Leben sein könnte, wie schön es noch werden muß!“

Ohne ihm eine Antwort zu geben, eilte sie schwankend an ihm vorüber in das Innere des Hauses.

— — — — — — — — — — — —

Stunden waren vergangen. Aus dem glorreichen Morgen war ein stumpfer, schwüler, öder Nachmittag geworden.

Die goldenen Dünste waren von der Erde hinweggeschwunden und hatten sich in ein eintönig graues Wolkengespinst verwandelt. Dicht und dumpf wölbte sich's da oben wie eine Mauer, die den Ausblick auf den Himmel versperrte. Je weiter der Tag vorrückte, um so unruhiger wurde Werner.

Wenn er nur hätte klug werden können aus ihr! Wäre es nur Schwäche und Hilflosigkeit gewesen, unter deren Bann sie seine Liebkosung ertragen? Aber der Ausdruck tiefer, trauriger, wunschloser Seligkeit auf ihrem bleichen Gesichtchen, was bedeutete der? Hatte er denn geträumt? Wird sie mich von ihrer Schwelle jagen, wenn ich das nächste Mal bei ihr anklopfe? fragte er sich, oder —

Er vermochte die peinigende Ungewißheit

nicht länger zu ertragen. Auf jeden Fall mußte er in die Villa hinaus, sich nach ihrer Gesundheit erkundigen.

Er eilte auf den Platz hinunter, stieg in eine Botte und ließ sich hinüberfahren nach der Villa Brancaleone. Vor dem Peristyl stand bereits ein Wagen. Werner erkannte den darin liegenden Überrock Enzersdorffs.

Verdrießlich zog er die Brauen zusammen. Nicht daß ihm die Anwesenheit Enzersdorffs irgendwelche weitergreifende Besorgnis eingeflößt. Das den Prinzen und Lena betreffende Geschwätz vom Vorabend hatte er bereits fast vergessen, aber die Anwesenheit irgend einer Person bei Lena war ihm momentan verdrießlich, weil er den dringenden Wunsch fühlte, sie allein zu sehen.

„Wollen Sie mich der Gräfin melden!“ rief er dem auf der Freitreppe stehenden Diener zu.

Der Diener verschwand. Binnen kurzem kehrte er wieder mit dem Bescheid: „Ihre Excellenz fühlt sich nicht ganz wohl, Ihre Excellenz empfängt heute nicht.“

Er war wie vom Donner gerührt.

* *
*

In Berlin hat sich allerhand zugetragen in den letzten Wochen. Linden schleicht herum wie ein Mondsüchtiger, erscheint drei- bis viermal in der Woche bei Else, um sich Trost und Nachrichten über Lena und über einen etwaigen Sinneswechsel ihrerseits zu holen, findet aber weder den gewünschten Trost, noch die gewünschten Nachrichten.

Die Nachrichten von Lena laufen überhaupt in letzterer Zeit recht spärlich ein. Sie selber schreibt wenig, und Werner erwähnt ihrer in seinen kürzer und kürzer werdenden Briefen mit aufregender Flüchtigkeit. „Habe bei Lena gespeist — großes Diner!“ oder: „Gestern eine Partie nach Tivoli, mit den und jenen Personen.“ Unter der vollständigen Aufzählung der Namen aller Beteiligten befand sich der Lenas; mehr schreibt er über sie nie.

Manchmal erwähnt er den Namen Enzersdorffs. Linden fühlt sich dadurch beunruhigt, Else nicht. Ein ganz anderer Kummer nagt an ihrem Herzen. Sie hat nicht Zeit, sich auch für Linden zu grämen. Ihre Wangen sind beträchtlich schmäler geworden und bleicher seit dem Aprilabend, wo sie Werner mit einem letzten herzlichen Kuß und Klaps hinausgestoßen hat auf die Treppe, hinaus in die weite Welt, in der er sich ein wenig herumtummeln sollte, um frischer und munterer zu ihr zurückzukehren, als er sie verlassen.

Längst hat sie begonnen, an der Heilkräftigkeit ihres Experiments zu zweifeln. In einem Fach ihres Schreibtisches liegen alle Briefe, welche er ihr seit seiner Abreise geschrieben. Es sind ihrer nicht so viele, als daß sie selbe nicht täglich durchlesen könnte, von dem ersten langen, weitschweifigen, sich nachlässig in den Redewendungen wiederholenden, herzlichen Heimwehbrief aus München bis zu der letzten sauber in kurzen, scharfen Sätzen verfaßten Postkarte aus Rom.

Es läßt sich nicht leugnen: je länger der Zeitraum wird, der ihn von ihr trennt, um so kürzer werden seine Briefe. Je mehr er zu schreiben hätte, um so weniger schreibt er.

Seit vier Tagen hat er gar nichts mehr von sich hören lassen. Sie wäre besorgt um ihn, wenn sie Lena nicht in Rom wüßte. So aber sagt sie sich: Wenn ihm etwas zugestoßen, wenn er krank geworden wäre, so hätte mich Lena benachrichtigt. Lena hat es mir ja sofort mitgeteilt, als er sich die Hand verstaucht hatte. Nein, er schreibt mir nicht, weil es ihn langweilt, mir zu schreiben. So entscheidet sie traurig, und dabei horcht sie hinaus, ob der Postbote nicht kommt.

Der Postbote war da. Wieder kein Brief. Vielleicht Nachmittag. Sie wischt sich die Thränen aus den Augen, zieht noch einmal den ganzen Vorrat von Werners italienischen Reisebriefen aus dem Schubfach, in welchem sie dieselben aufzubewahren pflegt, liest sie alle von der ersten bis zur letzten Zeile durch, küßt sie und legt sie an ihren Aufbewahrungsort zurück.

Die Fenster ihres Zimmers stehen offen, der helle Maisonnenschein dringt in dieselben herein über die Wipfel mächtiger, rot und weiß blühender Kastanienbäume. Die Fenster gehen auf den Garten, in welchem die Kinder spielen. Man hört ihre Stimmchen bis herauf.

Plötzlich fängt Else an, krampfhaft zu schluchzen.

Ihre Gedanken schweifen weit zurück, bis in die ersten Zeiten ihrer Ehe, das halbe Jahr in Berlin. Wie unerträglich sie damals den Aufenthalt in der ihr gänzlich fremden Großstadt gefunden trotz aller Flitterwochen-Verliebtheit. Und doch denkt sie jetzt mit quälender Sehnsucht gerade an dieses halbe Jahr zurück. Wenn sie noch einmal anfangen könnte in der hübschen bescheidenen Wohnung in der Dorotheenstraße! Sie hatte ihn ungemütlich gefunden; aber wenn sie zurückdachte! Es war ein anderer Mensch gewesen als jetzt. Die Ritterlichkeit aller seiner Lebensansichten, sein hoher, sittlicher und intellektueller Idealismus, sein reges Interesse an allem, was schön und edel war, und dabei der kindliche Ernst, die rührende Reinheit und Zartheit seines Wesens traten ihr in das Gedächtnis zurück so klar, so deutlich. Sie sah sein Gesicht vor sich, wie er neben ihr gesessen in der Singakademie während der Aufführung von Schumanns „Faust". Sie hatte sich damals geärgert über seine weltentrückte Begeisterung, die ihn in Regionen emporhob, in die sie ihm nicht zu folgen vermochte. Ein heftiger Zorn hatte sie erfaßt auf diese höhere Verrücktheit. Sie hatte ihm damals die Schokolade gereicht, um ihn zu ernüchtern, um ihn auf die Erde herunterzuziehen. Es war der erste Schritt gewesen; sie hatte ihr System durchgeführt, jeden Tag hatte sie ihn ein wenig tiefer auf die Erde herabgezerrt, ihm etwas mehr davon abgewöhnt, was ihr an ihm unbequem war. Je nüchterner er wurde, je kindischer er mit ihr scherzte, um so besser gefiel er ihr. Und so — und so —

Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn sie ihn hätte zurückhaben können, wie er früher gewesen war: heftig, unvernünftig, aber von jeglichem Erdenschmutz, von jeglicher Unlauterkeit mit wahrer Wut sich abkehrend.

„Gott verzeihe mir, was ich an ihm verbrochen!" rief sie aus, und dann setzte sie hinzu: „Aber warum ließ er mich auch — warum hat er nicht anders gewollt! Ich hätte ja alles gelernt, wenn ich nur gefühlt, daß es ihm ernstlich darum zu thun gewesen wäre; selbst mich begeistern für den zweiten Teil des ‚Faust'!" Sie lachte ein wenig mitten zwischen die Thränen hinein. „Aber es schien ihm schließlich gleichgültig, ob so oder so. Alles schien ihm gleichgültig, das ganze Leben. Ich begreif's nicht recht. Manchmal dächte ich fast, daß er mich nie so recht lieb gehabt hat; aber es ist häßlich, so etwas zu denken. Weshalb hätte er mich eigentlich genommen? Wegen meines Geldes?"

Sie runzelte empört die Augenbrauen, die Thränen traten ihr von neuem in die Augen. Sie nahm eine Photographie in die Hand, die auf ihrem Schreibtisch stand und auf der er noch als Lieutenant in Uniform abgebildet war, sitzend, seinen Säbel zwischen den Knien, lang und mager, mit tiefen ernsten Augen und einem fröhlichen Zug um den Mund. Nein, der Werner von damals hatte kein Verständnis für materielle Vorteile! Sie küßte das kleine Bildchen mehrmals zärtlich. Seine geradezu naive Unbeholfenheit den Erleichterungen gegenüber, welche ihm der durch seine Heirat erworbene Wohlstand bot, fiel ihr ein; wie schwer es ihm geworden, sich an den elementarsten Luxus zu gewöhnen, wie er unbefangen ihr Unbequemlichkeiten zugemutet, die mit ein paar Pfennigen zu beheben waren. Wie gleichgültig es ihm war, ob er eine oder fünf Treppen stieg und ob er Trüffeln oder Kartoffeln aß.

Sie selbst hatte ihn künstlich dazu erzogen, sich darüber zu ärgern, wenn er fünf Minuten auf sein Mittagessen warten mußte, und die Laune zu verlieren, wenn ein Fisch aufgetragen wurde, der nicht ordentlich zubereitet war.

Er war grenzenlos genügsam gewesen; sie erst hatte ihn anspruchsvoll gemacht.

Ihre Thränen flossen stärker; es fiel plötzlich Licht in ihre Seele, dort wo sie früher dunkel gewesen war.

Genügsam, anspruchsvoll — das waren so Worte. Allen wichtigen Dingen des Lebens stand er jetzt eigentlich genügsamer gegenüber als ehedem. Sein materielles Wohlergehen war ihm freilich herzlich gleichgültig gewesen vormals, aber von Gott und den Menschen hatte er mehr verlangt und erwartet als jetzt. Er hatte ihnen gegenüber die Ansprüche erhoben, die man an die Dinge stellt, die einem heilig sind, an die man glaubt. Jetzt war ihm nichts mehr heilig, und er glaubte an gar nichts mehr.

Ja, sie sah ihn vor sich, wie er einst gewesen und wie er jetzt war, und sie schauderte. Sonst war niemand gewesen wie er, jetzt war er wie alle anderen: ein bißchen hübscher, ein bißchen vornehmer, ein bißchen gutmütiger, im übrigen aber wie alle anderen. Sie hätte ihn vernichten, sich umbringen mögen aus Verzweiflung über das, was sie aus ihm gemacht, wenn sie es nicht gefühlt, daß hinter dem allen noch der alte Werner in ihm steckte, den sie so schwärmerisch geliebt, den sie noch liebte und der es schließlich der Mühe wert war.

Wenn er nur wiederkäme! Sie wollte ein ganz anderes, neues Leben mit ihm beginnen. Ach, wenn er nur käme!

Sie stellte Werners Photographie an deren alten Platz, trocknete sich die Augen und entschloß sich, ein paar Wege zu machen, um sich zu zerstreuen. Sie klingelte ihrer Jungfer, setzte ihren Hut auf, zog die Handschuhe an und ging in den Garten hinab, um den Kindern adieu zu sagen. Ohne von den Kindern Abschied zu nehmen, verließ sie das Haus nie.

Der Garten war voll hellen Sonnenscheins und schwarzer Schatten. Die Magnolienbüsche auf den Rasenplätzen blühten, Miß Miller saß unter einem Kastanienbaum auf einer grünen Gartenbank und häkelte an irgend etwas aus dicker roter Wolle, Rodi und Dinchen spielten im Sande, sie legten einen Garten an, einen Sandberg, den sie mit abgerissenen Blumen besteckten. Die Füßchen leicht ausgespreizt, die Händchen auf den Hüften, stand Lieschen neben ihnen und betrachtete ihr Werk. Etwas in ihrer Kopfhaltung, in ihren dunklen Augen mahnte an den Vater, „wie er einst gewesen war“. Else hob die Kleine auf ihre Arme und küßte sie. Nun ließen die anderen Kinder ihr Spiel liegen und hingen sich an die reizende Mutter. Else hatte Mühe, ihnen mit Liebkosungen allen Genüge zu thun. Halb lachend, halb mit Gewalt riß sie sich endlich von dem kleinen Volk los.

Man kann mich ja schließlich noch lieb haben! dachte sie in einer Art naiver Verdrießlichkeit vor sich hin, während sie, nun quer durch das Haus, welches sie bewohnte, schreitend, auf den Leipziger Platz trat. Warum wird's ihm denn so schwer — warum? Unsinn! Das sind so Hypochondrien. Ich vertrage die Stadtluft nun einmal nicht im Sommer, und dann — das läßt sich nun einmal nicht leugnen — ich sehne mich eben nach ihm.

Sie bog in die Bellevuestraße ein.

Aus der Richtung der Siegessäule drang es wie ein breiter Bach rötlich flimmernden Sonnenstaubes durch die ganze Allee. Goldumleuchtet ragten die rötlich weißen Blütenfackeln der Roßkastanien aus einer Wirrnis grüner Blätter. In allen Gärten blühte es. Sie läutete an dem Thor des Hauses, das die Sydows jetzt mit der alten Gräfin Lenzdorff bewohnten, und ging in den zweiten Stock hinauf, wo sie den Diener, welcher ihr die Thür öffnete, frug, ob Frau von Sydow empfinge.

Der Diener — es war Goswyns Ordonnanz, ein Aushilfsdiener, der die Thür nur aufmachte, wenn der erste Bediente auswärts beschäftigt war — kraute sich mit seiner roten plumpen Hand hinter seinem roten plumpen Ohr und antwortete: „Nicht jeden!“

Sonst hätte Else wohl über diese Auskunft gelacht, heute war sie in empfindlicher Stimmung; sie übergab dem ungeschlachten Knappen ärgerlich ihre eingeknickte Visitenkarte und ging ihrer Wege. Kaum hatte sie den ersten Treppenabsatz erreicht, so hörte sie sporenklirrende Männerschritte hinter sich. Goswyn von Sydow war ihr nachgeeilt, um sie „einzufangen“, wie er sich ausdrückte.

Lachend reichte er ihr seinen Arm und führte sie nun zu Erika hinein, die bereits ihr Schlafzimmer verlassen hatte, aber noch nicht ausging. Sie lag in ihrem mit hübscher heller Cretonne ausgeschlagenen Boudoir auf einem Ruhebett, trug ein weißes Morgenkleid und sah wie die meisten jungen Mütter eigentlich noch gar nicht frauenhaft aus, sondern hatte in ihrem zarten bleichen Antlitz jenen Zug verklärter Mädchenhaftigkeit, zärtlicher Unschuld, wie er aus den Gesichtern besonders reizvoller Madonnen spricht. Die ganze nergelnde Altklugheit ihres früheren Wesens war von ihr geschwunden, sie stand dem heiligen Wunder des Lebens so schüchtern und andächtig gegenüber wie nur eine.

Nur Goswyns energisches Dazwischenschreiten hinderte sie daran, aufzuspringen

und Else entgegenzugehen. So mußte sie sich damit begnügen, sich halb von ihrem Lager aufzurichten und die Arme nach ihrer Cousine auszustrecken.

„Wie lieb, daß du kommst! Aber welche Idee, mich mit einer Visitenkarte abspeisen zu wollen!"

„Ich fragte draußen deinen dicken Kerl, ob du empfängst; er antwortete mir mit bedeutungsvoll in die Stirn gezogenen Brauen: ‚Nicht jeden!' Da war ich beleidigt und lief davon," sagte Else.

„Höre, Else, um so etwas übel zu nehmen, mußt du schlechter Laune gewesen sein!" rief Erika. „Das ist ja zum Totlachen! ‚Nicht jeden!' Was sagst du dazu, Goswyn? Hast du je so eine Tölpelei gehört? Du mußt Stulpe doch ordentlich die Ohren ausreißen! Daß du übrigens noch nicht im stande warst, ihm ein menschlicheres Betragen beizubringen, begreife ich nicht! Ein bißchen muß er sich doch zu halten lernen, da er hier und da für Müller eintreten soll!"

„Ich werde mich jetzt seiner Erziehung ernstlich annehmen," versicherte Goswyn mit Humor, „gegenwärtig war ich eben durch andere Interessen stark abgezogen."

„Infolgedessen wollen wir dich noch entschuldigen," meinte Erika. „Aber ich bitte dich, laß dort den Store ein wenig herunter, die Sonne scheint mir gerade in die Augen. Noch ein wenig mehr. Nein, das ist zu viel! Jetzt ist's recht. Und bring Else den goldenen Becher, den die Großmutter dem Kleinen zur Taufe geschenkt hat. Entzückend! nicht wahr, Else? Stell ihn wieder hin, Goswyn, und dann läute und bestelle etwas zum Trinken für uns."

„Was denn, mein Engel? Thee?"

„Wünschest du Thee oder lieber etwas recht Kühles, Else?"

„Lieber etwas Kühles," erwiderte Else, der das im Grunde ganz gleichgültig war. Blaß und still saß sie zu Häupten des Ruhebettes und redete kein Wort.

Ihr Herz wurde ihr schwerer mit jeder Minute.

„Bestell Orangeade, Goswyn, und sie sollen drum hinunterspringen zum Koch, der macht sie so gut," bat Erika.

Goswyn hatte die Orangeade bestellt, und jetzt mit seinen langen gemächlichen Schritten auf die junge Frau zugehend, fragte er lächelnd: „Weitere Aufträge hast du keine, Erika?"

„Nein, momentan nicht," erwiderte sie und blinzelte ihm aus halb geschlossenen Augen verliebt und selig ins Gesicht; dann streckte sie ihm beide Hände entgegen: „Recht gemütlich sein sollst du und dich niedersetzen neben mich; aber vorher gieb mir noch einen Kuß, mein alter Mann, wenn du dich nicht vor Else genierst."

„Else wird verzeihen, in Berücksichtigung der Nebenumstände," meinte er gutmütig, indem er seine junge Frau ein klein wenig aus dem Kissen hob und herzlich auf den Mund küßte. Dann setzte er sich neben sie auf das Ruhebett. Erika hatte eine seiner Hände festgehalten und streichelte sie jetzt.

„O du Guter, Lieber, Geduldiger!" murmelte sie, und sich zu Else wendend: „Du hast keine Ahnung, was er sich alles von mir gefallen läßt — jetzt, meine ich. Bisher hielt er die Zügel und straff, das muß ich gestehen. Lieb und nachsichtig war er immer; aber so viel, wie er in aller Sanftmut, seit wir verheiratet sind, an mir herum erzogen hat, ist in meinem ganzen Leben nicht an mir herum erzogen worden! Es scheint nötig gewesen zu sein. Armer Goswyn! Aber jetzt — es giebt gar nichts auf der Welt, was er mir nicht zuliebe thäte, was er sich nicht von mir gefallen ließe. Und, siehst du, Else, manchmal macht es mir Spaß, ihn meine kleine Macht fühlen zu lassen, ihn recht herumzuhetzen in meinem Dienst, und dann, wenn er sich so gar nicht wehrt, wenn er mir alle meine Unarten durchgehen läßt, da —" Die Augen standen ihr plötzlich voll Thränen, sie führte seine Hand an ihre Lippen und küßte sie demütig.

„O du thörichtes Frauenzimmer!" wehrte ihr Goswyn. „Ich sehe schon, daß ich meine Erziehung wieder werde aufnehmen müssen! Ein wenig überspannt bist du noch immer. Eigentlich hoffte ich, dein letztes Erlebnis hätte dich beruhigt."

Dann lachten sie beide, nur Else lachte nicht, der stand das Weinen näher. Sie beugte sich über einen großen Strauß weißer Lilien in einem hohen Krystallkelch, um ihr betrübtes Gesichtchen zu verstecken.

Sie schämte sich ihrer Armut vor diesen zwei Reichen. Ihre Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, die Süßigkeit zu suchen, welche sie in der Gegenwart entbehrte. Vergeblich! Auf jeder Station, an der sich die Erinnerung aufhielt, selbst bei dem, was es in ihrer Ehe am innigsten, am zärtlichsten gegeben, begleitete sie das Gefühl eines Mangels.

„Die Lilien sind schön! Nicht wahr? Goswyn hat sie mir geschenkt," fuhr jetzt Erika fort. „Sag, hat dich dein Mann bei solchen Anlässen auch so verwöhnt wie mein Alter mich?"

Else zuckte leicht zusammen, und Goswyn, der (was man übrigens bei vielen Ehepaaren beobachten kann) mehr Zartgefühl, mehr psychologische Divinationsgabe besaß als seine Frau, rief hastig: „Aber Erika, das versteht sich ja doch von selbst!"

Else fühlte sich dennoch verpflichtet zu antworten, so schwer es ihr fiel. „Wie Rodi auf die Welt kam, da war ich hart am Sterben," erklärte sie, „und da hat er mich rührend gepflegt, aber bei den anderen — sie kamen so rasch hintereinander, es machte ihm weiter keinen besonderen Eindruck, er fand es so schrecklich selbstverständlich. Übrigens gehört er zu denen, welchen es nicht leicht wird, ihre Gefühle zu zeigen. Man muß ihn immer erraten. Aber wenn er auch keine Worte darüber macht, ich kenne ihn genau, ich weiß, wie er sich um uns sorgt, wenn uns irgend etwas fehlt. Es hat ja niemand ein wärmeres Herz als mein Mann! Darin ist er einzig! Wenn er es einmal einsieht, daß er jemandem weh gethan hat, wird er halb wahnsinnig!"

„Das ist richtig, dafür kenn ich ihn, und ich kenn ihn von Kindesbeinen, also viel länger als ihr beide," versicherte Goswyn. „Es ist überhaupt eine fabelhaft reiche Natur, in jeder Richtung begabt, außer für die praktischen Dinge des Lebens!"

Elses Augen waren fiebrig glänzend auf ihn gerichtet. Sie thaten ihm weh, sie schienen förmlich das Lob zu trinken, welches er ihrem Manne spendete.

„Offiziere, die mit ihm gedient haben, sagen mir immer, er habe für einen der fähigsten unter ihnen gegolten," sagte Erika. „Schade, daß er keine Beschäftigung hat!"

Else wurde dunkelrot, und Goswyn fiel ein: „Das läßt sich nicht so übers Knie brechen, liebes Kind. Gewisse Naturen können nun einmal im seichten Wasser nicht schwimmen. Über kurz oder lang wird er ja doch in den Reichstag gewählt, und dann sollt ihr sehen, wie er sich entfaltet!"

Wieder begegnete er dem Blick Elses, dem armen, durstigen Blick, der ihm dankte.

„Ich hoffe auch darauf," seufzte sie. „Leider heißt's noch ein paar Jahre warten!"

Soeben wollte sich Else von Erika verabschieden, da trat die alte Gräfin Lenzdorff ein, gerade wie eine Tanne, trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre schön, frisch, grauhaarig, lebensfreudig und todesgewärtig.

„Wie geht's meiner Verwöhnten?" rief sie schon an der Thür munter. „Was macht die ganze Familie? Ah, so lieben Besuch haben wir! Haben wir uns auch nicht zu sehr aufgeregt?"

„Nein, nein, wir waren sehr brav!" versicherte Goswyn lachend. „Die Polizei ist streng, das hilft immer."

„So! Nun, dann bin ich ja zufrieden," erklärte die alte Gräfin. „Und wie geht's Ihnen?" wendete sie sich an Else.

„O, ausgezeichnet!" erwiderte diese.

„Gute Nachrichten von Ihrem Mann?"

„O ja, sehr gute; er scheint sich vortrefflich zu unterhalten in Rom," versicherte Else.

„So! Ist er noch immer in Rom? Es soll heuer sehr heiß dort sein," meinte die alte Frau trocken, „und wie ich höre, wütet das Fieber dort."

„Aber Großmama, mach ihr doch keine unnützen Sorgen!" fiel Goswyn, dessen Aufgabe es heute zu sein schien, die unbewußten oder bewußten Unzartheiten seiner weiblichen Umgebung auszugleichen, der alten Frau ins Wort. „Alle diese Epidemien machen sich auf dem Papier viel schrecklicher, als wenn man mitten drin lebt, und ob ein paar Menschen mehr oder weniger neben ihm sterben, darum kümmert sich so einer wie Werner gar nicht, wenn er die Menschen nicht ganz besonders gern hat. Wenn das Haus über ihm brennte und er gerade mit etwas Interessantem beschäftigt wäre, so merkte er's nicht — wenigstens nicht, ehe jemand aus den Flammen um Hilfe schrie.

Dann wäre er allerdings flink bei der Hand!"

„Ich würde Ihnen dringend raten, um Hilfe zu schreien," bemerkte Gräfin Lenzdorff, „ich fürchte, das Haus brennt."

„Ihre Besorgnisse sind ganz unnütz," erwiderte Else empfindlich, wie immer, wenn irgend jemand wagte, etwas zu sagen, das nicht schlechtweg zur Verherrlichung ihres Mannes diente. „Werner kehrt in den nächsten Tagen zurück, er wartet nur ein Fest ab, das die Fürstin Mariani giebt. Er ist sehr munter und begeistert von allem Schönen, das er sieht; da will ich ihn nicht unnütz herausreißen. Ich bin froh, daß er sich endlich wieder einmal über etwas freut. Wenn der Aufenthalt in Rom augenblicklich so sehr gefährlich wäre, hätte mir Lena gewiß etwas darüber geschrieben."

„Ist Lena in Rom?" fragte Gräfin Lenzdorff. „Das wußte ich gar nicht. Nun, dann begreif ich, warum Enzersdorff hin ist."

„Enzersdorff?" wiederholte Erika.

Und Goswyn meinte nachdenklich: „Vielleicht gewinnt sie doch noch die Partie. Das würde mir imponieren."

„Übrigens scheint ja Rom geradezu eine Filiale von Berlin geworden zu sein," bemerkte Erika. „Die Orbanoffs befinden sich ebenfalls dort. Das erzählte uns deine Cousine Thilde, Goswyn, die mit der Fürstin in Korrespondenz steht. Bist du gar nicht eifersüchtig auf die schöne Ilka, Else?" lachte Erika mutwillig.

„Wie sollte ich!" flammte Else auf.

„Wie sollte sie!" rief Goswyn unwillig. „Die Spielerei mit der Kroatin war Werner nie einen Augenblick Ernst!"

„Aber der Kroatin war es entschieden Ernst," murmelte Gräfin Lenzdorff.

Eine tiefe Falte zeichnete sich zwischen Elses Augenbrauen, sie erhob sich. „Länger darf ich mich nicht bei dir aufhalten, Erika," bemerkte sie. „Noch eins: darf ich mir dein Kindchen nicht ansehen, eh ich gehe?"

„Der Kleine schläft," erklärte Erika, „sonst hätte ich dir ihn natürlich längst bringen lassen, mein Herz. Aber wenn du willst, so führt dich Goswyn in die Kinderstube. Der Kleine ist um ein Kilo schwerer geworden, seit du das letzte Mal hier warst, und süß ist er zum Aufessen. Denke dir, er lächelt schon. Ich begreife gar nicht, warum es immer heißt, kleine Kinder sind nicht hübsch. Mein Junge ist reizend," versicherte Erika mit Überzeugung.

Goswyn führt Else durch das an Erikas Boudoir stoßende Ankleidezimmer, durch das Schlafzimmer in die Kinderstube.

Leise tritt sie an die mit grüner Seide bespannte und mit weißen Spitzen verschleierte Wiege heran; leise hebt sie den Zipfel der Spitze und betrachtet das rosige Etwas in dem mit breiter Stickerei besetzten Kissen. Erika hat recht, der Kleine ist allerliebst, so hübsch, als ein vier Wochen altes Baby überhaupt sein kann.

Eine seiner winzigen Fäuste an seine Wange geschmiegt, schläft er fest. Die kleine Brust hebt und senkt sich regelmäßig, seine kleine Physiognomie drückt einen feierlichen Ernst aus.

„Daß aus so etwas ein Mensch wird," meint Goswyn, der wie die meisten jungen Väter seiner Rührung eine humoristische Seite abzugewinnen trachtet. „Und was er für nachdenkliche Gesichter schneidet, so ein Knirps! Das Ganze ist nicht größer als meine Hand."

„Er wird entschieden seinem Vater nachgeraten," meint Else, „und das ist auch das Beste, was ich ihm wünschen kann." Dann beugt sie sich über die Wiege, berührt leise eins der kleinen roten Fäustchen mit ihren Lippen, zieht sorgfältig den Spitzenschleier von neuem über den Wicht zusammen, sagt der Kinderfrau, die indessen mit dem großen, flachen, zufrieden vor sich hin lächelnden Gesicht, welches Kinderfrauen besonders eigen zu sein scheint, daneben steht, ein paar Worte über ihren Schützling und entfernt sich mit Goswyn.

Das Schlafzimmer, welches sie durchschreiten müssen, um in das Boudoir zurückzukehren, ist lang, der Teppich dick und weich. Die Thür des Boudoirs steht offen, und die Stimme der alten Gräfin Lenzdorff ist jetzt häufig unnötig laut. Aus einer offenbar ziemlich lebhaften Debatte mit Erika klingen zu Else die Worte der alten Frau hinüber:

„Natürlich hätte er mehr aus ihr machen können," ruft diese, „aber es hat ihm eben

der Schlüssel zu ihrer Individualität gefehlt! Was willst du? Er hatte nun einmal keine Neigung für sie!"

Unwillkürlich zuckt Else zusammen. Von wem kann die Rede sein?

„Die Großmutter ereifert sich schon wieder über das Schicksal der Lina Edelfelt," sagt Goswyn mit erstaunlicher Geistesgegenwart, „das ist seit vierzehn Tagen ihr Steckenpferd."

Else blickt ihn aus unruhigen Augen mit eigentümlich trauriger Innigkeit an. Sie weiß nicht, ob sie ihm glauben soll, aber sie ist ihm dankbar. „Arme Lina Edelfelt," murmelt sie. „Schrecklich! an einen Mann verheiratet zu sein, der nie eine rechte Neigung für einen gehabt hat! Schrecklich! nicht zum Ausdenken! Schrecklich, Goswyn! Ich bitte Sie, zeigen Sie mir einen Weg hinaus, wo ich nicht mehr an Gräfin Lenzdorff vorbei muß; ich möchte mich nicht gern noch einmal verabschieden, es ist so umständlich!"

„Else, Ihnen ist nicht wohl," sagt Goswyn, wobei er die junge Frau ihrem Wunsche gemäß durch eine Seitenthür aus dem Schlafgemach herausführt. Soll ich Ihnen ein Glas Wasser besorgen?"

„Nein, nein," versichert ihm Else hastig, „ich eile nach Hause! Die Kinder werden gar nicht mehr wissen, was aus mir geworden ist, sie warten mit dem Vesperbrot auf mich!"

„Nun, dann gestatten Sie mir, daß ich Sie begleite, Else. Gönnen Sie mir eine halbe Minute, meinen Säbel umzuschnallen. So mit dem blassen Gesicht mag ich Sie nicht in der Bruthitze allein wissen auf der Straße. Wenn die gnädige Frau nach mir fragen sollte, Stulpe, so sagen Sie, ich käme gleich, ich sei nur mit Frau von Schlitzing gegangen," trug er dem Diener im Vorzimmer auf.

Damit eilte er hinter Else drein über die Treppe in die Bellevuestraße hinab. Ein grenzenloses Mitleid hatte ihn erfaßt; stumm ging er neben ihr und blickte sie zuweilen besorgt von der Seite an, ohne ein Wort an sie zu richten.

Er geleitete sie bis in den Garten, wo ihre Kinder spielten. Als er am Anfang des Gartens durch das Rauschen der Bäume hindurch die kleinen Stimmen hörte, blieb er stehen. Er wußte sie geborgen. „Adieu, Else," sagte er, ihre kleine Hand in seine große nehmend.

„Adieu," murmelte sie tonlos. „Ich danke Ihnen, Goswyn."

„Ich möchte doch wissen, für was?" fragte er, plötzlich stehen bleibend.

„Dafür ... dafür, daß Sie heute der einzige waren, der mir nicht wehe gethan hat."

Er küßte ihr noch einmal die Hand, dann kehrte er um. „Gott behüte einen vor zu gescheiten Frauen, besonders wenn sie alt und taub werden," murmelte er, während er, aus purem Zorn seinen Säbel neben sich her rasseln lassend, nach Hause zurückkehrte. „Es taugt nun einmal nichts, wenn eine Frau zu viel Verstand im Leben mit bekommen hat, sie macht doch immer einen unvorsichtigen Gebrauch davon. Es ist, als ob man einem Kind Dynamit gegeben hätte zum Spielen."

Goswyn hatte es der Großmutter noch immer nicht verziehen, daß sie mit ihrem glänzenden Verstand einmal Erika bis an den Rand des Abgrunds getrieben.

(Schluß folgt.)



Straße in Apia (in der Nähe des deutschen Konsulates).

Aus der Südsee.

Von

Paul Neubaur.

Es war im September des Jahres 1888, als der Verfasser von Sidney aus mit dem deutschen Reichspostdampfer „Lübeck" der Südsee-Zweiglinie eine Reise nach den Tonga- und Samoa-Inseln antrat, welche ursprünglich nur dem Zweck des Vergnügens dienen sollte.

Noch lag die Ruhe des Morgens über dem Hafen, als die „Lübeck" ihren Platz neben dem „Hohenzollern", dem mächtigen Dampfer der australischen Hauptlinie des Norddeutschen Lloyd, verließ und vorüber an den zahllosen in der Bai ankernden Schiffen, vorüber an den reizenden, tief einschneidenden Buchten des landschaftlich so überaus schönen Hafens von Sidney, aus dem engen, natürlichen und durch steile, von Forts gekrönte Felsen verengten Einfahrtsthor in die Südsee hinausdampfte. Wohl machte ein Gefühl von Stolz uns Deutschen die Brust schwellen, als wir vom Promenadendeck unseres mit höchster Eleganz ausgestatteten Schiffes, eines Meisterstücks deutscher Arbeit, das herrliche Panorama genossen, wenn wir uns sagen durften, daß der Boden unter unseren Füßen deutscher Grund sei, und daß der stolze Dampfer, von dessen Seite wir uns eben gelöst hatten, erst

am Tage zuvor auf geradem Wege aus der Heimat, im Dienste deutscher Post und deutschen Handels, die Grüße der Heimat gebracht hatte, daß wir selbst endlich, schon 13000 Seemeilen von der Heimat entfernt, den fernen Inseln des Stillen Oceans zustrebend, noch einen Weg von 2500 Seemeilen auf einem Schiffe derselben deutschen Gesellschaft, des Norddeutschen Lloyd in Bremen, zurücklegen konnten.

Allmählich verschwinden die niedrigen Steilküsten Australiens am Horizont, nach Nordosten geht unser Kurs, dem Äquator entgegen, die unendliche Fläche des Stillen Oceans nimmt uns auf, noch einige Tage begleiten uns die majestätischen, ungeheuren Albatrosse, dazwischen schlanke, dunkelbraune Möwen im schnellen Fluge; hin und wieder schießt eine Herde Tümmler (Schweinfische) aus dem Wasser hervor, in graziösem Spiel unter dem Schiff hindurch, neben und vor demselben einherschwimmend, bis der stetige Lauf der „Lübeck" sie ermüdet hinter uns zurückläßt. Leider schienen Himmel und See wenig geneigt, das Vergnügen der Fahrt ungetrübt zu lassen, wie denn überhaupt der Stille Ocean in diesem Teile keineswegs seinem Namen Ehre macht. Riesige Wolkenmassen bedeckten schon am ersten Reisetage den Horizont, Regenböen sandten ihren Inhalt über das Schiff, heftige Windstöße wühlten die See auf und ließen die Seetüchtigkeit unseres Fahrzeuges im vollsten Maße zur Geltung kommen, ohne jedoch das wohlthuende Gefühl der Zusammengehörigkeit — es befand sich kein Angehöriger anderer Nationen unter uns — zu beeinträchtigen oder dem Eifer Abbruch zu thun, mit dem wir der bewährten deutschen Küche des Norddeutschen Lloyd alle Ehre anthaten.

Wenig Schiffe nur kreuzen überhaupt die unendliche Fläche der Südsee in diesem Teile, und erst am Nachmittag des fünften Reisetages unterbrach der Anblick von Land die Eintönigkeit der Wasserfläche. Fern zu unserer Linken tauchte in grauen Umrissen die steile Küste von Norfolk Island empor, eine ganz einsam gelegene kleine Insel, berühmt durch die wundervollen, unter dem Namen der Norfolktannen bekannten Koniferen. Allmählich wird die Gestaltung der Insel deutlicher, mit guten Gläsern ist die Bewaldung zu unterscheiden; zugleich aber bietet sich uns ein anderes interessantes Schauspiel: drei große Segelschiffe tauchen am Horizont auf; beim Näherkommen sind zwischen ihnen eine Anzahl Boote zu unterscheiden und inmitten der ganzen Flotille eine Herde mächtiger Walfische, aus deren Luftlöchern das Wasser fontänenartig umherspritzt — eine Walfischjagd im großen Stil, zu welcher sich in diesen Breiten häufig mehrere große Schiffe zu vereinigen pflegen, um die herdenweise sich tummelnden Walfische besser einkreisen zu können.

Aber schnell, einer Fata Morgana gleich, verschwindet auch dieses Bild unseren Augen, wieder durchfurchen wir einsam die graue Flut. Wir nähern uns den Tonga-Inseln, unserem ersten Reiseziel, und die Erwartung steigert sich: ist es doch die erste jener zahllosen Inselgruppen, deren Bewohnerschaft, deren Sitten und Zustände noch heute eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Menschheit bilden. Endlich, am achten Reisetage, grüßen uns bei Sonnenaufgang die bergigen Ufer von Eua, gekrönt von zahllosen schlanken Kokospalmen, deren Kronen wie ein Dach über der Insel zu schweben scheinen, während die schlanken Stämme in der Entfernung noch unsichtbar bleiben. Bald zeigt sich der niedrige, langgestreckte Strand von Tongatabu, der Hauptinsel des Tonga-Archipels, unseren Blicken, die Häuser von Nukalofa, dem Königssitze Tongas, tauchen auf, schlanke Boote der Tonganer durchschießen die Flut. Endlich nähert sich auch der Lotse in einem von vier Tonganern geruderten Boote; freundlich grinsend, grüßen die braunen, wollhaarigen Gesellen zu unserem Schiff empor, mit großer Gewandtheit ihr leichtes Boot an der Seite des dahingleitenden eisernen Riesen anhakend. Der Lotse selbst, in eine Art langen Militärrock gekleidet, dazu aber eine nur bis zum halben Oberschenkel reichende Hose und weder Schuhe noch Strümpfe tragend, klimmt mit wenigen Sätzen an Bord, jedem ihm Begegnenden freundlich die Hand schüttelnd und einige deutsche Worte radebrechend. Beiläufig bemerkt, führt der gute Mann den idyllischen Namen Philemon und ist nicht wenig stolz darauf. Noch eine kurze Spanne Zeit, und wir erkennen neben einer ziemlich bedeuten-

den Anzahl von Ansiedelungen europäischer Kaufleute und Missionare die in höchst gefälligem Stil und in ganz europäischer Weise erbaute Villa des Königs, umgeben von einem weiten, vortrefflich eingezäunten Garten, in dessen Mitte sich ein Musikpavillon befindet; neben dem Palast des Königs die in der That wunderschöne Hofkirche. Vom Lande aus streckt sich ein ziemlich langer Holzdamm in die See hinaus, an welchen das Boot, das uns ans Land trägt, anlegt, und an dem uns abermals ein Zeichen modernster Kultur überrascht, nämlich der weit in die Insel hinein führende Schienenweg einer schmalen Bahn, auf welcher die Erzeugnisse der Insel an die Schiffe zur Verladung gebracht werden.

Es sei gestattet, die Verhältnisse der Tonga-Inseln, wie sie gegenwärtig liegen, und das Entstehen derselben mit kurzen Worten zu streifen. Über den gesamten Archipel herrscht der greise König Georg, ein alter, weißhaariger Gentleman, welcher, wenn gerade keine fremden Besucher auf den Inseln sind, oder wenn er im Inneren seiner Villa ist, sich tonganisch kleidet, bei allen feierlichen Gelegenheiten oder bei der Anwesenheit Fremder jedoch durchaus europäisch, mit schwarzem Gehrock und weißer Krawatte, regulären Beinkleidern und Stiefeln, einem Cylinder und mit einem Stock bewaffnet auftritt. Seine rechte Hand, oder vielmehr die eigentliche Seele aller auf den Tonga-Inseln eingeführten neueren Kultur, ist ein englischer Missionar Namens Baker. Derselbe gehörte ursprünglich der Wesleyanischen Kirche an, für welche er nach den Tonga-Inseln gesandt wurde; infolge von Zwistigkeiten aber mit seinen Oberen bestimmte er den König zur Einführung einer eigenen tonganischen Staatsreligion auf den Grundlagen der anglikanischen Kirche. Zugleich übernahm er die Stelle des Premierministers und hat als solcher, wie man auch sonst über seine Charaktereigenschaften und seine Motive denken mag, in der That auf den Inseln Bedeutendes geleistet. Dahin gehören in erster Linie die Bestrebungen für die allgemeine Sittlichkeit, welche ihren Ausdruck hauptsächlich darin finden, daß durch königliches Edikt besonders den tonganischen Mädchen und den Frauen der Kleiderzwang auferlegt und Immoralität in sehr harter Weise durch Zwangsarbeit bestraft wird. Ferner ist das Steuersystem auf den Inseln durchaus geregelt, und die Insulaner selbst sind teils durch allmähliche Gewöhnung, teils durch Zwang zur Arbeit erzogen worden. Alle Bewohner der Inseln sind Christen, und zwar wird gegen die Missionare jeden Bekenntnisses Duldung geübt; im großen Ganzen gehören die Tonganer entweder der oben bezeichneten tonganischen Staatskirche, oder dem Wesleyanischen, oder dem durch französische Maristen verbreiteten katholischen Bekenntnis an.



Tonganer.

Regierungsgebäude, Justizamt, sowie die Post und das Hafenamt liegen am Strande in der Nähe des Hauses des Königs; die Post wird durch einen Engländer verwaltet, und die Tonga-Inseln haben im Weltfeuer bezeichnet, auch der Lotsendienst ist gut geregelt.

Im allgemeinen herrscht auf den Tonga-Inseln eine Hinneigung zu Deutschland, wie denn auch der weitaus überwiegende Teil



Vegetation und Hütten auf der Halbinsel Mulinuu (Apia-Hafen), dem alten Königssitz der Samoaner. (Deutscher Besitz.)

postverein Aufnahme gefunden; ebenso sind auch die derselben Behörde unterstehenden Hafenverhältnisse recht gut geordnet. Die überaus schwierige Einfahrt durch die Korallenriffe ist durch Bojen und durch Leucht-

des ganzen tonganischen Handels sich in den Händen der Handels- und Plantagen-Gesellschaft für die Südsee-Inseln (Hamburg) befindet, welche auf den Inseln sechsundzwanzig Stationen und darüber eine Agentur unter-



Wohnhaus eines Plantagen-Vorstehers auf einer Plantage der Deutschen Südsee- und Plantagen-Gesellschaft.

hält, an deren Spitze der deutsche Konsularagent Herr von Treskow steht. Im Hause des Königs selbst grüßen den Fremden in der ausgedehnten Flurhalle die lebensgroßen Bilder Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Bismarck; das Prachtbett des Königs ist aus Berliner Gewerbethätigkeit hervorgegangen, auch das Denkmal für den verstorbenen Kronprinzen Wellington ist in Deutschland angefertigt. Einen besonders überraschenden Anblick bietet das Innere der obenerwähnten Hofkirche; dieselbe ist ganz und gar europäisch gehalten, von den Tonganern unter der Leitung weißer Handwerker erbaut, und besitzt im Inneren eine wirklich wunderschöne, im gotischen Stil ausgeführte Ausstattung, geschnitzte Bänke, einen sehr kunstvoll gebauten Altar, eine geschmackvolle Kanzel, endlich, zur Seite des Altars, zwei prächtige thronsesselartige und mit roten Sammetkissen belegte Stühle für den König und die Königin.

In der Nähe der Staatskirche liegt ein anderes Gotteshaus, welches in seinem Bau noch interessanter als das erste erscheint; dasselbe ist durchweg Tonganer Arbeit, faßt etwa dreihundert Personen und ist ohne Verwendung von Eisen erbaut; besonders interessant ist das den Hütten nachgebildete hochragende Dach, dessen Balken in höchst kunstvoller Weise durch Palmfaserschnüre verbunden sind, während die Decke selbst wunderhübsche Muster in Flechtwerk aufweist.

Ungemein wohlthuend berührt allenthalben, wohin man sich auf der Insel wendet, der unverkennbare Fleiß der Insulaner; die Hütten selbst, unter dem ewig grünenden Dach der Kokospalmen verstreut, wie in einem ungeheuren Parke liegend, sind häufig von Gärten umgeben; Haustiere, wie Hunde, Schweine und Hühner in großer Zahl, weiterhin wohlangelegte Pflanzungen von Yam, Taro und Bananen, machen das Ganze zu einem lachenden Landschaftsbilde. Aus allen Hütten tönt ein auf ungeheuer weite Entfernungen hörbares Klopfen: die Herstellung der Tapamatten, deren jede Familie jährlich eine gewisse Anzahl fertig zu stellen hat, eine Arbeit übrigens, die fast ausnahmslos von Frauen verrichtet wird, während die Männer dem Fischfang obliegen.

Schon auf den Tonga-Inseln war uns die Kunde von den Unruhen zugegangen, welche wenige Tage zuvor erst auf dem Samoa-Archipel ausgebrochen waren, und mit begreiflicher Spannung legten wir die letzte, nur noch etwa fünfhundert Meilen lange

Strecke zurück, welche uns noch von Apia trennte. Bereits am Morgen des zweiten



Samoanische Häuptlingshütte.

Tages nach der Abfahrt von den Tonga-Inseln tauchte die Samoa-Gruppe vor uns auf, hier und da kleine, mit üppigster Vegetation bedeckte Inseln, im Hintergrunde die hochragenden Gebirge von Sawaii, der größten Insel des Ar-



Hütte auf Samoa im europäischen Stil.

chipels, zu unserer Linken, lang dahingestreckt, die wichtigste Insel Upolu. Allenthalben ein überaus reicher Baumwuchs, bis unmittelbar an den flachen Strand erstrecken sich die Haine der Kokospalmen, die schlanken Wipfel in den Strandwellen spiegelnd, unter dem grünen Laubdach hochragende Dächer samoanischer Dörfer, auf den die Insel von allen Seiten und in großer Ausdehnung umgebenden Riffen zahlreiche Eingeborene, mit Fischfang beschäftigt, den vorübereilenden Dampfer mit Winken begrüßend. Über uns ein wolkenloser Himmel, die Luft durch eine leichte Brise gekühlt, unter uns das dunkle Blau der unermeßlichen Tiefe. Bald aber ändert sich die Farbe des Wassers, die Fahrt des Schiffes wird verlangsamt, sorgsam späht das Auge des Kapitäns und der Offiziere von der Kommandobrücke hinaus. Wir kommen in den Bereich der Riffe. Von allen Seiten her strecken die Korallen ihre zackigen Häupter bis zur Meeresoberfläche empor, in der Nähe des Landes ragen sie bei niedrigem Wasser über die Wasserfläche hinaus, zwischen sich nur ein enges, in vielen Winkeln abgebrochenes Fahrwasser frei lassend. Die Farbe der See zeigt nur im tiefen Wasser das bisherige Blau, während auf den Riffen selbst, je nach ihrer tieferen oder höheren Lage, alle Abtönungen durch Grün hindurch bis zum fahlen Gelb sich abzeichnen. Hier und da erscheint mitten im Wasser ein kleiner, gelber Fleck, eine einsam

aufragende Korallenbank; das Ganze bietet eine landkartenähnliche Zeichnung dar und erfordert beim Einsegeln die gespannteste Aufmerksamkeit der Leiter und die volle Manövrierfähigkeit des Schiffes. Endlich öffnet sich vor uns eine weite Bai, in welche die tiefe Wasserstraße hineinmündet, bald sich verbreiternd, bald wieder enger werdend. Am Strande tauchen, weit dahingestreckt, weiße Häuser von europäischer Bauart auf, einige Kirchen strecken ihre Türmchen zum Himmel empor, über einem stattlichen Gebäude weht die deutsche Reichsflagge, an vielen anderen Stellen die deutsche Handelsflagge: Apia liegt vor uns, und in der Mitte anderer Schiffe rasseln unsere Anker in die Tiefe.

Wo auch immer der Deutsche außerhalb des Vaterlandes auf den Deutschen trifft, überall darf er von vornherein die ausgedehnteste Gastfreundschaft erwarten, um wieviel mehr hier, im fernsten Teil der Südsee, wohin doch nur selten die direkte Kunde aus der Heimat von Mund zu Mund getragen wird, wieviel mehr noch in einem Augenblick, in welchem das Deutschtum auf den Inseln und die deutschen Interessen durch die Wühlereien der anderen Nationen bedrängt erschienen, wo unsere Landsleute, welche jahrelang von der Heimat getrennt gelebt haben, mit Begier auf das Urteil des neu Angekommenen lauschen, um aus diesem Urteil einen Schluß auf die allgemeine deutsche Stimmung in Rücksicht auf die fernen Pioniere der Kultur ziehen zu können.

So begrüßte uns auch hier unmittelbar nach unserer Ankunft eine Reihe der hervorragendsten Deutschen: der Arzt, einige Herren von der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, der deutsche Postverwalter, die Herren des Konsulats und andere.

Es sei gestattet, an dieser Stelle einige allgemeine Angaben über die Samoa-Inseln einzufügen. Die Samoa-Inseln wurden entdeckt im Jahr 1768 durch Bougainville. Der Archipel, auf dem 14. Grade südlicher



Haus auf Samoa.

Breite und 172. Grade westlicher Länge gelegen, umfaßt die vier größeren Inseln Upolu, Sawaii, Tutuila und Manua, sowie eine Reihe kleinerer Inseln. Von diesen mißt die Insel Upolu etwa sieben deutsche Meilen in der Länge bei zwei Meilen größter Breite, während die Insel Sawaii etwa achtzehn Quadratmeilen groß ist. Die Gesamtbevölkerung der Inseln beziffert sich auf etwa 38 000 Eingeborene und etwa 300 Europäer. Von den Europäern sind 180 Deutsche, die übrigen 120 verteilen sich auf

Amerikaner, Engländer, Skandinavier und die Angehörigen der katholischen französischen Maristenmission.

Das wesentlichste Interesse beansprucht die Insel Upolu; abgesehen davon, daß sie die größte Bevölkerung des Archipels beherbergt, ist auf Upolu der Sitz aller europäischen, beziehungsweise amerikanischen Ansiedelungen, außerdem der Sitz des Königs und naturgemäß der Mittelpunkt für den gesamten Handelsverkehr mit den Inseln. Ebenso sind alle Besitzansprüche an samoanisches Land im wesentlichen auf die Insel Upolu vereinigt, da dieselbe die fruchtbarste der ganzen Inselgruppe ist, während Sawaii, auf welcher zu ungefähr gleichen Teilen deutsches und englisches Besitztum vorhanden ist, wegen der im Innern liegenden Gebirge für die Plantagen-Anlagen sowohl, wie für die natürliche Hervorbringung der Kokospalme weniger geeignet ist.

Für die Gestaltung der gegenwärtigen Besitzverhältnisse auf den Inseln ist bereits die Thätigkeit des Hauses Godefroy, welche durch die Deutsche Südsee-Plantagen-Gesellschaft fortgesetzt ist, bahnbrechend und ausschlaggebend gewesen. Der Besitz selbst setzt sich aus Ländereien zusammen, welche den Eingeborenen unter völliger Entäußerung aller Rechte derselben abgekauft worden und unantastbar sind. Der deutsche Anteil an diesem Besitz umfaßt zunächst zwei sehr ausgedehnte, zusammenhängende Landstrecken, deren eine, die westliche, zum größeren Teil in dem Distrikt Aana gelegen ist, während die östliche, von Apia beginnend und durch die ganze Insel hindurch sich erstreckend, zum größeren Teil in dem Mitteldistrikt der Insel, Tuamasanga mit Namen, gelegen ist und einen Teil des Ostdistrikts Atua mit umfaßt. Dem Flächeninhalt nach umfaßt das deutsche Besitztum etwa 60 000 Acres oder 24 000 Hektar = 96 000 Morgen. Demgegenüber umfaßt der englische Gesamtbesitz auf der Insel ungefähr 7000 bis 8000 Acres an zerstreuten Punkten und der amerikanische Besitz ebenfalls etwa 8000 Acres in einer größeren und vier kleineren Enklaven, von denen nur zwei an der See gelegen sind. Der gesamte amerikanische Besitz befindet sich mit Ausnahme des streitigen Stückes, welches von einem gewissen Williamson beansprucht wird, im Besitze der Central Polynesian Land Company. Die Amerikaner besitzen auf der Insel keine einzige Plantage, die Engländer haben zwei kleine Versuchsplantagen im Gesamtumfange von ungefähr 500 Acres (= 200 Hektar), Deutschland besitzt dagegen Plantagen im Umfange von 8000 Acres oder 3200 Hektar. Diese Plantagen umfassen den Anbau der Kokospalme auf rationeller Grundlage, und zwar auf der Mehrzahl der Plantagen, ferner Kaffee auf der Plantage Utumapu und Baumwolle auf den Plantagen Vaivase und Vaitele; daneben wird auf beiden letzteren Plantagen Rindviehzucht betrieben, welche fast alles Fleisch für die Insel liefert.



Samoanerin, zum Siwatanze geschmückt.

Abgesehen von dem zusammenhängenden Lande und den Plantagen, umfaßt der deutsche Besitz aber noch eine Menge kleinerer Enklaven, welche an der Küste und im In-

neren zerstreut sind, meist an solchen Stellen, welche einen besonders starken Bestand an Kokospalmen zeigen, ferner einige kleinere Inseln in ihrem ganzen Zusammenhange, endlich auf Upolu selbst etwa vierzig Stationen, auf welchen einzelne Händler angesiedelt sind und von hier aus den Einkauf der Kopra, beziehungsweise den Austausch gegen europäische Erzeugnisse mit den Eingeborenen besorgen. Eine mindestens ebenso große Anzahl von Stationen erstreckt sich über die anderen Inseln des Samoa-Archipels. Fast der ganze deutsche Besitz mit einigen verschwindenden Ausnahmen befindet sich in den Händen der Deutschen Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, deren Hauptsitz für die ganze Südsee sich in Apia befindet.

In Rücksicht auf den Plantagenbetrieb ist zu bemerken, daß derselbe ausnahmslos durch fremde Arbeiter geschehen muß. Der Samoaner arbeitet nicht, oder nur dann, wenn ihm die Not auf den Nägeln brennt, er ist außerdem in der Arbeit unzuverlässig. Infolgedessen werden die Arbeiter auf Schiffen, welche der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft gehören, von anderen Inseln, die notorisch gute Arbeiter liefern, wie den Salomons-Inseln, dem Bismarck-Archipel, der Ellice-Gruppe, den Gilberts-Inseln und anderen, unter Aufsicht von Konsulatsbeamten geholt und für eine dreijährige Thätigkeit angeworben; außerdem werden sie auf ihre Tüchtigkeit ärztlich untersucht, erhalten ein Drittel ihrer Löhnung während der Anwesenheit auf den Plantagen und die übrigen beiden Drittel entweder in Geld oder — was von ihnen bevorzugt wird — in Waren, wie Tabak, Kleiderstoffen, Messern und Eisenwaren überhaupt, beim Abgange von den Inseln. Natürlich werden sie, und zwar ebenfalls unter Beaufsichtigung des Konsulats, am Schluß der Arbeitszeit nach ihren Heimatsinseln zurückgebracht.



Samoanerin.

Wenn schon der im vorstehenden geschilderte Besitzstand das ungeheure Übergewicht Deutschlands über die anderen beiden Nationen klarlegt, so tritt dasselbe in ebenso hohem, wenn nicht noch höherem Maße in den allgemeinen Handelsbeziehungen in den Vordergrund. Auch hier ist es die Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, welche als ausschlaggebend erscheint. Man hat sich zu vergegenwärtigen und dieses bei der Beurteilung der gegenwärtigen Sachlage und bei der Schätzung des Wertes, welchen die deutsche Führerschaft auf den Samoa-Inseln in sich birgt, ganz besonders als einen der Hauptgesichtspunkte ins Auge zu fassen, daß nämlich die Samoa-Inseln mit Apia als Centrale den Mittelpunkt eines ungeheuer großen Kreises von Handelsbeziehungen darstellen, welche sich über den größeren Teil der gesamten Südsee erstrecken. Alle benachbarten Inselgruppen enthalten eine bedeutende Menge einzelner Stationen, auf welchen sogenannte traders, d. h. Handelsleute sitzen, welche von den Eingeborenen der Gruppen Kopra gegen europäische, besonders deutsche Industrie-Erzeugnisse eintauschen und welche insgesamt im Dienste

der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft stehen. Die Gesellschaft unterhält eine ganze Anzahl kleiner Segelschiffe, welche jahraus jahrein den Zwischenverkehr zwischen Apia und den Außenstationen besorgen. Zu den Inselgruppen dieser Art gehören die Tonga-Inseln, die Neuen Hebriden, die oben genannten Inseln und eine ganze Anzahl anderer kleinerer Inselgruppen.

Was den Handel mit den Samoa-Inseln allein angeht, so beträgt die deutsche Einfuhr daselbst etwa dreimal so viel wie die Einfuhr der anderen Nationen zusammen, die Ausfuhr dagegen mehr als fünfmal so viel. Der letztere Umstand findet seine Erklärung zum großen Teil darin, daß die Koprapreise seitens der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft immer höher gehalten werden, als die Geschäftshäuser der anderen Nationen zu zahlen im stande sind. Von diesen Geschäftshäusern kommt auf englischer Seite nur ein einziges in Betracht, nämlich das Haus Mc Arthur u. Co., dessen Mutterhaus sich in Auckland in Neuseeland befindet; unter den amerikanischen Häusern befindet sich keines, welches sich auch nur mit dem genannten englischen Hause messen könnte; die amerikanischen Händler sind vielmehr durchweg kleine Ladenbesitzer, welche nur gelegentlich Kopra auszuführen im stande sind.

Was die Verbindung der Inseln mit den Kulturländern anlangt, so beschränkte sich dieselbe bis vor wenigen Jahren lediglich auf die Segelschiffe der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, welche mit europäischen Waren, d. h. in der Hauptsache Tabak, leichten Baumwollstoffen, Messern, Eisenwaren, Schmuckgegenständen und den Provisionen für die Europäer, wie Bier und Konserven, von Hamburg über Sidney herauskamen und von Apia aus mit Koprafrucht entweder direkt oder, nachdem sie die aufgehäufte Kopra von anderen der genannten Inselgruppen abgeholt hatten, zurücksegelten. Seit dem Sommer 1886 trat dazu der Zweigdampfer der deutschen Reichspostlinie nach Australien, welcher alle achtundzwanzig Tage von Sidney nach den Tonga-Inseln und dann nach Apia läuft und von dort nach Sidney zurückkehrt. Fast gleichzeitig mit der Eröffnung der deutschen Reichspostlinie begann eine amerikanische Linie, die Pacific-Mail, die Samoa-Inseln anzulaufen. Dieselbe geht von Sidney nach Auckland auf Neuseeland, von da nach Samoa, und zwar nach dem in der Neuzeit oft genannten Hafen Pagopago auf der Insel Tutuila, von dort nach Honolulu (Sandwichinseln) und San Francisko, beziehungsweise umgekehrt. Die Linie dient jedoch lediglich Postzwecken; es befindet sich in dem Hafen Pagopago keine Ansiedelung, und der Aufenthalt der Schiffe dauert kaum eine bis zwei Stunden. Die Post wird von Apia aus mittels eines Segelkutters nach Tutuila befördert und von dort abgeholt.

Dieses ungeheure Übergewicht der deutschen Interessen und in geschäftlicher Beziehung der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft ist denn auch die Ursache, aus welcher die Engländer und ganz besonders die Amerikaner gegen das Deutschtum aus tiefstem Grunde aufgebracht und immer bereit gewesen sind, die deutschen Interessen zu schädigen.

Zur Zeit meiner damaligen Anwesenheit auf den Inseln hatten die politischen Verhältnisse sich in hervorragendem Maße zugespitzt. Den Wühlereien untergeordneter fremder Elemente war es gelungen, unter den Samoanern einen regelrechten Krieg zu entfachen. Auf der einen Seite stand der König oder Tupu Tamasese, unterstützt von etwa vierzehnhundert Kriegern, auf der anderen Seite stand der Gegenkönig Mataaffa mit der ungefähr gleichen Zahl von Anhängern. Es kam bekanntlich zu Kämpfen, welche allerdings zunächst wenig Schaden anrichteten; in der ersten Schlacht wurden nach einer geringen Schätzung in neun Stunden wenigstens dreißigtausend Schüsse abgefeuert: der angerichtete Schaden belief sich auf fünf Tote und vierzig Verwundete. Die Samoaner feuern eben ihre Flinten mit zugedrückten Augen ab und laufen darauf davon. Höchst unangenehm war das Gefecht übrigens für einen Matrosen des deutschen Kanonenbootes Adler; derselbe sah sich die Sache, beide Ellbogen auf die Regeling gestützt, von Bord des Adler an und erhielt dabei unversehens einen Schuß durch beide Backen.

Der Aufstand zwischen beiden Häuptlingen hat bekanntlich, da die Amerikaner eine

Haupt- und Staatsaktion daraus machten, zu der bekannten Samoa-Konferenz geführt und diese wieder zum Samoa-Vertrag, durch welchen allerdings die Verhältnisse auf den Inseln noch mehr verwirrt worden sind denn vorgesehenen Unparteiischen, den König von Schweden, ernennen lassen. Seine Stellung steht in staatsrechtlicher Beziehung vollkommen einzig da und ist nebenbei gesagt auf die Dauer ganz unhaltbar. Nach wie vor



Vegetation am Vaisignano-Fluß auf Samoa.

zuvor. Augenblicklich herrscht dort wieder der von Deutschland früher einmal abgesetzte König Malietoa, und um die Interessen Deutschlands, Englands und Amerikas in Einklang zu bringen, hat man einen Oberrichter durch den von der Samoa-Konferenz werden die Eingeborenen zu Kämpfen untereinander aufgehetzt; eine Macht, um diese Kämpfe niederzuhalten, steht dem Oberrichter nicht zur Verfügung.

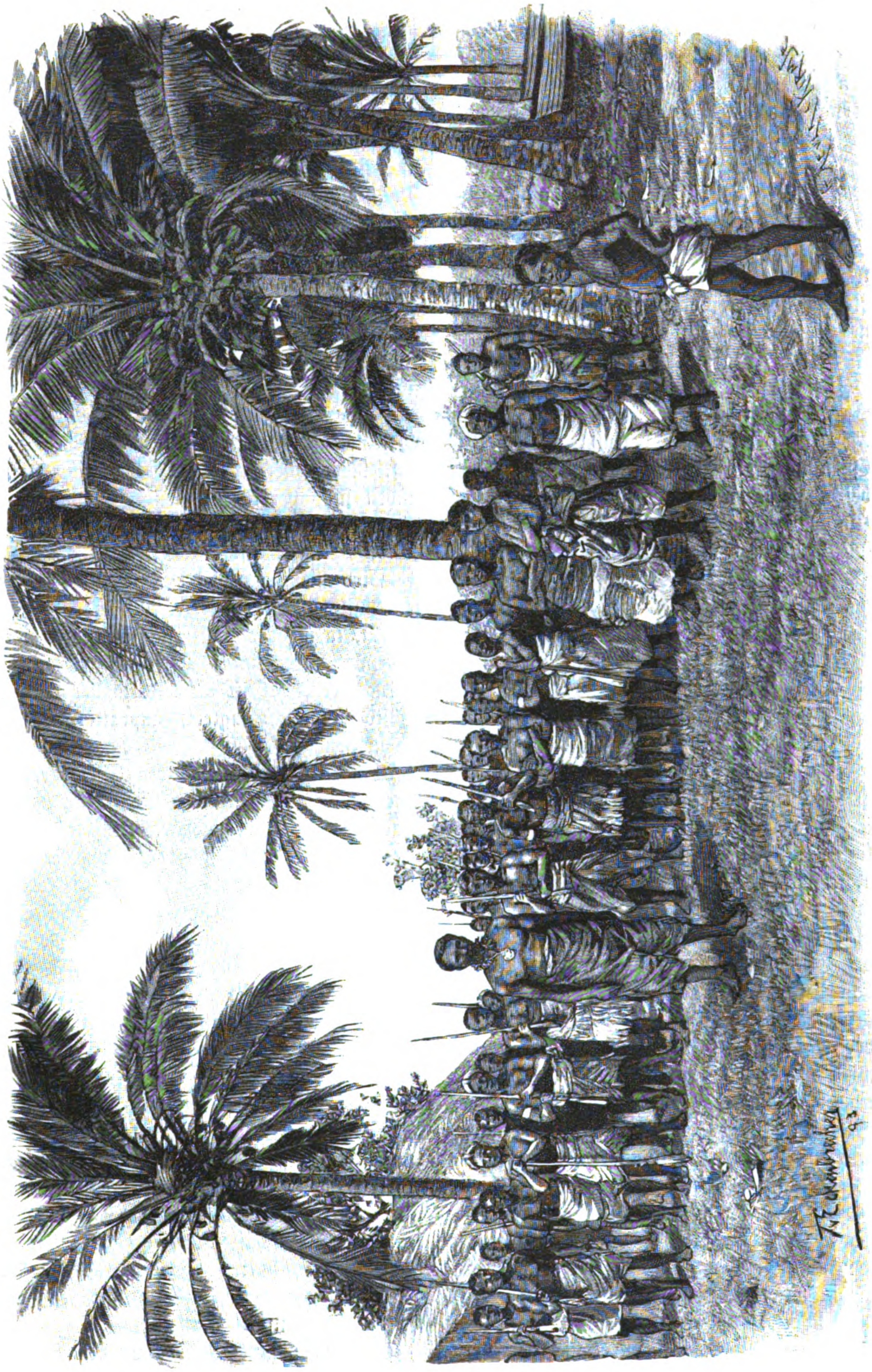
Es ist wirklich schade um die Inseln und ihre Bevölkerung. Die letztere ist zweifellos

die schönste Rasse, welche sich in der Südsee findet. Ihr Gesichtstypus hat etwas unzweifelhaft Kaukasisches, die männliche Bevölkerung zeigt fast durchweg sechs Fuß hohe, mächtige Gestalten; die Weiber sind von außerordentlich gefälligen, üppigen Formen und, soweit sie nicht von der Kultur beleckt sind, von ungemeiner Grazie der Bewegung und Liebenswürdigkeit im Verkehr. Die Kleidung besteht bei Männern und Weibern fast ausnahmslos in der Tapa, einem aus der Faser des Papier-Maulbeerbaumes hergestellten Stoff oder aus einem Blätterschurz: je höher der Rang, desto größer und kunstvoller bemalt ist die Tapa. Es giebt solche Matten von vier Metern im Quadrat, welche dann, in Falten zusammengelegt, um die Hüften geschlagen werden. Niemals wird man eine Samoanerin ohne Schmuck antreffen: entweder sind es Blumen im Haar oder hinter dem Ohr, oder eine Kette von roten korallenähnlichen Früchten oder aus den wohlriechenden Früchten einer Schlingpflanze. Die Samoaner sind, und zwar Männer und Weiber ohne Ausnahme, wie fast alle Polynesier ausgezeichnete Schwimmer, Taucher und Seefahrer, die Vorliebe für das Wasser ist ungemein ausgeprägt. Wo und wie auch die Bevölkerung Gelegenheit zum Baden bekommt, sofort wird die Kleidung abgeworfen, und jung und alt tummelt sich in größter Ungezwungenheit im Meere umher.

Die einheimischen Sitten sind zweifellos im schnellen Verfall begriffen; fast die gesamte Bewohnerschaft ist nominell zum Christentum bekehrt, und abgesehen von ihren politischen Einrichtungen, an denen sie mit großer Zähigkeit festhalten, abgesehen ferner von den Siwa-Tänzen, ist von den einheimischen Sitten wenig übrig geblieben. Was die politischen Einrichtungen anlangt, so beziehen sich dieselben vor allen Dingen auf die verschiedenen Ratsversammlungen. Der Somoaner ist ein geborener Redner, und zwar redet er gern und viel. Im Fono, der Ratsversammlung, wird die Reihenfolge der Redner so geordnet, daß derjenige, welcher am Wort ist, mit einem großen Stab zum Zeichen seiner Würde begabt wird.

Die Siwa-Tänze finden, im Anklang an frühere Zeiten, hauptsächlich in den hellen Mondnächten statt; jung und alt erscheint dazu in größtmöglichem Putz und der besten Kleidung, von welcher allerdings gegen Ende der Tänze nicht mehr viel übrig bleibt. Beim Siwa werden denn auch unglaubliche Massen der sogenannten Kawa, des einheimischen Hauptgetränkes, verbraucht. Die Kawa wird hergestellt aus der Wurzel des piper methysticum, und zwar wird die Wurzel von jungen Männern und Mädchen gekaut, dann in eine kreisrunde, aus Palmholz hergestellte Schüssel befördert und mit Wasser angerührt. In ganz kurzer Zeit stellt sich eine Art von Gärungsprozeß ein, und die Bowle ist fertig. Das Getränk wird übrigens auch im Hause der Europäer verzapft, nur daß man dort die Wurzel nicht kaut, sondern mit Steinen schlägt. Die Kawa sieht aus wie trübes Seifenwasser und schmeckt auch ähnlich; die Wirkung ist jedoch eine ungemein erfrischende, in größeren Quantitäten genossen bringt die Kawa natürlich Rausch hervor.

Das eigentliche Leben der Eingeborenen trägt noch heute einen idyllischen Charakter. Die unglaublich üppige Natur des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens überhebt den Samoaner der Sorgen um das tägliche Brot fast völlig; sie hat allerdings aber auch im Gefolge, daß der Samoaner die Arbeit als etwas ganz Überflüssiges betrachtet. Zu seiner Nahrung genügen Yams und Taros, zu deren schneller Kultur so gut wie keine Arbeit erforderlich ist. Ebenso schütteln ihm die zahllosen Kokospalmen ihre Früchte jahraus jahrein in den Schoß; was er davon nicht verzehrt, wird an die Händler verkauft, und zwar hauptsächlich gegen Tabak, europäische Waffen, allerlei Stoffe und — leider — gegen spirituose Getränke. Abgesehen von den Vegetabilien, bietet die See dem geschickten Schiffer und Fischer jahraus jahrein eine überaus reiche Ausbeute; der Fischreichtum um die Samoa-Inseln ist erstaunlich groß, und es verlohnt wohl der Mühe, mit einem samoanischen Fischerboot einen Tag zwischen den Klippen und Korallenriffen zu verbringen. Was die Natur in den Korallenriffen um die Inseln herum hervorgebracht hat, findet höchstens noch seinen Rivalen an einzelnen Stellen des Roten Meeres. Ganze Gebirge von Korallen rahmen die Inseln ein. Die Form der einzelnen



König Tamasese mit Leibwache (August 1888).

Stücke ist überaus zart und mannigfaltig, ebenso die Farbe. Von besonderer Schönheit sind die blaßrosa Korallen, welche in den feinsten Verästelungen blatt- und baumförmig ein wahrhaft entzückendes Bild darbieten.

In dem Labyrinth der Korallengänge wimmelt es von Fischen der verschiedensten Art und Farbe. Das wundervolle Blau des Wassers mit dem Grunde der bunten Korallen und belebt von in allen Farben des Regenbogens schillernden Fischchen findet seinesgleichen kaum irgendwo auf der Erde.

Bei diesem Reichtum der Natur kann es, wie gesagt, nicht wunder nehmen, daß der Samoaner jeder Arbeit abgeneigt ist. Die Mission hat allerdings versucht, auf ethischer Grundlage den Eingeborenen Lust zur Arbeit beizubringen, und es ist ihr in beschränktem Umfange wenigstens bei den eigentlichen Missionszöglingen auch gelungen. Die große Masse des Volkes aber argumentiert nach wie vor, daß die Güte des Schöpfers sich eben darin für sie offenbart, daß ihre Bedürfnisse ihnen ohne weiteres zuwachsen.

Der europäische Einfluß hat die Zustände nach dieser Richtung hin gegen früher noch verschlechtert. Heute ist selbst die Herstellung der Tapa und anderer kunstvoller Mattengeflechte auf ein ganz geringes Maß beschränkt. Es finden sich nur zu viel gewissenlose Händler, welche dem Samoaner gegen Abtretung seines Landes oder seiner Palmen allerlei Auswüchse moderner Kultur aufbinden. Der Samoa-Vertrag versucht dieser Ausbeutung dadurch Einhalt zu thun, daß der Landverkauf seit dem Jahre 1890 verboten ist; die praktische Durchführbarkeit der Maßregel ist jedoch ungemein schwer und wird noch heute vielfach umgangen. So ist denn selbst die Herstellung einheimischer Geräte und Waffen, die Ausübung der einheimischen Industrie vollkommen eingeschlafen. Für den Sammler bieten die Samoa-Inseln gegenwärtig nichts mehr; was in den großen Orten, besonders in und um Apia an sogenannten Samoaner Waffen feilgeboten wird, hat nicht den geringsten ethnographischen Wert, sondern es ist eben nur für den Verkauf an Touristen angefertigt. Der europäische Einfluß erstreckt sich gegenwärtig sogar schon bis auf den Bau der samoanischen Häuser. Dieselben sind ursprünglich ungemein praktisch und meist in äußerst gefälligen Formen hergestellt gewesen. Noch heute zeigen die Hütten vornehmer Samoaner im großen ganzen dieselbe Form: auf einem Oval von Palmstämmen erhebt sich ein hohes, aus Palmrippen und -blättern hergestelltes Dach von großer Dicke; der Zwischenraum zwischen den einzelnen Palmstämmen des Hauses wird durch mehr oder weniger kunstvoll geflochtene Matten ausgefüllt, welche in der Form von Rolljalousien je nach Bedarf der Luft freien Durchzug gewähren. Das Innere wird ebenfalls durch kunstvoll geflochtene große Matten in verschiedene Abteilungen eingeteilt. Die Häuptlingshütten weisen meistens vier bis sechs solcher Räume auf. Neben dieser ursprünglichen Hauptform finden sich aber in bedeutender Zahl andere Typen vor, welche den europäischen Einfluß sofort erkennen lassen: die Wand des Hauses wird hier aus senkrecht gestelltem, mittels Palmbast verbundenem Bambusrohr hergestellt, in welches regelrechte Fensteröffnungen und Thüren eingeschnitten sind. Für das Klima der Insel, ist diese Form der Hütten selbstverständlich ungleich unpraktischer als die ursprüngliche.

Auch im Verkehr mit den Eingeborenen macht sich der europäische Einfluß in unangenehmer Form bemerkbar. An die Stelle der früheren Harmlosigkeit und weltbekannten Gastfreundschaft der Samoaner ist gegenwärtig, wenigstens auf der Hauptinsel Upolu und an allen den Stellen der Insel, wo der Europäer sich ansässig gemacht hat, Habgier und Selbstsucht getreten. Eine Besserung dieser Verhältnisse kann unter den gegenwärtigen Umständen, wo die Angehörigen dreier Nationen um den Vorrang streiten und jeder so viel als möglich den Eingeborenen auszubeuten versucht, nicht erwartet werden. Ja, man muß sich billig wundern, daß die Bevölkerung bisher dem üblen Einfluß zweifelhafter Elemente und zweifelhafter Kulturerrungenschaften erfolgreichen Widerstand geleistet hat: es spricht das wohl am besten für die hohen natürlichen Eigenschaften der samoanischen Rasse.

Das europäische Leben auf den Inseln zeigt naturgemäß je nach dem Berufe verschiedene Abstufungen. Das stärkste Kon-



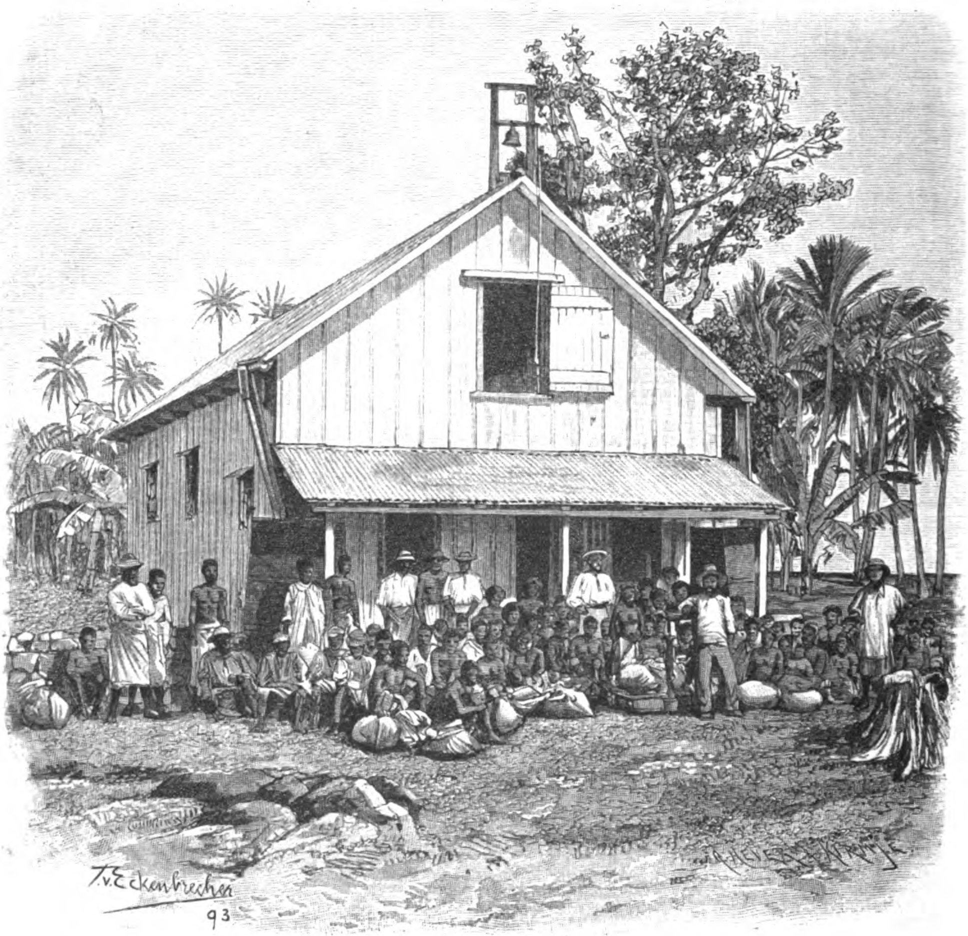
Weg nach einer Pflanzung auf Samoa.

tingent des Europäertums stellt naturgemäß der Kaufmannsstand, in erster Linie die Südsee- und Plantagengesellschaft mit ihren zahlreichen Angestellten, dazu kommen die Konsularbeamten, die durch den Samoa-Vertrag neu eingesetzten obrigkeitlichen Personen, der deutsche Arzt und der Leiter der deutschen Schule. Naturgemäß muß die Geselligkeit eine außerordentlich große sein, aber sie gliedert sich doch im großen ganzen nach dem Bildungsgrade der Betreffenden und der Nationalität. Die letzten Jahre haben gerade nach der letzteren Richtung hin eine Verschärfung hervorgebracht. Im großen ganzen ist das Leben des Europäers wenig abwechselungsreich; der Naturfreund wird auf den Inseln eine stets neue Quelle der Belehrung und des Genusses zu finden im stande sein, aber die äußeren Anlässe

zur Anregung sind doch verhältnismäßig gering. Die Ankünfte der Postdampfer oder der Kriegsschiffe bilden die immer wieder mit Freude begrüßten Etappen in der Einförmigkeit des Lebens.

in ihrem Hause natürlich — barfuß herumlaufen zu sehen.

Weit mehr als das Leben in Apia verlangt der Aufenthalt auf den Plantagen des Inneren Entsagung und Aufopferungsfähig-



Arbeiterhaus und Plantagenarbeiter (Salomons-, Gilberts-, Ellice-Insulaner u. a.) auf Samoa.

Nur wenige der Europäer sind verheiratet; ein großer Teil derselben ist die sogenannte „samoanische Ehe" eingegangen, welche zuweilen allerdings zu einer Vereinigung für das Leben führt. Die samoanische Frau paßt sich schnell den europäischen Kulturbegriffen an und ist in hervorragendem Maße bildungsfähig. Merkwürdig muß es allerdings den Fremden berühren, eine solche mit einem Europäer verheiratete Samoanerin nach der neuesten Mode gekleidet, aber —

keit von dem Europäer. Nur eine reiche Natur wird im stande sein, in der jahrelangen, nur hin und wieder unterbrochenen Einsamkeit ihre Regsamkeit sich zu bewahren, und doch findet man gerade unter den Leitern der Plantagen Männer, welche an den Interessen der Welt mehr Anteil nehmen und besser darüber orientiert sind als viele Bewohner unserer kleinen Städte. Ein Ausflug nach den Plantagen ist immerhin lohnend und belehrend. Ein Ritt von wenigen

Stunden durch die wahrhaft überwältigende Tropenvegetation, durch Kokoshaine, Flußbetten, an deren Ufer ein urwaldähnliches Dschungel sich ausbreitet, durch ausgedehnte Pflanzungen, über weite Viehhürden hin bringt uns nach einer solchen Inlandstation; schon von weitem begrüßt uns durch das tiefe Grün des Bananenhains das weiße Stationshaus, ein viereckiger Bau mit Wellblechdach. Das Dach springt an allen vier Seiten weit über und überdeckt eine offene, geräumige Veranda an allen Seiten des Hauses, welche den Hauptaufenthaltsort der Bewohner bildet. Nur selten werden, abgesehen von der Nacht, die notdürftig möblierten Innenräume des Hauses aufgesucht. An das Stationshaus schließen sich Stallungen und Vorratsräume, sowie die Arbeiterhäuser. Das Arbeitermaterial liefern, wie bereits erwähnt, eine große Zahl der übrigen Südsee-Inselgruppen, besonders die Salomons-Inseln, die Gilberts-Inseln, Marquesas-Inseln und andere. Das in Samoa zusammengeführte Menschenmaterial aus diesen Inseln bildet eine reiche Quelle für ethnographische Studien. Vom tiefen Ebenholzschwarz bis zum Hellbraun zeigt die Hautfarbe alle möglichen Verschiedenheiten; ebenso der Gesichtstypus, der Körperbau, die Sitten und Gewohnheiten. Die Arbeit selbst besteht in der Anlage und Bewirtschaftung von Kaffeeplantagen, im Anbau von Baumwolle, und besonders in der Herstellung der Kopra. Die Manipulation hierbei ist ungemein einfach: auf einem senkrecht in der Erde befestigten schwertähnlichen, scharfen Eisen wird zunächst durch einen einzigen Schlag die Faserhülle der Nuß gesprengt und abgestreift, dann die Nuß selbst zerschlagen und das Fleisch herausgeschält, welches auf Matten in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet wird. Geübte Arbeiter vermögen in der Minute zwanzig bis fünfundzwanzig Nüsse zu öffnen.

Die Gastfreundschaft ist natürlich auf diesen Plantagen im Inneren womöglich noch größer als an der Küste. Ist doch der Europäer, der vielleicht geradeswegs vom Vaterlande herkommt, für den Plantagenhalter oder -leiter ein lebendiger Quell der Anregung, aus welchem vielleicht für Jahre hinaus Vorrat geschöpft werden muß.

Wie überall im Auslande, findet gerade der Deutsche auf den Samoa-Inseln weit stärker als in der Heimat das Nationalgefühl entwickelt. Im ewigen Kampf mit der Natur, in den Mißhelligkeiten mit den Angehörigen anderer Nationen, im schwierigen Verkehr mit den Eingeborenen schärft und stählt sich die Anhänglichkeit an die Heimat und läßt das patriotische Gefühl höher aufwallen, als es daheim auch nur verstanden werden kann. So ist es nicht verwunderlich, daß bei den Deutschen Samoas, auch bei denen, welche kein geschäftliches Interesse an der Gruppe haben, der Verlust der Inseln für Deutschland als ein Nachteil und ein Zeichen der Schwäche unsererseits aufgefaßt wird.

In der That kann nicht geleugnet werden, daß wir eine Perle aus der Hand gegeben haben, die uns so gut wie unbestritten gehörte und welche in der Zukunft einen ungleich höheren Glanz entfalten wird, als es gegenwärtig möglich ist.

Guy de Maupassant.

Von

Ludwig Geiger.

Das tragische Geschick, das vor kurzem einen der begabtesten modernen französischen Schriftsteller getroffen hat, ist noch in aller lebendigem Gedächtnis: Guy de Maupassant starb am 6. Juli 1893, nur zweiundvierzig Jahre alt, in einer Heilanstalt, der er vor etwa zwei Jahren zugeführt werden mußte. Nicht viel länger als zehn Jahre, seit 1880, vermochte er zu wirken; in dieser kurzen Frist schrieb er eine kleine Bibliothek, etwa fünfundzwanzig Bände: Romane, Novellen, Reiseschilderungen, Theaterstücke, Gedichte. Dabei war er kein Arbeiter wie Zola, der sein Studierzimmer nur verläßt, um irgendwo, an einem ihm unbekannten Platze, in einer Fabrik, einem Magazin, Bergwerk, Wallfahrtsort oder auf Schlachtfeldern, Studien für einen neuen Roman zu machen, sondern er reiste nach Italien, nach dem Orient, aus reiner Wanderlust, aus Zerstreuungsbedürfnis, aus der Sehnsucht, sich satt zu sehen an Schönheit und Farbenpracht der Landschaft. Er war ferner ein moderner Franzose, der Lust am Sport aller Art hatte, an geselligen Zusammenkünften, an sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen. Sein robuster Körper, den er durch Reizmittel aller Art schwächte, widerstand einem solchen Leben nicht; zu einer Zeit, da andere in voller Schaffensfreudigkeit stehen, war er ein aufgegebener müder Mann. In seinen Werken dagegen zeigt sich keine Abnahme seiner Kraft, auch nicht in den letzten. Ein Mann wie dieser, der seinen Landsleuten vielleicht als der populärste Schriftsteller galt und der auch in Deutschland eine große Gemeinde besaß, nicht bloß unter denen, die ausländische und pikante Kost bevorzugen, verdient eine eingehendere Würdigung, als ihm in den kurzen Nekrologen der Tagesblätter und Wochenschriften zu teil zu werden pflegt.

Henri René Albert Guy de Maupassant wurde in Schloß Miromesnil am 5. August 1850 geboren. Seine Mutter war eine Jugendfreundin Gustav Flauberts, dieser der Pate dieses Führers der Realisten. Wie Maupassant durch Flaubert die Anregung zum Schreiben überhaupt empfing, so mag er zugleich durch ihn die Richtung seiner Schriftstellerei erhalten haben. Schon dem Schüler des Lyceums (er besuchte zuerst das in Yvetot, dann in Rouen) gab der Meister seine Anweisung, ließ sich von ihm eine Reisebeschreibung anfertigen — freilich nur nach Rouen — und freute sich seiner fortschreitenden geistigen Reife. Aber trotz seines litterarischen Vorbildes hatte Maupassant keine Lust zu litterarischer Produktion. Er trat, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, als Unterbeamter in das Marineministerium ein und blieb dort etwa zehn Jahre. Es ist also Reminiscenz an eigene Erlebnisse, wenn er so oft seine Typen aus den maschinenmäßig arbeitenden Beamten wählt, die ohne Eifer und Interesse bloß ihre Zeit absitzen, um ihren mageren Sold zu erhalten; andererseits ist wohl auch die Schilderung eines Beamten, der ganz in seinem Dienst aufgeht und auch die Seinigen von den kleinsten Personalvorgängen seines Bureaus unterrichtet, seinen eigenen Erlebnissen entnommen. Während der Zeit seines Beamten-

tums trat er wenig an die Öffentlichkeit. Er verkehrte gesellschaftlich mit einigen tonangebenden Schriftstellern, Zola, Goncourt, denen er vielleicht durch Flaubert empfohlen war, schloß sich aber diesen weder in der Art noch in der Raschheit der Produktion an, veröffentlichte vielmehr nur ab und zu ein lyrisches Gedicht und erregte damit die Unzufriedenheit seines Paten, der wünschte, daß sein Schützling seine Kräfte an einem großen Werke versuchte, selbst wenn es gänzlich verfehlt wäre. Erst am 19. Februar 1879 wurde sein erstes Drama, eine vieraktige hübsche Bluette: Histoire du vieux temps, aufgeführt. Sie ging ziemlich unbemerkt vorüber und erregte keine großen Erwartungen. Um so größere die Erzählung Boule de suif (Fettkugel), die er in der Sammlung Les soirées de Médan, einer durch Zola zusammengestellten Reihe von Arbeiten seiner Schüler und Genossen, veröffentlichte. Flaubert erklärte sie für ein Meisterwerk. „Noch ein Dutzend solcher Geschichten," mahnte er den jungen Freund, „so bist du ein ganzer Mann."

Sie läßt sich schwer erzählen, und doch muß dies geschehen, weil sie charakteristisch für die ganze Art von Maupassants Kunst ist. Boule de suif ist der Beiname einer feilen Dirne Elisabeth Rousset. Sie macht mit neun anderen, drei Ehepaaren, zwei Nonnen und einem Junggesellen, während des Krieges von 1870 eine Reise in der Postkutsche von Rouen nach Havre. Sie werden in Tôtes, bis wohin sie infolge des furchtbaren Schneegestöbers zwölf statt zwei Stunden gebraucht hatten, von einem preußischen Offizier am Weiterfahren verhindert, bis Elisabeth sich seinen Begierden unterworfen. Sie weigert sich in patriotischer Entrüstung und wird deswegen von ihren Reisegefährten gelobt und bewundert; als ihnen aber durch die Hartnäckigkeit des Mädchens viele kostbare Tage verloren gehen, wird sie zuerst bespöttelt, dann auf alle Weise überredet, bis sie schließlich, um nur fortzukommen und um ihre Reisegesellschaft nicht weiter zu hindern, sich ergiebt. Nun aber wendet sich das Blättchen: sie, die von ihren Begleitern als Heldin angesehen war, wird nun verachtet, gemieden und trägt unter schmerzlichem Weinen ihre Verfemung.

Das Ganze ist, wie man sieht, eine recht heikle Anekdote; zudem eine, die auf einer unmöglichen Voraussetzung basiert. Denn es ist undenkbar, daß ein preußischer Offizier einer Gesellschaft, die eine vom deutschen Generalkommando ausgestellte Reiseerlaubnis besitzt, in dieser verwegenen Weise die Fortsetzung ihrer Fahrt verwehrt. Aber nicht in der Erfindung, sondern in der Ausarbeitung des Stoffes beruht die Meisterschaft des Künstlers. Zweierlei ist hauptsächlich hervorzuheben: seine Kunst der Charakteristik und die plastische Gestaltung. Außer der Heldin selbst wird jede Person oft nur mit ein paar Strichen lebenstreu geschildert, die Reisegesellschaft: Loiseau, ein Weinhändler, der infolge seiner unverwüstlichen Laune seinen schlechten Wein überall anzubringen weiß, mit seiner, ein lebendiges Handlungsbuch darstellenden Frau; Graf und Gräfin de Bréville, vornehme, sehr reiche Adlige; Carré-Lamadon, Stadtrat, dekoriert; ein reicher Fabrikant mit seiner hübschen koketten Gattin; Cornudet, Erzdemokrat, Politiker und Säufer, der Schrecken aller Gutgesinnten; der Gastwirt in Tôtes, ein schlagflüssiger, dicker Mann, geschäftig und eifrig, nur aufs Verdienen erpicht, mag die politische Lage sein wie sie wolle; die Wirtin, von ungeheurer Beweglichkeit im Thun und Reden, trotz der offenbaren Gefahr ihre patriotischen Beklemmungen offen äußernd. Die Situationen sind mit großer Kunst geschildert. Das Leben im Wirtshause, die Versuche, die Zeit zu töten, die Unterhaltungen bei Tisch, die geheimen Beratungen der Reisegesellschaft, endlich die verschiedene Art der Überredung, die gegen das Mädchen versucht wird, schließlich der Triumph der Verschworenen, der in einem solennen Champagnerfest seinen Ausdruck findet, während Cornudet, der sich gegen das Opfer nicht eben zart benommen, den Fröhlichen entgegenruft: „Das ist eine Infamie!" Besonders geschickt ist die Kontrastwirkung, die Maupassant durch die Schilderung zweier Frühstücke erzielt. Bei der Abreise hatte sich keiner mit Provisionen versehen, in der Hoffnung auf die nur zwei Stunden entfernte Frühstücksstation; nur Ernestine hat einen stattlichen Korb mitgenommen, dessen Inhalt für eine große Reise ausgereicht hätte, verzehrt ihr Teil in

Gemütsruhe und spendet dann, gutmütig wie sie ist, allen ihren Begleitern von dem Inhalt, so daß sie auch von den zuerst widerwilligen Damen in Gnaden aufgenommen wird. Bei der Weiterreise, der Abfahrt von Tôtes, hat sie allein infolge der inneren und äußeren Aufregung versäumt, sich zu versorgen, während alle übrigen, des früheren Vorgangs eingedenk, Vorrat mitgenommen haben, keiner aber von den behaglich Schmausenden denkt daran, dem armen hungernden verzweifelten Mädchen etwas anzubieten. In dieser ganzen Art der Schilderung tritt eine Tendenz des Schriftstellers hervor: die Sympathie für die Gefallene. Diese ist das gute, gemütvolle, patriotische Mädchen, die „Gesellschaft“ dagegen besteht aus heuchlerischen Gesellen, welche wohl die Gutthaten jener annehmen, ihr auch schmeicheln, solange es einen Vorteil zu erzielen gilt, nach Erlangung des Gewünschten sich aber in den engen Mantel ihrer Tugend hüllen und die Thäterin verabscheuen, selbst nachdem sie dieselbe mit allen Mitteln zur That überredet haben.

Den Rat seines Paten, derartige Werke, wie das eben analysierte, häufiger zu schreiben, ließ sich Maupassant angelegen sein. Zwar im Jahre 1880 sammelte er zunächst noch seine zerstreuten lyrischen Poesien unter dem bescheidenen Titel des vers, dann aber gab er, den man bisher der Indolenz geziehen, Proben eines außerordentlichen Fleißes durch eine ganze Reihe von Novellen und Romanen. Schon im Jahre 1881 folgte eine Novellensammlung, im Jahre 1882 eine neue, drei im Jahre 1883, dazu ein Roman, vier sogar 1884, außerdem noch ein Band Reisebeschreibung, im Jahre 1885 ein neuer Roman und drei Novellensammlungen, in deren einer Contes et nouvelles das Erstlingswerk Boule de suif Aufnahme fand, 1886 drei Bände Novellen, 1887 der Roman Mont-Oriol und eine Novellensammlung.

Die übermäßige geistige Anstrengung der letzten sieben bis acht Jahre hatte Maupassants robuster Gesundheit arg zugesetzt. Die geschwächten Körperkräfte suchte er durch starke Übungen, durch allerlei Sport, besonders auch durch den Segelsport wiederzugewinnen. Dies auf der Seine sehr entwickelte Treiben junger Leute, bei dem es etwas toll herzugehen pflegt mit starker Verletzung dessen, was man bürgerliche Ehrbarkeit nennt, gab ihm Anlaß zu einer ziemlichen Reihe starkgewürzter Geschichten, bei denen die Wirklichkeit nicht sehr übertrieben sein wird. Aber dieser Sport genügte nicht, um so weniger, als er mit Vergnügungen verbunden war, die nicht gerade zur Kräftigung des Körpers beitragen. Daher reiste er nach Algier und kreuzte auf einer Yacht, die er gekauft und nach seinem erfolgreichsten Roman Bel Ami genannt hatte, monatelang die Küsten des Mittelmeeres. Doch fand er auf dieser Reise nicht die ersehnte Kräftigung. Nach der Rückkehr fühlte er die ersten Spuren eines schweren Magenleidens, das aller Kunst der Ärzte spottete. Das Leiden verdüsterte seine Stimmung, die Verstimmung lähmte seine Arbeitskraft. Diese anzustacheln, teils um einer liebgewordenen Gewohnheit zu genügen, teils um den durch seine ungewöhnlichen Erfolge geweckten und genährten Ehrgeiz zu befriedigen, griff er zu verzweifelten Mitteln: er nahm Äther und Kaffein in großen Dosen. Schließlich mußte er auch auf diese Reizmittel verzichten, weil sie ihn in einen Zustand höchstgradiger Erregung versetzten. Die Spukbilder und Hallucinationen, die er teilweise an sich selbst beobachtete, legte er in der Geschichte Horla (1889) nieder, mit der er das gleichnamige Buch eröffnete, das sonst ganz anderen Inhalts ist. „Horla“, das ist der Unsichtbare, das andere böse Ich, von dem der Schriftsteller sich verfolgt wähnt. Es sind Aufzeichnungen, die nur der kälteste Psychologe oder der bereits dem Wahnsinn Verfallene machen konnte, Aufzeichnungen eines Melancholikers, eines hochgradig Nervösen, der teils von eigenen Wahnideen verfolgt, teils durch hypnotische Experimente, die er mit ansieht, von der Existenz und Wirksamkeit unsichtbarer Wesen überzeugt wird. Sein „Horla“ hat zunächst die unschuldige Manie, nachts sein Wasser auszutrinken, obwohl es schließlich zum Schutze in einer versiegelten Flasche aufbewahrt wird; zuletzt erscheint er ihm als der Dämon, der ihn überall begleitet, um alle Lebensfreude betrügt. Es ist bejammernswert, die Klage des Armen, an Hallucinationen Leidenden zu lesen, wie er sich krümmt unter

eingebildeten Schmerzen, Gestalten zu sehen glaubt, die nirgends existieren, wie er jenem bösen Feinde nachstellt, ihn in seinem Zimmer, das er wie eine Festung verwahrt, gefangen zu haben glaubt, das Zimmer anzündet, um den Unsichtbaren zu vernichten. Das können weder Romanfiktionen sein, noch Untersuchungen eines, der ein wissenschaftliches Problem zu lösen sucht, das sind vielmehr Selbstbekenntnisse der entsetzlichsten Art, vie errante, absieht — in deren Titeln man vielleicht schon das Sehnen des Leidenden nach Sonne und Gesundheit erkennen kann — als das einzige Buch betrachten, das wirklich starke Selbstbekenntnisse enthält. Sonst schildern seine Erzählungen wohl die Gesellschaft, in der er sich bewegte: Journalisten, Beamte, Landadelige, und führen charakteristische Typen vor, bei denen er seine Bekannten dichterisch verwertete, aber man kann



Guy de Maupassant.

die den dem Schriftsteller geneigten Leser mit Grausen erfüllen und ihn auf die fürchterliche Katastrophe vorbereiten, die bald genug eintrat. Das Grausen wird noch schlimmer, wenn man sieht, daß neben dieser leidvollen Niederschrift die fröhlichsten Geschichten stehen, die man als Produkte lichter Momente oder als Werke betrachtet, die der kranken Phantasie mit äußerster Kraftanstrengung abgerungen wurden.

Dieses seltsame Buch könnte man als das hauptsächlichste, ja, wenn man von den Beschreibungen seiner Fahrten: Au soleil, La

nicht sagen, daß sie ein treues Spiegelbild seines Inneren sind. Seine letzten Werke sind, wenn auch nicht frei von Pessimismus und Sentimentalität, durchaus nicht völlig von den früheren verschieden. Seine Fruchtbarkeit schien unvermindert zu sein. 1888 erschien ein Roman und zwei Novellensammlungen, 1889 je ein Roman und eine Sammlung, 1890 wiederum ein Roman, zwei Sammlungen und eine Reisebeschreibung. Die unwiderstehliche Lust, welche die meisten Romanschreiber packt, ihre Schöpfungen auf dem Theater zu sehen, ergriff auch ihn: sein

Drama Musotte, das er in Gemeinschaft mit Jacques Normand gearbeitet hatte, wurde am 3. März 1891 auf dem Gymnase-Theater aufgeführt und hatte in Paris einen großen Erfolg, der in Deutschland nicht völlig erreicht wurde.

Dies war der letzte Triumph, an dem Maupassant sich erfreuen konnte. Zu schaffen hatte er nicht aufgehört. Er arbeitete an zwei neuen Romanen, L'âme étrangère und L'Angelus, vermochte sie aber nicht zu vollenden. Durch den Irrsinn und Tod seines Bruders Hervé war er im Innersten erschüttert. Im Dezember 1891, als seine Nervenanfälle ihm unerträglich geworden waren, machte er einen Selbstmordversuch. Man brachte ihn nach Cannes, wo Freunde sich seiner annahmen und ihn zu heilen hofften. Da die Hoffnung sich bald als trügerisch erwies, mußte man ihn in die Heilanstalt des Dr. Blanche in Passy-Paris bringen. Er war völlig gelähmt und unheilbar geisteskrank. Manchmal schien eine kleine Besserung sich zu zeigen. Für ihn war es besser, daß er bald von seinen schrecklichen Leiden erlöst wurde. In den letzten Jahren, teilweise schon während seines Leidens, waren ihm allerlei Ehren erwiesen worden. Die den Neuesten sonst streng verschlossenen Pforten der vornehmen, an alten Traditionen festhaltenden Revue des deux mondes wurde ihm für seinen letzten Roman Notre cœur geöffnet; vielleicht wäre er, hätte er länger gelebt, früher als seine realistischen und naturalistischen Vorgänger und Mitbewerber, Goncourt, Daudet, Zola, in die Hallen der „Unsterblichen" (der französischen Akademie) eingezogen. Auch eine andere vielbegehrte, von den genannten gleichfalls nicht erlangte Ehre, die der Aufführung eines seiner Stücke, La paix du ménage, auf der ersten Pariser Bühne, der Comédie Française, wurde ihm am 6. März 1893 zu teil. Endlich wurde ihm, vier Wochen vor seinem Tode, ein etwa 6000 Franken betragender Preis seitens der Akademie zugesprochen. Er war einer der gelesensten Schriftsteller. Zwar zu jenen ungeheuren Zahlen wie Ohnet und Zola brachte er es nicht, aber sein Bel Ami ist im Laufe von acht Jahren in 71000 Exemplaren verkauft worden, die Auflage anderer Romane stieg bis auf 40000; bei den Novellensammlungen schwanken die Ziffern zwischen 15000 und 25000. Zu den Käufern stellte das Ausland, auch Deutschland sein Kontingent. Manche seiner Werke wurden in Übersetzungen verbreitet, obwohl Ausdruck und Auffassung bei ihm specifischer französisch sind als bei anderen seiner Genossen; im Gegensatz zu Frankreich fanden in Deutschland die Novellen freundlichere Aufnahme als die Romane.

* * *

Versucht man, das litterarische Lebenswerk Maupassants darzustellen, schlicht, ohne das Bemühen, eine geschichts-philosophische Konstruktion zu liefern, nur als Erinnerungsblatt für die, welche die kurze, aber reiche Ruhmeslaufbahn Maupassants verfolgten, und als wegweisende Ermunterung für die, welche den eigenartigen Schriftsteller kennen lernen wollen, so wird es nicht nötig sein, die lyrischen und dramatischen Arbeiten zu erwähnen. Jene nicht, weil es Jugendspiele waren, die, einmal gedruckt, für den Autor völlig fertig waren und nie wieder aufgenommen wurden. Diese nicht, weil sie Anfänge blieben, meist aus Maupassantschen Erzählungen genommen, in Gemeinschaft mit anderen bearbeitet wurden, hauptsächlich aber, weil sie dem Referenten im Original nicht zugänglich waren, von ihm nicht in der französischen Fassung gesehen werden konnten, die allein doch ein Urteil ermöglichen würde.

Daher kommen für eine Beurteilung Maupassants nur seine Romane und Novellen in Betracht. Von diesen wurden die ersteren geschrieben, nachdem der Schriftsteller durch die letzteren Anerkennung und Bedeutung gewonnen hatte; sie vermögen an Bedeutung mit den letzteren nicht zu wetteifern.

Der Roman Bel Ami ist eine vollendete Schilderung des Pariser Journalistentums. Der Held des Romans, ein schöner Bursche (daher sein Name), von geringer Bildung, wenig Wissen, mit ein bißchen Talent, verdankt sein ungemein rasches Emporkommen zum Chefredacteur des einflußreichsten Blattes und zum Schwiegersohn von dessen Besitzer, einem vielfachen Millionär, seiner Schönheit, dem selbstbewußten Auftreten, den Frauen. Er scheut vor keinem Mittel zurück

und duldet die erniedrigendste Behandlung, um zu seinem Ziele zu gelangen. Sinnengenuß und Befriedigung des Ehrgeizes sind das einzige Ziel seines Lebens. Bedeutender als die Schilderung dieses Hauptcharakters, dessen unzählige Liebesverhältnisse nicht im einzelnen verfolgt werden können, ist die Darlegung des Presselebens, in welcher der Dichter, von tiefer Verachtung gegen die Institution und ihre Träger erfüllt, köstliche Figuren der Politiker, Chronisten, Deputierten zeichnet.

Ein zweiter Roman Pierre et Jean war der einzige, der das Frauenthema verließ oder nur an zweiter Stelle behandelte und von Männern sprach. Er stellte den merkwürdigen Gegensatz zweier Brüder dar. Sein Inhalt ist folgender: Das Ehepaar Roland hat sich nach Havre zurückgezogen, wo der Mann, der sich als Juwelier in Paris mäßige Renten erworben, dem Angelsport lebt, die Frau in beschaulicher Muße ihre Tage verbringt. Ihren Aufenthalt teilen zwei Söhne: der leidenschaftliche geistreiche Pierre, der nach mannigfachen verfehlten Versuchen Arzt geworden ist, und der schöne, sanfte, aber etwas beschränkte Jean, der sich als Advokat niederzulassen gedenkt. Letzterem fällt eine bedeutende Erbschaft seitens eines Herrn Maréchal zu, die er unbedenklich annimmt. Eine solche Bevorzugung betrachtet Pierre zuerst mit Neid, sucht dann ihre Ursache zu ergründen und erlangt die Gewißheit, teils durch geschickte, der Mutter gestellte Fragen, teils durch Vergleich der Gesichtszüge seines Bruders mit denen des Erblassers, daß Jean der Sohn Maréchals ist. Diese Erkenntnis, noch verschärft durch die Eifersucht auf eine junge Witwe, deren Neigung der Bruder gewonnen, übt auf Pierre die widrige Wirkung aus, daß er seine Umgebung, vor allem seine Mutter, in jeder Weise plagt und sich in heftigem Schmerze darüber verzehrt, daß er seine bisher angebetete Mutter als Verworfene betrachten muß. Endlich kann er sein Geheimnis nicht mehr tragen: er schleudert es seinem Bruder ins Gesicht, während die Mutter im Nebenzimmer das Bekenntnis anhört. Diese nun gesteht, da sie mit dem jüngeren Sohn allein gelassen ist, ihr Vergehen, aber ohne Reue, ja mit dem freudigen Ausruf, daß dies Verhältnis mit Maréchal ihr einziges Lebensglück gewesen sei, und mit dem Verlangen, der Sohn müsse, wenn er nicht ihren Tod wolle, das Andenken an seinen wirklichen Vater in Ehren halten. Jean, der sein Erbe nicht verlieren will, verzeiht der Mutter, heiratet, als sei mit ihm alles in Ordnung, die junge Witwe und erwirkt, um das Glück der Familie vollständig zu machen, die Entfernung des lästigen Bruders, der, zum Schiffsarzt ernannt, eine mehrjährige Seereise antritt.

Der Roman, der von Zola merkwürdigerweise als Maupassants Hauptwerk gepriesen wurde, leidet, trotz mancher Schönheiten, z. B. in der Schilderung des Meeres und dem Schuldbekenntnis, das die Mutter ihrem jüngeren Sohn ablegt, an zwei schweren Mängeln. Der eine ist die Unsittlichkeit der Voraussetzung. Diese ist das Recht der Frau auf Ehebruch, nicht aus Rache, nicht aus tiefer Abneigung gegen einen unedlen oder auch nur unleidlichen Gatten, sondern einfach aus ungestillter Sehnsucht. Weder hat die Frau eine Ahnung, daß ihre That gegen das sittliche so gut wie gegen das bürgerliche Gesetz verstößt und einer Sühne bedarf, noch will der Dichter solche Gedanken aufkommen lassen. Der andere ist das Ungenügende der Lösung. Der Roman giebt keinen Abschluß, sondern schildert eine Episode. Wenn Pierre nicht auf der Reise stirbt, so wird er nach der Rückkehr die Selbstqual und die Peinigung der Mutter fortsetzen. Denn der eine Hauptheld, Jean, ist eigentlich nur eine Nebenfigur, die tragische Heldin, über deren Schicksale wir unterrichtet sein möchten, ist die Mutter; die Lösung ihres Lebensrätsels hätte der Dichter geben müssen.

Der Roman Mont-Oriol (1887) hat seinen Namen von einem großen Badeetablissement, das ein Pariser Banquier Andermatt in Enval in der Auvergne auf einem dem Bauern Oriol gehörigen Weinberge errichtet. Die Geschichte dieses Badeortes giebt Veranlassung zur Schilderung aller der Reklamemittel, die zur Einrichtung eines solchen Ortes versucht werden, der Typen der Ärzte, der Badegesellschaft, der unwirklichen Heilungen, an die schließlich die Erfinder nach wiederholtem Erzählen selbst glauben, des ganzen bewegten Treibens einer teils fri-

volen, teils wirklich oder eingebildet kranken Gesellschaft. Naturbeschreibungen, von wirklicher Begeisterung für die Schönheit der Landschaft erfüllt, kommen vor. Die Hauptsache aber ist eine Liebesgeschichte zwischen Christiane, der Frau jenes Banquiers, und Paul Brétigny, einem leidenschaftlichen, reichen jungen Pariser, der sich, nachdem der heimlichen Verbindung ein Kind entsprossen ist, das der Banquier für das seinige hält, schmählich zurückzieht. Der Kampf in der Seele dieses Weibes, das erst in der Untreue Liebesglut und rasendes Festhalten an der ersten Leidenschaft empfindet und entwickelt und, nachdem sie den Unwert ihres Liebhabers erkannt hat, damit endet, ihre ganze Liebesfähigkeit auf ihr Kind zu übertragen, ist ausgezeichnet geschildert. Daneben gehen zwei andere Liebeshändel, die des eben genannten Brétigny mit Charlotte Oriol und die des Marquis Gontran von Ravenel, Christianes Bruder, mit der älteren Schwester Louise Oriol. Gontran, stark verschuldet und ganz in den Händen seines Schwagers, mußte, weil es zu des letzteren Plänen paßte, eine der Bauerntöchter heiraten, wollte zuerst Charlotte, verließ sie aber schnöde, weil die Mitgift der älteren Schwester in den dem Banquier nötigen Ländereien bestand. Alle diese unsauberen Händel, von Christianes Treubruch an bis zu Brétignys Heirat, der zu seiner Wahl halb durch Mitleid, halb durch Eifersucht gegen einen jungen italienischen Arzt bestimmt wird, sind mit solch roher Deutlichkeit, mit solchem Behagen am Schmutz erzählt, daß trotz vieler gelungener Einzelheiten ein wirklicher Genuß nicht hervorgerufen werden kann.

Die späteren Romane beweisen keinen Fortschritt. Auch ihr Thema ist ausschließlich die Liebe; die großen Fragen der Zeit zu behandeln, fühlte sich der Dichter weder geneigt, noch befähigt. Der vorletzte, Fort comme la mort (1888), ist die Geschichte eines Porträtmalers, der nach vielen Jahren eines illegalen Verhältnisses mit einer Dame der vornehmsten Gesellschaft, deren Bild ihn berühmt gemacht, sich in die Tochter jener Frau verliebt und durch Selbstmord endet — er wirft sich unter einen in voller Fahrt begriffenen Omnibus —, da er die Unmöglichkeit einsieht, jenes Mädchen zu heiraten. Das Atelierleben und das Treiben der vornehmen Welt ist hier mit großer Virtuosität vorgeführt; es ist sehr wahrscheinlich, daß in beiden bekannte Persönlichkeiten zu Modellen benutzt sind, aber die Helden und ihr Konflikt lassen den Leser kalt. Nicht dem Moralisten, der ja in ästhetischen Fragen gewiß nicht das letzte Wort zu sprechen hat, sondern dem Psychologen muß es ungemein befremdlich erscheinen, daß alle die Frauen bei ihren Fehltritten von Pflichtverletzung, von der Lüge ihres Lebens kaum eine Ahnung haben. Sie werden auch zu einer solchen Lebensführung weder durch Roheit oder Untreue ihrer Gatten gedrängt, noch sind sie Naive, die, bisher in engen Kreisen lebend, dem ersten Außergewöhnlichen rettungslos verfallen, noch sind sie Opfer einer bloßen Sinnenlust, sondern sie sollen Heroinen sein, die sich einer großen Leidenschaft, der ersten wirklichen für sie, hingeben und daran zu Grunde gehen.

Auch der letzte Roman Notre cœur ist ein schwaches Buch. Nicht gerade eine Abnahme von des Dichters Schaffens- und Erfindungskraft ist darin zu sehen; sondern eine traurige Folge des Experiments, das er unternahm, in der vornehmen Zeitschrift, die ihm ihre Spalten öffnete, nicht als er selbst, sondern als einer jener modernen Denker zu erscheinen, die das Ohr der Gesellschaft, besonders der Frauen besitzen. In dem Roman, der den aus Künstlern, Schriftstellern, Adeligen bestehenden Männerhof der Frau von Burne schildert, kommt ein Philosoph vor, der stets die neuesten Theorien vorträgt: man könnte sagen, dies sei eine Parodie der Maske, die Maupassant hier trug, ohne daß sie ihm doch recht passen wollte. Denn hier trat er weniger als Erzähler, denn als Psychologe auf. Er wollte das Frauenherz analysieren und kam bei dieser Analyse doch nicht über einige Phrasen hinaus, daß nämlich die moderne Frau nicht von Sinnlichkeit und Leidenschaft beherrscht werde, sondern daß sie, außer einem sehr starken Hang zur Koketterie, durchaus ein modernes Wesen sei, nach allem Neuen begierig, mit großem Verstand und vielen Talenten begabt, aber ohne Herz, daß sie jedoch durch ihre Reize und durch ihre Schönheit eine Gewalt auf den Mann aus-

übe, der dieser, trotzdem sein Verstand ihn warne und sein Ehrgefühl ihn zurückziehe, stets von neuem unterliege. Zu jenem Männerhofe der Frau von Burne, zu den Künstlern, Gelehrten, Fremden, kurz allen denen, die augenblicklich Mode sind, wie gezähmte Löwen um die Herrin herumwedeln, sich leidenschaftlich in sie verlieben, aber durch Vernunft geheilt werden und der Schar der Freunde treu bleiben, ohne je den Liebhabern angehört zu haben, tritt André Mariolle, der keinerlei Berühmtheit besitzt, sondern nur Geist, männliche Kraft, Unabhängigkeit, also einer jener unthätigen Romanhelden, die im Leben keine andere Aufgabe besitzen als zu leben. Von seinen Genossen aber unterscheidet er sich durch seine Leidenschaft. Daher kann er nicht so leicht wie jene die Krise der Verliebtheit überstehen, sondern will sich, da er sieht, daß seine Liebe keine Erwiderung findet, von Frau von Burne trennen. Diese aber fesselt ihn weiter, ergiebt sich ihm während eines Landaufenthaltes und wird, nach Paris zurückgekehrt, seine Maitresse. Für kurze Zeit meint er auf dem Gipfel des Glückes angelangt zu sein, muß jedoch bald erkennen, daß die Geliebte weder mit den Sinnen noch mit dem Herzen sein ist, obgleich sie sich eine Weile hindurch redliche Mühe darum giebt, daß sie vielmehr immer von frischem bemüht ist, Modegrößen an ihren Triumphwagen zu spannen und durch ausgesuchte Toilettenkünste ihre Nebenbuhlerinnen zu überstrahlen. Da flieht er wirklich, zwar nicht in die weite Welt, sondern nur in die Waldeinsamkeit in der Nähe von Paris. Dort findet er ein frisches, hübsches, nicht ungebildetes Mädchen als Kellnerin in einer benachbarten Wirtschaft, macht sie zu seiner Dienerin und bald zu seiner Geliebten. Sie gewährt ihm alles, was er verlangte: die volle Glut einer jungen erst erweckten Liebe, während er trotz aller Hingabe an das ersehnte Glück das Verlangen nach jenen Pariser Beziehungen nicht dämpfen kann, die ihm zwar die Verzweiflung eingebracht hatten und doch als das höchste Gut erscheinen. Daher beschwört er Frau von Burne telegraphisch um Nachricht, diese kommt selbst, erkennt mit weiblichem Scharfblick, wie es um den Freund steht, trotz seines Leugnens, verspricht nichts und erhält doch von dem Flüchtling das Gelöbnis, sofort wieder nach Paris zurückzukehren und seine Ketten geduldig aufzunehmen. Das Mädchen war scheu vor der Pariserin zurückgewichen, deren Macht auf den Geliebten sie ahnte; Mariolle holt sie wieder ein, verspricht sie nach Paris mitzunehmen und sie weiter so zu lieben wie bisher. Gewiß eine unerwartete Lösung, wenn es überhaupt eine ist. Man könnte sich denken, daß Mariolle beim Wiedererscheinen der Pariserin, deren Reiz allmächtig ist, seinem Landpflänzchen den Laufpaß giebt, oder daß er, nachdem er wieder an sein glückliches Elend erinnert worden, dessen Hauptanlockung in der Phantasie besteht, an das volle, stille ländliche Glück sich anklammert, das ihm Genuß und Ruhe verschafft; nur ein moderner Pariser konnte diese Wendung erfinden, mit welcher der Dichter seinen Roman beschließt. Er scheint zu sagen: unser Herz ist nun einmal so, es braucht ewig neue Aufregung, aber damit es durch diese nicht völlig aufgerieben werde, bedarf es eines mühelosen behaglichen Zustandes, in dem es Trost und Stärkung finden kann für die Kämpfe der Leidenschaft und des Lebens.

* * *

Maupassants Stärke lag nicht im Romane, sondern in der Novelle. Doch ist es eine Übertreibung, wenn einzelne Verehrer nach seinem Tode behauptet haben, er habe diese ganze erstorbene Art in Frankreich zu neuem Leben erweckt. Solches Erwecken darf man viel eher den Meistern Ludovic Halévy und François Coppée zuschreiben, mit denen der Jünger bei aller Verschiedenheit doch mancherlei Verwandtschaft zeigt. Seine Eigenart besteht in der Hinzufügung des gallischen Geistes (des esprit gaulois), des stark gewürzten Scherzes, der Humoreske, die absichtlich aus dem Geschlechtsleben ihre Stoffe entnimmt und vor keinem derben Ausdruck, vor keiner gewagten Situation zurückschreckt. Es klingt vielleicht paradox, und doch wird man sagen können: dieser durch und durch moderne Mensch, dieser Franzose und Pariser, der dies Paris über alles liebte, schildert in seinen Geschichtchen nicht durchaus modernstes Leben der Großstadt; bei ihrer Lektüre möchte man sich ebensowohl in das

lebenüberschäumende Florenz des vierzehnten Jahrhunderts versetzt fühlen. Er ist ein Fortsetzer der Schwanklitteratur, wie sie in Boccaccios „Dekamerone“ ihr klassisches Beispiel gefunden hat, nur daß an die Stelle der früheren Naivetät bewußte Raffiniertheit getreten ist. Neben harmlosen Schwänken stehen die frechsten Geschichten, oft geht die Frivolität so weit, daß selbst der an starke Lektüre Gewöhnte etwas wie Schamhaftigkeit empfindet.

Maupassant ist ein überzeugter Realist. In La vie errante, einer Schilderung Siciliens und der Nordküste Afrikas, der trotz aller Lebendigkeit und alles Enthusiasmus keine Überlegenheit vor sonstigen Reisebeschreibungen zuerkannt werden kann, die überdies jedes interessanten Abenteuers völlig entbehrt, heißt es einmal, nach einer begeisterten Schilderung der Venus von Syrakus, welcher der Dichter vor der von Milos den Vorzug giebt, eben weil sie natürlicher ist: „Une œuvre d'art est supérieure que si elle est, en même temps, un symbole et l'expression exacte d'une réalité.“ Aber es bedarf kaum einer solchen einzelnen Äußerung und noch weniger einer ausgeführten Glaubenserklärung, um Maupassants Realismus zu erweisen. Er sieht die Dinge, wie sie sind, und entwirft sich und anderen keine ideale Vorstellung, wie die Dinge etwa sein sollten. Er enthüllt die Schwächen, die er beobachtet, die Schwächen mehr als das Laster. Von den Naturalisten strenger Observanz unterscheidet er sich aber durch zweierlei. Zunächst bleibt er der elegante Franzose, der mit heiterer Ironie seine Bilder entwirft, nicht mit düsterer Kraßheit; sodann wahrt er sich außer dem feineren Ton auch die weltmännische Abneigung, ins Hinterhaus hineinzusteigen. Dabei hat er, wie sein Meister Zola, ja vielleicht noch in höherem Maße als dieser, eine wunderbare Fähigkeit zur plastischen Gestaltung. Jede Figur lebt, jede Situation steht vor dem Leser, als wäre sie durch die vortrefflichste Illustration hingezaubert. Dies geschieht alles durch ein paar leichte Striche, nicht etwa durch lange Personal- und Ortsbeschreibungen. Das Plauder- und Rauchzimmer, die Künstlerkneipe, die fröhliche Jagdgesellschaft und die übermütige Bootsmannschaft, die dem ruhigen Angelsport Ergebenen und die Teilnehmer einer wüsten Orgie, das Kriegs- und Lagerleben, die Landpartie, bei denen der Sonntagsreiter so wenig fehlt, wie das unvermeidliche Liebesgeständnis, letzteres freilich in wenig idyllischer Art — das alles wird mit einer Keckheit und einer so stupenden Sicherheit gezeichnet, daß man nicht aufhören kann, diese Klarheit des Sehens und diese Meisterschaft des Treffens zu bewundern.

Aber dieser Wirklichkeitsschilderer hat auch seine romantischen Rückfälle. Wie Zola, nach einem geistreichen Nachweise von Georg Brandes, nicht frei ist von Romantik, so auch seine Jünger. Anklänge an Geister- und Gespensterglauben, der doch der ärgste Feind des Realismus sein müßte, finden sich auch bei Maupassant. Manchmal sind sie freilich so verquickt mit satirischen Nebenbemerkungen, daß man an ihrem Ernst zweifeln könnte.

In einer kurzen Geschichte, „Die Tote“, schildert er, wie ein Mann eine Frau in rührender Weise geliebt, ein Jahr mit ihr zusammen gelebt, nach dieser Zeit sie verloren und in wahnsinnigem Schmerz ihren Tod beklagt hat. Der Hinterbliebene sucht durch eine große Reise sich zu zerstreuen. Nach seiner Rückkehr geht er auf den Kirchhof und liest mit wehmütiger Freude auf dem Grabe seiner Geliebten die Inschrift: „Sie liebte, wurde geliebt und starb.“ Die Nacht überrascht ihn. Plötzlich scheint es ihm, als wenn die Gräber sich öffneten und gespenstische Schatten aus den Gräbern huschten, welche sich mit den Grabinschriften zu thun machten; und als er zu einzelnen durch den Schein des Mondes beleuchteten Grabsteinen tritt, erkennt er, daß die übertriebenen Lobsprüche der Grabschriften verwischt und an deren Stelle sehr wenig lobende Charakteristiken der verstorbenen Personen hingeschrieben sind. Er nähert sich dem Grabe der von ihm angebeteten Frau, und an der Stelle der von ihm verfaßten Inschrift liest er die Worte: „Sie ging eines Tages aus, um ihren Liebhaber zu täuschen, erkältete sich und starb.“

Wollte man diese Geschichte, wegen ihres Schlusses, nicht als einen Beweis für Maupassants Glauben an das Geisterreich gelten

lassen, so findet man reiche Bestätigung dafür in den schon erwähnten Bekenntnissen des Buches le Horla. Auch sonst spielt das Übernatürliche eine Rolle. In Une apparition wird erzählt, wie ein Offizier einem seit Jahren verwitweten Freunde zu Gefallen aus einem verlassenen Schlosse ein paar Briefbündel holt, bei dieser Gelegenheit die Verstorbene erscheinen sieht, mit ihr spricht, sie auf ihre Bitte kämmt, ja bei der Rückkehr an seinem Rock ein langes Haar findet. Der Erzähler entläßt den Leser ohne jede Erklärung, aber dieser merkt deutlich, es ist weder ein schlechter Scherz, der dem Helden gespielt wird, noch ist dieser etwa betrunken oder sonst seiner Sinne unmächtig, sondern ein Spuk, an dessen Realität der Dichter glaubt und glauben machen will.

Zu dieser Vorliebe für das Unbegreifliche, das gerade durch diese Unbegreiflichkeit Schreckhaftes in sich birgt, gehört das Verweilen bei den geistig Umnachteten. Zweimal erzählt er die Geschichte eines Irren (beide führen den Titel Un fou). Der eine ist ein hoher Gerichtsbeamter, der aus wahnsinniger Blutgier drei Morde begeht, bei dem einen den angeblichen Mörder zum Tode verurteilt, nie entdeckt wird, ja als hochangesehener Mann seine Tage beschließt — man findet sein Schuldbekenntnis in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen. Der andere ist ein Lebemann, der, durch das Erkalten in den Liebesbezeigungen seiner Gattin argwöhnisch geworden, in einem feurigen Pferde, das diese mit Leidenschaft reitet, seinen Nebenbuhler zu sehen glaubt, das Pferd zu Falle bringt, erschießt und auch seine Frau mordet, als diese den Wahnsinnigen mit Peitschenhieben traktiert.

Im Zusammenhang mit der Schilderung des Grausigen und Übernatürlichen steht die des Schrecklichen in der natürlichen Weltordnung. Liebe und Tod hat man die beiden Hauptthemen unseres Dichters genannt. In der That schildert er auch den Tod gern. Nicht selten umgiebt er dann das Grausige mit satirischem Beiwerk. In der Reine Hortense das Hinsterben einer alten Jungfer, die in ihren Fieberphantasien all die unerfüllten Wünsche nach Kindern und Liebesglück ausspricht, während die herbeigeeilten Verwandten sich im Nebenzimmer gütlich thun. In En Famille, einem köstlichen Bilde Pariser Kleinlebens, in dem ein ewig neidischer Ministerialbeamter und ein bornierter großsprecherischer Doktor köstliche Typen sind, wird der Starrkrampf einer alten Frau beschrieben. Sohn und Schwiegertochter benutzen ihn, da sie die Alte für tot halten, sich vor den anderen Erben eine Uhr und Kommode anzueignen; die Alte erwacht nach sechsunddreißigstündiger Starrheit und begehrt ihr Gut zurück, während sich schreckliche Zankscenen zwischen den Erben erheben.

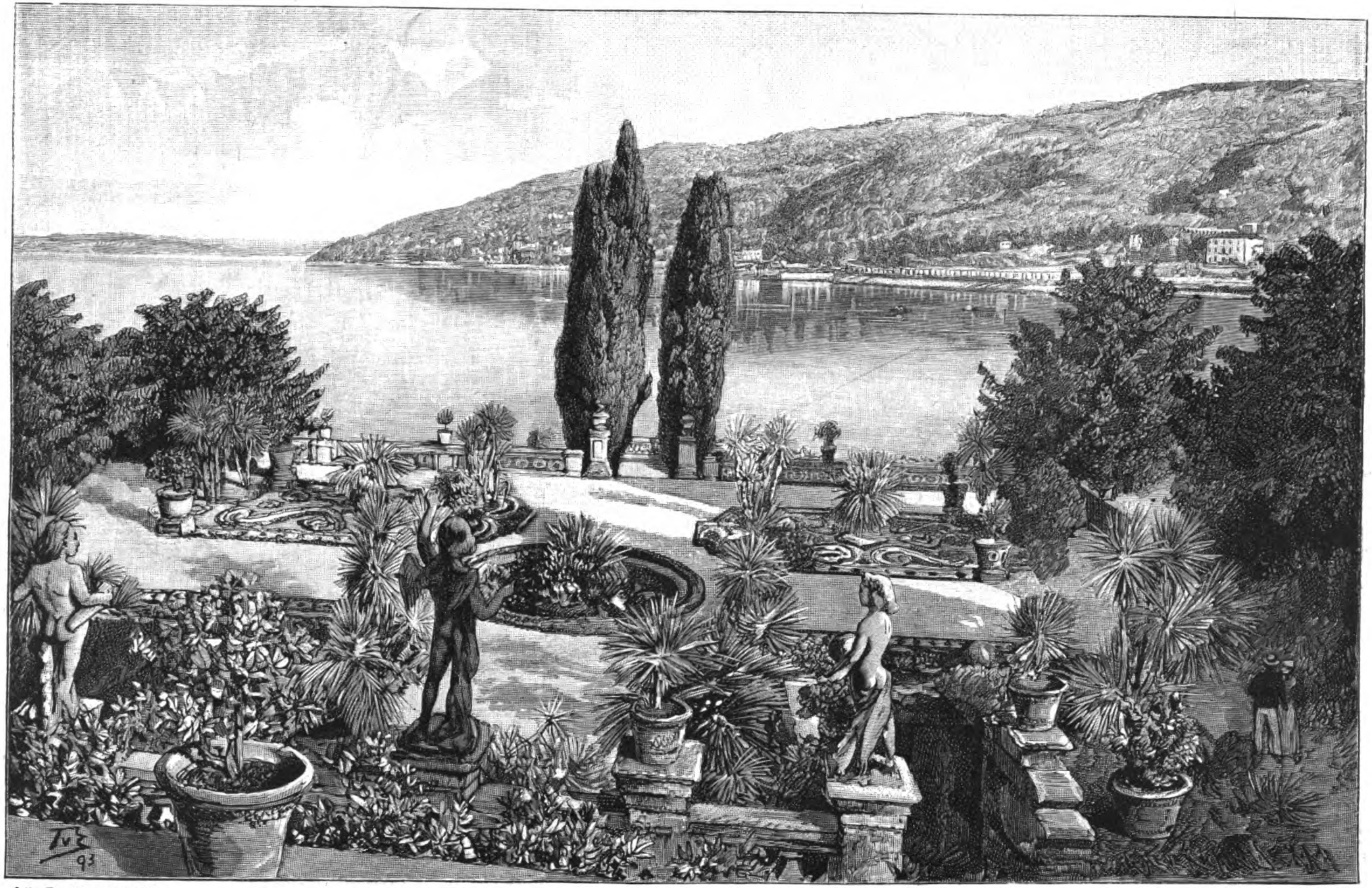
Sodann ist Maupassant ein Skeptiker. Diesen skeptischen Standpunkt legt er in der Geschichte Le Rosier de Madame Husson dar. Die Genannte stiftete einen Tugendpreis und gab diesen, da alle weiblichen Kandidaten, dank der Klatschsucht der Geschlechtsgenossen, für unwürdig befunden wurden, einem jungen Burschen, der wegen seiner Keuschheit bei seinen Gefährten schon zum Gespött geworden war. Der aber, bei dem großen Festmahl, das ihm zu Ehren gegeben worden, trunken gemacht, findet am Trunk ein solches Behagen, daß er noch an demselben Abend nach Paris entweicht, sein Geld verjubelt, als vollendeter Trunkenbold zurückkehrt und nicht lange darauf am Säuferwahnsinn stirbt. Es ist nicht etwa bloß der Spott gegen Tugendpreise, sondern die Auffassung des Skeptikers, daß unter übergroßer Tugend geheimes Laster versteckt liege.

Dieser skeptische Standpunkt läßt sich auch bei Betrachtung der Religion erkennen. Maupassant will vom Kirchenglauben nichts wissen. Die Vertreter der Religion sind ihm nicht ehrwürdig. Er erzählt zwar nicht von ihnen Geschichten im Geschmacke der alten italienischen Novellisten, ja erwähnt wohl gelegentlich ernste und pflichttreue Priester, meist jedoch läßt er leichten Spott erkennen, wenn er von ihnen redet. Die Art und Weise, wie in Le marquis de Fumerol einem alten Sünder noch schnell die kirchliche Segnung gegeben, wie nach seinem Tode in prunkvollen Leichenreden das gottselige Ende und das würdevolle Leben eines Mannes behandelt wird, der in Wirklichkeit keinen Funken moralischen Gefühls und keine Spur menschlicher Würde besaß, ist eine starke Satire gegen Kirchentum und Priesterglauben. Nicht minder stark ist die Spötterei gegen Reliquien-

kultus (Le relique): ein junger Mann erhandelt in Köln ein Knöchelchen der elftausend Jungfrauen, verliert es, ersetzt es durch einen kleinen Hammelknochen und erzählt der Geliebten die tollsten Abenteuer, durch die es ihm angeblich gelungen sei, sich in den Besitz des von ihr ersehnten Heiligtums zu setzen. Auch kirchliche Akte stellt er nicht wie ein Gläubiger dar. Die Konfirmationsscene in der Maison Tellier bietet dafür ein Zeugnis, am charakteristischsten ist aber eine Scene aus Bel Ami. Dort bestellt eine Frau, Mutter erwachsener Töchter, ihren Geliebten, dem sie freilich noch nichts gewährt hat, zum Rendezvous in eine Kirche, will sich durch inbrünstiges Gebet, durch Beichte von ihrer sträflichen Liebe befreien, geht auch für den Augenblick siegreich aus dem Kampfe hervor, freilich nur um am nächsten Tage bedingungslos zu kapitulieren. Die Kirche als Platz für Stelldichein, als Stätte zur Entfaltung neuer Toiletten! Da darf es nicht wunder nehmen, daß der Beichtstuhl in starker Weise als sorte de boîtes aux ordures de l'âme bezeichnet wird.

Maupassant ist kein Politiker. Deutet er indessen gelegentlich politische Ansichten an, so thut er dies nicht als Republikaner, sondern als Aristokrat. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für das Faubourg St. Germain und eine angeborene Abneigung gegen die Volks- als gegen die Pöbelherrschaft. Ganz lustig wird diese Stimmung zum Ausdruck gebracht in der Skizze Le coup d'état, der Proklamierung der Republik in einem kleinen Städtchen, einer Skizze, in welcher dem Führer der Republikaner, einem Arzt und wüsten Schreier der Vertreter des Alten, ein adeliger Maire trotz seines Unterliegens als weit überlegener Widersacher entgegengestellt wird. Lebhaftes politisches Gefühl zeigt der Dichter nur beim Eingehen auf den deutsch-französischen Krieg; in diesen Fällen ist er durchaus patriotischer Franzose. Preußische Offiziere erscheinen ihm als grausame Wüteriche gegen harmlose Bürger (Les deux amis) oder als Lüstlinge (Boule de suif); doch weiß er in derselben Geschichte preußische Soldaten, die Landwehrmänner, als Kinderfreunde, als ordnungsliebende, arbeitsame Hausgenossen ihrer Quartiergeber zu bezeichnen. Von fürchterlichem Haß gegen die preußische Invasion legt die Geschichte Mlle Fifi Zeugnis ab. Ihr Titelheld ist nicht etwa eine Frau, sondern ein mit diesem Beinamen wegen seiner weibischen Koketterie bezeichneter preußischer Offizier. Er und seine Kameraden werden vorgeführt, wie sie in teuflisch-barbarischer Weise Ahnenbilder und Kunstschätze des Schlosses vernichten, das ihnen zum Quartier dient. Die Art, wie dieser Offizier, der in bestialischer Trunkenheit eine Dirne peinigt, der in ihr und ihrer Genossinnen Gegenwart auf die Entehrung französischer Frauen trinkt, schließlich von der vielfach Gereizten und Geplagten erstochen wird, ist von einer entsetzlichen Tragik. Sonst rühmt Maupassant gern die Tapferkeit und Opferwilligkeit seiner Landsleute, das Aufhören jedes Standesunterschiedes unter den Waffengefährten, ihre Treue bis in den Tod („Das Stückchen Brot"). Auch das Leben der Soldaten im Frieden stellt er dar: wie zwei Kameraden dasselbe Mädchen lieben und wie der eine, da er sieht, daß der andere bevorzugt wird, resigniert ins Wasser geht (Petit soldat).

Er liebt die Natur und schildert sie gern, außer in seinen Reisebeschreibungen, hauptsächlich in größeren Romanen, die See in Pierre et Jean, die Auvergne in Mont-Oriol, Fontainebleau und die Einsamkeit des Waldes in Notre cœur. Doch wie er hierbei ohne Sentimentalität ist, so auch bei der Darstellung der Bauern ohne jede Spur von Verschönerungssucht. Vielmehr sind seine Bauern zwar arbeitsam und nicht ohne Gefühl, aber täppisch, roh, auf den Erwerb erpicht, geizig, schmutzig (La bête à maitre Belhomme). Es finden sich abscheuliche Bilder ihrer Herzensroheit: wie sie (Le baptême) von einer Taufe bei grimmiger Kälte zurückkehrend, nur ihrer Gier folgen und den Täufling erfrieren lassen, oder wie sie (Un réveillon) die Leiche eines Alten bis zur Beerdigung in einen Koffer legen, um sich ruhig weiter des Bettes, das sie bisher zu dritt benutzt hatten, selbst in der kurzen Zeit zwischen Tod und Einsargung weiter bedienen zu können. Von unerhörter Bestialität ist die Geschichte eines alten Weibes (Le diable), das sich für sehr mäßigen Preis zur Krankenwache bei einer Sterbenden ver-



Ill. D. Monatshefte. Februar 1894.

Isola Bella, Lago Maggiore.

dingt und dieser, da sie nicht schnell genug stirbt, als Teufel erscheint und durch den furchtbaren Schreck, den sie der Daliegenden einjagt, ihr Ende beschleunigt. Auch die grobe, berechnende Sinnlichkeit der Bauern wird gezeichnet (Tribunaux rustiques), wogegen auch gelegentlich ein Stückchen Romantik vorkommt, wie ein abgewiesener Freier seiner Schönen die Treue wahrt und diese zu bewähren in deren höchsten Nöten Gelegenheit findet. Als Typus dieser inferioren Naturen, zu deren Wesen Schlauheit und instinktiver Haß gegen die Städter gehört, kann die Mutter des Bel Ami gelten, die der feinen Schwiegertochter mit widrigem Mißtrauen entgegentritt, oder jener Bauer, der ein ihm bequem gelegenes Gütchen von einer zähen Alten gegen eine Jahresrente kauft und, da sie ihm zu lange lebt, sie an den Branntweingenuß gewöhnt und schneller zu Grunde richtet, als er zu hoffen gewagt hatte („Das Fäßchen"). Am ausführlichsten und mitleidlosesten aber werden die Bauern in Oriol, Vater und Sohn (Mont-Oriol) dargestellt. Das sind zwei Kolosse, reiche Weinbauern, die selbst nach Anhäufung großer Schätze und nach der Verschwägerung mit vornehmen Kreisen Landleute bleiben. Der Vater — denn der Sohn ist nur seine getreue Kopie — ist von raffiniertester Schlauheit — wußte er doch einen Vagabunden, der sich lahm stellt, als Heilobjekt für die auf seinem Gebiet gefundene warme Quelle zu erkaufen —, von schmutzigem Geiz, so daß er für seine Töchter nicht einen Pfennig seiner Schätze herausrückt, hartnäckig und mißtrauisch, so daß jeder Zollbreit Landes ihm mit großer Mühe abgerungen werden muß und er keinem Worte glaubt, das nicht auf Stempelpapier niedergeschrieben ist, dermaßen mißgünstig, daß er von dem guten Wein, den er erntet, keinen Tropfen verschenkt oder verkauft, sondern ihn, um damit zu räumen, in Gemeinschaft seines Sohnes in bestialischer Weise heruntergießt.

Eine ebenso geringe Vorliebe, wie für die Bauern, hat Maupassant für die Kleinstädter. Diese sind ihm nur schlechte Kopien ihrer Vorbilder aus der Hauptstadt. Sie möchten es jenen in allem gleich thun, werden aber, da sie deren Anmut nicht besitzen, plump und widerwärtig. Der Provinzarzt wird zum verwöhnten Fresser, der Notar zum gewissenlosen Geldschneider, der Soldat zum unnützen Pflastertreter, die Gesellschaft kleiner Städte wird zum Sitz der Heuchelei und abschreckenden Frömmelns. Ihre Sucht nach Vergnügungen und ihre Pedanterie selbst in diesen wird in Maison Tellier ungemein lustig, freilich in stark gepfefferter Weise dargestellt.

Die Erzählungsart ist sehr mannigfach. Oft wird ohne weiteres die Ichform angewendet, wobei der Erzähler entweder der Mithandelnde oder, was nicht minder häufig, der bloße Zuschauer ist; ferner wird ein Kreis von Männern und Frauen geschildert, die sich über irgend ein Thema unterreden, z. B. Jagd, Liebe, Gespenstergeschichten oder seltsame Vorfälle, bis von den Unterrednern einer das Wort zu einer zusammenhängenden Geschichte ergreift; endlich wird in vielen Fällen die Novelle schlankweg berichtet, ohne daß der Erzähler dabei irgendwie hervortritt. Maupassant versteht die Kunst des Variierens in ungemeinem Grade: jede Person spricht, wie es ihrer Stellung zukommt; der Pariser Flaneur redet anders als der Provinziale, der Bauer radebrecht seinen Dialekt. Auch der Ton der Erzählung ist ihrem Stoff meist angemessen: die rührende Geschichte wird anders vorgetragen als die heitere, frivole. Selbst bei der Vorführung starkgewürzter Schwänke, an denen wirklich kein Mangel ist, vermißt man selten das Maßhalten: eine unbeschreibliche Anmut, eine künstlerische Feinheit sondergleichen macht solche Geschichten auch denen genießbar, die sich von dem heiklen Stoff mit Unwillen abwenden. Doch kommt es wohl vor, daß der Erzähler einfach grobe Zoten auftischt, für deren Lektüre man durch keinen künstlerischen Genuß entschädigt wird. Dagegen sind wirkliche Ungeschicklichkeiten der Komposition sehr selten. Ziemlich auffällig ist eine solche in der Geschichte Le rosier de Madame Husson. Um zum Gegenstande der Erzählung zu kommen, wird hier zuerst ein kleines Eisenbahnunglück geschildert; der Betroffene erinnert sich, da er den Namen des Ortes hört, an dem der Unfall geschehen, an einen Freund, der an dem Orte wohnt, besucht ihn, wird von ihm glänzend aufgenommen, mit den Berühmtheiten der Stadt bekannt gemacht, herumgeführt, und erst, da sie auf der

Straße den Trunkenbold treffen, erzählt der Freund die jenen angehende Geschichte. In diesem Falle ist die Einleitung nicht bloß viel zu lang, sondern sie ist auch ungehörig, weil sie etwas ganz anderes erwarten läßt, etwa Anekdoten von Eisenbahnunfällen, Stadtklatsch oder ähnliches.

Er liebt die Kontrastwirkung. Wenn er in der Maison Tellier dargestellt hat, wie das inbrünstige Weinen von fünf nichts weniger als unschuldigen Mädchen, die mit ihrer Patronin zur Konfirmation von deren Nichte reisten, die ganze Gemeinde derart fortriß, daß der unschuldige Priester diesen Venuspriesterinnen einen öffentlichen Dank votierte, so läßt er darauf mit vielem Humor, aber doch mit überaus starker Frivolität die Erzählung der Orgie folgen, welche die von der heiligen Handlung Zurückgekehrten mit ihren Stammgästen aufführen.

Mit den Frauen und der Liebe beschäftigt er sich am häufigsten. Dabei tritt eine doppelte Tendenz hervor: Lobpreisung und Tadel der Frau. Dies geschieht nicht etwa so, daß der Dichter in der Zeit seiner Gesundheit die Frauen als Freudespenderinnen pries, in der Zeit seiner Kränklichkeit und Verstimmung als Mit- und Hauptschuldige herabsetzte, sondern beide Tendenzen finden sich gleichzeitig. Aber im allgemeinen steht er auf dem Standpunkte, daß die Frau ein untergeordnetes, dem Manne unebenbürtiges Wesen ist. Von Seelengemeinschaft will er nichts wissen, die giebt es nur unter den Männern; zwischen Mann und Frau kann nur ein geschlechtliches Verhältnis obwalten. Diese seine Meinung faßt er einmal (La bûche) in folgender Tirade zusammen: „Mann und Frau sind sich an Seele und Verstand fremd, sie bleiben zwei kriegführende Mächte, bei denen immer abwechselnd einer Herr und einer Sklave, einer der Bezähmer und der andere der Gezähmte ist, niemals zwei Gleiche. Sie drücken sich glühend vor Begierde die Hände, aber sie schütteln sie sich niemals in der biederen und treuherzigen Art, welche die Herzen zu öffnen und in einer Regung wahrhafter, männlicher Neigung bloßzulegen scheint. Der weise Mann sollte, statt zu heiraten und statt als Trost für seine alten Tage Kinder zu zeugen, die ihn doch verlassen, einen guten und kräftigen Freund suchen, um mit ihm alt zu werden in enger Geistesgemeinschaft, die nur zwischen zwei Männern möglich ist."

Zeigt er häufig geradezu eine Sympathie für die Gefallenen, so weiß er sie auch oft in ihrem cynischen Gebaren darzustellen, z. B. in Les tombales (etwa = Grabläuferinnen), der Geschichte einer Frau, die in Witwentracht einen Kirchhof besucht, sobald sie einen wohlgekleideten Mann sieht, in Ohnmacht fällt, sich aber bald von ihm erwecken und trösten läßt. Sinnlichkeit stellt er als Haupteigenschaft der Frauen dar. Er beschreibt, wie sich namentlich die Damen der guten Gesellschaft Genuß um jeden Preis verschaffen, wie die eine bis in ihr hohes Alter unter dem Scheine der größten Ehrbarkeit ihr unsittliches Leben fortsetzt, die andere durch stets geübte Koketterie ihren Diener in sich verliebt macht, die dritte, um einer Dirne nachzuahmen, vom Fenster aus einen Vorübergehenden lockt und die schlimmen Folgen ihres sträflichen Leichtsinns zu ertragen hat. Er schildert Harpyen, die in dem Manne nur das Opfer ihrer Geldgier und Genußsucht sehen.

Vielleicht ist niemals ein ergreifenderes Bild von der Grausamkeit und Herzenshärte der Frauen gegeben worden als in der Erzählung La femme de Paul, wo geschildert wird, wie ein Mädchen, die abgöttisch geliebte illegitime Frau eines vornehmen Mannes, diesen mitleidlos verläßt, da sie die Genossinnen ihres früheren schimpflichen Lebens trifft, und auch als der Geliebte sich ins Wasser stürzt, ihn nicht beweint, sondern mit diesen Lehrmeisterinnen gemeinster Lüste abzieht.

Eine ganze Sammlung von Erzählungen, La main gauche (1889), die, ihrem Titel gemäß, von illegitimen Verbindungen berichtet, hat die Aufgabe, von der Untreue, Grausamkeit und Herzensroheit der Frauen zu erzählen. Bald geschieht dies in heiterer Weise, so daß das Ganze ins humoristische Gebiet übertragen wird, bald in grausig-tragischer Art. Von geradezu entsetzlicher Tragik ist die Erzählung „Die Ordonnanz" erfüllt: die Geschichte einer jungen Frau, die, mit einem viel älteren Offizier verheiratet, den sie auch immer als „Vater" anredet und behandelt, einen jüngeren liebt, sich ihm er-

giebt, bei diesen Begegnungen aber ihr Geheimnis einem Soldaten preisgeben muß und, um sich und ihren Geliebten nicht zu verraten, auch die zudringlichen Annäherungen dieses gemeinen und seine vorteilhafte Lage schlau und häufig benutzenden Menschen zu dulden hat. Aus Scham über diese qualvolle Lage und aus Verzweiflung, da sie kein Mittel kennt, dieser Lage zu entgehen, giebt sie sich selbst den Tod. Vor ihrem Tode aber legt sie ihrem Gatten in einem Briefe ausführliche Beichte über ihr erstes Vergehen und die entsetzlichen Folgen desselben ab. Nachdem der Oberst den Brief gelesen, läßt er seinen Burschen kommen, fragt ihn nach dem Namen des Geliebten seiner Frau. Nach einigem Zögern nennt der Bursche den Namen. Kaum hat er diesen Namen ausgesprochen, so sinkt er zu Boden, mitten in der Stirn von einer Kugel getroffen. Die Skizze schließt damit. Man sieht, die Erzählung, der angedeutete Konflikt ist damit nicht zu Ende. Es muß selbstverständlich zu einem Zweikampf oder irgend welcher Auseinandersetzung zwischen dem Gatten und dem Geliebten kommen. Aber der Künstler hält es nicht für seine Aufgabe, diese fast selbstverständlichen Schlußfolgerungen zu ziehen, sondern überläßt solche dem Leser. Dieses jähe Abbrechen ist aber kein künstlerischer Fehler. Denn was Maupassant schildern will, ist ja die Frau; nur ihre That interessiert ihn und die unmittelbaren Folgen derselben; der psychologische Vorgang, soweit er in der Frau selbst wirkt, und die Bestrafung, die Sühne desjenigen, der sich gegen sie vergangen. Mit ihrem Selbstmorde, der Strafe, womit sie ihr Vergehen büßt, und mit der Erschießung des Burschen, wodurch dieser den Lohn für seine Verräterei erhält, ist, in künstlerischem, nicht in moralischem Sinn, die Sache zu Ende. Denn das Übrige versteht sich von selbst. Gerade diese Skizze bietet übrigens merkwürdige Belege von Maupassants Gestaltungskraft und Erzählungskunst. Wie der Oberst am Grabe der Frau steht, sich von demselben nicht trennen kann und erst durch den halb tröstenden, halb befehlenden Zuruf seines Generals zum Weggehen veranlaßt wird, wie er bei der Rückkehr vom Kirchhof den furchtbaren Rückschlag durch das Bekenntnis seiner Frau erhält, das ist mit solcher Kunst geschildert, daß der Leser, wenn er auch vom Vorgang peinlich berührt wird, die Art der Darstellung bewundern muß.

Doch der Cyniker, der selbst manche leichte Siege errang und mit Behagen und pikanten Zusätzen galante Abenteuer berichtet, gefällt sich andererseits darin, Frauentugend, echte Liebe, hochherzige Entsagung auszumalen. Ganz rührend ist die Geschichte Une veuve, das ergreifende Bekenntnis einer alten Jungfer von der Leidenschaft, die ein Knabe für sie empfand, von dessen Selbstmord, da sie sich verlobte, und von der Witwentreue, die sie dem für sie Heimgegangenen zeitlebens wahrte. Nicht minder schön wird (La clochette) der Heroismus einer Nähterin behandelt, die als junges hübsches Mädchen bei ihrem ersten Rendezvous aus einer Dachluke springt, um ihrem Geliebten Ruf und Stellung zu wahren, durch diesen Fall lahm wird, aber zeitlebens ihr Geheimnis wahrt und jungfräulich bleibt bis zum Ende ihres Lebens. In Le pardon stellt er die vielleicht allzugroße Nachsicht einer Gattin dar, die ihrem Gatten, der sie mit seiner Maitresse zusammengeführt und sein altes Verhältnis fortgesetzt hat, nach einem Jahre heftigen Zürnens verzeiht; die Selbstentäußerung einer anderen ganz jungen Frau in der Geschichte L'enfant: ein Mann wird unmittelbar nach seinem Hochzeitsmahl zu seiner sterbenden Geliebten gerufen, empfängt von dieser sein eben geborenes Kind, nachdem er das Gelübde abgelegt, es nicht zu verlassen, bringt es seiner Gattin, die, nachdem sie das Bekenntnis gehört, daß jene Frau, mit der er seit Monaten gebrochen, gestorben sei, das Kind in ihre Arme schließt und zärtlich ruft: „Nun wohl, wir werden das Kind erziehen!"

Für die Krone der Maupassantschen Geschichtchen halte ich Le papa de Simon. Mit einem Hinweis auf diesen mag daher unsere Skizze beschlossen werden. Simon ist der Sohn eines thätigen, überall beliebten Mädchens, das einmal einen Fehltritt gethan hat, seitdem schuldlos, einzig für ihr Kind lebt. Er wird in der Schule als vaterlos von seinen Kameraden so gehöhnt und gepeinigt, daß er sich das Leben nehmen will. Dabei wird er von einem braven Schmied, Philipp,

überrascht und gerettet, der lächelnd, um den Knaben zu beruhigen, sagt, er wolle sein Papa sein. Triumphierend verkündet der Knabe die Nachricht in der Schule, wird aber aufs neue gehöhnt, da die bösen Buben ihm erklären, das sei nicht sein Vater, da er ja mit seiner Mutter nicht verheiratet sei. Der mutige Junge geht in die Schmiede, um Philipp sein Leid zu klagen. Dieser, der von seinen Arbeitsgenossen das Beste über die Mutter gehört hat, von der Tapferkeit, mit der sie ihr Unglück getragen, schickt den Knaben zur Mutter zurück, mit der Meldung, er werde abends zu ihr kommen. Der Schluß mag hier unverkürzt folgen:

„Der Himmel war sternenklar, als er an Blanchottes Thür klopfte. Er hatte seine Sonntagsbluse an und ein reines Hemd. Das junge Weib trat auf die Schwelle und sagte gekränkt: ‚Es ist nicht recht von Ihnen, Herr Philipp, bei anbrechender Nacht zu kommen.‘ Und als er darauf keine Worte fand, stotterte und verwirrt vor ihr stehen blieb, fuhr sie fort: ‚Sie verstehen doch wohl, daß über mich kein Gerede mehr sein darf.‘ Da rief er plötzlich aus: ‚Aber was macht denn das, wenn Sie meine Frau sein wollen.‘ Er vernahm keine Antwort, aber glaubte im Dunkel des Zimmers das Geräusch eines Körpers zu hören, der zur Erde fiel. Schnell trat er ein. Simon, der in seinem Bette lag, unterschied den Schall eines Kusses und einige Worte, die seine Mutter ganz leise flüsterte. Dann fühlte er sich plötzlich von den herkulischen Armen seines Freundes emporgehoben und vernahm die Worte: ‚Du magst deinen Kameraden sagen, daß dein Vater Philipp Remy heißt, der Schmied, und daß er jeden an den Ohren ziehen wird, der dir etwas Übles thun will.‘ Am nächsten Tage, als alle Jungen versammelt waren und die Stunde angehen sollte, erhob sich der kleine Simon ganz bleich mit zitternden Lippen und sagte mit lauter Stimme: ‚Mein Vater heißt Philipp Remy, der Schmied, und hat mir versprochen, jeden Jungen an den Ohren zu reißen, der mir was thut.‘ Da lachte keiner, denn sie kannten ihn alle, den Schmied Philipp Remy; das war ein Papa, auf den jeder stolz gewesen wäre.“

Wir fassen unser Urteil zusammen: Guy de Maupassant war ein ganz moderner Schriftsteller, mit dessen Vorzügen und Schwächen. Er schuf keine Kunstwerke, die, soweit der gleichzeitige Kritiker solches beurteilen kann, ewig bestehen werden, aber verstand es, seine Zeitgenossen trefflich zu beobachten und manche Seiten ihres Lebens köstlich darzustellen. Er war nicht bloß ein Handwerker, der nur mit photographischer Treue das Gesehene wiedergeben konnte, sondern war ein Künstler und Dichter, der das Geschaute bewußt darzustellen die Fähigkeit besaß, der bei seinen Schöpfungen die Phantasie walten ließ und Gemüt zeigte. Als echter Pariser sprach er offen und verwegen von den Geheimnissen und Abenteuern der Großstadt, aber wiederum als Franzose entledigte er sich dieser heiklen Aufgabe mit Anmut und Eleganz, die selbst Widerwärtiges ertragen ließ. Er war ein Schriftsteller von ungewöhnlichem Talent, ein Erzähler, der es, in einer immerhin beschränkten Art, zu großer Meisterschaft brachte.



Auf der Brücke.

Ein Reiseerlebnis

von

Wilhelm Jensen.

Vor einem Jahr hielt ich mich einige Zeit lang in einem Alpenstädtchen auf, das an der deutsch-italienischen Sprachgrenze liegt. Die Einwohnerschaft ist gemischt, doch überwiegt noch der germanische Bestandteil, und als der hergebracht duldsame, um nicht zu sagen gleichgültige in Nationalitätsfragen giebt er zu keinen Zwistigkeiten mit der Minderheit Anlaß, die eine Stellung seßhaft gewordener Gäste einnimmt, dergemäß sie sich, wenigstens bis heute, auch noch beträgt.

Ein wildes Bergwasser, zur Sommerzeit manchmal fast austrocknend, im Frühling dagegen sein breites Bett oft ganz mit tosender Flutmasse füllend, zerteilt das Städtchen in zwei Hälften; richtiger vielmehr liegen hüben und drüben, durch eine Brücke verbunden, zwei verschieden benannte Ortschaften, die größere mit festem Stadtkern nördlich, die kleinere, mehr dorfartige südlich vom Flusse. In der letzteren ist nach örtlichem und geschichtlichem Werdegang naturgemäß die italienische Bevölkerungsquote stärker angewachsen, doch verstehen und reden die Leute dort zumeist beide Sprachen. Selbstverständlich vorzugsweise die Deutschen; man pflegt dies aus ihrem größeren Bildungsdrange abzuleiten, auch aus ihrem angeborenen Takt, die beide so tiefgewurzelt bei ihnen sind, daß sie um einige Meilen weiter nach Süden in überwiegend italienischen Orten vielfach binnen kurzem ihre Muttersprache, sowie auch ihre deutsch klingenden Namen völlig abzulegen pflegen, um nicht verletzend auf die berechtigten Empfindungen ihrer dortigen Umgebung einzuwirken. Denn der Deutsche hat die Naturmitgift empfangen oder bildet sie rasch in sich aus, überall Rücksicht auf neue Verhältnisse zu nehmen, und unterscheidet sich dadurch zu seinem Vorteil von den Angehörigen jedes anderen Volkes, die in der Fremde mit zäher Hartnäckigkeit in allem an ihrem Nationalitätswesen festzuhalten trachten.

Da die Stadt sich zu ihrem Glücke jenseit der hohen Grenzscheide zwischen deutschem Sommerfrost und italienischem Sonnenhimmel befindet, so nimmt sie an der Lebensschönheit, welche dieser seinen Günstlingen gewährt, reichlich, ja verschwenderisch Anteil; in weit höherem Maße als viele um manchen Grad mehr nach Süden gerückte

Orte. In der gemäßigten Zone ist's nicht allein der Breitengrad, der Gunst oder Ungunst des Klimas schafft, sondern noch mehr die örtliche Bedingung. Wo eine hohe Gebirgsmauer unmittelbar gegen die eisige Windanatmung von Nord und Ost beschirmt, wo riesige Felszinnen höher aufragen als die unablässig aus Westen her über Deutschland antreibenden Wolkenmassen, so daß diesen zumeist der Zugang verwehrt bleibt und die gute alte Sonnenmutter für gewöhnlich auf das Getriebe ihrer Kinder herunterlächeln kann — dort ist unter Umständen das Leben noch des Lebens wert und der Mensch fähig, sich dem freundlichen Wahn einer über ihm, wie über dem Tier und der Pflanze vorsorglich waltenden Huld hinzugeben. Das Jahr gleicht dort einem schönen Tag, dessen notwendige nächtliche Ruhezeit der kurze Winter bildet; doch früh am Morgen schon weckt mit linder Wärme der goldene Himmelsstrahl und harrt aus bis zum späten Abend. Flüchtig rauscht und strömt es wohl vom Himmel herab, aber als verfolge es nur den Zweck, den Boden fruchtbar zu erhalten; das graue, nasse, endlos trostlose Elend, das jenseit der Bergwand die Regel ausmacht, kennt der schöne Tag dieser freudigeren Zufluchtsstätte nicht. So beginnt der Frühling, warm und licht, wenn drüben noch monatelang das Ofenfeuer allein vor dem Erstarren schützt, lang und zuverlässig legt sich der Sommer über Thal und Berghang, und der Herbst reift die ihm übergebenen Blüten zu sicherer, süßer Frucht. Dem Rebenbesitzer bangt nicht vor Nachtfrost im August oder faulender Regennässe; Maulbeere und Mandel, Feigen und japanische Mispel vertrauen sich ungestraft dem üppig nährenden Boden an. Zwischen die deutschen Laubbäume gesellt sich hochwipflig die Edelkastanie, die Tanne und Fichte des Nordens reichen noch hierher; unter der überreichen Fülle der Alpenblumen erscheint da und dort schon als Gast eine farbenprächtige Vertreterin des Südens, der Mittelmeerländer. Deutschland und Italien reichen sich die Hand; je nach dem Empfinden wird man sagen, es ist ein Stück von diesem in jenem oder von jenem in diesem. Und wie zwei Metalle durch ihre Legierung sich wechselseitig fördern, so schafft die Verschmelzung nördlicher und südlicher Natur, eines zwischen lähmender Kälte und lähmender Hitze gemilderten Klimas hier vielleicht die schönsten und günstigsten Bedingungen, die auf der Erde für die menschliche Lebensführung geboten werden.

Überaus mannigfaltig und herrlich ist der Rahmen, den die hohen Gebirgswände um den weiten Thalgrund zusammenschließen. Nirgendwo einförmig, überall wie in bewegter Wandlung begriffen. Waldige Vorkuppen runden sich auf, in lichterem Grün fließen an ihnen weiche Matten gleich zurückgeschlagenen Gewändern herab. Dort stürzt jäh die Steinwand und von ihrem Rand der weißschäumende oder in Regenbogenfarben zerstäubende Wasserfall zu zackig ausgefurchter, schattendunkler Schrunde in die Tiefe. Sanfte Gelände schimmern im Sonnenduft mit hellen Gehöften, grau blicken die Burgüberreste alter Tage von trotzigem Felsthron; in Wolkenhöhe droben noch lagern sich weltabgeschieden kleine Häuflein von Dächern zu einer Ortschaft um den Kirchturm, scheinbar nur vom Vogelflug zu erreichen, denn unter ihnen gähnt schwindelerregend der Abgrund. Doch alles in seinem augenverwirrenden Reichtum bildet nur die nächste, eine niedrige Einfassung, über der hier die Riesenpyramiden von Hochgipfeln ansteigen, dort ungeheure Schroffen und Zinnen ins Blau emporschießen. Zu phantastischen Gestalten, Pfeilern und Türmen zerborsten, graurötlich stehen sie da, nackt aufgerichtete Titanen der Vorzeit, reglos und leblos. Auf ihre Scheitel trägt in Wirklichkeit nur die Schwinge des Adlers, ihren starren Felsenleib umgrünt kein Halm, nur wenn der Abend kommt, im Scheidelicht der Sonne wechseln, vertiefen sie ihre Farbe. Langsam röten sie sich mehr und mehr, erglühen, lodern zuletzt manchmal wie Fackelflammen eines Weltenbrandes über dem schon verdämmernden Thal. Und dennoch sind auch sie nur wundersam gegliederte Zwerge gegen die wahrhaften Giganten, die Hochmächtigsten, die Alten, die rundhin im Kreis mit weißen Häuptern tief auf sie hinabschauen. Das sind die Atlasträger des Himmelsgewölbes, unveränderlich ihre Schultern von Firn und Schnee emporreckend. Ihr Eiswall ist's, der dem schnaubenden Grimm des nordischen Eiswindes wehrt; selbst ewig

tot, beschirmen sie das warmblühende Leben drunten, Wiederbilder des getreuen Eckart, von dem die Sage in etwas veränderter Gestalt auch hier im südlichen Alpenthal umgeht. Denn es ist altgermanisches Land, bis zu dem Wotan einst seine Herrschaft erstreckte.

Wenig Stellen sind so geeignet, um diesen gewaltigen, lebensvoll anmutigen und leblos starren Rahmen nach allen Richtungen zu überblicken, als die langgedehnte, hochgewölbte Verbindungsbrücke zwischen den beiden Ortschaften. Ihre Brüstung enthält mehrfach geräumig ausgebuchtete Nischen mit Steinbänken; ähnlich wie auf einem Burgsöller sitzt man darin über dem breiten Flußbett, sieht nirgendwo besser mit dem Schwinden des Tages die ganze Schroffenkette der grauen Kalkfelsen sich entzünden, zu feurigen Garben aufflammen und, allmählich vom Mantel der Nacht überdeckt, wieder auslöschen.

* * *

Um diesen Anblick zu genießen, begab ich mich gewöhnlich gegen Sonnenuntergang auf die Brücke. Wie sie es vermutlich schon seit manchem Jahrhundert in kaum veränderter Weise gesehen, mischte sich dort stets allerhand abendlich-friedliches Getriebe durcheinander. Nach italienischer Art buntfarbig aufgeputzte Maultiere zogen, mit dem Schellenbehang klirrend, langsam ihre zweiräbrigen hohen Karrenwagen herüber und hinüber, während die Fuhrleute lässig daneben schlenderten; ein „guten Abend“ klang und ward ebenso oder mit „buona sera“ erwidert und umgekehrt. Barfüßige Kinder gaben sich von hüben und drüben ein Stelldichein, jagten und haschten sich; ab und zu kletterte einer von den Buben auf die Brüstung, wie eine Katze darauf entlang zu laufen; die kleinen Mädchen sahen mit staunender Bewunderung zu ihm hinan, das mochte ihm den Hauptantrieb und Reiz seiner halsbrecherischen Produzierung ausmachen. In den Nischen saß da und dort eine junge Mutter mit einem Säugling; Haar- und Augenfarbe ließ die deutsche und italienische Abkunft erkennen, nicht minder indes auch, wie sie die öffentliche Straße benutzten, ihr Kind an die Brust zu legen. Die Nordländerin verstand sich nur im Notfall dazu, um allzu hungriges Geschrei zu beruhigen, und sorglich mit einem Tuch den Vorübergehenden ihr Thun verbergend; die Südländerin that es ohne ängstliche Vorkehrung gleichmütig als Selbstverständliches, die alte Anschauung ihres Volkes, naturalia non turpia, hatte sich ihr fortvererbt. Drunten in der spätsommerlich schmalen Wasserrinne des Flusses plätscherten lustig kleine und größere Rangen. Von allen, die sich auf der Brücke befanden, hob kaum je einer den Blick zu dem Bergrahmen des weiten Thalgrundes auf. Sie kamen, um nach der drückenden Luft des Tages in ihren Wohnräumen sich in der leisen Zugkühle des Abends über dem Fluß zu erfrischen; die Schönheit und Erhabenheit ihrer Umgebung, auch das Flammengebirge über den Vorkuppen waren ihnen aus Kinderzeit her Alltäglich-Gewöhnliches, das ihre Augen durchaus gleichgültig beließ. Goethe sagt: „Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde dauert, sieht man nicht mehr an.“

Zwei Leute allein machten eine Ausnahme davon. Ich hatte vom ersten Tag an mir meinen Abendsitz in der mittelsten Nische gewählt, weil die aufgewölbte Brücke von ihr aus die freieste Rundsicht bot. Schon damals waren um ein wenig später die beiden gekommen, um offenbar gewohnheitsgemäß mir gegenüber auf der kleinen Rundbank Platz zu nehmen, und seitdem konnte ich täglich genau um dieselbe Minute auf ihre Wiederkehr rechnen. Sie stellten sich so gewiß ein wie der Sonnenuntergang, oder, wie man an der Nordsee sagt, „so sicher als die Flut“. Doch kamen sie nicht miteinander, sondern der eine von Norden, der andere von Süden her; wer etwa um ein paar Augenblicke früher die Brückenmitte erreichte, blieb, dem später Eintreffenden entgegensehend, stehen und wartete auf ihn. Dann begrüßten sie sich: „Guten Abend“ — „Buona sera,“ und setzten sich nebeneinander auf die Steinbank. Beim erstenmal machte es mir den Eindruck, daß meine Anwesenheit ihnen eine unliebsame Neuerung sei. Aber es täuschte, sie bekümmerten beide sich mit keinem Blick um mich, meine Gegenwart war ihnen völlig gleichgültig.

Zwei alte, richtiger zwei sehr alte Männer waren's; wie es nach ihrem Behaben und ihrer Kleidung schien, ungefähr der nämlichen kleinstädtisch-ländlichen Mittelklasse angehörend. Beide schoben in gleicher Weise beim Gehen die Beine ziemlich steifgelenkig langsam vor und ließen sich etwas bedächtig mühsam auf den Sitz nieder. Dann zogen sie abgebrauchte lederne Tabaksbeutel aus der Tasche, auch von ähnlicher Beschaffenheit, nur durch altersverblichene Farben unterschieden; der eine hatte wohl ehemals schwarz-gelbe, der andere grün-weiß-rote Streifen besessen. Die dazu zum Vorschein kommenden kurzen Pfeifchen mit schwarzverrauchten oder verbrannten Metalldeckeln sahen sich wie Zwillinge gleich, wurden behutsam gestopft und zwischen den zahnlosen Kiefern gehalten, bis eine vermittelst Stahl und Stein angezündete Schwammlunte aufglomm. Gleichzeitig setzten beide dies ins Werk, doch nicht ihre eigene Pfeife damit in Brand, sondern der, dessen Zunder zuerst benutzbar glühte, drückte ihn, sich vorbeugend, auf den braunen Holzmaserkopf des anderen. Danach erwies dieser jenem dieselbe Dienstleistung; sie sprachen kein Wort dazu, begannen mit den Lippen anzuziehen und bliesen ihren Dampf vor sich hin. Das geschah mit niemals im geringsten abweichender Gleichmäßigkeit; zu Hause mochten sie Zündhölzer haben, trugen vielleicht solche für andere Zwecke in der Tasche. Doch zum Anzünden ihrer Pfeifen bedienten sie sich derselben nicht, auch wenn kein leisester Windhauch ging. Sie hatten's gestern nicht gethan und thaten's drum auch heute nicht, und dies „ewig Gestrige" reichte mutmaßlich bei ihnen, Tag um Tag, über mehr als ein halbes Jahrhundert zurück.

Beide waren große Leute, nicht eigentlich altersgebrechlich zu nennen, nur gleichmäßig beim Gang wie beim Sitzen etwas vorgebückt. Der geistige Ausdruck ihrer Gesichter wies sie nicht auf eine höhere Bildungsstufe hinauf, doch besaß auch keineswegs Inhaltleeres, sondern etwas, wenngleich verschiedenartig, Ausgeprägtes. Man konnte sie mit ihrem vollen milchweißen Haar, das der eine kurz geschnitten, der andere halblang trug, als ein paar Charakterköpfe bezeichnen; erst bei näherer Betrachtung modelten sich die Züge hier durch eine leicht gebogene, dort ein wenig eingedrückte Nase, dunkle und hellere Farbe der Augensterne auseinander. Jedenfalls waren es zwei Menschen, die nicht mit stumpfen Sinnen durchs Leben gegangen, sondern in ihrem Beruf körperlich und geistig rüstig gewesen, viel an sich vorüberziehen gesehen und in ihrem Vorstellungskreis manchem Gedanken nachgehangen hatten. Jetzt befanden sie sich am Feierabend ihres Tagewerks, und alles an ihnen sprach vom Wunsch und der Beflissenheit, sich seiner Ruhe ganz zu überlassen. So rauchten sie in langsamen Zügen, sparsam, gewissermaßen als ob sie, solange ihre Pfeifen ausdauerten, die Zeit zum Stillstand, oder wenigstens auch zu verlangsamtem Gang brächten. Doch obwohl sie im Anfang stets eine Weile schweigend dasaßen, waren ihre Augen dabei in einer übereinstimmenden, gleichfalls ruhigen Thätigkeit begriffen. Aus groß aufgeschlagenen Lidern hielten beide zuerst einige Minuten lang den Blick unverwandt nach den rot erglühenden, öden Felsmassen hinübergerichtet; obwohl auch sie dies Schauspiel täglich wieder gewahrten, hatte offenbar die Gewöhnung sie doch nicht dafür gleichgültig abgestumpft. Der Spätabend legte sich mit einem traumhaften Purpurlicht drüben um die hohen, wie schon der Erde entrückten Schroffen, und es war, als ob zu ihm der Spätabend hier von der Bank mit stummer Sprache eines Verwandtschaftsgefühles hinübergrüße. Ein solches trugen merklich beide gleichermaßen in sich, jeder begriff dies anfängliche schweigsame Verhalten des anderen und störte ihn nicht darin, wie niemand die Andacht seiner Nachbarn in der Kirche beeinträchtigt, denn er kam zu demselben Abendzweck hierher. Das mochte besonders dazu beitragen, sie täglich um diese Stunde auf der Bank zusammenzubringen.

Dann jedoch redeten sie miteinander, und als ich's zum erstenmal vernahm, ergab sich mir überraschend daraus, daß sie verschiedener Nationalität angehörten, denn der mit dem halblangen Haar sprach deutsch und der andere italienisch; beide manchmal in kurzen Sätzen, manchmal etwas ausführlich erzählend. Wenn der letztere geendigt hatte, nickte der Deutsche, „Ja, ja" antwortend,

mit dem Kopf, und der Italiener erwiderte ihm auf seine Mitteilungen: „Si, si.“ Das beschloß als ein Ausdruck oder Zeichen befriedigter Zustimmung ihre abwechselnden Äußerungen in immer gleicher Weise, niemals setzte einer ein Wort mehr zur Entgegnung hinzu. Beide erschienen so miteinander eingelebt, von vornherein mit ihren Gedanken und Anschauungen gegenseitig vertraut, daß sie ihres Einverständnisses sicher seien und dies keiner weiteren Kundgabe bedürfe. Ihre Unterhaltung ward von beiden Seiten in einer ziemlich stark gefärbten Mundart geführt, die mich anfänglich das Deutsche kaum klarer als das Italienische verstehen ließ, doch waren ihre Dialekte mir nicht unbekannt, und mein Ohr gewöhnte sich rasch an die Auffassung derselben auch aus ihrem Munde.

Ja, zwei recht alte Männer mußten es sein, und doch hatte ich sie unterschätzt, wurde überrascht, als ich am ersten Tag eine sich darbietende Gelegenheit wahrnahm, den Deutschen nach seinem Alter zu befragen, und die Antwort erhielt: „Achtundachtzig, Herr!“ Wie ich mich danach ebenso bei dem Italiener in seiner Sprache erkundigte, erwiderte er: „Ottanta otto, signor.“ Ins Gehör fielen die fremdzungigen Worte mir, wie sie die nämliche Zahl angaben, merkwürdig auch ganz mit dem nämlichen Klang wie die deutschen; noch eigentümlicher indes berührte mich die Vorstellung, daß sie beide zu gleicher Zeit ihren Tag im ersten Anfang des Jahrhunderts begonnen hatten und nun hier miteinander den Schluß desselben abzuwarten schienen. Was alles war von dem, was wir Weltgeschichte benennen, vollbracht worden, seitdem sie vielleicht auch als kleine Knirpse da drunten im seichten Flußwasser am Sommerabend zusammen geplätschert hatten! Unwillkürlich beschäftigte es mir die Phantasie, während die beiden nach ihrer gleichmütigen Beantwortung meiner Fragen sich nicht im geringsten weiter um mich kümmerten. Sie saßen da in ihrer Welt für sich, meine Gegenwart störte sie durchaus nicht, war so wenig für sie vorhanden, wie ich bei ihrer Geburt auf der Erde vorhanden gewesen war.

* * *

Wie's mir von einem der zunächst nachgefolgten Tage in der Erinnerung geblieben, gebe ich es wieder.

Nach ihrer Ankunft leise aus den angezündeten Pfeifen rauchend, saßen sie und schauten, ihrem Brauch gemäß, nach den mählich sich rötenden Felsriesen hinüber. Dann hub der Deutsche an zu sprechen:

„Ja, klettern konnt die Cenzerl von Kindsbeinen auf, als wär's ein Bub. Immer gab's zu hüten und Sorge im Haus, wenn sie zu lang ausblieb; ihre Mutter hat genug damit ausgestanden. Daß sie nicht alt wurde, lag wohl so in der Art, ihre Großmutter ward's auch nicht. Als ich dann allein mit ihr übrig war — mit den anderen war ich's schon ebenso gewesen, denn die Männer kamen ja auch nicht weit zu Jahren —, da ging's natürlich noch weniger mit dem Aufpassen. Meine Beine konnten ihr nicht mehr nachspringen; wenn's über die achtzig geht, fängt man's doch an zu merken. Und sonst ward's auch schwer, das lag ja ebenso in der Art. Die Buben fingen früh an, nach ihr zu schaun, das konnt auch nicht gut anders sein und bleibt auf der Welt immer das Gleiche. Denn sie hatt's schon von der dritten Mutter her; die erste war ein gar sauberes Geschöpf, sonst hätt ich nicht so viel drangesetzt, daß sie meine Frau wurd. Aber ihre Großmutter und Mutter, damit ging's, wie beim Gärtner, wenn er auf eine besondere Pflanze gut acht giebt, jedes Jahr wird die Blume immer noch kräftiger und schöner. Da ward sie's denn zuletzt noch mehr als all die anderen, daß keine zweite im Ort es mit ihr aufnahm — nicht dran denken konnt auch nur eine — und wer wollt den jungen Burschen die Augen im Kopf blind machen, daß sie's nicht sehen sollten. Kühe und Schafe kann man hüten, auch Ziegen zur Not noch, aber Gemsen nicht und keine jungen Dirnen, die Gemsenbeine haben und wie eine Alpenrose und Edelweiß miteinander sind, darum ein Dutzend Jäger den Hals dran wagen, sich's auf den Hut zu holen. Da thun die steifen Gelenke nicht den ganzen Tag über mehr mit, und bei Nacht woll'n sie ihr Ausruhn haben, deshalb hielt ich's für besser, so schwer mich's ankam, sie nicht mehr zu sehen und hören, und schickte

sie hierher. Eine Frau ist viel und ein Kind auch, aber so war mir keine gewesen; wenn das Blut draußen in den Gliedmaßen kälter wird, wird's innen wohl wärmer. Besser für sie wär's, meinten andere auch, so mußt's sein; für ein halbes Jahr, dacht ich, länger würd ich's nicht aushalten. Sie kam zu ordentlichen Leuten her, konnte von der Frau im Haus und in der Küche lernen, das that ihr ja auch fürs künftige einmal not. Dann wollt ich sie wieder holen, ich dacht's so, wie man eine Taube für eine Weile in einen sichern Schlag thut, wenn die Habichte zuviel überm Dach stehen. Aber da hatt ich's ihm gerad recht gemacht, dem welschen Raubvogel, dem Hundsfott, daß sie nicht wieder heimkam. Hätt ich ihn finden können, die Kraft in meiner Hand hätte noch gereicht, wär ihr wieder gekommen, ihn am Hals zu packen, bis er ohne Atem hingefallen, ihn oder einen anderen von seinem Blut, mein Kind an der Mördersippe zu rächen. Das hättet Ihr auch gethan, wenn's Euch so geschehen wär!"

Der Alte hatte bis zum Schluß hin mit der immer gleichmäßigen Ruhe der Unterhaltung zwischen den beiden gesprochen, als ob er von einem ihn selber nichts angehenden Vorfall erzähle; nur bei den letzten Worten sah ich seine welke Hand kurz von einem leisen Zittern gerüttelt, das nicht mit der Gelassenheit seines Tones im Einklang stand. Der andere schien die Erzählung schon öfter vernommen und genau gekannt zu haben, er erwiderte jetzt kopfschüttelnd: „Sì, sì," sah nach den feurigen, fast zur Blutröte aufgeglühten Schroffen hinüber, und beide rauchten ein Weilchen schweigsam ihre Pfeifen. Dann nahm der Italiener in seiner Sprache, doch gleicher Sprechweise das Wort:

„Ja, solchen Burschen hat man nicht leicht irgendwo wiedergesehen. Sein Vater und der Vater von dem waren was, wie's nicht viel vorkommt — ich hab mich auch nicht gerad zu verstecken brauchen, als ich noch jung gewesen — aber mit dem Roberto hätten wir's alle nicht aufgenommen. Gewachsen war er wie eine Cypresse und sein Haar darüber wie ein Piniendach; wenn die Mädchen ihn sahen, wurden sie närrisch, denn er schoß jeder aus den Augen zwei Brandkugeln hin, eine oben in den Kopf und die andere darunter ins Herz, daß es ein Feuerwerk in ihnen gab von Lachen und von Weinen. Für ihn war's aber nur Spaß, denn ihm konnt's keine anthun; das hätt eine andere sein müssen, als sie bei uns im Ort zur Welt gerieten. Hochmütig hießen sie ihn drum, eine Prinzessin müßt ihn noch erst bitten, daß er sie nähme; dafür saß ihm denn auch das Wort auf der Zunge, wie ein Bolzen, der ins Schwarze trifft. Einreden ließ er sich nichts, und wenn er trotzig wurde, konnt er wohl auch mal etwas wild werden, das steckte ihm als Erbschaft im Geblüt. Wenn da der Vater früh weggeht, noch vor dem Großvater — und von mir mit meinen Achtzig konnte natürlich nicht viel die Rede sein — da muß einer sich erst die Hörner ein bißchen abstoßen, bis er selbst das Richtige aus sich zurechtmacht. Das hätt er auch bald fertig gebracht, daß die Leute heut davon reden würden, was aus ihm geworden wäre. Ja, mit Stolz würden sie sagen, daß er aus ihrem Ort hergekommen. Aber immerfort mit dem bisnonno allein im Haus zu sitzen, hielt er nicht aus, ein junges Blut will Neues um sich haben, nicht im Boden feststocken wie ein Baum, bis ihm das Moos um die Rinde wächst. Er hatte es nicht gut auf die Deutschen stehen, aber ich glaube, darum gerad ging er hierher, einer mehr, um seinen Landsleuten beizustehen, und was für einer! Als ich jung war, dachten wir noch nicht daran, daß die Stadt zu uns gehören müßte; nachher kam's auf, wir hätten ein Recht daran, und er war mit Feuer und Flamme dabei, wie immer, wenn ihn etwas anpackte. So ließ er mich denn allein; wenn er es zu was gebracht hätte, sollt ich nachkommen und bei ihm wohnen. Und schnell ging's, kaum mehr als ein Jahr, wie er mir schrieb, es wär in Ordnung, in ein paar Wochen möcht ich aufpacken und herfahren. Aber da war sie an ihn geraten, la strega tedesca, la maledetta, und hatte ihm mit einem Liebestrank das Blut toll gemacht, daß er alle gesunden Sinne verlor. Von einem gottverfluchten Giftstamm muß sie gewachsen sein, wie eine Belladonnabeere, und ich hätte sie ausgerottet, mit einer Eisenhacke, sie und alle Wurzeln, aus denen sie das Gift gesogen — dazu wär in meine Hand

noch wieder die Kraft gekommen. Das hättet Ihr auch gethan, wenn's Euch so geschehen wäre. Aber ich konnte sie nicht mehr erreichen, und auch von ihrer verruchten Sippe war nichts mehr über der Erde vorhanden."

Ebenso gleichmäßig ruhig bis zum Schluß hin, wie vorher der Deutsche, hatte der Italiener gesprochen, als ob er von einem ihn selbst nichts angehenden Vorfall erzähle, und nur ebenso durchrüttelte zuletzt, als ein Anzeichen innerer Erregung, kurz ihm ein leises Zittern die alterswelke Hand. Seinerseits schien in gleicher Weise auch der andere diese Geschichte schon öfter vernommen und genau gekannt zu haben, er erwiderte nur kopfschüttelnd: „Ja, ja," sah nach den bereits langsam wieder im Abblassen begriffenen Felsenfackeln hinüber, und beide rauchten schweigsam ihre Pfeifen weiter.

* *
*

Am Tage danach, glaube ich, war's, daß ich zufällig etwas frühzeitiger als sonst auf die Brücke kam und die Nischenbank von einer netten jungen Frau mit ihrem Kinde besetzt fand, die ich schon mehrmals als gleichfalls beständigen Abendgast an einem nahe belegenen Platz wahrgenommen hatte. Vom öfteren Sehen kannte sie auch mich bereits und erwiderte, als ich meinen Sitz einnahm, freundlich auf meinen Gruß; in mich überraschender Weise auf deutsch, denn ich hielt sie nach ihrer Erscheinung für eine Italienerin. Ein von mir angeknüpftes Gespräch ergab, daß meine Vermutung nicht gerade unberechtigt gewesen, sie stammte von doppeltem Blut, einem deutschen Vater und einer italienischen Mutter, der sie jedenfalls äußerlich mehr nachgeartet war. Doch gab sich ebenso augenfällig in ihrem Behaben deutsches Wesen kund, und wie sie beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit redete, bildete sie in schlichter Weise einer Frau aus der unteren Volksklasse in sich eine Vereinigung einnehmender Vorzüge der sich hier berührenden gegensätzlichen Nationalitäten, gewissermaßen auch eine Brücke zwischen ihnen. Die Art ihres deutschen Ausdrucks zeigte sich fast dialektfrei, offenbar von dem feineren romanischen Sprachgefühl vorteilhaft beeinflußt; dagegen besaß sie etwas, dem Italiener, wenigstens dem nicht höher gebildeten eigentlich nicht Angehöriges, einen natürlichen Sinn zu humoristischer Auffassung komischer Dinge, obwohl ich später erfuhr, daß sie nicht eben vom Glück sanft gewiegt worden, sondern aus eigenen Erlebnissen wußte, was Kummer und Leid sei, und nicht weniger dafür ein ernstes Gemütsverständnis in sich trug.

Es lag nahe, daß ich von den beiden alten Achtundachtzigern zu sprechen anfing, und meine junge Bankgefährtin versetzte mit leichtem Anflug eines Lächelns um die Mundwinkel:

„Ja, die können nicht ohne einander sein, keinen Tag; auch wenn's regnet, bringen sie sich ein Kissen mit und sitzen unterm Schirm ebenso hier zusammen. Ich habe einmal gehört, es giebt Vögel — inseparabili heißen sie auf italienisch —, wenn von denen einer stirbt, thut's der andere ganz von selbst auch, ohne daß er krank zu sein braucht; ich glaube, mit den beiden geht es einmal ebenso, wenn einer die Bank leer findet und der andere nicht wiederkommt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie am Abend hier nicht miteinander sitzen."

„Ja," erwiderte ich bedachtlos, „wie sie als kleine Buben vermutlich da ebenso, wie die von heute, miteinander im Wasser herumgeplatscht haben. Daran können Sie sich freilich wohl nicht erinnern, denn es ist ein bißchen — so ein gutes bißchen mehr als ein halbes Jahrhundert — vor Ihrer Geburt gewesen."

Doch meine Nachbarin schüttelte den dunkelhaarigen Kopf. „Nein, das haben sie nicht, sind erst ganz spät miteinander bekannt geworden, und ich kann mich sehr gut daran erinnern. Der eine hatte sein Leben lang in einem Ort drüben im Norden überm Gebirg gewohnt, zwölf bis vierzehn Stunden von hier, und der andere, glaub ich, beinahe ebenso weit nach Süden hinunter, und beide kamen erst vor fünf Jahren um die gleiche Zeit hierher."

Sie schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, that es indes nicht, weil ich einfiel:

„Ja, richtig, ich hatte es im Augenblick vergessen, aber selbst schon aus dem, was sie miteinander gesprochen, herausgehört. Gestern erzählten sie sich jeder etwas aus ihrem

Leben, darin kam's zum Vorschein, daß sie nicht von hier sind. Aber wie es so alte Leute wohl thun, kam es mir vor, als hätten sie es sich schon öfter erzählt und jeder die Geschichte des anderen gekannt, denn beide antworteten nur —"

„Ja, ja, — sì, sì," fiel mir ihrerseits die junge Frau, jetzt unter einem fröhlichen Auflachen, in die Fortsetzung. Danach fügte sie hinzu: „Entschuldigen Sie, aber mir war's so spaßhaft, daß Sie sagten, die beiden hätten miteinander gesprochen."

Ich sah sie verständnislos-erstaunt an. „Warum soll das spaßhaft sein? Ich habe sie doch, nicht gestern zum erstenmal, schon öfter so sprechen gehört."

„Gewiß, Herr — nehmen Sie mir mein Lachen nicht übel —, aber nicht miteinander, sondern jeder nur für sich selbst."

Ein erklärender Gedanke kam mir. „Sind die Alten vielleicht so schwerhörig, daß keiner den anderen versteht?"

„Nein, das nicht, sie hören noch recht gut. Aber füreinander sind sie beinah noch mehr als taub und würden sich nicht verstehen, wenn sie sich auch noch so laut in die Ohren schrien; denn der eine kann kein Wort deutsch und der andere kein Wort italienisch, als daß sie wissen, was ‚ja' und was ‚sì' heißt. Darum sind sie immer einer Meinung und werden bis zuletzt die besten Freunde von der Welt bleiben; ich sagte schon, ohne einander könnten sie nicht mehr leben. Aber das ist auch sehr gut und notwendig für sie —"

Da die Frau ihren letzten Satz unvollendet abbrach, fragte ich: „Was ist gut und notwendig?"

„Daß keiner eine Ahnung davon hat, was der andere ihm vorerzählt, sonst wär's —" Die Sprecherin hielt abermals an und warf einen Blick über mich, ehe sie nachfügte: „Sie sind ein Fremder, Herr — es giebt nur ein paar Leute hier bei uns, die davon wissen, die behalten es bei sich, daß sie den Alten ihren Abend hier auf der Bank nicht stören. Es war nicht recht von mir, denn zum Lachen ist's wahrhaftig nicht, nur zuweilen hat es doch mal so was Spaßiges. Ihnen könnt ich's sagen, denn Sie sind ja weit von hier zu Hause und würden es auch nicht —"

Doch sie brach wiederum, zugleich mit ihrem Kinde aufstehend, ab: „Da kommen sie, ich muß ihnen Platz machen. Das wär nicht zu denken, wenn sie ihre Bank nicht frei fänden, der Schlag könnt sie treffen; das würde auf beiden Flußseiten keiner auf sich laden wollen. Sie als Fremder können da auf Ihrer Seite ruhig sitzen bleiben und zuhören, darum kümmern sie sich nicht mehr, als ob Sie ein Stück Mauer wären. Es hat schon ab und zu ein anderer Fremder so da neben ihnen gesessen, aber wer es nur kurz einmal thut, der hat genug nach den roten Bergen zu sehen und giebt nicht auf ihr sonderbares Gerede acht."

Meine bisherige Nachbarin ging, und die Alten kamen von hüben und drüben, heute genau gleichzeitig die Brückenmitte erreichend, heran. Sie begrüßten sich: „Buona sera" — „Guten Abend" — daß das gleichbedeutend sei, schienen sie von der tausendfältigen Wiederholung auch zu wissen oder wenigstens zu ahnen —, nahmen ihre Sitze ein, stopften die Pfeifenköpfe, und der erste, dessen Zündschwamm glühte, setzte den Tabak des anderen damit in Brand. Nach der Aufklärung, die ich erhalten, war es in der That drollig, die beiden reden zu hören, als ob sie sich miteinander unterhielten und ihre Äußerungen beantworteten. Sie sprachen heut nur gleichgültige Dinge, von der Witterung, dem Stand der Trauben, was sie unterwegs gesehen, bald dieser, bald jener; wenn einer etwas gesagt und schwieg, nickte der andere beipflichtend sein Ja. Ob sie in ihrer Vorstellung annahmen, daß der Zuhörende doch einiges von dem ihm Vorgesprochenen verstehe, oder ob jeder die Gegenwart des anderen suchte, um einen Vorwand zu haben, laut mit sich selbst zu reden, ließ sich aus ihren immer gleichmäßigen Mienen nicht ablesen. Jedenfalls waren sie in allem ihres Einverständnisses sicher, als zwei zueinander Gehörige, allein übrig Gebliebene aus einer Zeit, die lange vor dem Ursprung alles sonstigen Lebens um sie herum lag.

Ich vermochte mir gut vorzustellen — und erfuhr später auch, daß es gerade so geschehen sei —, wie sie, beide aus ihren Heimatorten in die Fremde hergeraten, hier zusammengekommen. Sie hatten sich eines Abends auf der Brücke getroffen, ins Gesicht

gesehen und als zwei gleiche Überreste längst vorbeigegangener Tage erkannt. Jemand war zum Dolmetsch zwischen ihnen geworden, daß „achtundachtzig" und „ottanta otto" die nämliche Zahl bedeuteten; das war ein Band gewesen, sie nicht wieder voneinander zu lassen. Mit achtundachtzig Jahren brauchte man nicht dieselbe Sprache des Mundes zu reden, noch zu verstehen, jeder fühlte vom anderen, daß sie in ihnen die gleiche sein müsse, ob dem Laut nach unbegriffen, doch verständlicher und zusammenstimmender als alles, was die junge Welt ihnen mit Worten ausdrücken konnte. So hatten sie sich am Spätabend zusammengesellt und saßen Tag um Tag seitdem hier miteinander auf der Bank. Ursprünglich, wie es schien, beide zuerst von dem abendlichen Anblick der roten Felsen hergezogen.

Offenbar indes verhielt sich irgend etwas mit ihnen doch anders, als es den Eindruck machte; das war mir aus den Worten meiner vorherigen Gefährtin in der Nische aufgegangen, freilich durchaus nicht deutlich geworden. Die Ankunft der alten Bankbevorrechtigten hatte sie unterbrochen, als sie im Begriff gestanden, eine Erläuterung beizufügen; ich suchte mir jetzt eine solche aus den Äußerungen der beiden Achtundachtziger zu gewinnen, doch vergeblich, denn sie führten ihre absonderliche Zwiesprache an diesem Abend nur über völlig bedeutungslose Tagessachen. Als sie im letzten Dämmern aufstanden und sich, wie ständig, nach abermaligem Austausch eines „Gute Nacht" — „Buona notte" rechtshin und linkshin auseinander begaben, sah ich mich nach der jungen Frau um, aber sie war bereits mit ihrem Kinde von der Brücke fortgegangen.

* * *

Wie ich am folgenden Abend wiederkehrte, befand sie sich nach hergebrachter Weise in einer der Nischen — die der beiden Alten stand noch leer —, doch als ich mit einem Gruß zu ihr hinantrat, nahm ich einen veränderten, bekümmerten Ausdruck ihrer Züge gewahr, daß ich unwillkürlich fragte, ob ihr ein Unglück zugestoßen sei. Sie schüttelte den Kopf, aber versetzte zugleich: „Ja, ein rechtes Unglück ist passiert — der gaglioffo, der Carlo Montone hat sich gestern abend betrunken —"

Beim letzten Wort sprang sie plötzlich auf, stieß, rasch den Blick zur Linken und Rechten hin und her wechselnd, aus: „Dio mio, da kommen sie beide!" und unverkennbar zitterte etwas Ängstliches in ihren schönen Augen, die mit unruhiger Spannung sich fortwährend hastig nach den entgegengesetzten Richtungen drehten. Ich stand begrifflos, wußte, da sie auf eine weitere Frage nicht Antwort gab, nichts zu thun, als ihrem Umblicken zu folgen, und sah, daß die beiden Alten wie alltäglich von Norden und Süden her auf die Brücke zugeschritten kamen, langsam-gleichmäßig wie immer ihre steifen Beine vorbewegend. Nur hielten sie heute gegen ihren sonstigen Brauch hüben und drüben am Rande den Fuß an, und zwar gleichzeitig in dem Augenblick, wie sie sich über die Wölbung der langen Brücke gegenseitig mit dem halben Leib zu Gesicht kommen mußten, blieben wie in den Boden eingewurzelt regungslos stehen und sahen sich aus weitgeöffneten Lidern ebenso unbeweglich entgegen. Wohl minutenlang; die Kalkfelsen drüben verhielten sich nicht leblos starrer als ihre nicht wie sonst vorgebückten, sondern kerzengerad hoch aufgereckten Gestalten. Der Ausdruck der Gesichter ließ sich aus der Entfernung nicht klar unterscheiden, doch etwas mühsam Verhaltenes, ein innerliches Zittern Kundgebendes schien mir aus beiden zu sprechen. So standen sie salzsäulenhaft, bis sie mit gleichzeitiger Bewegung den Fuß zum Weitergang vorwärts hoben. Aber als ob gleicherweise im selben Moment ein lähmender Schreck sie durchfahre, zogen sie die Füße wieder zurück, verharrten noch ein paar Augenblicke, sich wie vorher reglos entgegensehend, kehrten darauf um und schritten in die Richtungen, aus denen sie gekommen waren, zurück.

„Gott sei Dank, sie gehen nicht weiter!" stieß jetzt die junge Frau aus, die verhaltenen Atems neben mir gestanden.

„Ja, was hat denn das zu bedeuten?" fragte ich, noch immer ohne ein Verständnis ihrer ängstlichen Unruhe. Nun wandte sie mir den Kopf zu und erwiderte, noch halb gedankenabwesend:

„Es wäre schrecklich gewesen, wenn sie —

ja so, Sie fragen, Herr — ich sagte Ihnen schon, der Carlo Montone, der Lump, hat sich gestern abend wieder einmal so betrunken, daß er nicht mehr wußte, was er that und sprach. Der alte Matteo, der von da drüben, saß dabei, und da hat der Carluccio, um auf die Deutschen zu schimpfen, angefangen von der Geschichte zu reden, so daß dem Greise dadurch verraten worden, mit wem er seit fünf Jahren hier jeden Tag auf der Bank gesessen. Der ist weiß im Gesicht wie ein Kreidestück geworden, sie haben gemeint, der Schlag hätte ihn getroffen. Nun wollten sie es wenigstens gutmachen, daß kein größeres Unglück passieren sollte, so ging heut früh einer zu dem deutschen Alten hinüber und sagte dem auch, wie es wäre, damit er sich in acht nähme und nicht mehr auf die Brücke herkäme. Sie können sich denken, Herr, was für ein Schreck mir's war, als ich die beiden eben doch hierher gegeneinander losgehen sah. Ich stellte mir schon das Schlimmste vor und wollte nach Leuten rufen, denn beide sind so alte brave Männer, daß es uns allen, die um die Brücke herum wohnen, schrecklich leid gewesen wäre, wenn sie sich etwas angethan hätten. Gottlob ist es ja nicht dazu gekommen, aber freilich traurig genug bleibt es auch so, für die Alten, daß sie das noch erleben mußten, und für uns mit, weil wir uns nun nicht mehr an ihrem Zusammensitzen da freuen können."

Hurtig war's der Sprecherin vom Mund geflogen; ich sah sie noch immer gleich verwundert an und versetzte: „Ja, was soll ich mir denn —? Nach allem dem, was Sie eben gesagt haben, kann ich mir nicht mehr denken als vorher."

Das brachte sie dazu, sich zu besinnen. „Entschuldigen Sie, ich dachte nicht daran — nein, das können Sie ja auch nicht, wissen nichts davon. Aber wenn Sie es wissen wollen — es ist nun ja auch ganz gleichgültig, ob's einer mehr erfährt — und lang zu erzählen ist's auch nicht —"

Die Felsen flammten in ihrer vollsten Abendglut, wie ich mich neben die junge Frau hinsetzte und ihr zuhörte. Was sie mir mitteilte, dauerte gerade so lang, bis der letzte Purpurschein auf den Schroffen spurlos erloschen war und sie, nur eben noch sichtbar, aschfarben und tot durch das graue Zwielicht herüberragten. Ich gebe die Geschichte nicht mit den Worten und der Art der Erzählerin wieder, sondern fasse nur kurz das Thatsächliche zusammen, das sie mir berichtete.

* * *

Die beiden hatten bis vor fünf Jahren ihre Geburtsorte im Norden und Süden nie verlassen gehabt und dort in gleicher Weise fast alles, was von ihnen hergestammt, Kinder und Enkel, überlebt. Nur eines war ihnen, ebenfalls übereinstimmend, geblieben, dem deutschen Urgroßvater eine einzige Urenkelin, und dem italienischen bisnonno ein einziger Urenkel, an denen beide, als an den letzten ihres Blutes, weit mehr als am eigenen Leben gehangen. Ihre Abkömmlinge im vierten Geschlecht, Crescenz und Roberto, führten nicht die Namen der Urgroßväter, sondern durch ihre Eltern anders erhaltene. Ungefähr um die nämliche Zeit, wenigstens im selben Jahr, waren sie hierher gekommen, aus Gründen und Zwecken, welche die beiden Alten einmal in meiner Gegenwart in ihren Wechselmonologen vor sich hingesprochen hatten.

Das Mädchen und der junge Mann mußten ähnlich von der Natur bevorzugte Vertreter ihrer Volksstämme gewesen sein; es hatte nichts Hübscheres und Charakteristischeres von deutscher und italienischer Art in der Stadt gegeben, und beide waren, wie meine Gewährsmännin sagte, „gleich brave junge Leute". Sie trafen einigemal an öffentlichen Plätzen zusammen; Roberto beteiligte sich mit Feuer und Flamme an dem immer mehr großgewachsenen Trachten seiner Landsleute, ihre Nationalität weiter im Norden zur überwiegenden zu machen; vielleicht brachte gerade dies ihn dazu, weil sein äußerst lebendiges Temperament ihn zu jähem Überspringen eines klaffenden Widerspruchs trieb, daß er sich heftig in das schöne deutsche Mädchen verliebte. Sie gehörte ebenso mit Leib und Seele ihrem Volk an, stand allem italienischen Treiben durchaus abgeneigt entgegen, und so ruhig und sanft sie sonst war, kam es dazu, daß sie einmal in einem Wortwechsel mit ihm ihre Meinung unverhohlen und kräftig aussprach; vermutlich besonders, weil

sie merkte, daß er sich um sie bemühte, und sie den Zweck im Auge hatte, ihn davon abzubringen. Bei seiner Natur hätte das wohl auch unter anderen Umständen die beabsichtigte Wirkung verfehlt, aber in diesem Fall gesellte sich etwas hinzu, ihn noch stärker zu reizen und zu spornen. Sie stand augenscheinlich mit einem anderen, den sie hier kennen gelernt, einem jungen Forstadjunkten, obendrein einem Deutschen, in näher zutraulichem Verhältnis, das wohl noch jugendliche Befreundung sein mochte, doch für den scharfen Blick der Eifersucht sich nicht mehr weit von Liebe entfernt hielt. Das erhöhte die Leidenschaft Robertos, mit verdoppeltem Bemühen um jeden Preis über den Nebenbuhler zu siegen. An diesem Gewaltthat oder Heimtücke zu üben, lag seinem ehrenhaften Sinn gleich fern, er setzte nur alles daran, das Mädchen für sich zu gewinnen. Wie vorauszusehen war, vergeblich; doch das wallende Blut schoß ihm in die Augen, machte ihn blind, daß er eines Tages geradeaus um sie freite. Natürlich antwortete sie nein.

Rasch, in kaum vierzehn Tagen war's so weit gediehen, nachdem er seinem bisnonno geschrieben, daß dieser zu ihm herüberziehen möge. Mittlerweile wuchs die Zuneigung zwischen dem jungen Förster und der Crescenz, und sie verlobten sich heimlich miteinander. In beiden war etwas von jungem, deutsch-schwärmerischem Sinn, sie wollten den Tag in besonderer Art feiern, verabredeten sich, an einer Stelle unbemerkt zusammen zu treffen, um auf eine Wand der Kalkfelsen zu steigen und dort in der roten Abendglut um sie her die Sonne untergehen zu sehen; der Forstadjunkt kannte Schritt und Tritt zwischen den Schroffen und wußte, das „Cenzerl“ klettere von Kindheit auf sicher wie eine Gemse. So führten sie glückselig den Plan aus. Doch die Eifersucht Robertos hatte an dem Tage etwas Besonderes aus dem Gesicht des Mädchens herausgelesen, so daß er stundenlang aus einem Versteck, wie man später erfuhr, ihre Hausthür im Auge gehalten, und wie sie am Nachmittag fortging, folgte er ihr unbemerkt nach. Als er dann sah, was er schreckvoll geahnt, daß sie sich mit dem Bevorzugten ein Stelldichein gegeben, stieg er, wohl ohne Besinnung, was er wolle, weiter hinter den beiden drein; sie hatten nichts von seinem Auftritt gehört. Aber droben auf der Wand stand er plötzlich vor ihnen, mit irren Augen, und überstürzte das erschreckte Mädchen damit, daß sie gegen alle Zucht und Scham hier allein mit einem Manne zusammenkomme. Ihr Bräutigam, der von großer Gutherzigkeit war, antwortete mit Rücksicht auf den sichtlich bemitleidenswerten Gemütszustand des anderen ruhig, sie hätten sich heute verlobt, und zur Feier des Tages sei er mit seiner Braut hier. Doch er hatte das letzte noch kaum ausgesprochen, als Roberto, wahrscheinlich von dem Wort „Braut“ zu momentanem Irrsinn fortgerissen, ihn mit einem Stoß gegen die Brust jählings zurückwarf, danach blitzschnell beide Arme um das Mädchen schlang, ausrief: „Einem anderen sollst du nicht gehören!“ und sich mit ihr in den unmittelbar vor ihnen schwindelnd tief klaffenden Abgrund hinunterstürzte. Wie der unerwartet von dem Stoß des wahnwitzig Übermannten Getroffene vorsprang, stand er in der roten Abendglut allein auf der leeren Schroffe, der einzige Zeuge und Berichterstatter des entsetzlichen Vorgangs. Selbst fast wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung, verließ er einige Tage später die Stadt; er konnte die glühenden Felsen nicht mehr sehen.

Das war die Geschichte, eine Tragödie, die sich da droben zugetragen. Nur mit großer Anstrengung gelang es, zu den Kluftschründen hinunter zu klettern und die zerschmetterten Leichen heraufzubringen; erst nachdem sie sogleich in der Stille begraben worden, erhielten die beiden einzigen alten Angehörigen der jungen Leute Kenntnis von ihrem Tode und der Art desselben. Sie wußten nichts voneinander, und als sie hierher gekommen, sorgten die wenigen von der traurigen Beziehung zwischen den beiden Unterrichteten dafür, daß diese bei ihrem Alter nichts von ihr erfuhren. Von ihnen selbst war nach dieser Richtung keine Befürchtung zu hegen, da sie gegenseitig kein Wort ihrer Sprachen verstanden. Beide blieben in der Stadt, als der Gruftstatt ihrer jäh vernichteten letzten Lebensfreude; sie mochten sich wohl einmal auf dem Friedhof begegnet sein, um die Gräber ihrer Toten zu besuchen, aber sie waren sich wildfremd,

bis sie auf der Brücke ihre Bekanntschaft und ihren Gleichalterigkeitsbund geschlossen. So saßen sie, ahnungslos tödliche Feindschaft gegeneinander im Herzen tragend, täglich in Freundschaft zusammen, erzählten sich von dem welschen Hundsfott, dem Mörder, und von der deutschen Hexe, der verfluchten Giftmischerin eines tollmachenden Liebestrankes, und nickten sich danach beipflichtend ihr „Si, si“ und „Ja, ja“ zu. Sie hatten beide mit ihrer Beschuldigung gleich recht und gleich unrecht; jeder von ihnen saß — durch die eine wie durch den anderen — so einsam im letzten Spätabendlicht seines Lebens da.

*   *
*

Nun war durch unglückliche Fügung das lange Verhütete doch einmal geschehen, ein plötzlicher Durchriß durch ihr intim-absonderliches Verhältnis gegangen, und jeder hatte in dem anderen einen Angehörigen und zwar den einzig noch lebenden der ihm auf den Tod verhaßten Blutsippe erkannt. Auch mir, der sie so manchmal zusammen gesehen und gehört und die Katastrophe hier miterlebt hatte, that's um die rauh zerstörte Eintracht der beiden Alten aufrichtig leid; mit einem Gefühl der Entbehrung, ja der Bedrückung saß ich am folgenden Abend in der Nische neben ihrer leeren Bank und blickte auf die langsam sich rötenden Schroffen hinüber. Dort hatten die beiden jungen Menschenleben ihr jähes Ende gefunden; in einem einzigen unvorgesehenen Augenblick war der Gedanke gekommen und zur That geworden; was mochte dem Mädchen in diesen Sekunden des Hinabgerissenwerdens, des Sturzbeginnes noch als letztes vor dem ewigen Auslöschen durch die Empfindung gezuckt sein! Die große Übergewalt im jungen Menschenblut hatte da drüben wieder ein paar Opfer begehrt, wie schon zahllose Millionen auf dem Erdenrund vor ihnen. Es war schaurig, und doch kam auch etwas poesievoll Anrührendes daraus herüber, wie sie in einem Nu aus höchstem Glück und höchster Verzweiflung miteinander zum Nichtsmehrfühlen vergangen waren und die Abendsonne über ihren toten Augen die Felsen tiefer in blutrote Glut eingetaucht hatte. So wie heut und noch nach Jahrtausenden, ewig gleichmütig, was immer auf der Erde geschah und ihre kleinen, flüchtig wechselnden Kinder mit Lust und Leid erfüllte.

Ein Abendplatz war's, solchen sich andrängenden Gedanken nachzuhängen; ich saß allein und nickte den Feuerschroffen zu. Doch dann fiel mir einmal von der Seite her eine Bewegung ins Auge; weiter hinüber saß die junge Frau mit ihrem Kinde, und ich sah sie plötzlich in die Höhe fahren und wie gestern hastig mit dem Blick nach beiden Seiten hin und her wechseln. Das ließ auch mich wieder unwillkürlich ihren Augen folgen, und da kam's über die Brücke von rechts und links heran, die beiden bekannten weißköpfigen Gestalten, vorgebückt, langsam, steifbeinig. Vielleicht noch etwas langsamer, steifer und gebückter als sonst; doch sie hielten nicht wie gestern am Rand der Brücke den Fuß an, sondern bewegten sich gleichmäßig bis zu ihrer Mitte vor. So trafen sie neben meinem Sitz zusammen, wie es schien, ohne sich wahrzunehmen, und setzten sich, voneinander abgekehrt, lautlos auf ihre Bankplätze. Es machte den Eindruck, jeder wolle den seinigen behaupten und den anderen als leere Luft ansehen. In hergebrachter Weise, nur mit ein wenig zitternden Fingern stopften sie aus den Lederbeuteln ihre Pfeifenköpfe und zündeten danach ihre Schwammlunten an. Doch brauchten sie längere Zeit dazu als sonst, oder vielmehr die von beiden glühten schon ein Weilchen, ehe sie dieselben benutzten. Aber dann ging es ihnen plötzlich gleichzeitig mit einem Ruck durch den Körper, sie drehten sich gegeneinander, und jeder streckte im selben Augenblick den Zündschwamm nach dem Pfeifenkopf des anderen. Mechanisch zogen ihre Lippen an, bliesen ein paar Rauchwolken vor sich hin. Dann hoben sie langsam die Gesichter gegen sich auf, und zugleich kam's ihnen, ein bißchen leiser als sonst, vom Munde: „Guten Abend“ — „Buona sera.“ Und darauf drehten beide die Augen nach den im Purpurmantel wie Totenfackeln lodernden Felsen hinüber.



Vögel in der Winternot.

Vogelleben im Jahreslaufe.

Von

Adolf und Karl Müller.

II.

Das Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern ist für die Eltern ein Ereignis, welches mit sichtlicher Teilnahme begrüßt wird. Die brütende Gattin zeigt alsbald dem Gatten die Veränderung, welche unter ihrer Brust vorgegangen ist, und neugierig schaut der beglückte Vater auf das Häuflein der kleinen Nesthocker, die neben- und übereinander liegen. Noch ist ihnen die Elternwärme unentbehrlich, weshalb bei solchen Vögeln, von welchen das Weibchen allein brütet, das Futter anfänglich nur vom Vater herbeigetragen und der ganze Haushalt versorgt wird. Nach wenigen Tagen schlagen

die jungen Vögelchen die Augen auf, und die zarten Flaumfedern auf Kopf-, Rücken- und Bruststellen decken mehr und mehr die Blößen. Nun sorgen beide Gatten abwechselnd für Herbeischaffung der Nahrung. Die Wahl der Insekten oder Sämereien richtet sich nach dem Alter der Jungen; was für die zarten Neugeborenen eine zu schwere und rauhe Kost wäre, erscheint einige Zeit nachher als geeignetes Nahrungsmittel. Der Schnabel der Pfleger sorgt für bequeme Lage und Aufrichtung der Unbehilflichen und hält das Nest schön säuberlich. Bei Regenwetter breitet der alte Vogel seine Flügel über die Jungen im Neste aus, je nach der herrschenden Temperatur hält er sie warm oder setzt sie dem Einfluß des Wetters aus. Mit rührender Emsigkeit wetteifern Männchen und Weibchen im Bemühen, die Hungrigen zu sättigen. Keines der Kinder wird versäumt, niemals findet eine Verwechselung der Geschwister statt, von denen das eine wie das andere aussieht. Reihum werden die Gaben ausgeteilt, und wenn der eine Pfleger dem anderen zum Füttern Platz macht, so weiß dieser zu unterscheiden, wer bereits mit Futter bedacht wurde. Die Mühewaltung der mit Sämereien aus dem Kropf fütternden Vögel ist geringer als diejenige der Insektenfresser, denn jene befriedigen ihre Jungen auf einmal für längere Zeit, während diese sogleich eins oder mehrere der Kerbtiere abliefern und unaufhörlich den Tag über ab- und zufliegen müssen. Manche Arten bekunden beim Fütterungsgeschäft eine größere Vorsicht als andere und nahen dem Neste auf Umwegen. Sehr bald verstehen die Kleinen die Warnrufe der Eltern. Sobald diese ertönen, schweigt die zirpende, futtergierige Gesellschaft und drückt sich regungslos in das Nestinnere nieder.

Schon wenige Tage nach ihrem Ausschlüpfen vermögen die jungen Vögelchen ihre Bürzel über den Rand des frei stehenden Nestes zu heben und den Abgang selbst über Bord zu werfen, während bei Höhlenbrütern die Reinigung des Nestes von den Eltern bis zum Ausflug der Jungen besorgt wird. Wenn keine Störungen vorkommen, so bleiben die Kleinen, bis sie flügge sind, im Neste sitzen. Die älteren von den Jungen begeben sich, da es täglich durch das Wachsen der Pfleglinge mehr und mehr an Raum gebricht, auf den Nestrand oder auf den Zweig, worauf das Nest steht. Hier lüften sie zuweilen die Flügel und schwingen sie im Sitzen, um ihre Flugfähigkeit zu erproben. Im Selbstvertrauen befestigt und von den lockenden Eltern ermutigt, fliegen sie aus. Das Jüngste bleibt jedoch, wegen seiner geringen körperlichen Ausbildung, noch länger im Neste zurück. Nun haben die Ernährer ihre Mühe zu verdoppeln. Sie müssen erst die Zerstreuten aufsuchen, und hierbei bethätigen sie einen feinen Gehörsinn, der sie sicher lenkt und auch den verborgensten Schlupfwinkel des lockenden Vögelchens zu finden befähigt. Mit dem Wachsen der Gefahr, welche ihren Kindern droht, verdoppeln sie aber auch ihre Wachsamkeit. Ihre Augen blicken nach oben und verfolgen den Flug des Räubers in den Lüften, dessen Annäherung durch Schrecktöne verkündet wird, sie blicken zur Erde, wo schleichende Katzen und sonstige mörderische Vierfüßler auf Raub ausgehen, sie warnen vor menschlichen Feinden und Nachstellungen und gebärden sich oft verzweiflungsvoll, indem sie ihrer eigenen Sicherheit bis zu gewissen Grenzen vergessen. Die Grasmücken lassen sich zur Erde fallen, gebärden sich, als ob sie flügellahm wären, und suchen am Boden flatternd und trippelnd den Verfolger ihrer Jungen abzulenken. Ihr Angstgeschrei ist herzzerreißend, und man müßte blind und taub sein, wollte man ihre schmerzliche Besorgnis, ihre zärtliche Liebe zu den Jungen nicht aus solchen Anzeichen erkennen. Es kommt indessen vor, daß ein den Brüdern und Schwestern in körperlicher Ausbildung weit nachstehendes und im Neste zurückgebliebenes oder auch schon demselben entflogenes Junge von den Eltern vernachlässigt wird. Dieser Fall tritt z. B. zuweilen bei Stieglitzen ein, wenn die Eltern den rüstigen Jungen zu weit von der Niststätte in ihrer Besorgnis folgen müssen. Um die Jungen zum Ausfliegen zu bewegen, wenden die Eltern öfters List, sogar mitunter Gewalt an. Die gewöhnlichen Mittel sind Locktöne und Vorenthalten des Futters, womit die Kleinen angetrieben werden, dem Willen der Ernährer zu folgen. Zaunkönige haben wir aber in der That ihre Jungen

mit Eifer aus der Wohnung hinausdrücken und zerren gesehen. Sehr verschieden sind die Lock- und Warntöne, welche in den Sängerfamilien ihre sofortige Wirkung äußern. Die alten Amseln stoßen bei drohender Gefahr eine lange, oft mehrmals hintereinander wiederholte Schreckstrophe aus und umkreisen die gefürchtete Erscheinung unter dem Kampf ihrer Besorgnis um die Nachkommenschaft mit der siegreich bleibenden wilden Scheu, welche sie auf ihre eigene Sicherheit Bedacht nehmen läßt und von den Jungen entfernt hält. Die Singdrosseln, welche ebenfalls sehr scheue Vögel sind, zeigen sich in solcher Lage ihren Jungen weit aufopfernder und selbstvergessener. Sie umflattern zankend und wetternd den Feind und klagen, wenn ihnen ihre Jungen genommen werden, noch lange mit tiefem „Dock“. Gegen Raubvögel treten sie manchmal zu ihrem eigenen Verderben so tapfer auf, um ihre Jungen zu schützen, daß man über die Wandlung ihrer Natur staunen muß. Den Grasmücken liegt ihre Nachkommenschaft ebenfalls sehr am Herzen. Außer jenen erwähnten Verstellungskünsten und Versuchen, den Feind abzulenken, wenden sie charakteristische Warnungsrufe an, welche auf das Verhalten der Schützlinge wie Zauberschlag wirkt und ein Niederducken im Neste oder ein regungsloses Stillsitzen auf Zweigen oder im Gestrüpp zur augenblicklichen Folge hat. Die schwarzköpfige und graue Grasmücke warnen mit unkenartigem Ruf, die fahle Grasmücke mit „dähk“, alle diese und andere Grasmückenarten gätzen eifrig und laut, wenn die Gefahr wächst. Die Kopffedern werden emporgerichtet und die kühnste Annäherung dem Störer gegenüber findet statt. Die Laubsänger zeigen sich nicht minder erregt. Die großen Weidenzeisige rufen hastig „fit“ und dringen auf den Feind ein, die Bastardnachtigallen warnen mit „deteroi“ und „deterä“ und stoßen in der Verzweiflung noch andere gar wohlklingende Klagetöne aus. Unter den Erdsängern zeichnen sich die Nachtigallen durch ihre unaufhörliche Besorgnis für ihre Jungen aus. Schon der leiseste Verdacht einigt das Paar zur strengen Bewachung der Brutstätte und entlockt ihnen ein klagendes „Uit“, welches in rascher Folge wiederholt wird. Die Rotkehlchen empfangen die verdächtige Erscheinung am Brutort mit langgezogenem „Sieh“. Die Höhlenbrüter haben zärtliche Beschützer ihrer Nachkommenschaft ebenfalls aufzuweisen. Das Baumrotschwänzchen legt eine rührende Besorgnis an den Tag. Sein weich und melancholisch klingendes „Ui-dick“ will kein Ende nehmen, und je schneller hintereinander es erfolgt und je öfter jede der beiden Silben getrennt wiederholt wird, desto drohender dünkt dem Tierchen die Gefahr, in welcher die Familie schwebt. Der Star gebärdet sich sehr erregt und warnt die bedrohten Jungen mit „deck“, während der Feind mit krächzendem Geschrei umkreist wird. Finken und Hänflinge hängen mit außerordentlicher Zärtlichkeit an ihren Jungen. Die Edelfinken umflattern, „pink, pink, pink“ schreiend, den Feind und verfolgen oft weite Strecken den Räuber ihrer Jungen. Die Distelfinken warnen mit tiefem Pfiff, den sie mehrmals hintereinander ausstoßen, wenn ihre Angst sich steigert, und rufen, sich hin und her wendend, „wähk“ und „bidrullje“. Die Bluthänflinge klagen in melodischen Tönen und mögen nicht von der Brutstätte weichen, solange sie dieselbe nicht völlig sicher wissen.

Unter mancherlei Sorgen und Mühen ziehen die Eltern ihre pflegebedürftigen Kleinen auf. Die Insektenfresser machen mit den rüstig gewordenen Jungen, die sich längere Zeit hindurch gern noch auf einem Zweig aneinander drücken, um zu ruhen, kleine Wanderungen durch Büsche, Hecken und Bäume. Die Drosseln locken und lenken ihre Jungen mit „zipp“, die Amseln mit gezogenem „Sieht“, die schwarzköpfigen Grasmücken mit dem Tone des Schnurrpfeifchens; die Rohr- und Schilfsänger schlüpfen und klettern ihrem netten, flinken, mit Sicherheit durch das Pflanzengewirre über dem Wasserspiegel nachfolgenden Völkchen voran. Doch bald werden die jungen Insektenfresser selbständig; die Pfleger, der Aufsicht und Versorgung müde, sondern sich von ihnen ab oder beißen und jagen sie gar in die Flucht, so daß z. B. junge Nachtigallen, die kaum aus der Pflege entlassen wurden, sich zu Niederlassungen in stunden- und meilenweiter Ferne entschließen. Manche Paare ziehen übrigens bis zum Herbste mit ihren Nachkommen umher, bilden wenigstens, wenn

auch gerade keinen engeren, doch einen losen Verband und leben in bestem Frieden untereinander. Die Samenfresser sind im allgemeinen länger mit ihren Jungen vereinigt. Stieglitze und Hänflinge nehmen ihre Jungen auf immer weitere Exkursionen mit, werden schreiend und flügelschlagend von den Futtergierigen umringt und haben oft ihre große Last, um das stürmische Begehren jedes einzelnen Zudringlichen zu befriedigen. Selbst wenn alle erwachsen und befähigt sind, sich ohne Anleitung zu ernähren, folgen sie noch eine Zeit lang den Führern durch die Luft nach den Quellen der Nahrung und zur Tränke.



Grasmücken und Rotkehlchen im Holunder.

Bald nimmt der Sommer Abschied, und mit der Kürzung der Tage und der Ausdehnung der Nächte verliert das Leben der Sänger seinen sommerlichen Charakter.

Der Augustmonat hat sich seinem Ende zugeneigt, über die Stoppeln weht der Wind. Doch ist das Leben der Schnitter noch nicht ganz verstummt, noch dringt uns der Ton des Sensenhammers und -wetzers aus dem stillen Riede zu Ohr, noch heimeln uns die Melodien der Volkslieder aus dem Munde der spät heimkehrenden Burschen und Mädchen an, als rührende Nachklänge aus Zeiten, wo das Gemüt tiefer vom Hauche der Naturpoesie berührt ward. Aber das Wirbeln und Trillern der himmelan strebenden Sänger der Lüfte, die echoweckenden, markigen Rufe der Waldsänger, das Flöten und Schmettern der Park- und Gartensänger vermißt unser Ohr. Im glühenden Strahle der Sonne verblaßte schon, dem schärferen Auge bemerkbar, das Laub; allmählich starben die Klänge der Vogellieder, der Strom der Begeisterung unserer befiederten Sänger besänftigte sich mehr und mehr, sein Wellenschlag ward immer seltener und ohnmächtiger, sein Rauschen und Klingen verlor sich endlich ganz. Ein Menschenleben im kleinen haben gleichsam die Vögel in den wenigen Monaten des Frühlings- und Sommerwandels durchlebt.


Sperlinge im Weizen.

In der rosigen Zeit der Jugend und Minne war ihr Herz voll und ging über in lautem Jubel. Ihre Bewegungen waren rasch, flink, leicht und anmutig. Da kam der Ernst des Ehelebens. Der wohligen Spielerei, dem stürmischen Gebaren, dem planlosen Hin- und Herstreifen folgte der sinnigere Wandel, die gemessenere Haltung, die planmäßige Einrichtung und Ordnung, die quälende häusliche Sorge, die aufopfernde Mühewaltung, die treue Erziehung und endlich die Trennung von den selbständig gewordenen Nachkommen. Ihr Kleid ist über Eiern und Jungen mit dem der sie umgebenden Natur abgeblaßt, die Entbehrungen, welche sie sich auferlegen mußten, um für ihre Nestlinge zu sorgen, hat den Stand ihrer körperlichen Fülle und Behaglichkeit nicht gefördert. Dazu kam der Federwechsel der meisten Sänger in den Monaten Juli und August, der nicht selten von förmlichen Krankheitssymptomen begleitet wird. Still hält sich der matte, oft von starkem Herzklopfen und Atmungsbeschwerde schon bei geringer Verfolgung befallene Vogel einsam und tief am Boden im Dunkel des Gebüschs oder der Saat. Ein wahrer Heißhunger kommt da oft über ihn. Der Verbrauch der Säfte, welchen die Bildung des neuen Gefieders erfordert, ist um diese Zeit ein ungewöhnlicher. Das ganze Sinnen und Trachten ist auf Ernährung, Ruhe und Schutz gerichtet. Und die Natur ist diesem Bedürfnis zuvorgekommen durch Entwickelung des Lebens unzähliger Kerbtiere für die Insektenfresser und der Sämereien für die Samenfresser. Überall ist der Tisch dem befiederten Völkchen gedeckt. Unter der Fülle der Nahrung und der Trägheit des Wandels nimmt die Fettbildung von Tag zu Tag zu. Selbst nach vollendeter Mauser währt die Gefräßigkeit fort zur Bildung einer Leibesfülle, welche dem Vogel die nötigen Kräfte zur Reise in die Gegenden und Länder der Fremde giebt. Beeren der Bäume und Sträucher werden von Drosseln, Amseln und Grasmücken verschlungen, und schon sind einzelne Beeren an den Dolden des schwarzen Holunders dunkelbraun geworden und locken die Lüsternen an. Die Vorwanderung des Pirols hat schon längst begonnen, unruhig durchstreifte er bisher die Gartenbäume. In einer der nächsten Nächte verläßt uns der erst zur Zeit der Maienblüte zur Heimat Zurück-

gekommene. Unter südlichem Himmelsstrich erneuert er sein goldgelbes, schwarzgeflügeltes Kleid. Der gelbe Spötter (Bastardnachtigall) verläßt uns schweigend um dieselbe Zeit. Auch er zieht in der Fremde erst sein neues Röckchen an. Graue und schwarzköpfige Grasmücken verlassen ihre Brutorte, wenn nicht Beerenreichtum sie länger fesselt, und kommen in unsere Gärten. Manches junge Rotkehlchen hat sich heimlich aus dem Walde schon seit einem Monat entfernt und nun seine vorher unscheinbar gefärbten Brustfedern mit leuchtend orangegelben vertauscht. Jetzt, wo es nach vollbrachter Mauser auf die Fähigkeit seiner Schwingen vertraut, hält es sich nicht mehr so heimlich im Dickicht, sondern fliegt zuweilen auf freie Zweige und lockt unter anmutigen Bücklingen. Zu Anfang des Septembers sind die Hecken und Büsche unserer Gärten von vielen dieser lieblichen und schlanken Vögelchen belebt. Das helle „Bist" ihrer Kehlen, das namentlich in der Morgen- und Abenddämmerung zum trillerartigen Vortrag sich steigert, erschallt von allen Seiten, und dazwischen flüstert wie ein säuselndes Lüftchen das feine Gezwitscher der jungen und alten Männchen. Ja, unter dem Lächeln des blauen, goldstrahlenden Septemberhimmels vergißt sich manches lebhaft erregte Hähnchen und singt laut, als ob es dem wunderbar berührten Menschenherzen den Frühling verkündigen wollte.

Im Strahle der Herbstsonne verklärt sich das Herbstleben unserer Sänger überhaupt in gar anziehender Weise. Die Tonübungen der Jungen zeugen von dem größeren oder geringeren Fleiß des Studiums der Individuen, und während diese „dichten", wie der Vogelkundige sagt, fallen die alten Meister leise ein, wie wir Älteren es ja auch gern thun, wenn unsere Jugend uns jugendlich anregt. Und wenn die alten Meister die Leier stimmen, und sei's auch zu noch so gedämpftem Vortrag, so lauscht der Vogeljüngling den bildenden Strophen und dem Liede, das dem feinen Ohre troß dem Gezwitscher vernehmbar ist. Im August sitzen die jungen rotrückigen Würgermännchen auf den Dornsträuchern und lauschen der heimlichleisen Tonweise des Vaters, der vieler Vögel Rufe und Lieder wiedergiebt; im September haben die jungen Drosseln, Grasmücken, Stieglitze, Hänflinge und andere Gelegenheit, den Gesang der Väter in Andeutungen oder auch in ihrer Durchführung mit unterdrückter Stimme zu hören. Die Jungen der ersten Brut dieser Sänger haben sogar den lauten Gesang des Vaters vernommen. Aber dies ist nicht die Bedingung, unter der ihre künftige Meisterschaft sich ausbildet, denn im Herbste gefangene junge Sänger werden trotzdem keine Meister. Grundbedingung der Entwickelung des Gesanges ist unstreitig die Freiheit. Will man sich auf aufgezogene oder in der Jugend ihres Lebens eingefangene Drosseln berufen, die oft in der Folge fleißig singen, so behaupten wir dagegen auf Grund genauer Beobachtung und Vergleichung, daß dieser Gesang himmelweit verschieden ist von demjenigen des Wildlings, also durch Verlust der Freiheit des Sängers im Stadium seiner Entwickelung entartete. Die jungen Nachtigallen, welche größtenteils im Neste nicht einmal den früh verstummenden Vater hören und im August in ihren manchmal zum Schlag sich erhebenden Übungen von großer Mangelhaftigkeit des Vortrags Zeugnis geben, bleiben, wenn man sie einfängt, stümperhafte Sänger, während das Freileben sie, ohne daß ihnen ein Lehrvorbild behilflich wäre, im nächsten Frühjahre als vollendete Künstler zurückkehren läßt. Deshalb behaupten wir, daß das Lied eines Originalsängers teils gar nicht, teils nur in sehr beschränktem Grade das Ergebnis der väterlichen Belehrung ist und der junge Vogel im Freileben ohne Lehrmeister zur Vollendung im Vortrag des seiner Art und Species charakteristischen Gesanges gelangt. Bei denjenigen Sängern hingegen, deren Vortrag aus den Weisen anderer Vögel besteht, übt die zufällig sie umgebende oder auf dem Zuge ihnen begegnende und in der Fremde nachbarlich wohnende Vogelwelt einen wesentlich bestimmenden Einfluß aus.

So wirr und unverständlich aber auch das Herbstgezwitscher der Vögel sein mag, es hat für den sinnigen, poetischen Menschen dennoch etwas Zauberhaftes und ist in seiner niedergehaltenen, andeutungsweisen Sprache mit dem Hauche sanfter Wehmut überkleidet, der zu dem allgemeinen Bilde der stillen Herbstnatur harmonisch stimmt. Wem macht

es nicht den Eindruck des Abschiedsliedes, wenn er die Scheideblicke des Spätjahres empfängt, und die kleinen Wanderer sich rüsten sieht zum Zug und zur Wanderung? Die leise, unterdrückte Vogelsprache — klingt sie nicht als der Ausdruck des behaglichen Gefühls, noch daheim zu sein, in welches sich die Regung des unerklärbaren Triebes zum Aufbruch und zur Trennung mischt? Diese Naturkinder in ihrer Ursprünglichkeit stehen mit feinfühligen Fäden in Verbindung mit der Außenwelt, mit den Einflüssen der Jahreszeit und der Witterungsverhältnisse. Ein kalter Regen- oder Windschauer vermag ihre gehobene Stimmung niederzudrücken, ein milder Sonnenblick weckt ihre heitere Laune, ein plötzliches Auftauchen der Gefahr erschreckt und lähmt sie gleichsam, wenige Minuten darauf kehrt Vertrauen und Sorglosigkeit wieder. Sanguinisch ist die Natur des Sängers, und weil er sich dem Augenblick mit ganzem Wesen hingiebt, so wechselt bei ihm rasch Freude und Schmerz, Behagen und Unbehagen, Lust und Unlust. Und wie die Wetterlaune die Stimmung des Vogels in hohem Grade beherrscht, so gestaltet der Wechsel der Jahreszeit vielfach auch sein Leben um. Der Herbst ist die Zeit seiner Trägheit und Ruhe. Drosseln, Amseln und Grasmücken mästen sich wahrhaft durch den Genuß der Beeren und Früchte, welcher später im Süden zu ihrem eigenen Verderben fortgesetzt wird, denn der Körper wickelt sich förmlich in Fettpolster ein, so daß sich viele dieser Früchtefresser kaum noch von Baum zu Baum fortbewegen können und darum leicht eine Beute der ausgedehntesten und verheerendsten Nachstellungen von seiten der Italiener werden. Was ist aus den ewig beweglichen Insektenjägern geworden? Wir schleichen durch das Gebüsch eines Parks, der wegen des Reichtums seiner beerentragenden Sträucher und der Ausdehnung seiner Schutz bietenden Bosketts von vielen zum Zug in die Fremde sich rüstenden Singvögeln gemäß ihrer Neigung und Vorliebe besucht ist.

Die Mittagsonne der zweiten Hälfte des Septembers steht am Himmel. Kein Blatt regt sich. Das bunte Farbenspiel des rötlichen, rötlichgelben, blaßgelben und noch grün gebliebenen Laubes wird von den Strahlen gehoben, welche durch die lichteren Stellen des Gezweiges in das Heiligtum des Schattendunkels eindringen. Leises Zwitschern vernimmt unser Ohr, von dem wir unsere Schritte lenken lassen. Geräuschlos nahen wir uns einem Holunderbaume am Rande des Dickichts, der Sonne zugekehrt. Da bietet sich unserem spähenden Auge eine Gesellschaft der träge gewordenen Beerenfresser dar. Auf den Zweigen liegen, zu dicken Bolzen aufgeblasen, tiefatmend schwarzköpfige und graue, Dorn- und Klappergrasmücken; selbst die Weidenzeisige, große und kleine, ruhen behaglich und scheinen die faule Herbstnatur ihrer Nachbarn auch ein wenig zu teilen. Einzelne Männchen der letzteren nur schnappen nach Mücken, rufen „hoid" und deuten ihr zartes hinsterbendes Liedchen an, das uns an Weidenkätzchen und Obstbaumblüten erinnert, oder wir vernehmen das „Tiltell" des kleinen Laubsängers, das uns die im Frühlingssafte stehenden Weiden am Ufer des angeschwollenen Flusses vergegenwärtigt. Jetzt hat ein Schwarzkopf uns bemerkt, spähend reckt er den Hals aus, während der Leib noch träge ruht. Der gefahrkündende unkenartige Ruf des Gestörten durchzuckt wie elektrischer Schlag die übrigen Träumer, aber zögernd nur erhebt sich einer nach dem anderen, die Sorglosesten strecken erst einmal Flügel und Beine aus und gähnen wie Langschläfer unter den Menschen, ehe sie von Zweig zu Zweig weiter hüpfen. Lüsterne zerren im Vorübergehen noch schnell einige Beeren los und verschwinden dann erst unserem nachblickenden Auge. Selbst die sonst so scheuen Drosseln und Amseln geben sich um diese Zeit zuweilen tiefer Ruhe hin, so daß man sie vorsichtig beschleichen und in ihrer Siesta belauschen kann.

Rings um uns her ist die Vogelwelt dem Zuge des geselligen Lebens gefolgt und großenteils in den freundlichsten Verkehr getreten. Die den Sommer über paarweise abgesondert lebten, halten sich jetzt zueinander oder ziehen als Unzertrennliche miteinander umher, täglich Streifereien in weiterem Kreise der ihrer Neigung entsprechenden Umgebung unternehmend. Eltern und Kinder, rechte und Stiefgeschwister, Vettern und Basen wandern miteinander, laden sich gegenseitig zur Tafel, fordern sich auf zur Rast und mahnen zum Aufbruch. Sie haben ihre

Sprache, ihre Zeichen, ihre Vereinsordnung. Sie kennen ihre Freunde so gut wie ihre Feinde, gehen ohne Ausnahme ihre naturgemäßen Wege und stehen sich im Angesichte der erkannten drohenden Gefahr durch wohlverständliche Rufe und Gebärden treulich bei. Sie haben keinen Herrscher unter sich, dennoch werden sie beherrscht, und zwar nur von der Erfahrung und dem Natursinn, welcher bei allen derselbe ist. Es herrscht ein stillschweigendes Einverständnis unter ihnen. Wie der Frühling ihnen gebot, ihr Familienleben in strenger Abgeschiedenheit zu beginnen, so rief ihnen gleichsam der Herbst zu: kommt und vereinigt euch! Keines dieser Vögelchen kennt ein Warum, keines vermag sich Rechenschaft zu geben, wenn es der Aufforderung der Jahreszeit folgt. Dieselben Töne, welche den Sommer über im engeren Familienkreise ihre Bedeutung und Geltung hatten, haben sie jetzt im gesellschaftlichen Verbande. Derselbe Ruf, der laut ertönend zum Aufbruch mahnt, ist, leise gegeben, oft der Ausdruck des behaglichen Beisammenseins am heimischen beliebten Plätzchen. Fragt der Leser: woher wisset ihr das? so erinnern wir an die Worte Rückerts:

> Unbewußter Weisheit froh,
> Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
> Wie Salomo!

An den Ufern der Bäche, Flüsse und Teiche sind unsere Sänger schon beim Abschiede der eigentlichen Sommertage verstummt. Die Rohr- und Schilfsänger durchzogen mit ihren rüstigen Jungen schlüpfend und kletternd noch eine Zeit lang die Sumpf- und Wassergewächse, und die jungen Männchen erhoben zuweilen dichtend ihre Stimmen. Die Zarteren dieser Sippen, namentlich der Sumpfschilfsänger, welcher erst im vorgerückten Mai zur Heimat gekommen und unsere Aufmerksamkeit durch seine Meisterschaft in der Nachahmung fremder Gesänge gefesselt, sind gleich der Bastardnachtigall, dem Pirol, vielen Nachtigallen und Sprossern vor Eintritt des Septembers davongezogen. Nur der Wasserschwätzer ist mit dem schillernden Eisvogel zurückgeblieben und taucht, schwimmt und fliegt auf und ab oder sitzt bald lauernd, bald singend, bald ruhend auf einem Felsblock im Forellenbach oder auf einer Wurzel, die aus der Uferwand hervorragt. Selbst im Winter bei Schnee und Kälte, sobald nur stille Luft und Sonnenschein walten, vernehmen wir in den Frühstunden den Gesang dieses treuen Bewohners unserer Gebirgswässer.

In den Gemüsegärten und in Kraut- und Kartoffeläckern scheuchen wir im September so manchen Sänger auf, der nur auf dem Herbstzuge hier vorübergehend anzutreffen ist. Hier wiegt sich auf schwankem Krautblatt das Schwarzkehlchen und schnickt mit dem Schwänzchen, dort taucht das hoch- und dünnbeinige Blaukehlchen auf, dessen neues Kleid unvorteilhaft absticht gegen das Frühlingsgewand, in welchem es schön blaubrüstig mit weißem oder zimmetrotem Stern erschien und uns ebensosehr durch seine Zeichnung wie durch Anmut in Haltung und Bewegung gefiel. Fächernd hebt es im Affekt den Schwanz und enteilt unseren Blicken durch Verbergen im Dunkel der deckenden Pflanzung. Es steigen in ruckweisem Fluge Baum- und Singpieper sowie der Wiesenpieper vor uns auf, und wiederholt ertönt das dem Freunde der Hühnerjagd wohlbekannte „Hiß“ oder „Liß“, wonach das Volk, vielleicht auch der Jäger, den Urheber dieses Lockrufs „Lieschen“ getauft hat. Die Wachtel „steht“ aus dem Stoppel- oder Kartoffelacker „auf“ und verrät durch ihren schwerfälligen Flug ihren wuchernden Fettansatz als Folge der Hanf- und Hirsenmast. Horch, jetzt rauscht es in unserer Nähe, und unsere Aufmerksamkeit wird einem Hanfacker zugelenkt, wo eben eine Schar von Hunderten unserer beliebten Samenfresser aufgeschreckt wurde. Die goldgelben Federn der schwarzgeflügelten Stieglitze glänzen prachtvoll im Sonnenlichte. In auf- und niedertauchendem Bogenflug beschreiben Stieglitze und Hänflinge eine weite Kreislinie; kleine Abteilungen trennen sich von der Hauptschar, darunter Grünlinge, Edelfinken und selbst Sperlinge. Die jungen Stieglitze der ersten Brut lassen ihr rauheres „Zibet“, die Spätlinge das feinere „Zibit“ hören, und daneben schallt das Gedrill der jungen Hänflinge. Mancher alte Stieglitzhahn schmettert im Flug eine Abteilung seiner Reitermelodie und mancher alte Hänflingshahn kräht, jodelt und flötet dazwischen. Andere raufen und zanken sich, ohne dadurch zurückzubleiben oder sich abzutrennen. Doch diese Liebesstrophen sind



Schwarzamselpaar am Nest, vom Fuchs überrascht.

schnell verhallende Nachklänge aus der hingeschwundenen Sommerzeit. Unser Auge verfolgt ein Häuflein dieser Munteren, welches sich losgetrennt hat von der Schar, bis zu einem nahen Erlengrunde. Unser Fuß folgte nach, und ein Erlenbusch birgt uns auf eingenommenem Beobachtungspunkt. Auf den hohen Erlenbäumen sitzen die Stieglitze, schäkernd das Steuer hin und her drehend, alte mit karminroter Stirn, schwarzen Kopfbinden und herzförmigen bräunlichen Flecken auf der weißen Brust, junge, die teils schon mit gelblichroten Federchen an der Stirn geschmückt sind oder noch das sperlingsgraue Käppchen ohne jegliches Abzeichen tragen. Ihnen und den Hänflingen nahe sitzen einige Erlenzeisige, die in scharfen Tönen krähen und mit den nachbarlichen Gefährten die Absicht teilen, drunten am Bach sich niederzulassen. Zögernd wartet die Gesellschaft es ab, bis ein argloser Goldammer, Feldsperling, Edelfink oder auch ein Hänflingsjüngling oder eine Stieglitzjungfrau den Anfang gemacht hat. Nun werden auch die Vorsichtigen vertraut und kommen herab auf Steine im Wasser oder an seichte Stellen, trinken und nehmen zum Teil auch noch unter kräftigen Flügelschlägen und Anspritzungen mittels des Schnabels ein Bad. Man sieht ihnen Wohlbehagen und Erquickung an. Viele durchnässen ihr Gefieder so sehr, daß sie bei ihrem Aufflug rauschend und flatternd sich bemerklich machen. Im Sonnenschein wird dann das Gefieder getrocknet, eingeölt und geordnet, worauf sie mit erneutem Appetit zum Hanfacker zurückkehren.

Noch sind die Lerchen nur in kleinen Flügen vereinigt, lockend fliegen sie vor uns auf und zwitschern dann und wann noch schwirrend. Der Oktober erst bringt uns die Wandernden in großen Zügen. Ihr Sinn ist der reichlich vorhandenen Nahrung zugewendet, die sie hauptsächlich an die weit ausgedehnten Ebenen Sachsens fesselt, wo sie ihres gemästeten Körpers wegen tausendweise unter dem Garne des Lerchenfängers sterben mußten, ehe das Vogelschutzgesetz entstand, und den Feinschmeckern als „Leipziger Lerchen" höchst willkommen waren. Ein „Altweibersommertag" zieht am Oktoberhimmel herauf. Vom sanften Südhauch gehoben und gelöst, schweben die silberstrahlenden Erdspinnenfäden wie im Sommertraum vorüber. Was summt und schwirrt leise über uns? Es ist ein wonneerregtes Lerchenmännchen, das sich mit den Sommerfäden erhoben hat, aber von seinem Emporsteigen gar bald abläßt und zur Scholle zurückkehrt. Das Herbstgefühl bewältigt die augenblicklich verjüngende Anwandlung seiner Seele und unterbricht den kaum begonnenen lichten Traum.

Über Wiesen und Felder eilen hastig die Scharen der Stare und beuten mit treibender Unruhe die Nahrungsquellen aus. Eins und das andere Männchen, von der Gunst der Witterung eingenommen, kehrt zur Brutstätte zurück und schwingt seine Flügel und balzt oder steigt flatternd empor, um niederschwebend wieder Fuß zu fassen. Die drohende Miene des Wetters aber bringt auch diesen Sänger zur Besinnung, und rasch verläßt er die Brutstätte, zurückeilend zur drängenden Schar der Brüder und Schwestern. Im Verlaufe des Herbstes, früher oder später, hat sich in der Stille der Nacht ein Zugvogel nach dem anderen entfernt. Langsam geht der Herbstzug von statten, entgegengesetzt dem stürmischen Frühlingszug. Aus der Heimat scheidet sich's nicht so leicht wie aus der Fremde. Einzelne Nachzügler wollen sich zum Aufbruch nicht entschließen, bis die rauhe Witterung sie unerbittlich nötigt. Kläglich und Mitleid erweckend klingt noch an späten Oktobertagen von entlaubten Bäumen die Lockstimme des Weidenzeisigs. Die zuerst kamen, gehen zuletzt. Rauh bläst die Nordluft unter die Federn dieses zwar zarten, aber doch ausdauernden Vögelchens. Doch das zwingende Naturgesetz beherrscht auch seine Seele. Unser Blick ruht teilnehmend noch auf den Getreuen, welche bei uns bleiben oder nur dem strengsten Winter aus dem Wege gehen. Mögen sie die mannigfachen Gefahren der schlimmen Jahreszeit glücklich überstehen! Ihr aber, südlich Wandernde, lasset euch lenken von dem sichersten Kompaß, den Strömungen der Luft, die aus Nord und Nordwest immer entschiedener dringen und zur Herrschaft gelangen, über Berg und Thal, die gewohnten Straßen entlang ins südliche Europa oder über das Mittelmeer. Er lenkt euch sicher, und derselbe Zug des Herzens führt euch im Frühling wieder heimwärts zu den trauten Stätten.

Von den lieblichen „Boten des Himmels", die zur wärmenden Sonne des Südens flüchten, bleiben mehrere Vogelgestalten der Heimat treu. Es sind dies im Gegensatze zu den uns verlassenden Zugvögeln die „Standvögel". Nicht wenige der letzteren gehören zu den niedlichsten und nützlichsten befiederten Wesen. Wir gedenken unter anderen unserer heimischen Meisen, der Spechtmeise oder des Kleibers, an Körper und Wesen halb Meise, halb Specht; des Zaunkönigs, dieses Gnomen unserer Charaktervögel, unserer Spechte, des Goldammers, teilweise der männlichen Edelfinken, des Distelfinken, Grauhänflings, des Dompfaffen und des Gesindels unserer Haus- und Feldsperlinge. Diese letzteren, vorzugsweise den Haussperling als unseren treuesten, aber auch zudringlichsten Wintergast, greifen wir vor allen heraus. Der vorurteilslose Blick des Forschers ist diesem Gauner längst hinter die Schliche gekommen. Die zahllosen Flüge der Sperlinge zerstören die Weizen-, Gerste- und Haferäcker zunächst der Ortschaften in bedenklicher Weise; sie brechen in die Gärten und Baumreihungen, Erbsen und Obst verheerend; sie sind in Weingärten und an Spalieren ebenso gefährlich; sie richten selbst aus Übermut und Kurzweil Schaden an durch Abbeißen gesunder Blüten- und Blattknospen der Obstbäume. Wenn auch bisweilen Knospen, innewohnender Insektenlarven halber, abgebissen werden, so fallen dieser Unart viel mehr gesunde derselben anheim als dem vermeintlichen Triebe nach Insektennahrung. Und wenn der Sperling auch zeit- und ortsweis seine erste zarte Brut im Frühjahr mit Raupen und Kerfen in anderer Gestalt füttert, diese ökonomisch nützliche Seite wandelt sich gar bald um in die viel schädlichere Kehrseite, die er der Menschheit die größte Zeit seines Lungerer- und Diebeslebens zuwendet. Er ist nach unseren Decennien langen eingehendsten Erfahrungen ein wahrer Wegelagerer und verdient wenigstens bei Überhandnahme seiner losen Sippschaft gezehntet, niemals aber gesetzlich geschont zu werden. Die Vogelflinte wirkt im Winter bei dem Einfalle großer Trupps auf die Futterplätze sehr. Denn der Spatz übt auch hier bei der Fütterung schonungswürdiger Vögel seine Keckheit und Frechheit in der Behauptung und Ausbeutung des Platzes. Für alle diese seine Unbilden mag er seinen saftigen Braten liefern, um der Menschheit noch wenigstens durch seine Erbeutung zu nützen.

Ganz andere Begegnung — ein freundlicher liebevoller Schutz — gebührt den eingangs erwähnten heimischen Vögeln, den Meisen, Goldhähnchen und den Zaunkönigen, sowie der Schwarzamsel. Sie sind ebensowohl unsere nützlichsten Baum- und Gartenvögel, als interessante befiederte Charakterwesen. Vornehmlich die Meisen — von welchen die Kohl-, Blau-, Sumpf-, Tannen-, Hauben- und Schwanzmeisen die vaterländischen Arten bilden — sind ihrer ungemeinen Emsigkeit im Nachstellen von Insekten in jeglicher Verwandlungsform halber die nützlichsten unserer Vögel. Vom Morgen bis zum Abend gehen sie dieser Bethätigung nach. Gleichsam systematisch und planmäßig durchsuchen sie streckenweise Parks, Gärten und Baumgruppen. In Begleitung des ihnen verwandten safranköpfigen Goldhähnchens und der Spechtmeise wird Baum für Baum durchforscht, wobei sich die meist sich untereinander mischenden Arten je nach ihrer Eigentümlichkeit verteilen. Die Blaumeisen in der Höhe bis zur Mitte die kleinsten Zweige umkletternd und mit dem festen Schnabel die Rindenschuppen bearbeitend und loslösend; die Kohl- und Sumpfmeisen bis zur Wurzel die Bäume rührig sondierend, die Schwanzmeisen wie Seiltänzer von Zweig zu Zweig sich schwingend, unter Schnellen ihrer balancierstabartigen langen Schwänze; die Tannen- und Haubenmeisen endlich meist in Nadelhölzern dies Treiben ihrer Verwandten abwechselnd bekundend.

Der kleine König der Zäune und Hecken mit seinem zunderfarbenen Gefieder rührt sich in allen Ecken und Winkeln unserer nächsten Umgebung, in Haus und Hof, in Gärten und Vorwäldchen nach Insektenlarven suchend. Wenn der gewandte Schlüpfer sich auch unserem Auge verborgen hält, so verrät sich sein munteres Wesen doch unserem Gehöre durch seinen Ruf „Zerrr" oder „Errr". Auch läßt er oft schon über Schnee und Eis sein dem Kanariengesang ähnelndes Liedchen erschallen zur Freude unseres Herzens. Daneben erschallt das „Tack-tack" der

Amsel aus dem nahen Gebüsch unserer Gärten. Mit dem Schnabel entfernt sie Laub und Moos, um die Insektenlarven zu gewinnen, und wo Beeren allerlei Art zu finden sind, nährt sie sich reichlich auch von diesen.

Aber auch die schöngefärbten Prachtvögel unserer gemäßigten Zone, der Distelfink, Hänfling, Edel- und Blutfink, Zeisige, mit den zuweilen aus hohem Norden eingewanderten Leinfinken, u. a. m. stellen sich in Flügen ein. Zwar wissen sich diese Samenfresser weidlich durchzuschlagen; aber sie erscheinen jetzt nicht als die eleganten Kavaliere auf den Wipfeln unserer Gartenbäume, sich wiegend im Glanze der Sonne; nein, sie fliegen der Erde zu, Stieglitz, Hänfling und Leinfink, und holen an den Stauden der Disteln, den Rispen der Gräser sich den letzten Zehnten: der Edelfink mit Goldammern u. a. sucht allerlei Gesäme auf dem Boden in den verschiedensten Lokalitäten, der Blutfink wie die Amsel beuten die Dolden der Mehlbeer- und Ebereschenbäume, des Schneeballs, sowie die Beeren des wilden Weins und anderer Strauch- und Rankengewächse aus. Wir vergessen gern ob ihres schmucken Kleides und ihres ansprechenden Wesens die kleinen Näschereien vom Sommer her an Mohn, Hanf und anderen Sämereien, wir gleichen ihnen das dankend aus mit ihrem Verdienste um die Vertilgung manchen Unkrautsamens, ihres erfrischenden Gesanges, und heißen sie willkommen. Diese lieben Gäste alle, sie finden sich ganz besonders an allen den Stellen ein, an welchen sie vorher ihre angenehmen Eigenschaften in so augenfälliger Weise an den Tag gelegt haben. Ja, im Winter, wo Eis und Schnee Boden und Baum bedecken, kommen sie heran zu unseren Wohnstätten mit dem emsigen Bemühen, die Feinde unseres Gartenbaues zu erbeuten. Aber die Quellen ihrer Nahrung durch Eis und Schnee, dem sich hauptsächlich für die Meisen noch das verhängnisvolle Glatteis und der Rauhreif um Ast, Zweig und Knospen gesellt — sie sind ihnen unzugänglich geworden. Bittere Not und Mangel zehren an ihnen, und die sonst so aufgeräumten tapferen Tierchen mit glatt anliegendem Gefieder blähen sich jetzt bolzenartig auf. Ihre Existenz ist sehr bedrängt, steht auf dem Spiel. Ein mahnender Fingerzeig für die tierfreundliche Menschheit, ihren Freunden und Förderern zu helfen. Zwar am Körper Liliputaner, sind sie doch geschilderter-maßen Riesen in ihren Lebensäußerungen. Jedem wohlwollenden, für das rege Leben der Tierwelt empfänglichen Gemüte öffnet sich nun in der pfleglichen Fürsorge für die bedrängte Vogelschar eine ebenso dankbare als anziehende Beschäftigung. Wie leicht ist dem Goldammer und Finken, den umherwandernden Haubenmeisen und vielen anderen Gästen, den behenden Turnern, dem Meisenvölkchen, ein Leckerbissen geboten, den ersteren auf Futterplätzen, dem letzteren durch eine halbgeöffnete Welschnuß, ein Stück rohes oder gekochtes Fleisch, was alles frei an einem starken Bindfaden hängt. Dem plumpen Eindringling Spatz ist dieses Seiltänzerziel an den schwebenden Gegenständen unerreichbar; auch witzigt man den pfiffigen Hausdieb durch einige Maßregelungen mit der Vogelflinte, worauf er an dem erschreckenden Vorfall seiner stürzenden Kameraden solche Futterplätze für die vertrauteren Vögel meidet, oder doch seine beeinträchtigende Keckheit mäßigt. Im Nu indessen hat sich die Kohl- und Blaumeise oder ein Kleiber an die schwankenden Kostbarkeiten angehängt. Wie beruhigend für unser Gemüt, den Lieblingen mit solch kleinen, leichtbeschafften Spenden durch die winterliche Not durchgeholfen zu haben! Und wie der Bedrängnis der Meisen, dieser allernützlichsten unserer Baumvögel, auf solche Weise leicht zu steuern ist, so hilft man der Schwarzamsel gar sehr auf durch allerlei Fleischnahrung, der besorgte Vogelkenner aber noch weiter durch eine Gabe aus seinem zur Herbstzeit eingeheimsten getrockneten Vorrat von Holunder-, Mehl-, Vogel- und Faulbeeren. An heimlichen, vom Schnee befreiten, sodann mit Spreu und Häcksel bestreuten Plätzen unter oder dicht an den Gartenhecken und Rainen deckt man der Amsel und anderen Beerenfressern den Tisch. Den Stieglitzen und Hänflingen steckt man bei lang anhaltendem tiefem Schnee Salatbüsche und Mohnstengel auf und streut ihnen Hanf und andere Sämereien an entfernteren Orten in Baumreihungen unter Dornbüschen aus. Der



Auf Futterplätzen versammelte Wintergäste.

tapfer der Not des strengen Winters entgangene Moorenvogel flötet dann seinen Wohlthätern ein schönes Auferstehungslied schon in den ersten Tagen des Februars. Und sie alle, die holden lieblichen Pfleglinge, der Meisentrupp mit seinen Gesellschaften, spielen dem Landmanne und Vogelfreunde dann auf als muntere Musikanten, die kecke, wohlgemute Kohlmeise voran mit ihrem volkstümlichen „Spitz die Schar".

Das Publikum und die moderne Malerei.

Von
Herbert Hirth.

Der Kunstfreund, der Auge und Ohr offen hat für die Dinge im Bereiche der Malerei, kann ebensowenig wie die Künstler selbst der gegenwärtigen Sturm- und Drangperiode teilnahmlos gegenüberstehen. Es werden eben auch die Umstehenden mit elementarer Gewalt mit hineingezogen in den Strudel wild entfesselter Leidenschaften; auch sie sehen sich genötigt, Partei zu ergreifen, für und wider, je nach ihrem Bekenntnis. So tobt der Kampf hinüber und herüber, unversöhnlich, unabsehbar; der Streitruf schallt; hüben und drüben werden Pinsel- und Federhiebe ausgeteilt die Menge. Man sollte das eigentlich nicht so sehr bedauern, wie es vielfach geschieht. Wo die Leidenschaften so lebhaft in Aufruhr gesetzt werden, da muß ja doch der treibenden Kraft, die alles bewegt, eine große Leistungsfähigkeit innewohnen, ein Überfluß an Energie und lebendiger Kraft.

Bedauerlich ist es nur, wenn der Sturm auch trübe Leidenschaften emporwühlt, die besser tief unten auf dem Grunde des menschlichen Herzens begraben blieben.

Auch folgende seltsame Erscheinung muß man im Interesse der Kunst beklagen. Während die Beteiligten, die Näherstehenden sich der übermächtigen Bewegung nicht entziehen konnten und wohl oder übel Farbe bekennen mußten, war bei dem fernerstehenden großen Publikum das gerade Gegenteil der Fall. Schon von Anfang an hat es jenen Bestrebungen, die man wegen ihres von allem bis dahin Herkömmlichen abweichenden Charakters unter dem Kollektiv „moderne Richtung" zusammenfaßte, und die vor länger als einem Jahrzehnt in Deutschland zuerst sich zeigten, kühl und ablehnend gegenüber gestanden. In dem Maße, als dann diese Bestrebungen in den Ausstellungen, in der gesamten Kunstproduktion stärker hervortraten, zog das große Publikum seine Sympathien mehr und mehr von der bildenden Kunst überhaupt zurück. Das macht, es kann den heutigen Künstlern ihre Intentionen nicht nachempfinden. Es wurzelt mit seinen Kunstanschauungen in einer überwundenen Periode künstlerischen Schaffens. Die mannigfaltigen politischen und socialen Interessen, welche die Gründung des neuen Deutschen Reiches mit sich brachte, drängten das künstlerische Interesse beim Volke in den Hintergrund. Als man nachher von neuem anfangen wollte, sich für die bildende Kunst zu interessieren, war diese inzwischen andere Wege gegangen, und das Publikum verstand die Künstler nicht mehr. Sie waren zu weit voneinander abgekommen. Jene Kunstbegeisterung, die in den siebziger Jahren in Deutschland eine Zeit lang herrschte und in der Münchener Kunst- und Kunstindustrieausstellung vom Jahre 1876 ihren Höhepunkt fand, ist aus verschiedenen Gründen kein Gegenbeweis. Die Kunstpflege, die man damals übte, trug einen eigenen Charakter. Die Maler entnahmen ihre Motive für historische und genrehafte Darstellungen der Vergangenheit und sahen auch die Darstellungsmittel den Meisterwerken der Alten ab. Selbst die Gegenwart liebte man durch die Brille der alten Meister anzusehen. So kam eine wesentlich retrospektive und archai-

stische Kunst zu stande. Das war nichts Neues, denn schon seit Carstens hatte ja die deutsche Kunstübung unausgesetzt in die Vergangenheit zurückgewiesen: erst die Klassicisten, welche die Antike nachahmten, dann die Romantiker, die sich in ein ideales Mittelalter zurückträumten, das Zeitalter des Cornelius mit seinem dem Cinquecento entlehnten Kartonstil; endlich die große Historienmalerei mit ihren geschichtlichen Vorwürfen und ihrem Eklekticismus in der Darstellung. Solche Kunstanschauungen bestimmten den Geschmack des Publikums, welches um so empfänglicher für dieselben war, als es ja schon auf der Schule hinreichend mit der Vergangenheit vertraut gemacht wurde, um genug Anknüpfungspunkte mit der herrschenden Kunstrichtung zu finden. Endlich stand das Publikum wie die Künstler unter dem Banne, den die Museen ausübten, deren überreiches, für die historische Forschung wie für die Geschmacksbildung so unschätzbares Material dem Publikum Neuschöpfungen gegenüber die Unbefangenheit nehmen mußte, wie es den Künstlern den freien Blick in die Natur hemmte und das naive Schaffen unmöglich machte. So fühlten sich damals Publikum und Künstler eins in ihrer Einseitigkeit. Die Künstler wurden abtrünnig, allmählich begannen sie — zum Teil wenigstens — an der Unfehlbarkeit der allein aus der Vergangenheit geschöpften Kunstanschauungen zu zweifeln und suchten bei der Natur eine neue Offenbarung; das Publikum aber beharrte fest bei der einmal angenommenen Geschmacksrichtung und steht großenteils heute noch treu zu ihr wie zu einer Herrschaft von Gottes Gnaden. Eine solche währt ja häufig noch lange, wenn der Gott und die Gnade, denen sie ihr Reich verdankte, längst dahin sind. Aus dieser Überzeugungstreue erklärt sich die Entrüstung, die Gegnerschaft, die Gleichgültigkeit, die man an den Tag legte, als plötzlich Werke erschienen, die einem anderen Programm als dem bisher allein üblichen folgten. Man forschte nicht lange nach, ob das Neue nicht vielleicht eine Berechtigung habe, sondern spottete und lachte. Ein großer Teil des Publikums thut das heute noch. Die Schuld liegt freilich auch beim modernen Künstler, der, gereizt durch den Widerspruch der Menge, nun auch seinerseits sich erst recht nicht an die Meinung des Publikums kehrt. Zudem sieht das Publikum nicht, wohin die modernen Bestrebungen zielen. Es bedenkt nicht, daß die neue Kunst noch im Werden begriffen ist, und will Fertiges sehen. Es vermißt das System im modernen Kunstschaffen; die Produkte erscheinen ihm launenhaft und kapriziös; und man will sich doch nicht an der Nase führen lassen. Aber wenn auch die neue Richtung Fertiges noch wenig aufzuweisen vermag, so genügt schon eine wenig eingehende Betrachtung, um zu erkennen, daß das Streben ihrer Jünger ein ernstes Streben und eine ideale Arbeit ist, und solche Arbeit sollte man unter allen Umständen achten. „Wer immer strebend sich bemüht, den wollen wir erlösen.“ Laßt uns ein Teilchen von der humanen Wahrheit des Wortes doch hienieden schon verwirklichen! Und wenn man sich dann Mühe giebt, noch ein wenig genauer hinzusehen, vorurteilslos die näheren Umstände ins Auge zu fassen: man wird bald gewahr werden, daß die Bewegung gar nicht so in der Luft schwebt, wie es anfangs scheinen mag. Wenn wir dann gelernt haben, sie als das aufzufassen, was sie ist, als die unvollkommene Vorstufe einer noch zu erwartenden eigenartigen Kunstblüte, eine Verheißung, der die Erfüllung folgen wird, eine Anweisung auf kommendes Schöne, das uns und unsere Kinder und Enkel erfreuen soll, so wird unsere anfängliche Abneigung zweifellos einer warmen Sympathie weichen. Denn was der keimenden und wachsenden Pflanze Luft und Licht sind, das würde der noch jungen, haltlosen, pflegebedürftigen Kunst die verständnisinnige Teilnahme eines weiten Publikums bedeuten. Ideal wäre ein solches Zusammengehen von Künstlern und Laien, wie es die aufstrebende Renaissancekunst wahrlich nicht zu ihrem Nachteil erfahren durfte.

Es kommt deshalb vor allem darauf an, die Sympathien des Publikums zu wecken, indem man einerseits das System im modernen Kunstschaffen und andererseits die Berechtigung der demselben innewohnenden Bestrebungen nachzuweisen unternimmt. Man kann uns einwerfen: mag sich die moderne Kunst durch sich selbst rechtfertigen. Allein sie ist noch eine junge, im Werden begriffene Kunst;

sie muß sich erst selbst ganz gefunden haben. Lassen wir ihr bis dahin jene Nachsicht angedeihen, die wir gegen die Jugend üben, wenn wir ihr einen Teil der Selbstverantwortung ersparen. Wir glauben die Zuversicht hegen zu dürfen, daß sie, einmal großjährig geworden, ihren Berechtigungsnachweis zur allgemeinen Zufriedenheit wird führen können.

Die moderne Kunstbewegung ist ja bekanntlich jüngst in ein neues Stadium getreten dadurch, daß sich an verschiedenen Orten innerhalb der Künstlerschaft Secessionen bildeten. Man könnte meinen, nun würde der Brand erst recht emporlodern, Das war auch zuerst der Fall. Indes die definitive Trennung zwischen Jungen und Alten war nur der letzte Schritt, der nötig war, um die Unvereinbarkeit der sich gegenüberstehenden Anschauungen endgültig zu besiegeln, und indem die Modernen durch ihren Schritt gezwungen wurden, ein festes Programm aufzustellen, ihre neuen Principien deutlich und klar zu formulieren, darf man wohl mit größerem Rechte die Bildung der Secessionen als den Anfang vom Ende der bestehenden Unklarheiten begrüßen.

Zu dieser Hoffnung berechtigte die Ausstellung, welche die Münchener Secessionisten im vorigen Jahr in ihrer Heimatstadt veranstalteten, die der Richtung viele neue Anhänger gewonnen und selbst den Gegnern Achtung eingeflößt hat. Es war ein blühender Strauß von ganz frischen Blumen, der uns dargebracht wurde. Begeisterung und jugendliche Energie sprachen uns aus den Bildern entgegen. Einen Duft glaubten wir zwischen Öl und Firnis wahrzunehmen, wie er im Frühling, nach befruchtendem Regen, der alten Erde entsteigt. Aber ebenso groß und wichtiger noch als der Genuß war die Belehrung, die uns die Ausstellung bot. Selten ist eine Ausstellung so instruktiv gewesen wie diese. Noch nie sah man in Deutschland die modernen Bestrebungen in der Malerei so klar und präcis nebeneinander ausgesprochen wie hier. Was früher etwa zufällig, willkürlich, spontan, launenhaft, zusammenhanglos erschien, das fügt sich jetzt zu einer zusammenhängenden Kette. Es zeigt sich der bleibende Pol in der Erscheinungen Flucht. Man fühlt das System in der Bewegung, man sieht ein, daß sie keine willkürliche war, sondern eine ganz bestimmte Richtung einhielt. Ja, hier konnte man sogar, durch Kombination und Vergleich mit parallelen Erscheinungen aus der Kunstgeschichte, die Wege vorausahnen, welche unsere Kunst in der nächsten Zukunft nehmen wird. Der Kunsttempel an der Prinzregentenstraße wurde in diesem Sinne zu einer Art Sibyllentempel, wo der Eingeweihte den Schleier der Zukunft ein klein wenig heben durfte.

Wir haben schon weiter oben die archaistische Richtung zu schildern versucht, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hindurch und länger unsere Kunst charakterisierte; wie, voller Staunen über die Meisterwerke der Alten, die Künstler auch ihrerseits der Wirkung jener gleichzukommen suchten. Man wurde auf diese Weise nicht nur in den Stoffen und in den Mitteln der Darstellung von den Alten abhängig: philosophische Köpfe stellten auch noch eine Ästhetik als obersten Gesetzeskodex für das Reich der Kunst her, die im wesentlichen einen Extrakt von Schönheitsregeln aus den klassischen Werken der verschiedenen Blütezeiten der Malerei darstellte. Ihm mußte sich fügen, wer in dem Reiche Bürgerrecht erlangen wollte. Eine höchste, absolute Schönheit wurde angenommen, in der alle künstlerischen Bestrebungen wie in einem Brennpunkt zusammenliefen, und der sich die Künstler nach Möglichkeit zu nähern hatten. Sie war eine gedachte Schönheit und existierte als solche nicht in der Natur. Doch bei allem, was man der Kunst der Alten damals absah, übersah man das Wichtigste: Die alten Künstler waren groß geworden, nicht, indem sie hinter sich, sondern indem sie um sich sahen und die Eindrücke, die sie durch naive Anschauung aus ihrer Umgebung gewonnen hatten, mit eigener Kraft verarbeiteten, nicht nach fern hergeholten Rezepten. Da man aber diesen Kardinalpunkt übersah, entfernte man sich immer mehr von der Natur, die doch die Quelle aller wahren Kunst immer gewesen ist und immer bleiben wird. Man verkünstelte die Natur, statt die Kunst mit Natur zu durchtränken. So kam die Theaterempfindung in die Kunst, die in der Historienmalerei eine so große Rolle spielte.



Ill. D. Monatshefte. Februar 1894.

Garten von Montecarlo.

Schließlich verquickte man fremde Elemente mit der Kunst, um die inneren Ungereimtheiten zu verdecken, an denen sie litt. Man erzählte Novellen, Anekdoten. Der Gegenstand interessierte mehr als die Art der Darstellung. Da die Kunst sich nur von den Abfällen der Alten nährte, ward sie schließlich immer blutleerer. Sie brauchte einen Jungbrunnen sehr notwendig.

Einen solchen hat es aber glücklicherweise für die Kunst noch immer gegeben, so oft sie anfing, sich alt und schwach zu fühlen. Sie verjüngt sich durch erneuerte Berührung mit der ewig jungen Natur. Das hat noch jedesmal wieder zu neuer Blüte geführt. Große Kunstepochen fangen immer mit einer Zeit emsigsten Naturstudiums an. „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur." (Dürer.) Die nächste Generation gießt dann neuen Inhalt in die neue Form. So kommt eine neue Kunstblüte zu stande. Wohlgemerkt: eine neue Kunstblüte. Denn jede frische, gesunde Kunst ist „der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihrer Zeit". Nun gleicht aber keine Zeit der anderen, also muß auch die Kunst jeder Zeit neu sein, wenn sie wirklich ein ehrliches Spiegelbild giebt.

Mit einer solchen Selbsterneuerung haben wir es auch gegenwärtig in unserer Kunst zu thun. Die Spuren neuen Lebens, die bei uns etwa vor zehn bis fünfzehn Jahren auftraten, haben sich bei den Engländern und Franzosen schon vorher gezeigt. Zu uns sind sie von Frankreich herübergekommen. Um 1830 wehte zuerst ein frischer Luftzug aus dem Walde von Fontainebleau. Dort ging ein herrliches Siebengestirn von Künstlern auf, welches sich keiner Tradition mehr unterwarf, sondern die reine Natur, durchtränkt mit persönlicher Empfindung, gab: das moderne Princip. Darauf ein einsam leuchtender Stern allererster Größe: Millet, der dasselbe für die Bauernmalerei that, was jene für die Landschaft, und außerdem zuerst die Principien formulierte, in denen die moderne Kunst sich in der That später weiter bewegte. Er machte dadurch an sich selbst die Worte wahr, die er aussprach: Geniale Menschen haben Seherblick. Andere übertrugen die neu entdeckten Principien aus dem Walde, vom Felde auf das moderne Leben überhaupt. Aber die, welche von ihrer Richtigkeit durchdrungen waren, erkannten gleichzeitig, daß ihnen das technische Können fehlte, sie würdig zu vertreten. Aus diesem Bewußtsein heraus entstand jene naturalistische Richtung, die unter den Kollektivnamen Pleinairisten, Impressionisten in den achtziger Jahren hier in Deutschland bekannt wurde. Diese sahen vor allen Dingen die Luftwirkungen und die Erscheinungen des ungetrübten Sonnenlichtes im Freien (en plein air) aus der Natur heraus. Der Schatz positiven Könnens, den sie, die viel Verkannten, durch zähe, unausgesetzte Vertiefung aus der Natur gehoben haben, ist ein kostbares Kapital, das die Kunst von heute zur Bewältigung so mannigfaltiger Aufgaben befähigt. Und nun der Bau fest und sicher fundiert dasteht, stellt sich auch schon ein neuer idealer Gehalt ein, in dem fertigen Tempel seinen Sitz zu nehmen. Vorläufig ahnen wir ihn mehr, diesen Inhalt, als daß er sichtbar vor uns steht, aber was wir ahnen und wovon wir die ersten Töne vernehmen, das ist ein lyrisches Gedicht, in dem sich duftiger Empfindungsgehalt mit zarter Mystik paart — eine so rein poetische, musikalische Kunst, wie sie vielleicht keine Zeit bisher besessen hat. Da wir aber bis dahin, bis sich diese Erwartungen erfüllen, uns wohl oder übel mit der bisher verwirklichten modernen Kunst abfinden müssen, so wäre es nunmehr endlich an der Zeit, die Frage zu beantworten: Welches sind denn eigentlich die modernen Bestrebungen? Und was haben sie Berechtigtes?

Die Modernen erkennen kein absolutes Schönheitsideal an, wie jene Ästhetik es lehrte, der die Künstler in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts folgten. Man hat erkannt, daß die aus den Werken der Alten gezogene Ästhetik nur zu Leistungen führen kann, die lediglich das zu geben im stande sind, was die Alten mindestens ebensogut, oder besser, vorher gegeben haben, neuen Problemen aber, in denen wir allein den Wettkampf mit den Alten mit Aussicht auf Erfolg unternehmen können, den Eintritt in die Kunst verschließen. Die moderne Kunst mußte mit ihr brechen, sobald sie sich von den Alten lossagte und selbständig neue Aufgaben suchte — gerade so, wie es die

Alten damals, wo sie die „Modernen" waren, auch gemacht hatten. Darum verbannt der moderne Künstler das aus den Werken der Alten gezogene absolute Schönheitsideal, das für ihn ein Idol ist, und folgt dem Gott in seiner eigenen Brust. Lediglich durch den intimen Umgang des Künstlers mit der Natur wird das wahre Kunstwerk geboren, das, nach Zola, „ein Stück Natur ist, gesehen durch ein Temperament". Während die Naturalisten das Stück Natur objektiv betrachteten und nur wenig von ihrem Temperament hineinzusehen pflegten, rückt man jetzt das Temperament des Künstlers wieder mehr in den Vordergrund. Das heißt, der Künstler legt ein Hauptgewicht auf die freie Entfaltung seiner Individualität, seiner Originalität, die er ohne irgend welche Beschränkung aussprechen will. Das ist ja ein Zug, der auch auf anderen Gebieten die Gegenwart charakterisiert. Das Princip hat viel Bestechendes. Aber die Freiheit ist auch hier, wie so oft, ein zweischneidiges Schwert. Was den Bauer kuriert, daran der Schneider krepiert. Die unbedingte Freizügigkeit auf künstlerischem Gebiete kommt nur jenen Naturen zu gute, die wirklich eine starke Originalität und ein interessantes Temperament besitzen. Schwachen wird sie leicht zum Danaergeschenk. Um hinter den Starken nicht zurückzustehen, suchen sie, ebenso originell zu sein wie jene. Gesuchte Originalität ist aber eben keine Originalität mehr. Wenigen nur ist es gegeben, zu finden, ohne zu suchen. Was dort Naivetät war, wird hier zum Raffinement; spielend leichte Improvisation zum gequälten, peinlichen Zerrbild; aufdringliche Berechnung tritt an Stelle reizender Absichtslosigkeit. Wir Nachgeborenen können eben jetzt, wo Jahrtausende Kunstübung auf uns herabschauen, bis auf wenige begnadete Ausnahmen schlechterdings nicht mehr naiv sein. Die Versuche dazu schlagen fast immer fehl. Die Künstler früherer Jahrhunderte konnten in diese Fehler nicht verfallen. Ihnen legte der Stil eine wohlthätige Beschränkung auf, der ihnen genau vorschrieb, welche Grenzen sie aus Rücksicht auf den guten Geschmack innehalten mußten. Unser heutiger Künstler ist in dieser Beziehung vogelfrei, er genießt alle Vorteile und alle Nachteile der Freizügigkeit. Alle Ideen, die unsere Zeit bewegen, das ganze moderne Leben mit seiner Vielseitigkeit, Zersplitterung bringt, ein unruhiges, unabsehbar wogendes Meer, in hastigen, sich überstürzenden, immer neuen Wellen auf ihn ein, die Kunst früherer Jahrhunderte steht, ein riesiges Schattenbild, drohend und beunruhigend hinter ihm auf; ein Gewirr von warnenden, ermutigenden, scheltenden, schmeichelnden Stimmen umgiebt ihn; und der moderne Künstler steht schutzlos, sich selbst überlassen in dem Getümmel. Da er nicht naiv sein kann, muß er zu allem Stellung nehmen. Was Wunder, wenn da Unruhe ihn ergreift, wenn auch aus seinen Werken die Unklarheit und Unsicherheit spricht, die der ganzen Gegenwart anhaftet, wenn sie die abgeklärte Ruhe der alten Kunstwerke vermissen lassen und die Nervosität und Unfertigkeit der modernen Zeit an die Stelle setzen?

Und doch möchte das Publikum gern nur fertige Kunstwerke sehen Ein fertiges Bild kann aber die moderne Kunst aus den eben angeführten Gründen noch nicht bieten. Die Unfertigkeit tritt auch äußerlich in den Werken der Modernen hervor. Daran stößt man sich im Publikum sehr häufig, daß die modernen Künstler sich nicht die Zeit nehmen, dem, was sie sagen, auch eine äußerlich gefällige Abrundung zu geben. Abgesehen davon, daß dieses zumeist nur Sache eines handwerksmäßigen Fertigmachens ist, eine mehr mechanische als künstlerische Arbeit, wäre es auch ungereimt, zu verlangen, daß eine innerlich noch unfertige und im Werden begriffene Kunst ein äußerlich fertiges Bild bieten soll. Auch haben die heutigen Bilder andere Existenzbedingungen als früher. Es wird heutzutage so viel produziert, daß die wenigsten Bilder zur Erfüllung ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung gelangen, als Schmuck des Hauses zu dienen. Das Angebot übersteigt die Nachfrage bedeutend. Viele Bilder werden nur für die Ausstellung gemalt. Es sind Blüten, die eine Weile duften und dann welken. Die Zeit, die raschlebige, schreitet darüber hinweg. Das sind zwar ungesunde Zustände, aber wer will sie den Künstlern vorwerfen?

Man klagt im Publikum darüber, daß die

Modernen die schöne Form und die Harmonie der Farben absichtlich umgehen. Was die schöne Form anbetrifft, so vermeidet allerdings der Künstler von heute mit einer gewissen Absichtlichkeit jene Eurhythmik der Formen, welche, ein unschätzbares Erbteil der Antike, bisher wohl in allen Kunstepochen mit Ausnahme vielleicht des Mittelalters und großenteils des Rokoko, eine große Rolle gespielt hat. Aber es scheint, daß uns das Allzuviel an Wohlklang der Formen, das uns alle die Jahrhunderte geboten haben, allmählich übersättigt hat; so wie wir auch die schönste Melodie nicht immer wieder hören möchten. Jener Schatz von Schönheit, der erst eben frisch in der Natur entdeckt wurde: die Erscheinungswelt von Luft und Licht, reizt den modernen Künstler so sehr, daß er die konventionelle Schönheit der Formen nicht mehr achtet. Zu den neuen Problemen, die ihn reizen, hat sich jetzt auch ein eigenartiger Kolorismus gesellt. Aber das ist auch kein Kolorismus, der den alten Meistern abgesehen ist. Unter diesen selbst haben ja verschiedene Zeiten und Schulen ganz verschiedene Harmonienfolgen aus dem Farbenreichtum der Natur herausgelöst: die Spanier andere als die Niederländer, die Renaissance andere als das Rokoko. Und es fällt niemandem ein, zu sagen, daß eine oder die andere die allein gültige sei. Geradeso besteht auch sehr wohl ein Einklang in den Farben der Modernen; es ist nur wieder eine andere Harmonienfolge, die wir aus der Natur heraussehen. Und wenn unsere Künstler heute ihren koloristischen Standpunkt vielleicht allzusehr mit doktrinärer Einseitigkeit hervorheben, so möchten wir das mit jenem Eifer für Geographie und Kosmographie vergleichen, welcher nach der Entdeckung Amerikas allenthalben erwachte.

Um schließlich noch mit ein paar Worten die viel beklagte Inhaltslosigkeit der modernen Bilder zu streifen, so vernachlässigte man allerdings in der Zeit, wo man noch mit der Bewältigung der mannigfachen Naturerscheinungen vollauf beschäftigt war (Zeit des Naturalismus, Impressionismus), den Inhalt einigermaßen. Immerhin boten die Künstler damals reine Kunst, in die sich keine heterogenen Elemente mischten. Das war besser und lehrreicher für das Publikum als jene Anekdoten- und Novellenmalerei, wo so oft der Stoff oder gar der Titel das Hauptinteresse ausmachten; während es doch in Wahrheit nicht darauf ankommt, **was** der Künstler darstellt, sondern **wie** er seinen Stoff durchdringt. Selbst das Häßlichste in der Natur kann so zu einem Schönen der Kunst werden. Und es ist sogar ein menschenfreundlicher, unseres Jahrhunderts ganz würdiger Zug unserer modernen Kunst, daß sie auch zu jenen Gegenständen herabsteigt, die früher als der künstlerischen Darstellung unwürdig befunden wurden, verstoßen und geächtet waren! Die ganze reiche Erscheinungswelt unserer Gegenwart, das mannigfaltige, rasch pulsierende Leben der Großstadt, das der oberen Zehntausend wie das der Arbeiter und Proletarier, das ruhige, gleichmäßige Leben auf dem Lande, bei den Bauern, alles wird ohne künstliche Rang- und Klasseneinteilung in das Bereich der Darstellung aufgenommen. Ein Zug zum Bürgerlichen, Demokratischen macht sich bemerkbar, wie sich denn überhaupt die Ideen unserer Zeit in ihrer ganzen Fülle im künstlerischen Schaffen wiederspiegeln. So wird denn unsere Kunst einer späteren Zeit, wenn wir Modernen schon längst zu den „Alten" gehören, das geben, was jede Kunst darbietet, wenn sie nicht archaistisch ist, nämlich: „den Spiegel und die abgekürzte Chronik unserer Zeit."

Ihr aber, die ihr meint, die Kunst müsse, wenn sie auf vorher noch nicht beschrittenen Wegen geht, notwendig auf Abwegen gehen, ihr unterschätzt den unerschöpflichen Reichtum der Natur, die ja auch der Kunst nährende Mutter, und die dem Künstler ebensogut immer neue Anregung bietet, wie sie dem Naturforscher, dem Psychologen, dem Techniker immer neue Wunder weist. Und die Kunst wäre nicht der große Zaubergarten, wenn nicht Blumen von verschiedener Gestalt und unterschiedlichem Dufte darinnen Platz hätten.

Die Stadt Girgeh

und ihr Schutzpatron St. Georg.

Von

Theodor Barten.

Eine alte Überlieferung bringt Girgeh, die etwa 545 Kilometer südlich von Kairo gelegene Hauptstadt der dritten oberägyptischen Provinz, in engen Zusammenhang zum Drachentöter, und nicht wenige unter den Monophysiten (oder jakobitischen Christen) sehen in ihm sogar den ursprünglichen Begründer der Stadt, die dadurch einen Nimbus großer Heiligkeit in ihren Augen erhält. Ob sich auch altägyptische Erinnerungen an den Ort knüpfen, ist dagegen den Kopten gleichgültig, denn in ihren Vorfahren aus der Urzeit sehen sie grundsätzlich nur Heiden, von denen sie eine weite Kluft trennt. Ihr durch fortgesetzte Fremdherrschaft sehr geschwächtes Nationalbewußtsein erinnert sich nur der christlichen Zeit Ägyptens und deckt sich mit ihrem religiösen Gefühl, das sich infolge Mißverstehens der Lehre Christi fanatisch und völlig verkehrt bei ihnen ausgebildet hat.

Und dennoch wurzelt das gesamte Koptentum unausrottbar tief in den Anschauungen der alten Zeit, und im Licht einer neuen Anschauung gesehen, stellt sich uns Girgeh als unter dem Patronat des heidnischen Lichtgottes Horus stehend dar, der nach dem Zusammenbruch des ägyptischen Olymps als legendenhafter Heiliger in die christliche Welt hinüber gerettet wurde.

Der altägyptische Stadtname, auf den Girgeh zurückgeht, ist Gerget, dessen Bedeutung „Ansiedelung, Kolonie“ es begreiflich macht, daß dieser Name einer Reihe von Städten eignete. So wird unweit der heiligen Osirisstadt Abydos ein Gerget Ramses' II. genannt, das sich geographisch mit Girgeh decken könnte. Dies Gerget war möglicherweise mit dem uralten Thinis, der Heimat des ersten ägyptischen Königs der historischen Dynastien, identisch; Ramses II. jedoch ließ es befestigen, mit neuen Tempelanlagen versehen und nach sich benennen. Aus Gerget wurde im Koptischen Kerke, doch die volkstümliche Etymologie leitete diesen Namen im Lauf der Zeit auf Girgis über, neben Djordsch die koptische Übertragung des griechischen Georgios. Daß dies nicht ganz ohne Berechtigung geschehen ist, beweist Leo Afrikanus, der im Jahre 1517 Girgeh besuchte. Er erfuhr, daß hundert Jahre früher auf der Stelle der Stadt das dem heiligen Georg geweihte, sehr große und reiche Kloster „Giorgia“* mit ringsum ausgedehntem Grundbesitz gelegen hatte; es war von mehr als zweihundert Mönchen bewohnt, welche nicht nur allen Fremdlingen großherzige Gastfreundschaft erwiesen, sondern auch noch den Überschuß ihres Einkommens dem Patriarchen zur Verteilung an Arme übersandten. „Aber vor hundert Jahren kam die Pest nach Ägypten und raffte alle Mönche dieses Klosters weg“, berichtet Afrikanus weiter.

Der Fürst des benachbarten Menschīyedistriktes, die völlige Anarchie benutzend, die unter den cirkassischen Mameluckensultanen in Ägypten herrschte, bemächtigte sich dann

* Afrikanus schrieb sein Werk im Italienischen.

des gesamten Klostergebietes, umgab es mit Mauern, siedelte „Kaufleute und allerlei Künstler" darauf an und machte den neuen Ort, von der Schönheit der auf Hügeln angelegten Klostergärten verlockt, zu seiner Residenz. Nun aber erhob der jakobitische Patriarch Klage beim Sultan, der billig denkend genug war, ein für dreißig Mönche ausgestattetes neues Kloster bauen zu lassen, und zwar „da, wo die alte Stadt war", womit wohl die ursprünglich unweit des alten Klosters Giorgia gelegene, infolge der verheerenden Epidemie verödete koptische Niederlassung zu verstehen ist.

Schon frühzeitig hatten die im Jahre 1250 nach Ägypten gekommenen Franziskaner ebenfalls bei Girgeh ein Kloster gegründet, das (neben der römischen Mission von Negâdah) ihre älteste Niederlassung am Nil ist. Obgleich sich diese Mönche nun durch gründliche medizinische Ausbildung den Stadtbewohnern sehr nützlich erwiesen, verjagte man sie doch mehrfach und beraubte sie ihrer gesamten Habe; dennoch kehrten sie stets mit neuem Mut wieder auf den gefahrvollen Posten zurück. Schließlich aber, als selbst das Wohlwollen der Befehlshaber von Girgeh die Mönche nicht vor den brutalen Ausschreitungen der Mamelucken beschützen konnte (man pflegte in Kairo die plünderungssüchtigsten auf Strafkommando zum Bey von Girgeh zu senden, anscheinend mit unzulänglichem Erfolg), gaben sich die Franziskaner lediglich für Ärzte aus und hielten ihre Gottesdienste heimlich in einer verborgen gehaltenen Kapelle ab. Noch um 1770 war diese Sachlage unverändert; trotzdem hatten sie dann eine Gemeinde von 150 Proselyten.

Den Kopten erging es übrigens geraume Zeit nicht viel besser, denn obwohl Girgeh längst zum Bischofssitz geworden war, mußten sich seine jakobitischen Bewohner, durch die Unduldsamkeit ihrer Bedrücker bei jeder Gelegenheit gedemütigt, ans östliche Nilufer, nach dem am Fuß der Felsenberge malerisch gelegenen „Kleinen Kloster" begeben, um dort Andacht zu halten und ihre Toten zu bestatten. An der Pforte dieser, dem Erzengel Michael geweihten Klosterkirche stand ein viel bewunderter Mirobalanenbaum, der einzige seiner Art in Ägypten, durch dessen Berührung Kranke gesund und reuige Sünder wieder froh wurden — denn in seinem Schatten pflegte der Erzengel zu rasten.

Mit dem Beginn der türkischen Herrschaft (1517) war Girgeh schnell gestiegen, so daß es als Hauptstadt von Oberägypten und Residenz des Sandschak oder Gouverneurs dieses ausgedehnten Distrikts bis auf 40000 Einwohner kam. Zu gedeihlichem Frieden jedoch brachte es die Stadt selten, denn nicht nur überzogen die Beduinenstämme der Wüste oft in Trupps von vier- bis fünftausend Mann das kultivierte Land, um sich große Flächen davon anzueignen, sondern die arabische Landbevölkerung, dem Bey von Girgeh und überhaupt den Mamelucken abhold, unterstützte heimlich die frechen Eindringlinge, so daß der Fehden kein Ende war. Übrigens waren diese Gouverneure anmaßender Natur, die z. B. gelegentlich ihrer mit großem militärischem Prunk in Scene gesetzten Nilfahrten verlangten, daß sich alle zufällig des Weges Kommenden ihrer Flottille anschlossen, weshalb das Nahen eines solchen Gewaltigen selbst den harmlosesten Reisenden mit Entsetzen erfüllte. So erging es unter anderen dem hochverdienten Pater Sicard im September 1713, als er gerade in Girgeh zu landen gedachte. Er wurde durch Flintenschüsse gezwungen, den eben absegelnden Gouverneur zu begleiten, und erst drei Tage später gelang es seinem Lotsen, bei Nacht die Flucht zu bewerkstelligen. Sicard wußte sich in Girgeh die Sympathie der Kopten zu gewinnen, doch mit Ausnahme von etwa vierzig unter ihnen, die sich ernstlich des Guten befleißigten, schildert er die übrigen als moralisch versumpft. Bei einem Priester, an den er empfohlen war, blieb er nur eine Nacht, da derselbe mehr als zulässig den Tafelfreuden huldigte. Gelegentlich seines Abschiedsbesuches beim Gouverneur durfte Sicard dessen fremdländische Tiere bewundern, die friedlich und frei miteinander verkehrten, mit Ausnahme eines Löwen, welcher angekettet war. Schon die alten Ägypter hatten große Freude an ihren Privatmenagerien, in denen besonders Affen, Panther und Löwen gehalten wurden.

Girgeh ward bedeutungsvoll für die zwei hervorragendsten aller Mameluckenbeys, die je ihr blutiges Scepter über dem unglück-

lichen Ägypten geschwungen haben: Ali Bey und Murad Bey. Ersterer entwarf dort während seiner zweijährigen Verbannung die großartigen, aber allzu kühnen Projekte,



Gott Horus. (Nach einem Basrelief des Louvre. Revue archéologique, 1876.)

deren teilweise Verwirklichung das politische Europa später in Erstaunen setzte, während Murad Bey, der tapfere Gegner Bonapartes und spätere treue Verbündete der Franzosen (gegen England und die Pforte), nach der Schlacht bei Heliopolis zum Prinz-Gouverneur von Ober-Ägypten „im Namen Frankreichs" ernannt ward und Girgeh zur Residenz erwählte.

Eine Wandlung hatte sich in ihm vollzogen: der unbeugsam stolze, gewissenlose Despot, der fast fünfundzwanzig Jahre lang nur seinen Leidenschaften gelebt hatte, zeigte so viel Seelengröße im Unglück, solch unerschütterliche Treue und edle Dankbarkeit, daß sein vorzeitiger Tod — am 22. April 1801 — zu einer allgemeinen Trauerkundgebung Anlaß gab, trotz der Pest, die das Volk damals beunruhigte und der auch er erlegen war. Über seiner Gruft — in Girgeh — zerbrach man die Waffen des Helden, da sich niemand würdig dünkte, sie nach ihm zu tragen.

Seit geraumer Zeit schon ist Girgeh zur einfachen Bezirkshauptstadt herabgesunken, die kaum mehr als 15000 Einwohner zählt. Sie liegt malerisch auf hohem Uferrand; der hier eine scharfe Biegung machende Nil floß noch vor hundertundzwanzig Jahren anderthalb Kilometer östlich von der Stadt, jetzt aber nagt er seit Jahrzehnten schon mit scharfem Zahn am Untergrund der Stadt selber, von der er ein Stück nach dem anderen in seinen rastlosen Fluten begräbt.

Einen schwermütig-schönen Anblick bildet z. B. die langsam dem Strom zur Beute fallende Moschee, deren hochstrebendes Minaret einstweilen noch in den Wellen sich spiegelt, die ihm mit heimlicher Gier ein feuchtes Grab graben. Noch vor nicht allzu langer Zeit konnte man vom Strom aus durch die gesunkenen Außenwände des Bethauses in das durch zierliche Bogengänge eingefaßte Innere desselben blicken und dort die versammelten Gläubigen, von Trümmern umgeben, andächtig ihre Gebete verrichten sehen: auf dem Staub des Vergehenden, inmitten sinkender Säulen den unwandelbar festen Glauben einfacher Menschen an Gott, den ewig Bestehenden!

Das Wahrzeichen Ägyptens, die Dattelpalme, findet sich bei Girgeh in ausgezeichneten Exemplaren. „Dieser gesegnete Baum, der sich nur in den Ländern des Islam findet," wie El-Kaswini meint, ist hier, wie überall in Oberägypten, Gegenstand eines förmlichen Kultes. Schon der Prophet gebot ja, die Dattelpalme „als nächste Verwandte des Menschen" in hohen Ehren zu halten, da sie nämlich „aus dem Rest des Lehms geformt wurde, welcher zur Erschaffung des ersten Menschen gedient hatte, ... weshalb sie ihm auch in manchen Punkten so ähnlich ist". Die Kopten, und die zu Girgeh angeblich mit besonderem Geschick, bereiten aus Datteln einen starken Branntwein, an dem sie sich zu berauschen lieben. Gleich ihren heidnischen Vorfahren sind sie dem Traubenwein sehr zugethan, seit aber (um 1004 n. Chr.) der Khalif El-Hakim alle Weinpflanzungen am Nil zerstören ließ, bedurfte es langer Zeit, ehe sich die Rebe, zuerst in Girgeh, durch die Mönche, wieder

einbürgerte. Diese Stadt war noch unlängst wegen ihrer Trauben berühmt.

Durch Telegraph und Postschiffe mit dem Süden und Norden in Verbindung stehend, gehört Girgeh zu den drei oberägyptischen Städten, wo seit unvordenklichen Zeiten der Mannschaft stromaufwärts fahrender Dahabiehen wegen der Bereitung des an Schiffszwieback erinnernden Brotes vierundzwanzig Stunden Aufenthalt gewährt werden, eine hinreichende Zeit zur Besichtigung der Stadt, welche trotz ihrer lachenden Gärten und malerischen Moscheen einen düsteren Eindruck macht. Und doch besitzt sie aus ihrer Glanzzeit her — sie war während langer Jahre ein beliebter Verbannungsort für in Ungnade gefallene Beys, die sämtlich sehr prunkliebend zu sein pflegten — noch viele stattliche Gebäude aus gebrannten Ziegeln (statt des üblichen gedörrten Nilschlammes) aufgeführt und mit glasierten Kacheln zierlich ausgelegt. Unter den Einwohnern sind viele (zum Teil recht begüterte) Kopten, deren finstere Sinnesart gleichsam einen kältenden Schatten wirft auf alles, was sie umgiebt, selbst unter dem ewig lichtstrahlenden Himmel Oberägyptens. Die Jakobiten haben zur Zeit eine Kirche im Orte selber, die gleich dem ehemaligen Kloster dem Drachentöter geweiht ist, dessen bekannte Darstellung sie mehrfach enthält.

Der Gottesdienst in dieser äußerlich sehr schmucklosen Kirche (Kenise) ist wie in allen koptischen Gotteshäusern, auf welche das Missionswerk noch keinen veredelnden Einfluß ausgeübt hat, ein Durcheinander von eintönigem Singen und Lesen, von Räuchern, Klingeln und lautem Geschwätz von seiten der Gemeinde, welche es sich nicht nehmen läßt, während der etwa vierstündigen Aufeinanderfolge von geisttötenden Ceremonien des alltäglichen Lebens Lust und Leid gemeinsam durchzusprechen, und die höchstens zu wirklicher Andacht zurückgeführt wird, wenn der älteste Priester durch Handauflegen den Segen spendet.

Unwürdig wie uns auch die jetzige Handhabung des jakobitischen Gottesdienstes erscheinen mag, ist sie doch dadurch interessant, daß sie im wesentlichen der kirchlichen Anordnung der ältesten Christengemeinden treu geblieben ist, unter günstigeren Umständen also sehr ehrwürdig erscheinen könnte. Immerhin führt sie uns im Geiste zurück in jene fernen Tage erbitterten Kampfes der Nationalägypter gegen die orthodoxen Byzantiner, von deren kirchlicher Oberhoheit sich loszumachen ihnen schließlich gelang. Nach jeder Richtung hin, so schien es anfangs, sollte nun der heidnischen Religion, besonders aber dem byzantinischen Einfluß entsagt werden und ein durch Christi Lehre reformiertes nationales Ägyptertum die feste Grundlage des zukünftigen Volkslebens bilden. Aber dies unterblieb, denn die Ägypter, von jeher Sklaven ihrer einheimischen



Sankt Georg. (Nach einer aus Luxor stammenden Darstellung. Mission archéol. française au Caire, 1889, Planche 86, Fig. 97.)

oder fremden Gewalthaber, konnten sich selbst jetzt nicht zu geistiger Selbständigkeit aufschwingen und waren überdies so sehr von mehrtausendjährigen Überlieferungen durchdrungen, daß sie sich nicht davon losreißen konnten, sondern nur, sich selber unbewußt, die neuen Ideen den alten anzupassen fähig waren.

Ägyptens Götter, welche die Landesgrenzen weit überschritten und gewissermaßen Weltruhm erlangt hatten, wollte irrender Glaubenseifer nun bis zur Erinnerung ausrotten, um frei und neu in die neue Lehre einzutreten, und diese so zu beherrschen, daß sie zu einer speciell ägyptischen sich gestalte, scheint sogar das dunkel geahnte Ideal der Nilthalbewohner jener Tage gewesen zu sein. Die seit der Urzeit diesem zähen, mehr hochmütig ablehnenden als wirklich national empfindenden Volke anhaftende Eigenschaft, sich in überhebender Weise selbst zu genügen, kam damit nach langer gewaltsamer Unterdrückung wieder voll zur Geltung und erklärt auch die starre Schroffheit, welche selbst heute noch die Mehrzahl der Jakobiten anderen Konfessionen gegenüber charakterisiert.

Die alten Götter rächten sich an den undankbaren Fanatikern, indem sie sich ihnen unentbehrlich machten. Vor allem gelang dies dem vielgefeierten Horus, der sein Götterdiadem nur niederlegte, um unter der Märtyrerkrone eines christlichen Heiligen von neuem seine Herrschaft am Nil zu beginnen.

Mit leidenschaftlichem Eifer zwar, aber ohne ihren inneren Wert erkennen zu können, hatte sich die große Menge der Lehre Christi zugewandt, mit welcher, äußerlich betrachtet, gerade die altägyptische Religion, wie dies schon mannigfach hervorgehoben ist, so merkwürdige Anknüpfungspunkte bot: das Kreuz, als Symbol des Lebens und der himmlischen Segensfülle, die Dreiheit in des göttlichen Wesens Erscheinungsform, den ins Totenreich niedersteigenden Gott, welcher als Sohn des ewigen Vaters der Welt zum Auferstehungsbürgen wird, die Mutter mit dem Kinde, als Himmelskönigin — dieses und manches andere schien gleichsam im ägyptischen Heidentum schon vorgebildet und wurde fortan je nach der geistigen Begabung der Betreffenden mehr oder weniger im höheren Licht der christlichen Anschauung betrachtet. Da war vor allem das göttliche Kind selber, das nach manchen Verfolgungen von seiten des ihm in verschiedenen Gestalten entgegen tretenden bösen Princips zum Erlöser der Welt heranwächst und den Sieg erringt, nämlich des Lebens über den Tod, des Guten über das Böse, des Lichtes über die Finsternis, der Wahrheit über die Lüge.

Je mehr der Taumel frommer Begeisterung die Neubekehrten scharenweise in den Märtyrertod trieb, desto weniger wollte sich das instinktive Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den uralten Glaubensideen verwischen lassen. Als langjährige Unterthanen gewaltthätiger Herrscher und grausamer Eroberer nicht fähig, die versöhnende Liebe Jesu sogleich zu würdigen, des unschuldig Geopferten, der seinen Feinden Gutes thut, anstatt sie „zu vernichten", stellte sich das Volk Menas den Welterlöser am liebsten als den streitbaren Helden vor, der „als Vernichter seiner Feinde" (welches ja auch der höchste Ruhmestitel der Pharaonen als irdische Vertreter der Gottheit gewesen war) nicht nur das Böse, sondern auch die Bösen zu Fall bringt. Gott Horus, als Überwinder von Set-Typhon, „dem Bösen seit Anbeginn", lebte, uneingestanden freilich, in der Volksphantasie als Prototyp des Heilands weiter.

Wie volkstümlich gerade Horus war, ersieht sich daraus, daß man ihn zur Zeit der Ptolemäer aus der naiven Volksidee heraus, wie andererseits auch auf Münzen, in griechischer Kriegertracht, mit der Lanze in der Hand darstellte. Den politischen Ereignissen am Nil Rechnung tragend, ließ sich der himmlische Streiter späterhin die Verwandlung in einen — natürlich sperberköpfigen — römischen Tribun gefallen. Daß er als solcher, und zwar zu Pferde, schon zu Plutarchs Zeiten nichts Neues mehr war, geht aus einer Stelle des neunzehnten Kapitels dieses Autors hervor, wo Horus dem Osiris das Pferd als das geeignetste Tier für die zum Kampf Ausziehenden nennt.

Der Feind des Horus wurde im ägyptischen Mythus je nachdem als Mensch, Nilpferd, Schlange oder Krokodil abgebildet; in letzterer Form ist er auf dem kleinen Bronze-Basrelief dargestellt, welches Mr. Clermont Ganneau vor etwa achtzehn Jahren im Louvre entdeckte und über die er (in

der Revue Archéologique 1876 und 1877) scharfsinnige Betrachtungen von nicht gewöhnlichem Interesse anstellt, deren auch Georg Ebers in seiner das Interesse für die ägyptisch-christliche Kunst sehr dankenswert anregenden Schrift: „Sinnbildliches“ (Leipzig 1892) Erwähnung thut.

Gleich dem gekrönten Reiter der Apokalypse, „der da auszog, zu überwinden und zu siegen“, reitet Gott Horus auf weißem Pferde, das auch St. Georg beibehält, welchem bekanntlich in der christlichen Legende die erhabene Mission des Erzengels Michael im Kampfe mit Satan in symbolischer Weise übertragen war. Die sich stark dem byzantinischen Stil nähernde Kunstrichtung der Kopten, für welche Maspero durch Eröffnung eines koptischen Saales im Kairiner Museum zuerst ernstlich eingetreten ist, trägt der strengen Askese dieser ägyptischen Christen und ihrer Verachtung des zur Sünde verleitenden Schönen Rechnung; sie hatte sich teils aus diesem Grunde, weit mehr jedoch wegen Unfähigkeit ihrer Jünger sowohl von den hellenischen Vorbildern, wie auch von dem Kanon der kaum geschlossenen heimischen Priesterschulen abgewendet. Was sie infolgedessen in den mehr als zwei Jahrhunderten ihrer Alleinherrschaft in Ägypten und später noch hervorbrachte, beweist, wie wenig sie dem Einfluß der verhaßten Byzantiner zu entgehen fähig war. Als Beispiel zu der kindischen Untüchtigkeit der meisten Jünger dieser sogenannten koptischen Schule, die vorläufig noch als wenig erforscht gilt und den Kulturhistoriker mehr interessiert als den Künstler, kann ein in Luxor (Theben) aufgefundenes Reiterbild des heiligen Georg dienen, das denselben mit dem Dreieck, dem Symbol der Dreieinigkeit, über dem Glorienschein des Hauptes darstellt.

Obgleich von Künstlerhand verunglimpft, gewann doch diese Rittergestalt des Heiligen, welche die Volksphantasie sich schöner ausmalte, so sehr die Gunst der Menge, daß es gewiß nicht ohne tiefe Bedeutung war, wenn Konstantin der Große sich unter dieser Form, mit der Lanze die alte böse Schlange durchbohrend, öffentlich darstellen ließ.

Zum obersten Schutzpatron der monophysitischen Christen erkoren, erwuchs im heiligen Georg dem Heiland ein gefährlicher Nebenbuhler im Herzen der Gläubigen, die ja von des Gekreuzigten Lehre und Wesen so wenig zu verstehen vermochten. Die Kopten durften den Erlöser nicht bildlich darstellen, und das erklärt teilweise, weshalb wir den mächtigen Lichtgott, Ägyptens erklärten Liebling, im jakobitischen Lager nur als Heiligen wiederfinden, der jedoch bald eine so große Rolle spielte, daß man fast sagen möchte, es hatte sich in ihm die in der Theorie verworfene Menschennatur Christi zu einem besonderen Einzelwesen gestaltet, das sich von der Gesamtidee des Heilandes nicht ablösen ließ.

St. Georg steht im Heiligenkalender mit dem 23. April 303 verzeichnet. Seine Geburtsstadt und zugleich der Ort seines Martyriums soll jene syrische Stadt Lydda gewesen sein, in der sich ägyptischer Einfluß schon Jahrhunderte lang sehr bemerklich gemacht hatte und wo auch, Mr. Ganneau zufolge, die von ihm zuerst besprochene kleine Reiterstatue entstanden sein mag, welche so anschaulich den Übergang von der heidnischen zur christlichen Auffassung vom Triumph über das Böse darzustellen scheint. Das Berliner Museum besitzt eine ähnliche, mit der ägyptischen Doppelkrone geschmückte Reiterstatue des Gottes aus gebranntem Thon, von einem Beduinen in Kairo im Jahre 1886 erworben.

In Lydda zeigen die Araber noch heute das elterliche Haus des Heiligen, dem sie den Namen des mit vielen Sagenkreisen eng verwobenen Chidr' beilegten. Die wahrscheinlich zu Anfang des vierten Jahrhunderts gebildete Legende vom heiligen Georg wurde nachträglich mit einer schönen Basilika in Verbindung gebracht, welche zu Justinians Zeiten über dem Grabe eines unter Diocletian hingerichteten römischen Tribunen erbaut worden war. Stützte sich nun die Behauptung vom wirklichen Erdenleben des Heiligen ganz besonders auf Lydda, so fand sich gerade dort auch manches, was ihr ernstlich widersprach. Nichts ist z. B. wohl bezeichnender für die nur sagenhafte Natur des christlichen Drachentöters und für seine Identifikation mit Horus, als folgende, von Mochaddasi Al-Baraschi berichtete Thatsache: Zu seiner Zeit — der genannte arabische Autor war 945 in Palästina geboren

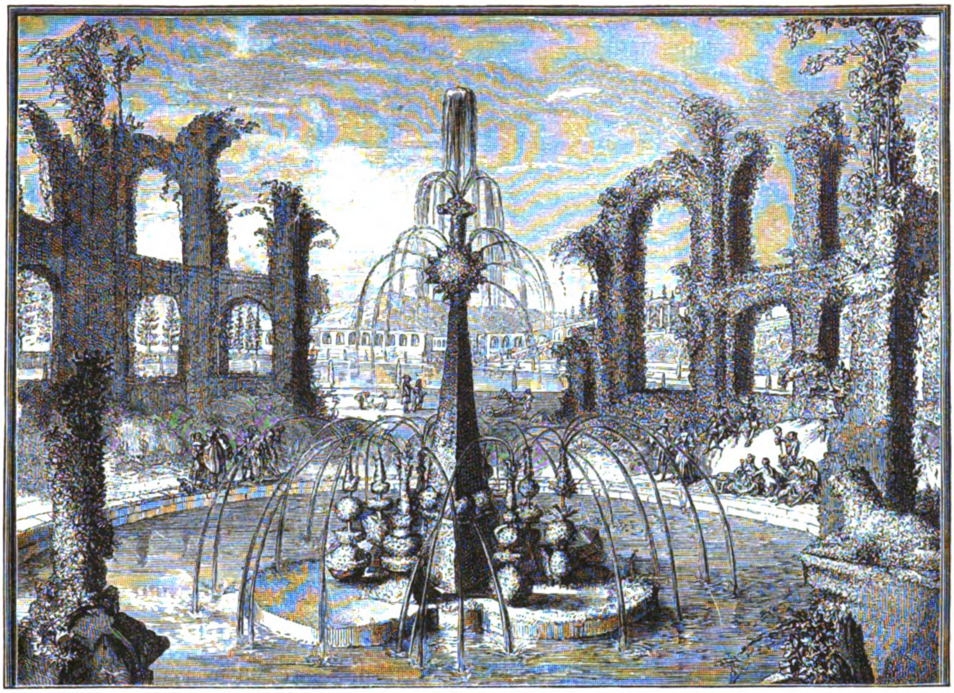
und wurde sehr alt — feierte man in Lydda, „der heiligen Georgsstadt (Ἁγιογεωργιούπολις)", alljährlich dem „Horus aus Ägypten", als dem Erwecker der Keimkraft, am 23. April ein großes Fest, welches allerorten das Zeichen zum Beginn der Saatzeit gab. Vielleicht steht der arabische Name des heiligen Georg (Chidr' = das Grüne, Grünende) mit dieser felderbelebenden Kraft des ägyptischen Gottes in direkter Verbindung.

Die Moslemin zeigten von jeher für den ritterlichen Heiligen großes Interesse und haben ihn öfters ganz einfach mit Jesus identifiziert. So sagt eine auf Mohammed zurückgeführte Tradition, daß Jesus auf der Thür der Kirche zu Lydda den Sieg über den als Ungeheuer dargestellten Antichristen erringen werde; nun aber steht auf jenem Kirchenportal die Kampfscene des heiligen Georg abgebildet! Auf diesen übertrug man auch in gewissen Kreisen die uralte Vorstellung vom Agathodämon, „dem guten Geist", und so mächtig war schon ganz früh das Ansehen des Heiligen, daß späte Zauberpapyri heidnischer Magier, in völliger Verschmelzung desselben mit Horus, ihn anrufen: „O guter Georg!" während sie ihm gleichzeitig einen Sperber opfern.

Daß auch die übrigen christlichen Konfessionen (besonders die Griechen, aus Ägypten her) den Drachentöter als Symbol des Sieges über Sünde und Tod in hohen Ehren halten und daß die christliche Kunst des Abendlandes in ihm eines ihrer herrlichsten Motive gefunden hat, möchte die stark zu Eifersucht geneigten Kopten sehr wenig erfreuen, doch schützt ihr äußerst eng begrenzter geistiger Gesichtskreis sie vor dieser schmerzlichen Erfahrung. Einstweilen leben sie noch der glücklichen Überzeugung, daß nur sie ein Anrecht auf die Huld des großen Heiligen haben. Weniger unlieb ist es dieser engherzigen Rasse, die nicht gewillt ist, in nichtjakobitischen Christen überhaupt noch Glaubensgenossen zu sehen, den Moslemin, ihren Unterdrückern, einige Strahlen von der Gnadensonne ihres Schutzpatrons zuzuwenden, freilich nur aus Berechnung. Niemals aber hat St. Georg seines Schützeramtes so erfolgreich gewaltet wie in der ihm aufgezwungenen Rolle des Pseudo-Scheichs El-Bibáwih, im koptischen Kloster Bibeh, das in schlimmer Zeit bereits der Vernichtung geweiht war, als die fromme List der bedrohten Mönch den anstürmenden Horden dasselbe als das Asyl eines moslimischen Heiligen darstellte, worauf denn das wunderthätige Bildnis des heldenmütigen Scheichs mit gebührender Ehrfurcht von den plötzlich in gläubige Beter verwandelten Mordbrennern begrüßt und das Kloster verschont wurde.

Seitdem pilgern fromme Moslemin mit entblößten Füßen in das Heiligtum der Ungläubigen, spenden Kerzen für das Bild des christlichen Heiligen, welches ihnen Glück bescheren soll, und hören mit großer Andacht dem koptischen Priester zu, der ihnen von den gewaltigen Thaten des Scheich El-Bibáwih „im Kampf gegen die Ungläubigen" berichtet, welches Wort sich dann jeder nach eigenem Belieben deutet. Den Chidr' scheint noch kein Moslim in jenem Scheich erkannt zu haben.

Von Mr. Ganneaus hier nur flüchtig berührten Betrachtungen mag mit der Zeit manche hinfällig werden, andererseits aber wird es vielleicht der Forschung gelingen, die Vielseitigkeit des heiligen Georg noch als eine erheblich größere hinzustellen. Die Frage ist, im Grunde, nur erst angeregt worden, denn auf den verschiedensten Amuletten und Münzen findet sich, zum Teil ganz seltsam modifiziert, die interessante Figur, und noch ist z. B. nicht ermittelt, in welchem Zusammenhang St. Georg mit dem ebenfalls als Reiter dargestellten geheimnisvollen König Salomo steht. So erheben denn neben dem Heidentum alle drei großen monotheistischen Religionen Anspruch auf den Heiligen, der solchergestalt einen eminent synkretistischen Charakter zeigt.



Ruinenarchitektur in geschnittenen Bäumen zu Anguien Nach Romeyn de Hoghe, Villa Angiana.

Die Gartenbaukunst.

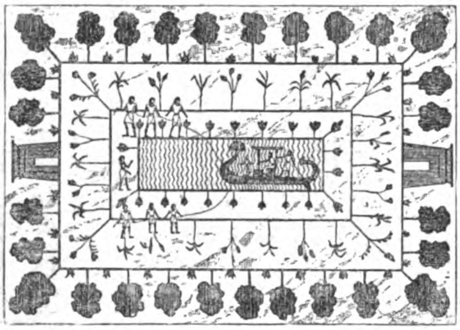
Von

Oskar Bie.

I.

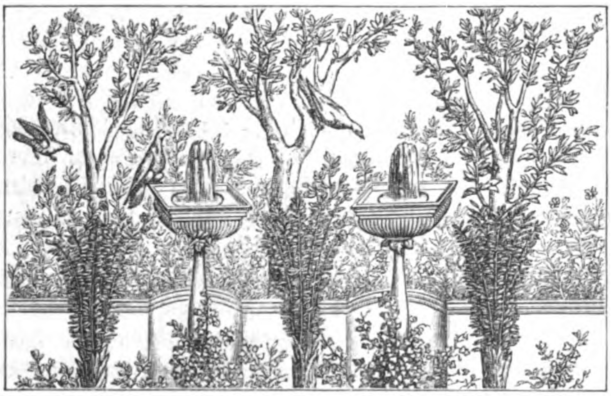
Ist sie wirklich eine Kunst? eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes? Wie oft ist die Frage schon ventiliert worden! Wie oft ist die Kunst des Gartenbaus schon in Ehren aufgenommen worden in das reich sortierte Schubfachwerk der Ästhetik, wo sie einen hübschen, anständigen Platz erhielt und vor ihren Schwesterkünsten nicht zu erröten brauchte! Wie oft aber hat man sie ebenso aus dem heiligen Tempel der reinen Ästhetik hinausbefördert, als unwürdig der Nachbarschaft wahrer Kunst, als nützliches Handwerk ohne eigenen Inhalt, ohne selbständige Bedeutung! Dichter und Musiker fühlten sich erhaben über die Diskussion dieser Frage, Bildhauer sahen bestenfalls auf den Garten als mitunter brauchbaren Hintergrund herab, Maler verachteten die künstliche Natur, die ihnen niemals die Anregungen der wirklichen ersetzen konnte — höchstens Architekten hielten sich ein wenig in Fühlung mit dem Gartenbaukünstler, der so oft in der Arbeit ihr Nachbar war und Verständigung verlangte. Aber dieser wollte sich auch als etwas fühlen. Die Zurücksetzung verdroß ihn. Auch seine Kunst war ein Kulturabbild, auch seine Kunst hatte ihre charakteristischen Stile, ihre eigenartigen Mittel, ihre unbestreitbaren Wirkungen. Hatte sie es verdient, neben der Baukunst immer und immer das Stiefkind zu bleiben? Hatte nicht auch sie ihre große interessante Kunstgeschichte? Aber wer schrieb sie? Die Kunsthistoriker wollten ihre kostbare Zeit nicht dem Aschenbrödel unter ihren

Pfleglingen widmen, und die Gartenbauer hatten nicht die kulturgeschichtlichen Kenntnisse zu solcher Arbeit. So blieb das Feld brach liegen, wie so viele Grenzraine unbeackert bleiben, und außer etwa Tuckermanns „Geschichte der italienischen Renaissancegärten" giebt es kein jetzt noch brauchbares, auf Urkunden-Vergleichung sich stützendes, streng historisch und unerbittlich wissenschaftlich vorgehendes Werk über Gartenbaugeschichte.



Originalplan eines altägyptischen Gartens.

Zweierlei Anschauungen kursieren über den Begriff der Kunst. Die eine nennt Kunst die höchste Offenbarung des Menscheninneren, den Beleg für die Schöpferkraft des Menschen, der aus seinem Traumleben heraus in Momenten heiligster Verzückungen eine zweite Welt, eine neue Natur schafft, groß und einheitlich wie das Vorbild der Natur selbst, rein und erhebend wie das Wort eines Gottes, zwingend und überzeugend wie die Wirklichkeit, die uns umgiebt. Andere fassen den Begriff nicht so tief. Sie halten die Kunst in erster Linie für eine Einrichtung, sich über das Elend des Daseins hinwegheben und vor der Wahrheit des Erlebnisses sich in paradiesische, leidenschaftslose Gefilde retten zu können, für eine Erholung nach Strapazen, eine Vertuschung alles Störenden, eine Förderung der Behaglichkeit, zu stande gebracht durch besonders begabte Menschen, die es verstehen, mit dem Pinsel oder am Klavier, mit dem Worte oder dem Meißel unsere Sinne zu entzücken und uns zu erinnern, daß die Welt doch schön wäre. Der Anführer dieser Gruppe ist Lessing, welcher sich äußerte, der Zweck der Kunst sei das Vergnügen. Wenn der Gartenbau eine Kunst ist, so ist es klar, daß er mit dem ersten Begriff nichts zu thun hat. Sein Material ist viel zu urwüchsig; Bäume, Seen und Wiesen in ihrer lebendigen Wirklichkeit sind viel zu sehr erste Natur, um zweite Natur sein zu dürfen. Sein Material hat zu viel eigenes Leben, um jemals zum Leben des schaffenden Künstlers werden zu können. Im „Faust", im „Tristan", im „Moses" modelt der Künstler das Material ganz nach seinen seelischen Bedürfnissen um — mit lebenden Ulmen und springenden Fontänen wird er tiefgehende Empfindungen nicht ausdrücken können. Dazu ist das Material zu roh und selbständig, es reagiert nicht auf die zartesten, nervösen, intimsten Regungen, die dem großen Künstler wie ein elektrisches Fluidum bei der Arbeit um die Fingerspitzen spielen.

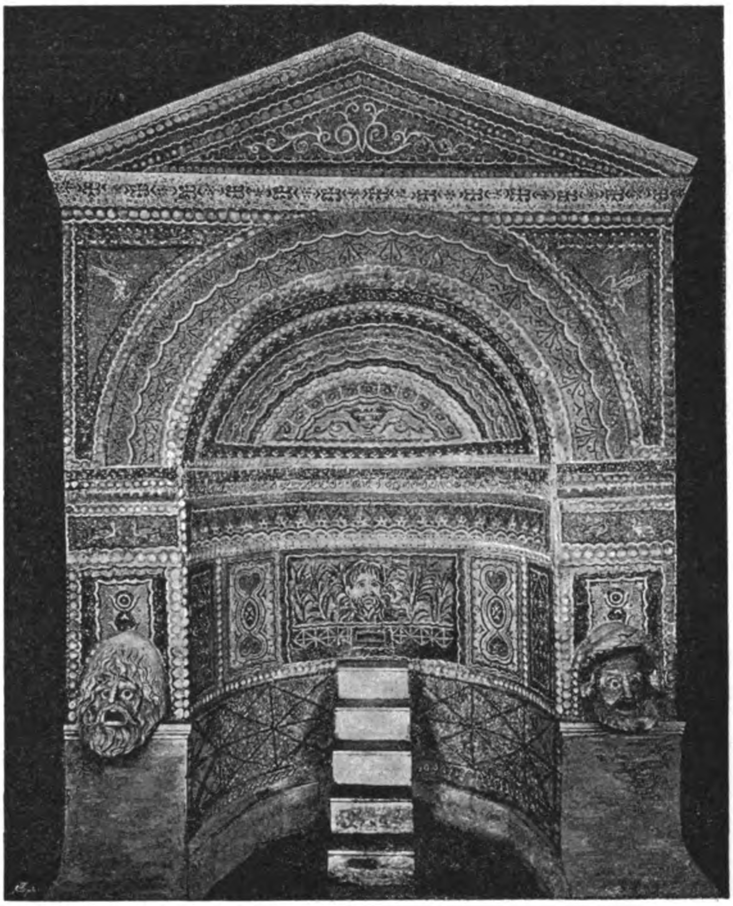


Altrömische Wandmalerei, einen Garten darstellend.

Aber zu der anderen Gattung Kunst, die nicht als drangvolle Selbsterlösung, sondern nur als Belustigung der Mitmenschen gefaßt sein will — warum sollte der Gartenbau zu ihr nicht zählen? Auch der Gartenkünstler muß ja sein Handwerk wohl gelernt haben, auch er hat ja sein Material mit feinfühliger Überlegung und gutem Geschmack so zu gestalten, daß er ein Werk vollbringt, wohlgefällig den Menschen und allen eine liebliche Augenweide. Auch er hat es in der Hand,

alles Störende und Häßliche auszumerzen, alles Anmutige zu steigern und Heiteres und Reizendes so eng zusammenzurücken, daß der Genießende seinen Kummer vergißt und dankbar zu ihm aufblickt dafür, daß er ihn den Sorgen des kleinlichen Tagewerks für einen Moment entriß. Also auch er arbeitet und seiner Arbeit Zweck ist das Vergnügen der Mitmenschen; warum nun ihm das Thor verschließen dieser Kunstart, deren Wesen es ist, daß sie ganz in ihrem Zwecke aufgeht?

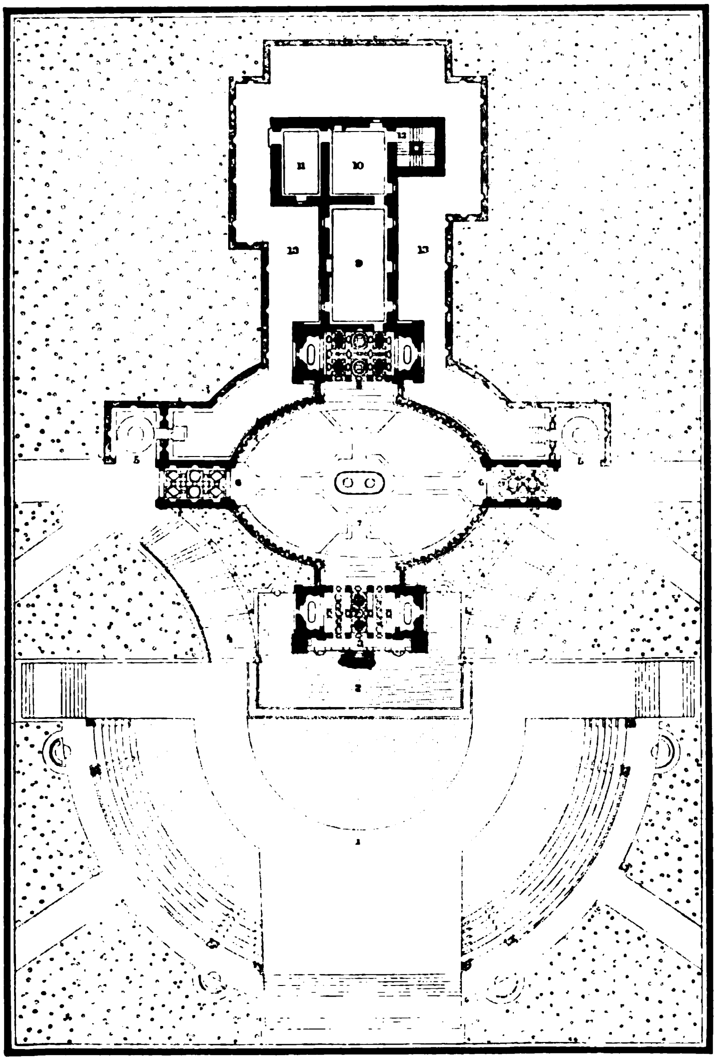
Aber nicht alle auf den Zweck des Vergnügens hinarbeitenden Künste sind mit demselben Maße zu messen. Denn es giebt kein Kunstwerk, in welchem entweder der Zweck oder die Zwecklosigkeit ganz rein vorläge. In der Regel mischen sich Zweckdienliches und Individuelles, und je nach dem Verhältnis dieser beiden Faktoren wird der Kunstwert des Werkes steigen oder sinken. Wo mehr Persönlichkeit, Eigenwille und Individualität, da sind die Ansprüche der höchsten Kunstverehrung erfüllt, und in den obersten Leistungen dieser Kunstart wird von einem Zwecke, von einem Denken an andere, von Konzessionen ans Publikum so gut wie nichts zu merken sein. Andere Schöpfungen wieder entstehen aus dem bloßen Bestreben, seine Gaben in den Dienst einer zerstreuungsbedürftigen Menge zu stellen, und dann wird der Künstler gut thun, sein Ich dabei möglichst in den Hintergrund treten zu lassen. Die Stufenleiter führt auf diesem Wege hinab bis zum fabrikmäßigen Kunstgewerbe. Es ist nun klar, daß der Gartenbau nicht dazu geeignet ist, eine stark subjektive Kunstsprache sich zuzulegen, sondern so sehr in seinem praktischen Zwecke aufgehen wird, daß das Künstlerindividuum nicht viel dabei zu sagen hat. Der Gartenkünstler kann niemals aus irgend welchem inneren Drange heraus schaffen, er steht jederzeit im Dienste seines Zweckes, seines Auftraggebers. Und dies ist der Grund seiner verhältnismäßig niedrigen Stellung unter seinen Kollegen von der Kunst. Es giebt Zweckkünste, die dem individuellen Künstlergeiste ein weit größeres Feld zur Bethätigung bieten. Und schon unbewußt, ohne ästhetische Erklärung hat die öffentliche Meinung von jeher einen Kunst-



Pompejanische Fontänenanlage in Mosaikdekoration.

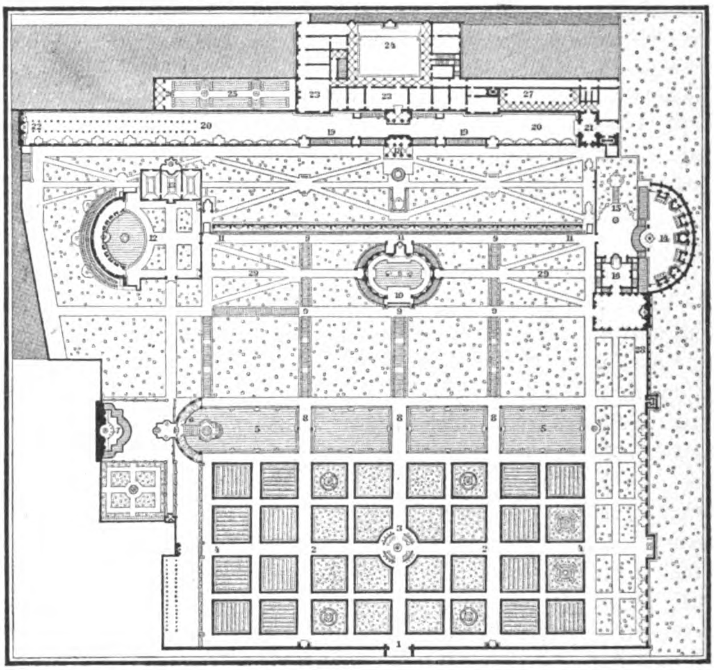
betrieb nicht für gleichberechtigt erklären können, welcher so sehr Zweck und so wenig Drang, so sehr der andere und so wenig das Ich ist.

Wir sehen also, es ist der Mangel eines starken subjektiven Ichgehaltes, welcher die verhältnismäßig niedrige Stellung der Gartenbaukunst bedingt. Wenn wir fragen, welche Umstände hier der Ausbreitung einer subjektiven Stimmung entgegenstehen, so fällt die Antwort so aus wie in all den Fällen, wo auch unter den verwandten Künsten die Macht des individuellen Faktors beschränkt ist: das Material der Kunst ist zu selbständig, um nicht einen großen Teil der künstlerischen Wirkung aufsammeln zu müssen. Das Material des Poeten und Musikers ist so diskret, so geistig, daß sie ihrem Ich den weitesten Spielraum werden gönnen dürfen. Der Maler hat schon etwas kompakteres Material unter den Händen, der Bildhauer ist noch mehr auf der Hände feste Arbeit angewiesen, und der Architekt gar benötigt gewaltiger Maschinerien zur Aufrichtung seines Werkes. In steigender Linie wirkt bei diesen das bloße Material schon, ohne Hinzuthun menschlichen Bildens; es wächst das Stück Natur, das in der Kunst steckt, an Bedeutung. Beim Gartenbau ist diese bloße Macht des reinen Materials so übermäßig stark, daß wir vor lauter Natur den ordnenden Menschen ganz vergessen. Noch weniger als bei den Werken der Baukunst drängt sich bei ihren Schöpfungen uns die Frage nach der Person des Künstlers auf die Lippen. In einer Beethovenschen Symphonie kommen wir um den Beethoven gar nicht herum; vor dem Kölner Dom fragen wir schon weniger nach dem Erbauer; am wenigsten aber suchen wir den Menschen hinter dem Kunstwerk, wenn wir durch die Gärten der Villa d'Este wandeln. Da denken wir kaum noch daran, daß ein bestimmter Mensch nach langem Abwägen diese Anlage als etwas Großes, Einheitliches geschaffen hat. Denn



Grundriß der Villa Pia im Vatikan.

1 Amphitheater. 2 See. 3 6 8 Loggien. 4 Aufgänge. 5 Ruheplätze. 7 Hof. 9 bis 12 Zimmer. 13 Graben.



Grundriß der Villa d'Este, Tivoli bei Rom.
1 2 4 Parterre. 3 Cypressenrondel. 5 19 Becken. 6 7 10 12 14 Fontänen. 8 Längsgänge. 9 Quergänge. 11 Girandola. 13 16 18 Loggien. 20 bis 27 Schloßzimmer und -giardinetti.

sein Material, in dem er künstlerisch arbeitete: die Blumen, die Cypressen, die Laubengänge — die wirken so ganz als Natur auf uns, daß wir zunächst vergessen, sie als bloßen Stoff berechnenden Menschengeistes aufzufassen. Und darum, weil das Material, in dem die gewaltige Natur noch so unverkürzt lebt, den besten Teil der Wirkung hinwegnimmt, bleibt dem Gartenkünstler kaum noch besondere Gelegenheit übrig, auch von seinem Ich etwas hinzuzuthun.

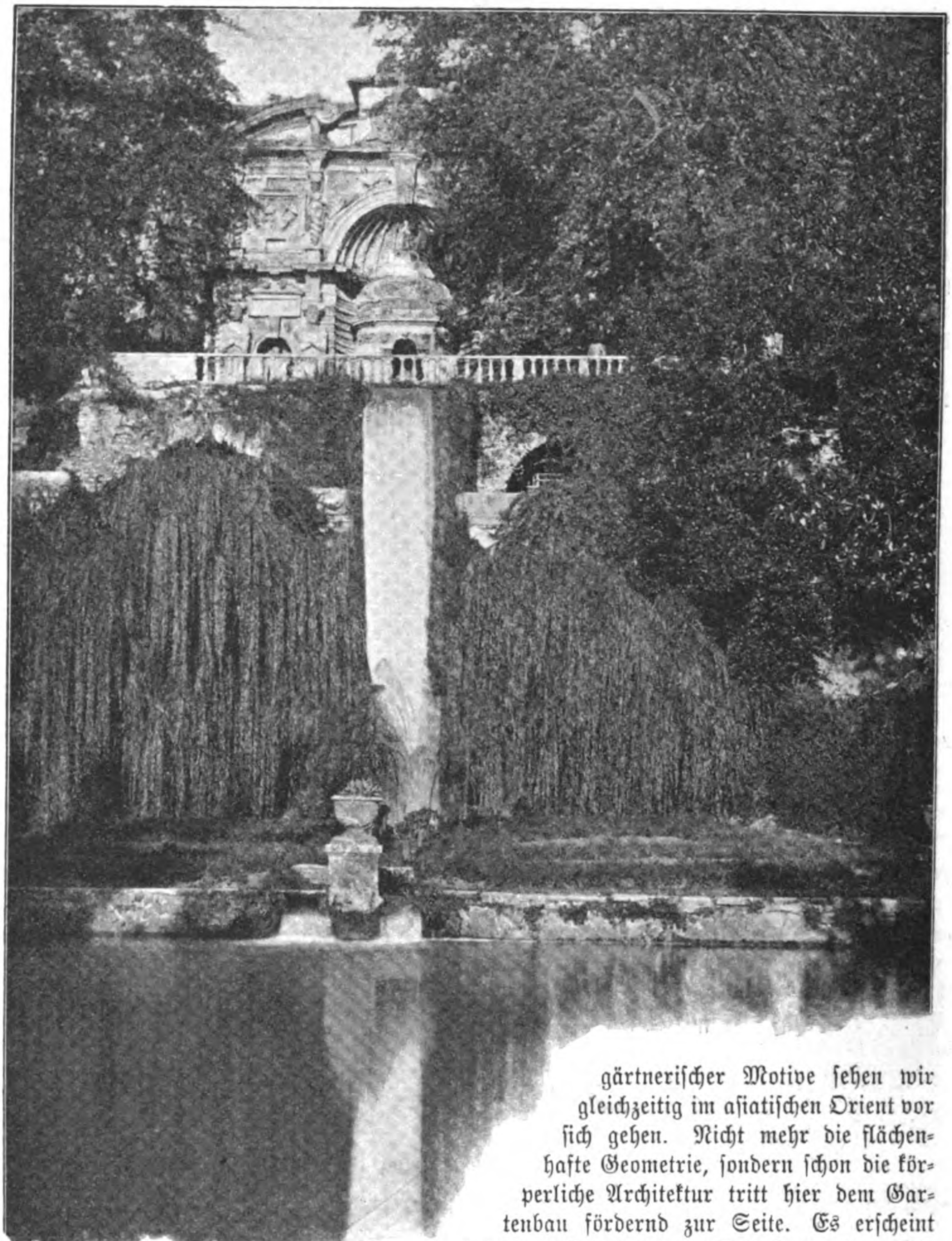
Aber es ist nicht allein die Selbständigkeit und die Lebenskraft des Materials, welche dem Gartenkünstler verbietet, allzusehr mit seiner Individualität hervorzutreten. Es giebt ja eine Kunst, die ebenfalls mit einem sehr lebendigen Material arbeitet und dennoch zu weit größerer Bedeutung gediehen ist als der Gartenbau. Ich meine die Schauspielkunst. Auch ihr Stoff, aus dem sie ihre Werke schafft, ist ein unverändertes Stück Natur, ein Stück eigenes Leben: es ist unser menschlicher Körper. Er läßt sich nicht modeln wie der Block Marmor; er webt nicht in geistiger Atmosphäre wie Wort und Ton; er scheint fest und unveränderlich jedem gröberen Eingreifen des Künstlers zu widerstehen. Und doch, welch gewaltige Skala von Empfindungen weiß der große Schauspieler auf ihm zu spielen! Wie unendlich mannigfaltig sind die Nüancen des stimmlichen Ausdrucks, der Körperstellung, der Handbewegung, des Mienenspiels! Das ist es eben, was einer Kunst, wie dem Gartenbau, so völlig mangelt — diese unaufhörliche Vielseitigkeit, diese zarte und feine Nüancierung! Es sind im Grunde genommen nur wenige künstlerische Motive, mit denen er operiert. Die Wirkung von Terrassen, Fontänen, Waldpartien, Wiesen und Bosketts liegt in einer naturwüchsigen Größe, in einer elementaren Kraft, nicht in der diskreten Geschmacksverfeinerung, in der geistvollen Einzelbildung. Je zarter die Saiten einer Kunst gestimmt sind, je pointierter ihre Mittel sich geben, desto eher wird das Persönliche Gelegenheit finden, sich zur Geltung zu bringen — jenes Persönliche, in welchem wir den Hauptfaktor für die Größe einer Kunst und eines Kunstwerks erblickten.

Persönlichkeit und Natur — das sind hier die beiden Pole. Und je mehr Natur, je mehr Elementares, je mehr Erdwüchsiges im Gartenbau steckt, desto unpersönlicher, desto unkünstlerischer im strengsten Sinne des Wortes wird er sein. Nun aber verhält sich in praxi die Sache noch anders. Denn einen reinen Gartenbau giebt es ja gar nicht, so wenig als es sonst irgend einen reinen Kunstbetrieb giebt. Alle künstlerischen Eindrücke, wie wir ihnen auf Schritt und Tritt begegnen, setzen sich aus Kombi-

nationen von ursprünglich getrennten Kunstgattungen zusammen. Unsere Musik ist eine komplizierte Vereinigung von Tonkunst und Rhythmik; die Verspoesie, die Oper, die Baukunst, die Ornamentik, der Tanz — alles sind ja nur Kombinationen einzelner Kunstzweige.

Es gehört nicht hierher, die Regeln zu untersuchen, nach denen sich diese Kombinationen vollziehen. Aber kaum liegt irgendwo klarer das Verwandtschaftsverhältnis der kombinierten Künste zu Tage als bei dem, was wir unter dem Namen Gartenbaukunst zusammenfassen. Man stelle sich vor, wie sich aus der Mutter Natur allmählich die Künste ablösen. Voran gehen die Kunstarten, welche noch mit den reinen Mitteln der Natur arbeiten, von jenem „Persönlichen“ noch am weitesten entfernt sind. Das ist die Gartenkunst, das ist aber auch die Wasserkunst, deren Ziel es ist, die Eigentümlichkeiten, welche dem Elemente des Wassers zukommen, in konzentrierter Form zu verwerten, dann die Architektur, welche aber auf das rein Formale schon ein größeres Gewicht legt, und weiter die Plastik, welche die feineren Formwirkungen der animalischen Wesen sich zur künstlerischen Aufgabe stellt, eine Stufenfolge von verwandten Kunstzweigen, die sich in direkter Richtung nach dem „Persönlichen“ hin bewegen. Was ist ein gartenkünstlerisches Werk anderes als eine Vereinigung dieser vier Kunstgattungen? und zwar in der angegebenen, naturgemäßen Reihenfolge. Zum reinen Garten tritt zuerst das Wasser, beinah untrennbar von ihm — zum Wasser die Architektur, ebenfalls kaum zu scheiden — und zur Architektur die Plastik, gleichsam eine Zweigfortbildung. Sie müssen sich vortrefflich vertragen, diese vier Schwestern, die noch in der Ähnlichkeit der Gesichtszüge deutlich auf ihre Mutter, die Natur, hinweisen; und sie haben sich vom ersten Anbeginn des Gartenbaues zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Sie stehen so eng zusammen, daß die Betrachtung eines Gartenbauwerks ohne ihre Hinzuziehung zur Unmöglichkeit wird, und vielfach beruht die ganze Entwickelung, die der Gartenbau bisher erfahren, auf dem wechselnden Verhältnis, auf dem steten gegenseitigen Suchen und Fliehen dieser vier Bestandteile. Zu dem Garten, wie er zunächst in Naturwildheit emporschießen will, tritt die Tektonik mit ihren harmonischen Linien und abgewogenen Verhältnissen. Sie legt ihr Maß an Bäume, Sträucher und Beete; sie wirft Terrassen auf und leitet das Wasser in geregelte Bahnen. Sie bildet ein festes Band aus zwischen dem Gebäude und dem Garten, der sich an dieses lehnt. Das Wasser entwickelt seine höchsten Kräfte; die Effekte des ruhigen wie des niedersausenden, des aufspritzenden wie des herabgleitenden Wassers werden künstlerisch entwickelt. Die Ornamentik tritt an seine Seite; steinernes Rankenwerk wetteifert mit dem lebendigen. Aus den Ranken sprießen Figuren. Die Figuren werden selbständig, soweit der ornamentale Grundcharakter es erlaubt. Sie treten in Heckennischen, sie gesellen sich zum Wasser und geben zu neuen, sinnreichen Anwendungen des flüssigen Elementes Gelegenheit. Alles eint sich zu einer großen, bunten Gesamtwirkung, die längst kein reiner Gartenbau mehr ist, aber wohl eine wechselvolle Vereinigung aller naturwüchsigen, aller noch „mutterhaften“ Künste.

Wo wir das erste Mal in der Weltgeschichte von einem aus künstlerischen Gründen angelegten Garten hören, steht er so vollständig unter dem Einfluß der Tektonik, daß man geneigt ist, eher von einer Ornamentik mit Vegetabilien als von einem wirklichen Garten zu reden. Es ist das alte Ägypten, welches auch hier den Reigen der Kulturländer eröffnet. In eigenen Malereien hat es uns die Gestalt auch seiner Gartenanlagen überliefert. Blicken wir auf einen der Grundrisse. Wie alle ägyptischen topographischen Zeichnungen verwirrt er uns auf den ersten Augenblick durch seine Vermengung von Grund- und Aufriß, durch die genaue Ausführung aller vertikalen Teile. Was sehen wir? Eine konzentrische Anordnung mehrerer Oblonga, die mit regelmäßig gestellten Bäumen, Blumen und Blattpflanzen besetzt sind, in der Mitte einen Teich mit der Gondel, die merkwürdigerweise nicht durch Ruder, nicht durch Segel, sondern durch Stricke getrieben wird, welche auf beiden Ufern von Männern gezogen werden. Zwei Thore bezeichnen die Eingänge. Wir haben eine gänzlich formale Gartenanlage vor uns, wie sie sich in der Nilebene heraus-



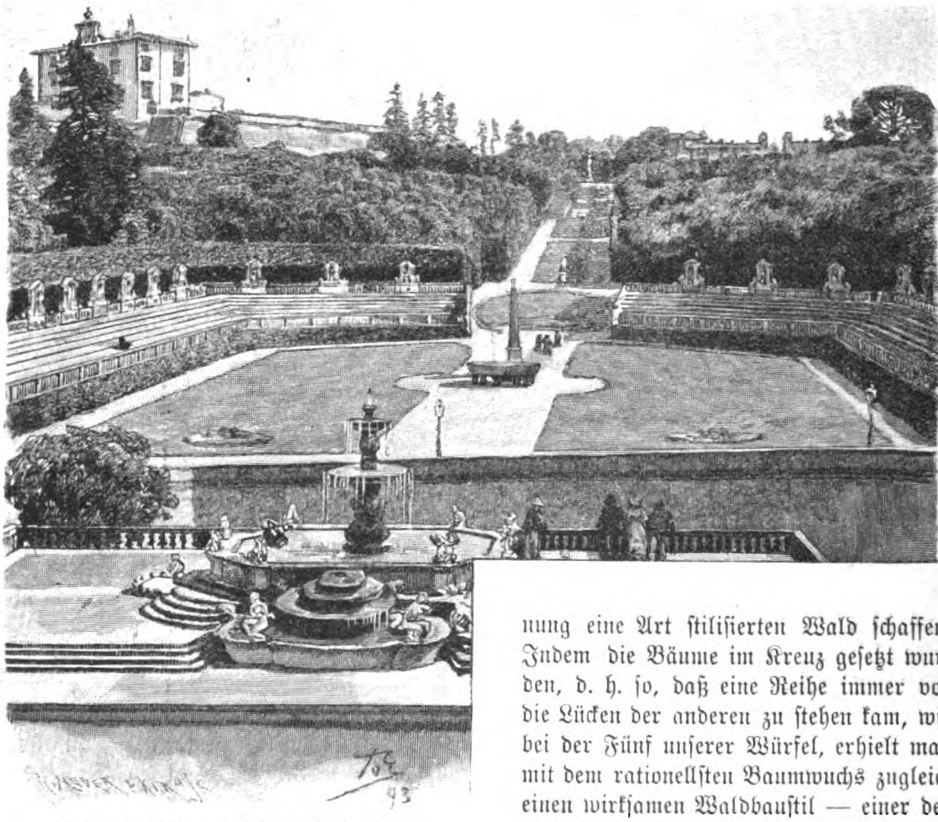
Aus der Villa d'Este. (Plan 6 u. 7.)

gebildet hat, eine Vereinigung von Tektonik und Flora, charakteristisch für das ganz natürliche Bestreben, die Kunst im Garten in einer peinlich genauen Form zu verstehen, ohne rechte Rücksicht auf die eigentümlichen Forderungen des Materials selbst.

Eine andere Kombination tektonischer und gärtnerischer Motive sehen wir gleichzeitig im asiatischen Orient vor sich gehen. Nicht mehr die flächenhafte Geometrie, sondern schon die körperliche Architektur tritt hier dem Gartenbau fördernd zur Seite. Es erscheint zum erstenmal das Terrassenmotiv. Die hängenden Gärten der Semiramis sind der Typus dieser asiatischen Weise geworden. Im medischen Bergland entstehen sie und in der mesopotamischen Ebene werden sie künstlich wiederholt. Auf ungeheuren Substruktionen, auf einer gewaltigen Unterlage aufgeschütteter Erde erheben sich die wie ein Gebirge aufragenden Gärten des Nebukadnezar. Die orientalische Prachtliebe steigert

die Wirkungen zu äußerster Höhe. Cypressen und Palmen schießen üppig empor; Grotten und Pavillons unterbrechen die Gartenanlagen; Wasserkünste bringen ihr Leben dazu. Der tektonische Gartenbau — denn tektonisch bleibt er noch immer — hat, wenn man so sagen will, seine antike „italienische Renaissance“ erreicht. Denn nur in Einzelheiten, nicht im Princip werden sich die Terrassengärten Persiens von denen der römischen Villen in der Renaissanceperiode unterschieden haben.

Selbst in solche Gärten, welche nicht künstlerischen, sondern praktischen Zwecken ihre Entstehung verdanken, bringt die Tektonik. Die persischen Großen, leidenschaftliche Jäger, hielten sich kolossale Wildgehege, welche die Griechen, als sie zum erstenmal solche ihnen unbekannte Anlagen zu Gesicht bekamen, „Paradeisa“ tauften. Im allgemeinen waren diese Wildparke wohl mehr Natur als Kunst, nichts weiter als ein eingezäuntes Stück Wald. Aber bald mag auch die Regelmäßigkeit der Anlage für sie als besonders zweckmäßig erkannt worden sein, und mit der praktischen ging hier die künstlerische Bedeutung Hand in Hand. Ohne den Charakter des Waldes aufzugeben, konnte man dennoch — ähnlich, wie es z. B. Teile des großen „Wildparkes“ bei Potsdam heute zeigen — durch künstlerische Baumanordnung eine Art stilisierten Wald schaffen. Indem die Bäume im Kreuz gesetzt wurden, d. h. so, daß eine Reihe immer vor die Lücken der anderen zu stehen kam, wie bei der Fünf unserer Würfel, erhielt man mit dem rationellsten Baumwuchs zugleich einen wirksamen Waldbaustil — einer der vielen Fälle, in denen sich äußerste Nützlichkeit mit äußerster Formenschönheit deckt. Einen solchen Park besaß der jüngere Cyrus bei Sardes, und als er ihn dem Lysander zeigte, brach dieser unter dem Duft der Blüten der tausend gleichmäßig gepflanz-



Giardino Boboli am Palazzo Pitti, Florenz. Amphitheater.

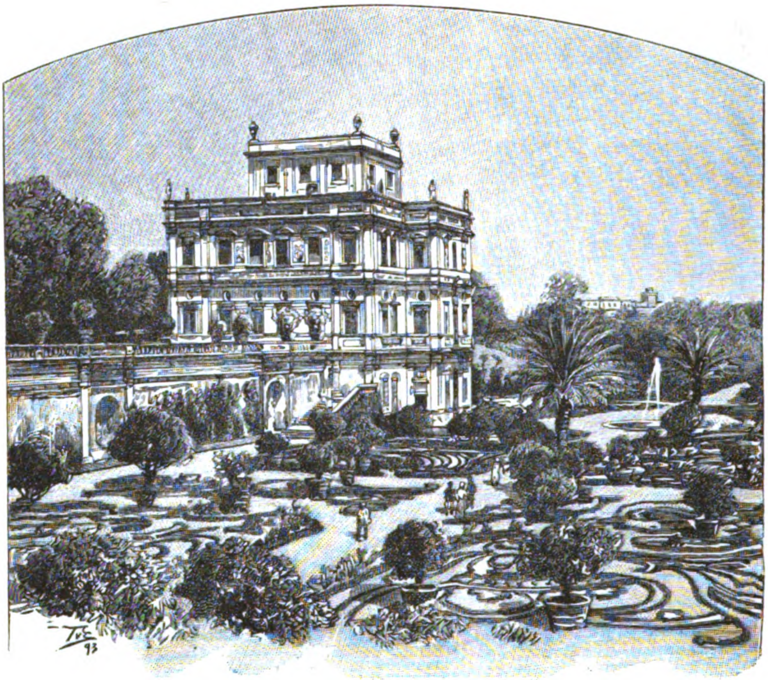
ten Bäume in Worte der Bewunderung aus über die irdischen Glücksgüter, mit denen der Perserkönig gesegnet sei.

Von der Zeit Alexanders d. Gr. an beginnt der orientalische Garten auf Europa zu wirken, welches bis dahin einen Kunstgarten kaum gekannt hat. Der Garten schließt sich dabei nur jener großen, umwälzenden Bewegung an, welche die gesamte damalige Kunst einschlug. Wie das Motiv der Kuppel, das Motiv des Reliefbildes, das Motiv des Peristyls, so kamen damals eine ganze Reihe neuer Anregungen vom Osten herüber, die sich dort in Anknüpfung an altorientalische Kunstweise in den hellenistischen großen Residenzen, in Alexandria, Pergamon, Antiochia, blühend entwickelt hatten. Der architektonische Garten und mit ihm jene Fülle von neuen Blumen und Bäumen, die der Orient gezüchtet, Europa aber noch nicht kennen gelernt hatte, bildete nicht den unwesentlichsten Bestandteil in dieser Kulturbewegung. Das alte Griechenland war über den Nutzgarten, wie ihn Homer in solcher Pracht als Besitztum des Alkinoos schildert, nicht viel hinausgekommen. Das alte Rom in seiner noch viel praktischeren Denkart erst recht nicht. Mit dem Lustgarten, wie ihn der Orient ausgebildet und der Hellenismus übernommen hatte, kam etwas völlig Neues hinüber. Es würde die lohnende Aufgabe einer Monographie sein, diese Etappen des Gartenbaues genauer zu verfolgen und festzustellen, was in jener hellenistischen Vermittelungsperiode Griechisches zum Orientalischen hinzukam und wie sich dann in Rom die Entwickelung dieses wichtigen Kulturfaktors weiter vollzog. Mit der baulichen Nachahmung hellenistischer Paläste gingen die römischen Großen auch an die gärtnerische. Die Parkanlagen, welche sich seit dem ersten Beispiel, das Lucullus auf dem Mons Pincius gab, in den Gartenbauten eines Sallust, Hortensius, Pompejus, Cäsar, Mäcenas und aller Kaiser wie ein Riesenkranz um das östliche und nördliche Rom legten, waren die Hauptresultate dieser auf eine Verpflanzung der Hellenismen nach Rom gerichteten Bestrebungen. Sie stachen auch den Unbemittelteren in die Augen, und wir sehen bald in jedem Wohnhaus nicht bloß zur Verschönerung des Atriums und Peristyls, sondern auch in selbständigen, an das Haus sich anlehnenden oder in Terrassenform heruntersteigenden Gärten kleine Nachahmungen dieser Sitten wohlhabender Paläste. Noch heute fällt uns hinter manchem bescheidenen pompejanischen Häuschen der kleine Gartenluxus auf, Reste von sauberen, viereckigen oder kreisförmigen Beeteinfassun-



Giardino Boboli, Florenz. Cypressengang.

gen. Reichten die Mittel aus, so ging man auch an die Nachahmung der üppigen plastischen Dekorationsgegenstände, welche besonders in Verbindung mit Wasserkünsten die Gärten der Großen aufwiesen. Zahlreiche jener zu Fontänenzwecken dienenden Bronzen, die dem Boden Pompejis entstammen und jetzt einen Hauptschmuck des Neapler Museums bilden, geben uns von dieser Brunnenplastik eine Vorstellung. Aber man ging in der Sehnsucht nach einem Stückchen Garten noch weiter. War selbst für solchen Miniaturgarten der Platz zu eng, so griff man zu malerischen Illusionen, wie sie in der damaligen Dekorationskunst geradezu Stil waren. Man malte auf die Hinterwand, gleichsam als ideelle Fortsetzung des wirklichen Gartens und zur Erreichung eines effektvollen Durchblicks von der Hausthür her, die phantasievollsten Gartendekorationen mit Fontänen und bunten Vögeln und zierlichen Gittern, und gerade diese Malereien sind es, welche, heute noch allenthalben sichtbar, uns am ehesten eine Vorstellung von der Entwickelung des Gartenbaues in damaliger Zeit geben und auf die hellenistisch-römischen Vorbilder einen gewissen Rückschluß erlauben. Sie beweisen die starke Herrschaft tektonischer Formen. Man kennt nur gerade Wege, nur Baumalleen in regelmäßigen Abständen, nur geometrische Grundrisse für größere Gruppen.

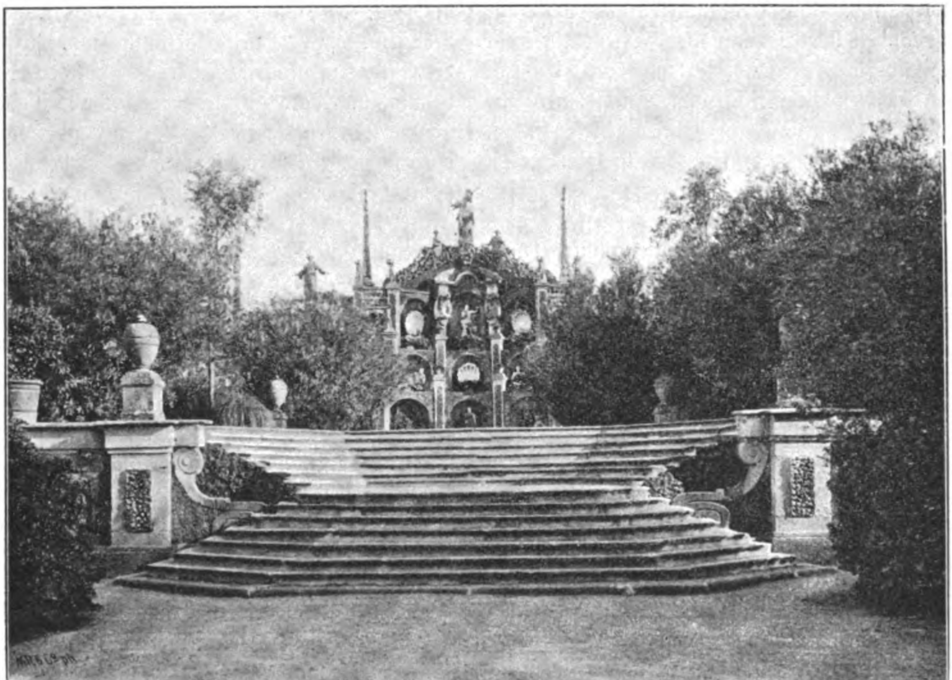


Parterre der Villa Doria-Pamfili, Rom.

Der Zufall hat uns die Beschreibungen von zwei ausgedehnten Villenanlagen mit Gärten aus dieser Zeit erhalten. Es ist Plinius der Jüngere, der sein Tuscum und sein Laurentinum in so beredten Worten anpreist, daß selbst ein Schinkel bei seiner Verehrung aller antiken Vorbilder sich mit Rekonstruktionsversuchen der plinianischen Gärten befaßt und eine gewisse Nachahmung derselben in den Anlagen von Charlottenhof bei Potsdam angestrebt hat. Freilich, wenn wir die Beschreibungen durchlesen, welche in diesen klassisch gewordenen Briefen uns überkommen sind — eine genaue Vorstellung des Besitztums gewinnen wir eigentlich nicht. Die Alten waren niemals groß in der Beschreibungskunst. Aber so viel erkennen wir doch, daß von jenem intimen Natursinn, der uns heute beseelt, in dieser Anlage gar wenig zu merken war. Der Ackerbauer guckt dem Römer auch noch in dieser Epoche aus den Augen. Die Gesichtspunkte, welche ihn hauptsächlich interessieren, sind: richtige Ausnutzung von Sonne und Schatten in den verschiedenen Jahreszeiten, Art der Bebauung, des Holzes, der Fruchtbarkeit in der Landschaft, Annehmlichkeit und Brauchbarkeit aller Teile

der Anlage, Abwechselung in den Anpflanzungen, praktische Verteilung aller Villengemächer. Wo vom künstlichen Eingreifen der Menschenhand die Rede ist, sind es niemals Gründe der Stimmungslandschaft, die irgend eine Gruppierung bedingen, sondern lediglich tektonische Motive, welche den Vegetabilien zwangsweise gegeben werden. Der leicht zu beschneidende Bux spielt dabei eine Hauptrolle. Er faßt regelmäßige geometrische Figuren ein, er wird zu symmetrischen Tiergestalten verschnitten, er begrenzt reguläre Rasenstücke, er nimmt auch die Buchstabenformen der Namen des Besitzers oder — recht bemerkenswert — des Gärtners an. Abgepaßte Alleen von epheuumwachsenen Platanen oder von Cypressen, regelmäßig gesetzte Zwergbäume oder Apfelbäume, die mit kegelförmigen Sträuchern abwechseln, eingestreute Gebäude, Säulenlauben, Fontänen lassen den Besucher aus rakter nicht aufgegeben haben. Noch ist der wahre Landschaftssinn, der wahre künstlerische Blick für die Natur nicht vorhanden; kaum ahnt man die individuelle Stimmung der verschiedenen Baumgattungen. Im Bestreben, die vegetabilische Welt kunstvoll zu gestalten, greift man ganz allein zu Zirkel und Richtschnur, behandelt man die Sträucher nicht viel anders als die Steine und versteigt sich selbst zu den gefährlichsten Höhen der Baumplastik. Die Pflanzenseele schlummert noch.

Sie sollte noch sehr lange schlummern. Denn der Verlauf der Kulturentwickelung brachte es mit sich, daß der Gartenbau in demselben, allezeit zur „Form" geneigten Italien, in welchem er beim Ausleben der Antike zur Ruhe gegangen war, nach der langen, gartenunfreundlichen Zeit des Mittelalters wieder erwachen sollte — erwachen in der Erinnerung an seine einstige Herrlich-



Isola Bella, Lago Maggiore.

dem architektonischen Gefühl nicht herauskommen.

Auch in den kompliziertesten Anlagen wird der antike Garten seinen formalen Cha-

keit und in dem Bestreben, sich nach den Vorbildern der Vergangenheit neu zu beleben. Als sich der Gartenbaukünstler des fünfzehnten Jahrhunderts nun, unter der steigenden

Prachtliebe der Fürsten, denen wir die Renaissancekultur verdanken, nach den Motiven umsah, die ihm zu seinen Schöpfungen Anregung bieten konnten, da mußte er finden, daß der seit Jahrtausenden bestehende Gegensatz zwischen Wildpark und Lustgarten immer noch seiner Lösung harrte. Einen gehegten Wald kannte man nicht anders als zum Weidwerk bestimmt, und einen gehegten Garten nicht anders als in geometrischen Linienspielen erstarrt. Der Typus dieser mathematischen Figuren war das Labyrinth, eine Gartenform, die während des Mittelalters und der Renaissance sich einer derartigen Beliebtheit erfreute, daß sie selbst Lenotre in seinen Versailler Park aufnehmen mußte. Das Labyrinth bestand in verzwickt angelegten, mäander- oder spiralförmigen Gängen, welche von der Peripherie unter solchen Schwierigkeiten nach dem Centrum führten, daß man Gott danken mußte, wenn man bis zum Sonnenuntergang wieder seinen Rückweg fand. Die Einfassungen dieser Gänge bestanden in übermannshohen Hecken, die ein Hinüberblicken unmöglich machten. Uns ist es heute unbegreiflich, wie der geometrische Gartenstil jemals zu solcher Tiefe sinken, wie man sich je so an dem heiligen Leben der Pflanze vergehen konnte. Das Wesen des Materials war völlig vergessen; was man besser aus Stein bauen konnte, baute man aus Pflanzen; die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf Spielereien und auf Nebendinge.

Diese Richtung, welche das vegetabilische Leben tötete, um das widerstrebende Material zu architektonischen und plastischen Wirkungen zu benutzen, hielt noch lange an, ja steigerte sich, während man längst angefangen hatte, dicht daneben ein besseres Verständnis für die eigentümlichen Forderungen der Pflanzenwelt zu zeigen. Lenotre, der große Gartenbaukünstler Ludwigs XIV., machte einen ausgiebigen Gebrauch von geradlinig geschnittenen Hecken und stereometrisch zugestutzten Bäumen. Seine Nachfolger übertrieben sein System. Zu ganzen Fassaden mit Säulen, Thoren, Bogen und Gesimsen wurden die armen Bäume zugerichtet. Mehrstöckig türmten sich diese falschen Bauten auf; Lauben mit Kreuzgewölben, Vasen und Pyramiden auf der Attika, dann wieder Ruinen mit all der Romantik gebrochener Mauern, eingestürzter Türme, festgekeilter Bäume, dann Tiere und Menschen auf der Mauer, ganze Jagden mit berittenen und zu Fuß gehenden Jägern, Hunde und Wild in Überlebensgröße — das alles vorzustellen mußten sich Hagebuche und Taxus gefallen lassen, da sie ihre Eigenschaft verraten hatten, dichtes, mauerhaftes Laub zu besitzen. Jedes Jahr schossen sie in ungestümem Lebensdrang über ihre künstlichen Grenzlinien hinaus, und jedes Jahr kam der Gärtner mit der großen Schere und sagte ihnen: hübsch artig sein, die eigene Natur verleugnen — billiges Mauerwerk das, welches von selbst größer wird!

War es auf diesem Wege unmöglich, zu einem reinen Gartenbau zu gelangen, so schien es eher denkbar, daß sich aus dem botanisch-wissenschaftlichen Garten, wie ihn das Mittelalter so sehr liebte, ein naturgemäßer Stil entwickelte. Es war damals die Zeit, da Hunderte von den Blumen und Bäumen, die uns heute geläufig sind, durch die Entdeckungsfahrten in fremde Länder erst bekannt und bald an die europäische Luft gewöhnt wurden. Man schätzte sich glücklich, eine schöne Auswahl von ihnen zu besitzen, man hegte und pflegte sie sorgsam, man stellte sie an exponierten Stellen des Gartens auf.

An der Spitze stand die Apfelsine, der „China“-Apfel, welche 1520 von Juan de Castro zuerst nach Portugal gebracht wurde. Man erzählt sich, daß noch im vorigen Jahrhundert der aus China importierte Vater aller europäischen Apfelsinen im Lissabonner Garten des Grafen Laurent stand. Damals gehörten Apfelsinen zu den kostbarsten Geschenken, die sich Fürsten verehrten, und der Besucher von Paris erinnert sich der einundvierzig Orangenbäume, welche, aus der Zeit Franz' I. stammend, heute noch die Feuillantenterrasse der Tuilerien zieren. Kaum ein anderer Baum eignete sich so zur wirkungsvollen Einfassung der Beetfiguren im Giardinetto; mit seinem geraden Wuchs, seinen sattgrünen Blättern, seinen schimmernden Blüten, seinen goldigen Früchten, seiner fast von selbst kugelrunden Krone wurde er der Anführer dieser Gattung Zierbäume. Er vervielfältigte sich rasch zu ein- bis zweihun-

dert Spielarten und hat heute den ganzen Süden Europas in Besitz genommen. Pflegte man auch die anderen Importpflanzen mit den, ganz nur durch das wirken, was ihm vor anderen Gattungen eigentümlich war. Die Vegetabilien wurden nicht zu einem un-



Villa Castello bei Florenz, Herkulesfontäne.

gleicher Liebe, so war ein gewisser Individualismus in der Baumbehandlung nicht zu umgehen. Jede Blume, jeder Strauch mußte, als botanisch interessantes Exemplar hingestellt, ganz seiner eigenen Art gerecht wer- natürlichen Dasein gezwungen, sie lebten sich selbst.

Aber freilich war hier die Gefahr größer als der Vorteil. Die Gefahr lag in der unvermeidlichen trocken-wissenschaftlichen Art

solcher Anlagen. Wo das Hauptziel entweder Vollständigkeit in den Species oder Protzerei mit seltenen Exemplaren war, konnte kaum von einem künstlerischen Princip die Rede sein. Der botanische Stil hat demnach nur wenig Früchte für den reinen Gartenbau getragen. Er hat die erste Zeit des italienischen Renaissancegartens beherrscht, welche wie die Frührenaissance der Baugeschichte eine gewisse naive, unselbständige Einfachheit zur Schau trägt, er hat sich dann in den berühmten botanischen Gärten von Padua und Bologna unter den Schutz der Wissenschaft begeben, er hat dem altholländischen Garten die Form seiner praktisch-kaufmännischen Blumenzucht gegeben und ist in unserer Zeit in Mischverhältnisse getreten sowohl zum englischen Stil, den der moderne botanische Garten angenommen hat, als zum gewöhnlichen Stil des Hausgartens, wo seltene Rosen und wertvolle Blattpflanzen mit dem unleidlichen angehängten Namentäfelchen noch an seine einstige dominierende Stellung erinnern.

Eine Abteilung des Gartens war es, die von dem erwachenden Sinn für die Pflanzenindividualitäten den meisten Vorteil hatte: der Giardinetto, welcher im romanischen Gartenbaustil die Überleitung der Architektur des Hauses zum eigentlichen Lustgarten zu besorgen hat. Wenn irgendwo, so sind hier formale Gesichtspunkte an richtiger Stelle, hier, wo die Linien der Baukunst noch nicht außer Gesicht sind und ihre Fortsetzung in das vegetabilische Reich verlangen. Zumal liegt es in der Natur der Sache, daß an diesem Orte nicht hohe Hecken oder Bäume, welche eine weitere Aussicht behindern, der architektonischen Regel unterworfen werden, sondern mehr geometrisch flache Formen zur Anwendung gelangen. Niedrige Buxhecken als Einfassung und die farbenreiche Blumenwelt zur Ausfüllung — das hat stets seinen natürlichen Reiz ausgeübt. Nicht bloß den an dieser Stelle aufgestellten seltenen Baumexemplaren kamen die erweiterten botanischen Kenntnisse und Kulturen zu statten, sondern besonders dem Blumenparterre, das nun erst nach dem Bekanntwerden einer großen Reihe farbenprächtiger, im Orient heimischer Blumen seinen ganzen Glanz entfalten konnte.

Ebenso wie etwa eine pyramidalisch geordnete Gruppe von üppigen Fuchsien zu den ganz natürlichen und eigentümlichen Wirkungen der Gartenkunst gehört, zählt dazu auch ein Blumenmosaik in geschmackvoller Farben- und Musterauswahl. Es geschieht der Blume kein Zwang, wenn sie in ihrem ungehinderten Wachstum zu Farbenwirkungen verwendet wird, wie sonst der Stein beim Mosaik oder der Faden beim Teppich. Denn ihr Zauber liegt nicht wie der des Baumes in der freien Entwickelung, sondern nur in der aufgeblühten schönen Form; wir lieben an ihr in erster Linie das Äußere, das Gestaltliche. Ihr Wesen muß so sehr zu formaler Behandlung drängen, daß man es nur in geringem Maßstabe versucht hat, statt der rein geometrischen Teppichgärtnerei eine mehr naturalistische Beetart einzuführen, ein weniger soldatenhaftes Zusammenstehen der einzelnen Gattungen, mehr Ungeniertheit in der Anordnung, mehr Crescendo und Decrescendo in numerischer Hinsicht, mehr natürliche Freiheit, mehr kokette Verwirrung — kurz, mehr Unsymmetrie und Rhythmusstörung, wie wir sie doch sonst auf dem Gebiete der dekorativen Kunst heute so bevorzugen. Die nächste Parallele würde das bereits weiter entwickelte transportable Beet darbieten: der Blumenstrauß. Auch er hat ja seine beiden Stile: den des alten französischen Bouquets mit genauester konzentrischer Anordnung der Blumenstreifen und den des neueren deutschen Straußes mit locker gebundenen, frei fallenden, absichtlich unsymmetrischen Blumen.

Der italienische Garten des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint stark unter dem Einflusse des botanischen Stils, und führte dieser auch zu einem natürlicheren Verhältnis der einzelnen Pflanze gegenüber, so war mit einigen Laubengängen, die sich zwischen Blumenbeeten hinzogen, doch noch lange keine Gartenkunst gewonnen. Mit dem Cinquecento entwickelt sich diese zu selbständigerer Bedeutung, allerdings gänzlich unter der Oberherrschaft der Architektur. Architekten waren es zumeist, welche bei der vielseitigen technischen Bildung der damaligen Künstler ohne weiteres zum Palastbau auch die Gartenausführung übernahmen. Das ihnen zur Verfügung stehende Terrain, meist der

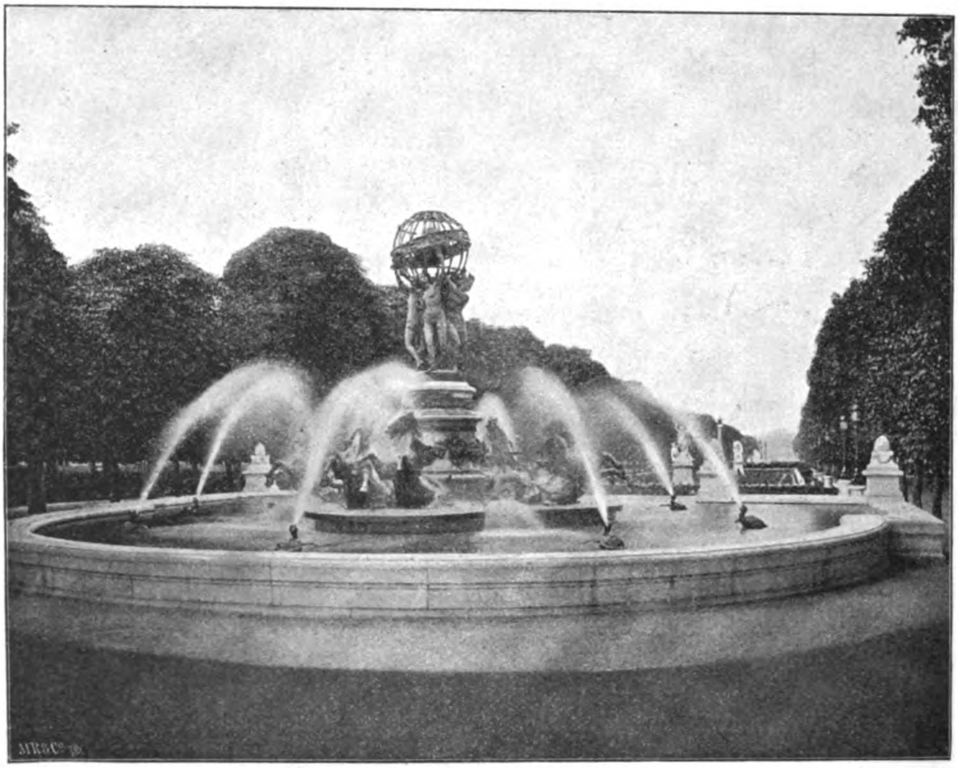


Medici-Fontäne im Luxemburggarten, Paris.

Abhang eines Hügels, führte unter Benutzung des Terrassenmotivs ganz von selbst zur Anwendung architektonisch reiner Formen. Das Terrassenmotiv, das wir um diese Zeit, wenn wir an erhaltene Gärten denken, zuerst in der Villa Madama am Monte Mario Roms und im Garten des genuesischen Palazzo Doria antreffen, verdankt ja seine Entstehung nur der Gewohnheit der Architekten, nicht mit schiefen Ebenen, sondern mit rechtwinkeligen Absätzen zu operieren. Ein Gärtner ohne die Routine des Baumeisters hätte vielleicht aus dem Abhang des Berges andere Motive gewonnen; nachdem es aber nun einmal Sitte geworden war, die ganze Arbeit in die Hand des Architekten zu legen, gewann das Terrassenmotiv bald eine derartige typische Bedeutung, daß es von nun an der ganzen romanischen Gartenbaukunst eigentümlich wurde. Man muß bedenken, welche gewaltige Rolle in der ganzen damaligen Baubewegung Treppe und treppenartige Anordnung spielte.

Auch die schiefe Ebene des Abhangs sah der Renaissancebaumeister unter der Gestalt der Treppe, und es war daher natürlich, daß zu einer Zeit, da die Treppe zum erstenmal ein formgebendes Princip wurde, auch der Gartenaufstieg die Form der Großtreppe, der Terrasse annahm. Erst später, zur Zeit des Lenotre, verflachte sich diese Treppe immer mehr, bis sie schließlich im englischen Gartenbau den eigentümlichen Wirkungen des sanften Bergabhangs weichen mußte.

An der Spitze der Frührenaissance steht das Florenz der Medicäer, und auch die Gärten der Frührenaissance haben dort ihr Prototyp: in jener Anlage von Cosimos Villa Careggi, welche von Vasari uns als ein durchaus botanisch-wissenschaftlicher Garten beschrieben wird. Im sechzehnten Jahrhundert schlägt die Renaissance ihren Hauptsitz in Rom auf, am Hofe der Päpste, und auch der neue Garten, der echt italienische Terrassengarten, gelangt dort zur ersten Ausführung. Der große Bramante, in dessen Bauweise ja neben der Kuppel die imposante Treppe die mächtigsten Wirkungen erzielt, ist im Giardino della pigna des Vatikans 1492 der Schöpfer des ersten Terrassengartens geworden. Nichts als die pigna, der riesige bronzene Pinienzapfen von Hadrians Mausoleum, der ihm den Namen gab, ist heute noch von ihm erhalten. Blicken wir aus den Fenstern des Chiaramontimuseums auf ihn hinaus, so gewahren wir nur einen großen Hof, der mit allerlei antiken Überresten besetzt ist, die man wegen ihrer Kolossalität sonst schwer unterbringen konnte. Einstmals führten breite Rampen hinauf bis zur krönenden Riesennische, vorbei an pratelli und fontane, an wohlgeordneten Rosen, Lorbeeren, Maulbeeren, Cypressen und Orangen; einstmals standen da zwischen dem Grün der Bäume die Statuen des Nil und des Tiber, Wasserläufe speisend; einstmals fand man dort in Nischen den Apoll von Belvedere, den Laokoon, die Vati-



Fontäne der Erdteile am Ende der Luxemburganlagen, Paris.

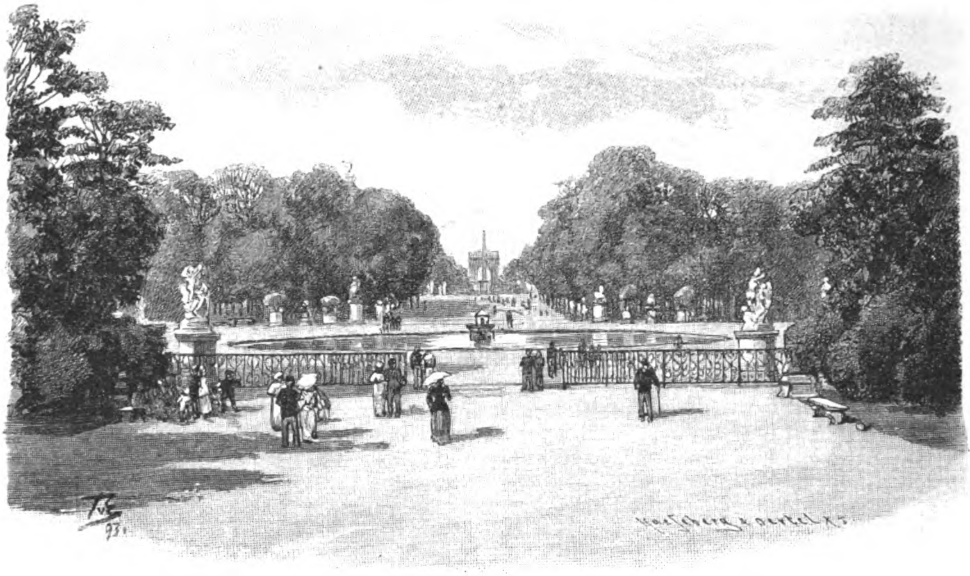
kanische Venus. Diese eine Schöpfung von Bramante als Vorläufer all der hundert italienischen und französischen Terrassengärten! Dieser eine Garten, ein Museum von Kunstwerken, an welchen sich einst eine ganze Wissenschaft entzünden sollte!



Froschfontäne und Perspektive, Versailles.

Die Basis, auf der sich der italienische Garten weiter entwickelte, war gegeben. Tektonik im großen und Tektonik im kleinen — in der Terrassenfundamentirung und in der formalen Gewächsanordnung. Wasserwerke und eingemischte Statuen — zunächst antike — trugen zur Abwechselung bei. Eine eigene Sprache hatte die vegetabilische Welt noch nicht gefunden und konnte sie auch schwer finden, wo statt des intimen Natursinns die Formel des Mathematikers ausschlaggebend war. Nur im Sinne großer architektonischer Wirkungen war in dieser Linie eine Weiterentwickelung möglich. Noch ahnte man eben nicht, von welcher Seite aus die Natur ihren siegreichen Angriff auf die Architektur eröffnen würde.

Man hat die Zierbäumchen und Einzelsträucher dieses italienischen Gartens nicht unpassend mit einer Gesellschaft in frisiertem Haar, in Handschuh und in Feiertagskleid verglichen. Etwas von der kalten Atmosphäre unserer modernen künstlichen Hotelhofgärten mag über solchen Anlagen gelegen haben. Zum eigentlichen Hausgarten, zum Giardinetto konzentriert, mußten diese Ele-



Durchblick durch den Tuileriengarten, Paris.

mente bei größerer Ausdehnung schließlich mit der freien Natur draußen, vor allem mit dem Wildpark zusammenstoßen. Der Wildpark, im Mittelalter oft die einzige gärtnerische Umgebung des Fürstensitzes, war unter der Blüte des Kunstgartens allmählich stark zurückgedrängt worden. Wir treffen ihn oft als hintersten Teil des Grundstückes an. Aber dort hinten bewahrte er die gesunde Natur, welche vorn in der Nähe des Hauses immer mehr verloren ging. Er bewahrte die großen, hochstämmigen Bäume, und ganz langsam übte er von dieser Stelle aus seine Wirkung auf den Kunstgarten. Erst errang er seine Gleichberechtigung im Gartenbesitz, dann sandte er einzelne Vorposten in den Hauptgarten vor, und endlich drang er mit der ganzen Waldpoesie in den Garten ein.

Diesen Prozeß verfolgen wir deutlich um die Mitte des Cinquecento. Rabelais beschrieb noch bei der Schilderung der Thelemitenabtei hinter dem Fruchtgarten das große Gehege, von allen Arten Wild wimmelnd. In Castello bei Florenz finden wir hinter dem Fruchtgarten ein ebensolches Tannendickicht, aber ohne das Wild, und im Hauptgarten überrascht uns ein kleiner Wald von hohen Cypressen, Lorbeeren und Sträuchern, und noch anderswo ein drittes Dickicht von Cypressen, Tannen, Lorbeeren und Steineichen. Aber diese Wäldchen sind nur die Umgebung von Fontänen, ja sogar von Labyrinthen, und das architektonische Princip hat über sie seine Macht noch nicht verloren. Doch immerhin sucht man jetzt schon große, naturgewachsene Bäume auf, und das war der erste Schritt zu einem eigenen Gartenbaustil, der sich von einer verwandten Kunst nicht mehr die Formen zu borgen braucht. Durch den „Ort für Tannen und Kastanien", den Sangallo auf seinem Plan für den hinteren vatikanischen Garten angiebt, durch die Bandinellische Gigantenpforte, welche den Garten der Villa Madama mit dem umgebenden Dickicht in Verbindung setzte, zog ein neuer Geist in diese Kunst ein, den man naturalistisch oder sonst wie nennen mag, den man aber jedenfalls nicht anders wird verstehen können denn als ein Selbstbesinnen des Gartens, eine Emancipation von der Architektur.

(Schluß folgt.)

Litterarische Mitteilungen.

Neue Kunstlitteratur.

Der zweite Jahrgang des **Modernen Musen-almanachs** (München, Dr. E. Albert u. Co.) giebt uns im ganzen dasselbe reiche Bild des modernen dichterischen Lebens wie sein Vorgänger. Zahlreiche Lichtdrucke schmücken ihn, besonders seien die geistreichen Vignetten von Fidus genannt. Auch andere Poeten kommen darin zu Wort, einige gern gesehene fehlen dagegen, und Dehmel z. B. ist nur mit einem Briefe an Bierbaum vertreten, welcher allerdings feurig, ausführlich und charakteristisch geschrieben ist, aber sich wohl doch zu sehr in Begeisterung für Johannes Schlafs „Frühling“ hineinwütet. Diese Dichtung des bekannten Vorkämpfers jungdeutschen Sturmes und Dranges gehört entschieden zum Besten, was der neue Musenalmanach bringt, aber sie ist doch nicht von jener himmelstürmenden Größe, die nur monumental angelegte Werke beanspruchen können. Sie vereinigt eine Reihe von Skizzen, welche in der Natur und im Menschen das Aufkeimen der Triebkraft und des sich bejahenden Willens schildern. Sie zeigt dabei im einzelnen eine Tiefe der Charakteristik und eine Horizontweite des inneren Sinnes, wie sie sich im Rahmen dieses einen Themas kaum reicher bethätigen können. Der landschaftliche Blick ist des trefflichsten Impressionisten würdig; Musik, Lyrik, delikateste Subjektivität klingt in langgezogenen Harmonien durch diese Herzensausgießungen. Das Merkwürdigste dabei ist die Gehaltsphilosophie, welche fast in symbolischer Tiefgründigkeit sich für den Realisten vom Boden der Dinge ablöst. Das Lied der Kraft steigert sich zu einem Dithyrambus auf die zeugende Liebe, den treibenden Willen, der die Natur schafft und zusammenhält. Zumeist ist es derselbe Lebensdrang, welcher das Motiv auch anderer lyrischer Stimmungen abgiebt. Lyrik ist und bleibt das Gebiet, auf welchem die moderne Kunstseele immer mehr ihren fruchtbarsten Boden findet — nicht die Lyrik der Weltentsagung, sondern die eines neuen, starken Wollens: das springt uns an allen Punkten dieser modernen Gedichtsammlung entgegen. Bald hüllt sie sich, wie bei den Brüdern Hart, in farbige Phantasiewolken kühnster Intuition, bald tritt sie, wie bei Held, Henkell, Falke und anderen, in schlichterer Form vor unsere Augen. Oder Böcklin-Klinger setzt sich in Poesie um, wie in Bierbaums Versen und in Jakobowskys blendender „Sphinxgeburt“. Oder Liliencron lockt uns mit dem „souveränen Herrn“ ins tragikomische Reich der Totentänze, oder die volle Lust eines lachenden Traums bricht in Lindners „Mädchendefiliermarsch“ hervor. Schaumbergers und Schaukals impressionistische Studien, Schnitzlers und Rosmers symbolische Märchen, Przybyschewskis „Himmelfahrt“ von titanisch gewaltigem Flammengeist — wer zählt sie alle auf, die verschiedenen Saiten modernen Fühlens, die hier anklingen? Es ist viel nervöser Reiz darin, viel phantastische Überspannung — aber es geht doch ein kräftiges Wollen durch, und das darf niemand mißachten.

Und dieses Ja-nickende Wollen giebt uns durch den Dolmetsch der Dichtung immer mehr jenen Lebensmut wieder, welcher in einer Epoche des Skepticismus, als für den Geist die „schlechten Zeiten“ waren, schon zu versagen schien. Das ist die That der modernen Bewegung. Das ist der tiefere Inhalt einer Dichtung wie Ferd. Avenarius' **Lebe!** (Leipzig, O. R. Reisland). Lebe! — so ruft sich der Mensch zu, der in einem Schwächeanfall nach dem Verlust seiner geliebten Braut auch sein Leben zerstören wollte, bis er im Dienste der hilfebringenden Arbeit an seinen mühseligen und beladenen Mitmenschen gelernt hat, daß es für ihn noch etwas zu schaffen giebt — lebe! Es ist ein Epos, das uns da Avenarius erzählt, aber die Form, in der er's thut, ist eine lyrische. Er deckt mit großer Anschaulichkeit den langen Entwickelungsgang dieses Menschen von seinem ersten Liebesglück über all seine Erfahrungen, wie er erst künstlerisch, dann ethisch an seinem neuen Wirkungskreis Gefallen findet, bis endlich über das Mitleid hinaus das starke Lebensgefühl in ihm erwacht — er deckt diesen Verlauf nur an seinen intensivsten, innerlichsten Stellen auf und an diesen läßt er den Erleben-

den selbst in kleinen lyrischen Bildern zu uns sprechen. Ein solcher Versuch liegt im psychologischen Charakter unserer Zeit. Indem der Dichter tiefste Subjektivität, unterschiedliche Charakteristik und Stimmungswahrheit in eine Erzählung hineinbringen und alles Objektiv-Epische verbannen will, löst er das Epos in eine fortlaufende Reihe musikalischer Einzelstimmungen auf und steuert auch in diesem Rahmen seinen Teil zum Triumphe der Lyrik bei, die alle produktiven Zeiten durchweht.

Die Lebenden rufe ich! so wendet sich auch E. Gnade (Dresden, E. Piersons Verlag) an seine Epoche — er redet die Sprache der Versöhnung, der Vermittlung zwischen den schreienden Differenzen unserer Zeit auf religiösem, künstlerischem und begrifflichem Gebiet. Ein tiefer ethischer Zug geht durch sein Buch, und solche Ehrlichkeit wirkt immer erhebend und begeisternd — zumal wenn sie, nicht vom Parteifanatismus geblendet, auch die Ehrlichkeit der Besten der Mitwelt anerkennt. „Ich bin davon durchdrungen," so redet der Verfasser nach Erwähnung mancher moderner Excentricitäten, „daß durch die hervorragendsten geistigen Ausströmungen unserer Zeit ein echter, starker Drang nach Wahrheit und Innerlichkeit geht. ... Hoffnungslos ist nur der Stillstand, das Erstarren in äußeren Formen und die Lüge. Ringen nach Wahrheit ist immer ein Zeichen von innerer, gesunder Kraft." Unter den Schwärmen neuer Bücher kommt auch dieses angeflogen, wird es beachtet werden? Es redet so herzlich, so liebevoll, so eingehend — allem sein Gutes abgewinnend, nach keiner Seite blind, ein Menschheitsprediger. Lasset hundert Richtigkeiten beiseite liegen und nehmt nur ein solches wahrhaftiges und ehrliches Werk zur Hand; wünscht ihr auch diese und jene Fassung vielleicht anders — Gold bleibt Gold!

Der Sprung von der Gegenwart in die allerersten Anfänge der Kunst, den ich meinen Leser jetzt zu machen bitte, ist nicht so weit, wie es scheint. Auch die Betrachtung der ältesten Kunst beginnt mehr und mehr sich von dem psychologischen Zuge der Zeit durchwärmen zu lassen. Ein merkwürdiges und hoch bedeutsames Anzeichen dieser Wendung ist ein Werk über Ornamentengeschichte, welches ich ausdrücklich als eine der wichtigsten Erscheinungen des heutigen Kunstbüchermarktes meinem Leser ans Herz legen möchte. Ich meine die **Stilfragen**, Grundlegungen zu einer Geschichte der Ornamentik, von Alois Riegl, mit 197 Abbildungen. (Berlin, Georg Siemens.) Riegl ist einer der ersten lebenden Kenner des Teppich- und Textilzweiges in Technik und Geschichte. Um so größer erscheint die Selbstverleugnung, mit welcher er an die Prüfung der bisher allgemein so hochgeschätzten Bedeutung der Textilmotive für die Ornamentengeschichte herangeht: er gelangt zu dem Resultate, daß es nicht wahr ist, daß für den hauptsächlichsten Teil der Flächenzieraten die durch Flechten und Weben gewonnenen Ornamente grundlegend wurden. Er leugnet also, daß der Hauptbestand der entweder rein geometrischen Zierweise oder des „Wappenstils", welcher organische Elemente tektonisch behandelt, aus einer Übertragung der Webetechnik entstanden sei. Die bisherige Auffassung der Ornamentenentwickelung, welche sich mit halbem Recht auf Gottfried Sempers bekanntes Buch „Der Stil" zurückführte, ging davon aus, daß es immer das bestimmte Material, die gegebene Technik gewesen sei, welche die einzelnen Motive habe entstehen lassen: die geometrischen Muster aus der textilen Arbeit, die Spiralen aus dem Bronzedrahtverfahren. Riegl dagegen ist von der Ansicht durchdrungen, daß es vielmehr der natürliche Kunsttrieb des Menschen gewesen sei, welcher ihn auf die Verwendung einfacher oder zusammengesetzter mathematischer Motive hingewiesen habe, gleichviel ob es Metall oder Stein, ob es Fläche oder Körper war, an deren Ausschmückung man ging. Er sieht sich zu dieser Annahme durch die historischen Untersuchungen an erhaltenen Ornamentenbeispielen gezwungen und er führt diese seine erste Aufgabe in den beiden Kapiteln „Der geometrische Stil" und „Der Wappenstil" durch. Nun tritt die Pflanze hinzu, und mit ihren stilisierten Formen beginnt für die Forschung die Möglichkeit, direkte gegenseitige Einflüsse nachweisen zu können. Der Mäander konnte an verschiedenen Punkten unabhängig erfunden werden, die bestimmte Form der Palmette aber nicht. Im Orient werden die ältesten Typen der stilisierten Pflanze festgelegt. Hellas übernimmt sie, erfüllt sie aber mit eigenem Geiste. Es verfeinert die Palmette, Rosette, Lotosblüte in formaler Beziehung, andererseits naturalisiert es dieselben Formen, indem es z. B. aus der plastisch gedachten Palmette eine zackige Blätterform entwickelt, welche allmählich erst der bekannten Pflanze Akanthus sich nähert, von der sie den Namen hat. Aus demselben Geiste erfindet Hellas die Ranke hinzu, als organische Verbindung der Pflanzenmotive, die aus geometrischen Anfängen sich langsam zur naturalistischen Stengelform entwickelt. Den mannigfach ausgebildeten Schatz der antiken Ornamente übernimmt dann in fortlaufender Linie die byzantinische und frühsaracenische Kunst, worauf die Renaissance sich später wieder an die direkte Quelle wendet. Bis an jene Ausläufer der antiken Art geleitet uns Riegl. Indem er der einseitig rationalistischen Auffassung, die jedes Ornamentenmotiv aus einem technischen Prozeß ableiten will, einen tüchtigen Stoß versetzt und dafür in einem Umfange, wie es bisher noch nicht geschah, eine mehr künstlerische, ästhetisch begründete und kunsthistorisch organische Ansicht einstellt, reiht er sich in die Zahl der Forscher ein, welche aus der Empfindung der heutigen Zeit heraus in der historischen Untersuchung dem Einfluß des Stoffes etwas wegnehmen, um der Psychologie dasselbe mehr zu geben.

Kein anderer Grund ist es, welcher uns den zur Freude aller Kunstinteressenten endlich erschienenen ersten Band der **Griechischen Kunstgeschichte** von Heinrich Brunn so sympathisch macht. (München, Verlagsanstalt für Kunst und

Wissenschaft.) Auch er behandelt natürlich die Anfänge der Kunst, und da diese Anfänge zumeist auf dekorativem Gebiet liegen, umfaßt er einen ähnlichen Gesichtskreis wie Riegl, nur über das geometrische und pflanzliche Ornament auch zum animalischen fortschreitend. Antike Beschreibungen, Vasen, Terrakotten, Münzen und allerlei kunstgewerbliche Gegenstände sind unser Material, wenn wir den Anfängen griechischer Kunst nachgehen. Es heißt nun, orientalische Einflüsse festzustellen und griechische Eigenart herauszufühlen. Brunn hat es von jeher verstanden, dem künstlerischen Faktor mit feiner Empfindung nachzugehen, und auch hier beobachten wir wieder mit Genugthuung, wie feinfühlig er überall die primitiven Regungen des griechischen Kunstgeistes, der sich auf sich selber besinnt, aufzuzeigen versteht. Seinen Hauptwert aber wird das Buch in der geschickten Vereinigung aller Kenntnisse besitzen, die wir von der ältesten griechischen Kunst haben. Bedarf es da noch einer Empfehlung, wenn wir hervorheben, daß es bis jetzt nur möglich war, unter Zuhilfenahme des großen französischen Werkes von Perrot und Chipiez sich einen ähnlichen vollständigen und reich illustrierten Überblick zu verschaffen? B.

Litterarische Notizen.

Fünfzehn Freunde und Schüler von Michael Bernays, Germanisten und Romanisten, haben unter dem Titel **Studien zur Litteraturgeschichte** ebensoviele Aufsätze zu einem stattlichen Bande zusammengetragen und dem Meister gewidmet. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) Daß ein Teil dieser Beiträge nur philologisches Interesse erweckt, liegt in der Natur der Sache; doch hätte man gnadenlos solche ausschließen sollen, bei denen der philologische Leser, wie gleich bei dem ersten, nicht weiß, ob er sich mehr über die Gehalt- und Formlosigkeit oder über die Prätension wundern soll, mit der sie sich hier zur Schau stellt. Von wertvollen Beisteuern heben wir hervor W. Bormanns schöne Analyse von Schillers Künstlern, E. Kühnemanns Darstellung von Herders letztem Kampf gegen Kant, H. Wölfflins Würdigung der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und H. Witkowskis Nachweis, was denn eigentlich Goethes Jugendaufsatz „Von und über Falconet“ mit diesem Künstler und Kunstschriftsteller, der im Texte selber nicht wieder genannt wird, zu thun hat: ein Abschnitt aus Falconets Schrift über die Statue Mark Aurels bildet in wortgetreuer Übersetzung den Ausgangspunkt der frei abschweifenden Goetheschen Kunstphantasie. Endlich sei noch auf die von J. Elias mitgeteilten Anläufe zu einer Shakespeareübersetzung von Regis hingewiesen, deren herbe Größe es lebhaft bedauern läßt, daß der geniale Verdeutscher des Rabelais und des Swift es gerade hier bei Fragmenten hat bewenden lassen.

Weniger imposant im Äußeren geben sich die **Beiträge zur Litteraturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts** von Adolf Stern (Leipzig, Richard Richter), aber sie bieten desto reichere Belehrung in gediegenster Form. Nur die beiden ersten Aufsätze betreffen außerdeutsches Gebiet, das altenglische Theater in seiner Auflösung und die Bemühungen der Königin Christine von Schweden, die italienische Litteratur im Gegensatz zu dem herrschenden Marinismus zu beeinflussen. Es folgen eine Reihe Porträts aus den Seitenkabinetten der deutschen Dichtung: Schnabel, der Verfasser der Insel Felsenburg, Schönaich, Klopstocks Konkurrent von Gottscheds Gnaden, Musäus, von dessen zahlreichen Schriften nur die Märchennovellen heute noch, aber auch fast in Jugendfrische fortleben, und Friedrich Rochlitz, der vielseitige Litterat, den einst Goethe des Briefwechsels würdigte und dessen Name für die Entwickelung der musikalischen Kritik bleibende Bedeutung hat. Den Schluß machen Beiträge zur Biographie des älteren Körner und fünf kürzere Charakterbilder „aus den Tagen der Klassiker“ — alles in der schlichten anmutenden Darstellungsweise und von der persönlichen Freude am Gegenstande durchleuchtet, die dem Dresdener Litterarhistoriker eigentümlich ist.

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. Zweite Sammlung. (Nürnberg, J. L. Schrag.) Ein Lebenszeichen einer litterarischen Gesellschaft, die demnächst auf ein Vierteljahrtausend ihres Bestehens zurückschauen kann. Freilich hat sie ihren Charakter geändert, seit Georg Philipp Harsdörffer 1644 zur Förderung der Schäferpoesie und des gereinigten Deutsch den Orden gründete: aber noch immer pflegt sie neben einer edlen Geselligkeit die schönen Wissenschaften, und auch das Versemachen hat sie, wie die zweite Hälfte des Bandes zeigt — die erste bietet eine Auswahl von Vorträgen, meist kritischen und litterarhistorischen Inhalts in populärer Form — noch nicht verlernt. Daß selbst die alten „Irrhainfeste“ beibehalten sind, zeigt das allerliebste Festalbum am Schluß, zu dem die erlauchtesten Geister vergangener Litteraturperioden von Walter von der Vogelweide bis zu dem berühmten „deutschen Reichsdichter“ Karl Wilhelm Sauter von Nürnberg aus dem Jenseits charakteristische Beiträge beigesteuert haben.

Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 bis 1789 hat Max Martersteig aus den Akten veröffentlicht (Mannheim, J. Bensheimer), ein dankenswerter Beitrag zur deutschen Theatergeschichte, wenn auch für den, der nicht ein besonderes In-

teresse für die Entwickelung des Schauspielwesens mitbringt, eine recht ermüdende Lektüre: Schauspielerkritiken über verschollene Produkte der dramatischen Tagesschriftstellerei, Referate über allerhand Fragen, die mimische Kunst betreffend, im Auftrage des gestrengen Bühnenleiters „Sr. Excellenz Freiherrn von Dalberg" von den Mitgliedern des Nationaltheaters ausgearbeitet und in den Sitzungen des Ausschusses vorgelesen, viel, recht viel Spreu und wenig Weizenkörner. Derjenige, um deswillen die Mannheimer Bühne jedem Deutschen in guter Erinnerung ist, „Herr Theaterdichter Schiller", kommt eigentlich nur einmal mit einer kurzen Kritik des fünfaktigen Dramas „Kronau und Albertine" zum Wort, und was über ihn geredet wird, selbst Ifflands Kritik des „Fiesko", kann nur den Wert einer litterarhistorischen Kuriosität beanspruchen.

Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts bis 1870. Von Fritz Meißner. (Leipzig, Rengersche Buchhdlg.) Der erste Satz der Einleitung, wonach „in der französischen Litteratur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Existenz einer deutschen Litteratur als etwas gänzlich Unbekanntes erscheint", und der erste Satz des Nachtrages mit der Selbstkorrektur einer ähnlichen Behauptung: „So ganz unbekannt scheint den französischen Romantikern die deutsche Litteratur doch nicht gewesen zu sein" — beweisen jeder für sein Gebiet, daß der Verfasser seines Stoffes nicht mächtig war. Unbegreiflicherweise ist ihm das vortreffliche Werk Süpfles über den deutschen Kultureinfluß auf Frankreich gänzlich unbekannt geblieben: er würde darin die Aufgabe gelöst gefunden haben, die er sich eigentlich nur auf dem Titel seines Buches gestellt hat. Was er uns drinnen bietet, sind fast nur weitschichtige und formell unreife Auszüge aus französischen Kritiken über deutsche Dichter und Publicisten, also höchstens Material zweiten Ranges zur Beantwortung der Frage, wie weit der deutsche Geist auf die neuere französische Litteratur eingewirkt hat.

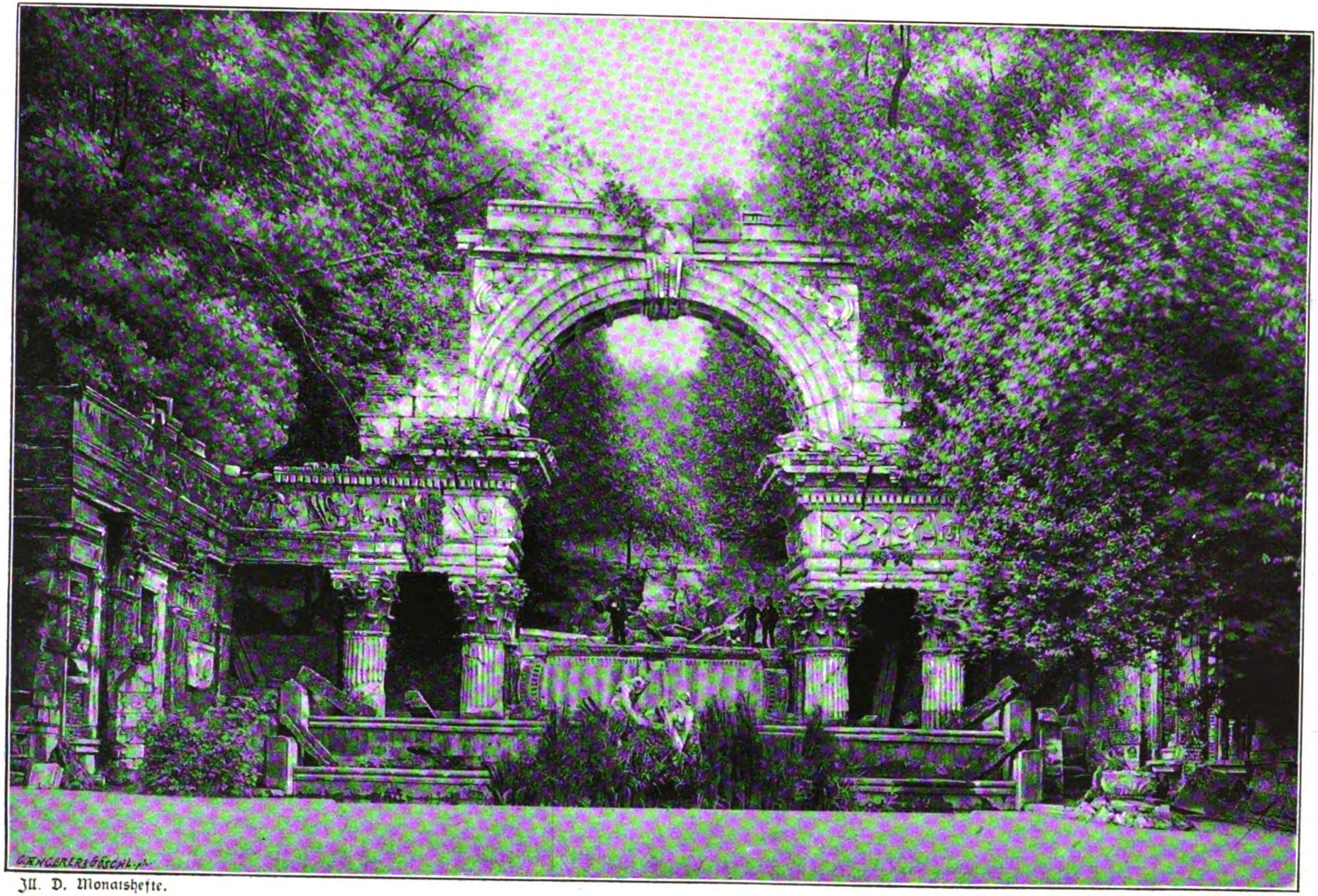
Ludwig Wekherlin, neben seinem Landsmann Schubart vielleicht der namhafteste Ahnherr der deutschen Journalistik und im Guten wie im Bösen ihr charakteristisches Urbild, hat in Gottfried Böhm einen neuen, ebenso gründlichen als vorurteilslosen Biographen gefunden. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg. [Oskar Beck].) Auf Grund umfassender Vorarbeiten giebt Böhms Buch nicht bloß ein in jedem Zuge getreues Bild des merkwürdigen Mannes und eine Analyse seiner wichtigsten Publikationen, insbesondere seiner epochemachenden Zeitschrift „Das graue Ungeheuer", sondern auch ein farbenreiches Kulturgemälde aus der Glanzzeit der deutschen Kleinsouveränitäten und ihrer klassischen Landschaft Schwaben. Zwei Faksimilenachbildungen der bestbeglaubigten Porträts des Helden schmücken den stattlichen Band. Br.

* * *

Ein Buch, welches bereits vielfach in allen deutschen und auswärtigen Journalen erwähnt und in einzelnen Teilen scharf kritisiert wird, liegt gediegen ausgestattet in einem stattlichen Bande aus dem Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig vor: **Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks**, politische Geschichte von 1871 bis 1890 von Dr. Hans Blum. Es ist möglich, daß wir auf dieses wichtige und wahrscheinlich die Presse noch längere Zeit in Atem haltende Buch nochmals ausführlicher zurückkommen; vorläufig möchten wir dasselbe als eine sehr geeignete Gabe bezeichnen für alle, die sich für Politik und Geschichte interessieren. Ein sehr schönes Porträt Bismarcks ist dem Bande beigegeben. G.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Nachgeahmte römische Ruinen im Schönbrunner Park.



Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Roman

von

Ossip Schubin.

VI.

Ohne an die Kinder heranzutreten, bleibt Else zu Anfang des Gartens auf einer Bank sitzen.

„Er hat nun einmal keine Neigung," murmelte sie vor sich hin, „er hat nun einmal keine Neigung für sie."

Sie weiß genau, von welcher Frau die Rede war, wenn sie sich auch den Schein gegeben hat, Goswyns gut gemeinte Lüge, vielmehr seine kühne Auslegung der Worte zu glauben. Nicht eine zornige Regung fühlt sie gegen Werner.

Wie alle mehr innig als leidenschaftlich, das heißt gänzlich selbstlos liebenden Frauen ist sie nur allzu bereit, die Schuld an demjenigen, was in ihrer Ehe fehlt, in sich selbst zu suchen. Ihm hat sie nichts vorzuwerfen, er hat sie stets gut, sanft und zärtlich behandelt, und wenn er sie nie wirklich geliebt hat, was man so lieben nennt, so muß das wohl an ihr gelegen haben, gesteht sie sich traurig und setzt in Gedanken hinzu: Es ist auch nicht unbedingt nötig. Wie sagt doch Lena? „Liebe ist der große Luxusartikel im Leben, auf den nicht jedermann Anspruch hat. Man muß sich auch ohnedem begnügen! — Ja, ohnedem begnügen," wiederholt sie matt; dann in hilfloser ergebener Verzweiflung fragt sie sich immer noch dasselbe: „Aber warum hätte er mich denn eigentlich genommen — warum? Es kann nicht sein, die grausame alte Frau muß sich irren! Es kann nicht ... kann nicht sein! Das nicht! Wenn ich auch nicht im stande war, seine Liebe zu erhalten, einmal muß er doch eine Neigung für mich gehabt haben!"

Die Blätter rauschen und flüstern, ein paar Bienen summen um einen blühenden Jasminbusch herum, Bienen mit goldenen Leibern und durchsichtigen regenbogenfarbig flimmernden Flügeln.

„Ja, ich fürchte sehr, das Haus brennt!" murmelt sie vor sich hin. „Die Gräfin Lenzdorff schien ja fast andeuten zu wollen, daß Werners Ausbleiben mit irgend etwas Bedenklichem in Zusammenhang stehe. Offenbar meinte sie, Werner könne sich in Beziehungen verwickelt haben zu Ilka Orbanoff. Ich soll doch nicht allen Ernstes eifersüchtig sein auf die? Nein, das ist nicht möglich!

Sein langes Ausbleiben hat gewiß keinen anderen Grund, als daß er sich gut unterhält und ihm der Entschluß schwer fällt, in sein altes, flaches, eintöniges Leben zurückzukehren. Oder —"

Rasch wie der Blitz taucht plötzlich ein neuer Gedanke in ihrer Seele auf; der aber verursacht ihr einen so heftigen Schmerz wie ein Lichtstrahl, der plötzlich in ein paar an strenges Dunkel gewöhnte Augen fällt. Er ist unerträglich. Else stößt einen kleinen, kurzen Wehlaut aus und hält sich die Hände vors Gesicht.

Da hört sie neben sich Tritte und das Klirren von Geschirr. Sie blickt auf. Es ist der Diener, welcher das Gerät herunterbringt zum Vesperbrot.

„Keine Briefe gekommen, Braun?" fragt sie ihn.

„Zu dienen, gnädige Frau, ein Brief."

Else greift danach. Wieder eine Enttäuschung.

Der Brief kommt aus Berlin und rührt von Thilde. Else betrachtet ihn gleichmütig, spöttisch, neugierig wie die meisten Zuschriften ihrer ihr im höchsten Grade unsympathischen Schwägerin.

„Was kann mir Thilde zu schreiben haben?" fragt sie sich. „Vielleicht ob ich mich bei der oder jener Partie in ein Theater beteiligen möchte?" setzt sie hinzu und zerreißt den Briefumschlag.

Sie liest — traut ihren Augen kaum — liest noch einmal. Mitten aus ihrer großen Verstimmung heraus hätte sie Lust zu lachen. Ist sie selber verrückt oder ist Thilde verrückt? Sie muß sich irren. Sie liest zum drittenmal:

„Liebe Else!

Verzeihe, daß ich dir schriftlich die Mitteilung des wichtigsten Ereignisses in meinem Leben mache. Meine Erregung ist so groß, daß ich es nicht über mich zu gewinnen vermag, es mündlich zu thun. Du wärst vielleicht nicht auf der Höhe der Situation. Teilnahmlosigkeit vertrage ich nicht. Ich habe mich gestern mit Oskar Ryder-Smythe verlobt. Stammelnd gestand er mir seine Liebe. O Else! Es ist ein Glück ohnegleichen, zu lieben und wieder geliebt zu werden, heiß, schwärmerisch, überschwenglich geliebt! Wie bedaure ich die Menschen, die solches Glück ihr Lebtag lang zu entbehren gezwungen waren.

In Seligkeit deine Mathilde.

P. S. Es ist keine Mesalliance; obgleich Oskar Amerikaner ist, leitet er seine Abkunft von sechs schottischen Königen her."

Das Blatt gleitet Else aus den Händen. Ihre Augen werden starr. „Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich! Sie muß toll sein, rein toll! Er ist um mindestens zwanzig Jahre jünger als sie! Diese Verlobung ist einfach ein Skandal!"

Der Skandal hat das Gute, die arme Else wenigstens momentan gänzlich aus ihrer Trübseligkeit herauszureißen.

Sie erinnert sich dessen, wie ungern Werner die große Intimität Smythes mit Thilde gesehen, in welche Wut er geraten war, als ihm das Gerücht zu Ohren kam, Thilde habe die Schulden des jungen Amerikaners bezahlt. Und jetzt! „Die Sache ist nicht zum Lachen; man muß trachten, daß man Thilde den Kopf zurecht setzt," sagt sie sich. „Das Beste ist, ich gehe gleich zu ihr, vielleicht nimmt sie doch Vernunft an. Wenn mein Predigen nichts nützt, so schreibe ich meiner Schwiegermutter."

Ohne weiter zu zögern, setzt sie noch einmal ihren Hut auf, welchen sie auf die Bank neben sich gelegt hat, und verfügt sich in die Potsdamer Straße zu Thilde.

Dieselbe bewohnt einen Pavillon mit Atelier im Hintergebäude mitten in einem Garten, von dem großen Straßenlärm entfernt; eine idyllische Behausung, die ein Skulptor einst für sich erbaut hat, um sich inmitten der Großstadt die Illusion der Einsamkeit zu gönnen.

Sie klingelt an dem eisernen Gitter, welches den Garten umschließt; es öffnet sich von selbst. Langsam, nicht mit den angenehmsten Gefühlen der Scene entgegensehend, welche sich nun abspinnen wird, geht sie auf das Häuschen zu — ein niedriges altväterisch aussehendes Gebäude mit kleinscheibigen Fenstern. Das Mädchen, welches ihr, durch das Klingeln an der Gartenthür aufmerksam gemacht, entgegentritt, teilt ihr mit, das gnädige Fräulein befinde sich im Atelier. Wolle die gnädige Frau nicht weiter spazieren?

Else bejaht. Das Mädchen eilt voraus, um ihr die Thür der Malerwerkstatt zu öffnen. Else tritt ein.

Vor einer Staffelei steht Thilde, einen unternehmenden roten Filzhut auf dem zerzausten Kopf, die hagere Gestalt in einen blauen Kittel eingehüllt, ganz vertieft in die Arbeit.

„Ach, Else!" ruft sie. Anfänglich schien es, als wolle sie der jungen Frau entgegengehen, doch ändert sie sofort ihren Sinn, und sich in einer feierlichen Pose auf ihren Malstock stützend, bleibt sie regungslos inmitten der Malerwerkstatt stehen und fragt in dumpfen tragischen Tönen: „Kommst du als Freundin oder als Feindin?"

Else stockt; dann auf die verrückte Malerin zutretend, sagt sie: „Ich komme als deine aufrichtige Freundin, die es gut und ehrlich mit dir meint."

Thilde ist mit dieser Antwort nicht zufrieden. Ihre feierliche Pose beibehaltend, blinzelt sie Else mißtrauisch an: „Jubelst du mit mir?" fragt sie dann schroff.

Ein leises Geräusch lenkt Elses Aufmerksamkeit von Thilde ab. Sie bemerkt jetzt, daß sich etwas auf einer Chaiselongue in einer Ecke des Ateliers regt. Es ist Smythe, der sich etwas hastig aus einer Reisedecke herauswickelt, unter der er einem erquickenden Nachmittagsschlummer gefrönt zu haben scheint.

Verlobte, die um zwanzig Jahre jünger als ihre Bräute sind, genießen ihre kleinen Privilegien.

„Beg your pardon!" ruft er, Elses ansichtig werdend, mit einem sehr verlegenen Gesicht. „Aber die Damen haben einander gewiß vertrauliche Mitteilungen zu machen. Ich möchte dieselben um keinen Preis stören!" Damit drückt er sich hinaus.

Thilde schleudert ihren Malstock energisch gegen die Wand, kreuzt die Arme über der Brust und ruft herausfordernd: „Nun?"

Else hat ihr bißchen Contenance völlig verloren, sucht nach Worten und findet keine.

„Nun?" wiederholt Thilde, mit der Spitze ihres langen Fußes ungeduldig und herrisch auf den Boden klopfend. „Was — hast — du — mir — zu — sagen?" stößt sie hervor.

„Daß mich deine Verlobung aufs äußerste überrascht hat," erklärt Else.

„So! Und was ist da weiter dabei?" fragt wegwerfend Thilde. „Daß ein Mädchen aus guter Familie sich kühn über die Vorurteile des kleinlichsten Teils der Gesellschaft hinwegsetzt und einen jungen Künstler heiratet, einen genialen Musiker, der noch obendrein seine Herkunft von Robert Bruce dokumentarisch nachweisen kann, ist das so überraschend? Nun ja, vielleicht überraschend wie alles Ungewöhnliche, wie alles Edle und Schöne!"

Der eigensinnige, harte Ton des grotesken dürren Frauenzimmers hat etwas über die Maßen Aufreizendes, etwas, das einen geradezu herausfordert, diese lächerliche Selbstüberhebung in die Schranken zu weisen; auch die Langmut und Sanftmut der gutmütigen Else hält dagegen nicht stand.

„Verzeih, Thilde, aber zwischen uns sind ja alle Schleier gefallen!" ruft diese. „Ich habe nie darüber geredet, weil ich wußte, daß es dir nicht angenehm sei; deswegen weiß ich doch, daß du um volle zehn Jahre älter bist als Werner; mithin bist du fünfundvierzig Jahre."

Thilde wird leichenblaß. „Else!" stößt sie hervor; dann, für einen Augenblick wenigstens, stockt ihr Redefluß.

Else benutzt die Gelegenheit, um weiter zu reden, wobei sie aber, durch Thildes schmerzliche Erregung bereits beunruhigt, sich bemüht, der derben Wahrheit, welche sie ihrer Schwägerin mitzuteilen gezwungen ist, die versöhnlichste Seite abzugewinnen. „Das ist ja nicht zu alt zum Heiraten, liebe Thilde," sagt sie einschmeichelnd, „aber es ist zu alt, um einen jungen Menschen zu heiraten!"

„So!" ruft Thilde herausfordernd.

„Es ist meine Überzeugung," versichert Else treuherzig. „Wenn du heiraten willst, so findest du ja Gelegenheit genug in deinen Kreisen" (Else ist nicht ganz davon überzeugt, aber sie fühlt sich verpflichtet, dergleichen zu thun), „Gelegenheit genug, nur mußt du einen reiferen Mann wählen."

„So!" unterbricht sie Thilde noch einmal zischend. „Irgend einen alten Regierungsrat oder Geheimerat! Ja, den zu heiraten böte sich mir allerdings Gelegenheit!" Thilde hat zum Unterschied von Else nicht den geringsten Zweifel, daß ihr in ihren Kreisen Partien in Hülle und Fülle zu Gebote stehen.

„Nach so einer Partie würde ich greifen, wenn mir darum zu thun wäre, zu heiraten; aber mir ist um etwas ganz anderes zu thun: mir ist darum zu thun, zu lieben und geliebt zu werden; mir ist darum zu thun, glücklich zu sein!"

Und da Else schweigt, fährt sie hämisch fort: „Ich könnte es nicht über mich gewinnen wie andere Frauen, jahrelang neben einem Mann hinzuleben, dessen Herz ich nicht besitze, jahrelang einem Mann verliebte Zärtlichkeiten aufzudrängen, aus denen er sich nichts macht!"

Elses Augen werden starr, ein maßloser entsetzter Schmerz vergiftet ihr ganzes Sein. Hat es denn die ganze Welt gewußt, was ihr — ihr allein bis dahin verborgen geblieben war? Hat sich denn die ganze Welt verschworen, sie zu peinigen, zu vernichten? Die Klügsten und die Dümmsten, alle deuten sie nach derselben Richtung. Einen kurzen Moment bleibt sie sprachlos, dann, sehr ruhig, sagt sie: „Auf wen beziehst du dich?"

Thilde zuckt trotzig die Achseln, dann sagt sie scharf: „Ich bin anderen Menschen gegenüber nicht so unzart, als sie es mir gegenüber sind."

„Gieb dir nicht weiter die Mühe, es zu umschreiben; du hast mich gemeint!"

Thilde bleibt stumm.

„Also du behauptest, daß Werner bereits, als er mich heiratete, keine Neigung zu mir besaß?" sagt jetzt Else sehr deutlich. „Und wenn er mich nicht aus Neigung nahm, weshalb sollte er mich wohl geheiratet haben? Um meiner paar Heller halber? Überlege dir deine Antwort, Thilde!"

„Das Geld spielt bei uns Schlitzings nie eine Rolle!" erwidert Thilde überlegen.

„Gut, also weshalb?" fragt Else noch einmal. Sie ist wie verwandelt; sie sieht aus, als ob sie um zwei Zoll gewachsen wäre. Totenblaß, aber ruhig, ohne eine Thräne in den Augen, ohne ein Zucken um den Mund steht sie vor ihrer Schwägerin, würdig, ernst, gefaßt.

„Hm! es giebt Männer, die ein Mädchen heiraten aus Mitleid, weil sie merken, daß dasselbe sich in Liebe zu ihnen verzehrt," sagt Thilde.

„So, und das soll er mir angemerkt haben?" fragt Else. „Willst du mir sagen, ob du nur eine persönliche Vermutung aussprichst, oder ob er sich je gegen dich darüber geäußert hat?"

„Gegen mich nicht," erwidert Thilde.

„Nein? Also weißt du davon, daß er sich irgend jemand anderem gegenüber in dieser Hinsicht geäußert hat?"

„Wenn du durchaus die Wahrheit hören willst: ja, ja, ja!" Thilde schleudert's der Schwägerin förmlich ins Gesicht.

„Wann und wo?"

„In Schlangenbad war's, an dem Abend, der auf unsere Partie nach Rauenthal folgte; du erinnerst dich vielleicht der Partie. Werner kündigte uns allen plötzlich seinen Entschluß an, nach Italien abzureisen, und du warfst aus Schrecken darüber ein Töpfchen mit Sahne um."

Else senkt den Kopf.

„Am Abend darauf," fährt Thilde fort, „kam Werner zu meiner Stiefmutter hinauf. Ich saß im Nebenzimmer und schrieb. Ich horchte nicht, aber ich konnte nicht umhin, ihre beiderseitigen Mitteilungen zu vernehmen. Die Stiefmutter machte meinem Bruder Vorwürfe wegen der plötzlichen Überhastung seiner Abreise, worauf er ihr gestand, daß er deinethalben fortreise, nachdem sie selber ihn aufmerksam gemacht, auf was er aus sich heraus nie gekommen: daß du dich in ihn verliebt habest. Der Mutter schien darum zu thun, ihn dazu zu bringen, um dich anzuhalten. Sie hat immer aufs Geld gesehen. Da erklärte er ihr, er könne es nicht über sich gewinnen, dich zu heiraten, weil er, wenn du ihm auch ganz gut gefielst — fern sei es von mir; seine Worte zu entstellen oder dich kränken zu wollen —, weil er also bei voller Würdigung deiner guten Eigenschaften doch keine genügende Neigung für dich hätte; keine, die ihn gegen andere Einflüsse und Anfechtungen in seiner Ehe schützen könnte. Das waren seine eigenen Worte!"

Eine dumpfe Pause folgt. Noch immer steht Else regungslos, totenblaß, gefaßt, würdig da. Aber sie fühlt, daß sie es nicht lange mehr so aushalten kann. Die Möbel um sie herum verlieren ihre Umrisse, alle Gegenstände lösen sich in farbige Schatten auf. „Bist du fertig, oder hast du noch etwas hinzuzufügen?" fragt sie tonlos.

„Meine Stiefmutter fragte ihn, ob er eine andere Neigung habe.“

„Nun?“

„Darauf gab er eine ausweichende Antwort; er wisse selber nicht, meinte er, es handle sich um eine flüchtige Begegnung; er wollte sich nicht aussprechen darüber. Später habe ich erfahren, wer diese andere war. Meine Freundin Ilka.“

Ein bleiernes Schweigen folgt, dann ruft Else aus: „Ilka Orbanoff? Nicht möglich! Etwas Ernstes hat er für die nie empfunden!“

„Das glaubst du; in deiner eitlen Verblendung warst du über jede Eifersucht erhaben!“ ruft Thilde aus. „Ich aber weiß, daß sie einander kannten vor deiner Hochzeit!“

„Ja, einmal bei Tante Malve hatten sie einander getroffen; ich erinnere mich noch, wie wegwerfend er von ihr sprach,“ sagt Else.

„So, und du glaubst, daß es sich wirklich nur um jene flüchtige Begegnung in Schlangenbad gehandelt hat?“ ruft Thilde. „Zu täuschen warst du immer leicht, wie alle selbstgefälligen Frauen. Ich aber sage dir, daß ganz andere Dinge gespielt haben. Sie lieben einander glühend, jahrelang. Ich habe sie beide beobachtet hier in meinem Atelier, wenn sie stundenlang beisammen saßen.“

„So, und da du das wußtest, hast du Werner aufgefordert, die Fürstin bei dir zu treffen?“

„Es schien mir die unschuldigste Art, zwei gepreßten Herzen Erleichterung zu verschaffen,“ entgegnet Thilde. „Im übrigen baute ich auf die Ehrenhaftigkeit meines Bruders. Leider nur zu sehr! Nach dem, was ich jetzt höre —“

„Und was hast du gehört?“

„Aus glaubwürdiger Quelle hörte ich, Werner habe an den Rechtsanwalt *** — ich weiß nicht mehr, wie er heißt, aber er ist ein Jugendgespiele Werners und wohnt in der Lützowstraße — geschrieben, um ihn zu fragen, wie eine Scheidung am besten einzuleiten sei. Er fragte natürlich nicht für sich, sondern für einen Freund. Ich denke aber, die Sache ist durchsichtig.“ Damit schließt Thilde.

Else hält noch die Augen auf die Schwägerin geheftet, fest und streng.

„Bis daher hab ich deinen häßlichen Worten einigermaßen geglaubt, Thilde,“ sagt sie, „aber nach deiner letzten Mitteilung verliert deine Aussage für mich jeden Wert. Für Frauen wie deine Freundin, die Fürstin Orbanoff, verlieren Männer momentan den Kopf, aber scheiden lassen sie sich für solche Frauen nicht. Zu was auch? Da muß irgend ein sehr großes Mißverständnis mit unterlaufen; ich bin überzeugt, daß du Werner unrecht thust.“ Hierauf nickt Else der Schwägerin halb mechanisch zu und wendet sich zum Gehen.

Sie strauchelt, ehe sie die Thür erreicht, rafft sich jedoch augenblicklich auf.

Auf der Straße ist ihre Haltung kerzengerade, gerader als gewöhnlich. Sie braucht etwas lange, um die zwei Stockwerke zu ihrer Wohnung hinaufzusteigen. Endlich ist sie oben. An dem die Thür öffnenden Diener vorbei geht sie direkt auf die Schlafstube zu, schließt sich ein, wirft sich auf ihr Bett und vergräbt ihr Gesicht in den Kissen. Eine rasende, lähmende Angst, ein brennender, marternder Verdacht hat sie erfaßt. Nein, Ilka ist's nicht, für eine wie die läßt man sich nicht scheiden; welche andere also kann es sein? Nur eine — eine einzige —

Sie sucht in ihren Erinnerungen, längst vergessene Dinge fallen ihr ein. Werners Aufregung, sein entschiedenes Entgegentreten, als davon die Rede war, Lena zu seiner Hochzeit einzuladen; sein verlegenes Aussehen, als er diesen Winter unerwartet bei Gräfin Warsberg mit Lena zusammentraf; die ausweichende Antwort Lenas auf ihre, Elses, Frage, wo sie und Werner einander denn schon begegnet wären —

„Wenn das der Fall wäre, wenn das wirklich der Fall wäre! Großer Gott, großer Gott!“

Es klopft an die Thür.

„Was giebt's?“ ruft Else.

„Ein Telegramm,“ antwortet die Jungfer.

Zu Tode erschrocken springt Else auf, öffnet das Telegramm:

„Habe mich soeben mit Enzersdorff verlobt. Lena.“

* * *

Tumtetum, tumtetum schallt die Musik aus dem Palazzo Mariani herab auf den Korso, dazwischen hört man das Schleifen

flinker Füße, das Rascheln seidener Kleider. Ein großer Lichtschein macht den Korso hell, soweit die Fassade des Palastes reicht. An beiden Enden des breiten Lichtstreifens ist die Straße dämmerig grau, nur in weiten Zwischenräumen von einer gelblich schimmernden Gaslaterne erleuchtet. Der Himmel ist schwarz, der Mond ist untergegangen, und schwere Gewitterwolken decken die Sterne zu.

Tumtetum, tumtetum! In manchen der Säle sind die Stores vor den Fenstern heruntergelassen, vor anderen nicht. Vor manchen kann man die Paare von draußen nur als graue Schatten vorbeigleiten sehen, von den anderen sieht man sie ganz in ihrer farbigen Pracht: die brünetten Römerinnen mit ihrer etwas dunkel gefärbten Haut, ihren großen strahlenden Augen und zu vollen Lippen, fast alle in Weiß oder Blaßgelb, dazwischen Römerinnen mit rotem Haar und unheimlich durchsichtig weißer Hautfarbe, ein paar Engländerinnen, hoch aufgeschossen, mit seltsam unbiegsamer Grazie und kleidsamen Toilette-Bizarrerien, ein Gewirr von Glanz und Farbe, ein Hin- und Herflirren glitzernder Edelsteine, alles mit den dunklen Silhouetten schwarzer Männergestalten untermischt.

Wie das alles die Gaffer auf der Straße unten interessiert! Sie stehen da und glotzen hinauf, kurze, gedrungene Italiener, meist aus dem kleinen Mittelstande, denen einige der sich oben drehenden Herrschaften dadurch bekannt sind, daß sie die Ehre hatten, sie in irgend einem Geschäft zu bedienen. Der eine stößt den anderen und sagt: „Du, das ist die Principessa Romanelli," und der andere raunt ihm zu: „Und das ist die Marchesina Grandini."

„E carina la Romanelli, molto graziosa!" Und der in Rede stehende Schuster oder Handschuhmacher küßt seine Fingerspitzen und winkt der ahnungslosen Fürstin Romanelli einen Gruß hinauf.

Eng gedrängt stehen sie da, recken die Hälse vor, schauen sich die Augen wund nach der glänzenden Vornehmheit, der sie die Schuhsohlen angemessen haben, und summen die Tanzweisen mit, die von oben herab zu ihnen tönen. Plötzlich drehen sie die Köpfe nach einer anderen Richtung hin, drängen sich zu beiden Seiten rechts und links gegen die Wand. Durch ihre Mitte schreitet ein Zug von finsteren, unheimlich vermummten Gestalten, ein paar Fackeln flackern rot durch die Nachtluft, zwei Särge folgen aufeinander.

Aus dem Tanzsaal dröhnt die Musik stärker, und irgend jemand schlägt ein Fenster zu, das zufällig offen geblieben ist.

„La perniciosa — ohe la perniciosa!" geht's durch die Menge, herausfordernd, witzelnd, zu gleicher Zeit aber reiben sich die Männer den Rücken, als fühlten sie einen Feind hinter sich; binnen wenigen Minuten ist der Korso leer.

Oben tanzen sie weiter.

Das lebhafteste Interesse außer der lieblichen jungen Braut erregt die Gräfin Retz. So schön hat man sie noch nie gesehen. Ihre Augen waren noch nie so glänzend, ihre Lippen nie so dunkelrot. Sie war nie so heiter, das heißt sie hat noch nie so viel gelacht.

Sie trägt ein weißes Kleid wie fast immer, daran einen Reichtum an Geschmeide, wie man ihn noch nie an ihr gesehen; Geschenke Enzersdorffs, welcher so ziemlich einer der verliebtesten Verlobten ist, die man sich denken kann. Er läßt sie nicht aus den Augen und weicht kaum von ihrer Seite.

Die Verlobung ist noch nicht offiziell veröffentlicht, aber der Prinz hat bereits so viele gute Freunde und Freundinnen in sein Vertrauen gezogen, daß so ziemlich ein jeder davon weiß. Immer wieder rauscht eine wohlwollende ältere Dame an Lena heran, drückt ihr heimlich die Hand und flüstert ihr ins Ohr: „Ich gratuliere; aber von Herzen, von ganzem Herzen; ich habe es kommen sehen!" Und Lena lächelt und dankt ... immer wieder, immer wieder ...

Jetzt sitzt sie in einem kleinen Raum, etwas abseits von dem Tanzsaal, zwischen der —schen Botschafterin, einer alten grauhaarigen Dame mit zu dicken Armen, einer zu tiefen Stimme und einem ungewöhnlich schön gewesenen Gesicht, und der wohlwollend geistvollen alten Lady Banbury.

„Ich freue mich von Herzen, liebes Kind," sagt Lady Banbury. „Dem Prinzen ist zu gratulieren, aber Ihnen auch; er ist nicht nur ein geistreicher, ritterlicher, bildschöner Mensch, sondern er wird auch ein ausgezeich-

neter Ehemann sein, dafür" — und die Augen der alten Frau blinzeln humoristisch — „verzeihen Sie, liebes Kind — dafür bürgt seine Vergangenheit. Es klingt wie ein schlechter Witz, aber es ist mein Ernst, mein aufrichtigster, tiefster Ernst!"

„Ich teile Ihre Anschauung," versichert die Botschafterin, „die Taugenichtse werden immer die besten Ehemänner. Besten Dank, Prinz," wendet sie sich an Enzersdorff, der von ihr gebeten worden, ihr etwas zum Trinken zu bringen, und soeben mit einem Champagnerkelch an sie herantritt.

„Die anderen Damen haben keine Wünsche?" fragt er, von einer zur anderen sehend.

„Nein, außer dem, daß Sie unsere soeben ausgesprochenen Anschauungen bekräftigen möchten; dank Ihren vielfachen männlichen Erfahrungen haben Ihre Ansichten ja so viel mehr Wert als die von uns armen unwissenden Frauen!" lacht Lady Banbury.

„Da müssen die Damen vor allem die Gnade haben, mir ihre Anschauungen mitzuteilen," sagt Enzersdorff. „Gestatten dieselben, daß ich mich neben ihnen häuslich niederlasse."

Sein Blick schweift leicht über die beiden älteren Frauen und ruht dann zärtlich fragend auf Lena.

Diese lächelt zustimmend und streckt dann liebenswürdig den Arm aus nach einem etwas abseits stehenden Puff. Der Prinz zieht den Puff an die Gruppe heran, worauf er Lenas Hand küßt. Dann blickt er verstohlen zu der Botschafterin und Lena auf; der Nachsicht dieser beiden ist er sicher. Mit sechzig Jahren sieht man dergleichen gern. Es ist Lena, die ein klein wenig die Brauen zusammenzieht.

Er ist viel zu verwöhnt, um empfindlich zu sein; ihre „Prüderie", als welche er ihren Verdruß auslegt, amüsiert ihn, anstatt ihn zu beunruhigen. Er drückt ihre Hand leicht, ehe er sie aus der seinen gleiten läßt, worauf er sagt: „Und nun bin ich bereit, mein Schiedsrichteramt zu übernehmen."

„O, Sie werden lachen! Wir behaupteten einfach, daß aus den leichtsinnigsten Junggesellen immer die besten Ehemänner werden!" ruft Lady Banbury.

„Hm!" meint der Prinz, seinen Schnurrbart hinaufdrehend, „was mich anbelangt, so bin ich überzeugt, daß meine Zukunft Ihrer Behauptung recht geben wird" — mit einer leisen Verneigung gegen Lena — „unter uns gesagt, ist es mir nicht sehr hoch anzurechnen. Im allgemeinen jedoch würde ich der Richtigkeit Ihres Ausspruches nicht beipflichten. Aber wenn ich nicht ganz sicher bin, daß die leichtsinnigsten Junggesellen immer die besten Ehemänner sind: dessen bin ich ganz sicher, daß die solidesten Junggesellen die schlechtesten Ehemänner sind!"

„O!" ruft Lena ein wenig ärgerlich, sie weiß nicht recht, warum.

„Zweifeln Sie daran?" meint lächelnd der Prinz. „Sie müssen doch selber schlagende Belege für meine Behauptung erlebt haben. Da nehmen Sie zum Beispiel Schlitzing."

„Schlitzing — den hielt ich immer für einen sehr guten Ehemann," bemerkt erstaunt die Botschafterin. „Ich kannte ihn von Jugend an. Schade, daß er später so zurückgeblieben ist. Ich hätte mehr von ihm erwartet. Übrigens ist er mir von Grund aus sympathisch!"

„Unsympathisch ist er mir auch nicht," lacht der Prinz, „das ist ein Ding für sich. Und ein ganz leidlicher Ehemann kann er ja immerhin sein; manche Frauen haben ein Talent, nichts zu sehen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß Frau von Schlitzing sehr viel sehen könnte, wenn sie wollte."

„Sie glauben?" murmelt Lena, welcher der Mund ganz trocken geworden ist.

„Von seinen Aventuren in Wiesbaden und Frankfurt will ich hier gar nicht reden, aber jetzt diese Geschichte mit der Fürstin Orbanoff finde ich geradezu geschmacklos, und wenn man bedenkt, was er für eine reizende Frau hat, was für ein Kleinod von einer Frau!"

„Sie wollen doch diese Flirtation nicht ernst nehmen?" ruft Lena rasch.

„Nicht ernst?" Der Prinz lächelt eigentümlich. „So, wie die Sache sich jetzt gestaltet, möchte ich behaupten, daß die italienische Reise bereits gemeinschaftlich von Schlitzing und der Orbanoff in Berlin geplant war. Die wachsame Eifersucht des Ehemanns scheint ihnen anfangs Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Seit einer Woche ist Orbanoff auf der Antiquitäten-

pürsche in Sicilien; er hat die schöne Ilka zurückgelassen unter der Obhut seiner Schwester, eines Cerberus, in welchen er unbedingtes Vertrauen setzt. Die Schwester ist vollauf beschäftigt mit einem Monsignore, der sie zum Katholicismus bekehren will, und das junge Paar vergnügt sich. Man begegnet ihnen überall zusammen, der schönen Ilka und dem schmachtenden Werner. Die Kroatin trägt eine übermütige Haltung zur Schau, er ist nicht ganz so sicher in seinem Auftreten. Den richtigen Aplomb können in solchen Fällen Männer immer von den Damen lernen, von gewissen Damen meine ich. Es ist ein großer Unterschied!"

„Ich hätte so etwas nie von Werner geglaubt!" meinte die Botschafterin.

„Auch ich nicht," zwingt Lena sich zu sagen. „Und doch habe ich mit ihm als dem Mann meiner besten Freundin ziemlich viel verkehrt."

„Die Männer sind immer so, wie die Frauen sie haben wollen," bemerkt die Botschafterin, worauf Lena mit einem großen Aufwand von Selbstbeherrschung erwidert: „Nicht immer, ich hätte Schlitzing entschieden anders haben wollen, meiner Freundin Else zuliebe." Sie lacht. Ihr Lachen klingt ganz fröhlich ansteckend; die anderen lachen mit.

Aus dem Ballsaal tönt die Musik einschmeichelnd, wiegend.

„Sie haben heute gar nicht getanzt, Lena?" fragt die Botschafterin.

„Ein paar Touren," erwidert die junge Frau, „den Cotillon hab ich den Prinzen gebeten mir zu ersparen. Da meine Verlobung weder offiziell noch verschwiegen ist, möchte ich jedes Aufsehen vermeiden."

Die Damen finden das begreiflich.

Die Botschafterin äußert von neuem, daß sie Durst habe; Prinz Enzersdorff hört nicht. Ein Retter in der Not erscheint, bietet der Botschafterin den Arm und führt sie zum Büffett.

Bald darauf zieht auch Lady Banbury sich zurück. Sie findet, daß das Fest gerade lange genug gedauert hat.

Das Brautpaar bleibt allein. Enzersdorff schiebt den Puff noch etwas näher an Lena heran. „Wie schön Sie heute aussehen, Lena!" flüstert er. „Es ist nicht die gewöhnliche, rein materielle Schönheit, es ist die Anmut des Ausdrucks, die mich bei Ihnen bestrickt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mein Glück zu schätzen weiß!"

„Verwöhnen Sie mich nicht zu sehr, Prinz," wehrt sie ihn leichthin ab.

Er blickt ihr etwas vorwurfsvoll in die Augen. „Könnten Sie sich nicht daran gewöhnen, mich Ernst zu nennen, wenn wir so ganz allein sind wie jetzt?"

„Ernst!" murmelt sie mühsam; dann halb lachend: „Verzeihen Sie, Prinz, das heißt Ernst; aber ich bin doch noch sehr befangen."

„Sie sind entzückend!" versichert der Prinz, den — erfahrener Lebemann, der er ist, an leichte Siege gewöhnt — die Sprödigkeit seiner Braut seltsam reizt. Dann zieht er seine Uhr. „Ich glaube, ich muß fort, Lena."

„Bleibt es dabei, daß Sie um sechs Uhr früh fahren?" fragt Lena.

„Ich kann es leider nicht umgehen," erwidert der Prinz, „ich halte darauf, meine älteste Schwester in Venedig so schnell als möglich mit meiner Verlobung bekannt zu machen. Ihr, auf deren Sympathien ich rechnen kann, will ich's ans Herz legen, meinen sämtlichen näheren Angehörigen das mir beschiedene Glück mitzuteilen."

„Ihre näheren Angehörigen dürften nicht sehr erbaut sein von diesem Glück," meint Lena trocken.

„Das ist ihre Sache," erwidert der Prinz, mit den Achseln zuckend, „mich wird das sehr kalt lassen."

„Mir dürfte es minder angenehm sein," erwidert Lena herb.

„Lena" — der Prinz nahm ihre Hand in seine — „was auch meine Anverwandten unserer Verlobung gegenüber anstellen mögen, das eine können Sie versichert sein, daß Sie an meiner Seite die Stellung einnehmen werden, die Ihnen gebührt — dieselbe Stellung, welche Sie selbst sich schon längst gemacht haben! Und jetzt muß ich fort. Bleiben Sie noch?"

„Einen Moment," erwidert Lena.

„Gott befohlen, meine stolze Braut, mein rettender Engel! Hüllen Sie sich gut ein bei der Heimfahrt, die Nächte sind trügerisch; ich werde ohnehin nicht ruhig sein, ehe Sie diese Peststadt verlassen haben. Es

bleibt dabei, in zwei Tagen reisen Sie nach Venedig. Was auch die übrigen aushecken mögen, Fifi wird Ihnen Triumphpforten bauen!"

Er steht auf; mechanisch erhebt sich auch sie und begleitet ihn bis an die Thür. Er küßt noch einmal ihre Hand, berührt ihren Scheitel leicht mit seinen Lippen und verschwindet.

Die Selbstbeherrschung, welche sie sich in seiner Gegenwart aufgezwungen hat, verläßt sie mit ihm; sie preßt ihr Taschentuch mit beiden Händen an ihren Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Ist's möglich? fragt sie sich. Ist nicht alles ein Mißverständnis, das auf einem thörichten Gerücht beruht?

Und doch! Ihre Gedanken greifen weit zurück. Das erste Mal, daß sie ihn in Berlin wiedergesehen, war's neben Ilka Orbanoff, und dann später noch wie oft, wie oft! Noch kürzlich die Geschichte mit dem Armband, das sie in seinem Schlafgemach gefunden im „Europe"! Die vertrauliche Haltung der Orbanoff neben ihm bei ihrem letzten Empfangsabend in der Villa Brancaleone, seine Unruhe und Verlegenheit, sein plötzlicher Entschluß, Rom zu verlassen, der Grund, der ihn dazu veranlaßte und den er ihr nicht eingestand — war's, daß er Angst hatte, dem ihn langsam überwältigenden unreinen Zauber dieser Frau zu unterliegen?

Sie begreift nicht mehr! Sie hatte sich das alles so ganz anders ausgelegt.

Schon seit längerem hatte sie seine Neigung für sie zu erraten geglaubt, aber seit jenem Ritt in der Campagna war sie sicher. Sie war erschrocken; anfangs war sie erschrocken; dann hatte sie ein so rasender Freudentaumel erfaßt, daß sie sich an die Hand des ersten Mannes geklammert, der sie ihr entgegengestreckt, um sich einen Bundesgenossen zu sichern gegen sich selbst. Sie hatte sich mit Prinz Enzersdorff verlobt, um eine Mauer aufzurichten zwischen sich und der Versuchung.

Ja, so weit war es mit ihr gekommen, zwischen sich und der Versuchung.

Schwankend erhebt sie sich aus dem Sofa, in dessen tiefster Ecke sie gekauert. Eine Neugier treibt sie dem Tanzsaal entgegen. Sie hat Werner heute nur einen Augenblick gesehen, einen Augenblick, wo sie so umringt war, daß er, obgleich er offenbar die Absicht hegte, nicht dazu kam, sich ihr zu nähern, um ihr die übliche Begrüßung zu bieten.

Sie möchte wissen, ob er noch anwesend ist, ob er tanzt. Langsam wandert sie durch den Bogengang, welcher sich längs der vier Seiten des statuenbesetzten Hofraumes entlang zieht und auf den die Thüren des Tanzsaales hinausmünden. Die Thüren stehen weit offen, um etwas Luft einzulassen. Lena blickt hinein. Der Cotillon naht seinem Höhepunkt, augenblicklich tanzt niemand, alles streckt die Hälse vor, um eine besonders gelungene Cotillonfigur zu bewundern. Ein mit einem Uhrschlüssel aufgezogenes Spielzeug in Form eines Hündchens rollt über das graue Linnen, welches, wie bei allen römischen Tanzsälen, den Marmorfußboden bedeckt. Demjenigen Herrn, vor dem es stehen bleibt, soll das Glück zu teil werden, die jugendliche Braut zum Tanze zu führen. Man lacht, stößt Ausrufungen hervor, macht Wetten, fast als ob sich's um ein Rennen handelte.

Ein einziges Paar scheint an dem kindlichen Zeitvertreib wenig Anteil zu nehmen: Werner und Ilka Orbanoff. In einer Ecke des Saales sitzen sie sehr nahe beieinander. Er hat den Arm auf ihre Stuhllehne gestützt und beugt sich weit zu ihr vor, während sie halblaut in ihn hineinplaudert. Er scheint zu der Konversation wenig beizutragen, begnügt sich damit, den Kopf hin und her zu wiegen, seinen Schnurrbart zu drehen und zu lachen.

Aller Idealismus ist momentan in ihm ausgelöscht, nur die rohesten materiellen Elemente seiner Natur leben. Seine Haltung ist schlaff, die ganze Disciplin seines Wesens wie durch einen Rausch aufgelöst.

Da begegnet sein Blick zufällig dem Lenas.

Anfänglich hat es fast den Anschein, als ob er sich beunruhigt fühle, dann aber zieht er die Brauen zusammen und starrt sie fast herausfordernd an. Sie tritt zurück in den stillen, statuenbesetzten Gang und blickt in den Hof hinab. Ein paar farbige Lämpchen glühen zwischen den Rosenbüschen, die die Fontäne inmitten des Hofes umwuchern. Das Wasser girrt leise, leise. Der schwüle heiße Sciroccohauch steigt von unten empor,

der Hauch, der unseren müden Körper unbarmherzig zur Erde niederzieht, während unsere Seele noch in Verzückung vom Himmel träumt.

Drinnen kratzen die Geigen einen irrsinnigen Galopp, alle Paare tanzen auf einmal. Durch die alten geschliffenen Glaslüster geht ein leises feines Klirren und Läuten wie ein Hohnlachen.

„Ist's das, was ich erreicht habe?" murmelt sie matt vor sich hin. „Daß er sein Familienleben in den Staub zieht, vor den Augen aller Welt sich und Else entwürdigt — ich kann es nicht zugeben, ich kann nicht!"

Davon, daß die Eifersucht sich mit in ihren Schmerz über seine sittliche Verkommenheit mischt, hat sie keine Ahnung. Arme Lena!

Die Geigen sind verstummt. Paarweise oder vereinzelt treten die Menschen auf die Galerie hinaus, unter anderen Werner, der etwas zu suchen scheint. Ohne darüber nachzudenken, was sie thut, von einem zwingenden Impuls beherrscht, eilt Lena auf ihn zu und legt ihm die Hand auf den Arm. „Werner!" sagt sie leise.

Er fährt zusammen, taumelt beinahe. „Lena," erwidert er, seine Stimme klingt rauh. „Was wollen Sie von mir?"

„Mich noch einmal ernstlich mit Ihnen aussprechen!" murmelt sie.

„Ich stehe zu Ihrer Disposition," sagt er trocken, „frage mich aber: was dieses Aussprechen soll, das zu nichts führt?"

„Werner, wenn Sie wüßten, wie weh mir jedes Ihrer Worte thut, so würden Sie mich schonen!" erwidert sie ihm. „Den Ton hab ich nicht um Sie verdient!"

Er schweigt trotzig.

„Werner!" stammelt sie bittend.

„Ich warte auf Ihre Mitteilungen," erwidert er herb.

Sie greift sich an die Stirn, ihr ist elend, sie hält sich kaum auf den Füßen. „Hier kann ich nicht mit Ihnen sprechen," murmelt sie, „wir werden ja doch jeden Augenblick gestört. Kommen Sie morgen nachmittag zu mir, ein letztes Mal, thun Sie's einer alten Freundin zuliebe, ich bitte Sie!"

Einen Augenblick überlegt er, dann schneidend: „Werde ich das Vergnügen haben, Ihren durchlauchtigsten Bräutigam bei Ihnen zu treffen?" fragt er sie.

„Nein, nein," entgegnet sie ihm hastig, „mein Bräutigam fährt morgen nach Venedig! Was ich Ihnen zu sagen habe, ist zwischen uns zweien, Werner!"

„Schlitzing, haben Sie meinen Umwurf gefunden?" ruft eine tiefe Stimme. In eine der Thüren, die aus den Sälen auf die Galerie münden, ist Ilka Orbanoff getreten.

„Sofort, Fürstin!" erwidert Werner.

„Sie kommen — morgen nachmittag?" flüstert Lena, ihn unwillkürlich beim Armgelenk fassend.

Er verbeugt sich einfach, wendet sich auf dem Absatz um und geht der Kroatin entgegen.

Taumelnd verläßt Lena die Galerie. Um wenige Minuten später fährt sie durch die langsam ihren grauen Schleier lichtende Morgendämmerung in die Villa Brancaleone zurück.

Alles in ihr schreit vor Schmerz. Dazu kommt noch das Bewußtsein, daß sie sich irgendwie vor Werner weggeworfen, erniedrigt hat; sie, die sonst so hoch stand über ihm, von der er die kleinste Gunst wie eine Gnade entgegennahm, sie hat heute betteln müssen um ein Wort von ihm.

„Aber es war ja nicht für mich," tröstet sie sich, „um Elses willen war's und um seinetwillen. Ach, wenn er nur kommt! Wird er kommen, wird er?"

* * *

Der Vormittag ist vorüber, endlich; das Frühstück ist vorüber, bei dem sie blaß, fiebernd, ohne einen Bissen hinunterzubringen, Miß Sinclair gegenüber gesessen hat.

Sie neidet Miß Sinclair ihren robusten Appetit und ihr ausdauerndes Phlegma.

Jetzt hat sich Miß Sinclair zurückgezogen, um, gerade und steif vor ihrem Pult sitzend und mit vorschriftsmäßig an den Rippen klebenden Ellenbogen, an ihrem „Werk" zu schreiben, einem Werk über Rom. Es soll ein idealistisches Mittelding werden zwischen Murrays Fremdenführer und Madame de Staëls „Corinne". Seite für Seite schreibt sie klar und deutlich ohne eine Stockung, ohne eine Korrektur, ohne einen Tintenklex. Über Miß Sinclair hat der Scirocco keine

Macht, nicht einmal, wenn sie Liebesgeschichten schreibt.

Lena sitzt allein in ihrem Lieblingsgemach, dem Eckzimmer, das in den Garten hinausführt. Sie ist müde zum Sterben, zugleich aber so unruhig, daß sie es kaum auf einem Fleck aushalten kann. Vergeblich nimmt sie ein Buch zur Hand. Ihre Augen fliegen über die Buchstaben hin, ohne die Worte zu fassen.

Sie sieht auf die Uhr. Drei Uhr. Wird er kommen? Sie wendet den Kopf. Horch, war das nicht ein Schritt? Sie eilt an die Thür; ein Gärtnerbursche war's, der vorübergegangen ist.

Sie bleibt an dem Fenster stehen, blickt hinaus. Die grauen, dunstigen Sciroccowolken hängen tiefer als je, die Mauer zwischen Himmel und Erde ist dichter. Trotz der erschlaffenden Feuchtigkeit in der Luft ist der Boden trocken, von breiten Rissen durchklafft; die Blätter und Blüten welken, die ganze Erde stirbt vor Durst. Man fühlt etwas in der Luft wie die unsichtbare Nähe eines Ungeheuers, das ein Opfer sucht.

Durch den Sciroccodunst zieht der Klang eines neapolitanischen Liedchens, mit matter, schleppender, verliebter Stimme gesungen; dann leises Lachen, dann erklingt das Lied zweistimmig, eine männliche Stimme begleitet die weibliche.

Der satte, übersüße Duft der Orangenblüten schwebt aus derselben Richtung wie das Lied.

Lena horcht einen Augenblick, dann kehrt sie sich unwillig ab. Gewiß ist's die Gärtnerstochter, die dort die Orangenblüten abpflückt mit dem neapolitanischen Gärtnergehilfen. Sie stecken immer beisammen. Es ist Lena ein Dorn im Auge. Meinetwegen sollen sie sich heiraten, aber so — nein, das duldet sie nicht länger, dieses leichtsinnige Geliebel ist ihr ein Greuel. Sie tritt tiefer in das Zimmer hinein, geht unruhig auf und ab, hält inne und horcht.

Nichts — nichts! Er kommt nicht. Ilka Orbanoff wird ihn verhindert haben, zu kommen; die Macht solcher Weiber (sie denkt ausdrücklich Weiber, nicht Frauen) ist ungeheuer, ihre Gewalt beruht auf dem großen siegreichen Princip der Schöpfung. Was gilt alle angekünstelte, von der Civilisation zu ihrem Schutze erfundene Tugend gegen das!

Ihr Blick streift die Photographie des Botticellischen „Frühlings", die noch immer auf dem Flügel liegt. Es durchfährt sie. Sie erinnert sich eines aus dem Stegreif erfundenen Märchens, das der Kardinal ihr einst mit lustigem Augenblinzeln erzählt, als sie sich schaudernd von der verwegenen Symbolik des Bildes abgewendet hatte.

Als Gott der Allmächtige den Fuß bereits siegreich auf den Nacken des aufrührerischen überwundenen Teufels gesetzt, sah dieser letztere höhnisch zu ihm empor und rief: „Vernichte mich, töte mich, aber vergiß nicht, daß du mit mir deine Schöpfung vernichtest, das Princip aller Fruchtbarkeit! Das Leben halte ich in der Hand, mit mir erkaltet dein Werk!" Da brachte es der Allmächtige nicht über sich, seine herrliche Welt unfruchtbar verdorren zu lassen. Er schloß einen Waffenstillstand mit dem Teufel, um indessen darüber nachzudenken, wie dem Dämon seine heimlich usurpierte Macht zu entreißen sei. Der Waffenstillstand dauert heute noch; aller Wahrscheinlichkeit nach wird er dauern, solange das Fieber des Lebens in der Schöpfung pulsiert.

Wieder dringt das Liebeslied zu ihr; diesmal versteht sie die Worte. Die Röte steigt ihr in die Wangen; das ist unerträglich! Sie eilt auf die Klingel zu, will einen Diener hinausschicken, um den Leuten Schweigen zu gebieten; aber sie bleibt stehen, wendet den Kopf und horcht. Wie gut die männliche Stimme mit der weiblichen zusammen klingt! Und warum ist die Melodie zu dem häßlichen Liede so schön! Auf die lockeren Anspielungen folgt, wie bei den meisten ähnlichen Volksliedern, eine Strophe von resignierter, halb warnender Schwermut. Lena streckt den Kopf vor. Seltsam — nun das Lied, welches ihr so viel Ärgernis geboten, verstummt ist, möchte sie's noch einmal hören!

Aber nein, es bleibt alles still, nur der Orangenduft dringt stärker, immer stärker herüber.

Da hört man draußen fern und heiser den Donner rollen, es wird fast finster, schwere Regentropfen fallen.

Die Unruhe, welche Lena den ganzen

Tag verfolgt, verzehnfacht sich in ihr, zugleich die Müdigkeit, und zu allem dem gesellt sich ein Gefühl atemraubender Beklemmung.

Jetzt kommt er nicht mehr. Da, die Thür öffnet sich, Sulzer erscheint und meldet:

„Der Herr Baron von Schlitzing.“

„Ich lasse bitten,“ sagt Lena.

Als Werner eintritt, ist ihr nicht das Geringste anzumerken.

„Ich habe Sie nicht anfahren gehört,“ sagt sie, nachdem sie ihm zur Begrüßung die Hand gereicht und er auf ihre Aufforderung hin Platz genommen hat.

„Ich bin zu Fuß gekommen,“ erwidert er.

„Zu Fuß, den ganzen Weg vom ‚Europe‘ bis hierher?“ fragt sie.

„Nein, nur vom Palatin.“

„Ah, Sie waren auf dem Palatin?“ Diesmal klingt ihre Stimme ein wenig gezwungen.

„Ja.“

Einen Augenblick stockt sie, dann ihn böse ansehend, fragt sie: „Mit wem?“

„Mit wem? Mit ein paar ostpreußischen Cousinen, die mir gestern einen verwandtschaftlichen Brief ins Hotel geschickt haben mit der Bitte, sich ihrer ein wenig anzunehmen. Ich habe ihnen Ara Coeli, das Forum und den Palatin gezeigt und sie aufgefordert, Rom schleunigst zu verlassen wegen der grassierenden Epidemie. Unterwegs zu Ihnen, Lena, wäre ich fast von dem Gewitter überrascht worden.“

„Hm!“ Lena hat die Arme über die Brust gekreuzt. „Soll ich Ihnen Ihre ostpreußische Cousinengeschichte glauben?“ fragt sie scharf.

„Ich habe mich immer ungeschickt angestellt zum Lügen, jetzt hab ich's ganz aufgegeben!“

„Gewissen Dingen gegenüber fordert der Anstand die Lüge,“ erwidert sie.

Er schaut ihr gerade ins Gesicht. „Dürfte ich Sie fragen, auf welche Dinge Sie sich beziehen?“

Sie blickt von ihm weg. „Ganz Rom spricht von Ihnen,“ stößt sie heraus.

„So, das wundert mich. Sollte ganz Rom wirklich noch Zeit finden, sich mit einem unbedeutenden Menschen, wie ich, zu beschäftigen? Es hat ja so viel Interessanteres zu besprechen, Ihre Verlobung zum Beispiel.“

Sie stößt einen kleinen, unmutigen Laut aus. „Ach, was kümmert Sie denn meine Verlobung!“ sagt sie, mit den Achseln zuckend.

„Nun, Ihre Verlobung kümmert mich doch wenigstens ebensoviel, als es Sie kümmern kann, ob ich den Palatin mit meinen ostpreußischen Cousinen besucht habe oder in Gesellschaft einer anderen Person.“

Sie beißt sich in die Lippen. Woher nimmt er den Mut, ihr solche Dinge zu sagen? Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Hat sie denn alle Macht über ihn verloren? Wie soll sie ihre schwierige Aufgabe unter diesen Umständen durchführen?

„Warum sind Sie gekommen, wenn Sie so mit mir sein wollen. Jedes Wort, das Sie sprechen, thut mir weh,“ sagt sie gereizt.

„Ich bin gekommen, weil Sie mich riefen,“ erwidert er trotzig. „Ich frage Sie nun, zu was Sie mich gerufen haben?“

Eine lange Pause folgt. Der Regen draußen fällt stärker und stärker, die Luft in dem Zimmer ist bläulich düster, hier und da zerreißt ein Blitz die Finsternis; gleich darauf poltert ein lauter, dröhnender Donnerschlag über die Erde. Der Boden zittert. Weder er noch sie merken etwas davon. Endlich hebt sie den Kopf und beginnt:

„Sie können sich denken, daß ich wichtige Gründe haben mußte, um Sie kommen zu lassen,“ murmelt sie.

„Ja — aber — ich kann mir auch nicht im mindesten vorstellen, welcher Art diese Gründe sind.“

Sie schöpft tief Atem, dann beginnt sie sehr leise, sehr innig mit ihrer weichen, vibrierenden abgematteten Stimme: „Werner, Sie wissen, welche warme Freundschaft mich mit Else verbindet von Jugend an. Else war die einzige Person auf der Welt, die ich lieb haben durfte. Und ich fühlte solche Sehnsucht danach, jemanden lieb zu haben. Diesen Winter nach langer Trennung habe ich Else wiedergesehen. Ich habe auch Sie, Werner, besser kennen und schätzen gelernt, nachdem ich mir jahrelang ein häßliches und verzerrtes Bild von Ihnen gemacht. Sie gestatteten mir, mich an der innigen Atmosphäre Ihres Familienlebens wärmen zu dürfen, und ich war Ihnen allen

dankbar — ach, wie dankbar dafür — daß Sie mir erlaubten, mich daran zu erfreuen. Ich lernte Sie alle zusammen gleich lieb haben, Sie, Else und die Kinder, in einem Atemzug, mit einem Herzschlag. Und jetzt, wo ich all das Liebe, worüber ich mich freute, gefährdet, wo ich Sie im Begriffe sehe, Ihr wunderschönes Familienleben zu zerstören und Ihre Existenz herabzuwürdigen, zerschneidet es mir das Herz, und ich möchte thun, was nur irgend in meiner Macht steht, Sie daran zu verhindern. Ich habe Sie hierher gerufen, um Ihnen ein letztes Mal ins Gewissen zu reden, um Ihnen zu sagen: Denken Sie daran, was Sie zerstören; schütteln Sie ein Gefühl von sich ab, das Sie in den Schlamm herniederzieht!" Die Hände faltend, blickt sie zu ihm auf.

Er aber runzelt nur unwillig die Stirn. „Es ist zu spät, Lena," erwidert er ihr. „Noch vor wenigen Tagen hätte ich Ihre Worte sehr schön gefunden; damals konnten Sie mich mit einem Blick, mit einem Lächeln leiten zum Guten wie zum Bösen. Jetzt ist's vorüber!"

Ein heiseres Stöhnen entfährt ihr, sie streift sich mit beiden Händen die Haare von den Schläfen zurück. „Ist denn der Zauber dieser Frau so mächtig?" ruft sie verzweifelt.

„Der Zauber welcher Frau?" fragt er herb.

„Nun dieser — dieser" — ohne ihn anzusehen — „dieser Fürstin Orbanoff!"

„Der Zauber der Fürstin Orbanoff?" Die Worte fallen mit unsäglicher Verachtung von seinen Lippen. „Wenn Sie wüßten, wie wenig ich für die fühle, stets gefühlt habe! Sie gilt mir nicht mehr als ein Glas Champagner, nach dem man greift, um sich über eine böse Stunde hinüberzuhelfen. Wenn Sie eine so schlechte Menschenkennerin sind, so haben Ihre Worte für mich wahrlich wenig Wert!"

Eine Ahnung umschleicht Lenas Herz, eine schreckliche, selige Ahnung. Sie weiß, daß sie ihn verhindern sollte, weiter zu reden, und weiß auch, daß sie es nicht über sich gewinnen, daß sie keine Ruhe wird finden können, ehe er ausgesprochen haben wird, was sie nicht hören darf.

„Ich habe mich nie für eine gute Menschenkennerin ausgegeben," murmelt sie, „aber die Veränderung in Ihrem Wesen — Sie sind derselbe Mensch nicht mehr."

„Das ist alles richtig: ich bin derselbe Mensch nicht mehr, ich bin im Begriff, zu Grunde zu gehen; aber die arme Fürstin trägt wenig Schuld daran."

Lena zögert, ihr Herz klopft stark, unerträglich, bis in den Hals hinauf. „Wer denn?" murmelt sie.

„Soll ich's Ihnen sagen?" fragt er scharf. Sie senkt den Kopf. „Nun denn, eine Frau, die ich verehrt habe mit all dem bißchen Guten, was noch in mir übrig war — eine Frau, in der ich das Schönste, Edelste, Reinste und Wärmste verkörpert glaubte, was Gott je in einem weiblichen Herzen vereinigt hat — eine Frau, unter deren Einfluß die alten, in den Staub getretenen Ideale meiner Jugend wieder auflebten — eine Frau, die ich mich begnügte, traurig aber ergeben anzubeten, weil sie mir nie erlaubt hätte, sie zu lieben; ja, die ich anbetete und die ich jetzt verachte, vom Grund meines Herzens verachte, weil ich sehe, daß die Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit ihr mehr gilt als alles andere auf der Welt, so, daß sie im Begriffe steht, sich ein zweites Mal in ihrem Leben zu verkaufen! Und nun frage ich Sie, Lena, wer diese Frau ist?"

Lena ist aufgesprungen. Sie eilt an ihm vorbei auf die Gartenthür zu, reißt dieselbe auf und deutet mit einer herrischen Gebärde hinaus. Er erhebt sich, verbeugt sich und geht; ohne sich auch nur ein letztes Mal umzusehen, geht er. Der Regen rauscht über ihn nieder in Strömen, große Hagelstücke fallen, ein Blitz zerreißt die Wolken, der ganze Himmel scheint Feuer zu speien. In einen Lorbeerbaum knapp neben ihm fährt das Feuer, der Lorbeerbaum schwankt und kracht. Da — was ist das? Mit einemmal fühlt er zwei eiskalte Hände, die sich an ihn festklammern.

„Lena! ... Ist's möglich? ... Lena!"

Ja, es ist Lena, die ihm nachgeeilt ist zwischen Hagel, Donner und Blitz — Lena, die mit zu Tode geängstigten Augen zu ihm emporsieht — Lena, die ihm zuruft: „Kehren Sie um, ich bitte Sie!"

Einen Augenblick steht er regungslos, sprachlos. Wieder zerreißen sich die Wolken, wieder fährt eine Flammengarbe zur Erde nieder. Da schlingt Lena beide Arme um ihn, als ob sie ihn mit ihrem schwachen zarten Leibe vor dem tobenden Zorn der Elemente schützen wollte. „Um Gottes willen, kommen Sie!" Sie schmiegt sich an ihn, leidenschaftlich, verzweifelt.

Aus dem oberen Teil des Gartens, dort aus dem Orangenhain her, zieht sich ein breiter Bach schlammfarbigen Regenwassers, in dem abgefallene weiße Blüten schimmern, knapp an den beiden vorbei, zwischen ihnen und dem Kasino.

Ehe sich Lena dessen versieht, hat sie Werner vom Boden gehoben und über den Schlamm hinübergetragen in das Gartenzimmer; dort stellt er sie nieder, küßt den Saum ihres durchnäßten Kleides und eilt fort.

Es ist ein Akt der Großmut, wie dessen ein Mann nur einmal fähig ist, wie er dessen fähig ist in dem schönsten, heiligsten Moment der Leidenschaft, wo diese, bereits vom Himmel zur Erde niederschwebend, ein letztes Mal schaudernd die Flügel hebt, ehe sie die Erde berührt, auf der sie die Flügel verlieren muß.

Und der Himmel speit Eis und Feuer, die ganze Erde erbebt, aus den Bäumen fallen welke Blüten und tote Vögel, über die unheimliche Verwüstung hin zieht ein Zischen und Heulen wie die Stimme des zornigen Dämons, der um sein Opfer betrogen worden ist.

— — — — — — — — — — — — —

Trunken, ja geradezu halb irrsinnig vor Wonne kehrte Werner in sein Hotel zurück, wo er sich, kaum daß er seine Kleider gewechselt, an seinen Schreibtisch begab, um Lena zu schreiben.

Ehe er Lena wiedersah, mußte er sie zu seiner Auffassung des jäh zugespitzten Konfliktes und seiner Ansicht darüber, auf welche Art derselbe zu lösen sei, bekehrt haben.

Lena liebte ihn. Er mußte sich mit Lena verbinden.

Sein ganzes Empfindungsvermögen floß in dem einzigen Wunsche zusammen.

Wie viele Menschen er auf dem Wege nach diesem Ziele umrannte, wie viele Herzen er zertrat, das war Nebensache, dagegen war er stumpf.

Der Teufel hatte vorsichtig, nichts überhastend, langsam, langsam alle Lichter in seiner Seele ausgelöscht, die nicht nach einer speciellen Richtung hindeuteten. Seine Leidenschaft hatte jenen Punkt erreicht, der mit vollständigster Lähmung der Nächstenliebe, jener heiligen Wurzel des Pflichtgefühls in des Wortes tiefster und höchster Bedeutung, verbunden ist.

Er vermochte sich das Unheil, welches er durch sein Vorhaben anrichten mußte, nicht mehr vorzustellen. Er dachte nicht mehr, er wollte nur.

Lena in die tausend Verlegenheiten und Erniedrigungen eines verheimlichten Liebesverhältnisses herabzuziehen, erschien ihm als gänzlich unstatthaft. Lena mußte geschont werden; für alles, was Lena anging, war er momentan empfindlicher als für sich selbst. Er mußte sich einfach von Else scheiden lassen, um Lena heiraten zu können. Das war bei ihm ausgemacht. Die Frage für ihn war nur: Würde er Lena dazu bringen, die Scheidung gut zu heißen und ihm auf diese Scheidung hin die Hand zum Bunde zu reichen?

Ein anderes Bedenken existierte für ihn der Sache gegenüber nicht. Else — die Kinder —

Arme Else! arme Else! Warum war es nicht zu umgehen, sie zu kränken? Er nahm es dem Schicksal ordentlich übel, daß es nicht zu umgehen sei. Arme Else!

Die Kinder! Bei dem Gedanken an die Kleinen durchschauerte ihn eine wehmütige Rührung. Ja, die würde er entbehren; aber alljährlich würde er sie auf Wochen oder Monate doch bei sich haben dürfen, und Lena war so klug, so gut, war seinen Kindern so zugethan.

Sie war nie anbetungswürdiger, als wenn sie eines seiner Kleinen auf dem Schoße hielt. Sie würde schon alles zum besten einzurichten wissen. Zum besten einrichten hieß hier so viel, als die armen Kinder allmählich ihrer eigenen Mutter entfremden. Das war nun sehr häßlich, so häßlich, daß es Werner unangenehm berührt hätte, wenn er sich dessen bewußt geworden wäre, wie häßlich es war. Das aber —

zu seiner Entschuldigung sei's gesagt — war nicht der Fall.

Sein logisches Denk- und Urteilsvermögen funktionierte momentan sehr schlecht. Dafür arbeitete seine Phantasie in der ausschweifendsten Weise, leistete Wunder in der beschönigenden Thätigkeit, die sie bei solchen Anlässen mit Vorliebe an den Tag legt, und wob allerhand goldschillernde Schleier, um die abscheulichen Risse und Abgründe zuzudecken, welche bei näherer Prüfung der Sachlage unfehlbar zu Tage getreten wären.

Bei all dem war er im Grunde ein anständiger Mensch, von ungewöhnlicher Gutherzigkeit und seltenem Zartgefühl. Er war einfach nicht zurechnungsfähig, er phantasierte im Fieber. Er war krank.

Verschiedene Umstände hatten dazu beigetragen, ihn für diese Krankheit vorzubereiten.

Die Religion, welche allein positive Gründe für die Moral angiebt, war für ihn längst ein überwundener Standpunkt, und die ruhige Überzeugung des geprüften und erfahrenen Menschen, daß es durchaus nötig sei, auf die individuelle Befriedigung zu verzichten, wo diese Befriedigung mit den die Rechte der Allgemeinheit schützenden Sittengesetzen in Konflikt kommt — diese mit tiefer Resignation verbundene Überzeugung hatte er nicht erreicht.

Die modernen, philosophisch anarchistischen Sittlichkeitsanschauungen, mit denen er seinerseits zuerst von überspannten Frauenzimmern vertraut gemacht worden war, hatten das Ihrige dazu beigetragen, das Erreichen dieses traurigen, aber würdigen Ziels bei ihm hinauszuschieben, und ihm statt dessen einen gewissen frevelhaften Optimismus einzuimpfen, demzufolge die Lösung des großen Mißklangs, welcher die Welt durchzieht, keineswegs ein Ding der Unmöglichkeit, sondern im Gegenteil etwas war, das sich durch den rücksichtslosen Umsturz des oben erwähnten Resignationsprincips gewaltsam erzwingen ließ.

Ja, sehr viele von den aufrührerisch herumphilosophierenden modernen Unkrautsäern gingen so weit, zu behaupten, daß der große Mißklang in keinem ursprünglichen organischen Zusammenhang mit der Schöpfung stehe, sondern erst später künstlich in dieselbe hineineinpraktiziert worden sei, und zwar vornehmlich durch die von dem Christentum und seinem schwerfälligen Sittenapparat verkümmerte nachheidnische Civilisation.

Sie vergaßen, daß der Mißklang weit vor die christliche ebenso wie vor die heidnische Civilisationsära zurückdatiert, daß er sich zum erstenmal gemeldet hat an dem Tage, als sich der göttliche Funke in die tierische Materie verirrte und aus dieser Verirrung der Mensch enstand; daß der große Mißklang überhaupt einfach in dem Bewußtsein, in dem Sichbewußtwerden des Menschen wurzelt; dem Bewußtwerden der Niedrigkeit seiner tierischen Instinkte und der Unerreichbarkeit seiner göttlichen Wünsche, dem Bewußtwerden seiner Liebe zum Leben und seiner Angst vor dem Tode, dem fürchterlichen Bewußtwerden, daß die ganze Natur, durch ein Princip unerhörter Grausamkeit zusammengehalten, in ihrem ewig neu schaffenden Wechsel ein Werk rastloser Zerstörung vollbringt, bei dem sich die Freude vom Schmerz, das Leben vom Tode nähren muß.

Daß die Civilisation den Mißklang verschärft hat, indem sie das Bewußtsein des Menschen verschärft, den glimmenden Geistesfunken zu hellem Feuer angefacht hat, ist schließlich nicht zu leugnen, ebensowenig als der Umstand, daß dieser selbige so viel schönes Unheil anrichtende göttliche Funke erstickt werden könnte, wenn sich die Menschheit nur ebensoviel Mühe geben wollte, ihn auszulöschen, als sie sich früher gegeben, ihn anzufachen, das heißt, wenn sie sich dazu entschließen könnte, mit der Civilisation sans phrase ein für allemal aufzuräumen.

Nur steht leider anzunehmen, daß, wenn der Mensch, als das gründlich verpfuschte Meisterwerk, das er ist, zur ewigen Unzulänglichkeit verdammt, sich bei seiner aufwärtsstrebenden Laufbahn nie bis zu einem richtigen Gott hat emporschwingen können, er es andererseits auf den abwärts führenden Bahnen höchstens zu einer recht mittelmäßigen und herzlich widerwärtigen Bestie bringen wird.

So weit reichten zumeist die Gedanken der philosophierenden Unkrautsäer nicht. Die Civilisation wollten sie nicht abschaffen, mit ihren angenehmen Verzärtelungen keineswegs brechen, nur mit ihren Unbequemlichkeiten,

belästigenden sittlichen Vorschriften und Einengungen; und daß dieselben von der Civilisation unzertrennlich sind, stellten sie auf das entschiedenste in Abrede.

Im Gegenteil sollte durch ein fröhlich heidnisches Drauflosgenießen, eine sieghaft alle Hindernisse überwindende freie Entfaltung der Individualität nicht nur der große Mißklang gelöst, sondern auch noch die Civilisation gefördert werden.

Man war es sich und dem Weltall schuldig, sich frei zu entwickeln, darauf zielte alles, was Werner seinerzeit an modernen Anschauungen absorbiert.

Mit dem Christentum war man fertig, über Kant spottete man (ohne ihn gelesen zu haben), und Schopenhauer schob man beiseite, oder vielmehr man wich ihm mit einem ehrerbietigen Bückling aus.

Dafür las man massenhaft Nietzsche, oberflächlich, gefräßig, ohne in seine wirkliche Tiefe vorzudringen, trieb sich mit großer Selbstgefälligkeit auf dem Tummelplatz für Mißverständnisse herum, den dieser große Dichter seiner eigenen Aussage nach für die Zudringlichen eröffnet hat, die ihm eine Freundschaft aufzwingen möchten, von der er nichts wissen will.

Aus Nietzsche schöpfte man allerhand große Weisheiten; vor allem lernte man, daß es nötig sei, sein Ich heilig zu sprechen. Daß, wer sein Ich heilig sprechen will, vor allem verpflichtet ist, es heilig zu halten, lernte man nicht.

Trotz aller in ihm fluktuierenden theoretischen Verworrenheiten hatte Werner den neuen Lehren gegenüber bis dahin stets seine großen Bedenken gehegt, ja dieselben mehr oder minder als utopistische Rasereien belächelt. Aber behalten hatte er sie; und jetzt, wo er sie brauchte, um sein Vorgehen damit zu beschönigen, leuchtete ihm plötzlich die Richtigkeit derselben ein.

Das einzige sittliche Motiv zur Verbindung zweier Wesen war der natürliche Impuls: die Liebe. Unter den Umständen war jedes weitere Zusammenleben mit Else unsittlich, seine Lösung der alten Bande und schleunige Verbindung mit Lena das einzig Naturgemäße, infolgedessen Sittliche.

Freilich, ob Lena diese Auffassung teilen würde, daran hatte er seine großen Zweifel — Zweifel, die ihn mit qualvoller Unruhe erfüllten. Aber Lenas Widerstand mußte gebrochen werden, es mußte ihm gelingen, sie zu einem mutigen und logischen Vorgehen zu bestimmen.

Mit dem Gedanken an eine Scheidung hatte er sich bereits seit längerem abgegeben und an dem Tage, da er im Schatten des Metelladenkmals die bewußtlose Lena im Arm gehalten, in der That in dem von Thilde erwähnten Brief an einen rechtskundigen Jugendfreund geschrieben, den er, ohne Namen zu nennen oder den Fall irgendwie zu specifizieren, darüber befragte, wie eine solche Scheidung am besten zu erreichen sei. Die Antwort hielt er in den Händen. Nach dem, was ihm der Rechtsanwalt schrieb, war alles noch viel leichter, als er es sich eigentlich gedacht.

Unter dem Einfluß seiner optimistischen Begeisterung setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgendermaßen an Lena:

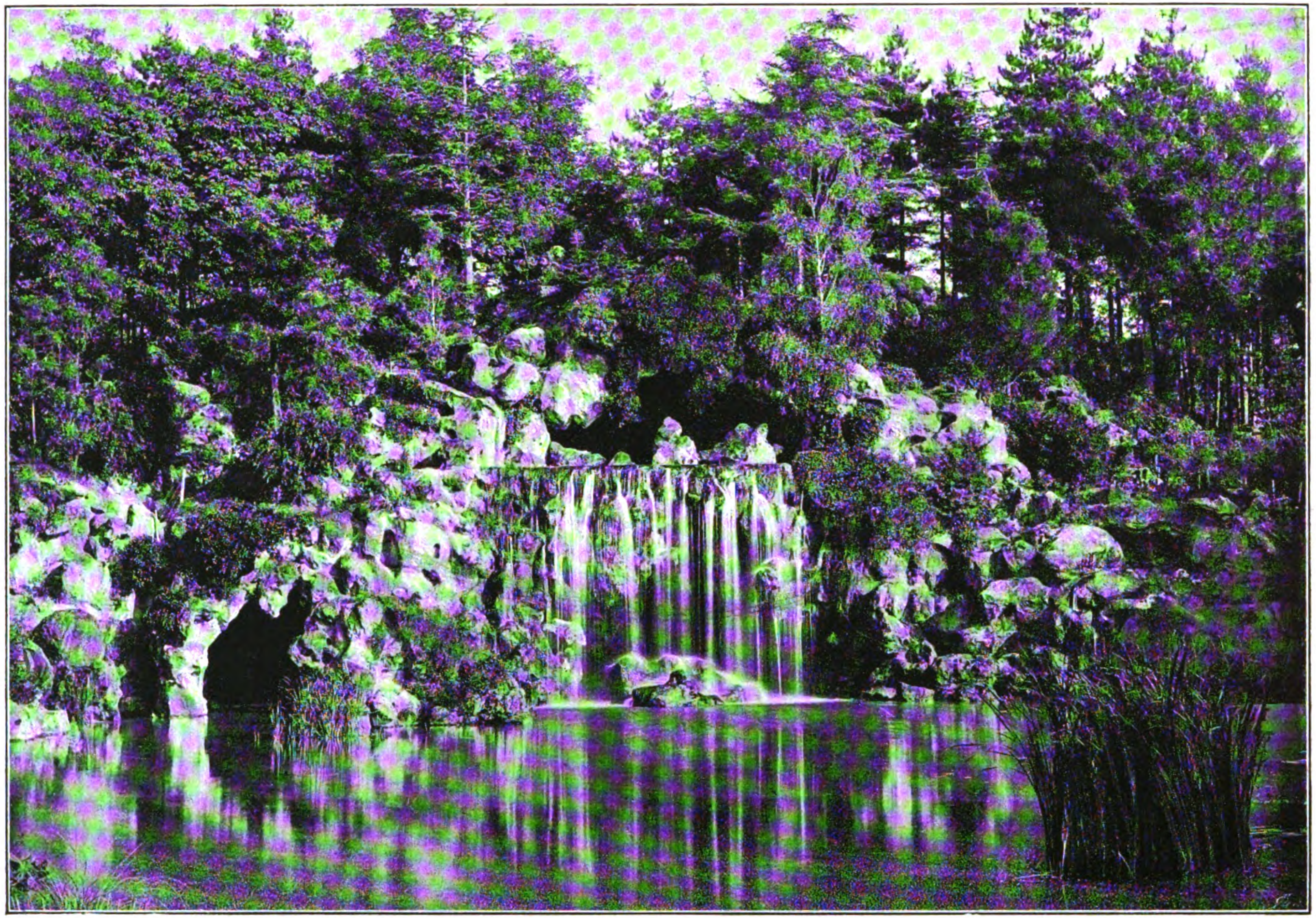
„Lena, meine teure, angebetete, geliebte Lena!

Es mußte ein Blitz zwischen uns niederfahren, um mich in Ihrer Seele lesen zu lassen, mir die ganze Tiefe Ihres geheimnisvollen edlen und leidenschaftlichen Empfindens zu enthüllen, mir zu verraten, was ich früher nie, nie zu hoffen gewagt hätte, was mir zu heilig ist, als daß ich's mit Worten nennen dürfte.

Ist's möglich, ist's wirklich möglich? Ich kann's gar nicht fassen, bin wie irrsinnig, wie betäubt vor Glück!

Glück? Das Glück ist noch weit, aber es ist ja schon so schön, zu wissen, daß es existiert. Nun heißt es rücksichtslos alle Hindernisse niederreißen, die uns davon trennen. Lena, giebt es denn noch Hindernisse, wenn unsere Vereinigung auf dem Spiele steht? Mißverstehen Sie mich nicht! Als ob ich's überhaupt wagen würde, Ihnen etwas anderes als mein ganzes Leben zu weihen. Ich Ihnen! Aber Ihre Verlobung mit Enzersdorff war ja doch nur eine Schranke, die Sie aufrichten wollten zwischen uns beiden. Meine Ehe war ein jahrelanger Irrtum. Sie müssen Ihre Verlobung lösen, ich muß mich scheiden lassen, um Ihnen meine Hand bieten zu können.

Die Scheidung ist zu allem Vorangegan-



Jll. D. Monatshefte. März 1894.

Wasserfall im Bois de Boulogne, Paris.

genen der sittlichste und logischste Abschluß. Nun heißt es nur überlegen, auf welche Art die Scheidung am besten einzuleiten wäre.

Ihr Ruf muß vor allem geschont werden, liebe Lena, und völlig rein aus diesen peinlichen Verwickelungen hervorgehen. Vorerst aber bitte ich Sie, mir eine Stunde anzugeben, wo ich Sie treffen kann, um das Nähere in dieser Angelegenheit zu besprechen.

In grenzenloser Liebe und Verehrung

Werner."

— — — — — — — — — — — — — —

Es war spät am Abend, als Lena diesen Brief erhielt.

Sie las ihn zweimal, dreimal, fast mit Entrüstung gegen Werner, dann mit Entrüstung gegen sich selbst. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, um ihm zu antworten; sie vermochte es nicht.

Das Fieber tobte ihr in den Adern, im Herzen, im Kopf. Sie streckte die Arme ins Leere. „Glücklich sein, nur eine Stunde glücklich sein!" murmelte sie. Dann biß sie die Zähne ineinander, runzelte die Stirn, schloß Werners Brief ein.

Sie legte sich nieder. Trotz ihrer großen Müdigkeit warf sie sich lange schlaflos in ihrem Bett herum; endlich verschleierte ein Traum ihr Bewußtsein.

Ihr war's, als stünde sie auf einer üppig blühenden Wiese, aus deren Mitte ein verschleiertes Standbild emporragte. Bacchantinnen bewegten sich wollüstig wiegend um das Geheimnis herum, blasse, schöne, üppige Mädchen, halb nackt, mit Tigerfellen um die Schultern und Weinlaub im Haar. An ihren Hand- und Fußgelenken glänzten goldene Spangen. Die Luft war schwer vom Duft der Orangenblüten, und in der Ferne sangen zwei Stimmen, eine männliche und eine weibliche, ein Liebeslied. Immer leidenschaftlicher, immer üppiger wird der Tanz der blassen Bacchantinnen. Eine unbeschreiblich anlockende Anmut spricht aus ihren Bewegungen, aus ihren Gesichtern, und dennoch ist etwas in ihnen, das Lena anwidert.

Die Augen der Bacchantinnen sind es, schmale, gegen die Schläfen emporgezogene Augen, die wie Tieraugen nur zu Boden sehen.

„Bleib bei uns," flüstern sie schmeichelnd, „und du sollst alles haben, wonach dein Herz sich sehnt, nur —"

„Nur?"

Die Bacchantinnen schweigen, und eine Stimme ruft von oben: „Nur darfst du nie emporsehen und nie zurück!"

Doch schon, unwillkürlich hat sie emporgesehen; der schwüle Spuk verschwindet. Mühsam keuchend, klettert sie einen Berg hinan, den Berg, von dessen Gipfel herab ihr die warnende Stimme zurief. Der Berg wird immer steiler, die Luft immer kälter, sie selbst immer müder. Sie trachtet, sich an einem Gebüsch festzuhalten, die Dornen zerstechen ihre Hände. Sie achtet dessen nicht, greift mitten in die Dornen hinein, um einen Halt zu finden. Das Gesträuch giebt nach; ein Schwindel überkommt sie, sie blickt hinab.

Ein grauer Dunst liegt über der blühenden Wiese, auf der das verschleierte Standbild steht. Die Schleier fallen, ein schwarzer Dämon schwebt daraus hervor: der Dämon des Frühlings, der das Leben über die Schöpfung speit. Er breitet die Flügel aus — Lena erwacht mit einem Schrei.

— — — — — — — — — — — — —

Im Laufe des nächsten Vormittages erhielt Werner folgende Antwort von Lena:

„Mit Ihrem Brief haben Sie mir einen nicht zu beschreibenden Schmerz zugefügt. Suchen Sie mich nicht auf. Über unsere gemeinschaftliche Zukunft ist nichts zu beraten. In Ihrem Leben muß alles bleiben, wie es ist. Edler und großmütiger wäre es von Ihnen gewesen, wenn Sie auf das, was Ihnen ein Zufall, der mich um meine Selbstbeherrschung betrog, verraten, überhaupt nicht weiter zurückgekommen wären. Daß Sie mir aber darauf hin zumuten, Else kaltblütig beiseite zu schieben und mich ihres Glückes zu bemächtigen, ist einfach ungeheuerlich, abscheulich, entsetzlich!

Ich kann mich gar nicht fassen über das Unglück, welches ich angerichtet habe; gerade ich — ich —

Der Gedanke an eine Scheidung ist so frevelhaft, so häßlich und Ihrer so unwürdig, daß er sich nur durch den völlig überreizten und unzurechnungsfähigen Zustand erklären läßt, in dem Sie sich befinden.

Der Zustand wird vorübergehen, und dann werden Sie mir vielleicht Dank wissen dafür, daß ich ihn sofort für das erkannt habe, was er war.

Bis dahin bleibe ich in unverändert treuer Gesinnung Ihre

Lena Retz."

— — — — — — — — — — — — —

Werner schäumte vor Wut, als er den Brief erhielt, an dem ihn alles verdroß, von der sauberen, regelmäßigen Formung der Buchstaben bis zur Genauigkeit der Interpunktion und der Ausführlichkeit der Unterschrift. Er bezeichnete den Brief als ödes, mühsam gedrechseltes stilistisches Machwerk, das, offenbar abgeschrieben aus einem weitläufigeren Concept, mit scharfsinnig ausgeklügelten Weglassungen zusammengestückelt worden war. Eine Frau, die ihm auf seine glühenden Zeilen nichts Besseres zu antworten wußte, war einfach nicht die, für die er sie gehalten. Es war eine Frau, die überhaupt nicht lieben konnte, eine Frau, die, nachdem ihr ein durch Eifersucht und schwüle Gewitteratmosphäre erzeugter Herzensrausch momentan zu Kopf gestiegen, sogleich wieder in die vernünftig kühle Verstandesatmosphäre zurückgekehrt war, die ihr Lebenselement ausmachte. Er hatte es ja immer gewußt, sie war keines schwungvollen Gefühls fähig, alles in ihr war Vorsicht und Rücksicht und pedantisches Festhalten am Hergebrachten. Else und immer wieder Else! Ja, mein Gott, als ob es ihm selber nicht ebenfalls schwer gewesen wäre, Else zu kränken! Gewiß fiel es ihm schwer, aber er zauderte nicht einen Augenblick, er scheute vor keinem Verbrechen zurück, wenn es galt, die heiligen Rechte der Leidenschaft zu wahren. Während sie — Was wußte sie von Leidenschaft! Sie begriff ihn einfach nicht.

Er las den Brief noch einmal durch; er mißfiel ihm noch mehr. Dieser mühsam komponierte, concipierte Brief! Alles mißfiel ihm daran, am meisten aber das erbärmliche, kleinbürgerliche sittliche Schicklichkeitsgefühl, das sich, wie er wähnte, selbstzufrieden und prahlerisch in jeder Zeile breit machte, der überlegene philiströse, zurechtweisende Ton.

Zum Schluß kam ihm noch ein besonders häßlicher Gedanke: Else — Else; sie nimmt Else zum Vorwand, sie stößt mich von sich, weil sie einfach keine Lust hat, mit Enzersdorff zu brechen. Ich habe die Beweggründe zu ihrer Verlobung in einer ihr ganz fremden idealistischen Richtung gesucht.

Nachdem Werner im Laufe von mehreren Stunden wenigstens tausend verschiedene, einander widersprechende Entschlüsse gefaßt, fuhr er schließlich in die Villa Brancaleone hinaus, um Lena seine ganze Verachtung ins Gesicht zu schleudern, sie zugleich um Vergebung zu bitten für den Irrtum, der ihm in der Beurteilung ihrer Persönlichkeit entschlüpft, und sich von ihr zu verabschieden. Da er fürchtete, daß sie ihn nicht empfangen würde, falls er sich bei ihr anmelden ließe, so stieg er am Fuß der terrassenförmig emporstufenden Villa aus, schickte den Wagen weg und stieg zu dem Kasino empor.

Trotz des gestrigen Gewitters hatte sich die Schwüle nicht vermindert, die Luft war womöglich noch drückender, ermattender als am Tage zuvor. Der Dunst, der aus der nassen Erde stieg, war betäubend.

Werner trat bis an das Gartenzimmer heran. Die Thür stand offen. Er erblickte Lena; totenblaß saß sie an ihrem Schreibtisch. Die Feder, welche sie in der Hand hielt, schwebte über dem Papier, ohne daß sie dazu kam, einen Buchstaben zu formen. Offenbar suchte sie vergeblich nach einem Wort. An wen schrieb sie? Die Eifersucht kochte über bei Werner. Er trat an sie heran. Sie fuhr zusammen. Mehrere Sekunden lang blickten sie einander stumm in die Augen.

„An wen schreiben Sie?" stieß er endlich hervor.

„An Enzersdorff," murmelte sie sehr matt.

„So — an Enzersdorff. Natürlich an Enzersdorff!" fuhr er auf. „Ich wußte es ja, es muß eben alles beim alten bleiben!"

„Werner," sagte sie vorwurfsvoll, „sind Sie gekommen, um mich zu beleidigen?"

„Ich bin gekommen, um Ihnen zu den schönen Gefühlen und tugendhaften Lebensansichten zu gratulieren, die Sie in Ihrem Schreiben kund gegeben haben, im übrigen Sie um Verzeihung zu bitten für den thörichten und übereilten Brief, den ich Ihnen geschrieben."

„Ich kann Ihnen nur recht geben, wenn

Sie sich veranlaßt fühlen, mich wegen Ihres Briefes um Verzeihung zu bitten," sagte sie.

„Es war in der That eine Thorheit, ihn zu schreiben!" entgegnete er ihr bitter. „Ich weiß nicht, über wen ich bitterer lachen soll, über mich oder über Sie! Ich schütte Ihnen mein ganzes Herz vor die Füße, bin bereit, alles, was mir bisher lieb und teuer war, zu zerstören, um Ihnen ein Piedestal daraus zu bauen, und Sie antworten mir in einem Brief, der einer wohlerzogenen kleinen Pensionärin Ehre machen könnte!"

Sie schwieg.

Sein eifersüchtiger Zorn stieg von Wort zu Wort. „Das ist ja alles sehr schön, sehr ehrenhaft!" zischte er. „Es wäre vielleicht noch schöner, noch ehrenhafter, wenn es nicht zugleich so merkwürdig vernünftig wäre!"

Sie schwieg noch immer.

„Ist der Stil des Briefes an Ihren Bräutigam von derselben Färbung?" fragte er schneidend.

Einen Augenblick zögerte sie, dann mit einer raschen Bewegung reichte sie ihm den Brief, an dem sie bei seinem Eintreten geschrieben. Er las:

„Lieber Prinz!

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen mitzuteilen, was ich Ihnen mitteilen muß; jedoch halte ich es für besser, Sie sobald als möglich einer Täuschung zu entziehen.

Zu dem Übertritt zum Katholicismus, den Sie als einzige, aber unerläßliche Bedingung an eine Verbindung mit Ihnen knüpfen, kann ich nicht —"

„Lena!" rief Werner aus. Er sank zu ihren Füßen nieder, er bedeckte ihre Hände mit Küssen, und da sie ihm dieselben entzog, brachte er ihr Kleid an seine Lippen und küßte das.

„Lassen Sie mich!" rief sie heftig. „Lassen Sie mich! Als Sie mich gestern, da ich aus Angst um Sie wahnsinnig geworden war, in Ihren Armen nach Hause getragen und sich dann entfernt hatten, da verehrte ich Sie wie einen Gott, mit der Erinnerung im Herzen hätte ich sterben wollen, und jetzt haben Sie das alles verdorben! Begreifen Sie denn nicht, wie unsäglich weh Sie mir thun, mit jedem Blick, mit jeder Bewegung, mit jedem Wort, das Sie zu mir sprechen, das Sie an mich geschrieben haben!"

„Sagen Sie es kurz: mit meiner Liebe!" murmelte er, sich aufrichtend.

„Nun ja, mit Ihrer Liebe!" stieß sie hervor. „Begreifen Sie denn nicht, wie demütigend das alles für mich ist!"

„Demütigend?" wiederholte er verletzt.

„Ja," rief sie heftig, „demütigend! Wie soll es nicht demütigend für mich sein! Es ist alles so ganz anders ausgefallen, als ich es mir ausgedacht. Ich hatte mir vorgenommen, alles Schöne, das in Ihnen brach lag, zu kräftigen und zu veredeln — ich habe es erniedrigt und geschwächt! Ich wollte Ihr momentan verdunkeltes sittliches Bewußtsein wecken — ich habe es vernichtet, so vollständig vernichtet, daß auch der letzte Begriff von Pflichtgefühl Ihnen entschwunden ist und Sie mir kaltblütig anbieten, für mich zu thun, was ich Sie verhindern wollte für eine andere zu thun, das heißt Ihr schönes Familienleben zu zerstören und Ihre Heiligtümer in den Staub zu treten! Aber das ist ja entsetzlich, entsetzlich!"

„Das ist Ihnen entsetzlich, weil Sie mich nicht lieben," murmelte er. „Wenn Sie mich liebten, so würden Sie es einfach natürlich finden, aber Sie lieben mich eben nicht!"

Sie sah ihm voll ins Gesicht, in ihren Augen leuchtete eine Art Zorn oder Empörung über die Qualen, die er ihr verursachte, zugleich aber etwas Unaussprechliches, dasselbe Geheimnisvolle, Sehnsüchtige, das er zum erstenmal erschaut, als ihm ein Blitzstrahl ihre Seele gezeigt. „So, ich liebe Sie nicht?" wiederholte sie. „Was gäbe ich darum, wenn ich die Kraft hätte, mir das glaubwürdig selber vorzulügen! Aber ich habe die Kraft nicht. Seit jenem Augenblick, wo ich neben dem Metella-Denkmal erwacht bin, habe ich sie nicht mehr. Bis dahin wußte ich von nichts, ich wollte es nicht wissen! Seitdem aber weiß ich es, und seitdem graut mir vor mir selbst. Weshalb habe ich mich denn mit Enzersdorff verlobt? Sie hatten's ganz richtig erraten. Um eine Schranke aufzurichten zwischen mir und — Es war ein Verbrechen, einen ehrlichen Mann in meine traurige Verwirrung hineinzuziehen, ich habe es begangen in mei-

ner panischen Angst, in der ich, nicht mehr zurechnungsfähig, nach einer Stütze griff! Warum bin ich denn jetzt im Begriff, meine Verlobung jählings zu lösen? Weil ich mich lieber kreuzigen ließe, als seine Liebkosungen zu ertragen, weil ich nicht könnte — nicht könnte!"

Bis dahin hatte sie gestanden, jetzt ließ sie sich erschöpft in einen Lehnstuhl niedergleiten. Er setzte sich auch, und seinen Sessel sehr nahe an den ihren heranrückend, die Hand auf die Lehne des ihren stützend, flüsterte er: „Sie selber sagen mir, daß Sie lieber jeden Tod sterben als Enzersdorffs Liebkosungen ertragen würden, und doch wollen Sie mir zumuten, ich sollte, das Herz ganz erfüllt von Ihnen, zu Else zurückkehren! Das wäre in meinen Augen der Höhepunkt der Unsittlichkeit! Lena, Sie müssen mir doch recht geben, sagen Sie doch ein Wort! Wenn Sie mir nicht recht geben, so widerlegen Sie meinen Ausspruch!"

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Sie entzog ihm dieselbe, aber er fühlte, daß sie zögerte, daß es ihr sehr schwer wurde, sehr schwer.

„Widerlegen kann ich Sie nicht," murmelte sie, „diese Sophismen sind nicht zu widerlegen; selbst wenn ich momentan meinen ganzen Verstand hätte, könnte ich es nicht, und ich habe ihn nicht mehr; ich bin sehr müde und ich fange an, wirr zu werden hier." Sie griff sich an die Stirn. „Aber das eine weiß ich noch: daß man nicht das Recht hat, fremdes Glück zu zerstören, um selber glücklich zu sein!"

„Lena, ich will Ihnen noch etwas sagen!" rief Werner. „Meine Vereinigung mit Ihnen wäre kein Abirren, es wäre ein Zurückkehren zum geraden Weg. Ich liebte Sie, ehe ich Else je gesehen; meine Heirat war eine unverantwortliche Untreue, die ich an Ihnen beging!"

Eine seltsame Veränderung war mit Lena vorgegangen, während er diese Worte sprach; zum erstenmal sah sie sich voll nach ihm um. Ihre Augen strahlten mit überirdischem Licht aus ihrem todesbleichen Antlitz heraus.

„Sie liebten mich damals schon, nach unserer ersten Begegnung?" fragte sie; ihre Stimme klang voller als bisher.

„Ja, nach unserer ersten Begegnung; nachdem Sie Ihre Lippen auf meine Stirn gedrückt, liebte ich Sie aus ganzem Herzen. Meine Verlobung mit Else entsprang aus einem Zufall, dessen Konsequenzen ich tragen mußte. Aber ich liebte nur Sie. Die Nacht vor meiner Hochzeit träumte ich von Ihnen. Und Sie, Lena? Sie?" Er hielt inne.

„Ich!" Sie hatte sich jetzt aus ihrem Sessel erhoben und hoch emporgerichtet. Sie war so schön, wie er sie noch nie gesehen hatte, trotz ihrer tödlichen Blässe und der Thränenspuren in ihrem Gesicht. „Ich!" wiederholte sie; ihre Stimme hatte einen geheimnisvollen, verschleierten, zärtlichen Klang. Ein Wonneschauer durchrieselte ihn, während sie sprach: „Wenn Sie damals den Mut ihrer Liebe gehabt hätten, wenn Sie die Thür meines dumpfen Kerkers geöffnet hätten und mich hinausgerufen in den Sonnenschein, ich wäre Ihnen gefolgt, ohne auch nur zu fragen, wohin Sie mich führten! Jedes Opfer, das ich Ihnen bringen durfte, hätte ich als ein Geschenk empfunden, das Sie mir gönnten! Ja, wenn Sie damals gekommen wären! Aber Sie sind nicht gekommen!"

„Ich habe mich nur unterwegs verspätet, ich bin da!" rief er.

„Das ist nicht mehr dasselbe. Sie haben es versäumt, nun müssen Sie sehen, wie Sie mit sich fertig werden, ohne mich weiter zu martern, wie Sie mich heute gemartert haben!"

„Lena! Lena! das ist ja Unsinn! Ich will alles wieder gut machen, gönnen Sie mir nur die Möglichkeit!"

„Schaffen Sie mir sie!" rief sie bitter.

„Das will ich! Ich will ja nichts anderes! Es ist nicht einmal schwer, eine Scheidung zu erreichen. Ich habe mich bereits bei einem alten Bekannten danach erkundigt. Die dadurch hervorgerufene Erschütterung wird sich bald legen, Else wird sich in ihre Lage finden, die Welt wird aufhören zu sprechen, es wächst Gras über alles."

„Ja," murmelte sie, „es wächst Gras über alles, auch über solche Stunden, wie ich sie heute durchgemacht habe!"

Sie war ganz abgemattet, die Heftigkeit ihres Widerstandes war gebrochen; sie ver-

suchte es ein letztes Mal mit der Sanftmut. Da hatte sie immer am meisten von ihm erreicht.

„Vielleicht würde sich Else hineinfinden, unglücklich zu sein,“ murmelte sie, „wir beide aber, Werner, würden uns nie hineinfinden, glücklich zu sein. Glücklich! Als ob wir's überhaupt sein könnten! Nicht eine Stunde, nicht einen Augenblick! Immer würde ich Else vor mir sehen — Else, die Kinder, das liebe traute Heim. Nein, nein, Werner! Sie haben ja keine Ahnung, was Sie heraufbeschwören! Auf dem Wege, den Sie mit mir einschlagen wollen, giebt's nur Qual und Reue von Anfang bis zu Ende. Der Weg, den ich Sie führen möchte, so hart er sich anläßt, führt doch wenigstens zu einem schönen Ziel. Es wird ja dauern, lange Jahre dauern, ehe wir uns wiedersehen dürfen ohne Angst vor einem Unrecht, aber endlich wird die Zeit kommen. Sie ist weit, aber sie wird kommen. Dann — dann finde ich wieder mein liebes altes Plätzchen in Ihrem Hause, und — und hoffentlich zeige ich mich desselben würdiger, als — als ich es diesmal gethan.“ Die Thränen flossen ihr über die Wangen, sie strich ihm ein einziges Mal leise über das Haar, mit der zögernden Zartheit einer Mutter, die ihr krankes Kind berührt. „Das Ziel ist weit; aber es ist doch wenigstens ein Ziel,“ murmelte sie mit fast erstickter Stimme, „ein Ziel — etwas, auf das wir uns freuen können, freuen dürfen in den langen Jahren der Trennung, die wir uns auferlegen müssen, um es würdig zu erreichen — etwas, auf das ich mich freuen darf,“ wiederholte sie immer matter. Dann sich mühsam aufraffend, rief sie: „Und nun gehen Sie, Werner! Gehen Sie mit Gott!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht, Lena!“ rief er; anstatt ihn zu beruhigen, hatte ihre Sanftmut ihn gänzlich um den Verstand gebracht, jeder Nerv in ihm vibrierte von unsäglicher Zärtlichkeit. „Jedes Wort, mit dem Sie mich von sich weisen, fesselt mich doppelt an Sie, denn jedes Wort giebt mir einen neuen Beweis für das, was ich verliere, wenn ich Sie aufgebe! Ich kann nicht, Lena! liebe, süße Lena! mein Engel, meine Königin!“ Er weinte jetzt wie ein Kind, er hatte ihre beiden Hände mit den seinen gefaßt und bedeckte sie mit Küssen. „Sehen Sie doch die Dinge an, wie sie sind! Ihr Opfermut, so schön er ist, ist eine unnatürliche Überspanntheit! Gott hat uns füreinander bestimmt, die Schranken zwischen uns sind morsches Menschenmachwerk!“

„Die Schranke zwischen mir und Ihnen ist Elses mir gegenüber bewiesenes Vertrauen,“ sagte sie, „und weder Gott noch Teufel kann die Schranken hinwegräumen!“ Dann ihm die Hände entziehend, faltete sie dieselben mit einer unaussprechlichen flehenden Gebärde, und mit einer Angst in den Augen, die er noch am Totenbett nicht vergessen wird, flüsterte sie sehr traurig, sehr weich, sehr leise: „Werner, in Ihre Scheidung von Else willige ich nie.“ Sie fing an heftig zu zittern, und ihre Stimme klang ganz matt; sie war nicht mehr recht bei sich, ihre Kraft war verbraucht. „Was ich Else schuldig bin, werde ich nie vergessen,“ stammelte sie, „aber ich könnte vergessen, was ich mir selbst schuldig bin! Um Gottes willen, ersparen Sie's mir! Gehen — gehen Sie!“

Noch einmal blickt er empor in ihre starren, zu Tode geängstigten Augen, zögert, dann erhebt er sich, kniet nieder zu ihren Füßen, küßt ihre Hand und geht.

— — — — — — — — — — — — — —

Er geht; die heiße Straße entlang geht er gegen den Konstantinbogen zu.

Wie schwer sein Fuß am Boden haftet, immer wieder bleibt er stehen. Davon hat er bis jetzt keine Ahnung gehabt — nein, davon nicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Über der Villa Brancaleone schwebt es noch immer wie ein böser, unentrinnbarer Zauber, wie die Nähe eines Ungeheuers, das auf sein Opfer lauert.

— — — — — — — — — — — — — —

Der schwächste Moment in dem Gefühlsleben einer Frau ist der Moment nach dem Sieg.

Lena liegt in einem Lehnstuhl, elend, erschöpft.

Er ist fort; sie selbst hat ihn fortgeschickt; sie wird ihn nie mehr sehen, nie mehr! Die künftigen Zeiten, wo sie in gefahrloser Freundschaft ihren Verkehr werden wieder aufnehmen dürfen, scheinen ihr jetzt so fern, so un-

wahrscheinlich nebelhaft fern, daß ihre Einbildungskraft nicht vermag, ihnen einen Umriß abzugewinnen; es ist ihr fast, als ob sie sich darauf freue, daß sie sich einmal als zwei unsterbliche Geister wiedersehen sollten im Paradies. „Etwas, auf das ich mich freuen darf," murmelt sie mit unsäglicher Bitterkeit vor sich hin, immer und immer wieder, „etwas, worauf ich mich freuen darf."

Er ist fort, und sie hat ihn fortgeschickt. In den ersten Minuten nach seinem Gehen, gerade so lange, daß ein Schrei von ihr ihn noch hätte einholen können, war sie von einem schmerzlichen Stolz auf ihren Heldenmut erfüllt. Jetzt ist der Stolz erloschen, nur die Sehnsucht spricht noch in ihrem Herzen.

Wenn sie die Gefahr noch nahe wähnte, würde sie sich auch jetzt noch zusammennehmen und die Sehnsucht bändigen, aber die Gefahr ist weit. Was soll sie jetzt zu aller der anderen Qual auch noch die Qual der überflüssig gewordenen Selbstbeherrschung tragen?

Sie ist wie ein Soldat, der nach ermüdender Schlacht die Waffen weglegt, deren Last ihn drückt. Durch die offene Gartenthür bringt der lähmende Hauch des Scirocco, gewürzt mit dem Duft der Orangenblüten.

Sie fängt an zu schluchzen, ein letztes Restchen Starrheit, Willenskraft hat sich in ihr gelöst, ihr Verstand flackert trübe. In ihre Seele fällt das große Dunkel, das die Grenzen zwischen Recht und Unrecht auslöscht. Und in das Dunkel schleicht sich ein wonniger irrsinnig süßer Traum.

Es ist in Eltville; sie ist jung, sie liebt ihn; sie sehnt sich nach ihm; aber keine Schranke steht zwischen ihr und ihm; Else, die Kinder existieren nicht. Die Thür öffnet sich, er tritt vor sie hin. Sie sieht ihn, wie sie ihn zum erstenmal gesehen hat, damals am Ufer des Rheins, mit seiner hoch aufgeschossenen, biegsamen, jungen Gestalt und seinen großen Augen, aus denen der Idealist herausleuchtete. „Ich habe mich verirrt unterwegs, drum komm ich so spät!" ruft er ihr zu. „Aber, Gott sei Dank, da bin ich! Lena, mein Engel, meine Königin!"

Plötzlich fährt sie auf, erwacht — vor ihr steht Werner.

Sie blinzelt ihn an, noch aus ihrem Traum heraus; das Bewußtsein dämmert in ihr auf, aber schwach, unklar; zweimal macht sie mit ihren kleinen Händen die unbeholfene Bewegung eines schwer Kranken, der eine Last von sich wegschieben möchte und nicht kann; dann, fast ehe er noch die Arme ausgebreitet hat, liegt sie an seiner Brust.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist vorbei, die stolze, herbe, siegreiche Lena ist von der Bildfläche verschwunden auf ewig. Der Engel hat seine Flügel verloren, der Königin ist das Scepter aus der Hand gefallen, ihre Macht ist gebrochen.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder ging Werner die Platanenallee entlang, die in den Konstantinbogen mündet.

Um weniges früher war er denselben Weg gegangen mit dem Bewußtsein einer Niederlage, auf die er stolz war; nun ging er ihn wieder mit dem Bewußtsein eines Sieges, dessen er sich schämte.

Er schämte sich für sie, daß es ihm so leicht geworden war; er schämte sich für sich, daß er etwas so Schwaches, Hilfloses, wie sie es im letzten Augenblicke ihm gegenüber gewesen, nicht geschont.

Zu sagen, daß er aufgehört habe, sie zu lieben, wäre eine lächerliche Übertreibung gewesen. Er liebte sie noch immer, aber ganz anders als früher.

Was er noch vor kurzem für sie empfunden, war eine rasende Leidenschaft, gehoben und gefesselt zugleich von fast andächtiger Verehrung. Was er jetzt in seinem schweren Herzen nach Rom zurückschleppte, war Mitleid, Zärtlichkeit und das peinliche Gefühl einer auf sich genommenen Verpflichtung, eines begangenen Unrechts, das gut zu machen war.

Das Gefühl andächtiger Verehrung war erloschen auf ewig, und die Hochflut der Leidenschaft war momentan vorbei; die Ebbe war eingetreten und hatte das gräßliche Zerstörungswerk bloßgelegt, das der tobende Anprall der Flut angerichtet hatte.

Seltsam, seine Gedanken hielten sich jetzt nicht lange auf bei Lena. Sie schweiften zurück in die Heimat zu Weib und Kindern. Die langen Jahre, die er an Elses Seite verbracht, rollte die Erinnerung vor ihm auf,

und aus dem „öden, flachen Leben", gegen das er sich noch vor wenigen Stunden so bitter hatte vernehmen lassen, grüßte ihn überall irgend etwas Schönes und Liebes.

Er sah Else vor sich in ihrer schlichten, unbewußten Güte, ihrer innigen, von jeglicher krankhaften Leidenschaftlichkeit freien, aufopfernden Liebe. Ein Hauch weihevoller Reinheit ging von ihr aus. Er sehnte sich nach ihr, er hätte niederknien mögen vor ihr und seinen müden Kopf niederlegen auf ihre Knie.

Er hörte die kleinen, trappelnden Schritte der Kinder vor der Thür seines Arbeitszimmers, ehe sie ihn zu Tisch riefen, er hörte ihre weichen Stimmchen. Dinchen schlich sich bis zu ihm heran und legte ihren warmen, kleinen Arm um seinen Hals; ihr frischer, kindlicher Hauch streifte seine Wange, während sie ihm zuflüsterte: „Papa, ich hab heute mitgekocht für dich."

Das war ja lauter Kleinigkeitskram, aber ein Kleinigkeitskram, der seinem Herzen wichtiger war, als er es je geahnt.

Einmal war Lieschen krank gewesen, man hatte die Bräune gefürchtet. Der Arzt hatte verordnet, das Kind nicht einschlafen zu lassen. Er saß neben der Kleinen, die hoch aufgerichtet zwischen den gestickten Polstern ihres Bettchens saß, und spielte mit ihr. In solchen Fällen verstand er es besser als Else, sich mit den Kindern zu beschäftigen; er hörte ihr feines, schwirrendes Lachen, dann den schwachen heiseren Husten, unter dem sich ihre kleine Brust hob. Immer wieder wollten ihr die Äuglein zufallen; sie wimmerte jämmerlich, weil man sie nicht einschlafen lassen wollte, und er neckte sie mit kleinen zärtlichen Scherzen wach. Else stand am Fußende des Bettes, matt und bleich nach drei schlaflosen Nächten. Sie rieb sich die Augen, aus denen sie ihm gerührt und zärtlich zusah. Er bat sie besorgt, sich niederzulegen. Sie küßte ihn und flüsterte ihm etwas Liebes zu, ehe sie ihm folgte. Sie war kaum eingeschlafen, da fing Lieschen wieder an zu husten. Ehe er sich's versah, war Else aufgesprungen und stand neben Lieschens Bett, im Nachtkleid, mit offenem Haar. Er sah ihre bloßen weißen Füße auf dem Teppich schimmern.

Die sieben in engster Gemeinschaft mit Else verbrachten Jahre waren wie in einen Duft zärtlicher Vertraulichkeit eingehüllt.

Er hatte es nie gewußt, wie innig er sie und die Kinder liebte, wie sehr er sich über alle ihre kleinen Freuden freute, wie nahe ihm alle ihre Leiden gingen, bis jetzt.

Und jetzt sollte er Else das Messer in die Brust stoßen, die Kinder wie etwas Fremdes von sich weisen, sollte sich scheiden lassen, um Lena heiraten zu können!

Den Zauber, welchen Lena auf ihn ausgeübt, hatte sie verloren. Er war zu lange gewöhnt gewesen, sich an ihr aufzurichten, als daß er von einem Augenblick zum anderen hätte lernen können, sich zu ihr herabzubeugen. Diese plötzliche, alles niederreißende Vehemenz der Leidenschaft, die in ihr aufgelodert war, störte ihm die Harmonie des Bildes, das er sich von ihr gemacht, verletzte gewisse Schüchternheiten, Zartheiten seiner innersten Natur, mit denen die modernen Theorien nie fertig geworden waren.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, er konnte kaum atmen bei dem Gedanken, daß nach dem, was vorgefallen und was er früher zu Lena gesprochen, er ihr die Scheidung schuldig war.

Da kam ihm ein Zorn, eine grausame Empörung gegen die Schwäche der Frau, die ihm nachgegeben hatte.

* *
*

Lena saß in ihrem Zimmer, in dem Gartenzimmer, in dem sie von ihm Abschied genommen. Ihr glasheller Verstand war erwacht. Wort für Wort hätte sie zu sagen gewußt, was jetzt in ihm vorging. Sie hätte sich die Nägel in die Schläfen graben wollen und mit dem Kopf gegen den Fußboden schlagen. Dann wurde sie auf Minuten gänzlich stumpf, und dann kam der Schmerz wieder, das sengende, brennende Gefühl der Selbstverachtung; dann eine Beklemmung, die einen Ausweg sucht, ein Gedanke, daß das alles nur ein böser Traum sei. Es war ja doch nicht möglich — nein, so etwas war nicht möglich, sie mußte erwachen!

Aber sie erwachte nicht.

Ihr war's, als stünde sie auf einer steilen, ganz steilen Bergspitze, rings herum um sie Abgründe. Sie konnte nicht vorwärts,

nicht zurück, konnte die kleinste, kürzeste Körperwendung nicht mehr ausführen, ohne daß ihr schwindelte.

An die Vergangenheit durfte sie nicht denken. Die Erinnerung an jedes schöne Wort, das sie gesprochen, jedes edle Gefühl, das sie gehegt, traf sie wie ein Peitschenhieb; es war nicht ein Tropfen Blut in ihr, der nicht brannte, nicht ein Nerv, der nicht bebte von vernichtender, verzweifelnder Selbstverachtung.

Die alte Lena war tot, die starke, stolze, reine Lena, nichts übrig von ihr als ein klägliches, hilfloses, gebrochenes Weib, das in seiner rasenden Beschämung halb wahnsinnig nach einer Täuschung suchte, um einen Fehltritt damit zu beschönigen.

Aber sie konnte keine finden; jede andere hätte eine finden können, sie nicht. Ihr Rechtsgefühl war noch immer unerbittlich, auch jetzt noch, wo es ihr zu nichts anderem mehr dienen konnte, als sich selber zu verurteilen.

Entschuldigungen gab es ja — Entschuldigungen, die gut genug gewesen wären für die anderen, für die, auf die sie herabgesehen — eine Entschuldigung, die ihr Trost hätte bieten können, gab es nicht.

Sie riß sich von der Vergangenheit los und versuchte sich ihre Zukunft zurechtzulegen. Zukunft! Sie verstand sich selbst nicht, überall trat ihr altes Selbst zwischen die mühsamen Veranstaltungen, die sie treffen wollte, um das neue Ich zu erhalten. Der Gedanke an eine mögliche Rehabilitation stieg vor ihr auf, der Gedanke an eine gesetzliche Verbindung mit Werner. Noch vor wenigen Stunden hatte sie zu ihm gesagt: „In Ihre Scheidung von Else willige ich nie!“

Ein bitteres Lachen, das ihr in der Kehle stecken blieb, stieg ihr aus der Brust. Das hatte die alte Lena gesagt, die tote, die ermordete Lena, an die sie nicht mehr denken durfte! Die neue Lena konnte für diese Aussprüche nicht verantwortlich sein. Sie konnte sich nicht mehr mit zartfühlenden Bedenken abgeben, jetzt hieß es vorwärts durch dick und dünn.

Aber sie wußte, daß sie ihre Macht über ihn verloren, daß er angefangen hatte, an die Schwierigkeiten der Sachlage zu denken. Was sollte das heißen? Er durfte nicht daran denken; sie mußte sich noch einmal im Leben wieder fühlen, den Kopf wieder hoch halten können vor ihm und den anderen.

Ein vernichtendes, zu Boden zerrendes Mißbehagen umfing sie plötzlich. Sie sah den Blick vor sich, mit dem er Abschied von ihr genommen, den mitleidigen, zögernden, verlegenen Blick.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Und wenn zehn Priester sie mit ihm trauten, so würde er doch nie mehr das alte Gefühl für sie wiederfinden. Damit war's vorbei. Die Leidenschaft konnte von neuem auferstehen in ihm, aber das schöne große, heilige Gefühl nie, nie, nie!

Lieber ihn nie mehr sehen, sich vor ihm verstecken, ihn fliehen bis ans Ende der Welt!

Ihn fliehen? Sie wußte, daß sie die Kraft nicht mehr dazu hatte, daß sie das Leben nicht mehr ertragen konnte ohne ihn, daß sie bei ihm allein auch nur einen Schatten von Trost und Beruhigung zu finden vermochte.

Und wieder grub sie sich die Nägel in die Schläfen, und wieder war ihr's, als könne diese ganze Qual nichts anderes sein als ein böser Traum, und als müsse sie das alles von sich schütteln und erwachen. Aber sie erwachte nicht.

Da klopfte es an ihre Thür. Sie schrak zusammen.

Sulzer war's. Er brachte einen Brief.

Es durchfuhr sie, wie wenn man mit einem glühenden Messer in eine Wunde sticht. Von Else!

Sulzer zögerte, das Zimmer zu verlassen. Lena sah ihn fragend an, herrisch, ungeduldig. Die alte Lena war's.

Der treue Diener murmelte: „Excellenz, ein Unglück schwebt über uns, es ist nicht mehr geheuer hier; die Marietta, die Tochter des Gärtners, liegt im Sterben an der Perniciosa; gestern, während sie die Orangenblüten gepflückt, hat sie das Fieber gepackt, und jetzt nach kaum vierundzwanzig Stunden wird sie sterben. Auch das Küchenmädchen ist erkrankt; wir sind keines mehr unseres Lebens sicher, Frau Gräfin. Um Gottes willen, wenn Frau Gräfin nur fort wollte noch vor Anbruch der Nacht!“

„Es ist gut, morgen fahre ich. Sie können Nina sagen, daß sie einpackt. Ich werde mich heute nicht ankleiden zum Diner.“

Sulzer wollte noch etwas erwidern, aber sie winkte ihn mit einer herrischen Handbewegung hinaus.

Nun war er fort. Elses Brief brannte ihr zwischen den Fingern. Sie mußte ihn öffnen, ihn lesen. Sie öffnete ihn und las:

„Liebe Lena!

Einen herzlichen Kuß und meinen aufrichtigen Glückwunsch zu deiner Verlobung. Ich hatte mir deine Zukunft anders gedacht, aber ich freue mich über dein Glück, mag es nun diese oder jene Gestalt annehmen, wenn es dir nur gefällt.

Was mich anbelangt, so bin ich momentan sehr elend daran, so elend, als ich überhaupt sein könnte — hätte ich bald gesagt —, wenn ich mich nicht erinnerte, daß es vor einer Stunde noch um sehr viel ärger war.

Es ist gräßlich, sich plötzlich über seine Armut klar geworden zu sein, und demütigend, sie einzugestehen, und daß ich's dir gegenüber vermag, beweist dir, wie nahe du meinem Herzen stehst. Mit keinem könnte ich darüber reden außer mit dir, und doch fürchtete ich noch vor einer Stunde gerade von dir — Aber ich habe dir's abgebeten, von ganzer Seele habe ich dir's abgebeten, daß ich's nur einen Augenblick zu fürchten wagte, du könnest mir wehthun wollen.

Weißt du, was sie alle rings um mich zu glauben scheinen, was mir Thilde ins Gesicht zu sagen wagte? Ich hätte die ganzen Jahre meiner Ehe hindurch in einer Täuschung gelebt, Werner habe mich nie geliebt, habe mich nur aus Mitleid, weil ich ihn so gern mochte, genommen; ja, habe bereits vor seiner Verbindung mit mir eine Neigung zu einer anderen empfunden und diese Neigung in seine Ehe hinübergeschleppt. Wer diese andere war, kann ich nicht ergründen. Thilde behauptete, es sei die Fürstin Orbanoff gewesen. Das scheint mir sehr unwahrscheinlich. Daß sie ihm durch ihre Schönheit und Zudringlichkeit momentan den Kopf verdreht und er mich und die Kinder einen Augenblick über ihrem Zauber vergessen hätte, wie man im Rausch etwas vergißt, das will ich glauben; daß er aber daran denken könnte, wegen dieser Unwürdigen uns kaltblütig zu verstoßen, sich scheiden zu lassen, das glaube ich von ihm nicht. Und darum scheint es ihm zu thun. Wie ich durch Thilde erfahren, hat er sich an einen Jugendfreund, der Rechtsanwalt ist, gewendet mit der Frage, wie eine Scheidung am besten einzuleiten wäre.

Wie mir zu Mute war, als ich davon hörte, kann ich dir nicht beschreiben. Ich flüchtete von Thilde nach Hause, und da — ich muß dir's eingestehen, wie schrecklich unrecht ich dir, euch beiden gethan habe! — da kam mir der Gedanke: Wegen der Kroatin läßt er sich nicht scheiden; wenn er an eine Scheidung denkt, so ist es wegen — wegen Lena.

Wenn das gewesen wäre, so — Ja, was wäre mir dann übrig geblieben? Ich hätte mich irgendwo ruhig aus der Welt geschlichen, aus dem Leben in einer Weise, die euch eine Vereinigung gegönnt und die Gewissensbisse erspart hätte. Was wäre mir dann anderes übrig geblieben, was? Gegen dich hätte ich die Waffen strecken müssen.

Nicht einmal der Kinder wegen hätte ich weiter gelebt; die Kraft, sie in diesen verwickelten Verhältnissen zu erziehen, hätte ich ebensowenig gehabt als die, mich lebend von ihnen zu trennen. Du hättest besser für sie gesorgt als ich. Das alles hatte ich bereits bei mir überlegt und fing an nachzudenken, wie — Da kam dein Telegramm. Ich taumelte vor Erleichterung, ich vergoß Freudenthränen mitten aus meinem Elend heraus, und ich schämte mich vor dir. Wie ich mich schämte! Und um den häßlichen Gedanken gründlich abzubüßen, habe ich dir ihn gebeichtet.

Zugleich bitte ich dich, wenn du irgend kannst, es herauszubekommen, was Werner in diesem fieberverpesteten Rom zurückhält und was es für ein Bewandtnis mit dem Brief hat, den er an den Rechtsanwalt geschrieben? Vielleicht ist alles auf ein Mißverständnis zurückzuführen.

Trotz meiner großen Traurigkeit fühle ich mich wieder stark und mutig, mutig genug, um ein ganz neues Leben anzufangen mit ihm, da es mir in diesen schweren Wochen unserer Trennung (mir waren sie schwer von Anfang an) zum Bewußtsein gekommen, daß

ich ihm gegenüber doch auch vieles gut zu machen habe und daß ich bisher mein Leben an seiner Seite nicht so ernst aufgefaßt, wie ich hätte sollen.

Ich erwarte mit Spannung deine Antwort und bleibe, dich herzlich umarmend und dir nochmals Glück wünschend,

deine alte treue Else."

Sie hatte den Brief durchgelesen zwei-, dreimal bis zum letzten Wort, die heiß pulsierende Verzweiflung war in ihr erkaltet und erstarrt, jeder Gedanke an Werner, an ihre Leidenschaft war verblichen. Sie dachte nur mehr an Else.

Sie liebte Else, wie sie sie früher nie geliebt. Sie krümmte sich im Staube vor der schlichten Seelengröße der jungen Frau. Sie hätte sie in den Arm nehmen mögen mit der fast mütterlichen Zärtlichkeit, welche sie stets für Else gehegt, und ihr zuflüstern: „Sei ruhig, mein Liebling, gräme dich nicht, es wird noch alles gut! Dir soll kein Leid geschehen — nein, dir nicht!"

Aber kaum hatte sie das zu Ende gedacht, so wußte sie auch, daß sie auf ewig unwürdig geworden war, Else in die Arme zu schließen. Was nun?

Da kam etwas Schwarzes an ihrem Fenster vorüber: ein Priester, der das Allerheiligste trug. Nach der Richtung des Orangenwäldchens verschwand er. Er ging, um das sterbende Mädchen mit den Sterbesakramenten zu versehen.

Lena richtete sich auf; sie nahm von ihrem Schreibtisch den an Enzersdorff begonnenen Brief und vernichtete ihn, dann wendete sie sich hinaus. Einen Moment zögerte sie auf der Schwelle, beide Hände über den Augen. „Ich hätte mich aus dem Leben geschlichen in irgend einer heimlichen stillen Art," murmelte sie vor sich hin.

Ein letztes Mal wollte ihr der Atem stocken, dann setzte sie den Fuß hinaus. Sie ging schnell, nach derselben Richtung, die der Priester eingeschlagen hatte; aber sie nahm einen anderen Weg. Quer durch den verpesteten Orangenhain ging sie durch den Bosco della morte.

Ein unheimliches, schaudderndes Gefühl, das nicht Todesangst war, hemmte sie fast bei jedem Schritt. Ihr Atem kam schwer, die Dämmerung sank, wie feiner, sich immer mehr verdickender grauer Staub, so rasch, wie sie im Norden nur im August sinkt; der feste Umriß der Gegenstände verwischte sich von einem Augenblick zum anderen. Man hatte das Gefühl, als ob alles um einen herum schwanke und sich verschob. Die Blätter hingen matt. In der schwülen Luft war kein Hauch, nur eine Unruhe, ein Beben, wie der Flügelschlag unsichtbarer Vögel; der Duft der Orangenblüten war betäubend. Die niedrig hinziehenden vergifteten Abendnebel begannen bereits ihre Füße zu umschleichen. Aus einer an der Landstraße gelegenen Osteria hörte man eine dünne, stark nach Moll hinüber modulierende klägliche Guitarren- und Harmonikamusik, die von dem Johlen und rohen Gelächter von Betrunkenen begleitet war, dem von Todesangst verstärkten Wirtshauslärm, der immer bei Epidemien zu Tage tritt.

Darüber hin schwebte leise und wehmütig die Stimme des Sterbeglöckchens aus einer Kapelle in der Campagna — des Sterbeglöckchens, das kaum mehr zur Ruhe kam.

Der große Mißklang, der die Welt durchzieht, drang ihr in die Seele, deutlicher, schneidender als je. Eine rasende Sehnsucht kam ihr, eine Sehnsucht nach ewiger Harmonie, Reinheit, Ruhe, Erlösung.

Eine welke Orangenblüte fiel, ihre Wange streifend, von einem Ast in den Nebel zu ihren Füßen. Zugleich fuhr ihr etwas eiskalt über den Rücken. Eine unsichtbare Hand packte sie an der Kehle, und in ihren Gliedern meldete sich ein stechender Schmerz. Ihr Herz blieb stehen; dann pochte es plötzlich mit einer Gewalt, als ob es ihr die Brust zersprengen wollte. Sie wußte, daß der Allmächtige ihr Todesurteil, welches sie selbst ihm vorgelegt, unterzeichnet hatte, das Todesurteil, welches zugleich ihr Befreiung enthielt.

* * *

Als Werner den nächsten Morgen, noch ganz wirr im Kopf von allem, was vorgefallen war, und ohne die Fähigkeit, irgend einen befriedigenden Plan für die Zukunft zu schmieden, in das Speisezimmer des „Europe" herunterkam, war der einzige Gast dort außer ihm der belgische Jüng-

ling, der Lenas letzten Empfangsabend durch seine fragwürdigen musikalischen Leistungen gewürzt.

„Wissen Sie die letzte Schreckensnachricht?“ rief der Belgier mit dem altklugen Lächeln, das sein fast bartloses, wie aus dem Ei geschältes Gesicht nie verließ. „Ich habe es soeben durch meinen Diener erfahren, den ich um Eau de Cologne in die Apotheke geschickt hatte. Die Gräfin Retz ist an der Perniciosa erkrankt; der Fall scheint hoffnungslos.“

„Die Gräfin Retz — an der Perniciosa?“ Die Worte erstarrten auf Werners Lippen. „Nicht möglich!“

„Doch, doch! Sie wissen, die Perniciosa kommt plötzlich. Die Villa Brancaleone ist verrufen, und die Gräfin scheint eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben. Die Tochter des Gärtners ist an der Perniciosa erkrankt; die Gräfin hat sich persönlich zu ihr bemüht und ist dabei durch den Orangenhain gegangen, welcher der bosco della morte heißt und in dem sich das Mädchen die Krankheit, ja den Tod geholt; dies nach Sonnenuntergang. Wenn man nicht wüßte, welche triftigen Gründe die Gräfin hatte, das Leben zu lieben, so könnte man hinter diesem kopflosen Beginnen wahrlich einen Selbstmordversuch vermuten. Arme Gräfin! Der dritte Schauer ist tödlich!“ Während er das sagte, beugte sich der junge Belgier über das Tablett mit dem Frühstück, das der Kellner vor ihn hingestellt hatte, und klopfte sich ein Ei auf. „Mir wird Rom ungemütlich,“ rief er, „ich verlasse es heute abend!“

Ohne ihm bis zu Ende zuzuhören, kreidebleich, war Werner aufgesprungen und auf den Spanischen Platz hinausgestürzt. Er sprang in die erste Droschke, die er finden konnte, und dirigierte sie nach der Villa Brancaleone.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine dumpfe Stille herrschte über dem Kasino, eine Stille, aus der man von Zeit zu Zeit das Rascheln und Huschen eiliger Schritte hörte.

Es dauerte längere Zeit, ehe Werner eines vernünftigen Wesens habhaft werden konnte, das ihm eine Auskunft gab. Endlich erblickte er eine Dienerin, die einen Eiskübel trug. Er raffte all sein bißchen Italienisch zusammen, um sie zu fragen, ob er nicht einen Augenblick den alten Sulzer sprechen könne. Sulzer kam, blaß, mit verschwollenen Augen, seine plumpen Hände zitterten. Auf Werners Fragen erwiderte er ihm mit Hinzufügung einiger Einzelheiten, was ihm der Belgier bereits erzählt, nur in einer anderen Beleuchtung. Die Frau Gräfin sei immer sehr gut gewesen gegen die Armen, teilte er ihm mit. Wenn jemand in ihrem Hausstande krank geworden, so habe sie sich seiner, wer es sein mochte, angenommen und sich persönlich nach ihm erkundigt, mochte die Krankheit ansteckend sein oder nicht. In den Orangenwald mußte sie sich, bereits von den ersten Fieberphantasien verwirrt, verirrt haben, meinte Sulzer.

„Welcher Arzt behandelt die Gräfin?“ fragte Werner.

Sulzer nannte ihm den Namen des sympathischen Österreichers, der auch ihn, Werner, nach dem Duell behandelt hatte. Er sei soeben bei der Frau Gräfin. „Soll ich ihn dem Herrn Baron schicken, wenn er herauskommt?“ fragte Sulzer, und Werner antwortete: „Ich bitte Sie.“

Dann wartete Werner in der weißen Halle, in welcher er einige Tage vorher Lena zwischen den weißblühenden Oleanderbäumen und dem weinenden Eros hatte stehen sehen. Ihm war's, als warte er Jahre. Endlich erschien der junge Österreicher. Er hatte das hölzerne Gesicht, hinter welchem Ärzte es lernen, am Totenbett ihre Erschütterung zu verbergen.

„Nun?“ fragte Werner.

„Es steht schlimm!“

„Keine Hoffnung?“

„Keine. Ich habe bereits einen römischen Doktor konsultiert; er bestätigt nur die Hoffnungslosigkeit des Falls.“

„Weiß sie, daß sie stirbt?“

„Ja, sie fragte ausdrücklich; sie nahm ihr Schicksal ganz ruhig hin.“

„Wie lange kann's noch dauern?“

„Bis heute abend; längstens bis morgen früh,“ sagte der Arzt traurig.

„Darf ich sie sprechen?“ fragte Werner; dann brannte sein Kopf wie Feuer, er fühlte sich genötigt, seinen zudringlichen Wunsch zu entschuldigen, zu erklären. „Ich bin einer

ihrer ältesten Freunde, der Mann ihrer besten Freundin," fügte er hinzu, und dabei war's ihm, als schnüre ihm jemand mit beiden Händen die Kehle zu.

„Momentan ist sie nicht bei Bewußtsein," sagte der Arzt. „Vielleicht später."

Der Arzt entfernte sich.

Werner blieb; er blieb den ganzen Tag, ohne Nahrung zu nehmen, fast ohne sich niederzusetzen. Er wanderte auf und ab in der Loggia; von Zeit zu Zeit hielt er inne und horchte, spähte nach jemandem, der ihm eine Kunde bringen konnte aus dem Krankenzimmer.

Wenn er sich später fragte, was er während dieser Stunden gedacht, wußte er's nicht; er wußte nur mehr, was er empfunden: eine dumpfe, alles verdunkelnde Schwere und Hitze im Kopf und ein scharfes, schmerzliches, den Atem hemmendes Pulsieren im ganzen Leibe; und er wußte, daß es die qualvollsten Stunden in seinem Leben gewesen waren.

Gegen sechs Uhr abends kam sie noch einmal für kurze Zeit zur Besinnung. Sulzer brachte ihm einen Brief von ihr. Die Aufschrift war undeutlich, mühsam gekritzelt. In dem Umschlag befand sich Elses letzter Brief an Lena. Diese hatte auf die Rückseite die Worte gekritzelt: Erhalten den 15. Mai um acht Uhr.

„Ich bitte Sie, beifolgenden Zettel an Else zu lesen und ihn sofort selber aufzugeben. Machen Sie Else glücklich! Gott behüte euch beide! Lena."

Der Zettel befand sich in einem bereits adressierten Briefumschlag und enthielt folgende Worte:

„Lieber Engel!

Es hat sich alles aufgeklärt. Werner denkt an keine Scheidung, es war alles ein Mißverständnis, in wenigen Tagen ist er bei dir.

Deine treue Freundin Lena."

Der kleine Zettel war elend und undeutlich geschrieben, nur die Schlußworte: deine treue Freundin, mit erstaunlicher Präcision geformt.

Werner schrieb hastig ein paar Worte an die Sterbende, flehte sie an, ihm nur noch einen Augenblick zu gönnen. Sie aber ließ ihm sagen, sie könne ihn nicht sehen, bitte ihn nur dringend, den Brief selber aufzugeben. Er ging.

* * *

In ihrem Bett lag Lena. Das Fieber, welches am Nachmittage etwas nachgelassen, hatte sich mit Anbruch der Nacht bedeutend gesteigert. Mit der Steigerung des Fiebers verwischte sich das Bewußtsein, verlor sich fast gänzlich bis auf ein dumpfes Gefühl schrecklicher Qual, das durch fürchterliche, die körperlichen Empfindungen schauerlich ausbeutende Phantasien gesteigert wurde.

Ihr war's, als winde sie sich auf einem Lager von stechenden Dornen, und rings um sie schwebten schwarze Ungeheuer und spien Feuer auf sie herab. Es waren ihrer immer mehr und sie umkreisten sie immer enger.

Das dauerte bis nach Mitternacht; mit der Morgendämmerung wurde sie ruhiger; die schwarzen Ungeheuer traten zurück eines nach dem anderen, nur eines blieb, aber auch das verschwebte langsam; eine erleichternde Kühle zog durch ihren Körper, das Dornenlager hatte sich in einen breiten, leuchtenden Strom verwandelt; das Leben glitt von ihr herab wie ein beschmutztes Kleid, und so, jeglicher irdischen Einengung bar, schwamm sie langsam den leuchtenden Strom entlang in irgend etwas Helles, Reines, heilend Kühles hinein, in eine Welt, über die der Dämon des Frühlings keine Macht mehr hat.

Als Werner den nächsten Morgen in die Villa kam, war sie tot.

Er sah sie noch einmal, von roten Fackeln umleuchtet, im Sarg.

Schmal und bescheiden lag sie da in ihrem weißen Kleid. Die Leiche hatte einen fast kindlichen Liebreiz. Es war nicht das Antlitz der schönen, geistreichen Frau, die von der ganzen Welt bewundert worden und die er vernichtet und gebrochen, das auf dem weißen Sargkissen ruhte, es war wieder das Gesichtchen der süßen Wassernixe, die er aus dem Rhein gezogen. Es lächelte ihm zu, geheimnisvoll, lieblich, ohne jegliche Bitterkeit.

Eine große Reinheit schwebte über der

Leiche. Der Tod hatte der armen Lena ihre Unschuld zurückgegeben. Alles, was in ihr gesündigt, war mit dem Fieber des Lebens von ihr entflohen. Sie war wieder etwas Heiliges für Werner.

Einen Tag später schritt er neben Enzersdorff hinter ihrem Sarg.

* * *

Es war ein frischer, duftiger deutscher Morgen.

In den üppigen Kronen der alten Bäume am Leipziger Platz rauschte es träumerisch und anheimelnd, der Rasen zu ihren Füßen war frisch und grün; wo kein Schatten seinen Glanz auslöschte, flimmerte und glitzerte es von Tau, und über allem, vom Tiergarten herüber, nachtgekühlt den Großstadtdunst beiseite schiebend, schwebte echter, frischer, herber deutscher Morgenduft.

Durch die Morgenstille rasselte die erste Droschke. Ein Koffer und eine Plaidschnalle lagen auf dem Bock. In der linken Wagenecke lehnte ein Mann, der aussah, als ob er soeben von einer sehr schweren Krankheit genesen, oder im Begriffe stünde, ihr zum Opfer zu fallen. Die Kleider schlotterten an ihm. Sein Gesicht hatte eine fahlgelbliche Farbe, die Augen waren tief eingesunken.

Die Portiersfrau, welche im Begriffe stand, die Schwelle vor der Hausthür zu fegen, sah ihn groß an.

„Herr Baron!“ rief sie dann überrascht aus. „Nein, so etwas!“

„Ist alles gesund oben?“ fragte er hastig.

„Alles. Die Kinderchen blühen wie die Rosen, nur die gnädige Frau sieht etwas bleich aus; aber“ — und hier lächelte das brave Weib verschmitzt — „das wird sich wohl bald geben.“ Dann an Werner hinaufsehend, meinte sie: „Aber der Herr Baron sind am Ende wohl krank gewesen? Herr Baron sehen sehr angegriffen aus.“

Er gab keine Antwort und sah nachdenklich in die grünen, so heimlich schauernden und flüsternden Baumkronen hinauf, während die Portiersfrau dem Kutscher half, das Gepäck vom Bock zu heben.

„Mein Mann ist leider nicht zu Hause, um es hinaufzutragen; vielleicht könnte der Kutscher —?“

„Es hat keinen Belang,“ erwiderte er, „laßt das Zeug nur im Hausflur liegen, ich werde Braun darum schicken.“

Er hatte den Kutscher bezahlt; der Wagen rollte davon. Werners Fuß zögerte auf dem Pflaster. Er schöpfte tief Atem, tief, langsam, mit einem unbeschreiblichen, anheimelnden Gefühl. Diese herbe, duftige Morgenluft mutete ihn nach dem giftigen, erschlaffenden Gewitterdunst, den er die letzten Wochen geatmet, an wie Nektar. Er hatte es nie gewußt, wie sehr er diese reine deutsche Luft geliebt, sowie daß sie die ihm einzig zuträgliche gesunde Atmosphäre gewesen. Wie schön das Nachhausekommen hätte sein können, wenn — Sein Fuß zögerte vor der Schwelle, die er sich nicht mehr würdig fühlte zu betreten. Endlich nahm er sich zusammen, trat in das Haus und stieg die Treppe hinauf. Sein Tritt war müde; ihm war's, als könne er das zweite Stockwerk nicht erreichen, so schwer schleppte er an seinem Herzen, dem Herzen, in dem er eine Leiche trug.

Endlich war er oben. Ehe er noch geschellt, öffnete sich die Thür. Es war seine Mutter, die ihm entgegentrat mit großen, vorwurfsvollen Augen. Bei seinem Anblick verwandelte sich der Vorwurf in Schrecken.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ rief sie.

„Still, Mutter!“ bat er. „Ist Else wach?“

„Ich glaube nicht, ihr Zimmer liegt nach dem Garten hinaus; sie hat dich nicht kommen gehört.“

„Dann wecke sie nicht,“ bat er, „ich möchte mit dir reden, eh ich zu ihr hineingehe.“

„Komm,“ sagte sie kurz. Sie hatte ihm keine Begrüßung geboten. Stumm, mit gesenktem Kopf folgte er ihr in sein Studierzimmer hinein, wohin sie ihn führte. Sie schloß die Thür hinter sich zu.

„Wie kommst du eigentlich nach Berlin, Mutter?“ fragte er matt.

„Ich? Else hatte mich zu Hilfe gerufen wegen Thilde, die im Begriffe stand, Dummheiten zu machen. Thildes Dummheiten sind mir ganz gleichgültig; wenn sie sich an einen amerikanischen Akrobaten wegwerfen will, ist es ihre Sache; aber Thildes Bosheiten sind mir nicht gleichgültig, wenn sie jemanden, den ich so lieb habe wie Else, in den Zustand versetzen, in dem ich Else bei meiner Ankunft vorfand.“

„Und geht es jetzt besser?“ fragt Werner immer mit derselben matten Stimme.

„Ja, vor zwei Tagen hat sie einen Zettel von einer Freundin aus Rom bekommen; seit der Zeit geht es besser, seit der Zeit steht sie von früh bis abend am Fenster und späht nach dir aus. Die ersten Tage war sie ein Bild des Jammers. Viel aus ihr herauszubekommen war nicht, da sie dich gegen jede dich anklagende Frage heftig verteidigte. Was ich über den ganzen Kummer weiß, habe ich durch Thilde erfahren; die rühmte sich geradezu damit, Else reinen Wein eingeschenkt, ihr verraten zu haben, daß du bereits vor deiner Verlobung eine andere Neigung gehegt. Das habe ich der Armen, so gut es ging, ausgeredet; aber es scheint ja noch allerhand anderes im Spiel.“ Und ihm plötzlich voll in die Augen sehend: „Ist es wahr, daß du an den Rechtsanwalt D., deinen Jugendfreund, geschrieben, wie eine Scheidung am besten einzuleiten sei?“

Werner schlug die Augen zu Boden. „Ja, es ist wahr!“ murmelte er.

„Und du dachtest wirklich daran, Else und die Kinder zu verstoßen?“

Er blieb stumm.

Nach einer dumpfen, unheimlichen Pause sagte die alte Frau schroff: „Für die Kroatin hast du dich nicht scheiden lassen wollen, also für wen?“

Er senkte den Kopf.

„Für wen war's?“ drang die alte Frau in ihn. „Für die andere, nicht wahr?“

„Für welche andere?“ murmelte Werner. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Die andere, die Freundin, von der sie mir hier in allen Tonarten vorplauderten, alle, wie sie sind, von Else bis zu Lieschen herab — die gewisse Lena, in welche Else unbedingtes Vertrauen setzt.“

Er fuhr auf, er wollte leugnen, ihre Sünde ableugnen, wie er sie von nun an gegen jeden Verdacht ableugnen mußte; das kam ihm dem Herkommen gemäß zu, es war die Art, wie die Welt von ihm verlangte, seine Schuld an Lena abzutragen. Der Welt gegenüber war er auch bereit, seiner Verpflichtung nachzukommen. Kein Schleier, kein Schatten wäre ihm dicht genug gewesen, vor der Welt Lenas Schwachheit zu verhüllen — vor seiner Mutter? die hatte mit der Welt und den Rücksichten, die er ihr schuldig war, nichts gemein.

Es drängte ihn, seine Seele ganz bloßzulegen vor ihr. Er wußte, daß sie von allen seinen Richtern zugleich der strengste und der mildeste sein würde.

„Mutter, willst du mir versprechen, meine Beichte mit dir ins Grab zu nehmen, ohne einem Menschen ein Wort davon zu verraten?“ begann er.

Sie versprach es.

Da schüttete er sein ganzes Herz vor ihr aus. Er erzählte ihr seine Beziehungen zu Lena von der ersten Begegnung am Rheinufer bis zu dem Tag, wo er sie schmal, blaß, verklärt zwischen rotflackernden Fackeln hatte liegen sehen im Sarg. Er beschönigte sich nicht. Es schien ihm eine Art Genugthuung zu bieten, seine Handlungsweise so häßlich hinzustellen als möglich. Nur wo es sich um die arme Verstorbene handelte, war ihm keine Farbe leuchtend und keine zart genug, um ihr wechselvoll schillerndes Wesen deutlich auszumalen. Er zeigte der Mutter den Brief, welchen sie ihm geschrieben als Beweis ihres von ihm mißverstandenen und gebrochenen Edelmuts, und als er schließlich ihrer Schwäche ihm gegenüber gedachte, die in seinen Augen nunmehr nichts anderes als ein an ihr begangenes Verbrechen war, ein Meuchelmord, den er an ihrem wehrlosen Herzen verübt, da hätte er, kaum daß ihm die Worte von den Lippen gefallen waren, dieselben wieder zurückholen mögen, nur weil er fürchtete, seine Mutter könne von ihrem hohen sittlichen Standpunkt aus nicht Entschuldigungen genug finden für die arme, großmütige Sünderin. Er berichtete ihren Tod; den Tod, den sie gesucht — daran konnte er nicht zweifeln —, den Tod, in den er sie getrieben.

Endlich stockte er; die Augen auf den Boden geheftet, war er verstummt. Auch die Mutter schwieg. Als er endlich verschüchtert ängstlich zu ihr aufsah, merkte er, daß sie nicht reden konnte, weil sie weinte.

Er schöpfte Hoffnung auf ihre Teilnahme aus ihrem Mitleid heraus; aber ihr Mitleid galt der Verstorbenen, nicht ihm.

„Arme Frau!“ murmelte sie. Ehe sie Werner den Brief der Unglücklichen zurückgab, fuhr sie einmal fast zärtlich darüber hin.

„Und nun?“ fragte Werner dumpf.

„Was nun?“ erwiderte seine Mutter fast schroff. „Du hast nur eines vor dir: Else glücklich zu machen.“

Er fuhr sich über die Schläfen. Das konnte er nicht; nein, das konnte er nicht. Elses Güte und Liebe ertragen nach dem, was er auf sein Gewissen geladen, das brachte er nicht über sich. Er wollte Else alles gestehen und dann sich melden zu der nächsten afrikanischen Expedition, sich irgendwo dem Kugelregen oder der Pest aussetzen, einen anständigen Tod suchen. Zu etwas anderem taugte er nicht. Zu Hause, in stillen normalen Verhältnissen konnte er die Qual der Erinnerung an das von ihm angerichtete Unheil nicht ertragen.

Da aber erwiderte die Mutter sehr streng: „Du mußt es können. Die Reue taugt nur dort etwas, wo sie uns den Weg zur Sühne finden lehrt; wo sie uns den Weg zur Sühne abschneidet, da ist sie nichts wert, ist einfach eine selbstsüchtige sittliche Vornehmthuerei oder ein schwächlicher, schwächender Nervenzustand; je rascher wir mit ihr fertig werden, desto besser. Ihr hattet euch beide gegen Else versündigt, du und die Unglückliche. Sie sühnte ihre Schuld dadurch, daß sie starb; du mußt die deine dadurch sühnen, daß du lebst.“

„Aber Mutter! Mutter! Kann ich es Else denn zumuten, weiterhin mit einem Mörder beisammen zu bleiben?“

„Mörder!“ rief die Mutter ungeduldig. „Das sind große Worte. Das Häßlichste von deiner Seite war der Vorsatz, dich scheiden zu lassen, Weib und Kinder zu verstoßen. Alles andere und besonders die Katastrophe war einfach die naturgemäße Kulmination der durch deine Charakterschwäche heraufbeschworenen Zustände. Von einer vorsätzlichen Verführung deinerseits kann in diesem Falle ebensowenig die Rede sein als von einer vorsätzlichen Anlockung der Unglücklichen, die gestorben ist. Keiner hat den anderen verführt, die Leidenschaft verführte euch beide.“

„Aber ist es denn nicht meine Pflicht, Else alles zu gestehen?“ drang er in die Mutter.

„Nein!“ erwiderte ihm diese. „Erstens hast du nicht das Recht, die Verstorbene preiszugeben vor Else, und zweitens hast du nicht das Recht, dein Herz zu erleichtern, indem du das Elses schwer machst. Deine Pflicht ist, Else glücklich zu machen; es ist auch die einzige Art, deine Schuld gegen die Tote abzutragen, indem du ihr Andenken schützest und ihren letzten Wunsch ehrst.“

Er wandte noch dies und jenes ein. Die Mutter wurde schließlich ungeduldig. „Verschone mich mit deinen Subtilitäten!“ rief sie. „Die Pflicht ist gar nichts so Kompliziertes, sie ist etwas sehr Einfaches. Das Pflichtgefühl ist die Resignation, welche uns lehrt, das uns von Gott aufgebürdete Päckchen mit Anstand zu tragen; es ist die Disciplin des guten Soldaten, der seine Waffen weiter schleppt und dem Tode entgegen geht, ohne über den Endzweck seiner Ausdauer viel nachzudenken. Zu viel Nachdenken ist vom Übel und macht Ausreißer. Wenn du das früher beherzigt hättest, so stündest du jetzt nicht dort, wo du stehst. Da du dein Leben verdorben, so schone wenigstens das der anderen, und wie dir dabei zu Mute ist, ist ganz gleichgültig. Und jetzt geh zu Else und sag ihr guten Morgen.“

Er blieb noch einen Augenblick in Gedanken versunken, stumm, dann erhob er sich. Schüchtern griff er nach der Hand der Mutter. Sie entzog sie ihm. Mit matten, mutlosen Schritten näherte er sich der Thür; da hörte er hinter sich rufen: „Werner!“

Die Mutter stand hinter ihm, zitternd vor Erregung, vor Mitleid. Sie breitete die Arme nach ihm aus. „Mein armer Junge!“ schluchzte sie und zog ihn an sich.

Eine Minute später kniete er neben Elses Bett. „Mein Liebling!“ murmelte er.

Else öffnete die blauen Augen weit, blinzelte dann, fing an zu weinen und schlang zugleich beide Arme um seinen Hals.

Ihre keusche, unbefangene Liebkosung that ihm wohl, wie ihm der herbe und doch süße deutsche Morgenduft draußen wohl gethan. Und wieder durchschoß ihn der Gedanke, wie schön das Heimkehren hätte sein können.

„O du Böser, Lieber!“ schluchzte Else. „Und es war wirklich nur ein Mißverständnis?“

„Ja, ein Mißverständnis!“ murmelte er. „Lena hat mir's geschrieben. Ach, wenn du wüßtest, wie mir ihre Zeilen das Herz

erleichtert haben! Was macht Lena, wie geht's ihr?"

„Lena ist tot," sagt er heiser. „Binnen vierundzwanzig Stunden ist sie gestorben an der Perniciosa."

„Tot!" Else fuhr in seinen Armen zusammen. „Tot! Um Gottes willen, das verdirbt mir die Freude unseres Wiedersehens!" Dann sehr leise, sehr zärtlich setzte sie hinzu: „Arme Lena! Die war mir, glaube ich, eine treue Freundin!"

„Das war sie," erklärte Werner, und seine Stimme klang fast feierlich.

* *
*

Mehrere Jahre sind bereits über diese traurigen Ereignisse hinweggeflossen.

Manches hat sich im Laufe dieser Jahre verändert, und vieles ist sich gleich geblieben. Unter anderem ist Thilde noch immer Thilde von Schlitzing und nicht Mrs. Ryder-Smythe. Dieser Umstand ist aber durchaus nicht dem Einfluß ihrer Familie beizumessen, deren Entrüstung vor der Leidenschaft der mehr als fünfundvierzigjährigen Braut schließlich die Waffen strecken mußte, sondern einfach der praktischen Ader, welche sich im letzten Moment bei der Braut geltend machte, und zwar durch einen Heiratskontrakt, in welchem sie sich die freie Verfügung über ihr ganzes Vermögen sicherte und den der Bräutigam unter dem Vorwand, daß er sich durch ihr Mißtrauen tief verletzt fühlte, sich zu unterschreiben weigerte.

Ryder-Smythe blieb darauf ein Weilchen spurlos verschollen. Zuletzt soll er Furore gemacht haben auf der Weltausstellung zu Chicago. Thilde spricht infolgedessen von neuem sehr viel von seiner Leidenschaft für sie und macht sich Vorwürfe, daß sie sich nicht überwinden konnte, ihre Standesvorurteile aufzugeben und ihn zu heiraten.

Linden fängt an, grau zu werden, und ist mehr als je der wärmste Verehrer und Freund Else Schlitzings und ihrer Kinder. Eine zweite Untreue hat er an ihr nicht begangen.

Am meisten hat sich Else verändert. Sie ist noch immer eine der hübschesten und anmutigsten Frauen in ganz Berlin, aber auf ihrem blonden Scheitel schimmert mehr als ein weißes Haar, und sie ist sehr viel ernster geworden.

Trotz seines Vorsatzes, seine Qual für sich zu behalten, muß ihr Werner in den Nächten, in denen ihn fürchterliche Träume plagten, unbewußt verraten haben, was er bei Tage sorgfältig verschwiegen: das tragische Schicksal der Freundin und seine Schuld.

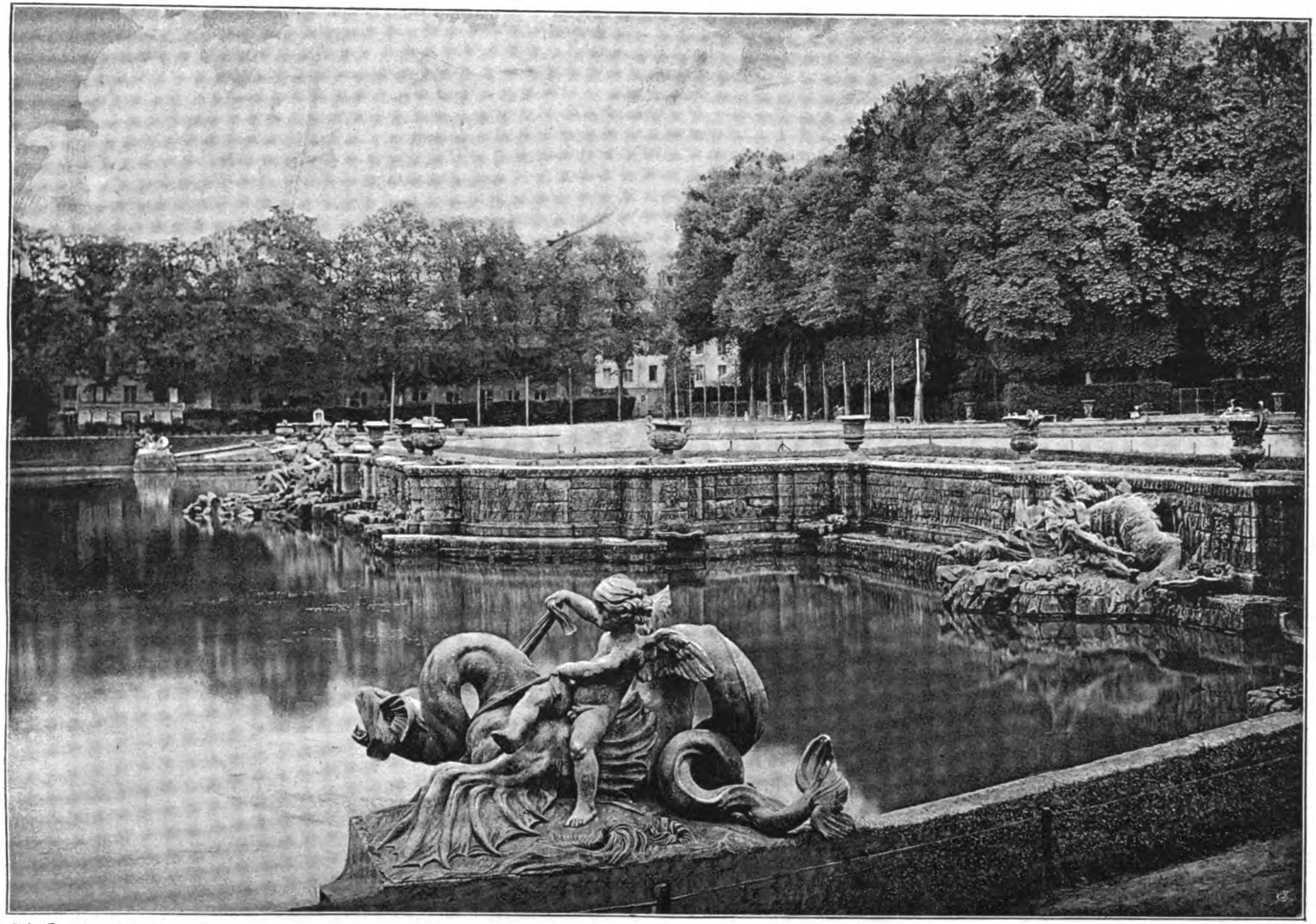
Ausgesprochen haben sie sich darüber nie, aber eine kleine Bemerkung, welche Else einmal entschlüpfte, hat Werners anfangs auf und ab schwankende Ahnung endgültig bestätigt, hat ihm aber auch zum erstenmal den unvergleichlich edlen Kern des Wesens seiner Frau ganz bloß gelegt.

In dieser schwierigen Lage, in der sich kaum eine andere zurechtgefunden hätte, hat sie eine Großartigkeit des Charakters bewiesen, die geradezu Staunen erregen muß: die Kraft des vorwurfslosen Hinüberschweigens und, was vielleicht am seltensten ist, die Würde im Verzeihen. Sie hat nicht verziehen, weil sie schwach, sondern weil sie stark war, nicht weil sie ihn nicht entbehren konnte, sondern weil er sie brauchte.

Seitdem er das weiß, kennt seine dankbare Zärtlichkeit und Verehrung für sie keine Grenzen mehr. Sie ist seine Stütze, sein Halt im Leben, sein bester Ratgeber, sein treuester Freund. Ihre unveränderte Liebe ist seine Rehabilitation. Er trägt sie auf Händen, räumt ihr jedes geringfügige Steinchen aus dem Wege; er sorgt für sie wie eine Mutter, verwöhnt sie wie ein Liebhaber. Die Kinder gedeihen um ihn herum, alles gedeiht, und er könnte sich an dem Bewußtsein erfreuen, daß alles durch ihn gedeiht.

In Krügenberg betet man ihn an; es giebt keine Menschenexistenz, die zu gering, zu gewöhnlich wäre, als daß er nicht trachten möchte, ihr nachzuhelfen. Seitdem es für ihn eine Pein geworden ist, sich mit sich zu beschäftigen, kümmert er sich unermüdlich um alle und um alles, was im Bereich seines sich täglich erweiternden Wirkungskreises steht. Die hilfreiche lindernde Teilnahme für alle anderen ist ihm eine Abwehr gegen den Feind in der eigenen Brust.

Über den Endzweck des Lebens ist er sich noch immer nicht klar, aber er hat aufgehört, sich danach zu fragen. Er weiß, daß — mag unsere Individualität bis in die



Ill. D. Monatshefte. März 1894.

Neptunsfontäne, Versailles.

Ewigkeit hinein dauern oder in der kurzen Frist unseres Erdenlebens ihren Abschluß finden — viel Jammer im menschlichen Herzen Raum hat und daß jeder ein Schuft ist, der die Hände in den Schoß legt, ohne zu versuchen, den großen Jammer zu trösten.

Seine Kinder erzieht er nach den altmodischsten Grundsätzen zu strenger Pflichterfüllung, da er es an sich erfahren hat, daß es nicht die Dinge sind, die man sich gönnt, sondern jene, die man sich versagt hat, welche einem Befriedigung bringen im Leben.

Die politische Carriere, nach welcher er früher vergeblich gestrebt, ist ihm kürzlich geradezu aufgedrungen worden von den Wählern seines Kreises, die in ihm ihren Heiland sehen.

Heute sitzt er im Reichstag, ein ernster Mann mit stark ergrauendem Haar und dunklen, aufmerksam horchenden Augen. Es ist ihm anfangs gar nicht darum zu thun gewesen, eine Rolle zu spielen, und hätte er sich wahrscheinlich, so wie mancher andere brave Parteimann, gewissenhaft hinter seinem Führer dreinschreitend, durch seine politische Laufbahn hindurchgeschwiegen, wenn sich ihm nicht kürzlich bei einer Debatte, die sich nicht recht vom Fleck rühren wollte, mit der Empfindung eines Menschen, der unwillkürlich den Arm ausstreckt, um einen im Kot stecken bleibenden Karren vorwärts zu schieben — wenn sich ihm da nicht ein paar Worte geradezu auf die Lippen gedrängt hätten. Er sprach sie aus dem Stegreif, sehr schlicht, sehr klar, sehr eindringlich; er wußte nicht, daß er Hervorragendes damit leistete, und war erstaunt, als seine Parteigenossen ihn nachträglich beglückwünschten.

Seit der Zeit erwartet seine Partei etwas von ihm, das Vaterland erwartet etwas von ihm.

Seine alte Mutter, die sich jetzt nicht mehr scheut, Wochen und Monate im Hause ihres Sohnes zu verbringen, ist stolz auf ihn. Auch Else ist stolz auf ihn, sie ist glücklich, strahlend glücklich.

Und er? Er hat eine Frau, die er liebt und die ihn von ganzem Herzen liebt; er hat reizende Kinder, die zu ihm wie zu einem höheren Wesen aufsehen; er hat eine Beschäftigung, die ihn interessiert, durch die er ohne alle Überhebung hoffen kann, viel zu erreichen und einiges zu nützen; er hat die Achtung und Sympathie aller, die ihn kennen, für sich.

Und doch —

Das alte Haus in Eltville, das halb wie ein Kloster, halb wie ein Gefängnis aussah, ist längst von der Erde verschwunden; statt dessen steht jetzt etwas gemütliches „Altdeutsches" dort, aus dem Kinderstimmchen herauslachen.

Auf dem Leichenstein, der Lenas Grab deckt auf dem schönen protestantischen Friedhofe in Rom, wächst das Moos dicht; die Fremden haben Mühe, den Namen, der darauf steht, zu entziffern.

Die Welt hat ihn vergessen, Lenas beste Freunde sprechen ihn nie mehr aus.

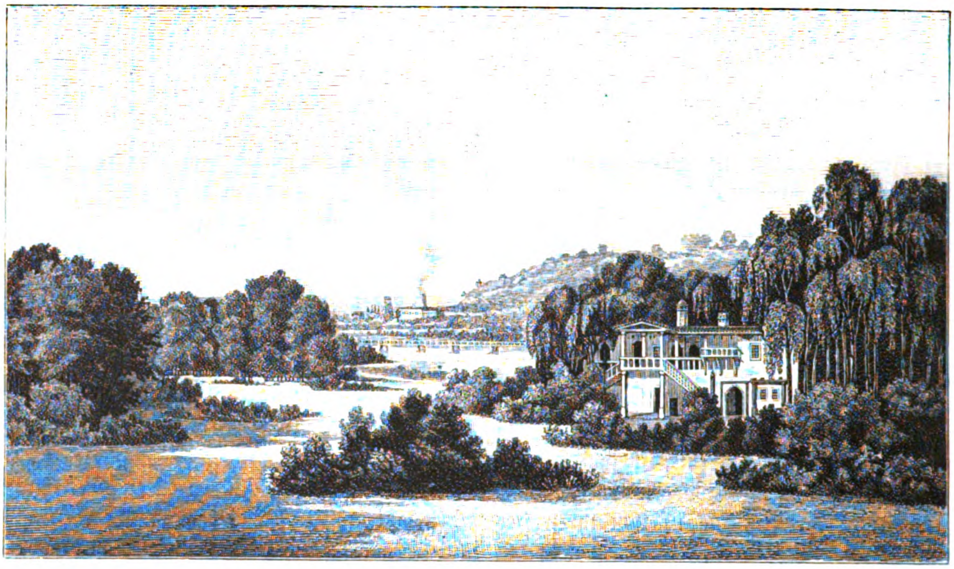
— — — — — — — — — — — — —

Ob er je vergißt — er, dessen schlechte Eigenschaften sie alle mit sich genommen ins Grab — er, den sie erlöst hat von sich selbst, wenn es auch in einer anderen Art geschah als die, welche sie sich vorgenommen? Ob er vergißt?

Nicht nur alle Annehmlichkeiten, die bloße Erträglichkeit unserer, sich zwischen zwei Abgründen hinspinnenden Existenz beruht auf unserer Fähigkeit, zu vergessen. Sehr richtig hat vor kurzem ein geistreicher Kriegsmann sich geäußert:

„Die Erinnerung verschönert das Leben; unsere Fähigkeit, zu vergessen, macht es uns möglich."

Woher ... woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?



Aus dem Park von Muskau.

Die Gartenbaukunst.

Von

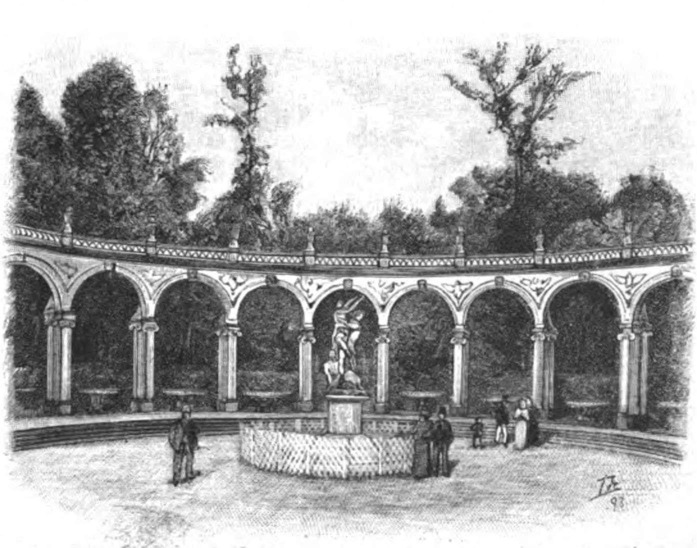
Oskar Bie.

II.

Die populäre Ansicht denkt sich beim italienischen Park eine große Terrassenanlage mit vielen regelmäßigen Beeten und vielen Fontänenkünsten, beim französischen eine Unterjochung der Natur unter die Schere des Gärtners, beim englischen eine plötzliche Verdammung alles Mathematischen und Wiedereinsetzung des Natürlichen. So plötzlich kam das aber nicht. Ganz allmählich, wie wir eben gesehen haben, schon im italienischen Park des sechzehnten Jahrhunderts, entwickelt sich der echte Garten, unter dem man doch nur denjenigen verstehen kann, der den Eigentümlichkeiten der vegetabilischen Welt am meisten gerecht wird. Beschnittene Bäume, überhaupt jede Art von formaler Baumarchitektur und Baumplastik wird der Besonnene niemals für echte Gartenbaukunst halten; in ihnen wird die Pflanzenseele verstümmelt. Sie bezeichnen nichts anderes als den unfertigen Zustand des Gartens, der noch nicht losgelöst ist vom Gängelband der herrischen Schwester Architektur, die ihn groß zieht. Sie sind nur eine Einleitung zur Gartenbaugeschichte; diese beginnt erst mit dem Momente, wo der Garten nicht fremde, sondern eigene Mittel benutzt, um zu wirken, wo er sich auf seine gute Mutter, die Natur, besinnt und der herrschsüchtigen Schwester den Rücken kehrt. Aber mit einer bewundernswerten Langsamkeit macht er sich von der Architektur frei. Er zollt ihr noch seinen Tribut, wo er längst schon mit der Natur wieder seinen Pakt geschlossen. Er wird zwiespältig, und in diesem Zwiespalt läuft eine ganze Zeit seiner Entwickelung dahin. Vorn, am Hausgarten, hält ihn die strenge Schwester fest und läßt ihn nicht einen Moment locker — hinten aber, am kühlen Wildpark, keimt ihm langsam die Erinnerung an die Mutter auf, und von hier aus nimmt er seinen selbständigen Weg. Mit dem er-

wachenden Sinn für die Wirkung großer, waldartiger Baumgruppen giebt er das erste Zeichen seines neuen Lebens.

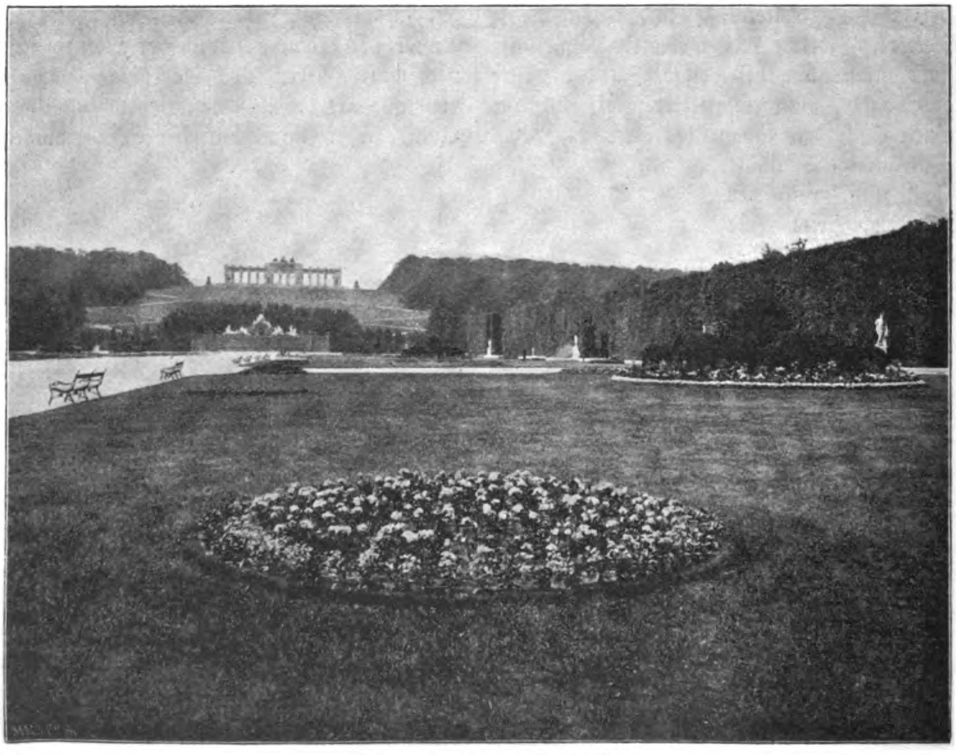
Es ist interessant, zwei fast gleichzeitige italienische Gartenanlagen aus diesen Jahren auf den erwähnten Gesichtspunkt hin zu betrachten. Beide stammen von dem berühmten Architekten Piero Ligorio, der 1580 in Ferrara gestorben ist. Die eine gehört, wie der oben beschriebene giardino della pigna, in den Bereich der vatikanischen Besitzungen. Als Garten des casino del Papa bekannt, liegt sie, dem Publikum völlig unzugänglich, auf dem terrassierten Terrain links vom heutigen Eingang in die Museen. Sie ist das Muster einer architektonischen Gartenbauweise, eine äußerst wirkungsvolle Kombination von geraden, kreisförmigen und ovalen Linien, welche sich in streng mathematischer Abwandlung verknüpfen, als geometrische Unterlage einer Konstruktion von vereinigten Architektur-, Garten- und Wasserwerken, welche alle formalen Bedürfnisse aufs glänzendste befriedigt. In der Mitte ein ovaler, buntgepflasterter Hof, auf der einen Seite das langgestreckte Kasino, durch weiträumige Vestibüle zugänglich, auf der anderen Seite eine entzückende Wasserloggia mit reichem statuarischem Schmuck, vor dem Wasserbassin ein breites, blumengeziertes Amphitheater und nach der Richtung der Ovalspitzen die durch Portiken oder Viertelkreistreppen vermittelten Zugänge in den umgebenden Park, der wie ein Außenliegendes noch nicht eigentlich zum Garten herangezogen, ja durch eine Art Graben von der Villa selbst getrennt und wesentlich als eine Umrahmung des Ganzen gedacht ist. Park und Garten sind also noch nicht amalgamierte Begriffe. Der Park wird nicht nach landschaftlichen Gesichtspunkten zurechtgemacht und in Perspektiven gelegt, der Garten besteht nur als ein total unselbständiges Anhängsel zur Architektur. Atmet das Kasino selbst schon etwas Freiluftgeist, so ist der Garten nichts mehr als eine noch um einige Grade fortgesetzte luftige Bauweise. Portiken, Wasserpavillons, Amphitheater, reguläre Treppenwege, Nischen mit Statuen und Bänken, terrassiertes Erdreich — alles hält ihn so in der Gewalt, daß er nur eine ornamentale Rolle spielen kann. Und freilich, man muß dieser Architektur ihre Strenge verzeihen; sie ist in Wahrheit so entzückend und so effektvoll, daß sie zu ähnlichem Zwecke kaum jemals übertroffen worden ist. Worin anders aber besteht ihre Anmut, als in der dekorativen Leichtigkeit, in der überflüssigen Eleganz, in dem ornamentalen Nichts, dem sich der Garten nur einfügt?



Proserpina-Rondel, Versailles.

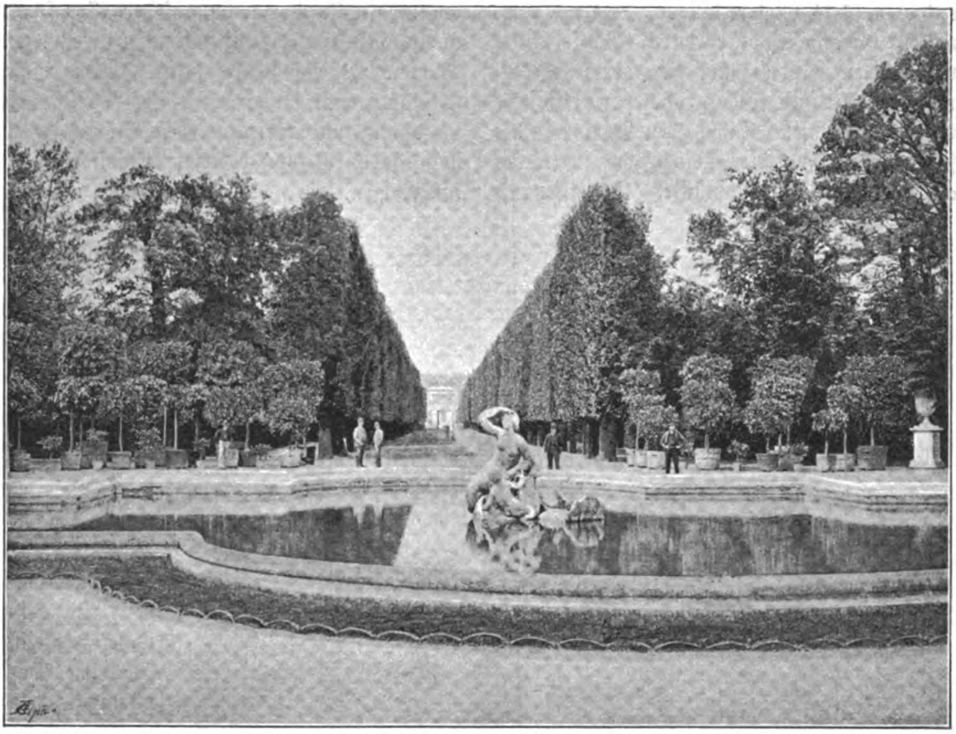
Die Villa d'Este desselben Künstlers, jenes viel besuchte, jetzt in seiner Ruinenhaftigkeit so wehmütig schöne Stück Paradies in Tivoli bei Rom, geht in der Anlage von noch malerischeren, noch moderneren Principien aus als die eben beschriebene päpstliche Villa, die in ihren barocken Schwingungen und perspektivischen Rücksichten schon manches aus der Zukunft des Gartens vorausahnen läßt. Die Villa d'Este ist ein wenig früher gebaut, sie ist die erste aller noch erhaltenen italienischen Gartenvillen. Aber das Prin-

cip der wirkungsvollen Perspektive, welches nicht zuletzt für die selbständige Entwickelung des Gartenbaus fördernd war, durchdringt sie schon so vollständig, daß wir uns mit ihrer Schöpfung, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, plötzlich in eine neue Zeit versetzt zu sein dünken. Symmetrie und altertümliche glatte Tektonik finden wir fast nur in dem unteren, gänzlich ebenen Teil des Gartens. Da sind quadratische Beete in sauberster geradliniger Abteilung und in der Mitte ein Rondel von Cypressen, die ja nicht nur durch diese ihre centrale Lage, sondern wie so viele Bäume des Südens schon durch ihre bloße Form eine strenge architektonische Wirkung ausüben. Es folgen noch in der Ebene vier Teiche, keine Naturteiche, sondern oblonge Becken, die durch ihre sehr hohe Travertineinfassung keinen Zweifel über ihren architektonischen Charakter rasse, die sich in drei großen Absätzen bis zum Hauptplateau vor dem Schloß erhebt — keine Terrasse, die wie gewöhnlich nur durch Einschnitte des Bergabhangs gewonnen wurde, sondern die nur teilweise den etwas schräg zur Schloßfront ablaufenden Berg benutzte und im übrigen sich auf starke künstliche Futtermauern stützte. So sehr war bereits das Terrassenmotiv zur Gewohnheit geworden, daß man es selbst willkürlich anwandte, wo das Terrain auch zu anderen Gestaltungen Gelegenheit bot. Die drei Terrassenabsätze aber in ihren Einzelheiten entfernten sich schon stark von dem strengen tektonischen Schema — sowohl im Grundriß, als in der Bebauung. Betrachten wir sie näher. Zunächst sind sie alle drei frei von niedrigen Schmuckanlagen und eintönigen Ziersträuchern. Sie sind mit ausgewachsenen, hochstämmigen Bäumen besetzt,



Parterre in Schönbrunn bei Wien.

lassen wollen. Eine malerische Treppenkaskade, unsymmetrisch nur an einer Seite dieser Teichreihe angebracht, verrät uns zuerst die größere Freiheit. Nun beginnt die Ter- die völlig waldartig beisammen stehen und uns also das erste erhaltene Beispiel von dieser Hereinziehung des Waldes in das eigentliche Gartenterrain liefern, welches den



Menagerieallee in Schönbrunn.

Beginn des naturgemäßen Gartenbaues ankündigt. Eine kleine Rücksicht auf die bisher herrschende tektonische Methode besteht in der absichtlich korrespondierend geordneten Anpflanzung von Bäumen, die in ihrer auffallenden Form mathematische Beziehungen markieren, z. B. von Piniengruppen, die symmetrisch zu beiden Seiten des Aufstieges aus dem dichten Lorbeergebüsch hervorragen. Als zweite Eigentümlichkeit tritt uns entgegen, daß die Weganlage auf den drei Waldterrassen nicht die gleiche ist. Auf der mittleren Terrasse bildet das Centrum eine größere Fontäne, ein Querweg schneidet durch die ganze Waldpartie und an der Seite zweigen sich noch Diagonalwege ab. Auf der obersten Terrasse sind diese Diagonalwege durch die beiden Oblonga gelegt, in welche die Partie ihrer Breite nach zerfällt, schneiden also den Wald in viel reicherem Maße. Das war die erste künstlerische Waldanlage, die ein Garten aufwies; es war das erste Mal, daß in üppigen Baumpartien, die von allerlei Wegen durchschnitten wurden, sich der Gedanke eines landschaftlichen Gartens rein aussprach; freilich waren die Wege sämtlich noch geradlinig und die Bäume an ihnen, wie wir sehen werden, glatt geschoren; darin lag die letzte Erinnerung an die sonst überwundene Oberherrschaft der Architektur. Diese drei Waldterrassen der Villa d'Este waren von epochemachendem Einfluß, sie lassen sich bis in den Versailler Park und noch weiter hinaus als die ewig nur nachgeahmten Vorbilder erkennen. Doch bewahrten sie noch genug italienischen Nationalcharakter, so besonders in den niedlichen Pavillons und Loggien, welche sich in der Fortsetzung des Hauptaufstiegs übereinander türmten, in zahlreichen anderen eingestreuten architektonischen Zierbauten und in der überreichen Anwendung auch der dekorativen Malerei, die sich in einer Fülle von Mosaik- und Stuckarbeiten buntester Art über Wege, Gebäude und alle Verkleidungen ausbreitete. Die beiden größten Fontänenanlagen liegen seitlich der Waldterrassen, ungefähr einander entsprechend, aber auf ganz verschiedenen Grundrissen aufgebaut, quer herüber durch den Park verbunden vermittelst jener be-

rühmten, 134 Meter langen, überaus reizvollen Girandola, der durch Wasserkünste verkleideten Futtermauer der obersten Terrasse. Alles ist auf große perspektivische Effekte berechnet. Durch den Park auf die sprudelnden Fontänen, durch das Parterre auf die pavillongeschmückten Terrassenaufstiege, von den Vorsprüngen auf das weite Gefilde der Campagna mit der ewigen Stadt im fernen Dunst oder auf die nahen Gebirgsstädte oder auf den stolzen Vestatempel Tivolis mit den darunter schäumenden Wasserfällen und oben von der Esplanade auf den ganzen, wohlgeordneten, unübertrefflich malerischen Garten selbst — es war der künstlerisch gepflegte Wald, es war die herausgeholte landschaftliche Perspektive, es war die möglichste Vermeidung jeder allzu spannungslosen Mathematik und allzu berechneten Symmetrie, die diesen Garten zum ersten selbständigeren Interpreten der Poesie von Landschaft und Gewächsleben machte, zwar noch durchsetzt von allerlei tektonischen Erinnerungen, aber doch schon freier von dem die Pflanzenwelt erkältenden Hauch der Schwesterkunst.



Obelisk im Schönbrunner Park.

Wie trotz alledem zu jener Zeit das Waldmotiv noch nicht in voller Ungebundenheit aufzutreten wagte, zeigt uns ein Blick auf den der Este-Villa ungefähr gleichzeitigen berühmten Boboli-Garten am Palazzo Pitti in Florenz, angelegt von Nic. Tribolo. Der Boboli-Garten schließt sich an die Hinterseite des am Fuße des Abhanges liegenden Palastes an. In der Mitte dieser hinteren Fassade befindet sich eine wirkungsvolle Fontäne, und ihr gegenüber schneidet in den Garten ein mächtiges Amphitheater ein in der Form eines halben Hippodroms. Zu Festspielen bestimmt, vertritt es die Stelle des sonstigen Blumenparterres und bezeichnet mit seiner wohlgepflegten Architektur und den Tabernakeln rings herum nur eine Fortsetzung des an Höfen so reichen Hauses ins Freie hinaus. Von da aus geht es in Terrassenabsätzen den Berg hinauf, der mittlere Aufstieg ist

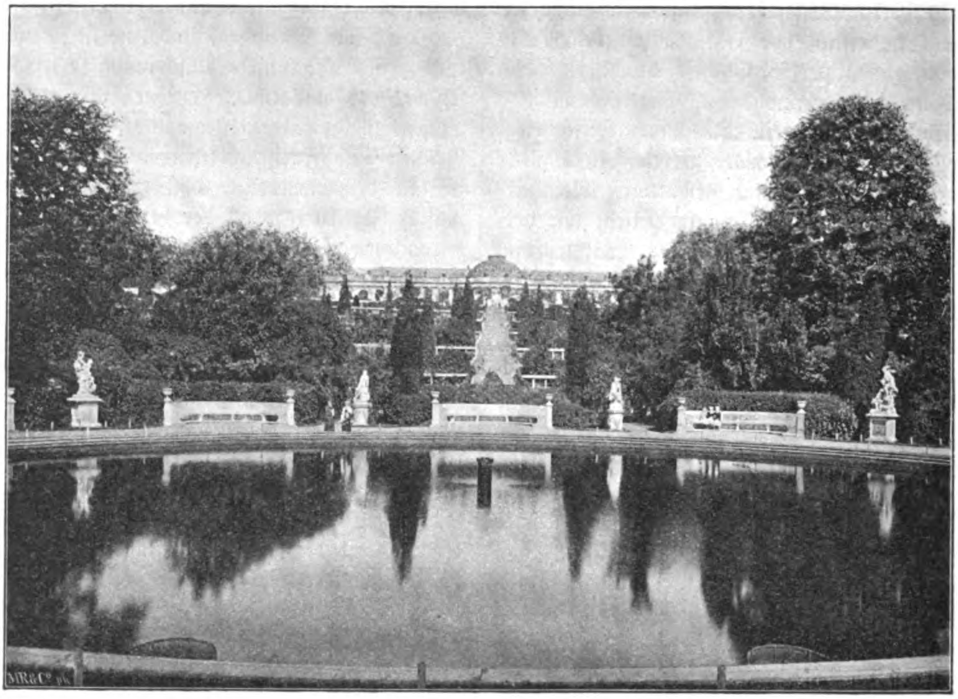
als breite Wassertreppe ausgeführt und endigt schließlich vor einem Riesenbecken als vor seinem perspektivischen Abschluß. Das Becken ist vierundneunzig Meter lang und siebzig Meter breit. In seiner Mitte liegt eine Insel, durch zwei Brücken zugänglich, geschmückt mit einer gewaltigen Neptunsfontäne. Diese Wasseranlage liegt wie versteckt mitten in dem großen Waldterrain, welches das gesamte übrige Gartenfeld bedeckt. Der Wald ist von regelmäßigen geraden Alleen durchschnitten, aber eigentlich wild wächst er nur innerhalb dieser Viertel. An den Wegen selbst ist er beschnitten und häufig sogar zu Heckennischen gestaltet. Besonders fällt dies um jenen großen Neptunsbrunnen auf. Nicht der volle Wald setzt hier sogleich ein, sondern erst eine niedrige Lorbeerhecke mit regelmäßigen Nischen, dann eine höhere Eichenhecke führen allmählich von der Tektonik zur Natur über. Wir werden nicht fehl gehen, eine ganz ähnliche Baumbehandlung für die Villa d'Este vorauszusetzen, wo im Laufe der Zeit durch die schon vor hundert Jahren beklagte Verwilderung des Parkes die Bäume über die vom Gärtner gesteckten Grenzen hinauswuchsen. Und wir gewinnen so einen neuen Beweis für die trotz des eingeführten Waldparkes noch nicht völlig abgeschüttelte Ehrfurcht vor der Architektur, für das Bestreben, die Wildheit des Parkes wenigstens an den Weggrenzen mit der tektonischen Anlage des Ganzen auszusöhnen. Hatte man schon die bedeutende That vollbracht, den eintönigen Parterregarten durch den naturgemäßeren Waldgarten zu ersetzen, so knüpfte man dabei doch immer noch an die alte Gewohnheit an, selbst Baumgruppen nicht nur auf geometrische Grundrisse zu setzen, sondern ihnen auch stereometrisch das Joch reiner Mathematik aufzuerlegen.

Jede Zeit hält sich für naturalistisch, immer glaubt die Kunst gerade jetzt auf dem richtigen Wege eines von Wirklichkeitssinn getragenen Schaffens zu sein, zu allen Zeiten hält sie das Verfahren ihrer Epoche für wahre Natürlichkeit. Die alten Ägypter haben ihre Zeichnungen nicht weniger für ein Abbild der Natur gehalten, als wir es von unseren modernsten impressionistischen Leistungen glauben. Der Grund liegt nicht weit. Nicht die Natur ändert sich, sondern das Auge des Menschen, und jene ist so unerschöpflich und unsere Anschauung so wechselvoll, daß wir immer wieder neue Beziehungen zu ihr entdecken, die uns wegen ihrer Neuheit und Fortgeschrittenheit befriedigen. Es ist bemerkenswert, daß auch das damalige Italien trotz all der hervorgehobenen tektonischen Einflüsse seinen Gartenbau für ein reines Stück Natur hielt und sich der weiten klaffenden Lücke zwischen wirklicher Natur und diesem architektonisierten Garten nicht bewußt war. Man denke an die Fontänenbecken, die beschnittenen Bäume und die regelmäßigen Terrassen des damaligen italienischen Gartens bei der Lektüre von Tassos Beschreibung des Gartens der Armide im sechzehnten Gesang des „Befreiten Jerusalem“. Erst der Giardinetto mit dem Labyrinth, dann der Waldpark.

Wie der Mäander mit verirrter Welle
Oft zwischen krummen Ufern zweifelnd weilt,
Ins Meer die Wasser sendet, die zur Quelle,
Und seinem eignen Lauf entgegeneilt,
So, und verworrner sind auf jeder Stelle
Die Wege hier, verwickelt und geteilt!
Und wie sie nun dem Labyrinth entwallen,
Wird gleich der schönste Garten offenbart,
Hier stille Seen, bewegliche Krystallen,
Dort Bäume, Blumen, Kräuter aller Art,
Besonnte Höhn und schatt'ge Thaleshallen,
Und Grott' und Wald, von einem Blick gewahrt,
Und was der Schönheit mehr so holden Werken,
Die Kunst, die alles schafft, ist nie zu merken.
Es scheint, so mischt sich Künstliches dem Wilden,
Als ob Natur den Garten angelegt,
Und sich bestrebt, der Kunst ihn nachzubilden,
Die immer sonst ihr nachzubilden pflegt.

(Nach Tuckermann a. a. O. 98.)

Es liegt uns fern, durch die große Reihe erhaltener oder nicht erhaltener Gärten zu spazieren, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Italien entstehen. Überall finden wir die besprochenen Motive je nach den Ansprüchen des Terrains verwertet. Die Terrassen der zauberischen Isola Bella im Lago Maggiore, die reichverzierte Zweikilometer-Wassertreppe von Caserta, die geradlinig durchschnittenen Lorbeerpflanzungen der Villa Medici am Pincio, die stolzen Abstufungen der hochsteigenden Frascatigärten — es sind Weiterbildungen und Modifikationen der gegebenen Elemente. Wir suchen nur nach neuen Gedanken, die sich im Laufe der Zeit geltend machen. Noch immer war der Garten ja



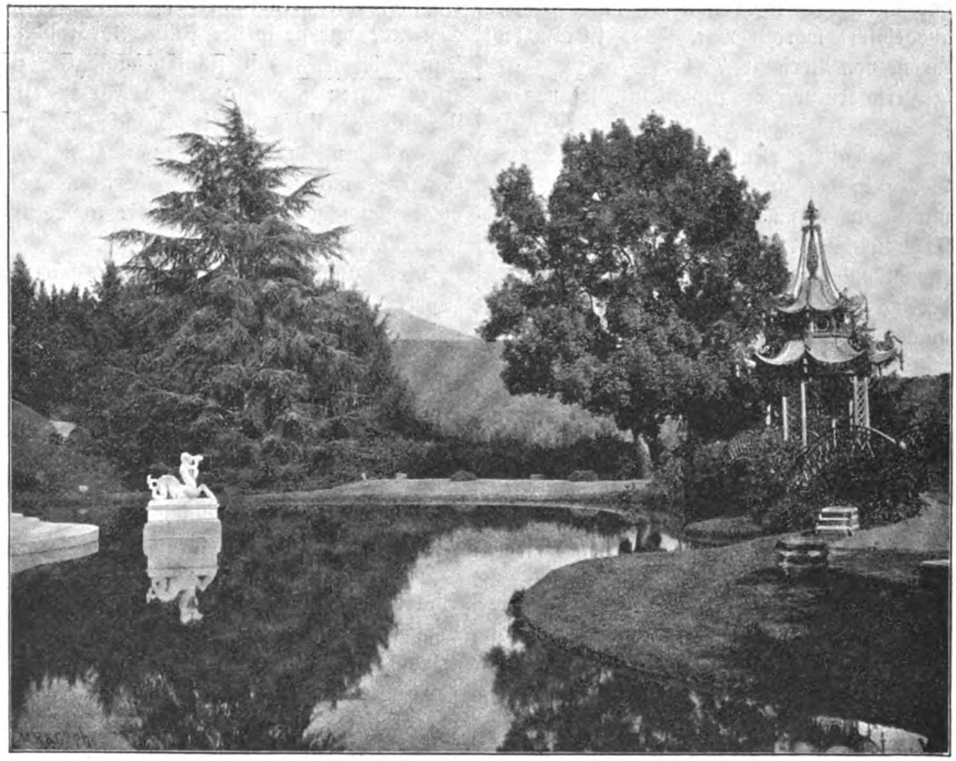
Sanssouci, Potsdam: Terrassenaufstieg zum Schloß.

nicht frei von der jahrtausendelangen Vormundschaft der Architektur, noch immer war er erst auf dem Wege, seine Eigennatur zu suchen. Der Wald konnte noch natürlicher, die Landschaft noch ungebundener werden. Einen solchen Fortschritt entdecken wir in der Villa Aldobrandini in Frascati, einer der wunderbarsten Anlagen jener Zeit. Durch stilisierte Laubengänge, über elliptische Treppen, vorbei an genau symmetrischen regulär gepflanzten Wäldchen und Blumenparterren, vorbei an zierlichen Pavillons und schmucken Fontänen gelangen wir über mehrere Terrassen hinauf zur luftigen Villa und weiter an ihrer Hinterfront zum entzückenden Wassertheater, der Mündung einer der schönsten perspektivisch angelegten Wassertreppen, die italienische Renaissancekunst geschaffen. Beiderseits dieser Wassertreppe steht wieder voller Wald — diesmal ganz wild, ganz frei und natürlich, ja sogar unsymmetrisch und von kreuz und quer gelegten Wegen durchschnitten, welche, wenn die Pläne nicht täuschen, selbst nicht immer gerade sind, sondern schon recht beträchtliche Krümmungen zeigen.

Auch das Wiesenmotiv beginnt mitzureden. Alte Zeichnungen der bekannten Villa Mattei auf dem Monte Celio in Rom zeigen eine große Wiesenfläche, noch geradlinig von Cypressenalleen eingefaßt, dieselbe, auf welcher die Pilger zu den sieben römischen Hauptkirchen am grünen Donnerstag ihre Ruhestation machen durften; weitere Terrassen mit vierfachen geschnittenen Hecken erinnern daran, daß der Scherenstil doch noch lange nicht überwunden; oben nur das Piniengehölz will uns wieder versöhnen. Und dasselbe bei der Villa Negroni in Rom. Nach den Blumenparterren ein Wiesenplateau, doch geradlinig begrenzt, und zuletzt ein Gehege von Pinien und Eichen. Aber immerhin, mit der Entdeckung der Wiese als einem nicht verächtlichen Teil des Gartens war man wieder einen guten Schritt vorwärts gekommen. Und das alles geschah noch im Cinquecento, welches mit jenem gestriegelten Hofgarten Bramantes begonnen hatte.

Wir verlassen Italien und wenden uns nach Frankreich. Diesen Weg ging die Gartenbaukunst, wenn man nach neuen großen Anlagen sucht — sie ging ihn nicht, wenn

man nach wirklichem Fortschritt sucht. In dieser Hinsicht blieb sie stehen. Die französische Gartenbaukunst ist sehr berühmt geworden; man hat sogar einen französischen Stil herausgefunden, ohne sich freilich klar zu sein, worin dieser eigentlich bestünde. Die einen denken dabei an beschnittene Baumalleen, mauerhohe Hecken, kegelförmige Sträucher, überhaupt an ein militärisch zugestutztes Gewächsbild, das Abzeichen Ludwigs XIV., das treue Spiegelbild seines Absolutismus und seiner Perücken-Unnatur. Die anderen sehen nicht darin den Hauptwert der Lenotreschen Schöpfungen. Sie erkennen in ihnen vielmehr eine Schwächung des italienisch-architektonischen Princips, eine Überleitung schon zum englischen Park. Nur im Vordergrund, sagen sie, verwendete Lenotre den aus Italien übernommenen Stil, unbegrenzten, wilden Parkes bot. Die Engländer dann ließen auch jenen Rest des italienischen Vordergartens weg und entwickelten aus dem Park ihren neuen Gartenstil. Italien — ganz formal; Frankreich — halb formal, halb Natur; England — ganz Natur: das wäre die Entwickelung. Aber sowohl jene Auffassung wie diese ist nicht ganz richtig. Vor allem ist überhaupt das Bestreben, im französischen Gartenbau eine ähnliche bahnbrechende Erscheinung zu sehen wie im italienischen, nicht gerechtfertigt. Es ist wohl hauptsächlich entstanden aus dem großen Rufe, welchen ein Mann wie Lenotre genoß. Von Ludwig XIV. berufen zur Einrichtung des größten Parkes, den die Welt bis dahin gesehen, war er ebenso als Persönlichkeit umworben, wie all die Arrangements des großen Franzosenkönigs



Aus dem Pallavicini-Park in Pegli bei Genua.

im Mittelgrund vor der hinteren freien Landschaft schob er das waldartige Gehölz ein, so geschickt angeordnet, daß es, von der Schloßterrasse aus gesehen, den Anblick eines angebetet wurden. Wer hielt es nicht für das einzig Erstrebenswerte, Versailles und Versailler Leben, sei es noch so en miniature, nachzuahmen? Wer vermochte seinem Gar-

ten eine andere Gestalt zu geben als die des französischen Königssitzes? Wer durfte sein Glück gar schätzen, wenn Lenotre selbst, der in alle Welt Berufene, zu ihm kam und ihm eine Gartenzeichnung lieferte? Unwillkürlich mußte sich ein Nimbus um Lenotres Person legen, und aus der Autorität dieser Person wuchs naturgemäß die Überschätzung seines Stils hervor, mindestens die Überschätzung der Selbständigkeit dieses Stils. Wenn man den Begriff der äußersten Formalität mit dem französischen Gartenbau verband, so hatten teils die italienischen Vorbilder dieselbe schon aufzuweisen, teils lag sie in einer Erstarrung überhaupt der romanischen Principien. Glaubte man aber Lenotre als einen epochemachenden Entdecker des Waldmotivs feiern zu müssen, so konnte ebenfalls ein Blick auf die vorangegangenen italienischen Schöpfungen überzeugen, daß das alles dort schon hundert Jahre früher ausgebildet worden war. Was ist also die Größe von Versailles?

Verfolgen wir kurz die Entwickelungsgeschichte des französischen Gartens. Wurzelt der italienische wenigstens auf nationalem Boden in der architektonischen Anlage, der plastischen Baumgruppierung, der antiken Tradition, so setzt der französische gleich mit fremdländischem Einfluß ein. Der Wildpark, der bis ins sechzehnte Jahrhundert noch als anschließend an das Schloß getroffen wird, tritt zurück bei den ersten kunstvollen Gartenanlagen, welche sich völlig unter italienische Vorbilder stellen. Vallery erscheint als gänzlich tektonischer Ziergarten mit Blumenparterre, Wasserbassin, gepflasterten Terrassen und sogar einer umschließenden Arkadenmauer. Verneuil, wie Vallery aus dem Jahre 1550, will schon wie eine Vorahnung von Versailles dünken. Oben eine Rotunde, darunter die Terrasse eines Giardinetto mit Fontäne und darunter wieder eine Terrasse mit Blumenparterre und Wasserkanälen, von höheren Baumpflanzungen eingerahmt. Das Haus lag hier seitlich. Die Architektur bei Kanalbrücken und Triumphthoren spielte noch eine große Rolle — aber bereits vorhanden war der Blick über die Abstufungen hinunter, über Parterres und Fontänen auf größere Kanäle und auf den umgebenden Wald.

Mit dem Bau des Pariser Luxemburgpalais im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts tritt die Bevorzugung des mehr ebenen Terrains ein im Gegensatz zu den nach italienischem Vorbild stark terrassierten Anlagen der früheren Schlösser. Man sollte nun meinen, bei dieser Gelegenheit hätte sich der französische Garten auf die Eigentümlichkeiten seines nationalen Bodens besonnen, die in Niveau und Bauart von denen Italiens so ganz verschieden waren trotz mancher Rassenzusammengehörigkeit der beiden Völker. Nun war man in voller Ebene, nun lag gar kein Grund mehr vor zu architektonischer Einteilung auch des Bodens, wie einst unter dem Drucke des herrschenden Treppenmotivs in der italienischen Frührenaissance. Aber selbst hier hielt man an den überkommenen Vorbildern fest und schuf, wo sie von Natur nicht gegeben waren, künstlich niedrige Terrassen in Verbindung mit geometrischen Bassins, mit geradlinig gepflanzten Wäldchen (wie wir sie in der Villa Aldobrandini kennen lernten), mit Fontänenanlagen, zu denen Alleen führten (Medici-Fontäne im Luxemburggarten), mit Statuenschmuck, kurz mit all den Traditionen des italienischen Gartens, nur in mehr einfacher und auch mehr eintöniger Form, wie wir sie ebenso im Tuileriengarten finden.

Diesen Zug ins Einfache, Klare steigerte Lenotre in seiner Hauptschöpfung Versailles, auf die wir uns beschränken wollen. Er wahrt streng die Mittelachse, aber er vermeidet eine allzu peinliche Symmetrie. Er benutzt die schwache Terrainerniedrigung vom hochliegenden Palast aus, um bis zum Beginn des waldigen Teils breite, mächtige, nicht zu hohe Terrassen hinabgehen zu lassen. Er behält die Einteilung in den vorderen zugestutzten Ziergarten und den hinteren Waldpark bei, wobei er die hier unmögliche Wassertreppe durch einen ungeheuren Kanal ersetzt, den auf alten Stichen kolossale Schiffe beleben. Er zerschneidet den Wald durch geradlinige Straßen und giebt ihm vorn nach dem Parterre zu durch Heckenwände oder die in Frankreich seit jeher besonders beliebten Gitterbauten einen architektonischen Abschluß. Die einzelnen Waldabteilungen bildet er im Inneren verschieden aus, hier ein Labyrinth, dort ein großes Bassin, hier einen von kreisförmigen Wegen umgebenen

wasserspritzenden Enkelados, dort ein Blumenrondel, hier einen Säulenrundbau mit Proserpinaraub, dort eine Grotte mit Apoll und den Nymphen. Zwischen den Waldteilen, in der Mittelperspektive zieht er einen tapis vert, einen abgepaßten Rasenstreifen; dieser verbindet die beiden Riesenbassins der Apollo- und der Latonafontäne; zwischen Latona und dem vorspringenden Schloßmittelbau das Parterre d'eau, begrenzt vom Parterre du midi und Parterre du nord; vor diesem das Dianabassin und dann die hier angebrachte Wassertreppe hinab zum Drachen- und endlich zum Neptunsbrunnen, dem größten von allen. Wie man sieht, sind alle diese Motive und auch ihre Kombinationen, sind Einzelheiten und Gesamtanlage keineswegs neu gefunden, sondern in dem italienischen Gartenbau, sogar schon des sechzehnten Jahrhunderts, vorgebildet. Nur ist alles noch mehr auf große Wirkungen berechnet. Die springenden Wasser sind von unerhörter Pracht, und die Weite und Geräumigkeit der Anlage ist überwältigend. Wo nach heutigem Gelde etwa 900 Millionen Franken verausgabt wurden, wo mitunter 22000 Menschen und 6000 Pferde gleichzeitig arbeiteten, da mußten auch dem ungeeignetsten und reizlosesten Boden, wie es der von Versailles und ebenso der von Marly ist, Prachtgärten aufgebürdet werden können. Jeder Unbefangene wird angesichts des Versailler Wassermangels und der Riesenausdehnung sagen müssen,

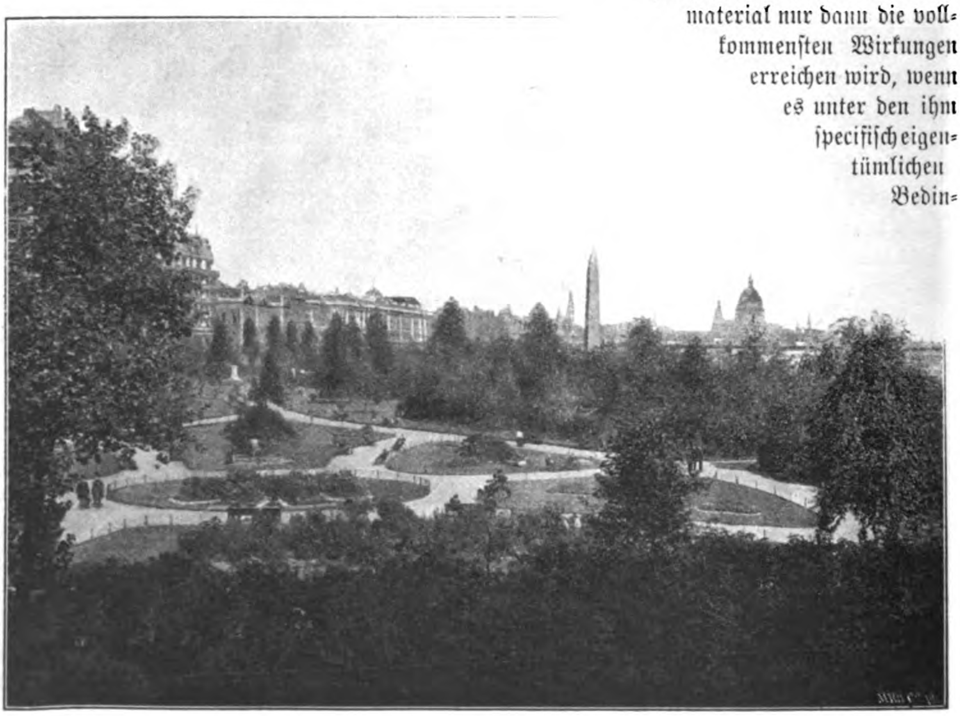


Chinesischer Garten nach chinesischem Originalbild.

daß sich solche Anstrengungen nicht gelohnt haben. Aber auch der Historiker wird in diesem Parke nur ein Fortarbeiten auf traditioneller und dazu importierter Grundlage erkennen; die Größe von Versailles liegt einzig in seinen Dimensionen.

Nicht einmal die Ausbreitung des Waldes auf dem ebenen Terrain trat hier zum erstenmal auf; lange vorher schon hatte die Villa Borghese in Rom, indem sie den Giardinetto fast ganz unterdrückte, durch erstmalige Bepflanzung eines unterrassierten, nur leicht hügeligen Terrains mit einem ausgedehnten, geradlinig durchschnittenen Walde, durch Heranziehung allerlei landschaftlicher Motive, wie es scheint, auch eines Natursees mit Insel, durch Beschränkung der eingestreuten Architekturen auf malerische Ruinen (die von diesem Beispiel an nun ihre große Rolle spielen sollten) einen weiteren Schritt zum Naturgarten gethan, gegen den die französischen Anlagen fast wie eine Reaktion anmuten. Solange der architektonische Stil, wie es in den mehr oder weniger genauen Nachahmungen von Versailles, in Schönbrunn, Schwetzingen, Herrnhausen, Nymphenburg, teilweise auch Sanssouci geschah, den Reiz imposanter, weitgedehnter Flächen im Auge behielt, konnte man sich eher noch mit ihm befreunden, zumal — mit Ausnahme vielleicht der ganz nach Cinquecento-Art gebauten Villa Albani in Rom (1746) — stets in dem weiteren Waldpark mit seinen barocken, im stillen Gebüsch liegenden Fontänen oder imitierten Ruinen für landschaftliche Wirkungen gesorgt war. Als aber mit der Zeit, besonders in Frankreich bis zur Epoche des Naturpredigers Rousseau, die mannigfachen Künsteleien in Baumarchitektur und Fontänenspielerei zum Unsinn auszuarten begannen, da bekannte man sich endlich auch in den romanischen Ländern zu dem unterdes im Norden entdeckten wahren Gartenbau, der die letzten Fesseln der Architektur abwarf und durch seine naturgemäße Schlichtheit und innere Selbständigkeit das lang erstrebte Ziel, nach welchem der Garten sich immer stärker gesehnt hatte, verwirklichte: nämlich sich selbst, seine eigene Seele, das Individualleben des Gewächses auszusprechen.

Und wie mußte dies Ziel beschaffen sein? Es kann doch eigentlich kein Zweifel darüber herrschen, daß jedes Kunstmaterial nur dann die vollkommensten Wirkungen erreichen wird, wenn es unter den ihm specifisch eigentümlichen Bedin-



Park Thames Embankment, London.

gungen arbeitet. Man nehme das Wasser. Eigentümlichkeiten des Wassers sind die Glätte der Oberfläche bei Ruhe, Spiel der Wellen bei Bewegung, Schäumen und Rauschen beim Falle, krystallener Glanz beim Aufsteigen. Alle diese Eigenschaften treten in der Natur hier und da, ohne Absicht und Regelung, an den Tag. Die Wasserkunst wird nun nichts anderes thun, als die hervorgehobenen Specifika des Wassers in der Anlage von Bassins, Teichen, Steinbächen, Wasserfällen und Fontänen so auf die Spitze treiben, daß die Eigenheiten dieses Elementes in einer von der Natur nie ähnlich erreichten, aber dabei doch in ihren Existenzbedingungen durchaus natürlichen Weise zur Geltung kommen. Wollte jemand andererseits versuchen, etwa den Lauf einer herabfallenden Wassermasse durch künstliche Vorrichtungen so zu lenken, daß er die Linien eines Säulenkapitäls, -schaftes und -fußgestells bildet, so daß der Anblick einer krystallenen Säule erzielt wird, dann würde man ausnahmslos dieses Vergewaltsamen des Wassers verurteilen. Denn nicht zwei Künste wirken da zusammen, ohne sich gegenseitig das Material zu rauben, wie etwa bei der Oper, wo Wort und Ton und Mimik sich nur die Hand reichen, sondern die eine Kunst giebt völlig ihr Wesen auf, um sich von der anderen Form und Inhalt aufdrängen zu lassen. Ein Gartenbau nun, welcher sich der Formsprache der Architektur bedient, verfällt in denselben Fehler. Er leiht sich die Mittel zu seinen Wirkungen von einer Nebenkunst, ohne sich auf seine eigenen Mittel zu besinnen. Die künstlerisch verwertbaren Reize des Gewächslebens liegen in landschaftlichen, nicht in architektonischen Dingen. Die Poesie der frischen Wiese, der sanften Hügel, der schroffen Felsen, der wilden Schluchten, die Poesie der so verschiedenartigen Baumgattungen mit ihren individuellen Stimmungen, die Poesie lauschiger, enggefaßter Plätzchen und weiter, befreiender Perspektiven, die Poesie des Wassers und der Bauten mitten in der Landschaft, die Poesie der wechselnden Tages- und Jahreszeit — darin konzentriert sich die künstlerische Kraft des vegetabilischen Lebens. Die Natur bietet uns das alles, aber sie bietet es nicht immer am rechten Ort, nicht immer in leicht erreichbarer Weise und nicht immer in völlig ungetrübter Reinheit. Es wird die Aufgabe der Landschaftskunst heißen — denn etwas anderes kann der reine Gartenbau nie sein —, diese Elemente je nach den Terrainbedingungen so zu vereinigen und durch ihre Vereinigung und geschmackvolle, geschickte Anordnung den landschaftlichen Gehalt so zu steigern, daß man auch hier den Eindruck gewinnt, der Künstler habe die Natur potenziert, sei aber dabei immer noch



Inversnaid-Fälle, England.

durchaus natürlich geblieben. Auf diese Natürlichkeit, Möglichkeit, Glaubwürdigkeit seines Werkes wird kein geringer Nachdruck zu legen sein.

Nun, ist diese Aufgabe so unbedeutend? Ist es so ein leichtes Ding, geschickt eine ewig reiz- und abwechselungsvolle landschaftliche Scenerie zu schaffen und dabei die Grenzen der Natürlichkeit nicht zu übertreten? Wohl muß der Gartenkünstler, der hierin das Höchste leisten will, die Seele der Natur in sich haben, ihr eigenartiges Leben mitleben und unter ihrem Impuls aus dem gegebenen Boden dasjenige hervorzaubern, was sie selbst in ihrer besten Stunde dort geschaffen hätte.

Wie weit war der Gartenbau am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von diesem Ziel noch entfernt! Ansätze gab es überall, aber nicht einmal das Princip war erfaßt. Zuerst hatte man zwar einen Wildpark, aber der Park war für die Bedürfnisse des Wildes, nicht der Menschen eingerichtet. Dann pflegte man eine Art Kunstgarten, aber der Garten war vielmehr eine Ornamentik mit Vegetabilien. Botanisch interessierte man sich für die individuellen Pflanzen, aber das Interesse ging wissenschaftliche Pfade. Man zog große Terrains heran, aber man teilte sie nach architektonischen Regeln ein, im Grundriß und Durchschnitt. Man stellte allerlei Gewächse wohlgeordnet auf, aber sie schauderten vor der Kälte des gepflasterten Hofes. Man zog den Wald herein, aber man beschnitt ihn an den geraden Wegen, die ihn durchkreuzten. Man führte die Wiese ein, aber man gab ihr die Formen regulärer Polygone. Man stieg in die Niederung, aber griff künstlich wieder zu Terrassen zurück. Man kokettierte mit der Unsymmetrie, aber war im einzelnen pedantisch wie ein Mathematiker. Nur mit der äußersten Behutsamkeit machte man sich von den Fesseln der Architektur los, und kaum zwei oder drei Werke entstanden, in denen die erwachende Seele der Landschaft vernehmbarer zu sprechen begann. In der Theorie freilich und im Dilettantentum bereitete sich hier und dort eine Umwälzung vor. Der große Craco eiferte gegen die Auswüchse des Formalismus und schlug einen Garten vor, in dessen erstem Teil ein weiter Rasen, in dessen zweitem Lusthaus und Ziergarten, in dessen drittem aber die volle Wildnis mit Aussichten ins Freie angelegt werden sollte. Später führte Addison, dem der Unterschied von Gartenkunst und -künstelei recht aufs Herz gefallen war, so etwas praktisch durch, freilich ohne rechtes System. Alle Bäume untereinander, Gemüse und Blumen gemischt, Feldblumen im Walde, ein Bach durch Gebüsch und Rasen — es war wohl mehr guter



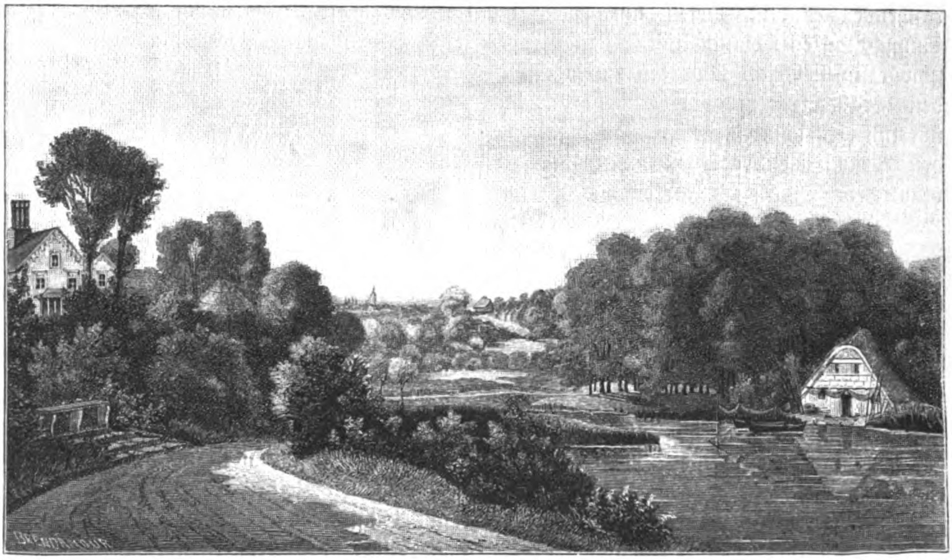
Chingford-Park.

Wille dabei als wirklicher Natursinn. Da kam endlich der große Mann, der, um es richtiger auszudrücken, nicht eine Umwälzung des Gartenbaustils herbeiführte, sondern diesen Stil selbst erst entdeckte, sofern er naturgemäß und also der einzig wahre Stil ist: mit ihm beginnt überhaupt erst die freie Gartenbaukunst. Daß auch er in England geboren war, ist kein Zufall. England war in vielen landschaftlichen Dingen epochemachend in der Welt. Wie wir ihm den Garten verdanken, so schenkte es uns nach Überwindung der französischen formalen „Ideallandschaft“ die wirkliche Landschaft in der Malerei. Als Gainsborough bereits seelische Landschaften malte, fing das übrige Europa an, seinen Klassicitätsschlaf zu schlafen. Und als Constable die erste moderne Freilichtlandschaft schuf, schlug man im übrigen Europa das Kreuz über ihn. Ein Menschenalter vor Rousseaus Signal zum Rückzuge in die Natur entdeckte William Kent in England die Seele des Gartens.

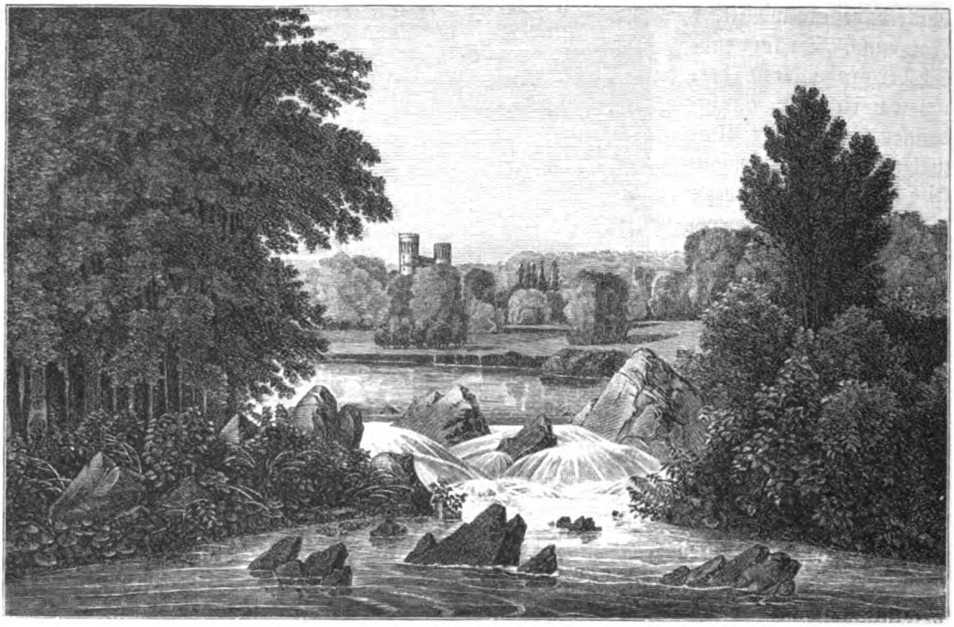


Chingford-Park.

William Kent war 1685 in der Grafschaft York geboren. Seine Entwickelungsstadien waren Ornamentik, Malerei, Gartenbau und Architektur. Er kam also den umgekehrten Weg, den der Garten selbst gegangen war; er kam von der Malerei zu ihm und sah ihn darum mit natürlichem Auge an. Er verriet Geschick in der Anlage von Gärten und wurde zur Pflanzung der Kensington-Gärten herangezogen. Hier legte er Zeugnis ab von seiner gänzlich antiformalen Landschaftsanschauung und ward der Begründer des „englischen“ Gartenbaustils. Er verwarf alle Baumarchitektur und Baumplastik, alle Terrassen und Balustraden, und nur in



Aus dem Park von Muskau.



Aus dem Park von Muskau.

sparsam eingestreuten Tempeln oder Einsiedeleien ließ er die Baukunst zu Kontrastwirkungen zu. Er sah draußen die weiten sattgrünen Wiesen mit dem weidenden Vieh, die sanft schwellenden Hügel, die bald in Gruppen, bald einzeln stehenden Bäume, die buchtenreichen Seen, die ansteigenden Ufer, die sich schlängelnden Bäche, die krummen Wege, welche nach jeder Biegung einen neuen überraschenden Anblick bieten auf einen mit Sumpfpflanzen melancholisch sich zudeckenden schwärzlichen Teich, über den traurige Weiden herabhängen und eine Birkenbrücke hinüberführt zu dunklen, geheimnisvoll flüsternden Baumkronen, oder auf eine weite, in bläulichem Dunst sich verlierende Perspektive über einen langgestreckten See mit Nadelholzpflanzungen am sanft sich erhebenden Ufer, von Wasservögeln belebt — und er nahm alle diese Motive, in ihrer natürlichen Unbegrenztheit, so geordnet, wie er es als Landschafter gewohnt war, in den Garten auf, der ihm zur plastischen Landschaft wurde. Frei schweifte das Auge in die umgebende Natur, nicht mehr behindert durch eine Mauer oder einen Zaun; an ihre Stelle trat der um den Garten gezogene, von ihm aus unsichtbare, an der Böschung gepflasterte Graben, den man — aus der Überraschung des plötzlich Herantretenden heraus — offiziell ha! ha! nannte, wie man ihn heute noch gut an der Westseite des Charlottenburger Schloßparkes sieht. Ein Versailler Waldweg hat seinen Namen in der Benennung Avenue des Ha! Ha! in merkwürdiger Fassung aufbewahrt. Die umgebende Natur rahmte nun den Park ein als ein besonders ausgezeichnetes Stück von sich selbst.

Der englische Garten hatte, bevor er seiner Vollendung entgegenschreiten sollte, erst noch eine Kinderkrankheit zu überwinden. Es war erklärlich, daß er zunächst diejenigen Elemente, mit denen er dem formalen Garten gegenübertrat, ins Maßlose übertrieb und jenes Gebot vergaß, bei aller Kunst natürlich zu bleiben. Der formale Park wirkt durch die große, zugleich überschaubare Einheit der Anlage, er wirkt so zu sagen im Nebeneinander — der natürliche Park wirkt durch seine Vielseitigkeit, durch Kontraste, durch Überraschungen, durch das Nacheinander. In dem Haschen nach Kontrasten konnte man sich zuerst nicht genug thun. Verschiedene Umstände kamen fördernd dazu. Es war die Zeit, da zum erstenmal chinesische Einflüsse nach Europa kamen. Durch die Werke des Architekten Chambers lernte man den chinesischen Garten kennen, der auf

einmal alle Bedingungen, die man an den Naturpark stellte, glänzend zu erfüllen schien. Die Kontraste schienen sich dort nur so zu jagen. Fette Wiesen mit weidendem Vieh und entsetzliche Schluchten mit verbrannten Bäumen, Ruinen, Geiern und heulendem Wind, Sumpfniederung und steiles Gebirge, die Flora des Nordens und die des Südens, Teiche mit zierlichen, dekorativ gewundenen Bambusbrücken und unzugängliche tosende Wasserfälle, verfallene Hütten und prächtige Kioske chinesischen Stils — das lag da so eng zusammen wie Kinderspielzeug in einer Schachtel. Man stürzte sich auf die Nachahmung solcher erlösender Vorbilder und sah dabei nicht, daß diese bei all ihrem Wirklichkeitssinn nicht weniger bizarr waren als so viele andere Naturalismen Ostasiens. Man fand ein vortreffliches Material für die sentimentale Stimmungsduselei, die damals über Europa strich. Das größte bisherige Werk über Gartenbau, Hirschfelds fünfbändige Theorie von 1779, schwelgt in diesen Gefühlen bis zur Erschöpfung. Indem der Natursinn, den die kulturelle Oberherrschaft der romanischen Nationen so lange am Boden gehalten hatte, bei den ersten selbständigeren Regungen der Nordländer mit überschäumender Wildheit zum Ausbruch gelangt, wirft man sich thränenden Auges an den Busen einer — geschminkten Dirne. Man staffiert die Natur aus mit Felsen, wo sie meilenweit dazu keine Veranlagung zeigt, mit Bergen, wo sie durchaus ebenen Charakter trägt, mit Gebirgsbächen, wo sie ein kaum merkliches Gefälle hat, mit ausländischen Gewächsen, fremdartigen Pavillons, falschen Einsiedeleien, ja mit künstlichen historischen Erinnerungen, einer gestürmten Ruine und daneben dem Mausoleum des Feldherrn und der Helden, die es gar nicht gegeben hat. Um Stimmungen zu machen, zerstörte man die Gesamtstimmung; der Kontraste und Überraschungen wegen trieb man die Mutter Erde zu Unehrlichkeiten; vor lauter Natur vergaß man die Natürlichkeit.



Aus dem Berliner Tiergarten.

Repton in England hat den Garten der Gefahr entrissen, zu einem schablonenhaften Museum der Effekte und Affekte zu werden. Er sagte, ein Gärtner, der einen Plan macht,

bevor er die Örtlichkeit kenne, sei wie ein Arzt, der einem Kranken etwas verordne, bevor er ihn gesehen und untersucht habe. Mit diesem Ausgehen von der gegebenen Örtlichkeit that er einen bedeutenden Schritt weiter von jenem Standpunkt, einfach nach gezeichneten, malerischen Landschaftsscenerien an irgend einem Platze einen Garten zu bauen. Kent, Brown und ihre Schule hatten schon ein Großes gethan, pittoreske Landschaftsmotive in die Wirklichkeit zu übertragen, Repton aber fühlte seinen Garten aus der Erde heraus, und sein Werk stand darum ebenso hoch über dem seiner Vorgänger wie jedes empfundene Kunstwerk über dem bloß konstruierten. Er wollte seine Kunst nicht mehr „englischen", sondern „Landschaftsgarten" genannt wissen. Er wollte die große Einheit, die dem Garten seiner Vorgänger durch kleinliche Zusammenstellung von allerlei pittoresken Dingen verloren gegangen war, wiederherstellen — eine gärtnerische Einheit, nicht eine architektonische, wie sie die Romanen ausgebildet. Immer deutlicher wuchs der Gedanke des sich selbst treuen Gartens empor.

Mit dem Wörlitzer Park bei Dessau kam die englische Bewegung nach Deutschland herüber, welches in diesem Jahrhundert die Führung im Gartenbau übernehmen sollte. In Sckell, dem bayerischen Hofgärtner, und dem Fürsten Pückler, dem Herrn von Muskau, gewann sie neue Führer. Ihr Gang war nun vorgezeichnet, ihr Sieg war unbestritten. Selbst Paris legte seine Squares und neuen Lustgärten im Landschaftsstil an, und auch Rom huldigte z. B. in den jüngeren Anlagen der Villa Pamfili neben dem alten fortbestehenden Zierparterre den neuen Anschauungen. Sckells Wirkungen, dessen Hauptwerk der Englische Garten Münchens ist, gingen mit schulbildendem Erfolge ins Große und Einheitliche. Eine seiner Lieblingsideen war die Zusammenfassung gleicher Baumarten zu größeren Gruppen. Der Individualismus schreitet fort und fördert hier, wie in jeder Kunst, die warme Fühlung mit der Natur. In Fürst Pückler, der in dreißigjähriger Arbeit sein Gut Muskau zum Mustergarten des neunzehnten Jahrhunderts umschuf, nachdem er, wie Sckell, in England sich die besten Anregungen geholt hatte, verehren wir den ersten vollbewußten Vertreter dieses modernen, individualistischen Landschaftsgartens. Ihm ging zuerst die reine Erkenntnis des Künstlerischen am Gartenbau auf. Kent hatte von der Malerei aus den Weg gefunden zum einzelnen Gartenbilde, das sich nach pittoresken, nicht mehr nach architektonischen Gesichtspunkten ordnete. Repton war von diesen Vereinzelungen zum großen Ganzen fortgeschritten, er hatte den Garten aus der Erde heraus erzeugt. Wie Kent das Individualleben der Vegetabilien überhaupt, wie Repton dasjenige des Terrains, so entdeckte Pückler dasjenige des Gartenkünstlers. Er entwickelte die Bedeutung des, wenn auch noch so kleinen, persönlichen Gehalts, den das Werk des Gartenkünstlers verraten müßte. Freilich, an die künstlerische Bedeutung des Landschaftsmalers wird dieser nie heranreichen können. Denn der echte Landschafter malt nicht etwa vedutenhaft irgend ein Stück Natur ab; nein, er malt das Stück Natur, wie er es sieht. Und dieses „wie er es sieht" hebt ihn meilenweit über den Schöpfer reeller Gartenanlagen empor. Aber bei alledem, in dem Verhältnis des Gartenkünstlers zum Gewächsleben, zum Terrain, zu den Möglichkeiten der Anordnung der Bäume, der Wiesen, der Wasser, wie der Farben und der Beleuchtungen wird doch ein gewisses persönliches Residuum der Künstlerschaft bleiben, welches vom Material nicht überwältigt wird, und dies soll sein bestes Teil sein. Noch eine letzte Selbstreinigung vollzog der Park in Pücklers Werk. Nachdem sogar noch Repton aus polychromen Gründen die grasenden Tiere in den Garten aufgenommen hatte, beschränkte Pückler dies Motiv so weit, daß auch der letzte Rest eines landwirtschaftlichen Eindrucks, den der englische Garten beibehalten hatte, zu gunsten einer rein landschaftlichen Kunst wich, wie sie sich nun bald über ganz Deutschland verbreitete und in Lennés Schöpfungen, dem Berliner Tiergarten und besonders den genialen Potsdamer Anlagen unübertreffliche Blüten getrieben hat.

Zur Erinnerung an Robert Franz.

Briefliches und Mündliches von ihm.

Mitgeteilt von

La Mara.

Im Januar 1872 war es, als Robert Franz, der große deutsche Liedermeister, zum erstenmal in mein Leben trat. Seine Lieder hatten mir's seit langem angethan; ihre ideale Welt zog mich in ihren Zauberkreis, und wie ich von jeher nur zur Feder griff, wenn der zu behandelnde Gegenstand mich ganz und innerlichst erfüllte, so setzte ich mir vor, mit dem Bild dieses edlen vornehmen Künstlers die Porträtgalerie meiner „Musikalischen Studienköpfe" zu schmücken. Einer seiner Freunde, Otto Dresel, ein feiner Musiker, der sich von Zeit zu Zeit einen Winter hindurch in dem musikreichen Leipzig von seinem amerikanischen Wirken erholte, bot mir bereitwillig die Hand. Er lud mich zu einer Besprechung zu sich, und unversehens sah ich mich plötzlich Robert Franz, dem damals Sechsundfünfzigjährigen, gegenüber. Allein gelassen, waren wir bald inmitten eines fesselnden Gesprächs; denn trotz seines Gehörleidens war der Verkehr mit ihm nicht schwer. Das mit etwas erhobener Stimme in sein Ohr gesprochene Wort blieb ihm ohne Schwierigkeit vernehmbar. Leicht und flüssig quoll ihm die Rede von den Lippen, und ich fand mich rasch im Besitz der erwünschten Mitteilungen. Vom äußeren Leben ging er alsbald zum inneren über. Mit Vorliebe verweilte er bei seinem Verhältnis zu Schubert und Schumann, seinen großen Vorgängern im Liede. Es lag ihm am Herzen, den fundamentalen Unterschied zwischen ihm und jenen hervorgehoben und betont zu sehen, daß er, als ein Eigner, von Haus aus seine besonderen Wege ging.

Überwog in der That bei Schubert das rein Musikalische, bei Schumann die poetische Intention, so erstrebt Franz im Liede eine vollkommene Einheit zwischen Dicht- und Tonwerk, derart, daß Musik und Wort sich völlig decken und ineinander aufgehen: ein Princip, in dem er sich, echt modern, trotz aller Verschiedenheit mit Wagner berührt. Ganz giebt sich der Komponist dem Poeten hin. Mit innerer Notwendigkeit wird ihm die Dichtung zu Musik. Der dramatischen Auffassungsweise Schuberts, wie dem deklamatorischen Pathos Schumanns hält Franz sich gleicherweise fern. Ganz Lyriker, ganz Sänger des Gefühls, legt er dem Lied die geheimste Seelensprache auf die Lippen. So eben wird es, wie er selber so wahr wie schön sagt, zum „Monologe, den die Empfindung mit sich selber hält".

Überaus anziehend war es, den Ausführungen des seltenen Mannes zu folgen, mit dessen künstlerischem Genie eine tief wissenschaftliche Bildung Hand in Hand ging und der gewohnt war, sich von seinem Denken und Thun allzeit strenge Rechenschaft abzulegen. Von Stund an saß er mir öfters Porträt, und seine Besuche bedeuteten Feiertage für mich. Seine anfänglich beobachtete Zurückhaltung wich bald der schlichten Offenheit, die ihn charakterisierte. Er war keine Natur, die sich Zwang aufzulegen liebte. Im Freundesverkehr zumal ließ er sich sehr ungeniert gehen und nannte Menschen und

Dinge ohne Umschweif beim rechten, oft ziemlich derben Namen.

Hatte er mich verlassen, so säumte ich nicht, manch goldenes Wort über Musik aus seinen Gesprächen mit der Feder festzuhalten. Als besonders charakteristisch für den Mund, der es gesprochen, sei einiges hier wiedergegeben:

„Wir alle tragen auf dem Haupt die Säule, welche die Zukunft stützen soll."

„Es ist unwürdig, der Zeit Konzessionen zu machen: dann altern unsere Werke auch mit ihr. Freilich rächt sie sich auch dafür, wenn wir sie mißachten, und läßt den Künstler fallen, der nicht nach ihr fragt."

„Jede Zeit wirkt auf das Auffassungsvermögen der Sinne bestimmend ein — in ihm ruhen aber wieder die Bedingungen unserer Anschauungen. Gegenwärtig hat man andere Ohren als in der Periode Bachs und Händels. Der alte Bach würde wahrscheinlich verwundert den Kopf über Beethovens C-moll-Symphonie geschüttelt haben, während wir an manchem Anstoß nehmen, dem man sich in früheren Zeiten ohne Widerspruch fügte. Daß in diesen Dingen das Darstellungsmaterial eine wichtige Rolle spielt, liegt auf der Hand — glücklicherweise wird der wahre Kern der Kunstobjekte dadurch jedoch nur wenig berührt und weiß sich zur rechten Zeit immer wieder zur Geltung zu bringen."

„Das Kunstwerk, dem wahrhafter Wert innewohnt, findet sicher einmal seine Würdigung, sei es auch spät, vielleicht erst nach Jahrhunderten. Die Geschichte bestätigt es deutlich genug."

„Die Werke der großen Meister der Vergangenheit müssen stets als Maßstab für die Erzeugnisse der ihr folgenden Gegenwart dienen."

„Es giebt eine direkte und indirekte Popularität. Je tiefer und bedeutsamer nämlich der Gehalt eines Kunstwerkes ist, um so weniger wird seine Einwirkung eine direkte sein können. Es waren von jeher stets nur Auserwählte, die sich hier sofort im Verständnis befanden, und ihrer Vermittelung hat es die Menschheit hauptsächlich zu verdanken, wenn sie nach und nach von den idealen Mächten, die jedes Kunstwerk erfüllen, berührt wurde. — Das Kunstwerk, dessen Popularität dagegen unmittelbar eintritt, das also doppelt wirkt, stellt im allgemeinen die Interessen dar, welche der Bildungshöhe der Menge eben entsprechen. Nach welcher Art der Popularität der Künstler aber zu streben hat, bezeugt Schiller in den schönen Worten:

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht, vielen gefallen ist schlimm."

„Der Kunstkultus muß stets über dem Namenskultus stehen. Sobald das Kunstwerk geschaffen ist, hat es sich ja von der Person des Autors abgelöst und gehört nun der Welt an. Zwar ist es natürlich genug, das Interesse an der Sache auch dankbar auf den, der sie schuf, zu übertragen; jedoch darf das Verhältnis nicht ausarten, weil sonst die Gefahr nahe liegt, über dem Vergänglichen das Unvergängliche aus den Augen zu verlieren."

„Wie in der Malerei Kolorit ohne Zeichnung ein Unding ist, so müssen auch in der Musik die melodische Linienführung, die harmonische Grundierung, die rhythmische Gruppierung da sein, ehe das Kolorit dazukommt. In der Gegenwart dürfte aber der Farbenkultus sehr überwiegen."

„Die homophone Musik hat ihren Schwerpunkt in der Melodie, die polyphone in der Harmonie. In jener dienen die harmonischen Elemente wesentlich als Stütze der melodischen, in dieser wird die Melodie gleichsam von der Harmonie erzeugt. Daraus geht denn hervor, daß sich die Kantilene der homophonen Schreibart leicht von ihrem Grunde, der Harmonie, ablösen läßt, mithin meist in die Fläche fällt, während die der polyphonen auf das engste mit den übrigen Bestandteilen des harmonischen Gewebes zusammenhängt, in das sie ihre Fäden unausgesetzt hinabsenkt. In Mozarts Musik, namentlich in dessen Opern, ist der homophone Stil vorherrschend, weil es der Meister nur durch ihn ermöglichen konnte, Gestalten von scharf ausgeprägter Charakteristik zu zeichnen. Bei Sebastian Bach präponderiert die Polyphonie, die ja einem mehr typisch gehaltenen Ausdruck, um welchen es sich hier handelt, am besten entspricht."

„Jedes echte Gedicht trägt den musikalischen Keim, seine geheime Melodie in sich. Das Siegel zu lösen, den rechten Ton zu finden und künstlerisch zu verkörpern, ist nicht

jedermanns Sache und kann nicht erlernt werden, sondern muß angeboren sein."

„Dem Künstler soll die Kunst Bedürfnis, nicht Beschäftigung sein, er soll Musik erleben, nicht machen."

Mittlerweile war meine Skizze beendet, und es verlangte mich, die Meinung ihres Originals darüber zu hören — ein Vertrauen, das man Franz getrost erweisen durfte. Mir lohnte dafür die nachstehende, vom 9. Februar 1872 datierte Antwort:

„Verehrtes Fräulein!

Die Zusendung der von Ihnen verfaßten Charakteristik hat mir außerordentliche Freude bereitet. Sie haben das Ganze mit so sicherer Hand anzufassen, ihm einen so warmen, eindringlichen Ton zu geben gewußt, daß ich von der vortrefflichen Wirkung des Artikels schon im voraus überzeugt bin.

Obschon mit der Form und Tendenz desselben ganz einverstanden, benutze ich doch gern die gebotene Gelegenheit zu einigen Bemerkungen, die Sie nach Belieben verwerten oder ruhig abseits legen mögen. Dabei verfahre ich ganz aphoristisch.

Ich erblicke in der Kunst einen in sich abgeschlossenen Organismus, dessen Entwickelungsstadien mit innerer Notwendigkeit einander folgen. In der Poesie wie in der Musik ging der Prozeß von naiv-lyrischen Elementen aus, erhob sich später zu dramatischen und epischen Formen, um schließlich wieder zu den Anfängen, die jedoch nun von bewußteren Grundlagen getragen werden, zurückzukehren. Hiermit scheint mir der Kreislauf vollendet und das Kunstschaffen vor der Hand zu einem bestimmten Abschluß gekommen zu sein — es wird erst neuer, die bisherige Weltanschauung umgestaltender Ideen bedürfen, bevor die Künste wieder zu selbständigerem Leben erwachen.

Wer dieser Ansicht beipflichten kann, wird notwendig in der modernen Lyrik, namentlich im Liede, ein sehr ernstes Moment erblicken müssen. Sie spiegelt gewissermaßen die Vergangenheit im kleinen Rahmen noch einmal wieder: wie in schimmernder Abendröte scheidet die holde Kunst von der trauernden Erde und wirft noch einen letzten, schmerzlichen Blick auf sie zurück. — An meinen Liedern z. B. läßt sich diese Erscheinung ganz ungezwungen beobachten: die Anklänge an das uralte Volkslied und seine Naturlaute, die Beziehungen auf die große altitalienische Schule mit ihren tiefsinnigen Kirchentönen, die geheime Wahlverwandtschaft zu Bachs und Händels Musik, die lebhafte Hinneigung zu dem in Schubert und Schumann kulminierenden modernen Ausdruck — von alle diesem finden Sie deutliche Spuren in meiner Lyrik, die sich sowohl neben- als ineinander verfolgen lassen.

Wer in dem Menschen einen Mikrokosmus erblickt, wird sich über dergleichen vor Augen liegende Thatsachen, die übrigens in Heines Lyrik geradezu ihr entsprechendes Seitenstück finden, durchaus nicht wundern. Das moderne Lied auf diese Basis gestellt, gewinnt aber eine Bedeutung, von der man sich seither nur wenig träumen ließ. Sonst noch erklärt sich aus diesem ernsten Hintergrunde mancherlei, unter anderem auch das, was Sie über meine bisherige Unpopularität sagen. Wüßten die guten Leute, um was es sich eigentlich hier handelt, sie würden schwerlich so gleichgültig an diesen Bestrebungen vorübergehen. Gerade aber in Zeiten eintretender künstlerischer Impotenz stürzt man sich mit wahrer Verzweiflung in rein sinnliches Genießen und meidet ängstlich jede Einkehr in sich selbst. — Bei der Gelegenheit fällt mir eine Bemerkung ein, die vielleicht der Mühe lohnen dürfte, einmal öffentlich ausgesprochen zu werden. Zudem verbreitet sie ein helles Licht über manches seltsame Phänomen der Gegenwart.

Die Zeitgenossen Josquin de Près', Orlando Lassos, Palestrinas u. s. w. wetteiferten förmlich, sowohl der Person wie den Werken jener Meister hohe Ehren und reiche Anerkennung zu erweisen: Kaiser, Könige und Fürsten, Künstler und Gelehrte — alles beeilte sich, den gewaltigen Erscheinungen eine warme Stätte im Herzen zu bereiten. Wie die aufgehende Sonne von der ganzen Welt mit jubelnder Freude begrüßt wird, ebenso tief scheint die Menschheit von dem strahlenden Lichte einer neu eintretenden Kunstepoche berührt worden zu sein.

Sehen wir nun zu, ob sich dergleichen erfreuliche Züge wiederholen werden, wenn es mit der Entwickelung jener Epoche rasch bergab geht. In diesem Falle ist man teils

viel zu sehr übersättigt, um noch unbefangene Freude am Genusse finden zu können, teils sucht ein jeder seine geringe Habe im bevorstehenden Schiffbruch zu retten oder sie doch wenigstens zu verteidigen — fast möchte es den Anschein gewinnen, als sei eine selbstlose uneigennützige Hingabe dann fast zur absoluten Unmöglichkeit geworden: dafür treten stumpfsinnige Blasiertheit, gelber Neid, hohle Aufgeblasenheit und wie die unsauberen Geister sonst noch heißen mögen, in die Schranken und fallen wie Meltau über Nacht herab, die zarte Nachblüte mit giftigem Hauche zerstörend.

Daß man diese Beobachtungen übrigens nur mit gewissen Einschränkungen wird machen dürfen, liegt auf der Hand — es hat in jenen alten Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben, wie deren auch heutzutage anzutreffen sind: im großen und ganzen läßt sich aber manches für diese Ansicht geltend machen.

Weiter eine Glosse in betreff der Reserve, die in meinem Kunstausdrucke zu finden ist. Je durchgebildeter Geist und Herz des Menschen sind, um so feiner und mystischer werden sich die Kreuzungslinien der Empfindung gestalten: die Freude nimmt einen leisen Beigeschmack von Wehmut an, den Schmerz durchzieht ein sanfter Strahl der Hoffnung. Demnach treten die Stimmungen mehr und mehr gemischt auf und scheinen an erschütternder Gewalt zu verlieren, was sie an intensiver Eindringlichkeit gewinnen. Die Polyphonie, mit ihrem heimlichen Weben und Schweben, ist aber ganz geeignet, dergleichen Seelenzustände zu zeichnen: jeder Ton strebt hier nach individueller Geltung, keiner ist überflüssig und kann niemals durch einen anderen ersetzt werden. Dieses zarte, sich verschlingende Geäder entspricht aber so vollkommen als nur immer möglich jenen inneren Prozessen, die ruhelos einander drängen, sich meiden und wiederfinden und nur in ihrer Gesamtheit ein abgeschlossenes Bild geben können. Nicht aus thörichter Eitelkeit habe ich daher mit Vorliebe dergleichen strenge Formen kultiviert — sie sind nur aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, den Geheimnissen der im tiefsten Grunde des Herzens schlummernden Empfindung den adäquaten Ausdruck zu geben. Daß derartige Zustände aber keinen unmittelbar zündenden Einfluß auf die dickköpfige Masse ausüben können, bedarf weiter keiner Erwähnung; hier muß mitarbeiten, wer genießen will. Leider protestiert die Trägheit der Menschen unausgesetzt wider eine solche Zumutung — man wirft den unbequemen Mahner lieber beiseite, als daß man sich mit ihm einläßt. Das führt mich denn von selbst auf einen nicht ganz unwichtigen Punkt, dem ich noch einige Worte widmen muß.

Meine Lieder haben vom Anbeginn einen sehr kleinen Kreis begeisterter Verehrer und einen sehr großen heftiger Widersacher gefunden. Wie ich diese wunderliche Erscheinung ansehe, wird man den Grund dafür ziemlich tief zu suchen haben. Stets bemühte ich mich, in aller Ehrlichkeit und mit vollem Freimute — vielleicht sogar zuweilen etwas rücksichtslos — dem, was ich als Wahrheit erkannte, zu dienen und ihm Ausdruck zu geben. Zunächst wollte ich mir wohl nur in meinen Werken selbst einen Spiegel vorhalten, in welchem ich die eigenen Züge unbefangen prüfen konnte. Diese Selbstschau erstreckt sich nun aber auf jeden, der sich mit dieser Ware zu schaffen machen will — sie wird ja aus naheliegenden Gründen zur unerläßlichen Notwendigkeit. Wer sich daher im Spiegelbilde wiederzufinden vermochte, schien einigen Grund zu haben, mit sich nicht ganz unzufrieden zu sein und war auch für das wohlgelungene Experiment dankbar; wen jedoch ein Zerrbild — und dieser Fall trat leider häufiger ein, als mir lieb sein konnte —, das sich nun und nimmermehr zu schönen Umrissen abrunden wollte, angrinste, der zerschlug im leidenschaftlichen Zorne die arme Scheibe in Stücken und machte sie verantwortlich für das böse Gesicht, das er soeben erblickte. Gern gebe ich zu, daß man sich über diesen seltsamen Hergang in beiden Fällen durchschnittlich wenig klar geworden sein mag und ihn abstreiten wird — demohngeachtet halte ich meine Behauptung ruhig aufrecht. Kann man doch ähnliche Beobachtungen noch weit eindringlicher wahrnehmen, wenn sich's um Seb. Bach, der ja stets mit gehobenem Finger dasteht, handelt: in Bachs Musik wie in der meinigen liegt ein ethischer Zug, der gar nicht übersehen werden darf, wenn man den

letzten Erscheinungsgründen auf die Spur kommen will. Aus ihm erklären sich aber eine Menge Thatsachen, die außerdem ganz rätselhaft sein würden: er giebt den wahren Schlüssel für die herbe Strenge, die unnahbare Keuschheit, die maßvolle Haltung u. s. w.

Hinsichtlich meiner reflektierenden Thätigkeit beim Komponieren erlaube ich mir ebenfalls einige Worte. Auf das bestimmteste bin ich mir bewußt, daß mein Verhalten im Moment des Produzierens ein völlig unmittelbares und naives ist; wer mich genauer kennt, wird dies auch ohne weitere Versicherung glauben. Freilich mögen die mit der Reflexion in engem Zusammenhange stehenden Eigenschaften, Geschmack, Freude an der schönen Form rc. auch auf die dunklen Ausgangspunkte des Schaffens einen bestimmenden Einfluß ausüben — eine feiner durchgebildete Empfindung läßt ja keine rohen Laute in sich aufkommen. Sobald jedoch die Conception stattgefunden hat, tritt sofort das Stadium einer bewußten Arbeit ein, die sich so lange fortsetzen wird, bis das innere Bedürfnis mit der äußeren Erscheinungsform in das rechte Gleichgewicht gekommen ist. Da nun den Menschen eine ins kleinste Detail durchgeführte Arbeit leichter in die Augen springt als die scheinlosen ersten Gründe ihres Entstehens, so sind sie schnell bei der Hand mit Ausdrücken wie: Reflexion, Raffinement u. s. w. Kommt noch dazu, daß ich häufig naseweise Fragen beantworten mußte und gezwungen war, mir Dinge, über die ich sonst niemals ein Wort verloren haben würde, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, so darf es gar nicht wunder nehmen, daß ich schließlich in den fatalen Geruch kam, nach bestimmten, vorher festgesetzten Absichten zu verfahren, ungefähr wie man nach der Schablone malt.

Diese Verdächtigungen fanden um so mehr Glauben, je weniger das liebe Publikum in der Lage war, meinen Liederkram auf den ersten Schlag hin zu verstehen und an ihm ein aufrichtiges Gefallen finden zu können.

Ganz besonderen Vorschub leistete aber das Verhalten der jüngsten Kunstgeneration diesem albernen Vorurteile. Das wahnwitzige Vertrauen auf die eigene Unfehlbarkeit, der unbedingte Glaube an die Berechtigung der sie heimsuchenden genialen Inspiration — obschon sie sich in den meisten Fällen als eine armselige Illusion erweisen, sind sie doch eine Signatur unserer Zeit und deren wahrer Fluch. Je trostloser aber die armen Schächer vom Genius der Kunst verlassen sind, um so mehr wähnen sie, von ihm gründlich besessen zu sein. Exempel mag ich hier gar nicht weiter anführen — sie wachsen aber heutzutage wie Brombeeren auf allen Büschen. Statt daß unsere Jugend an Bach und Händel Zucht lernen sollte, zieht sie es vor, gleich an den letzten Beethoven, an den späteren Schumann, an Wagner und Liszt anzuknüpfen. Da geht es denn verzweifelt rasch vorwärts, zumal man sich mehr auf die Schwächen jener Meister — die fallen gewöhnlich lebhafter in die Augen — als auf deren Vorzüge einläßt.

Wie nun meine Kunstrichtung derartigen Erscheinungen gegenüber bestehen soll, ist eine Frage, die so leicht aufzuwerfen als schwer zu beantworten sein möchte. Wohl zieht neben dem jetzt herrschenden rohen Materialismus, der auch in der Kunst nur noch handgreiflich zu wirken weiß, eine ungemein feine und intensive Strömung daher, die das schnurgerade Gegenteil von jenem anstrebt und schließlich doch dem täppischen Gesellen eine Niederlage bereiten wird. Wann aber der Zeitpunkt des Sieges eintreten mag, und ob der Angreifende dabei nicht ebenfalls zu Grunde gerichtet wird, läßt sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht sagen — wahrscheinlich schlummert das heutige Geschlecht dann schon längst im Grabe.

Die Kritik unserer Fachblätter verhielt sich im allgemeinen so passiv als möglich gegenüber meiner künstlerischen Thätigkeit, sie suchte die Lieder lieber tot zu schweigen, als daß sie in ein Wespennest stieß, das ihr vielleicht mit der Zeit unbequem werden konnte. Wenn sie aber den breiten Mund aufthat, ließ sich mit voller Bestimmtheit darauf rechnen, daß eine dicke Dummheit zum Vorschein kam. Dem einen hatte ich zu wenig Melodie, dem anderen waren meine Begleitungen zu schwierig; der dritte nannte mich einen schwachen Nachtreter Schumanns, der vierte mokierte sich über Bachsche Wendungen u. s. w. Wenn an irgend einem, so haben die Jammermänner an mir ausschließlich negative Kritik geübt — niemals bin ich

durch sie in die angenehme Lage gekommen, auf ihr Gutachten hin eine wertvollere Korrektur an meinen Werken vollziehen zu können.

Sonst giebt es auch eine erkleckliche Anzahl von Kunstblättern, die meinen Namen in ihren Spalten noch niemals sichtbar werden ließen: sie werden wunderliche Gesichter machen, wenn sie die Verhältnisse zwingen sollten, nachträglich von mir Notiz nehmen zu müssen. Im großen und ganzen fand sich das Publikum in betreff meiner sich selbst überlassen — es suchte sich zu helfen, so gut es eben konnte. Die Kritik hatte ihm in der noch niemals nachgewiesenen Zusammenstellung ‚Schubert, Schumann und Franz‘ ein Schlagwort hingeworfen, das ihm als einziger Anhalt diente. Leider sollte ihm dieser Knochen auch wieder entrissen werden! So machte sich vor Jahren Ehren-X. ein Privatvergnügen daraus, wider jenen Dreifuß Sturm zu laufen; ich Unglückseliger wurde bei der Gelegenheit gründlich an die Luft gesetzt, und nun muß Mendelssohn, er mag wollen oder nicht, Arm in Arm mit Schubert und Schumann umherspazieren. N. N. schloß sich dem Vorgange X.' vor kurzem nicht ohne Behagen an, und so stehe ich denn glücklich wieder auf demselben Flecke, wo man mich vor dreißig Jahren finden konnte. Die ‚Signale‘ schlossen mir ihre Spalten im guten wie im bösen; die ‚Allgemeine musikalische Zeitung‘ schimpft, wenn sie meinen Namen überhaupt in den Mund nimmt; die ‚Berliner Musikzeitung‘ erklärte in ihrer letzten Äußerung meine Lieder für Mittelgut, das man sich beileibe nicht zum Vorbilde nehmen dürfe u. s. w.

Erst neuerdings scheint mein ‚Offener Brief‘* eine kleine Bresche in diese kritischen Lehmmauern geschossen zu haben; es wird wenigstens bei Besprechung desselben auch meiner Leistungen als Liederkomponist beiläufig Erwähnung gethan.

Was die größeren Aufsätze von Liszt und anderen betrifft, kamen sie viel zu früh, als daß sie eine durchgreifende Wirkung hätten ausüben können. Überdies waren die Leute damals zu sehr mit „Zukunftsmusik“ beschäftigt, um meiner kleinen Ware Aufmerksamkeit zu schenken: sie wurde von den hochgehenden Wogen, welche das Treiben der Parteien aufwarfen, gänzlich beiseite gedrängt und fristete scheu und wie im Verborgenen ihr kümmerliches Dasein. Das schwere Geschick, welches mich heimsuchte, mußte sich erst vollziehen, um das größere Publikum auf meine Bestrebungen hinzuweisen. Welche Ironie!!!

Sollten Sie über diesen oder jenen Punkt noch specielleren Aufschluß wünschen, so stelle ich mich Ihnen mit Freuden zur Verfügung. Nächstens werde ich nach Leipzig reisen und erlaube mir dann, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

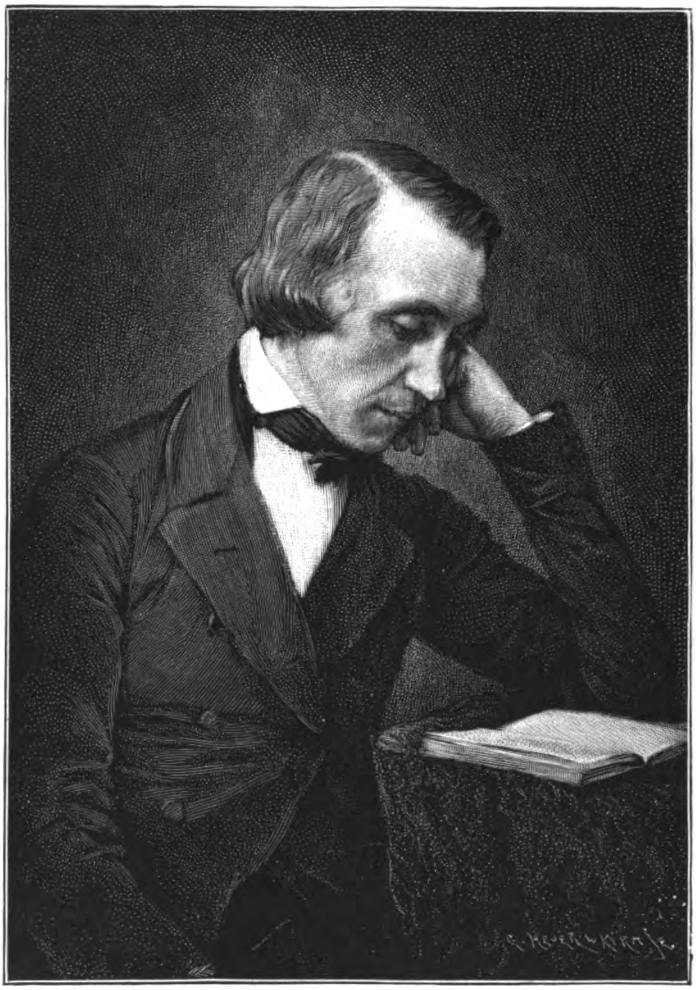
Mit der Versicherung der größten Hochachtung und Verehrung Ihr ergebenster

Rob. Franz.“

* An Eduard Hanslick, über Bearbeitung älterer Tonwerke. Leipzig, 1871.

Die Veröffentlichung meines Aufsatzes ließ übrigens noch einige Monate auf sich warten. Erst in der Oktobernummer der Westermannschen Monatshefte des Jahrgangs 1872 erfolgte sie. Inzwischen beschäftigte mich eine größere Arbeit, eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Tonsetzer über ihre Kunst, die ich im folgenden Jahre unter dem Titel „Musikalische Gedanken-Polyphonie“ herausgab und die später als „Gedanken berühmter Musiker“ neu aufgelegt wurde. Ich hatte Franz von meinem Plane geschrieben und ihm zugleich mitgeteilt, daß ich aus seinen Gesprächen mit mir mancherlei aufgezeichnet habe, was sich zur Aufnahme in mein Buch wohl eignen dürfte. Darauf erwiderte er mir am 1. August:

„Ihr Plan einer Zusammenstellung von Aussprüchen der Tonkünstler über Musik ist ebenso interessant, als er lehrreich zu werden verspricht. ... In betreff der Rubrik ‚Mündliches‘ möchte ich Sie nur bitten, mir vor der Veröffentlichung meiner flüchtig hingeworfenen Bemerkungen einen Einblick in dieselben zu gestatten. Im Gespräch pflege ich mit den Worten nicht eben wählerisch zu verfahren und erlaube mir zuweilen etwas scharf zugespitzte Behauptungen. Kann ich auch deren Kernpunkt in den meisten Fällen so leiblich vertreten, so stehe ich doch für die Hülle, in welche ich sie kleide, nicht ein. Vielleicht wünschen Sie nun über dies und



Jll. D. Monatshefte. März 1894.

Robert Franz im 37. Lebensjahre.
Nach einer Daguerreotypie von B. Wehner-Beckmann in Leipzig.

jenes noch nähere Auskunft; sollte das der Fall sein, so bin ich gern zu eingehenderen Mitteilungen in Leipzig bereit — es wird mir das größte Vergnügen gewähren, über Kunstfragen mit Ihnen specieller zu verhandeln. Nach Ihrer Rückkehr brauchen Sie mir nur zu schreiben und ich werde mich sofort zu weiteren Besprechungen einstellen. Obschon Freund Dresel von meinem kunstästhetischen Standpunkte nicht viel wissen will, habe ich dieser Neigung doch eine ziemlich feste Position zur Sache zu verdanken und kann nur lebhaft wünschen, daß manche jener Anschauungen mit meinem Abtreten vom Schauplatze nicht völlig verschwinden möge."

Als der Künstler mir einige Monate später das ihm kurz zuvor zur Ansicht vorgelegte Manuskript des Buches zurückgab, that er es mit dem Bedeuten, daß er daran nichts anders und besser zu machen wisse, indem er gleichzeitig seine Zustimmung zur Einreihung einiger seiner musikalischen Gedanken bereitwilligst erteilte.

Verwunderlich muß es scheinen, daß sich einem so ernsten, philosophisch geschulten Denker, wie Franz es war, die Erkenntnis der eigentlichen Herkunft seines Kunstausdruckes ziemlich spät erschloß. Am 2. Oktober 1872 teilte er mir brieflich mit:

„Neuerdings bin ich infolge einer Korrespondenz mit Osterwald, die eingehendere Untersuchungen litterarischer Angelegenheiten betraf, auf Gesichtspunkte geraten, die über meinen Liederkram ein ganz neues Licht verbreiten dürften. Meine musikalische Entwickelung hängt nämlich auf das innigste mit einer Neigung zusammen, die sich schon von frühester Kindheit an geltend machte und wie ein roter Faden durch mein ganzes Leben läuft. Weder Bach und Händel, noch Schubert und Schumann sind als die Ausgangspunkte zu bezeichnen, auf denen ich fuße: der protestantische Choral und das altdeutsche Volkslied, aus dem er entsprang, haben einzig und allein meinen Kunstausdruck hervorgerufen. Wie ich über diese gar nicht zu bezweifelnde Thatsache erst jetzt ins reine kommen konnte, ist mir geradezu unbegreiflich, weil ich doch selbst am besten wissen mußte, von wannen ich eigentlich kam. Das ist der wahre Schlüssel zum Verständnis meiner Lyrik und zur Beurteilung meiner Bearbeitungen. Nun wird alles vollständig klar! In formaler Hinsicht: die Konstruktion der Kantilene, die Behandlung der Tonarten und deren Harmonie, der Strophenbau, die Vor- und Zwischenspiele, die Tonschlüsse, die polyphone Stimmführung u. s. w. — in idealer Hinsicht: das Transcendentale, von der Welt Abgewandte der Empfindung einerseits und das Kernig-Volkstümliche andererseits. Die oben angeführten vier Meister haben meine Richtung wohl erweitert und befruchtet, jedoch sind sie nicht das Fundament derselben.

Es thut mir außerordentlich leid, Ihnen diesen Aufschluß erst heute geben zu können. Ich bin aber selbst wie ein blinder Hesse bis dato umhergelaufen und kann höchstens noch dafür Sorge tragen, daß diese Angelegenheit, die sogar in kulturhistorischer Beziehung von Wichtigkeit sein dürfte, da die Dinge in der Poesie einen ähnlichen Verlauf genommen haben, später zum vernünftigen Austrag gebracht wird."

Dieser „Austrag" erfolgte thatsächlich durch die 1875 erschienene Schrift August Sarans, eines Schülers des Meisters: „Robert Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied." Dagegen ließ Franz in seiner unerbittlichen Wahrheitsliebe später seine hier gegen mich ausgesprochene Meinung nicht ohne Einschränkung — wie sich's im Grunde von selber verstand — gelten. „Was haben," schreibt er am 22. Juni 1886, „wohl die ‚Schilflieder', mein Op. 3 u. s. w. mit dem protestantischen Choral zu schaffen? Osterwalds Bemerkungen frappierten mich seinerzeit lebhaft, und ich habe sie Ihnen gegenüber noch weiter ausgedehnt, als sich's gehört."

In die Zeit, da seine Beziehungen zum Choral sich Franz als etwas Neues enthüllten, fällt ein Gespräch mit mir, das sich in meinem Tagebuch vom 10. Oktober 1872 aufgemerkt findet. „Wir können" — warf er in kurzen Zügen hin — „in unserer Kunst eine von der Natur ausgehende und eine von der Natur abgewandte, mehr weltliche Richtung verfolgen. Jene erreichte in Händel und Bach, die von dem zum Choral gewordenen Volkslied ihren Ausgang nahmen, diese in Mozart und Beethoven ihren Höhepunkt. Neuerdings griffen Schubert und

Schumann auf das Volkslied, Mendelssohn auf den Choral zurück; doch ist bei ihnen nur accidentiell, was sich bei mir — den Zug zum Volkslied mit dem zum Choral vereinend — als fundamental darstellt."

Um jene selbe Zeit faßte der Leipziger Musikverleger Sander, bei dem eine Anzahl Franzscher Gesänge, sowie Bearbeitungen älterer Vokalwerke erschienen waren, die Idee, die ersteren in einem Band gesammelt herauszugeben und ihnen ein einführendes Wort voranzustellen, das er mich zu schreiben bat. Kaum aber hatte ich die Arbeit gethan, da traf — es war am 28. November 1872 — der folgende Brief des Künstlers ein:

„Je mehr ich über Sanders Absicht, eine Sammlung meiner Lieder mit einem empfehlenden Vorwort zu versehen, nachdenke, um so weniger kann ich mich mit derselben befreunden. Es will mir absolut nicht in den Kopf — andere, die ich in der Sache sprach, sind auch meiner Ansicht —, daß man angesichts seiner eigenen Leistung, die doch nur selbst für sich einzustehen hat, gepriesen werden soll. Jedenfalls würde diese Ausgabe als ein Unikum dastehen, denn unter den lebenden Komponisten ist schwerlich einer zu finden, auf dessen Vorgang man sich zur Not berufen könnte. Da ich nun aber sehr fürchte, daß eine derartige Neuerung leicht zu Mißdeutungen Anlaß giebt, so habe ich Sander dringend gebeten, seinen Plan fallen zu lassen und die Lieder in die Welt zu schicken, wie sie nun einmal sind. ...

Sie dürfen mir nun aber nicht böse sein, verehrtes Fräulein, wenn ich jetzt gegen Sanders Plan protestiere, nachdem Sie im Bereich desselben thätig gewesen sind. Glücklicherweise giebt Ihnen das Vorwort ein wertvolles Material für die spätere Umarbeitung des Artikels in der Westermannschen Monatsschrift und geht deshalb nicht verloren. Diese Betrachtung beruhigt mich denn einigermaßen und läßt mich hoffen, die freundlichen Gesinnungen, welche Sie mir bisher widmeten, auch für alle Zukunft erhalten zu sehen Ihrem ganz ergebensten

Rob. Franz."

Wie hätte ich dem Meister zürnen sollen? Auch um meine kleine Arbeit war mir nicht bang: sie fand in der „Gartenlaube" eine geeignete Unterkunft. Im Verkehr mit Franz aber trat nun eine Pause ein. Erst als im Sommer 1875 der dritte Band der „Musikalischen Studienköpfe", und mit ihm meine Franz-Skizze neu überarbeitet, erscheinen sollte, zu welchem Zweck ich Sander, dem Verleger und Freund des Künstlers, einige Fragen vorgelegt hatte, schrieb Franz mir am 20. Januar 1875 wieder:

„Soeben schickt mir Herr Sander einen Fragebogen von Ihnen zu und wünscht, daß ich denselben doch ausfüllen möge. Ehrlich gestanden, setzt mich das in einige Verlegenheit, weil sich's dabei teils um Privatverhältnisse, teils um Angelegenheiten, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, handelt: jene mag ich aus zwingenden Gründen nicht veröffentlicht sehen, diese kann ich nicht beantworten. Sie würden mich daher sehr verbinden, wenn Sie nur Numero zwei, drei und vier der Fragen aufrecht erhalten wollten, über die ich Ihnen denn hiermit auch gern Auskunft gebe.

Ad 2. An einstimmigen Liedern sind von mir genau 251 Piecen veröffentlicht worden.

Ad 3. Wenn die Kistnersche Handlung neue, jetzt von mir komponierte Lieder angezeigt hat, so scheint sie das besser zu wissen als ich. Allerdings erscheinen dort nächstens drei Chorlieder als mein Op. 46, die aber nur Bearbeitungen einstimmiger, in diesem Verlage bereits veröffentlichter Gesänge sind.

Ad 4. Ebenso verhält es sich mit den Siegelschen Chorliedern Op. 45. Daß diesen beiden Heften Opuszahlen an der Stirn stehen, ist nicht meine Schuld — nur auf besonderes Verlangen der Verleger, die geschäftliche Gründe dafür geltend machten, sind dergleichen Ziffern hingesetzt worden. Wie wenig ich für meine Person mit einer neuen Opuszahl prunken wollte, geht aus der Thatsache hervor, daß Frau Whistling ebenfalls drei solcher Chorlieder veröffentlicht hat, die aber keine Angabe des Opus zeigen.

An Originalkompositionen für Chor habe ich herausgegeben: Op. 15, Kyrie a capella; Op. 19, einen doppelchörigen Psalm; Op. 24, sechs Lieder für gemischten Chor; Op. 32, sechs Lieder für Männerchor; endlich Op. 29, eine Liturgie für gemischten Chor. Letztere

erschien erst im vergangenen Jahre bei Sander, obschon der Entwurf zu ihr älteren Datums ist. Seit Ihrer biographischen Skizze in der Westermannschen Monatsschrift wurde noch bei Sander die sogenannte ‚Hebräische Melodie‘ in einer Bearbeitung von mir publiziert.

Aus meinem bisherigen Verhalten zu rein persönlichen Fragen haben Sie wahrscheinlich schon ersehen, wie peinlich mich eine Erörterung derselben berührt; es mag dies wohl hauptsächlich mit dem traurigen Zustande im Zusammenhange stehen, in welchem ich mich jetzt und für immer befinde. Die Sache gebe ich nach allen Seiten hin der Kritik unbedingt preis — meine Person dagegen entziehe ich soviel als möglich dem Gutachten der Welt. Diesem Grundsatze gemäß suchte ich von jeher zu leben — jetzt halte ich mich für doppelt verpflichtet dazu. Bin ich Ihnen also nur ein wenig wert, so nehmen Sie gewiß auf die oben ausgesprochene Bitte Rücksicht."

Um Franz' Sensitivität in Bezug auf persönliche Angelegenheiten zu ermessen, lohnt es der Mühe, die zwei harmlosen Fragen anzuführen, die bei ihm Anstoß erregt hatten. Sie lauteten: „Hält Franz noch gegenwärtig Vorlesungen an der Halleschen Universität?" und „Ist inzwischen etwas von neuen Bearbeitungen von ihm erschienen und erlaubt ihm sein Gesundheitszustand neuerdings wieder die Beschäftigung mit solchen?"

Am 28. Juni desselben Jahres feierte Franz seinen sechzigsten Geburtstag. Meinem Glückwunsch antworteten drei Tage darauf die liebenswürdigen Zeilen:

„Besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche, die mir große Freude gemacht haben: zu sehen, daß man in den Herzen guter Menschen fortlebt, ist doch die schönste Genugthuung, welche uns Sterblichen widerfahren kann."

Das beginnende Jahr 1878 bescherte der Welt nach langem Schweigen wieder ein Liederheft von Robert Franz: sein herrliches Op. 48. Mein warmer Dank für seine Gabe brachte mir ein Echo in Gestalt dieses Schreibens zurück:

„Indem ich für das Interesse, welches Sie an meinem Op. 48 nehmen, herzlich danke, versichere ich zugleich, daß an mir die Schuld nicht liegen wird, wenn's etwa mit dem Komponieren aufhören sollte. In meinen Jahren und außerdem mit einem Leiden behaftet, das die Behandlung der Musik nicht nur erschwert, sondern zum Teil geradezu unmöglich macht, läßt sich eben für die Zukunft in keiner Weise einstehen. Über dergleichen Dinge bin ich aber wenig in Sorgen, weil ich die Kunst niemals handwerksmäßig betrieben habe und in Geduld den Moment abwartete, wo sie sich meiner bedienen wollte. Demzufolge konnte selbstverständlich nicht so massenhaft produziert werden, wie es sonst wohl üblich geworden ist — doch lebe ich des Glaubens, daß in Kunstdingen die Qualität und nicht die Quantität zu entscheiden hat. Von einem derartigen Unterschiede will man freilich heutzutage nichts wissen — es genügt vollkommen, eine ‚Novität‘ in die Welt gesetzt zu haben, und wird gar nicht weiter danach gefragt, ob sie Kunstwürdiges repräsentiert, oder sich als purer Schund darstellt. Die Wut der Kritik richtet sich nur gegen die Vergangenheit, bedenkt aber nicht, daß Schopenhauer schon vor Jahren gesagt hat: ‚Könnte ich doch dieser Jetztzeit in einem Zauberspiegel zeigen, wie sie in den Augen der Nachwelt sich ausnehmen wird! Sie nennt inzwischen die Vergangenheit die Zopfzeit. Aber an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verloren zu sein.‘ — Das ist nun ein bißchen derb, aber sehr wahr; denn es hat von jeher als ein Zeichen tiefen Verfalls gegolten, wenn sich's die Gegenwart herausnahm, die Vergangenheit rücksichtslos zu verachten. An meinen neuen Liedern werden Sie bemerken können, daß ich zu diesen Verächtern nicht gehöre, sondern die Vorfahren hoch in Ehren halte, es ruhig darauf ankommen lassend, ob man mich den Reaktionären oder den Fortschrittlern beizählt."

So schrieb mir Franz am 15. Februar, und am 29. März hielt ich wiederum eine Entgegnung auf einige zu gunsten einer neuen Auflage meines dritten Studienbandes an ihn gerichtete Fragen in Händen. Sie bezieht sich zumeist auf seine vielfach angefeindete „rekonstruierende Thätigkeit" an den großen Vokalwerken Bachs und Händels, deren uns in unvollständiger Gestalt über-

kommene Instrumentalbegleitungen er im Stil der Autoren ergänzte und somit jene Meisterschöpfungen dem Genießen der Gegenwart zurückgewann.

„Einliegend," schreibt er, „finden Sie Ihre Fragen in der Kürze beantwortet. Zum Vorteil der guten Sache könnten Sie vielleicht meinen ‚Offenen Brief' als den Ausgangspunkt für lebhafte Debatten bezeichnen, die in den letzten Jahren wegen der Bearbeitungsfrage zwischen der orthodox-historischen und der kunstästhetischen Partei stattgefunden haben. Es wird Ihnen gewiß nicht unbekannt geblieben sein, wie Julius Schäffer zu gunsten meines Standpunktes auftrat und mittels einer durchaus sachlichen Polemik den Nachweis führte, daß die orthodox-historische Partei in abstracto gar keinen Sinn und Verstand habe und von der kunstästhetischen, sofern sie nur stilvoll auf die Vorlagen der alten Werke einzugehen wisse, vollständig absorbiert werde. Schon der ‚Offene Brief' spricht sich S. 35 über diesen Punkt folgendermaßen aus: ‚Das sogenannte historische Reproduzieren dürfte sich in der Kunst nur als ein leeres Hirngespinst erweisen, dem eben das Beste fehlt: Fleisch und Blut.' Diesem Gedanken hat Schäffer namentlich in den zwei Broschüren: ‚Chrysander in seinen Klavierauszügen zur deutschen Händelgesellschaft' und ‚Sebastian Bachs Kantate: Sie werden aus Saba alle kommen' u. s. w. so beredten und überzeugenden Ausdruck gegeben, daß sowohl Chrysander wie Spitta die Antwort bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben sind. ... Wir in Deutschland müssen uns eigentlich schämen, von den Engländern in dieser hochwichtigen Angelegenheit überflügelt worden zu sein. Von der Kritik unserer Fachblätter ist sie miserabel genug behandelt worden und scheint auch wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß es späterhin damit besser werde; noch heute weiß sie sich für keine der beiden Richtungen zu entscheiden und schwatzt nach wie vor von einer noch ‚offenen Frage', oder nimmt gar die Miene an, als ob sich's hierbei um reine Bagatellen handle. Was mich betrifft, so rechne ich mir die rekonstruierende Thätigkeit zur höchsten Ehre an; die Zukunft wird mir darin recht geben. Wer zur Klärung der Bearbeitungsfrage einen Beitrag liefert, erwirbt sich ein namhaftes Verdienst um die Kunst."

Danach ließ er sich am 4. September wieder vernehmen:

„Für die gütige Übersendung der ‚Musikalischen Studienköpfe' sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Der mich betreffende Aufsatz hat infolge der erweiterten Notizen über die Bearbeitungsfrage sehr gewonnen, und wollen wir wünschen, daß sich nun die Interessenten für diese Angelegenheit recht mehren. Leider bietet die Indolenz der Herren Kollegen vorläufig nur geringe Aussicht dazu — heutzutage hat eben jeder ausschließlich mit sich selbst zu thun und drückt gegen alles übrige die Augen zu. Glauben Sie meiner Versicherung: die Kunst muß sich durch Vermittelung der alten Meister regenerieren, wenn sie nicht am wildesten Subjektivismus zu Grunde gehen soll. Was den hervorragenden Persönlichkeiten der Gegenwart erlaubt ist, dürfen sich Geister niederen Ranges nun und nimmermehr gestatten."

Jahre waren seit unserer letzten persönlichen Begegnung vergangen, als ich Franz im März 1881 wiedersah. Ein Beethoven-Konzert der von Bülows Zauberstab geführten Meininger Hofkapelle lockte mich nach Halle. Da klopfte ich auch an die Thür des vereinsamten Musikers in der Königsstraße. Seine Gattin, die treue Gefährtin seines Lebens und seiner Kunst, die unter ihrem Mädchennamen Marie Hinrichs auch als Liederkomponistin hervorgetreten war, bot mir den Willkommen.* Der eintretende Meister reichte mir Stift und Schiefertafel. Seit wir uns das letzte Mal gesehen, war jeder Laut für ihn verstummt. Vollkommen klanglos geworden war für ihn die Außenwelt. Und sie mied ihn mehr und mehr, wie er sie nicht suchte; ja, allmählich hörte er, der sie mit unvergänglichen Gaben beschenkt hatte, fast auf, für sie zu existieren. Das verschärfte noch die Bitterkeit, die dem Tauben ohnehin meist eigentümlich ist. Von Natur zum Pessimismus geneigt, durch sein Leiden zur Resignation gedrängt, hätte er freundlicherer Einflüsse bedurft zur Aufhellung seines Gemüts. Aber der Sonnenschein umgoldete seinen Pfad nur spärlich,

* Sie ging ihrem Gatten 1891 im Tode voran.

und selbst als ihm, vornehmlich durch Liszts Fürsorge, zu Anfang der siebziger Jahre der Kampf mit der äußeren Not des Lebens erspart blieb, hemmten Nöte anderer Art den frohen Aufschwung seiner Seele. Er zog sich vor der undankbaren Welt in sich selbst zurück, und war sich doch keine gedeihliche Gesellschaft. Selbst seinen Freunden, den treuesten nicht ausgenommen, machte er am Ende den Umgang nicht leicht. Immer schwerer fanden sie den Weg zu ihm. „Wer sieht sich denn nach mir noch um?“ rief er mir entgegen. Ich kam zu unglücklicher Stunde. Eine Erkrankung des rechten Armes, die zu einer Nervenlähmung führte, sowie Sorge um seine schwer leidende Tochter drückte ihn doppelt danieder — und was ich nach einem halbstündigen Gespräch mit mir fortnahm, war eine tief wehmütige Erinnerung.

Das war unser letztes Wiedersehen. Nur einige Briefe haben wir danach noch gewechselt. Nach wie vor sandte ich ihm die neuen Auflagen meiner „Studienköpfe“, sowie diejenigen Arbeiten, für die ich einiges Interesse bei ihm voraussetzen durfte. Nur mit Mühe vermochte ich ihn im Sommer 1886 zu bewegen, zur teilweisen Veröffentlichung eines seiner an mich gerichteten Briefe in den von mir herausgegebenen „Musikerbriefen aus fünf Jahrhunderten“ seine Genehmigung zu erteilen. „Wenn ich,“ meint er in einer Zuschrift vom 22. Juni, „die Schwäche bekenne, der abgesagteste Feind des Personenkultus zu sein, so werden Sie meine Zurückhaltung nicht weiter übel nehmen. Ob ich mich unter den Herrschaften, die sich der Welt in Briefen präsentieren, befinde, ist doch wahrlich ohne allen Belang!“

Meiner wiederholten herzlichen Bitte, solch empfindliche Lücke in meinem Buch nicht verschulden zu wollen, hielt er aber zum Glück nicht stand. Am 9. August 1886 schrieb er mir:

„Es kostet mir große Überwindung, die Erlaubnis zur Veröffentlichung des beiliegenden Briefes zu geben.* Falls mir aus derselben Unannehmlichkeiten erwachsen sollten, mache ich Sie verantwortlich. ... Erst neuerdings beehrte man meine Lieder mit dem Epitheton: ‚form-genial‘, und meinte sie damit ein für allemal abthun zu können. Und doch läßt sich die unmittelbarste Naivetät des Empfindens mit der größten Formvollendung so vereinigen, daß man nach keiner Richtung hin die Absicht des Machens merkt. Das wollen oder können die Herren Kritiker eben nicht begreifen! Spreche ich nun selbst von der Naivetät meines Schaffens und singe noch dazu das Lob des modernen Liedes, dann werden höhnische Spöttereien nicht ausbleiben.“

Nichtsdestoweniger blieben sie aus — und der in Rede stehende Brief wurde von mehr als einer Seite als ein Kabinettstück meiner Sammlung hervorgehoben. Der verehrte Meister hatte hier wie manch anderes Mal die Dinge schwärzer gesehen, als sie waren.

Gerade um Jahresfrist später war ich zu einer Arbeit über die „Passionsmusiken J. S. Bachs und ihre Vorgänger“ veranlaßt worden. Dabei mußte, als einer wichtigen, nicht zu umgehenden Frage, der vielumstrittenen Lukas-Passion gedacht werden, welche, nachdem Spitta in seiner Bach-Biographie für ihre Echtheit als Bachsches Werk (und zwar aus der Weimarer Epoche bis vor 1712) eingetreten, unlängst im Klavierauszug (von Dörffel) veröffentlicht worden war. Ich erachtete es bei meiner Aufgabe für geboten, die Stimmen für und wider einander gegenüber zu stellen. Für die Echtheit sprachen, wie gesagt, Spitta und Dörffel. Gegen dieselbe erklärten sich keine Geringeren wie Moritz Hauptmann, Mendelssohn, Rietz, Rust, Franz. Die Meinung des letzteren, die, als die der ersten Bach-Autorität unter den Lebenden nächst Rust, nicht überhört werden durfte, war, obwohl mir bekannt, bisher noch nicht öffentlich ausgesprochen worden. Ich hatte mir demnach die Erlaubnis des Hallenser Meisters hierzu zu erbitten und legte ihm zu diesem Zweck die betreffende Stelle, wie sie in meinem Manuskripte und, bis auf die von Franz gewünschte verschärfte Änderung des Schlußsatzes, auch im Abdruck lautete, vor. „Moritz Hauptmann,“ so sagte ich, „bekanntlich ein ausgezeichneter Bach-Kenner, schreibt am 23. März 1858: ‚Die Hauserschen Autographa sind bis

* Es war der erste der an mich gerichteten; aber ich hatte ihn — wie ein Vergleich mit seiner hier ziemlich vollständig vorliegenden Gestalt ergiebt — für den betreffenden Zweck um zwei Drittel gekürzt.

auf die (nicht S. Bachsche, aber von seiner Hand geschriebene) Lukas-Passion an Hauser zurückgeschickt.' Nicht minder bestimmt äußert sich Mendelssohn brieflich an Hauser: ‚Wenn das von Sebastian ist, so lasse ich mich hängen!' Rietz spricht, obgleich er nicht an Bachs Autorschaft glaubt, seine Meinung im Vorwort zur Matthäus-Passion (Bach-Gesellschaft Bd. IV) etwas vorsichtiger aus. Rust und Franz schließen sich der Ansicht Hauptmanns an."

Darauf schreibt Franz mir umgehend: „Der mir von Ihnen mitgeteilte Passus ist noch viel zu zahm: Mendelssohns Name allein wirft ja alle Historiker vom Schlage Spittas, Dörffels ꝛc. über den Haufen. Den Schluß wünschte ich folgendermaßen: ‚Rust schließt sich der Ansicht Hauptmanns an, Franz ist der Meinung Mendelssohns.' Es ist absolut unmöglich, daß Seb. Bach ein solches Machwerk komponiert haben kann — und nun gar in Weimar, also zu einer Zeit, wo bereits Chöre vorhanden waren von der Art des ‚Du wollest dem Feinde nicht geben' * Wer nur einigermaßen musikalisch empfindet, muß gegen eine derartige Annahme mit der größten Entschiedenheit protestieren."

Franz selbst erhob übrigens in einem Gutachten beim Bach-Direktorium Einspruch gegen Aufnahme der Lukas-Passion in die Ausgabe der Bach-Gesellschaft und erreichte damit, daß sie nur als Anhang unter den zweifelhaften Werken des großen Thomaskantors erscheinen soll; während Rust, der langjährige hochverdiente Herausgeber der Bach-Ausgabe, seinen Austritt aus dem Ausschuß der Bach-Gesellschaft erklärte, um die Verantwortung für Veröffentlichung der Lukas-Passion unter Bachs Namen nicht mit zu tragen.**

Ein letztes Schreiben von Robert Franz aus dem Jahre 1892 ist mir endlich noch zur Hand. Es wurde durch meine wiederholte Bitte um Mitteilung Lisztscher Briefe für meine Sammlung derselben, sowie durch den scherzhaften Hinweis auf Veröffentlichung eines solchen an ihn gerichteten Briefes im „Musikalischen Wochenblatt" hervorgerufen.

„Es thut mir sehr leid," heißt es darin, „auch heute, wie vor Jahren, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Die Briefe Liszts an mich sind rein persönlicher und geschäftlicher Art — auf Kunstangelegenheiten beziehen sie sich, mit Ausnahme des im Musikalischen Wochenblatte veröffentlichten Schreibens, nicht. Soviel ich mich erinnere, wurde dieses im Auftrage meines Verlegers faksimiliert und von ihm dorthin eingesandt, denn die Fachkritik verhielt sich zu den von mir als letzte Darbietungen veröffentlichten Kompositionen dermaßen gleichgültig, daß es jenem Herrn angezeigt zu sein schien, eine Autorität für sie sprechen zu lassen. Es kann also Ihr Vorwurf: ‚was dem einen recht ist, ist dem anderen billig' mich nicht treffen. Würden die liebenswürdigen, zu stetem Danke verpflichtenden Beziehungen Liszts zu mir durch seine Privatmitteilungen in ein neues Licht gestellt, dann wäre es ein großes Unrecht von mir, sie dem Publikum vorzuenthalten; die Thaten reden aber lauter wie die Worte!"

Das schrieb Franz am 18. Juni 1892. Wenige Monate später, am 24. Oktober, war „der Fixstern deutscher Lyrik", wie Liszt ihn nennt, erloschen. Seine Lieder leuchten fort, tiefen, milden, unvergänglichen Glanzes.

* Aus der Ratswahl-Kantate „Gott ist mein König" (1707 bis 1708).

** Neuerdings sprach Graf Paul Waldersee im „Musikalischen Wochenblatt" vom 1. Dezember 1892 die Vermutung aus, daß Johann Hermann Schein (1586 bis 1630), einer der berühmtesten Vorgänger Bachs im Thomas-Kantorat, der mit Heinrich Schütz und Samuel Scheidt zu „den drei großen S des siebzehnten Jahrhunderts" gehörte, der Autor der Lukas-Passion sei. Bernhard Ziehn weist dies nun in der „Allgemeinen Musikzeitung" vom 7. April 1893 und folgenden Nummern ebenso energisch zurück, als er früher die Autorschaft Bachs bestritt.

Die Aufgaben der Humanität
in einem zukünftigen Kriege.

Von

Hermann Fischer.

Als unsere Väter heimkehrten von den blutgetränkten Schlachtfeldern der Freiheitskriege, da dichteten und träumten sie vom Beginn eines goldenen Zeitalters, in welchem sittlich edle und geistig freie Völker, wie fromme Lämmer von weisen Fürsten auf grünen Auen geführt, neid- und streitlos in ewigem Frieden nebeneinander leben würden. Alle diese schönen Hoffnungen sind wie die Olivenblätter Elihu Burritts vor dem rauhen Hauche der Wirklichkeit verwelkt und zerstoben. Mit Blut und Eisen haben die Völker fort und fort um Freiheit und Einheit in harten Kämpfen miteinander gerungen, und noch heute stehen sie sich bis an die Zähne gerüstet mit steigendem Grolle kampflustig und kampfbereit gegenüber. Die Kriegskunst hat rastlos gearbeitet und alles erreicht, was zu einer großartigen Kraftentfaltung und rücksichtslosen Massenvernichtung geeignet erscheint; sie gebietet über nahezu vollkommene Waffen, riesig große, sorgfältig ausgebildete Heere und eine vollendete Taktik. Die Elektricität und der Dampf, die mächtigsten Hebel des Völkerverkehrs, hat sie ihren grausigen Zwecken dienstbar gemacht. Sorgfältig und sachkundig wird jede Entdeckung auf physikalischem und chemischem Gebiete auf ihre Verwendbarkeit für diese geprüft. Da scheint es denn auch an der Zeit zu sein, wieder einmal eine Rück- und Ausschau zu halten auf dem weiten Gebiete jener edlen Bemühungen, welche darauf ausgehen, die Schrecken des Krieges zu mildern, und dabei zu prüfen, ob die Kunst, das Leben und die Gesundheit der Kämpfenden zu erhalten in den schwersten Gefahren, die wir kennen, und unter den ungünstigsten Verhältnissen für den Arzt und Menschenfreund — denn es gilt zu handeln ohne Verzug, ohne Besinnen, ohne die Mittel und Hilfen, über die wir im Frieden so reichlich und wohlig gebieten, rings umgeben von den Verwüstungen der Schlacht und im Angesicht des Todes — gleichen Schritt gehalten haben mit den Maßregeln zur rücksichtslosen Vernichtung der Massen, welche die Kriegsführung betreibt. Wir treten dabei — Gott sei Dank! — in ein stattliches Gebäude ein, an dessen sicherer Grundlegung und sorgfältigem Ausbau die besten Köpfe und berufensten Hände sorgsam und erfolgreich gearbeitet und dessen humane Zwecke großherzige Männer und edle Frauen in harmonischem Vereine mit Aufopferung von Gut und Leben hochgehalten und gefördert haben. So ist denn aus dem reichlich vergossenen Blute und dem vielbeklagten Opfer so manchen jugendfrischen Lebens ein Segen erblüht für künftige Geschlechter. Deutschland ist auch hierin allen Nationen vorausgegangen. Wir können in den folgenden Zeilen nicht alle Räume und Stockwerke des weit ausgebreiteten Baues durchstreifen, müssen uns vielmehr nach kurzen Rückblicken auf ihre Entstehung auf Vorführung und Würdigung einzelner Ausbaue und Pläne, welche die neueste Zeit verrichtet und entworfen hat, beschränken.

Die Thätigkeit, welche dem Hilfs- und Heilpersonal im Kriege zufällt, spielt sich zur

Zeit in drei sorgfältig ausgerüsteten, streng geregelten und gegliederten Stationen: dem Verbandplatze, dem Kriegs- und dem Reservelazarett, ab. Danach wollen wir unseren Bericht gliedern und den freundlichen Leser somit zuerst auf die Verbandplätze führen, welche die schwere Aufgabe haben, die Verwundeten zu sammeln, zu verbinden, die dringendsten Operationen an ihnen zu verrichten und schließlich ihre Überführung in die Kriegslazarette zu leiten, um sich dann wieder den kämpfenden Truppen anzuschließen. Das herrliche Wort des Dichters:

Kein schönrer Tod, als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Au, im freien Feld

hat allezeit in unserer Armee volle Geltung. Um so schrecklicher ist das Los derer, die schwerverwundet, hilflos, trostlos auf der Walstatt liegen. Diese furchtbare und schmerzensreiche Zeit, welche die Verwundeten vom Momente der Verletzung bis zur Ankunft im Lazarett durchzumachen haben, möglichst abzukürzen und zu lindern, ist das menschenfreundliche Bestreben unserer Tage. In früheren Zeiten war das anders. Das rohe Material, woraus die Heere zusammengeworben wurden, fand keine Schonung und keine Barmherzigkeit, der Verwundete war vergessen; man war froh, wenn die Zahl der Krüppel und Invaliden nicht zu groß wurde, und ließ die Schwerverletzten lieber sterben und verderben; den Kämpfenden galt die ganze Sorge und das alleinige Interesse der Führer. Noch der erste Napoleon fuhr unbekümmert um die Verwundeten mit einem Train von vierzig Wagen im scharfen Trabe über das Schlachtfeld. Zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen durften nur die Verwundeten, welche gehen, und die Offiziere, welche von ihren Knechten getragen werden konnten, sich während des Gefechtes auf einen Verbandplatz oder ins Lazarett begeben, alle anderen mußten geduldig abwarten, bis die Schlacht beendet, vom Feldherrn das Verbinden befohlen und die Örter für die Einrichtung der Lazarette bestimmt waren. Nach der Schlacht von Torgau z. B. lagen die Verwundeten in eisiger Kälte ohne Mantel die ganze Nacht auf dem sumpfigen Boden, und an Schlachthyänen hat es damals auch nicht gefehlt. Zwar hatte die Armee des alten Fritz schon ein Hôpital volant, dasselbe war aber mit Ärzten und Instrumenten aufs dürftigste eingerichtet, blieb beim Train, wurde von dem Bevorstehen eines Kampfes gar nicht benachrichtigt und kam daher nicht zur Wirkung. Das Schlimmste aber war, daß von den Ärzten keine Operation ohne Zustimmung des Generalstabschirurgen gemacht werden durfte und daß der Kapitän, welcher an der Spitze des Lazaretts stand, darauf streng zu achten hatte, daß nicht dutzendweise, auch nicht früher amputiert wurde, bis der kalte Brand dazu drängte (Befehl vom 2. Januar 1771). Daher klagt der alte vortreffliche Generalstabsarzt Bilguer, daß alle Blessierten, welchen eine Kugel den Schenkel abgerissen hatte oder eine ähnliche schwere Verletzung beigebracht war, schon auf dem Schlachtfelde starben, daß der Wundstarrkrampf in der entsetzlichsten Ausdehnung vorkomme (nach der Schlacht bei Prag sollen tausend Verwundete davon ergriffen worden sein) und daß von den primären, d. h. frühzeitigen Amputationen nichts zu erwarten sei. Späterhin mußten wenigstens die Feldschere bei der Bagage bleiben, um hier vereint die ankommenden Verwundeten zu verbinden. Man errichtete auch bei Belagerungen Verbandplätze an dem Eingange der Laufgräben. Vom Jahre 1787 ab bekam jeder Soldat ein viertel Pfund Charpie und zwei Binden als Ausrüstung für den ersten Verband mit. Das waren aber sehr ungeeignete Verbandmittel! Die erste großartige Einrichtung für eine schnelle Hilfe bis in die Gefechtslinie gründete der berühmte Feldchirurg Napoleons I., Larrey, welchen der Korse mit Recht den tugendhaftesten Mann nannte, den er gekannt habe, im Jahre 1792, indem er einen eigenen, aus drei berittenen Oberchirurgen, zwölf berittenen Unterchirurgen, zwölf berittenen und fünfundvierzig unberittenen Krankwärtern bestehenden Truppenkörper (Ambulance) schuf. Die Ärzte hatten Verbandtaschen und verfügten über zwölf kleine zweispännige und zweirädrige und drei größere vierspännige und vierrädrige Transportwagen (die ersteren zu zwei, die letzteren zu vier Schwerverwundeten), welche mit Labe- und Verbandmitteln, Lagerungseinrichtungen ꝛc. ausgerüstet waren und die Aufgabe hatten, die Verwundeten



Ill. D. Monatshefte. März 1894.

Robert Franz im 73. Lebensjahre.
Nach einer Photographie von C. Höpfner Nachfolger in Halle a. S.

aufzusuchen und nach dem Verbande in die Lazarette überzuführen. Diese kleinen Wagen waren leicht beweglich, konnten überall hin und sollen sich unter der heißen Sonne Afrikas wie im eisigen Rußland gleich vortrefflich bewährt haben. Wenn Larrey aber berichtet, daß nach der Schlacht von Abukir kein Verwundeter länger als eine Viertelstunde unverbunden gelegen habe, so ist er doch wohl nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Er malte mit sehr lichten, rosigen Farben! Auch Percy, welcher damals Chefchirurg der französischen Armee war, konstruierte einen eigenen, den Artilleriemunitionsfuhrwerken nachgebildeten Wagen, welcher aber nicht zum Verwundetentransport eingerichtet war, sondern nur acht Ärzten, acht Krankenwärtern und hinreichendem Verbandmaterial Platz gewährte, damit diese schneller auf das Schlachtfeld gelangten und besser ausgerüstet wären. Da man ähnliche Wagen in Deutschland als Wurstwagen gebrauchte, so hieß dieser Wagen „la Wurst". Er wurde aber bald durch die Larreyschen Ambulanzen überflüssig. Immerhin bleibt Percy das große Verdienst, Krankenträgertruppen, mit zerlegbaren Krankentragen versehen, 1813 organisiert und geschaffen zu haben (Brancardiers). Jeder Mann trug eine halbe Bahre: das quere Kopf- und Fußende schnallte er auf seinen Tornister, die Seitenstange trug er, in eine Lanze verwandelt, in der Hand, den Leinwandstoff wickelte er sich um den Leib. Der Übelstand dabei war der, daß mit Verlust eines Mannes die ganze Trage unbrauchbar wurde. Alle diese spärlichen Mittel reichten natürlich zum Verwundetentransporte nicht aus, man mußte sich dabei behelfen, so gut es eben ging. So erzählt Larrey, daß sämtliche Verwundete nach der Schlacht bei Bautzen von den Bewohnern Sachsens auf die daselbst üblichen, großen und niedrigen Schiebkarren gelegt und so nach Dresden geschoben wurden. Dasselbe geschah auch nach der Schlacht bei Dresden und bei Lützen. Wenn auch Larrey niemals einen schnelleren Krankentransport gesehen haben will, so mag er doch für die armen Verwundeten grausam genug gewesen sein. Auch bei den Engländern lag die Pflege und der Transport der Verwundeten damals vollständig den Landbewohnern in der Nähe des Schlachtfeldes ob. Nach der Schlacht bei Belle-Alliance dauerte die Räumung des Schlachtfeldes mehrere Tage; hundertundvierzig Patienten mit Schußbrüchen an den Gliedern wurden von den Bauern zusammengesucht, mit den dürftigsten Verbänden von Scheune zu Scheune geschleppt, bis sie endlich in der zweiten Woche in eine geregelte ernstliche Pflege kamen. Im Pyrenäenkriege benutzten die Engländer zuerst Maultiere zum Verwundetentransport, wobei die armen Opfer auf die einfachen Packsättel gebunden wurden. Sehr schlimm erging es auch den preußischen Verwundeten nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt. Während Larrey bei bitterster Kälte den ganzen Tag auf seinem Verbandplatze arbeitete, waren die preußischen Ärzte mit den Truppen geflohen, die Verwundeten also ganz auf die Hilfe ihrer Kameraden und der Bevölkerung angewiesen. Auch nach der Schlacht bei Eylau wurden erst drei Tage hindurch 18000 hilfsbedürftige Soldaten nach Königsberg geschafft und dann endlich von den preußischen Militärärzten in Behandlung genommen. Die schlechte und ungenügende Wundpflege, der furchtbare Zustand der Lazarette, das Untereinanderliegen von Verwundeten und Typhösen begünstigte den Ausbruch der Kriegsseuchen, welche denn auch die trostlosesten Verwüstungen nicht nur unter den Verwundeten, sondern auch in der Bevölkerung anrichteten. Das bewog den ausgezeichneten preußischen Generalstabsarzt von Görcke, per Brigade ein fliegendes oder leichtes Feldlazarett für zweihundert Verwundete zu schaffen, welche mit einem Oberstabsarzt, einem Stabsarzt, zwei Oberchirurgen, elf Chirurgen, einem Apotheker, zwölf Krankenwärtern, einigen Koch- und Waschweibern, zwei sechs-, fünf vier- und zwei zweispännigen Wagen ausgerüstet waren. 1813 bestanden sieben, Ende 1814 bereits vierzehn solche Lazarette. Sie waren aber zu schwerfällig und blieben daher meist zurück, auch zu dürftig ausgerüstet. So besaß die preußische Armee 1813 nur drei federnde Transportwagen und jedes fliegende Lazarett nur drei Tragbahren. In der Völkerschlacht bei Leipzig kam nur ein einziges, 1815 überhaupt kein fliegendes Lazarett zur Aktion und auch nach Paris

gelangten sie viel zu spät. Wir werden im Verfolg die entsetzlichen Zustände kennen lernen, welche Reil in den Lazaretten und auf dem Schlachtfelde zu Leipzig vorfand. Auch die im Sommer 1814 angeordnete Bildung einer Krankenträger-(Veliten-)Compagnie von hundertundzwanzig Mann Stärke mit fünfzehn Tragbahren, dreißig Tragsesseln, fünfzig Paar Krücken und einem Krankentransportwagen entsprach dem Bedürfnisse nicht, trat auch zu spät ein, um wirksam genug werden zu können. In Algier benutzten die Franzosen zum erstenmal Kamele und Maultiere, welche bis in die Gefechtslinie geführt wurden, zum Transport der Verwundeten. Sie waren ausgerüstet mit je einem Stuhl (Cacolet) zu jeder Seite (Figur 1) oder mit einer Tragbahre auf dem Rücken (Litière, Figur 2). Die Maultiere haben sich besonders auf gebirgigem Terrain sehr bewährt. Für uns sind sie zu schwer zu beschaffen, sie bedürfen einer eigenen Pflege und kundiger Führung, auch haben sie öfter einen sehr stoßenden Gang. Der Transport auf ihnen sieht daher besser aus, als er ist. Deshalb haben sie in unserer Armee noch keine Verwendung gefunden. Bei den Kämpfen in Baden und Schleswig-Holstein 1848 standen den kämpfenden Truppen sehr dürftige Einrichtungen zur Aufnahme und zum Wegbringen der Verwundeten, per Division überhaupt nur sechs Krankentragen zu Gebot, welche noch dazu von den abkömmlichen Civilkrankenwärtern der Lazarette bedient werden mußten. Die leichten Feldlazarette zerfielen in eine Ambulanz und eine Aufnahmestation. Die erstere sollte bis auf das Schlachtfeld vordringen und hatte zwei vierspännige Krankentransportwagen, welche aber nur für Leichtverletzte eingerichtet und zu schwerfällig waren, um wirksam eingreifen zu können. Dagegen schufen die Österreicher bei ihren Kämpfen in Italien 1848 für jedes Armeecorps eine Sanitätscompagnie mit drei Offizieren, die mit sechs leichten, einspännigen, auf Federn ruhenden Kranken- und einigen Ausrüstungswagen ausgestattet und von Ärzten kommandiert wurden. Das war ein guter Anfang! Die erste sorgfältige Ausrüstung der Verbandplätze finden wir aber doch erst bei den Franzosen in der Krim. Die Mauleselkolonnen gingen bis in die Gefechtslinie vor und auch die fliegenden Ambulanzen blieben in der nächsten Nähe der Truppen. Die Verwundeten wurden in Zelten gelagert. Bald zerlegten sich die Ambulanzen in drei Abteilungen: die erste verrichtete die leichteren, die zweite die schweren Verbände, die dritte die Operationen. Die Leichtverletzten wurden so schnell wie möglich abgefertigt und weiter geschickt, um Platz und Ruhe zu gewinnen. Nach Scrives Bericht, der freilich etwas schön gefärbt zu sein scheint, sollen schon am zweiten Tag nach dem Sturm von Sebastopol 5400 Verwundete zum zweitenmal verbunden und 350 größere Operationen, meist Amputationen der Glieder, welche von den Franzosen rücksichts- und schonungslos geübt wurden, vollendet gewesen sein. Die Engländer folgten dem Beispiel der Franzosen. Sie schufen aber ihre Krankenträgercompagnien erst in der Krim und brachten es schließlich bis auf zwölfhundert Mann für das ganze Heer. Furchtbar stach dagegen die Verwundetenpflege bei den Russen ab. Hier fehlte nach Hübbenets haarsträubenden Schilderungen jede wirksame Einrichtung für die Verbandplätze und für die Lazarette. Über das Schicksal der russischen Verwundeten nach der Schlacht bei Alma weiß man

Figur 1.



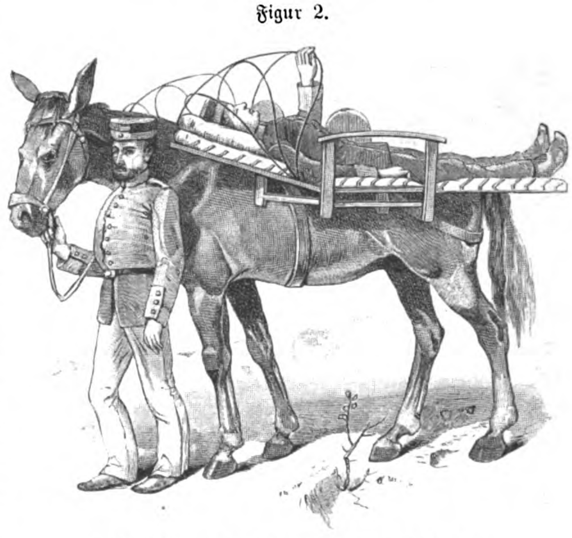
Maulesel mit zwei Verwundeten auf Cacolets.

überhaupt nichts. Sie haben, wie einzelne berichteten, fünf bis sechs Tage auf den Schlachtfeldern gelegen. Mehrere Tage nach der Schlacht wurden noch zweihundertundvierzig dort getroffen und nach Sebastopol transportiert. Die meisten sind wohl umgekommen oder von den Feinden aufgenommen. Den Transport der Verwundeten ins Lazarett besorgten durchweg die Kameraden, denn Krankenträger gab es nicht. Je mehr die Feinde in die Festung eindrangen, um so weiter mußte man sich in einzelne Festungswerke zurückziehen, so daß sich in den kasemattierten Räumen dicht nebeneinander die Wohnstätten der kämpfenden und die Lazarette und Verbandplätze der verletzten Soldaten befanden. Verwundete und innerlich kranke Soldaten lagen nebeneinander. Bei größeren Kämpfen und hereinbrechender Nacht hörte jede Ordnung auf, die Verwundeten wurden auf die Gänge und Treppen geworfen bis zur völligen Sperrung derselben. Am schlimmsten ging es in den letzten Tagen des Sturmes her. Jeder brachte durchschnittlich tausend Verwundete. Die Bomben schlugen in der nächsten Nähe der Verbandplätze ein. Da keine Fensterscheiben mehr vorhanden waren, so wurde in der größten Zugluft operiert. Nachts verhing man alles mit Decken, und doch erloschen mitten in der Arbeit die Kerzen. Erst durch Pirogoff und Hübbenet wurde eine strengere Ordnung auf den Verbandplätzen eingeführt, doch war eine erträgliche Bewältigung des Verwundetenmaterials nicht mehr zu erreichen. Im italienischen Kriege war die Räumung der Schlachtfelder bei den Franzosen dadurch so erschwert, daß die Ambulanzen durchweg nur ein Viertel oder ein Drittel ihres etatsmäßigen Personals an Ärzten und Wärtern und die Hälfte der notwendigen Maultiere besaßen. Bei Magenta kamen daher auf einen Ambulanzarzt 175, bei Solferino 500 Verwundete und bei Novara mußten für 4000 Verwundete zwei Tage hindurch sechs Militärärzte ausreichen. Nach Chenus Bericht wurden einzelne Verwundete aus der Schlacht bei Solferino, welche am 24. Juli geschlagen wurde, erst am 29. und 30. in die Ambulanzen gebracht. Bei den Österreichern sah es noch trauriger aus, doch übten sie mit gutem Erfolge die Krankenzerstreuung und den Transport der Verwundeten auf Eisenbahnen.

Das Elend, welches der Menschenfreund Dunant auf den Schlachtfeldern Italiens sah, veranlaßte ihn zu seiner köstlichen, mit Recht Epoche machenden Schrift: Un souvenir de Solferino, welche der Anlaß zur internationalen Verwundetenpflege und Genfer Konvention wurde.

So erbärmlich es anfänglich um die Verwundetenpflege im nordamerikanischen Bürgerkriege stand, so glänzend wurde sie durch das wohlgeordnete, großartige Eingreifen der freiwilligen Pflege in den letzten Jahren. Wir werden darüber noch zu berichten haben. Die Gunst der Verhältnisse erlaubte es, mit Feldbahnen und Dampfschiffen bis an die Schlachtfelder vorzugehen. Schon nach der am 16. und 17. September 1862 geschlagenen Schlacht bei Antietam, welche der Union 9400, den Konföderierten 16400 Verwundete gekostet hatte, fand man am Abend des 18. keinen Hilfsbedürftigen mehr auf dem Schlachtfelde. Nach der Schlacht von Fredericksburg im Dezember desselben Jahres war trotz des Verlustes von 9000 Verwundeten und trotz der großen Dunkelheit

Figur 2.

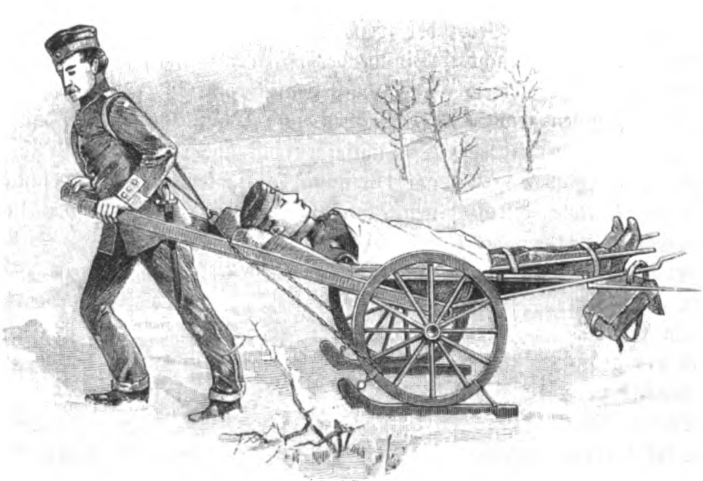


Maulesel mit zwei Verwundeten auf Litière.

der folgenden Nacht das Schlachtfeld bis zum Morgen abgesucht. Nach der Schlacht von Gettysburg vom 1. bis 3. Juli 1863 lag von 20995 Verwundeten am 4. Juli morgens kein einziger mehr auf freiem Felde. Das sind Resultate, die noch niemals erreicht worden sind.

In Preußen wurden 1855 Krankenträgercompagnien eingeführt, per Armeecorps eine zu 203 Mann mit fünfundvierzig Tragbahren, welche in drei Abteilungen zerfiel, deren jede sich an eines der drei leichten Feldlazarette des Corps anschließen sollte. Die Tragen befanden sich bei den Lazaretten und waren daran Bandagentaschen angeschnürt. Die Krankenträger wurden genau auf ihre Dienstleistungen von den Ärzten eingeübt. 1864 verstärkte man dieselben durch zwei Hilfskrankenträger per Compagnie. Die leichten Feldlazarette hatten seit 1863 eine fahrende Abteilung (von sechs Ärzten, vier Lazarettgehilfen, acht Krankenwärtern, zwei Medizin-, Bandagen- und Instrumentenwagen, fünf Krankentransportwagen) zur Etablierung des Verbandplatzes und ein Depot zur Etablierung des Aufnahmespitals zu zweihundert Betten (mit sieben Ärzten, vier Lazarettgehilfen, acht Krankenwärtern und fünf Revieraufsehern). Die Patienten wurden in dem Depot einige Tage behandelt, operiert, verbunden und dann dem schweren Feldlazarett übergeben. Merkwürdigerweise fehlte jede Vorschrift über die Konzentration der Truppenärzte im Gefechte. 1864 machte die freiwillige Pflege die ersten Versuche mit Krankenkarren (handliter), die auf günstigem Boden und guten Wegen recht wirksam waren. Figur 3 giebt ein gutes Modell derselben. Im Winter gehen sie auf Schleifen. Auch wurde in den stillen Buchten der Transport der Verwundeten zu Wasser mit bestem Erfolge geübt. Im Feldzuge 1866 stellte sich aber das Unzureichende aller Einrichtungen für die modernen Kriege heraus.

Figur 3.



Krankenkarre (handliter) nach Neudörfer.

Freilich trug dazu sehr wesentlich der beklagenswerte Umstand bei, daß Österreich erst am 21. Juli 1866 der Genfer Konvention beitrat. So fiel den preußischen Ärzten nicht nur die Hilfeleistung bei 13791 eigenen, sondern auch bei mindestens 13000 österreichischen Verwundeten zu. Da die österreichischen Ärzte bei dem Rückzuge der Truppen fast ausnahmslos ihre Verwundeten verlassen hatten, so war auf der weitgedehnten Walstatt niemand vorhanden, der die hilfsbereiten Kräfte des Siegers auf die richtige Spur leiten konnte. Es mußte daher jeder Busch, jedes Feld, jedes Haus sorgfältig und mühselig abgesucht werden. Die Böhmen hielten es dazu noch für angezeigt, die Preußen dabei möglichst zu befehden, zu hindern und die Verwundeten vor ihnen zu verstecken. An einem Orte trat man den Ärzten mit Waffen in der Hand entgegen, obwohl sie österreichische Verwundete behandelten. Die Absuchung des Schlachtfeldes dauerte unter diesen ungünstigen Bedingungen vom 3. bis zum 5. Juli. Am 6. Juli wurde ein von den Österreichern etablierter Verbandplatz entdeckt, welcher, einigen Hunderten Schwerverwundeter zum Sammelplatz

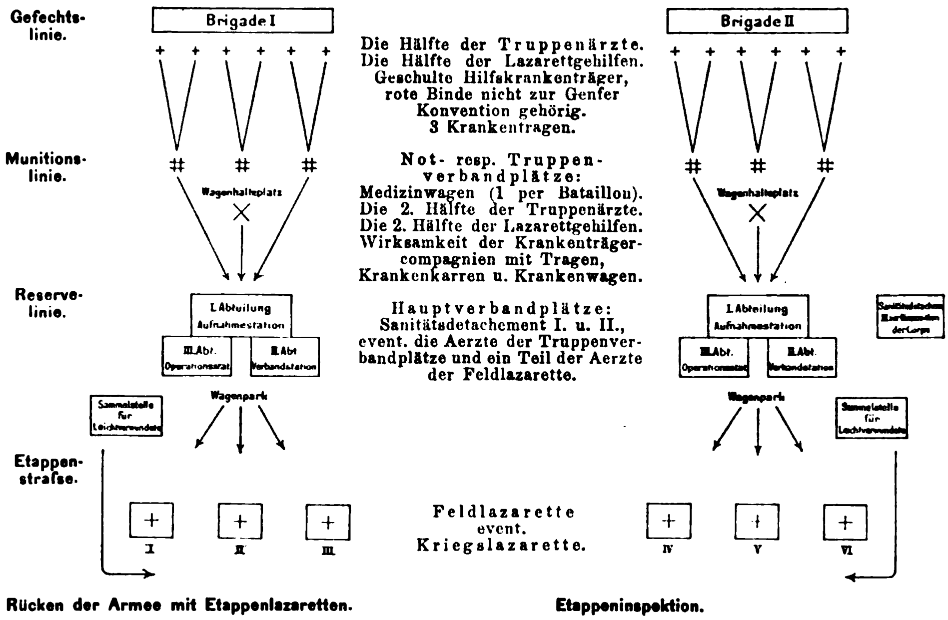
dienend, wegen absoluten Mangels jeder Hilfe in der Zwischenzeit das Bild eines so furchtbaren menschlichen Elendes darbot, daß selbst die Feder eines Naundorf kaum ausreichen dürfte, es treu zu kopieren (Löffler). Nach dem Kriege begann gleich eine großartige Reform des preußischen Militär-Medizinalwesens, die in der Instruktion für das Sanitätswesen im Felde von 1869 niedergelegt wurde. Die Zahl der Krankenträger erfuhr eine Verdoppelung. Erst kurze Zeit waren diese Bestimmungen erschienen, als der große französische Krieg begann. Daher hatte es an Zeit und Mitteln gefehlt, um alles so, wie es sein sollte, einzurichten und sich ganz in die Neuordnung einzuleben. Trotzdem gehörten die von dem deutschen Sanitätspersonal erzielten Erfolge zu den großartigsten aller Kriege, wie der vielbändige, der großen Zeit, die er schildert, würdige offizielle Sanitätsbericht beweist. Von da ab hat die deutsche Heeresverwaltung mit unermüdlichem Eifer und großer Sachkenntnis an der Vervollkommnung aller Sanitätseinrichtungen gearbeitet und ihre sorgfältig erwogenen, vorsichtig geprüften Anordnungen in knapper und durchsichtiger Form in der Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 niedergelegt. Sie hat den Heeren aller civilisierten Staaten zum Muster gedient. Nach ihren Bestimmungen wird zuvörderst ein Not- oder Truppenverbandplatz angelegt, welcher von den Ärzten und Lazarettgehilfen der Truppen und den Hilfskrankenträgern (vier per Compagnie, durch eine rote Binde am Arme gezeichnet, doch nicht unter der Genfer Konvention stehend), aus den Truppenmedizinwagen und den darauf befindlichen Krankentragen (bei jedem Infanterie-, Jäger- und Schützenbataillon und jedem Kavallerieregiment vier Stück, bei jeder Feld- und Reservebatterie aber nur eine zusammenlegbare), den an letzteren hängenden Verbandtaschen, dem Verbandzeug, welches jeder Soldat mit sich führt, und den chirurgischen Instrumenten, welche jeder Obermilitärarzt sich selbst beschaffen muß und die Lazarettgehilfen in ihren Taschen tragen, unter einem sich gerade darbietenden schützenden Dache in möglichster Nähe der kämpfenden Truppen, doch auch an einem kugelsicheren und leicht von den Verwundeten aufzufindenden Orte etabliert und unterhalten wird. Über den Wert dieser Einrichtung läßt sich streiten. Jedenfalls ist die Arbeitsleistung auf diesen Verbandplätzen sehr erschwert und gefährlich. 1870/1871 fielen sieben deutsche Ärzte und dreiundsechzig wurden verwundet. Das sind unersetzlich schwere Verluste für die Verwundetenpflege. Auch wurde ein solcher Verbandplatz in Brand geschossen, und in Üttingen und Aschaffenburg regnete es Kugeln in dieselben, so daß Pfleger und Gepflegte in schwere Gefahr gerieten. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß viele hintereinander errichtete Verbandplätze leicht zu wiederholten Quälereien der Verwundeten und zu Vergeudungen von Verbandmaterial und Sanitätskräften, durch Auf- und Abladen, durch Abreißen der Verbände &c. führen. Hinter diesen Notverbandplätzen bilden die Sanitätsdetachements (zwei per Armeecorps und eines per Reservedivision) den Hauptverbandplatz. Das Detachement wird von einem Rittmeister, zwei Lieutenants und der nötigen Zahl von Trainmannschaften geführt und besteht aus zwei Stabs-, fünf Assistenzärzten, 159 Krankenträgern, einem Feldapotheker, acht Lazarettgehilfen und acht Militärkrankenwärtern. Es ist ausgerüstet mit acht zweispännigen Krankentransportwagen (für je zwei Schwerverletzte), zwei zweispännigen Sanitätswagen (für die Medikamente, Verbandmittel, Instrumente, Lebensmittel), zwei zweispännigen Gepäckwagen (für die Kasse, das Gepäck &c.). Für die Arbeitsleistung stehen zur Verfügung: zwei Verbandzelte, sechsundfünfzig Krankentragen, die nötigsten Medikamente, eine reichliche Auswahl guter Instrumente und erprobter Lagerungsapparate, Lebens- und Erquickungsmittel. Der Hauptverbandplatz wird auf Befehl der Division in einem großen Gebäude, das nicht zu fern von der Gefechtslinie, doch kugelsicher liegt, errichtet. Am meisten eignen sich Kirchen und Schulen und größere Gebäude dazu, welche gleich in Lazarette verwandelt werden können, doch dürfen sie nicht in der Hauptrückzugslinie der Truppen und im Artilleriefeuer sich befinden. Bei Skalitz wurde ein österreichischer Verbandplatz durch ein zersprengtes Kürassierregiment niedergeritten, bei Custozza den siegenden Österreichern von einem momentan

zurückweichenden Regiment ein solcher teils niedergerissen, teils niedergetreten; bei Königgrätz blieb dem Personal eines Verbandplatzes der Österreicher nichts übrig, als schleunigst dem unwiderstehlichen Strome des zurückdrängenden Heeres nachzugeben, mit zu fliehen und die armen Verwundeten dauernd im Stich zu lassen.

Eine Fahne macht den Hauptverbandplatz weithin sichtbar. Die Arbeit wird in drei Stationen verrichtet: der ersten fällt die Aufnahme und Feststellung des Nationale der Verwundeten (wobei die Erkennungsmarke aus Blech, die jeder Soldat mit der Nummer des Regiments, der Compagnie, der Matrikel an einer Schnur um den Hals trägt, die ersprießlichsten Dienste thut), der zweiten der Verband der Leicht-, der dritten die Sorge für die Schwerverwundeten zu. Für die heillos Verwundeten, welche nicht mehr transportabel sind und auf dem Verbandplatze voraussichtlich noch sterben, werden gute Lagerstätten an einem geschützten Orte bereitet, wo ihre Pflege Diakonissinnen und Geistliche leiten. Figur 4 giebt einen Überblick über die Etablierung der Verbandplätze: Die großen Vorzüge dieser Einrichtungen springen in die Augen. Wenn alles richtig zur Stelle ist, harmonisch und planmäßig ineinandergreift, so können alle Aufgaben prompt gelöst werden. Zweckmäßiger würde es uns freilich scheinen, wenn die Truppenverbandplätze reichlicher ausgestattet und ganz aus der Feuerlinie entfernt würden, damit die Detachements einzig und allein für den Verwundetentransport verwendet werden könnten. Die Geschichte der letzten Feldzüge hat gezeigt, daß nur selten größere Operationen auf den Verbandplätzen verrichtet werden, die Hauptarbeit bleibt doch, und mit Recht, für die Lazarette. Die Operationen aber, welche keinen Aufschub dulden, z. B. Unterbindungen blutender Gefäße, Luftröhrenschnitt bei Erstickungsgefahr könnten auf den Truppenverbandplätzen, wenn sie besser und reichlicher ausgestattet würden, gut ausgeführt werden. Es bleiben freilich auch sonst noch fromme Wünsche genug über. Von diesen und den Versuchen zu ihrer Erfüllung wollen wir hier kurz berichten. Sie erstreben die schnelle Auffindung, den sicheren und ungestörten Transport, die Erquickung der Verwundeten zu ermöglichen und zu erleichtern.

Figur 4.

Division.



1. Der Sanitätshund.

Der Tiermaler Jean Bungartz hat im Auftrage des Kriegsministeriums Kriegshunde abgerichtet und ist dabei auf den Gedanken gekommen, intelligente Hunde auch im Dienste des roten Kreuzes nutzbar zu machen. In einem mit Bildern ausgestatteten kleinen Buche versucht er nun eine vollständige, leicht verständliche und ausführbare Dressur des Sanitätshundes zu lehren, damit jeder sich für die Dienste der Humanität im Kriege Interessierende Gelegenheit habe, sich thätig durch Anlernen von Hunden an dem edlen Werke zu beteiligen. Zuvörderst will er die Hunde dazu abrichten, Verwundete, welche im dichten Unterholze eines Waldes, in versteckten Gräben trotz des angestrengtesten Suchens der Krankenträger übersehen und liegen geblieben sein könnten, unfehlbar aufzufinden. Diese Idee ist nicht neu. Schon der um die Verwundetenpflege hochverdiente Professor Billroth und der im Dienste der Humanität unermüdlich thätige von Mundy haben sie in ihren „frommen Wünschen" ausgesprochen. In der portugiesischen Gazeta dos hospitaes militares vom Jahre 1882 findet sich eine genaue Anweisung zur Benutzung der Hunde als Unterstützung der Feldwachen und bei der Aufsuchung versteckter Verwundeter. Soviel ich mich erinnere, haben auch schon die Engländer solche Versuche mit Spürhunden gemacht. Dazu muß der Hund absoluten Gehorsam, große Anhänglichkeit, Wachsamkeit und Ausdauer, eine starkknochige, sehnige Konstitution, eine durch feste, kräftige Behaarung begünstigte zähe Widerstandsfähigkeit gegen Witterungsunbill und hohe Intelligenz besitzen; Eigenschaften und Vorzüge, welche in besonderem Grade nur der schottische Schäferhund (Collie) darbietet. Er ist, richtig behandelt, allezeit bei der Arbeit, folgt auf den leisesten Wink und vollführt seinen Auftrag mit Präcision. Bungartz hat ihn (siehe Figur 5) für seine Aufgabe noch besonders ausgerüstet: zu beiden Seiten trägt er eine Tasche, mit dem roten Kreuz weithin sichtbar gezeichnet, aus wasserdichtem Segeltuch, in welchem teils ein eiserner Futterbestand (zweieinhalb Kilo Hundekuchen), teils Verbandzeug und Erquickungsmittel untergebracht sind, über dem Halse eine in Form des Soldatenmantels zusammengerollte Hundedecke, welche dem Tiere zur Lagerstätte dient, und auf dem Rückengürtel eine Laterne, welche ihn bei der Arbeit im Dunklen für den Führer überall sichtbar und kontrollierbar erhalten soll. Die Hunde sind leicht an diese Belastung zu gewöhnen. Wir müssen hier gleich hervorheben, daß die Ausrüstung des Tieres mit Verbandzeug und Erfrischungen im Grunde genommen nur eine Spielerei, ein Senfkorn gegenüber dem großartigen Bedarf ist, somit gut fortfallen könnte. Bei der viel Geduld und Ruhe erfordernden Dressur des Hundes, welche möglichst zu derselben Stunde des Tages im nüchternen Zustande des Tieres ohne Zuschauer auszuführen und niemals bis zur Ermüdung getrieben werden muß, hat man die Charaktereigentümlichkeiten eines jeden Hundes genau zu sondieren und zu berücksichtigen, Gewaltmaßregeln zu vermeiden und gute Aufführung, richtiges Handeln mit Worten, auch mit Leckerbissen zu belohnen. Zuerst lernt er Appell: „Heran, Hierher, Fort", dann „Setz dich", wobei der Kopf hochgehalten, die Hinterläufe aber nicht auseinander gespreizt werden dürfen, dann „Lege dich" und endlich „Gieb Hals", d. h. belle. Nach diesen Vorbereitungen kommt die schwierige Aufgabe, ihm beizubringen, die Verwundeten aufzusuchen, wobei er am Ziele „Hals geben" und dann gleich zum Führer zurückkehren muß, um ihm den Weg zum Verwundeten zu zeigen. Man sieht, daß das eine überaus schwierige Aufgabe ist. Es fragt sich daher, ob sie wohl der großen Mühe lohnt. Wir müssen zuvörderst rühmend erwähnen, daß es Bungartz' besonderem Geschick, wie das Kriegsministerium bezeugt, gelungen ist, recht gute und sichere

Figur 5.



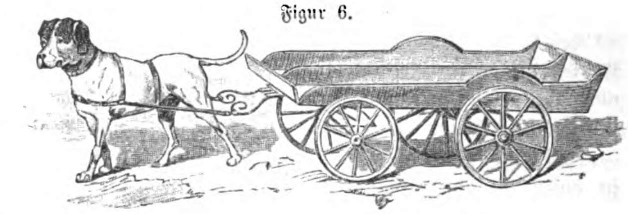
Der Sanitätshund ausgerüstet zum Dienst.

Abrichtungsresultate zu erzielen, und daß er auch in der Ausbildung von Hunden zum Aufsuchen von versteckten Verwundeten vorzügliche Ergebnisse erreicht hat. Es ist auch zuzugeben, daß ein so vorzüglich abgerichteter Hund für diese Aufgabe nützlich sein kann. Trotzdem stellen sich der Sache viele Bedenken entgegen. Zuvörderst wird der Hund auch bei jedem Toten Hals geben und so seinem Führer viel unnötige Wege und eine schnelle Ermüdung bereiten. Wenn sich auch Verwundete, die noch Kräfte genug besitzen, gern aus den Greueln und Gefahren des Schlachtfeldes auf eine stille, kühle, sichere Stelle zu schleppen belieben, so wird sie doch die Sehnsucht nach Rettung, Schmerzlinderung und Labung warnen und abhalten, dazu sehr verborgene, weit abgelegene Verstecke aufzusuchen. Die dem Schlachtfelde angrenzenden Wälder, Büsche, Schluchten und Gräben können aber von den Krankenträgern und Ärzten abgesucht und die Verwundeten dort leicht gefunden werden, zumal dieselben meist in der Verfassung sind, um sich durch Rufen und andere Zeichen bemerklich zu machen. In dem Generalbericht des preußischen Militär-Medizinalstabes über den Krieg 1870/71 wird berichtet: „Der Grundsatz, daß es ein Gebot ebenso sehr der Menschlichkeit wie der Rücksicht auf den Heilerfolg und der Sorge für die Schlagfertigkeit der Armee sei, sämtlichen Verwundeten unter allen Umständen spätestens innerhalb vierundzwanzig Stunden den ersten Beistand angedeihen zu lassen, war für die Thätigkeit der Sanitätsorgane überall maßgebend. Daß es gelang, diesen Grundsatz so weit zur Geltung zu bringen, daß im allgemeinen nur vereinzelte, auf schwer zugänglichen Teilen des Schlachtfeldes liegen Gebliebene eine Ausnahme von der Regel bildeten, war wesentlich das Resultat der steten Bereitschaft und leichten Beweglichkeit der Sanitätsdetachements, wirksam unterstützt durch Kolonnen der freiwilligen Krankenpflege." Später wurde nur ab und zu einmal ein Verwundeter gefunden, der sich in blinder Todesangst aus den Schrecken der Schlacht weitab in ein dichtes Gebüsch geflüchtet hatte und dort ohnmächtig zusammengebrochen war. So entdeckten wir einen Franzosen nach den Kämpfen bei Spicheren erst am siebenten Tage nach der Schlacht in einem Walde weitab vom Kampfplatze mit allen Erscheinungen des Brandes und Wundstarrkrampfes an einer leichten Wunde. Bis zu solchen Stellen wird aber auch der Samariterhund nicht vordringen. Diese Verletzten sind für jedes Suchen verloren. Soll der Hund bloß im Dienste der Samariter und des roten Kreuzes seine Verwendung finden, so fällt auch zur Zeit seine Thätigkeit in der ersten Linie fort, da dieselbe nach den neuesten Bestimmungen nur von der offiziellen Krankenpflege versorgt wird — im Bereiche der Etappenbehörden aber, wo die freiwillige und internationale Hilfe erst zur Entwickelung kommt, wird er ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen haben und seine eiserne Portion nicht verzehren. Die offizielle Krankenpflege muß es aber ablehnen, die mühselige und kostspielige Abrichtung von solchen Hunden durch lange Friedensjahre zu treiben, da ihr Nutzen bei der Aufsuchung der Verwundeten, wie wir gesehen haben, doch stets ein minimaler sein wird. Es ist ja auch dann immer noch zu fürchten, daß das Tier auf den weiten Märschen und im wilden Kriegsleben, wo fremde Einflüsse, Liebschaften ꝛc. kaum von ihm ab-, regelmäßige Übungen und sorgfältige Zucht schwer einzuhalten wären, bald sein Pensum vergessen und ein lustiges Vagabondenleben anfangen würde. Alles in allem betrachtet wäre somit kein sonderlicher Vorteil vom Samariterhunde bei der Einsammlung der Verwundeten zu erwarten.

Bungartz hat das wohl auch gefühlt und ihm daher noch eine zweite Aufgabe zuerteilt: beim Fortschaffen der Verwundeten hilfreich einzugreifen. Dazu könnte jeder kräftige Ziehhund benutzt werden. Es bedürfte auch keiner besonderen Dressur desselben. Bei der Mobilmachung würde ein brauchbares, kräftiges Hundematerial leicht zu beschaffen sein. Bungartz hat zu dem Zwecke einen Ambulanzwagen (Figur 6), auf dem ein Hund zwei Verwundete ziehen soll, konstruiert. Derselbe besteht aus einer in zwei Längshälften geteilten, mit einer leicht federnden Matratze versehenen Krankentrage, welche auf vier niedrigen, breitspurigen, mit Gummireifen überzogenen, kräftig nach Art der Fahrräder konstruierten Rädern ruht und

von zwei Männern begleitet und geführt wird. „Da nun," so meint Bungartz, „der Hund ein schnelleres Tempo beim Fahren entwickelt als zwei mit der Trage belastete Männer, so wird der Transport der Verwundeten nicht allein beschleunigt, sondern auch verdoppelt und auf diese Weise kann ein Hundeambulanzwagen mit gleicher Bedienung gut das Doppelte schaffen wie zwei Mann mit einer Trage, ungerechnet der Erleichterung, welche dadurch den Trägern entsteht und dieselben länger leistungsfähig erhält. Eine Strecke von mindestens tausend Schritt wird ein solches Fuhrwerk in einer Stunde etwa zehnmal machen können, da ein guter Zughund eine schnelle Gangart annimmt. Die zwei Mann Bedienung haben also weiter keine Anstrengung, wie die Verwundeten ein- und auszuheben und das Fuhrwerk zu leiten. Einer führt den Hund, der andere geht hinter dem Wagen und kann da, wo es not thut, bei Steigungen durch Drücken nachhelfen." Auch diese Aufgabe des Samariterhundes hat, selbst wenn die Konstruktion des Wagens und der Trage bedeutend verbessert würde, ihre großen Bedenken. Wir müssen zwar zugeben, daß die Überführung der Verwundeten vom Schlachtfelde auf den Verbandplatz und von diesem in das Lazarett zu den wundesten und schwierigsten Punkten des Kriegssanitätswesens gehört. Billroth hat berechnet, daß zur guten und schnellen Abräumung des Schlachtfeldes zu Gravelotte und St. Privat zweitausend Träger und tausend Tragen eine achtstündige ununterbrochene Arbeit gehabt hätten, wenn jeder Träger in dieser Zeit zehnmal den Weg von fünf- bis siebenhundert Schritt mit seiner Last zurücklegen würde. Bei der gesteigerten Tragfähigkeit unserer zeitigen Projektile müßten die Verbandplätze weiter zurückgelegt und häufiger verlegt werden, so daß der Verwundetenträger durchschnittlich vierhundert Schritt mehr zu machen hätte. Dazu kommt, daß die antiseptische Wundbehandlung, wenn sie ihre heilsame Wirkung voll erfüllen soll, verlangt, daß der Verwundete spätestens fünf Stunden nach der Verletzung in der Hand des geübten Wundarztes ist. Das wird, so fürsorglich auch alles vorgesehen ist, mit den zur Zeit zur Verfügung stehenden Mitteln der offiziellen Krankenpflege nicht zu erreichen sein. Zuvörderst gehören zu jeder Trage vier Mann, wie es auch in der Instruktion vorgesehen ist, damit die Ausrüstungsgegenstände der Verwundeten mitgenommen werden und auf dem Transporte ein Wechsel der Träger eintreten kann. Auch muß den Trägern nach jedem längeren Transport eine Erholungspause gegönnt werden. Wenn auch die Armeeverwaltung reichlich für gute Tragen und für sorgfältig ausgebildete Träger gesorgt hat, so würde dennoch die Absuchung eines Schlachtfeldes, auf dem große Truppenmassen gegeneinander gekämpft haben, weit mehr Zeit in Anspruch nehmen, als wir als zulässig bezeichnen mußten. Zwar pflegen sich in unserer Armee die Kameraden trotz der Übermüdung und Abspannung, welche die langen Märsche und schweren Kämpfe mit sich führen, in wahrhaft rührender und höchst wirksamer Weise an der Einholung der Verwundeten auf dem Rücken oder schnell extemporierten Transportmitteln zu beteiligen, zwar stehen den Detachements noch achtzehn Krankentransportwagen zu je zwei Schwerverwundeten zur Verfügung, doch ist auf erstere Hilfe nur in später Stunde, auf letztere bei schlechten Wegen gar nicht zu rechnen. Daher ist jeder Vorschlag zur schnelleren Räumung des Schlachtfeldes, auf dem die armen Patienten in der furchtbarsten Lage und unter den größten Schrecken sich befinden, dankbar zu begrüßen. Die freiwillige Pflege, welche in Frankreich bei dieser schrecklichen Arbeit so überaus ersprießliche Dienste mit Aufopferung von Leben und Gesundheit ihrer Glieder geleistet

Figur 6.



Hunde-Verwundeten-Transport-Wagen nach Bungartz.

hat, ist infolge der Untauglichkeit vieler, ohne Prüfung der Leute und ohne genügende Ausrüstung derselben abgesandter Corps nach den neuesten Instruktionen leider ganz aus der Feuerlinie verbannt. Nur ausnahmsweise kann dieselbe in einer durch staatliche Genehmigung zu bestimmenden, aus Privat- und Vereinsmitteln zu beschaffenden Kleidung und Ausrüstung und mit gut eingeübtem, sittlich erprobtem Corps, auch mit voller Unterordnung ihrer Mitglieder unter die Organe der offiziellen Krankenpflege und die Kriegsgesetze noch auf dem Kampfplatze verwendet werden. Diese Bedingungen werden aber wenig Männer und Vereine einzugehen sich bereit finden lassen.

Es ist möglich, daß ein kräftiger Ziehhund in einer Stunde zehnmal tausend Schritte zurücklegen kann, doch scheint es uns unmöglich, daß die beiden Begleiter dauernd in dieser Gangart mitkommen und die Verwundeten die Galoppade trotz der Gummiräder aushalten könnten. Die Hunde ziehen auch zu unruhig, ruckweise, mit heftigem Anspringen und Seitenschwenkungen — für einen Schwerverletzten sicher kein angenehmer Transport. Bedenkt man nun noch die Schwierigkeiten, welche Bodenbeschaffenheit, Witterung, Gräben, schlechte Wege, Buschwerk jedem das Schlachtfeld räumenden Fuhrwerk, auch den sonst so bequemen Handkarren, darzubieten pflegen, so wird man sich wenig Wirkung von diesem Hundeambulanzwagen versprechen können. Dieselben verlängern auch die Marschkolonnen in derselben störenden Weise wie die bequemen, von Pferden gezogenen Transportwagen. Und wie lästig würden sich die vielen Hunde auf dem Transporte und im Lager durch Bellen und Heulen machen! Es pflegen so schon die Hunde aus allen Dörfern, welche von Soldaten durchzogen werden, der Truppe, wie die Kinder dem Rattenfänger, zu folgen, denn sie lieben das Militär, wie unsere Köchinnen. Daher sammelt sich so wie so schon beim Train und einer marschierenden Truppe, besonders aber bei den Lazaretten eine ganze Hundeschar an. Sie teilen die Kost mit den Soldaten und werden häufig genug auch in den Schlachten verwundet. Führen nun die Lazarette noch eigene Hunde in Menge mit, so würde die gegenseitige Anziehung noch größer und zu einer wahren Hundeplage werden. Die Hundeambulanzwagen müßten auch besonders konstruiert werden, wodurch der Dienstbetrieb noch komplizierter würde, als er schon ist. Soll endlich der Ziehhund kräftig und frisch auf den Märschen und bei der schweren Arbeit bleiben, so müßte er auch eine reichliche Fleischnahrung haben, und gerade diese ist im Kriege schwer zu beschaffen. Danach glaube ich nicht, daß man von der Samariterhundeambulanz für den Transport der Verwundeten einen wesentlichen Nutzen erwarten kann.

Endlich will Bungartz den Hund abrichten zum Botendienste innerhalb der Sanitätskolonne, zwischen Verbandplatz und Feldlazarett ꝛc. Dazu würde sich wieder der schottische Schäferhund am besten eignen, denn der Dienst erfordert viel Intelligenz. Während desselben trägt das Tier eine weiße Fahne mit rotem Kreuze im Gürtel. Auch für diese Aufgabe kann man sich nicht erwärmen. In Friedenszeiten mag ein kluger Hund wohl auf freien Bahnen ein bekanntes Ziel erreichen, im Kriege aber, wo diese Momente fehlen und ihn allerlei ablenkende, erschreckende und feindliche Einflüsse auf seiner Tour treffen, würde ich einem so unsicheren Boten keine wichtige Meldung anvertrauen. So wäre der Hund in allen ihm zuerteilten Aufgaben des Samariterdienstes nicht nutzbar zu verwenden; auch würde er in der eng gefügten und scharf umgrenzten Organisation der Hilfsleistungen im Felde schwer seine Stellung finden. Trotzdem darf man der großen Sachkenntnis und dem humanen Sinne, mit denen Bungartz sein Buch geschrieben hat, die herzlichste Anerkennung nicht versagen.

2. Das elektrische Licht auf dem Verbandplatze.

Unser unvergleichlicher alter Kaiser Wilhelm pflegte seine von Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit und Gottesfurcht diktierten Depeschen vom Kriegsschauplatze an seine hohe Gemahlin, die man mit Recht die barmherzige Schwester auf dem Throne genannt hat, mit den Worten zu schließen: „Abends waren alle feindlichen Positionen in unseren Händen.“ So köstlich diese Botschaften für

sein in banger Sorge harrendes Volk waren, so wurde doch durch das Abbrechen der Schlachten bei einbrechender Dämmerung die an sich schon so mühevolle Pflicht des Siegers, die eigenen und feindlichen Verwundeten möglichst schnell und sicher zu bergen, unendlich erschwert oder ganz unmöglich gemacht. Wie sollten die hilfsbereiten Hände im Dunkel der Nacht die Verwundeten finden, um ihnen Linderung der Schmerzen, einen schützenden Verband, oder auch nur einen erquickenden Trunk zu bringen, um sie zu erlösen aus den aller Beschreibung trotzenden Schrecken ihrer Lage und der beständigen Angst, von den Hyänen der Schlachtfelder, die ihren entsetzlichen Raub unter dem Deckmantel des roten Kreuzes zu treiben pflegten, ausgeraubt, verstümmelt oder getötet zu werden? Wir haben gezeigt, wie selten es in einem Kriege gelungen ist, zur Nachtzeit ausreichende sanitäre Maßregeln auszuführen und dadurch die tapferen Krieger in den verhängnisvollsten Stunden vor dem Verbluten, Verhungern, Erfrieren oder Verschmachten zu schützen. Wie furchtbar sind aber dann die Zustände, in denen man die Verwundeten endlich beim ersehnten Anbruch des Tageslichtes findet! Nach der Schlacht bei Bazeilles mußte nach Vogels Bericht eine Zahl von Verwundeten im Sturm und Regen auf freien Rasenplätzen ein bis drei Tage ohne Decken und auf spärlichem Stroh liegen bleiben. Schon in der ersten Nacht starben vierzig derselben. Es muß den preußischen Militärärzten zu besonderem Lobe angerechnet werden, daß trotz aller dieser Schwierigkeiten nach der Schlacht von St. Privat die Detachementswagen der zweiten Garde-Infanteriedivision, welch letztere, trotzdem sie erst abends fünf Uhr in den Kampf eintrat, doch an Toten und Verwundeten 3723 Mann, d. h. ein Viertel ihres Bestandes verlor, schon am 19. mittags das Schlachtfeld geräumt hatten. Der berühmte französische Chirurg Léon Le Fort berichtet, daß er vierundzwanzig Stunden nach den Schlachten vom 16. bis 18. August 1870 in den deutschen Lazaretten vor Metz die deutschen und französischen Verwundeten gelagert und verbunden fand. Ein köstlicher Lorbeerkranz aus Feindeshand! Dagegen gesteht Grellois ein, daß die meisten von Gravelotte nach Metz transportierten Verwundeten noch am sechsten Tage nach der Schlacht entweder keinen oder einen übereilten Verband hatten.

Eine helle Erleuchtung des Schlachtfeldes und der Verbandplätze würde die Abräumung jener und die Arbeiten dieser wesentlich erleichtern. Wie aber sollte man dieselbe beschaffen? Mondschein und Sternenlicht genügen nicht, sind auch an Phasen gebunden und oft durch Wolken verhüllt. Bis jetzt waren wir auf den Gebrauch von Fackeln und Laternen angewiesen. Dieselben sind im Felde schwer in genügender Zahl und guten Qualitäten zu beschaffen, versagen bei ungünstigem Wetter ganz und liefern im besten Falle eine ungenügende und unsichere Beleuchtung. Jede Fackel und Laterne verlangt ferner einen besonderen Träger, der zu keinem anderen Dienste zu verwenden ist, und über so viele Hilfskräfte gebietet man nicht. Die Fackeln tropfen ab und können die Verwundeten verbrennen oder den Verbandplatz in Feuer setzen, auch hüllen sie alles in Rauch und stinkenden Qualm; die Laternen aber zerbrechen leicht und werden durch einen fehlenden Bestandteil gleich unbrauchbar, da im Felde an eine Reparatur nicht zu denken ist. Dazu kommt, daß das Mitführen genügender Quantitäten Brennmaterials für die Laternen schwierig und feuergefährlich ist.

Windlichter, an die Tragen befestigt, würden den Laternen vorzuziehen sein. Es giebt Lampen, in denen kleine Quantitäten Öl zerstäubt und in komprimierter Luft verbrannt werden. Fünf derselben haben eine Lichtstärke von zweitausend Kerzen und erleuchten eine Breite von fünf- bis sechshundert Metern. Sechs kosten zweitausend Franken. Sie wären sehr geeignet für die Arbeiten auf den Verbandplätzen, wenn sie nicht bei Störungen in der Luftkompression völlig versagten. Auch die Lampe von Grube, welche mit Öldampf gespeist wird, leicht transportabel und zu handhaben und billig ist, eine Lichtstärke von 1200 Kerzen hat, muß vor starkem Luftstrom geschützt werden, wenn sie fungieren soll. Deshalb mußte man auch von ihr absehen (Mendini). Die von Dolz angegebene, mit gewöhnlichem Petroleumgase gespeiste, auch die von Wels konstruierte, mit Teeröl oder mit gewöhnlichem Petroleum unterhal-

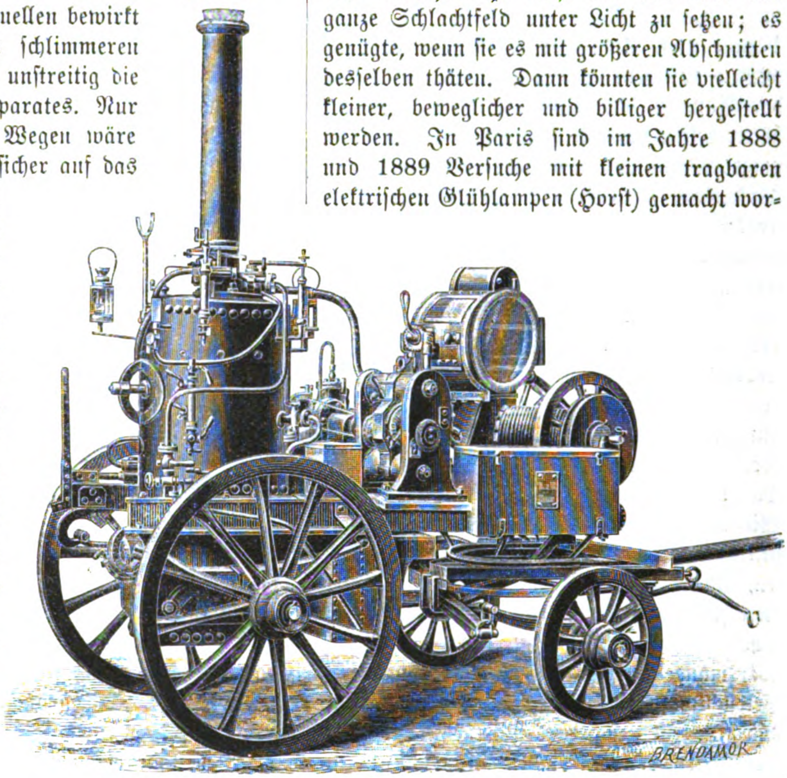
ten, sind noch billiger und wirksamer, haben aber die Gefahr der Explosion. So sind auch sie im Felde unbrauchbar. Wächter empfiehlt besonders hergerichtete Petroleumtraglampen, welche billig, handlich und leicht einzurichten seien, ein gutes Licht geben und ohne Umstände repariert und ergänzt werden könnten. Sie löschen aber bei Wind und Regen aus.

Die elektrische Beleuchtung würde allein im stande sein, allen Bedingungen, welche die humanen Aufgaben des Schlachtfeldes an eine sichere und ausreichende Lichtquelle stellen, zu entsprechen. Sehr treffend sagt Dr. Wächter in seinem Buche über die Anwendung des elektrischen Lichtes zu militärischen Zwecken: „Eine Verwendung des elektrischen Lichtes von hervorragender Bedeutung ist aber jene zur nächtlichen Beleuchtung der Schlachtfelder, um das Aufsuchen der Toten und Verwundeten zu erleichtern. Mancher brave Verwundete, der mit durchschossenen Gliedern auf der harten Erde liegt und unter unsäglichen Schmerzen das Anbrechen des nächsten Tages erwarten muß oder gar seinen Tod findet, weil die herbeieilende Hilfe ihn im Dunkel der Nacht nicht auffinden konnte, würde der Anwendung des elektrischen Lichtes seine Rettung verdanken. Da der Krieg schon genug des Schrecklichen im Gefolge hat, so ist es doppelte Pflicht, alle unnötigen Qualen und Schmerzen der Betroffenen nach Thunlichkeit zu vermindern, und wenn daher die Verwendung des elektrischen Lichtes bei der mobilen Armee auch keinen anderen Zweck hätte, als nur jenen zur Absuchung des Schlachtfeldes, so würde schon hierdurch allein die allgemeine Einführung derselben gerechtfertigt sein, wenngleich hierdurch die Armeebudgets um nicht unbedeutende Summen vermehrt würden. Dadurch könnte auch die Einsammlung der Toten und die Desinfektion des Schlachtfeldes schneller durchgeführt und der Ausbruch von Seuchen verhindert werden. Ebenso würde dabei den Leichenräubern und Hyänen des Schlachtfeldes das Handwerk gründlich gelegt werden.“ Auch hier ist wieder der Baron von Mundy* mit Wort und That vorangegangen. Er stellte auf der Wiener internationalen elektrischen Ausstellung, und in Paris, Aldershot und Genf praktische Versuche mit der elektrischen Beleuchtung größerer Flächen an, welche, wie ich bezeugen kann, ein befriedigendes Resultat ergaben. Die dabei verwendete Maschine ist folgendermaßen eingerichtet (Figur 7): Auf einem vierrädrigen Wagen ist ein Fieldscher Dampfkessel und eine dreicylindrige achtpferdige Brotherhoodsche Dampfmaschine aufgestellt. Mit letzterer wird durch direkte Kuppelung eine Grammesche Lichtmaschine für eine Lichtstärke von 12000 Normalkerzen verbunden. Ferner gehört ein Manginscher Reflektor von 0,4 m Öffnung nebst einer Kabelrolle zu dem Apparate. Der Projektor von Mangin enthält in einer gut ventilierten Trommel den aplanatischen Spiegel, welcher auf der konvexen Seite versilbert ist, und die in geneigter Stellung eingeführte Handlampe von Sautter-Lemonnier. An der Vorderseite ist das Projektorgehäuse entweder durch eine parallel-wandige Glasscheibe oder durch eine Streuungslinse geschlossen. Wo es wünschenswert ist, ein größeres Feld mit einer geringen Lichtstärke zu erleuchten, wird eine Linse benutzt. Man kann auch in gewissen Fällen die von Burstyn angegebenen Hilfsspiegel gebrauchen, welche mehrere Punkte gleichzeitig zu betrachten gestatten. Die elektrische Lampe, welche den Lichtbogen zwischen zwei Kohlenspitzen giebt, wird mittels der Hand durch einen Hebel reguliert. Der ganze Projektionsapparat ist auf zwei Achsen nach jeder Richtung drehbar und kann in jeder Stellung durch Anziehen zweier Hebel fixiert werden. Derselbe läßt sich abheben und von einem Menschen fünfzig bis hundert Meter von dem Elektricitätserzeuger entfernt aufstellen. Das Gewicht beträgt zweitausend Kilogramm; die Maschine wird von zwei Pferden gezogen und kostet 12000 Franken. Es läßt sich nicht bestreiten, daß eine gute Erleuchtung eines ebenen Terrains in ausreichender Weise mittels dieses Apparates möglich ist. Bei den Proben konnte Mundy in einer Entfernung von zweitausend Metern noch lesen. Ein Übelstand liegt aber darin, daß bei coupiertem Terrain dunkle Schatten auftreten. Das hat aber auch nicht allzu viel zu sagen, da

* Das elektrische Licht in der Kriegsheilkunde. Wien 1884.

große Truppenmassen sich nur in der Ebene entfalten können und auch in ihr wegen Mangel an Deckungen die meisten Verwundungen vorkommen. Die weniger wichtige Absuchung coupierter Terrains, dichter Waldungen, von Gebüschen und Getreidefeldern müßte somit bis zum Aufgang der Sonne verschoben oder mit anderen tragbaren Lichtquellen bewirkt werden. Einen schlimmeren Übelstand bildet unstreitig die Schwere des Apparates. Nur auf ganz festen Wegen wäre er schnell und sicher auf das Schlachtfeld zu bringen. Auch könnte das Gewicht des Projektors, dessen Aufstellung, von der Maschine getrennt, auf einem erhöhten Punkte geschehen muß, Schwierigkeiten bereiten. Es läßt sich aber erwarten, daß die Vervollkommnung der Technik diese Mißstände wohl bald durch bessere Konstruktionen überwinden wird.

Figur 7.



Maschine zur Erzeugung des elektrischen Lichtes auf Verbandplätzen.

Eine beträchtliche Vermehrung des Trains ist nicht zu fürchten, da nur wenige Wagen für ein großes Schlachtfeld nötig sein würden. Auch die Kosten dürfen nicht in Betracht kommen. Sie könnten leicht von der freiwilligen Pflege aufgebracht werden. Militärische Bedenken werden kaum gegen die Anwendung des elektrischen Lichtes auf dem Schlachtfelde vorzubringen sein; denn so oft es militärische Rücksichten gebieten, kann ja auch Finsternis das Schlachtfeld bedecken. Das hängt ganz von dem Oberkommando ab. Und wie angenehm und sicher wäre die elektrische Erleuchtung des Verbandplatzes selbst! Jede Operation könnte rasch ausgeführt werden und das ganze Getriebe während der Nacht unausgesetzt wirken! Am Morgen wären alle Verwundeten gut besorgt und geborgen!

Wir hoffen somit, daß die elektrischen Apparate, wie für militärische Zwecke, so auch für die schnelle und gute Versorgung der Verwundeten eine große Zukunft haben werden. Sie brauchten ja nicht mit einemmal das ganze Schlachtfeld unter Licht zu setzen; es genügte, wenn sie es mit größeren Abschnitten desselben thäten. Dann könnten sie vielleicht kleiner, beweglicher und billiger hergestellt werden. In Paris sind im Jahre 1888 und 1889 Versuche mit kleinen tragbaren elektrischen Glühlampen (Horst) gemacht worden. Die Redaktion der deutschen militärärztlichen Zeitschrift hat aber bei der besten deutschen Firma nach ihrem Werte Erkundigungen eingezogen und den Bescheid erhalten, daß zwar tragbare Accumulatoren mit einer kleinen elektrischen Lampe ausgerüstet herzustellen seien, daß dieselben aber umständliche Vorbereitungen (Laden durch Einschalten in eine dynamoelektrische Maschine) und eine difficile Behandlung erforderten, auch bei einem schweren Gewicht doch nur einen sehr mäßigen Effekt versprächen. Eine achtstündige Brenndauer einer solchen Glühlampe erfordert eine vierstündige Ladung. Es sind aber auch solche geladene Batterien sehr schwer auf längere Zeit aufzubewahren,

ohne daß sie zu Grunde gehen oder doch unbrauchbar werden. Die Accumulatoren würden auch ziemlich schwer werden, denn nach Wächter erforderten sie doch für ein Suchlicht von zehn Kerzen Leuchtkraft und achtstündige Brenndauer 7 bis 8 Kilogramm Gewicht.

Bei einer in Berlin am 23. Juli 1892 veranstalteten Prüfung wurde ein Beleuchtungsapparat (Accumulator) von je einem Manne nach Art eines Tornisters oder in solchen auf dem Rücken getragen, während der Mann in der Hand das kleine Glühlicht hatte, dessen Leuchtkraft durch einen dasselbe umgebenden Hohlspiegel außerordentlich verstärkt war. Er verbreitete dadurch ein intensives Licht, das einen weiten Zerstreuungskegel versandte. Die betreffenden Accumulatoren haben aber nur bei ununterbrochenem Gebrauche eine Leistungskraft von anderthalb Stunden. Daher würde ihre Wiederladung große Umstände bereiten, und deshalb ist diese sonst so treffliche Ausrüstung noch mangelhaft. Zweckmäßiger erschien ein Beleuchtungswagen, welcher von einem freiwilligen Württemberger Sanitätscorps probiert wurde. Er ist einfach und leicht gebaut und führt zwölf Batterien mit besonderer Cirkulationsvorrichtung mit sich. Die Füllung derselben reicht ununterbrochen für eine Nacht aus und erzeugt ein Bogenlicht von zweitausend Normalkerzen. Die Auffrischung der Batterien am nächsten Tage erfordert nur das Mitführen eines gewissen Vorrats von Kupfervitriol. Die nach allen Richtungen frei bewegliche Lampe ist an einem scherenartigen Gestell aufgehängt, das verlängert und verkürzt werden kann. Ein Parabolspiegel konzentrierte das Licht so gut, daß noch in einer Entfernung von siebenhundert Metern gewöhnlicher Druck gelesen werden konnte. Dieser Wagen würde zur Zeit am meisten zu empfehlen sein; doch ist auch er noch sehr verbesserungsbedürftig. Wächter hat die Hoffnung schon aufgegeben, daß das elektrische Licht für das Schlachtfeld brauchbar gemacht werden könnte. Dieser Kleinmut ist aber entschieden verfrüht.

3. Die Versorgung der Verbandplätze mit Wasser.

Viel gutes, trinkbares Wasser ist auf den Verbandplätzen nötig. Zuvörderst um den brennenden Durst der Verwundeten, besonders in Sommerfeldzügen zu stillen. Wer auf einem Schlachtfelde gewirkt hat, der weiß, daß durch die unvergeßlichen Töne des Elendes und der Schmerzen, welche die ganze Luft durchzittern, sich immer wieder das herzzerreißende Flehen um ein Tröpfchen Wasser zieht. Wer dies herbeischafft, lindert mehr augenblickliche Not, als die Hilfe des besten Chirurgen es vermag. Doch auch die Ärzte verbrauchen viel Wasser zur Wundpflege und zum Verbande, zur Reinigung der verletzten Glieder und ihrer eigenen Hände, auch wohl zur eigenen Erquickung bei der langen, schweren, traurigen Arbeit. Wo aber eine große Armee marschiert und gekämpft hat, da sind auch Brunnen und Teiche weithin erschöpft und die Flüsse so verunreinigt, daß man ihr Wasser nicht gebrauchen kann. Die offiziellen Krankentransportwagen sind zwar mit Wasserfässern ausgerüstet. Ihr Inhalt befriedigt aber nur den ersten Ansturm. Inzwischen müßte man neue Vorräte aus dem Hinterlande heranführen. Dazu hat Middeldorpf einen leichten, gut eingerichteten Wasserwagen angegeben (Figur 8). Er ist einspännig und geht auf zwei leichten, hohen Rädern. Die eichene, mit eisernen Reifen gebundene Wassertonne, welche darauf ruht, faßt vierhundert Liter Wasser. Am hinteren Ende des Wagens stehen zwei dreißig Liter haltende eichene Gebinde für Essig, Wein resp. Branntwein. Jedes der drei Gebinde hat einen Holzhahn. Der Hinterteil des Wagens ist vollständig frei, denn es sollen hier die Er-

Figur 8.



Wasserwagen für die Verbandplätze.

frischungen gemengt werden. In Kisten, die unter dem großen Fasse angebracht sind, finden sich fünfzig blecherne Becher, drei Reservehholzhähne, vier Feuereimer, zwei Trichter zum Füllen der Tonne und ein Filtriersack. Die Ausrüstung könnte sehr vereinfacht, auch die Tonnen billiger hergestellt werden. Die Fässer für Wein, Essig und Branntwein sind zu groß und meiner Meinung nach auch ganz entbehrlich, eventuell durch Steinkrüge zu ersetzen. So wären die Wagen recht billig herzustellen. Da sie einem dringenden Bedürfnis abhelfen, leicht beweglich und bequem zu handhaben sind, so sollten sie bei der Ausrüstung der Verbandplätze nicht fehlen. Die offizielle Krankenpflege wird sich aber kaum zu ihrer Beschaffung entschließen, da sie sich vor jeder Vermehrung des Trains und vor der Einführung neuer Modelle mit Recht scheut, auch den notwendigsten Bedarf der Wundpflege an Wasser gedeckt hat. Daher könnte hier wieder die freiwillige Pflege eingreifen. Sie würde sich dabei vielen Dank verdienen. Zur Fortschaffung der Wagen mögen auch wohl Esel oder Maulesel genügen.

4. Küchenwagen für die Verbandplätze.

Wasser thut es aber doch nicht allein. Die Verwundeten müssen auch auf den Verbandplätzen gelabt und gestärkt werden. Die Sanitätsdetachements sind aber weder von einem Koch begleitet, noch haben sie besondere Vorrichtungen zum Kochen. Vier Kaffeemühlen, zwei Kasserollen, zwei kupferne, innen verzinnte Kessel, zwölf Blechlöffel, zwanzig größere und sechsundfünfzig kleinere Trinkbecher bilden ihre ganze Ausrüstung dazu. An Verpflegungsgegenständen haben sie zehn Pfund englische Biskuits, sechs Liter Kornbranntwein, sechs Pfund Schokolade zum Essen, acht Liter Weinessig, sechs Pfund Fleischextrakt, zehn Pfund gebrannten Kaffee, fünfzig Pfund kondensierte Milch, sechs Pfund Salz, acht Pfund Thee, hundertundvier Flaschen Wein, ein Pfund krystallisierte Citronensäure und sechs Pfund Zucker zur Verfügung. Man könnte den Verwundeten also eine warme Suppe, aus Fleischextrakt oder kondensierter Milch bereitet, eine Tasse Kaffee oder Thee, auch wohl einen Becher warmen alkoholischen Getränkes und dazu englische Cakes in bescheidener Gabe darbieten. Das ist wenig, wie man sieht. Man hat daher Küchenwagen für die Verbandplätze konstruiert und recht hübsche Modelle dafür angegeben. Der beste, nach Mundys Vorschlägen von Locati eingerichtete kocht in zwei bis drei Stunden für 250 Mann. Er ist zweiräderig und einspännig, besitzt zwei von hinten her zugängige Kessel, vorn ein zugleich als Sitz des Kochs und Kutschers dienendes Magazin und ist mit einem leichten Dache versehen. Die ganze Einrichtung des Wagens ist einfach und zweckmäßig. Der Kellnersche Küchenwagen kocht für dreihundert Mann; der Ofen ruht auf der hinteren Achse, der Koch sitzt im Mittelraume, der Vorderteil enthält die Magazine und Geschirre. Die beiden Kessel haben hinten Hähne, so daß die Suppe von dort abgelassen werden kann. Der Wagen ist aber vierspännig und nimmt daher viel Zugkräfte und einen großen Raum ein.

Die offizielle Krankenpflege hält diese Küchenwagen, welche ja das Personal und den Train beträchtlich vermehren, auch eine kostspielige Ausrüstung erfordern würden, für überflüssig, weil die Verwundeten mit einer einfachen Erquickung zufrieden zu sein pflegen. Ist der Mundysche Küchenwagen auch für die Verbandplätze ein Luxus, so wird man doch einen solchen unseren armen Verwundeten gern gönnen. Auch hier könnte die freiwillige Pflege helfen, wenn sie für Küchenwagen, ihre gute Ausrüstung und Unterhaltung, auch für ihre Arbeitsleistung auf den Verbandplätzen sorgte. Die Erlaubnis würde ihr sicherlich nicht verweigert werden. Da die Arbeiten auf den Verbandplätzen oft Tage hindurch dauern, so werden die Vorräte an Stärkungs- und Erquickungsmitteln bald erschöpft. Es fehlt auch nicht an ungebetenen Kostgängern bei den schmalen Mahlzeiten. Daher müßten die Bestände erneuert, vervollständigt und durch Fleisch- und Gemüsekonserven vermehrt werden. Auch auf diesem Felde kann die freiwillige Hilfe viel Segen stiften.



Weit zurück.

Erzählung
von
E. Eschricht.

Es war zu Anfang des Monats September im Jahre 1593, als zu Coevorden in Holland ein Mönch langsam, dann und wann stehen bleibend, seinen Weg über die Trümmer der Ummauerung sich bahnte, dem Inneren der Stadt zustrebend.

Seine mit Sandalen bekleideten Füße, das braune Gewand und der Strick um den Leib kennzeichneten ihn als einen Soccolanten oder Minoreten von der regulierten Observanz, dem Orden, der zur Zeit der wilden Kriege und erbitterten Kirchenkämpfe das meiste Ansehen im Volke genoß; stand er doch in seiner Armut und Entsagung den Schwerbedrängten am nächsten, gleichviel ob sie Katholiken oder Protestanten waren.

Der Franziskaner schritt nun an den öden zerstörten Häusern entlang, auch hier traurige Musterung haltend; zuweilen erschien wohl hinter den glaslosen Fensterhöhlen ein vergrämtes Angesicht, aber es tauchte rasch zurück; seltener noch huschte schattengleich ein Mensch an ihm vorüber; nur einmal sah er zwischen zusammengestürztem Gebälk zwei Knaben Verstecken spielen; sogar die Kinder blieben noch verscheucht und hockten gewohnheitsmäßig in den Kellern. Denn seit dem zweiten August hatte Mauritius, Graf von Nassow, Prinz von Oranien, mit seinem siegreichen Heer die Stadt belagert und so arg beschossen, daß ihre Türme und Dächer wie abgefegt waren; und da er schließlich der Stadt Mauern ringsum untergrub, mit hölzernem Pfahlwerk abstützte und dieses am ersten September entzündete, also, daß mit einem Schlag die Mauern stürzten, half es den Belagerten nicht mehr, daß sie an vielen Punkten von innen gegengemauert und sich auch sonst tapfer gewehrt hatten, immer hoffnungsvoll des Entsatzes harrend, den sie vom Herzog von Parma erbeten und den zu bringen Varingo übernommen hatte. Mauritius war auch mit 2000 Mann Fußvolk von den Parmischen und 800 Reitern von den Hispaniern, die eine gar schauerliche Schutztruppe vorstellten und ihre Sache verstanden, über den Rhein gegangen; was diese Schar sonst schon an natürlicher Wildheit und Rohheit furchtbar gemacht hatte, nun war es zu verzweifelter Gier gesteigert, denn mehr und mehr wurden sie um den versprochenen Lohn und Entgelt verkürzt; so hatten sie es vor-

gezogen, zwischen Bercholt und Berckla eines Edelmanns Haus und Gehöft auf eigene Faust zu plündern und auszurauben und es sich dort ein Weilchen ruhig sein zu lassen, denn wohl konnte es ihnen schon lange nicht mehr werden.

Und so geschah es denn am zweiten September in der Morgenfrühe, nachdem der Stadt Coevorden das Ersuchen bewilligt war, ihre Soldaten „mit fliegenden Fahnen und ihrem Plunder um und um" frei herausziehen zu lassen, daß über die gefallenen Mauern der schöne junge Moritz als Herr und Sieger einzog; mit ihm waren seine Brüder die Grafen Wilhelm und Philipp, viele Obersten und Kriegsherren auf stattlichen Rossen. Nach ihnen kam ein Zug Sänften, auch einige schöne Reiterinnen mit dem Schlapphut und wehenden Federn, ein Gewoge von flandrischen Spitzen um sich — den Fleiß und Reichtum des unglücklichen Landes.

Ihnen folgte ein Teil des Heeres und gellte durch die stummen, menschenleeren Straßen den Feldruf: „Oranje boven!"

Draußen im Lager blieb die Hauptmasse der Armee; der Nassow war ein gerechter Herr — er sah, daß der Schaden, den er hier angerichtet, gerade groß genug war; er war aber auch ein kluger Herr und wußte, daß es die Rotte da draußen im herrlichen Hochsommerwetter wahrlich besser hatte als hier bei den heruntergekommenen Bürgern in feuchten Kellern oder zwischen Schutthaufen.

In den Kirchen waren Zelte aufgeschlagen für die Vornehmsten; im Untergeschoß des Rathauses, dem Dach und Oberstock fehlten, lag Moritz mit seinem Stab.

Noch hielt ein dumpfer Druck die Belagerten wie die Sieger in thatenloser Ruhe nach dem Sturm; nur scheu und verstohlen kamen die Einwohner heraus, meistens getrieben von der Notwendigkeit, ihre Toten zu begraben.

Es wehte eine schwüle, heiß-feuchte Luft; rings ein Brandgeruch und noch immer ziehende Rauchwolken aus dem glimmenden Getrümmer; der Himmel fahlgrau und glitzernd mit einem befremdlichen schwefligen Schein; es war, als läge noch immer der Dampf der Geschütze zwischen den zitternden Herzen der Menschen und ihrer Hoffnung auf Gott da oben.

So wenigstens dachte der Mönch, als er schleppenden Fußes den zersplitterten Rand des großen Brunnens am Fischmarkte erreichte, in dessen Mitte St. Georg vom Pferd gestürzt und greulich, mit zerborstenem Haupt und Leib, neben seinem Lindwurm am Boden lag; traurig blickte der Gottesmann auf das zerstörte Gebilde; ihm in seiner armen Zelle verlangte niemals nach den Herrlichkeiten der Welt, deren Unverläßlichkeit er früh erkannt und die ihn schon in jungen Jahren von ihrem Schauplatz fort ins Kloster getrieben hatte; aber sein Sinn war allezeit offen der Schönheit und den Wundern dieser Erde — darum dauerte ihn des armen Ritters, den er oftmals betrachtet hatte, wenn das flammende Gold der Abendsonne das steinerne Antlitz mit warmem Lebenston überhauchte.

Wie er so dastand, die Kapuze zurückgefallen, das edelschöne Gesicht frei emporgewendet, zog hinter seinem Rücken eine Sänfte vorüber, die von zwei zierlichen Läufern begleitet und von handfesten Kriegern getragen ward.

Da legte einer der Läufer die behandschuhte Hand auf des Mönches Arm, und in welscher Sprache hieß er ihn mitkommen; dem sich Wendenden aber winkte aus den befranzten gelben Seidenvorhängen eine kleine Hand, und eine liebliche Stimme bat:

„Michael, komm her — o Bruder Michael, kennst du mich nimmer?"

„Agnese," fragte er mit unsicherer Stimme, „Agnese — kann das möglich sein?"

Sie ließ die Sänfte halten, klatschte freudig in die Hände und rief: „Ich habe dich gleich erkannt, Bruderherz — solch ein strenges Profil und so traurige Augen hat nur einer auf der Welt, und der ist mein Bruder! Zehn Jahre lang hab ich dich nicht gesehen — war damals noch fast ein Kind — aber nie in all der Zeit sah ich einen Mendikanten, ohne nach dir auszublicken — endlich find ich dich doch! O, mein geliebter Bruder, welch eine Freude ist dies!"

Sie hatte die Thür der Sänfte geöffnet, und er sah die Liebreizende in vornehmer Pracht dasitzen.

„Aber du, Agnese," fragte er, „wie kommst

du hierher — bist du eine Edelfrau worden?"

„Ich gehöre noch wie damals bei deinem Scheiden zum Hof- und Haushalt der Witwe-Mutter; aber unseres Bleibens war schon lange nicht mehr in Delft; die Unruhen des Krieges trieben uns umher, vereinsamten uns zuweilen; zuweilen auch knüpften sie uns an den Heerbann des siegreichen Feldherrn."

„Doch Aloise ist nicht hier — wohl auch sonst keine Fürstin?"

„Doch, doch," sagte sie und sah an ihm vorbei starr auf die Trümmer des St. Georg, „viele Edelfrauen und Edelfräulein, bin ich doch selber eins!"

„Und was verschweigst du mir?" Er sagte es mit leiser Stimme.

„Willst du Beichte von der Lutherischen?" Sie versuchte zu lachen, aber sie sah in sein sich entstellendes, erbleichtes Antlitz, und sie verstummte plötzlich.

„Als was gehörst du zu diesem Lager?" fragte mit drohender Stimme der Mönch.

„Bruder," sagte sie demütig, und alle Freude war aus ihrem Antlitz entschwunden, ihre Augen verschleierten sich in Thränen und sie bat leise: „Vergieb mir — ich bin so unaussprechlich glücklich!"

Er trat hastig zurück, warf die Sänftenthür ins Schloß und winkte den Trägern; auf der Läufer Brust sah er in gelben und schwarzen Farben das gräfliche Wappen Oraniens. Rasch bewegte sich der kleine Zug weiter.

Er hatte geglaubt, fertig mit der Welt zu sein und unabhängig von ihren Freuden und Leiden; nun stieg ein zorniger Schmerz ihm aus der Brust zum Halse herauf, ihm den Atem beklemmend; stöhnend trat er zurück zum Brunnen und lehnte am Gestein; wie eine tödliche ihm selbst widerfahrene Beleidigung traf ihn nun der Anblick des zerschmetterten Ritters; er war ein Mönch, aber das ritterliche Blut in seinen Adern erwachte! seiner unwürdig erschien ihm das armselige braune Kleid — war es nicht zum Fluch geworden für seine unglückliche, verirrte Schwester? Hätte Moritz wagen dürfen, sie und ihn so zu beleidigen, wenn auch er noch das Schwert führte?

Und plötzlich löste er sich aus der demütigen Unterwürfigkeit, die seines Ordens Regel ihm gebot; mit stolz erhobenem Kopf und raschen Schritten eilte er dem Hauptquartier zu. Hier war wie mit einem Schlag die Scenerie verändert; im weiten Halbbogen ein lachendes Getümmel von Fußvolk und Reitern; mitten darin, und vor dem Rathaus aufgefahren, eine Wagenburg, mit dem eingeforderten Proviant und dem Kriegstribut hoch bepackt, von den Bürgern mit bleichen Gesichtern geleitet und gehalten; mit düsteren Blicken nahmen sie die Neckereien der ausgelassenen Soldateska hin. Auch Priester standen umher und viele weinende Weiber.

Achtlos brach sich der Mönch Bahn bis an den Eingang, der mit Wachen besetzt war und zu dessen Seite auf offener Straße an seinem schwarzen Pult der Stadtschreiber saß und registrierte, was mit lauter Stimme die Fouriere ihm diktierten, welche mit den Bürgern unterhandelten.

Mit wenigen raschen Worten nahm der Mönch Feder und Papier und schrieb ein paar Zeilen, faltete das Blatt und befahl mit herrischer Stimme einem Posten: „Unverzüglich dies dem Feldherrn!" Gehorsam drängte der Mann durch den Vorsaal, in dem an langen Tischen, mit Karten und Papieren vor sich, Feldobersten und vornehme Kavaliere saßen und standen; ununterbrochen wogte der Strom Kommender und Gehender.

In einem gewölbten Raum, der in aller Eile fürstlich hergerichtet war mit Decken und flandrischem Tuch, saß lesend und schreibend der Fürst; sein großer, mit Federn geschmückter Hut und das Wehrgehäng lag neben ihm; ein rötlich blondes wallendes Gelock fiel ihm bis über die Schultern, der volle, nach spanischer Art spitz geschnittene Kinnbart ließ sein schönes, strahlendes Gesicht älter erscheinen, als er war.

Er nahm das Papier, und seine Blicke überflogen die seltsamen Worte: „Vetter Mauritius, einer aus dem Hause Hanow muß dich sprechen!"

Ungesäumt ward der Mönch vorgelassen. Moritz erhob sich leicht, aber da er das unerwartete Antlitz Michaels in zorniger Erregung vor sich sah, trat er zurück und setzte sich, mit der Hand dem anderen winkend, Platz zu nehmen; er aber blickte vor sich hin und schwieg.

„Moritz," sagte nun der Mönch, der stehen geblieben war, „da du ein Knabe warst, obwohl fünf Jahre jünger als ich, liebtest du mich; und da man deinen Vater mit Pomp zu Delft begraben und seinen Mörder mit gräßlichen Martern gerichtet, da weintest du an meinem Halse; und da sie dich, ein Kind fast noch, zum Gubernator über Holland, Seeland, Friesland und Utrecht, zum obersten Regenten über das Meer ausriefen und Philipp Hohenlohe zu deinem Vormund bestellten, da flehtest du, ich sollte deines Vaters Stelle an dir vertreten, damit du sicher seist, daß in seinem hohen Sinn dein Scepter geführt werde! Du dachtest klug wie ein Mann; dein Herz war rein und ritterlich dein Sinn! Ich aber — ich sehnte mich fort aus der Welt und begehrte die heiligen Weihen, folgte anderen Gesetzen, als die Weltmachtordnung vorschreibt, und suchte des Menschen Aufgabe in Entsagung zu lösen; mein irdisch Gut legte ich in deine Hand, in deinen Schutz stellte ich meine Schwester Agnese, dein liebstes Gespiel; und du versprachst mit deinem fürstlichen Eid, sie zu schützen und in Ehren zu halten, wenn deines Vaters Wittib Aloise es einst nicht mehr könnte. Moritz — was ist aus meiner Schwester Agnese geworden?"

Der Oranier war aufgefahren, eine dunkle Röte überzog sein Gesicht. „Du weißt," sagte er, „daß sie hier ist?"

„Ja, ich weiß — ist sie deine Gemahlin?"

„Michael, was willst du?"

„Ich will dich an dein Wort gemahnen, an dein ritterliches, fürstliches Wort — ist sie deine Gemahlin?"

„Michael, was verlangst du?"

„Daß du noch heute die zu deiner Gemahlin machst, die du zu schützen und zu ehren gelobt!"

Da schrie Moritz mit flammenden Blicken: „Was willst du, ist sie nicht geehrt, ist sie nicht geschätzt? Hielt ich mein Wort nicht in deinem strengen Kirchensinn, so doch in meinem Sinn! Frag deine Schwester — an Ehren reich, ist sie fürnehm gehalten als ein fürstlich Weib! Wer kann in diesen Kriegsläufen überall dem folgen, was das Gesetz in träger Zeit des Friedens vor sich abspinnt? Wart ab, Michael, es wird ein Tag kommen, ein Tag der Ruhe, dann sollst auch du zufrieden sein!"

Da hob der Mönch beschwörend seine Arme und bat: „Thu's heute, Moritz — thu's jetzt!"

Aber der zog grollend die Stirnfalten zusammen und sagte: „Wie es mir und wie es ihr geziemt, soll sie in Autorpp am fürstlichen Hoflager mir angetraut werden! — Welchen Sinn hätte das jetzt hier auf einem Trümmerhaufen, inmitten rauchender Brandstätten und verwesender Leichen! Meine Leute sind müde, der Bürger ausgehungert und kraftlos — und doch müssen sie mit dem Aufräumen beginnen, um zu den Leichen gelangen zu können; ich will nicht die Pest über uns alle hier hereinbrechen lassen!"

„Du bist reich an Worten," sagte traurig der Mönch, „du hast gelernt, den eigenen Willen über Gesetz und Ehr zu stellen! So verlaß ich dich — deine Gedanken sind nicht meine Gedanken! Aber es lebt einer, der die Gedanken aller wägt — einer, der sich nicht spotten läßt! Gott soll richten zwischen dir und mir! — ich aber ziehe weiter und folge meinem Gebot!"

Moritz war noch immer in einem beharrlichen Zorn, wie er denen, die sich im Unrecht fühlen, eine gar bequeme Sache ist; so sprach er spöttisch: „Thust recht daran! Ehre und Ritterlichkeit predigen, steht einem Mönch schlecht! Darf man wissen, um welcher Mission willen du hierher verschlagen bist?"

Da besann sich Michael auf seine Order, und daß er im Sinn des unbedingten Gehorsams auch hier versuchen müsse, seiner Sache zu nützen; und im gewohnheitsmäßigen Ton trug er vor: „Ich bin entsendet in alle Städte und Orte, wo noch an der alten Ordnung gehalten wird, um dort den neuen Kalender Gregorius des XIII. einzuführen. Haben doch die gekrönten Fürsten und Herren zu Augsburg sich gegen die neue Ordnung aufgelehnt, nicht weil sie dieselbe unnötig oder unrichtig befunden, sondern lediglich, weil sie ohne ihren Beirat beschlossen ward; des Kaisers Majestät und die Herrschaft der Feldherren dünkt sich auch die Wissenschaft regeln zu müssen; daß ihnen die Narren zustimmen, ist das Unglück der Fürsten! So ist es kommen, daß im Land eine heillose Wirrnis herrscht, daß die Ka-

lenderordnung der allerchristlichsten Kirche auf die neue Art, bei den Protestanten auf die alte Art geführet wird. In elf Jahren versuchten fünf Päpste vergeblich die Einheit durchzusetzen; Klemens aber geht energisch vor und will durch direkte Boten die Vernunft zu wecken versuchen; ich gehe von hier nordwärts und bis auf die Inseln."

„Gut," entgegnete der Fürst, „dein Wort soll nicht vergeblich gesprochen sein! Ich will großmütig dieser armen heimgesuchten Stadt mit zehn geschenkten Tagen über das Unglück weiter helfen; auch wohin ich sonst komme, soll dir willfahrt werden! Ich wollt, ich könnt es so in allen Stücken! Hab ein Einsehen, Michael, und laß ab vom Groll! Um die Weihnachtszeit will auch ich den Inseln einen Besuch abstatten — ich denk es dort kurzer Hand zu machen! Vielleicht treffen wir uns daselbst noch einmal wieder, dann laß es im Frieden und ohne Groll geschehen. Und nun gehab dich wohl, ich muß zu anderem!"

Da hob der Mönch noch einmal die beschwörende Stimme und sprach feierlich: „Moritz! Gott lässet sich nicht spotten, und Gott wird einst richten zwischen dir und mir!"

Und ohne eine Entgegnung zu erwarten, wendete er sich, sah nicht die ihm halb hingestreckte Hand des Feldherrn, noch schien er einen sanften Ruf hinter den Vorhängen zu vernehmen: „Michael, Bruder Michael!"

Draußen aber fühlte er, daß seine Glieder zitterten; er schleppte sich zurück bis zum Brunnen und saß dort nieder.

Abgethan und abgeschworen hatte er den Zusammenhang mit Welt und Familie; gehorsam, willenlos gehorsam, ein blindes Werkzeug seiner großen Kirche, war er nun zehn Jahre seines Wegs gewandelt, bald predigend, bald bettelnd, bald Verwundete und Sterbende pflegend und tröstend, immer Missionen für die Ehre seiner Kirche erfüllend! Und nun brannte ihm plötzlich im Herzen eine tiefe klaffende Wunde; eine Sehnsucht packte ihn, das Schwert zu ergreifen und dreinzuschlagen — etwas thun zu müssen, das den persönlichen Menschen in ihm bekundete! Hatte er darum die höchste Menschenpflicht zu erfüllen gemeint, abthuend alle Vorzüge seines vornehmen Standes, gleich zu werden dem Ärmsten und sich willenlos den strengen Regeln eines Ordens zu unterwerfen, um dereinst des Himmelreichs sicher sein zu können, um nun hier, im ersten Kontakt mit den Seinen, so gewaltig ergriffen zu werden? Im Schutz der heiligen Mauern, wo die Versuchung schwach ist, wo oft ein Wohlleben Ersatz bietet für den Verlust der Welt, hatte er verschmäht zu weilen; im Kampfe des Lebens, barhäuptig und barfüßig, stellte er sich gebundenen Willens dem Feind des Menschengeschlechtes und blieb doch rein wie ein Heiliger! Und nun hier, gegenüber den Menschen, zu denen er in Blut und Geist gehörte, hier schlug ihn die Versuchung nieder und weckte eine Flut von Zorn und Liebe, von Haß und Rachsucht! und gestürzt, zertrümmert gleich dem St. Georg lag er neben dem Erbfeind am Boden!

Er erhob sich nach Stunden mühsam und ging schwankenden Fußes zurück in das Kloster des heiligen Augustin, in dem er zur Zeit der Belagerung als ein Gast verweilt hatte.

Auch hier war der Turm abgesprengt, und seine Trümmer wehrten fast den Zugang; scharf empor ragten die dachlosen vier Spitzbogen des Sanktuariums mit ihren buntfarbig bemalten Wänden, von denen die Leidensgeschichte des Lazarus ihre herzbewegende stumme Sprache redete; ringsum begegneten seine schweifenden Blicke nur dem Elend, nichts als Elend!

Die Glockenschnur für den Bruder Pförtner war abgerissen, aber dessen bedurfte es auch nicht — das seitlich gebaute Thor des Bettelordens war durch den Druck der Geschütze aus seinen Angeln gedrängt und sperrte weit auf. In der Vorhalle lag auf seiner Bahre der Pater Guardian Endelin mit klaffendem Schädel; zu seiner Seite in langen Reihen die gefallenen Brüder. Das Sterbeglöcklein klang wiederum mit wimmerndem Ton; die Überlebenden celebrierten die Totenmesse für ein neues Opfer der vielen Verwundeten; die gedämpfte Stimme eines Priesters sprach die Sterbegebete. Hier warf sich auch Michael zur Erde und versuchte zu beten, aber sein Herz schlug wild und seine Gedanken fuhren unruhig umher. Er sah die thränengefüllten Augen der schönen Agnese und vernahm aus der

Stimme des lesenden Bruders die letzten Worte seiner sterbenden Mutter: „Haltet fest aneinander in Freud und Leid! In deinen Schutz, mein Sohn, befehle ich deine junge Schwester!“ Ach — ihm in seiner Keuschheit war nun diese Schwester die Verworfenste unter den Verworfenen!

Er erhob sich leise und begab sich hinunter in das Kellergeschoß, wo in seiner Zelle der berühmte, nun schon lange gelähmte Pater Ambrosius, weiland Graf zu Henneberg, der Schriftgelehrte und Arzt des Klosters, auf seinem Schmerzensbette zubrachte; zu ihm flüchteten die Brüder alle, wenn eine Sorge sie bedrängte, wenn ein Rat ihnen fehlte; er lag inmitten seiner Bücher und Schriften, die Öllampe brannte dreiarmig von der gewölbten Decke — hier war ein weltverlorener Friede verblieben.

Wie ein Schwerkranker taumelte Michael neben dem Lager nieder, und über seine Lippen quoll in hastender Rede die ganze Leidenschaft seines aufgerissenen Herzens.

Unter den buschigen schneeweißen Brauen sah ihn aus milden Augen der andere an, hörte ihm wortlos zu und sagte auch dann nichts, als plötzlich laut aufschluchzend der Unglückliche zusammenbrach und seine Stirn auf die Erde schlug; erst als auch das vorüber war, hob der Alte sich ein wenig empor und legte die Hand auf des Hingesunkenen Scheitel.

„Auch das hat so sein sollen, mein Sohn, und lag in Gottes Beschluß, und auch das wird nicht ungerächt an den Ungerechten vorübergehen! Du aber sieh um dich — siehst so viel Elend, viel verschuldetes und viel unverschuldetes — zu diesem wirf dein Leid! Wie wolltest du leer ausgehen, da unser Herrgott einem jeden zu tragen giebt — auch du mußt weinen lernen! Ich aber befehle dir, noch heute weiter zu ziehen; dein Geleitsbrief soll dir werden, mach es kurz mit Abschied und Wegzehrung — deine Stunde hat geschlagen, denn nicht zum zweitenmal würdest du dich ungestraft dem Oranier entgegenstellen! und die Kirche ist deiner noch lange benötigt, mein Sohn — mehr denn je braucht sie treue Diener; und treue Menschen sind zu allen Zeiten selten. Und willst du mir noch ein Gastgeschenk zurücklassen, so sing mit den Brüdern eine Messe Palestrinas; sie haben schon heut in der Frühe die Orgel wieder hergerichtet.“

Gehorsam erhob sich der Mönch; wie er danach anhub zu singen, kamen die Töne gepreßt und wie geborsten heraus; aber Gewohnheit und die heilige Macht der gewaltigen Melodien waren stärker als er, und „Gelobt sei Gott!“ betete Ambrosius in seiner Zelle, als er die gewaltige Stimme seines Lieblings das Crucifixus etiam pro nobis intonieren hörte.

Und bald darauf verließ Michael von Hanow die Stadt Coevorden.

Er zog weiter durch Friesland, warb Groningen und alle die Ortschaften und Städte bis Leeuwarden für die neue Ordnung.

Doch wie ein abgebrochen Schwert staken ihm Sorge und Qual im Herzen; er fand seine alte schöne Ruhe nimmermehr, haderte mit sich und seinem Gott und suchte vergeblich die Gerechtigkeit des Herrn; ob er gleich seinem Leib mit Geißel und Kasteiung zusetzte, der Labung entsagte und mit wunden Füßen sich weiter schleppte: seine Mission war ihm wie ein leerer Schall; fast schämte er sich ihrer; denn was sollte diesem armen, zerdrückten und verheerten Lande eine neue Zeitrechnung? Es zählte nach Leid, Entbehrungen und Tod die blutigen Tage seines Jahres; mitunter auch traf es sich, daß der neue Kalender schon lange eingeführt war, dann hieß es wohl: Was wollt Ihr — rechnet auf welche Weise Ihr mögt — das Facit ist Hunger, Elend und Tod.

* * *

In den letzten Tagen des November fuhr Michael mit einer Schuyte über das Marsdiep auf die Insel Texel. Sein Schiffer Moerkigk war ein wetterharter, verwegener Seemann, der manches Jahr den wilden Kampfzügen zu Lande gefolgt und in mancher Seeschlacht seine Beute gezogen hatte; machte auch nicht viel Hehl aus seinem besonderen Treiben; er hatte ein Haus im Norden der Insel, hinter dem hohen, steil nach der See zu abfallenden Dünenkamm; dies pries er dem Mönch gar verlockend zur Wohnstatt an, um von dort aus die zwei kleinen Ortschaften, das Fort Oudechans

samt den umliegenden Inseln werben zu können; seinem beladenen Gewissen erschien es wie eine Lossprechung, wenn er den frommen Mönch unter sein Dach bekam; er ließ auch mit Vorliebe durchblicken, daß er ein gar vermögender Mann sei, und deutete die Erwerbsart mit großem Stolz an:

„Denn mein Haus thut ja da oben weit mehr aus als eine Festung, Herr — denn alles, was der Strand bringt, kann ich erspähen! Steht doch dicht hinter dem Haus, hoch oben auf der Kante, ein Schwellenturm, den haben Mevrouw Antje und ich selber gebaut, und nur Oud Mielck hat manchmal mit geholfen."

Oud Mielck, der alte Ruderknecht, grinste teuflisch wie ein Affe; er war sicher seinem Herrn noch über, wenn's ans Räubern ging, und er zwinkerte immer verschmitzter, je mehr der prahlte:

„Was der Strand bringt — ja, das kann ich weit, weit in der Runde sehen! und auch, was etwa zwischen die beiden Buchten mit den Häfen gerät — und wenn die sich noch um das Vorrecht streiten — Oud Moerkigk ist schon da! Zwee honden vechten om een been, de derde looft er meede hen!"

„Und doch, Mann," meinte der Mönch, „seid Ihr noch immer ein armer Schiffer?"

„God zy dank, Mynheer — müssen auch noch so bleiben, bis wir wissen, ob es uns auch unbenommen bleibt! ob wir endlich kaiserlich sein werden oder Parmisch, ob zum Navarra oder zu Oranje boven — so lange liegt alles wohl verwahrt in den Dünen. Wer nichts hat, dem können sie nichts nehmen; het baat niet dat de koe melk geeft, als gy die met je voet omwerft!"

Das Haus in den Dünen war hübsch und sauber. Mevrouw Antje und Mejufvrouw Antje führten in ruhiger Art die Wirtschaft; gesprochen ward selten.

Jong Antje, wegen der die Mutter Muje Uke genannt wurde, war eine Waise, fein schlank und lieblich; ein Kind von fünfzehn Jahren mit so hellem Haar, daß es in zartem gelblichem Schimmer wie gesponnener Sonnenschein um das schöne Gesicht flatterte und in zwei langen, schweren Zöpfen über ihren Rücken hing. Muje Uke entschuldigte sich ordentlich, daß das Kind ohne die schöne holländische Haube und die Ohrenspange ums Haupt herumlief: „Het hemint niet, Mynheer."

Sie dagegen hatte einen gewaltigen Heiligenschein von Spitzen über der Stirn, und zu den Seiten ein Paar gewundene Metallstücke, wie Baderbecken so groß; daraus braunte ihm kupferrot ihr gewaltiges Gesicht entgegen, davon man leichtlich drei Jong Antjes nehmen konnte; überhaupt — sie war ein großes stattliches Weib, und Moerkigk hatte einen gewaltigen Respekt vor ihr. Aber auch er genoß im Hause und auf der Insel ein gewisses Ansehen, denn er war der allgemeine Waisenvater; und auf den Inseln, wo zumeist Schiffer und Fischer beheimatet sind, giebt es immer gar viele Waisenkinder; raubt ihnen doch mitunter eine grausame Woge beide Eltern zugleich; denn die Holländerin ist ein tapferes Weib zu Wasser, zieht mit aus auf den Fischfang und führt dem Küstenfahrer die Ruderpinne wie ein Mann.

Die verwaisten Kinder waren verteilt auf der Insel, freiwillig aufgenommen, oder Zieheltern von Amts wegen überantwortet; und hier trat Moerkigk auf die Bildfläche seiner Würde; sorgte auch noch für die notwendigsten Unterweisungen in gelahrten Dingen, darunter man das Erlernen und Absingen geistlicher Lieder verstand, wie ein frühes Unterweisen in dem, was später zum Beruf eines jeden dienlich war.

Auch Jong Antje war ein also verlassenes Waisenkind; dafür aber der Augapfel der beiden kinderlosen Eheleute, wie des alten Ruderknechtes, der dem schönen Kinde gänzlich zugethan war und es verrukkelyk fand, womit er sein Entzücken ausdrückte. Sie hatte eine liebliche Stimme und führte den Gesang der Waisenkinder, wenn sie an den Festen ihren Umzug hielten; zu Weihnachten einen besonders feierlichen.

Da wurden die Knaben und Mädchen mit langen weißen Hemden, den japons bekleidet, die jungen Gesichter mit einem weißen Leinentuch vermummt, in das die zwei Luchten für die Augen geschnitten waren, in den Händen trugen sie hohe Stocklaternen mit Heiligenbildern, oder flitternd aufgeputzte Tannenbäumchen; schon frühmorgens versammelte sich die Schar im Hause des Waisenvaters, von wo aus sie singend den Um-

zug durch die Insel begannen; in jedem ansehnlichen Haus waren Schüsseln mit Milchreis für sie bereitet, auch gab es Naschwerk und ein schönes Geldstück, das in eine große Büchse gesteckt ward, die Jong Antje um die Hüften trug; spät abends erst konnten die Kinder heim kommen, dann ward wieder gesungen, das Geld verteilt und einem jeden gleichmäßig zu gute geschrieben. Muje Uke aber erquickte die müde, durchfrorene Schar mit einem resoluten Grog und heißen Waffeln; behielt auch wohl, je nach der Witterung, die Kleinsten, die einen zu weiten Heimweg hatten, über Nacht bei sich, was dann eine besondere Festfreude war.

Da nun mit Einführung des neuen Kalenders das Weihnachtsfest so plötzlich nahe gerückt ward, begannen sofort die Vorbereitungen, denen der Mönch mit Vorliebe beiwohnte, wenn das Christlied geübt wurde. Muje Uke hatte einen gewaltigen Roller in ihrer Kehle, hart und laut die See übertönend, stark wie das Gebrüll der Löwin; sie trug auf ihrer Stimme wie in einem großen Nest alle die kleinen Vogelstimmen zum Himmel empor; und da beim lateinischen Refrain des Liedes auch der Schiffer und sein Knecht einfielen, war es ein allmächtiges Konzert, das Gott ordentlich bis oben hinauf hören konnte, und das sollte er ja auch!

Noch immer dauerte der Herbst mit Laub an den Bäumen und warmem Sonnenschein; gern wandelte Michael am Strand entlang; aber ein stetiger Nordwest machte das Wasser hoch, und selbst zur Ebbezeit wurde der Weg nicht mehr frei, die Wellen rauschten sanft gegen den steilen Hang. Darum blieb er nun oben auf dem Dünenkamm, wo zwischen Strandhafer der süßduftende Strandklee noch immer blühte; er sah das offene Meer vor sich liegen und die einsame Öde; das murmelnde Wasser und die unabsehbare Ferne lösten die Qual in seiner Brust; hier lag er stundenlang, träumte und grübelte. Immer wieder und wieder umschwebte ihn die trauernde Seele der Mutter, sah er vor sich die thränengefüllten Augen der Schwester, und fragte sich, ob er nicht allein schuld sei an allem Unglück, weil er ein Mönch geworden! Aber die Würfel waren gefallen, die Knoten geschürzt, er konnte nur beten um die Stunde der Erlösung; doch er fand sein Gebet nicht wieder! Wie sollte die Schwester erwachen aus dem Taumel der Sünde, oder wie sollte Gott sie zu sich nehmen, so schuldbeladen und so sündig? wie sollte sie Buße thun — und wenn sie hinfuhr wie eine verdammte Seele ohne Buße und Reue — wohin sollte die Verlorene umirren? Er weinte, er flehte für sie, aber er fand nirgend einen Trost; und aus dem tosenden Wasser vernahm er die klagende Stimme der Mutter wie damals im Kloster zu Coevorden. Ihm war manchmal, als müßten sich seine gemarterten Sinne verwirren, die in gar keinem Zusammenhang mehr standen mit dem, was er sonst empfunden und gedacht.

Zuweilen, wenn seine Zeit es ihm gestattete, gesellte sich Moerkigk zu seinem Gast, saß neben ihm, oder nahm ihn mit hinauf auf seinen Schwellenturm und zeigte ihm das Bemerkenswerte auf der Insel, die flach und wenig laubreich sich hindehnte. Er belehrte ihn über Art und Herkommen der Schiffe, die zu vielen Hunderten das Marsdiep befuhren oder am nördlichen Strand auf der Reede liegen blieben, die Waren aus- und einladend in die kleinen flachen Boote; denn den tiefgehenden Schiffen wehrten die versandeten Buchten die Einfahrt. Es war ein eiliges Treiben ringsum; der Winter konnte plötzlich kommen, oder irgend eine feindliche Armada von irgend einer Macht — Fehde und Krieg tobten noch überall. Dann und wann erschien auch wirklich mit seinem hohen Rumpf und der schweren Takelage ein Orlog auf der Horizontlinie, die Donner der Geschütze tönten und legten eine weiße Wolke zwischen Land und Ferne; dann ward dem Mönch, als müsse das Meer sich aufthun und verschlingen sie alle!

Zuweilen auch blieben sie im Untergeschoß des Schwellenturms; der war ganz und gar ein memento mori der verschiedensten Schiffstrümmer, aber hier unten enthielt er das augenscheinlichste Beweismaterial für die umsichtige Thätigkeit des alten Strandräubers; hier war eine Rüstkammer, nicht nur von Haken, Stangen, Seilen, Äxten und allerhand Waffen, sogar Geschützrohren, nein, sie barg auch seltene und kostbare Dinge, wie Magnetnadeln in Büchsen, die ersten Kompaßversuche, Sanduhren und Seekarten. Und

da eines Tages Oud Mielck aus war, einen Fischzug zu thun, scharrte der Alte den Sand vom Boden fort und hakte eine Luke aus, die ein Gewölbe verschloß; und vor des Mönches Augen, der von oben hineinsah, hob der Alte kostbare Geschmeide und Geschirre, Urnen mit Gold- und Silbermünzen und der wertvollen Dinge gar viele und seltene empor.

„Alles," sagte er, „für Antje; denn sie will ein Kloster bauen, wenn sie einmal reich wird, mit einer schönen Orgel darin — so sagt sie immer, und weiß noch nicht, daß es alles wahr werden soll!"

Oud Mielck aber, an dem Tage, da sein Herr mit Muje Uke und Jong Antje gegangen war, um beim Feldhauptmann auf der Oudechans den Umzug der Waisenkinder für den 14. des Monats, als den neuen Christabend, anzusagen, führte den Franziskaner seitab zu einem Hügel, darob sieben Steine aus der Heidenzeit lagen, und buddelte dort aus dem Sande Gold und Kostbarkeiten wie die Mohrrüben heraus: „Alles," sagte er, „für Mejufvrouw Antje, wenn sie ein Kloster bauen will, wie sie immer sagt; und mich wird sie mit hinein nehmen — weiß nur noch nicht als was, aber kommt Zeit, kommt Rat; Gott hilft uns allen zu gutem Ende, die God bewaard is wel bewaard!"

Da sank dem Mönch das Haupt tief auf die Brust — im Herzen des ihm wild und verkommen erscheinenden Menschen blühte wie eine nimmer welkende Blume das Gottvertrauen und die Liebe! Und so gar keine Angst zeigten diese Menschen um das Heil ihrer ihm verloren dünkenden Seelen!

* *
*

Hell und freundlich brach der Morgen des heiligen Abends an; wohl ein bißchen kalt zum erstenmal in diesem Winter, denn über die Tümpel auf der Insel hatte die stille Nacht eine feine Glasdecke gezogen; noch immer wehte der Wind aus Nordwest, ein bißchen stärker als sonst sogar; es war Vollmond, und darum meinte Oud Mielck vom Wind: „hy zal veranderen," als sie alle standen und dem Auszug der Kinder zusahen; Muje Uke jammerte, daß es gerade heute so kalt und windig war; sie hatte ihr klein Antje unter dem weißen Hemd mit allem, was sie an Wolle aufbringen konnte, bezogen und bewickelt, auch die weißen Leinentücher vor den Gesichtern waren ein tröstlicher Schutz.

Und alles war heute so besonders feierlich — nach 1500 Jahren ein veränderter, verfrühter Festtag, ein neues Kalenderjahr mit diesem Tage für alle Zukunft beginnend! Und dazu ein geistlicher Herr, der die Kinder segnete, jedes einzeln, wie sie an ihm vorbeizogen; zuletzt das Antje. Er strich ihr liebkosend den blonden Scheitel und gedachte bitter seiner jungen Schwester — so rein und hold, so blond und jung war auch sie, da er sie schutzlos in der Welt zurückließ!

Nun stiegen die Kinder von der Düne herab — wie sie zusammendrängend sich hinbewegten, erschienen sie ihm wie ein weißer Heerwurm, der langsam hinkroch, sich duckend unter dem zunehmenden Nordwest, der hinter ihnen her fegte.

Die Männer begaben sich auf den Dünenkamm, Michael folgte ihnen. Das Meer brandete wild und hoch mit einem zornigen Brausen — so hatte er es noch niemals gesehen, so überwältigend und drohend; wie er sich über den Hang beugte, sah er das Wasser unter sich, vom Strand war keine Spur geblieben!

„Kann es bis hier hinauf zu uns steigen?" fragte er.

Da lachten die beiden.

„Hooger boven nooit — maar 't is regt mooi weer!"

Er ward dessen bald gewahr, daß sie ihre besonderen Gedanken hatten und sehr vergnügt waren.

Oud Mielck meinte schmunzelnd: „Christkind schenkt heute noch was" — sah blinzelnd den Mönch an und wies mit kurzem Daumenruck über die Schulter weg auf das Heidengrab.

Moerkigk sagte: „Die Reede wimmelt ja von Schiffen — werden auch die Passagiere bald kommen."

Muje Uke richtete nun die große steinerne Hausflur her, in deren Hintergrund auf dem offenen Herd beständig ein Feuer brannte, das, zur Nacht mit Asche bedeckt, sanft schwelend die Fische räucherte, die, auf dünnen

Stäben steckend, in einer leiterartigen Roste hingen. Heute waren keine Fische da, sondern eine reine Luft zog durch den Raum, der mit weißem Sand ausgestreut und mit gehackten Tannenzweigen verziert wurde. Die Gewürze für den Milchreis: kruitnegelen og spezzery, dufteten, und Oud Mielck rührte mit einer Riesenkeule im Backtrog den Kuchenteig zusammen.

Um Mittag war der Sturm zum Orkan gesteigert; zuweilen erbebte das Haus und in wirbelnden Säulen fegte der Dünensand an den Fenstern vorüber.

Hastig wurde die Mahlzeit eingenommen; alle waren unruhig, schon der Kinder wegen. Vrouw Antje meinte, obwohl nur mit unterdrückter Stimme: „De nieuw kallander trakterde dwaas!"

Nun stiegen sie alle auf den Schwellenturm und thaten Umschau.

„De Passageers!" schrie lachend Moerkigk, und er wies mit der Kalkpfeife nach rechts und links; aus allen Ortschaften und hinter den Dünen her tauchten Gestalten auf, die dem Kamm zustrebten, Männer und Frauen in hohen Seestiefeln, alle mit Stöcken und langen Haken bewehrt, Säcke über den Schultern.

„Wir können's abwarten," sagte Moerkigk, „myn huis is eene vesting!" Und sie gingen ins Haus zurück, Oud Mielck als Wächter noch zurücklassend.

Wie die frühe Dämmerung hereinbrach, erschien auch er in der festlichen Hausflur und kündete erregten Tones an: „Das ist gut — Mauritius seine Armada ist auf der Reede mit gelben Wimpeln."

Nun zog sich Michael auf sein Erkerstübchen zurück; er mochte nicht sprechen.

Muje Uke kürzte die Zeit der heiligen Stunden mit Absingen des Christliedes; sie sang mit heller Stimme und saß in der Stube ohne Schuhe an den Füßen und kerzengerade; hier hielt sie sich nur an den Festtagen auf, und ohne die Männer, welche in der Flur rauchten; ihr Gesang klang zu dem Mönch hinauf wie das Wirbeln gedämpfter Trommeln, dann und wann intonierten mit einigen Baßtönen die Männer; auch sie waren heute pflichtschuldigst fromm, aber ihre Gedanken waren hinter der Düne, beim Sturm und den Schiffen, und höhnisch lachten sie der anderen, die draußen wohl in dem Unwetter ungeschützt warten mußten.

Es war nun Hochflut, und noch immer hatte der Wind nicht gedreht, sondern holte mehr und mehr aus, riß mit vollen Armen die Wasser aus den Tiefen, sie im Wirbel aufwärts schleudernd; er ritt hoch auf den bäumenden Wogen und hob sie bis an den Kamm der Düne, schlug peitschend den Gischt darüber und klopfte mit nassen Fingern auf das Dach der singenden Alten.

Der Mönch sah Wasser herunterspülen an seinen Fenstern vorbei; war das Regen? Es klang grell durch die Luft, wie Lachen der Hölle. Und rückwärts sprang die bewegliche Masse, weit zurück — duckte sich suchtend unter die nachfolgende Woge und hob die gewaltige Flut hoch über den Dünenkamm empor; der weiße Gischt stob himmelan, wie sie mit donnerndem Krachen und mit pfeifendem Geheul brechend auf das Fischerhaus niedersauste.

Diesmal begriff der Mönch — durch das eingedrückte Dach stürzte die Woge über ihn nieder, löschte das Licht und gurgelte um seine Füße; er sprang an die schmale Treppe, überall, ringsum klatschte und tobte die Flut, im Flur stand sie fußhoch; der Knecht stieß die Hausthür auf, Moerkigk fluchte, Muje Uke schrie; und bei dem letzten fahlen Schein der längst gesunkenen Sonne sahen sie rings um sich fliehendes, gurgelndes, gepeitschtes Wasser; aber in wenigen Minuten war es vorüber — doch sie deuchten dem Mönch der Anbruch des Weltunterganges. Sie standen wortlos und warteten — sie hörten das Pochen ihrer Herzen so deutlich wie das Brechen des Sturmes; es war der letzte Wutstoß der Springflut gewesen — das Wasser verlief sich und ward vom Sande gierig getrunken. Nun hatte schon die Zeit der Ebbe begonnen — und daran klammerten sie die Hoffnung für Erhaltung des Lebens und des Hauses; durch die Luft ging ein pfeifendes Rauschen, als bräche der Erdball zusammen, lang hin wälzten sich dazwischen die Donner der Geschütze. Und plötzlich vernahmen sie deutlich Geschrei und Hilferufe.

Der Alte stürzte ins Freie, hob die Arme gen Himmel, ein Tuch ausflattern lassend; er schrie: „**De wind veranderet, he veranderet!**"

Da kam Leben in die vom Schreck wie erstarrten Menschen, ein wildes, teuflisches Leben; sie zündeten Laternen an, liefen in den Schwellenturm und rissen mit zitternden, mit vor Begier zitternden Händen Haken und Leinen, Netze und Beile von den Wänden, große Säcke über den Rücken werfend.

Daß ihr eigener Besitz Schaden genommen, war nichts in diesem Augenblick! Ausgerüstet zum Kampf auf Leben und Tod um Beute, Gewinn, Raub, sprangen sie aus dem Hause hinaus in die heilige Nacht des Erlösers mit gräßlichen, entstellten Gesichtern.

Der Mönch kannte diese Gesichter; er hatte sie überall gesehen, auf allen Schlachtfeldern, in niedergebrannten Städten und Dörfern, sogar zwischen den Reihen der Pestkranken und Toten; von der Donau aufwärts bis hierher, Türken und Juden, Katholiken und Protestanten — mitten in der Civilisation wie hier oben am Saum der Kultur, sie hatten alle denselben Ausdruck gehabt: den Ausdruck, der das lechzende Tier der Wüste zu furchtbarer, todbringender Schönheit erhebt und das gierige Menschenantlitz mit dem Kainszeichen der Verruchtheit stempelt, entmenscht, entgöttert!

Nun nahm auch er, was er brauch- und nutzbar fand, füllte eine Feldflasche mit Wacholderbranntwein, welchen Frau Uke in ihrem Schrank hütete, und erstieg so ausgerüstet den Dünenkamm; er bot nicht mehr dem Sturm die Stirn, der Wind hatte sich gedreht zum Heil der Insel, denn nun trieb er die Flut zurück.

Der Mond war noch nicht sichtbar, der Himmel wolkenverhangen, aber seinen scharfen Augen war die Dunkelheit nicht undurchdringlich; mit Schaudern sah er unter sich ein Schlachtfeld; langsam und mühsam ging er den sonst so wohl ausgetretenen Pfad hinab, er war verweht und tiefe Löcher gähnten zu den Seiten, vom Wasser ausgewaschen; und ob auch Wind und Gezeit es zurück ebbten, überall stand es noch in tiefen Pfützen.

Wo sonst der weiße Strand sich hinzog, sah er nun eine dunkle Masse hingebreitet, mit gespenstisch ragenden, ungeheuerlichen Körpern. Unzählbar, unabsehbar war die Menge der hier durcheinander geworfenen gescheiterten Schiffe, die sich wie ein Wall auftürmten; ringsum ein ohrbetäubendes Geschrei und dazwischen immer noch nah und fern Kanonendonner.

Nun schürzte der Mönch sein Gewand und trat rüstig in die Fluten, die rettenden Arme um eine Gestalt schlingend; er hob den noch Atmenden auf seine Schultern und trug ihn aufwärts, stieg abermals nieder und nahm mit sich, was sterbend da unten ächzte, netzte ihnen die Lippen mit Branntwein und drückte sie mit dem Rücken gegen die Dünenwand.

Er sah neben sich Fischer und Schiffer der Insel, die Frauen meistens voran; sie raubten und mordeten, sie stießen die sie Umklammernden in die rollenden Wogen zurück, nachdem sie mit Haken die Unglücklichen herausgezogen und geplündert hatten, und sie drückten die noch Betäubten mit den Gesichtern in die Flut; viele von den Gestrandeten begriffen die Vorgänge, die schaurige Mär, die zu den mündlichen Überlieferungen aller Seeleute gehört, und sie rannten wie wahnsinnig an der steilen Düne empor, nicht rechts noch links blickend — nur leben, leben! Sie klammerten sich an Halm und Wurzel der ausgewaschenen Dünenrinde hoch oben — nur fort, fort aus dem ziehenden Wasser, den schlagenden Stangen und Segeln, fort von den furchtbaren Errettern!

Und so gewaltig war die Kraft der Springflut, daß auch jetzt noch immer wieder, trotz Ebbe und Gegenwind, ungeheure Wogen sich hoben und über das ganze Elend der Gescheiterten, der Lebenden und Toten von neuem die vernichtenden Wasser warfen. So verrannen die Stunden.

Da hob sich im Osten wie eine fahle verschleierte Scheibe der Mond empor, das in rasender Eile sich hinwälzende Gewölk mit einem braunrötlichen Schimmer bewerfend und aus den schwarzen Schatten der gescheiterten Schiffe, des ungeheuren Gewirrs von Stückgütern, Fässern, Waffen, Geräten und hantierenden Menschen, die funkelnden Punkte der Metallbeschläge oder das weiße Angesicht eines Toten grell heraushebend.

Und plötzlich, sich wie in einem Freudentaumel drehend, schrie Oud Mielck: „Christkind, Christkind! **nu bracht het Mauritius zyn Vrouwenschip!**“

In diesem Augenblick, der dem Mönch das Blut in den Adern erstarren ließ, trieb vom

Meer her, gehoben und geworfen von einer neuen Springflut, mit flatternden Segeln und gebrochenen Masten ein ungeheurer Orlog; man vernahm das Geschrei der Menschen am Bord und sah unter ihnen viele Frauen; unaufhaltsam trieb das Schiff dem Lande zu, bis eine furchtbare Welle es quer warf; brechend, berstend in seinen starken Rippen, schüttete es bei der nächsten hohen Woge vor sich aus, was von Ladung und Besatzung an seinem Deck war, neigte sich ganz auf die Seite und begrub mit einem knirschenden Getön den Rest des Lebens unter dem klatschenden Segel- und Tauwerk.

Der Mönch sah alles — sein Herz schlug wild, seine aufgestachelten Sinne empfanden mit voller Deutlichkeit die Nähe des Schicksals.

Springend, alles vor sich niederwerfend, was ihn hemmen konnte, war Michael mitten im Knäuel des Zusammenbruchs, räumend, aufhebend, suchend, die Opfer musternd.

Und ja — da lag sie! die Brust zerdrückt vom eisernen Geschützstück, die offenen Lippen wie im Schrei erstarrt, die gebrochenen Augen zum Himmel gewendet. Mit ehernen Armen hob er die Last von ihr, umwand mit ihren Kleidern die zerschmetterten Glieder, verdeckte ihr Gesicht und trug sie wie ein Kind in seinen Armen empor. Er bahnte sich hastend bis zu dem ansteigenden Weg durch, und klomm mit ihr bis unter den Dünenkamm, da wo die Flut tiefe Löcher gewaschen hatte; hier legte er sie nieder und grub mit raschen Händen ihr letztes Bett zurecht; „am Wege — nicht in geweihter Erde, so wie es der Verworfenen geziemte," er dachte es schaudernd; und ohne Gebet, ohne Abschiedskuß barg er hier für immer die Schwester, die verletzte Ehre seines Hauses.

Nun war er fertig, sank in die Knie und versuchte zu beten; aber die Schrecknisse dieser Nacht, die Vorstellung, seine Schwester auf ewig vom Gnadenanteil des Himmels ausgeschlossen zu wissen, verwirrten ihn ganz, und unverstanden quollen Worte von seinen Lippen, von denen die Seele nichts wußte, und er sank erschöpft, wie ohnmächtig seiner Glieder und seiner Gedanken, neben dem Grabe hin.

Da scholl fernher, sanft und getragen vom Windhauch über alle die wilden Töne da unten hinweg, der Gesang der Kinderstimmen:

„Puer natus in Bethlehem, Bethlehem —
Unde gaudet Jerusalem.
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!"

Abgerissen und vereinzelt kamen die Worte, aber sie schlossen sich näher und näher kommend zur Melodie:

„Reges de Saba veniunt, veniunt,
Aurum, Thus, Myrrhum offerunt.
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!"
(Die Könige aus Saba kamen dar, kamen dar,
Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie dar.
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!)

Da erhob Michael den Kopf und blickte umher; langsam, zusammengedrängt wie ein weißer Heerwurm, sich duckend unterm Winde, kam auf dem Dünenkamm entlang die Schar der Verlassenen, pflichtgetreu durch Sturm und Graus ihres Weges wandelnd; nun stiegen sie hinab auf den Dünenpfad und zogen, die Kleinsten voran, über das frische Grab hinweg.

„Sine serpentis vulnere, vulnere
De nostro venit sanguine,
In carne nobis similis, similis,
Peccato set dissimilis
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!"

Sie schritten nieder nach dem Haus des Waisenvaters, der da unten so schrecklich waltete, das Antje als letztes; und da sie des Mönches gewahr ward, der auf seinen Knien lag, das todblasse, verstörte Antlitz ihr zugewendet, blieb das Kind mitten auf dem Grabe stehen.

Das Tannenbäumchen noch immer im Arm, das Tüchlein vom Gesicht herabgesunken, stand es mit dem süßen Antlitz da, heilig und rein, ein Christkind, das Gott gesendet hatte, und sang weiter:

„Ut redderet nos homines, homines,
Deo et sibi similes.
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!"
(Damit er uns ihm machte gleich, machte gleich,
Und wiederbrächt zu Gottes Reich — Halleluja!)

Wie schwarze Schleier hoben sich von des Mönches Seele die Furcht vor dem Zorne Gottes und die hochmütige Verachtung des armen Geschöpfes, das unter dem weißen Dünensand nach kurzem Glück und Irren nun den ewigen Schlaf schlief und dem die Engelsstimme auf dem Grabe Barmherzigkeit und Gnade verhieß!

„In hoc natalis gaudio, gaudio
Benedicamus Domino —“
(Für solche gnadenreiche Zeit, reiche Zeit
Sei Gott gelobt in Ewigkeit —)

„O du ewige Gnadenverheißung, o du Allmacht ewiger Liebe!“ — und er warf sich ganz nieder, und aus dem so lange verschlossenen Herzen brach eine heiße Thränenflut. Und mit flehender Stimme sang das Kind: „Laudetur — laudetur — laudetur.“ Da hob auch er sich vom Boden, wendete das Antlitz gen Himmel und sang leise mit:

„Deo dicamus gratias, gratias.
Halle-Halle-Halle-lu-u-ja!“
(Gedankt sei dir in Ewigkeit, in Ewigkeit!)

Und wiederum niedersinkend, umfing er mit seinen Armen den Hügel und küßte die Stätte, da ihr Haupt lag: „Lebewohl, lebewohl, Gottes Barmherzigkeit sei mit uns allen!“

* * *

Am ersten Weihnachtstag, der mit einem klaren, stillen Morgen anbrach, schickte die Armada in vielen Booten Tausende von Leuten zur Hilfeleistung auf die Insel. Gar mancher, der sich ins Tauwerk verklammert oder nur betäubt gelegen hatte, ward noch errettet.

Auch viele Belohnungen verhieß Moritz von Nassow für Auffindung Verschollener, und einen hohen Preis für das Edelfräulein, die schöne Agnese von Hanow, sie ihm lebend oder tot zu verschaffen.

Michael von Hanow aber schwieg, zwischen ihm und Moritz hatte Gott gerichtet.

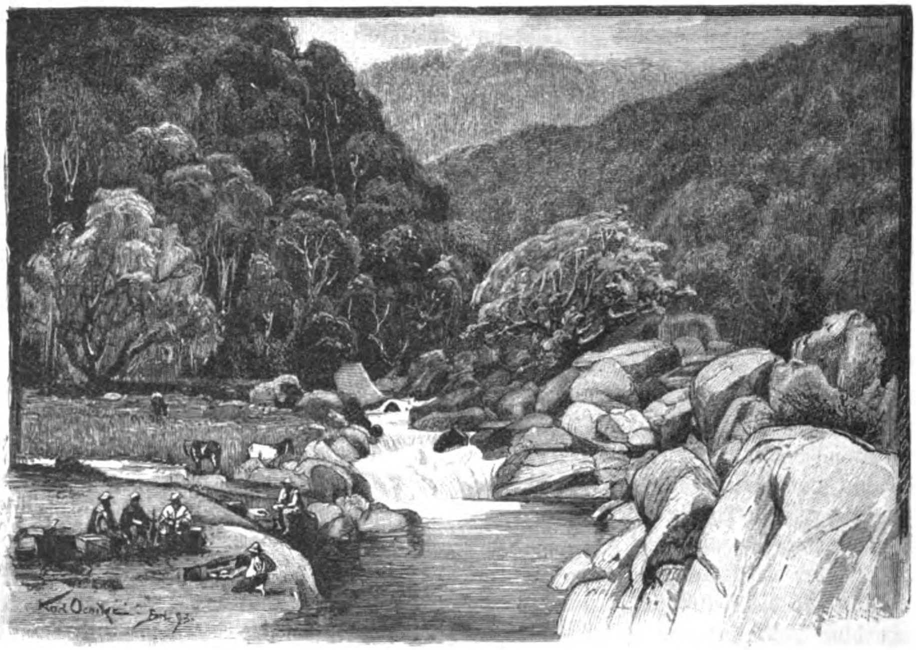
Und geschah auch der Insel sonst kein Schaden durch die Armada; Mauritius war voll Trauer und schonte die Stätte, da er sein Liebstes verloren.

Er zog mit zweihundertundfünfzig Schiffen und sechstausend Mann zurück nach Seeland.

* * *

Über das große Unglück aber, das der Insel Texel durch die Hand des Allmächtigen zugefügt ward, sagt folgendes das achtzehnte Buch des dritten Teils der historischen Continuation Schleidani:

„Freitag, den 14. Tag Christmonats, welcher war der Christabend nach dem neuen Babstischen Kalender, erhub sich ein übergroßer Sturmwind und that hin und wider großen Schaden, sonderlich in dem Eiland oder Insel zwischen Texel und Fly, da in die 140 mit Korn, allerhand Wahren und Menschen wol beladener Schiff, so nach Frankreich, Hispanien und Italia gewollt, in den Ankern gelegen; davon sind 44 mit allem was darin gewesen zu grund gegangen, 13 under Friesland sitzen blieben, viel sind vom Sturmwind jämmerlich zerschlagen und mastlos einkommen, und etliche tausend Menschen vertrunken. Etliche Schiff sind in Seeland blieben. Wie groß der Verlust von Schaden an Menschen, Schiffen, Früchten und allerhand Wahren gewesen, kann man so eigentlich nicht wissen, weil diejenigen, so am besten hiervon zeugen könnten, in großer Anzahl vertrunken. Doch schreibt man für eine ganze Wahrheit, daß allein auf die tausend Schiff- und Bootsgesellen ersoffen, die man bald nachher am Ufer gefunden und begraben hat.“



Rast am Waldbache (Asado).

Das Bergmannsleben
in der Argentinischen Republik.*

Von

Ludwig Brackebusch.

Seit einer Reihe von Jahren hat die Argentinische Republik, jener größere Teil der Laplata-Länder, welche ihrem Vorbilde, den Vereinigten Staaten von Amerika, folgend, sich, gleich einer Reihe anderer Staaten, im Anfang dieses Jahrhunderts von ihrem Mutterlande Spanien emancipiert hatten, in höherem Maße als in den vorausgehenden Jahrzehnten das Interesse der europäischen Welt auf sich gezogen.

Die glorreiche Geschichte jenes Landes während seiner Kämpfe für Unabhängigkeit, die ihm eine Reihe Jahre des Aufschwungs brachten, wurde verdunkelt durch die Tyrannenherrschaft des berüchtigten Diktators Rosas, und längere Zeit gebrauchte die neue Republik, um wieder in die Reihen der beachteten Staaten Amerikas einzutreten; plötzlich aber war daraus ein ungeahntes Dorado geworden, nach dem sich jährlich eine stärkere Auswanderung hinzog, dem sich mehr und mehr die europäischen Handelsschiffe zuwandten, um die dort in Hülle und Fülle vorhandenen Rohprodukte, hauptsächlich den großen Herden von Pferden, Kühen und Schafen entstammend, dem Markte und der Industrie der Alten Welt zuzuführen; und das Land selbst wurde zuletzt ein Absatzgebiet ersten Ranges für die Erzeugnisse unserer civilisierten Staaten. Aber der junge Baum,

* Über die Bergwerksverhältnisse der Argentinischen Republik in Bezug auf manche, in dem folgenden Aufsatze nicht berührte Punkte, besonders über die einzelnen Mineralvorkommen des Landes, siehe desselben Verfassers Abhandlung in der „Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen" 1893, S. 15 ff. nebst Übersichtskarte der Bergwerksdistrikte.

welcher so freudig emporschoß und seine immergrünen Blätter in stets wachsender Pracht entfaltete, war in ein zu fettes Erdreich gepflanzt, und die tropische Atmosphäre, die ihn umgab, verhinderte jenen periodischen Winterschlaf, der zur Erhärtung eines jeden zarten Holzes notwendig ist. Das Land glich einer Treibpflanze, die, zu jung in das verweichlichende Warmhaus gesetzt, Gefahr läuft, vom Krebs befallen oder durch kriechendes Gewürm und Geschmeiß seines Blätter- und Blütenschmucks beraubt zu werden und so die Aussicht verliert, fruchtbringenden Samen zur Vermehrung zu tragen.

Der jähe Sturz, den die Argentinische Republik vor kurzem aus ihrer schwindelnden Höhe erlitten hat, ist jedem bekannt; es ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe und Absicht, über die Ursachen für dieses traurige Ereignis und die Heilmittel zu sprechen, die nicht bloß Palliative bleiben sollen, welcher die verkümmerte Pflanze bedarf, um wieder frisch ihre Blätter entfalten und zu Blüte und Frucht gelangen zu können. Aber wenn ich, der ich seit fast zwanzig Jahren dem Lande angehörte, der ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht habe, das Dunkel, welches noch über viele Teile jenes großen Länderstriches herrschte, in ernster wissenschaftlicher Arbeit zu lichten, wenn ich es wagen darf, auf Grund meiner Erfahrungen ein bescheidenes Wort mitzureden, so gebe ich mein Urteil dahin ab, daß glücklicherweise noch nicht ein unheilbarer Krebs den Lebenskern der Argentinischen Republik angefressen hat und die Aussicht derselben auf Rettung noch reichlich vorhanden ist.

Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß der in der letzten Zeit so bedeutend herabgesunkene europäische Export nach jenen Ländern so bald wieder zu seiner alten Blüte sich emporschwingen wird; ein guter Teil desselben waren Luxusartikel, in denen der Argentiner sein leicht erworbenes Geld verschwendete; ein anderer Teil bestand in Industriewaren, welche jenseit des Oceans auch hergestellt werden können, wenn nur guter Wille zur Arbeit und Zufriedenheit mit bescheidenem Gewinn vorhanden sind; allerdings zwei Dinge, die man drüben nicht allzu oft vorfindet. Die unermeßlichen Gefilde jener Länder werden, unbekümmert um die große Krisis, fortfahren, den zahlreichen Herden Nahrung zu liefern und auch noch Raum für unzählbare Nachkommenschaft derselben bieten; weite Strecken werden noch für den Ackerbau, der immer mehr an Wichtigkeit gewinnt und bereits bedeutende Exportartikel, wie Weizen, Mais u. s. w. liefert, urbar gemacht werden; Land wie Herden werden ein Nationalreichtum bleiben, der von Jahr zu Jahr zunehmen und dem Staate stets mehr Geld und Geldeswert vom Auslande zuführen wird. Aber es muß dem Argentiner am Herzen liegen, das für seinen Handel und Wandel so notwendige Edelmetall nicht allein im Auslande zu suchen, sondern er soll auch seine eigenen Quellen benutzen, die keineswegs, wie so vielfach geglaubt wird, versiegt sind, wenn sie auch nur als totes Kapital daliegen und, im Schoß der Erde vergraben, den Tag ihrer Nutzanwendung noch abwarten. Mineralische Schätze sind zwar in der Argentinischen Republik schon seit langer Zeit ans Tageslicht gefördert worden; aber leider ist der Betrieb der Berg- und Hüttenwerke im Lande nicht immer der Art gewesen, wie es zu einer gedeihlichen Entwickelung notwendig war.

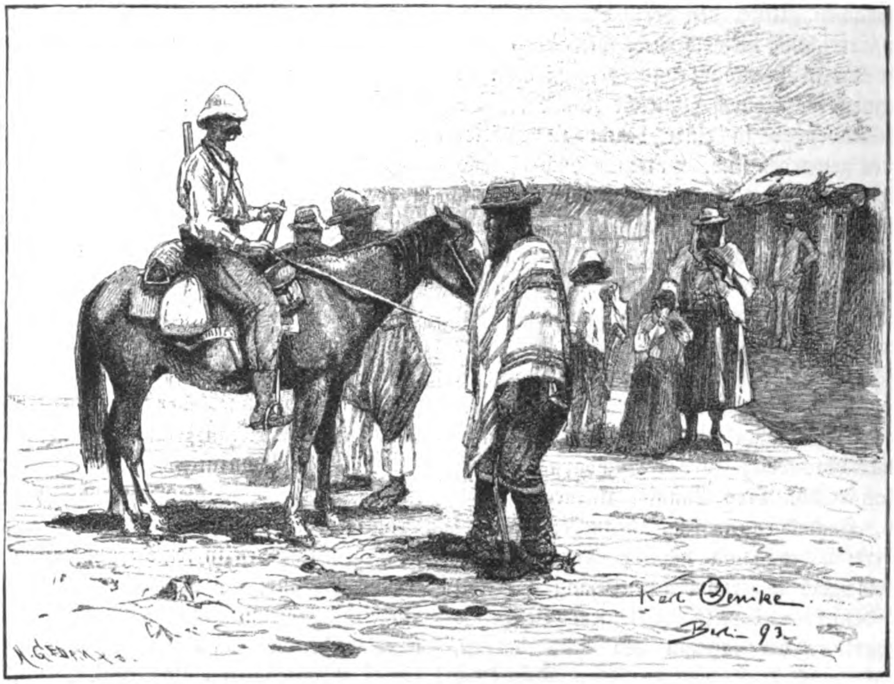
Wir wollen ganz von den häufigen Unterbrechungen absehen, welche die den südamerikanischen Republiken eigentümlichen Revolutionen mit sich brachten, die nicht bloß das Land bis ins innerste Mark zu erschüttern pflegten und den Aufenthalt in den Gruben infolge der Einfälle umherziehender Horden gefährlich machten, sondern auch den friedlichen Bergmann von Schlägel und Eisen zur Waffe riefen, die aber nicht gegen einen auswärtigen Feind, sondern gegen die eigenen Landsleute zu führen war; wir wollen uns nach tiefer liegenden Ursachen umsehen, welche nur zu oft dem günstigen Erfolge des argentinischen Bergbaus hinderlich waren. Vor allem ist es notwendig, vorab einen Seitenblick auf die Schwächen zu werfen, welche in Bezug auf Minenwesen den Südamerikaner und damit den Argentiner in hervorragendem Maße charakterisieren.

Über die Sucht der Menschheit nach Wohlstand im allgemeinen an dieser Stelle zu sprechen, würde uns wohl zu weit ablenken. Das Princip der Amerikaner ist aber nicht bloß, Geld zu machen, sondern rasch Geld

zu machen. Unter den verschiedenen Mitteln zur Erreichung dieses Zwecks spielt der Bergbau eine große Rolle, und es ist ja nicht zu leugnen, daß durch glückliche Funde manche Grubenbesitzer in einer Nacht zu Millionären geworden sind. Hat man doch oft das Minenwesen mit einem Lotteriespiel verglichen, obwohl eigentlich mit Unrecht, denn gerade die produktivsten Minen haben sich nicht durch enorme einmalige Reichtümer ausgezeichnet, sondern durch eine lange Zeit andauernde, wenn auch mäßige, so aber doch rechnungmachende Ausbeute. Daran ist aber dem Argentiner meistens nicht viel gelegen; ihm schweben die fabelhaften Reichtümer vor, welche in den Nachbarstaaten ein Chañarcillo, Tres Puntas, Caracoles, Potosi, Huanchaca u. s. w. in kurzer Zeit geliefert haben, und hat er Kenntnis von einem noch so erbärmlichen Gang oder hat er denselben bereits in seinem Besitz, so träumt er bereits von den Silberbarren, welche auch einst, wie in jenen Distrikten, aus seinen Gruben gehoben werden und ihm gewissermaßen in den Schoß fallen könnten, so daß er dann, aller Erdennot entrückt, sein Leben mit allen Genüssen und Freuden hinzubringen vermöge.

So ist denn das Wort mina überhaupt ein Zauberwort, welches die Südamerikaner gleichsam elektrisiert; bei dem Worte mina zucken die feinsten Fasern ihrer Nerven, beginnt ihr Blut lebhafter zu wallen, ihr Herz stärker zu schlagen, ihre Augen in fast unheimlichem Glanze zu leuchten; kommt das Gespräch auf Minen, so sind sie im stande, eine tagelange Unterhaltung darüber zu führen, ohne sich kaum den nötigen Schlaf zu gönnen, und das mit einer Leidenschaftlichkeit, welche beweist, wie tief die Sehnsucht nach dem Besitze einer reichen Grube bei ihnen eingewurzelt ist.

Bei dem ungemein lebhaften Interesse, welches der Argentiner — ich spreche natürlich hier vorwiegend von den Anwohnern der erzführenden Provinzen — dem Minenwesen entgegenbringt, ist es kein Wunder, daß Schwindler aller Art dasselbe auszubeuten wissen. Da erscheint z. B. auf einer Estancia ein verlaufenes, sich für einen Chilenen ausgebendes Individuum, und diese Nationalität genügt, um den Mann an Ort und Stelle zu fesseln. Der Chilene ist nämlich für den Argentiner das Urbild eines Bergmannes; der Chilene **muß** von vornherein ein minero sein; alles, was er über Bergwerksverhältnisse sagt, ist unfehlbar, sein Wort ist Evangelium und ihm wird unbedingt Glauben geschenkt. Mag er nun von Haus aus Advokat, Arzt, Soldat, Priester, Seemann, Kaufmann, Landwirt, Schulmeister, Gastgeber, Schneider, Tischler oder Schuster sein — für den Argentiner ist er unbedingt ein Bergmann von Profession, gegen dessen Ansicht selbst das Urteil des größten Fachmannes der Alten Welt verstummen muß. Man zeigt dem Ankömmling einige Muster von als metallhaltig verdächtigen Gesteinen. Mit einer unnachahmlichen Wichtigthuerei nimmt der Mann ein Stück nach dem anderen in seine Hand, streckt den Arm weit aus, als ob die Entfernung vom Auge die Erkenntnis des Minerals erleichtere, dreht die Hand nach innen, und wie ein Tierbändiger im Löwenkäfig, richtet er unverwandt seinen Blick auf die Gesteinsmasse, während die Zuschauer mit gespannter Miene den Wechsel seiner Gesichtszüge verfolgen und, klopfenden Herzens, auf seinen Wahrspruch lauschen. Mit einer Unverschämtheit, die ihresgleichen sucht, bestimmt er durch bloßes Anschauen die ley (den Metallgehalt) der Gesteinsproben, deren Lagerstätte vielleicht keinen Schuß Pulver wert ist; natürlich sind sie nach seiner Aussage von der ausgezeichnetsten Qualität; um aber sich den Anschein eines äußerst gewissenhaften Beurteilers zu geben, macht der Schwindler noch einige Scheinproben mit den landesüblichen Hilfsmitteln. Er verlangt eine poruña, jenes aus Kuhhorn verfertigte, in seiner Form wechselnde, ungemein einfache Instrument, in welchem das gepulverte Mineral mit Wasser hin- und hergeschüttelt und eine Art Aufbereitungsprozeß im kleinen vorgenommen wird, bis das Edelmetall sich, den Gesetzen der Schwere folgend, am Rande des leichteren Ganggesteines abschwemmt; es wäre wunderbar, wenn sich keine poruña im Hause vorfände; sie gehört gewissermaßen zum Hausgerät wie Eimer, Salzfaß oder Kochgeschirre. Er zeigt den immer gespannter zuschauenden Leuten dann einige Blättchen von goldgelb angelaufenem Glimmer



Europäischer Mineningenieur und Landbevölkerung.

oder einige Körnchen Schwefelkies als metallisches Gold und ändert die ursprüngliche Gehaltsangabe nach dem Augenschein vielleicht um eine oder zwei Unzen ab; immerhin bleiben aber mindestens 30 Unzen auf die Tonne* übrig, um das Gestein als Golderz ersten Ranges zu bezeichnen. Die Bestimmung des Silbergehaltes wird im geheimen gemacht; er schließt sich gleich einem Alchymisten in eine Schmiedeesse ein; woher er Schmelztiegel (crisol) oder Abtreibschälchen (copela) nimmt, mag Gott im Himmel wissen; am einfachsten ist es, von einer Silbermünze, wenn er vielleicht überhaupt noch eine solche bei sich hat, ein Stückchen abzuschneiden, dasselbe in der Esse zum Silberkorn zu schmelzen und nachher den vor kaum zu bezwingender Aufregung zitternden Interessierten zu zeigen. Das Erz enthält 365 marcos im cajon!** Der Mann wird mit offenen Armen umfangen; ist es ja der unverhoffte Gottesbote, welcher dem Hause den lang erträumten Segen von oben bringt. Man kann die Zeit kaum abwarten, um ihn zu den Fundstätten der Erze zu führen; Bergleute werden verschrieben; er selbst ist natürlich zu stolz, eigene Hand anzulegen, hat er doch vielleicht nie in seinem Leben ein Gezäh (herramientas) in seiner Hand gehabt. Das schönste Zimmer mit dem besten Bette und dem feinsten Bettzeug wird dem Gaste bereitet, ein Ochse wird geschlachtet, die feinsten Delikatessen und Süßigkeiten (dulces) werden aus der Hauptstadt durch Eilboten herbeigeholt, mehrere Fässer Wein verschrieben; kurz, Speise und Trank stehen ihm in unbeschränktem Maße zur Verfügung; es beginnt ein Rennen und Laufen im Hause, daß einer den anderen umstößt, Raketen und Schwärmer knallen Tag und Nacht, und alles jauchzt: Hosianna, gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!

Mit unbeschreiblicher Frechheit schaut, wohlwollend lächelnd, aber sich im stillen das Fäustchen reibend, der Erzcharlatan diesem Treiben zu und macht es sich bequem in seinem neuen zeitweiligen Heim — ich sage zeitweilig, denn auch hier geht der Krug so lange zum Wasser, bis er bricht, und eines

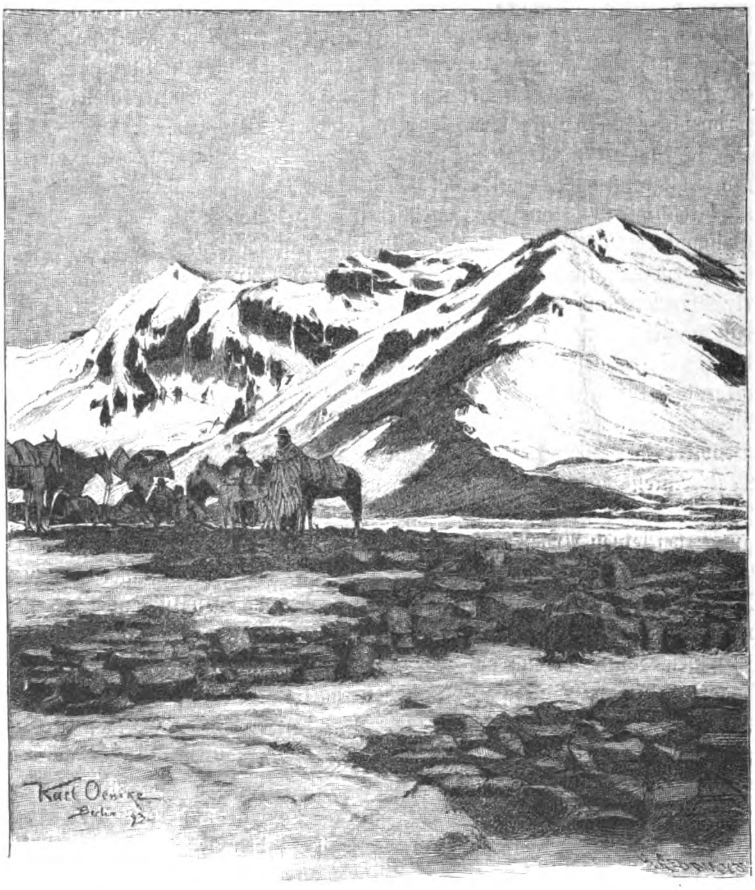
* 320 Unzen auf die Tonne = 1 Proz. Feingehalt Gold.

** 100 marcos auf den cajon von 50 Centnern (anderwärts auch zu 60 bis 64 Centnern gerechnet) = 1 Proz. Feingehalt Silber.

guten Tages wird der Halunke, als man hinter sein Thun und Treiben gekommen ist, mit Schimpf und Schande zum Hause hinausgeworfen, oder der Kerl hat rechtzeitig Lunte gerochen und ist mit dem besten Pferde seines Gastgebers verduftet.

Es giebt nun aber der Fälle auch viele, wo es sich um das Auffinden wirklicher Erzadern handelt, damit ist aber auch allzu leicht der Spekulation Haus und Thor geöffnet — und diese Spekulation bleibt leider nicht immer auf dem erlaubten Boden stehen und hat schon oft dem Vertrauen in die Rentabilität der Gruben großen Abbruch gethan. Da hat z. B. ein armer Schlucker durch Zufall oder nach längerem zweckbewußtem Suchen einen neuen Gang entdeckt oder in einem alten Baue einen neuen Anbruch gefunden. Er mutet die Grube nach den bestehenden Berggesetzen, aber es fehlen ihm die Mittel, dieselbe selbst in Angriff zu nehmen, und so verkauft er sie für ein Spottgeld einem mehr bemittelten Manne und verjubelt vielleicht in kurzer Zeit den rasch erworbenen Verdienst. Der Käufer ist auch kein wohlhabender Mann, dem es möglich wäre, mit eigenen Mitteln das Werk zu betreiben; auch er ist mit einem ohne Mühe und Aufwand von Zeit verdienten Gewinn zufrieden und verkauft die Grube mit mehr oder weniger Nutzen wieder an einen dritten. So geht die Sache weiter; es wird endlich zur Bearbeitung der Grube geschritten; eine routinierte Persönlichkeit setzt einen überschwenglichen Präliminarbericht über das Unternehmen auf, und Kapitalisten werden in der Hauptstadt zur Gründung einer Aktiengesellschaft gesucht. Ist dies gelungen, so wird ein einheimischer Ingenieur zur Untersuchung der Grube abgesandt; neue Gutachten, neue glänzende Prospekte und Reise einer Deputation nach Europa, um dort das Unternehmen in noch größerem Maßstabe zu vertreiben. Wiederum werden neue Interessierte gefunden; um aber sicher zu gehen, wird gemeinschaftlich ein europäischer Mineningenieur zum Studium der exotischen Grube engagiert.

Derselbe zieht in die Neue Welt, beladen mit einem Hauswerk von Reisezeug, Instrumenten und Probierapparaten, von denen



Rast am Schneeberge.

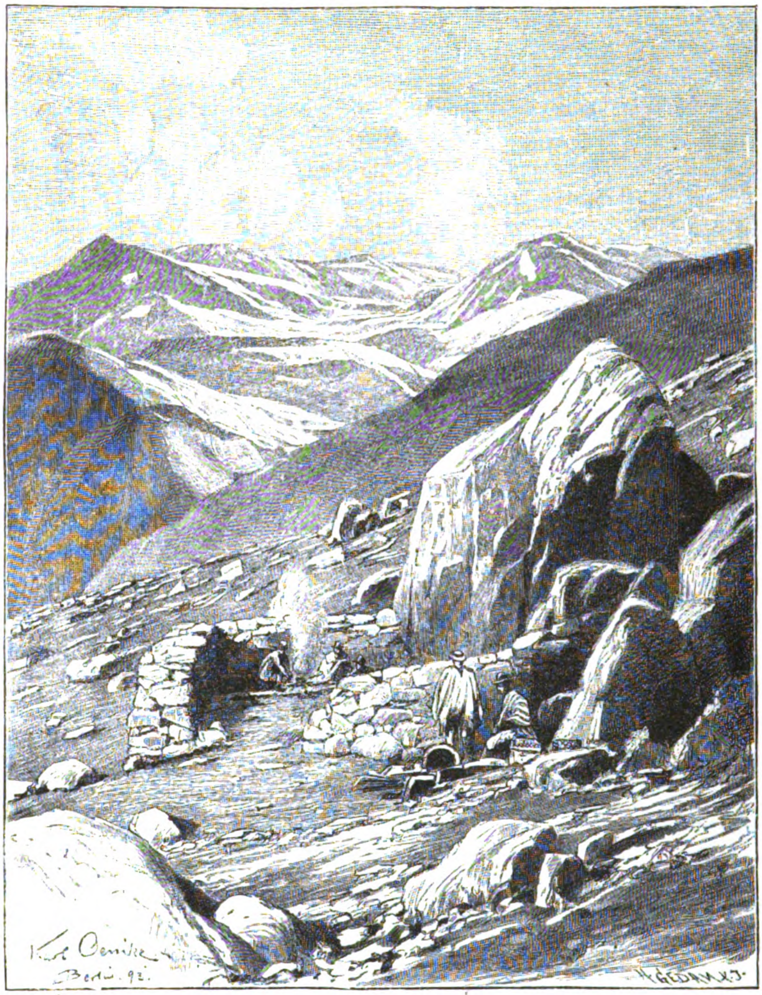
nur ein kleiner Teil seinen Bestimmungsort erreicht, da eine große Menge von Gegenständen sich als unpraktisch oder auf dem Landwege als untransportierbar erweisen, die schlecht verpackten Instrumente aber bei der ersten Aufladung auf störrische Maultiere von denselben abgeworfen und teilweise verdorben oder zertrümmert werden.

Der arme Europäer hat, da er die Sitten des Landes nicht kennt, noch mit mancherlei anderem Ungemach zu kämpfen; man plündert ihn zwar nicht aus, noch zückt man das Messer auf ihn, wenn er nicht gerade einem heißblütigen Gaucho seine Liebste abspenstig machen will, oder sich vergißt, einen Landessohn wörtlich oder thätlich zu insultieren; aber er hat vielleicht nie auf einem Gaule oder einer Mula gesessen und muß nun sich wegen seiner Ungeschicklichkeit beim Satteln oder Reiten dem Hohngelächter der immer spottbereiten Menge aussetzen, das natürlich seinen Kulminationspunkt erreicht, wenn er Terrain kauft, das heißt vom Tiere herunterfliegt; die gesuchte europäische Tracht (s. Abbild. S. 752), zu der vor allem der Tropenhelm mit obligatem Schleier gehört, Überladenheit mit Schießwaffen, Fernrohren, Feldflaschen, Verbandzeug, Zeichenmappen kennzeichnet ihn von vornherein als Gringo* reinsten Wassers, und er läuft Gefahr, dem Schicksal unserer Mausefallenkerle, Affentreiber und dergleichen zu verfallen, daß nämlich jung und alt hinter ihm herläuft. Sein vielleicht erst auf dem Schiffe erlerntes spanisches Kauderwelsch erheitert die argentinische Jugend und dienstthuende Bevölkerung; seine Unbehilflichkeit beim Matétrinken oder Spießbratenessen giebt fortwährend erneuten Anlaß zur Belustigung; bei seinen Arbeiten zum Probieren der Erze, bei Messungen mit seinem Ballast von Instrumenten umsteht ihn gaffend eine Unmenge von alt und jung und macht Glossen zu seinen Hantierungen; und das Schlimmste dabei ist, daß er alles für Bosheit hält, was nur Harmlosigkeit der Menge ist, die solch merkwürdigen Gast noch nicht zu Gesicht bekommen hat, daß er sich ärgert und am liebsten der ganzen Gesellschaft seine sämtlichen Instrumente an den Kopf würfe. Aber er wird auch wieder versöhnt, der arme Unglückliche; die bessere Gesellschaft im Hauptquartiere, wo Halt gemacht ist, nimmt an diesen Unarten und Flegeleien nicht teil, sondern behandelt ihn mit den ausgesuchtesten Höflichkeiten; die besten Bissen werden für ihn beim Mittagsmahl ausgesucht und von der liebenswürdigen Wirtin ihm auf den Teller gelegt; die freundlichen dunkeläugigen Jungfrauen des Hauses reichen ihm mit unnachahmlicher Grazie eine Gardenie oder Nelke oder Tuberose; die Guitarre ertönt, und von dem bald melancholischen, bald leidenschaftlichen Gesang der argentinischen Troubadoure begleitet, entwickelt sich vor seinem Auge das berückende Schauspiel der argentinischen Nationaltänze, bei dem ein Becher aus getriebenem Silber, gefüllt mit dem feurigsten Landwein, die Runde macht; die beste Lagerstätte des gastfreien Hauses wird ihm endlich spät am Abend angewiesen, und er schlummert mit der Erkenntnis ein, daß es unter diesen Wilden doch auch bessere Menschen giebt.

Allerdings soll dieser Schlaf nicht allzu lange währen; er fühlt, plötzlich aufgeschreckt, sich eine schwere Last auf seinem Lager wälzen, und noch halb träumend glaubt er fürs erste an einen Mordanfall oder vermutet in der zweifellos Fleisch und Blut besitzenden Masse einen vom Wein überwältigten Teilnehmer der Abendgesellschaft, der sich verirrt haben könnte; ein kühner Griff nach dem unheimlichen Gegenstand belehrt ihn aber, daß es eine Anzahl Hunde sind, welche es sich auf seiner europäischen Pelzdecke bequem gemacht haben; einige feste Fußtritte entfernen dieselben zwar für den Augenblick, aber es dauert nicht lange, so ist das Unglück wieder da, und der weitere Verlauf der Nacht ist ein steter Kampf mit den unverschämten Bestien. Doch damit allein ist nicht der Kelch des Leidens geleert; er fühlt erst jetzt, daß es noch unzählige andere Inquilinen, allerdings nur winziger Natur, sind, welche mit ihm das Lager teilen, und daß außerdem noch von Zeit zu Zeit aus den Fugen des Gebälkes oder Gemäuers schnurrende Unholde seinem Körper zufliegen und an seinem Blute sich zu ergötzen be-

* Spitzname für den Fremden, der nicht dem spanischen Mutterlande entstammt; letztere führen allgemein den Namen Gallegos nach der spanischen Provinz Galicien.

ginnen; es sind jene berüchtigten vinchucas, geflügelte Wanzen von der Länge eines Zolles, welche an dem unglücklichen Opfer das Experiment eines zwar billigen, aber grausamen Aderlasses verüben. Dabei vernimmt er beständig das Summen zahlreicher Moskitos, welche sich auf seinem Antlitz und seinen Händen niederlassen und ihn mit ihrer Zudringlichkeit, ihrem Gekribbel und Stechen zur Verzweiflung bringen. Erst mit der anbrechenden Morgenröte wird es ihm vergönnt, die müden Lider wieder zu schließen, und als er endlich, zwar nur halb erquickt, von neuem erwacht, erscheint, unschuldsvoll lächelnd, im langen weißen, ihrer tadellosen Gestalt sich eng anschmiegenden Schleppkleide und eine schwarze manta auf dem noch ungekämmten Haupte, eine china — Hausmagd — und überreicht ihm mit ihren braunen, ungewaschenen Händen, aber einer Anmut, die einer Fürstin anstehen würde, den Morgenmaté. Nachdem er sich von seinem Lager erhoben, wird er von seinen Wirtsleuten mit den freundlichen Worten: „Como ha Usted amanecido?“ (wie haben Sie gedämmert?) empfangen, Worte, die ihm beinahe von neuem wie Hohn klingen, wenn er an die Schrecken der Nacht zurückdenkt, aus denen ihn erst der grauende Morgen erlöste. Aber lange Gespräche werden nicht mehr geführt; draußen stehen schon die Rappen gesattelt, welche den Fremden zum Grubenrevier führen sollen, und nachdem noch eine Tasse Schokolade eingenommen ist, geht es hinaus in die Berge und Schluchten, wo das Erz wächst. Nur mit Widerstreben läßt er seine Waffen, bis auf den Revolver, daheim; die Romantik hat ihn gepackt; er denkt kaum mehr an seine Aufgabe; ihm träumt nach den Erzählungen vom vorhergehenden Abend von Jagden auf Tiger und Puma (amerikanischer Löwe), aber man bedeutet ihn nicht ohne Absicht, daß es nichts Derartiges in dem Minendistrikte zu jagen gebe,



Pirca.

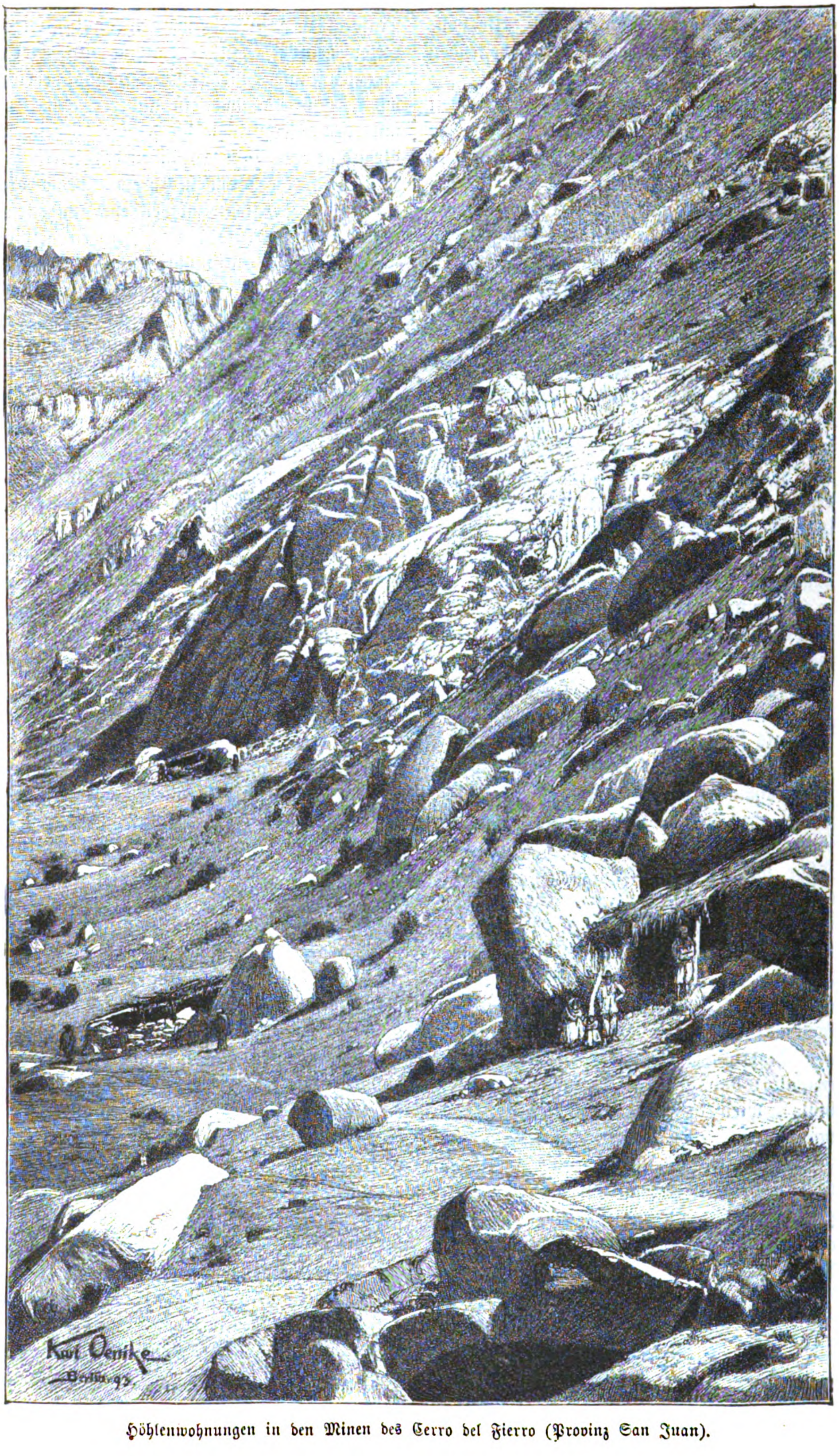
und vertröstet ihn auf ein großes Treibjagen, welches in der nächsten Zeit an anderen Stellen zum Aufspüren dieser Raubtiere, welche den Herden so viel Schaden zufügen, stattfinden solle.

Eine ganze Kavalkade hat sich zusammengefunden, jeder will dem wichtigen Gaste, von dessen Urteil so viel für die Zukunft der Gegend abhängt, das Ehrengeleit geben; jeder ist auch neugierig, welchen ersten Eindruck die Gruben auf den Fremden machen werden; heute wird nicht gespottet und gelacht, wenn der arme Europäer, der die schauerlichen Pfade mühsam und ängstlich auf seinem Maultier hinanklettert, plötzlich, da der Gurt sich gelockert, mitsamt dem Sattel über das Hinterteil des Tieres, das glücklicher- aber ausnahmsweise die Zahmheit selber ist, hinabrutscht; das Mißgeschick, in einen enormen Kakteenbusch gefallen zu sein, erweckt das Mitleid der Begleiter, und jeder ist behilflich, das Tier wieder zu satteln und dem armen Ingenieur die Unmenge von Kaktusstacheln aus dem Fleische und den Kleidern zu ziehen.

Doch der Weg ist noch weit zu den Minen, die Sonne brennt heiß auf die Schultern der Reiterschar; ein rauschender Bergbach wird passiert, an dessen Rande ein schattiger Lagerplatz, umgeben von hohen Farnkräutern, zur Rast einladet; man sattelt ab, überläßt die Tiere der Weide; trockenes Gebüsch wird gesammelt und mit Hilfe eines Feuerstahls (eslabon) und einiger in einem als Zunderbüchse dienenden Gürteltierschwanze aufbewahrter verkohlter Lumpen (yesca) eine Partie trockenen Pferde- oder Kuhmistes in Brand gesetzt. Bald flackert unter einem Algarrobobaum ein lustiges Feuer empor, ein schlanker Stab wird aus einem Strauche herausgeschnitten, und ehe man sich es versieht, ist über denselben schon eine mit Salz bestreute Hammelkeule gezogen, und sorgsam auf einigen Steinen ruhend, röstet fetttriefelnd auf den stets nachgeschobenen Kohlen bald der duftende asado; mit Kennermiene wird von Zeit zu Zeit der Braten auf seine Garheit geprüft; endlich — vielleicht nach einer halben Stunde — ist er fertig, der Holzspieß (asador) wird senkrecht in die Erde gestoßen und alles lagert sich, seine Messer aus dem Ledergurt hervorziehend, um die lockende Speise (s. Abbild. S. 749). Die besten Teile werden von der glühend heißen Fleischmasse losgelöst und auf einem flachen Steine dem Gaste vorgesetzt; die übrigen schälen mit einer Geschicklichkeit, die einem Anatomen alle Ehre macht, ein Stück nach dem anderen vom Stocke ab und verzehren es, mit unsäglichem Wohlbehagen nach Landessitte Bissen für Bissen vor dem Munde mit dem Messer von unten nach oben abschneidend. Aus einigen chiflis, jenen praktischen, aus Ochsenhörnern verfertigten Behältern, die, durch einen Riemen verbunden, an beiden Seiten des Sattels getragen werden, quillt ein erquickender Wein; dann wird auf bloßer Erde eine Siesta geschlafen, um die Hochsonne vorübergehen zu lassen. Tiefe Stille tritt ein, nur unterbrochen durch das Geschrei zahlreicher umherfliegender buntgefiederter Papageien; endlich erwacht man wieder, es wird von neuem gesattelt, und die Reise setzt sich in der früheren Weise fort.

Immer steiler und steiler werden die Pfade, mehrmals geht es tiefe Abgründe hinab und fast senkrechte Bergwände wieder hinan. An einem schneebedeckten Berge (nevado) wird noch eine kurze Rast gemacht (s. Abbild. S. 753); die Sonne ist untergegangen, und ein wunderbar leuchtendes Abendrot hebt sich gegen den tiefblauen, wolkenlosen Himmel ab; auch es erlischt, lautlos reitet Reiter hinter Reiter in der tiefen Dunkelheit einher. Da plötzlich blitzt ein helles Feuer auf, dunkle Gestalten werden erkennbar, die von ihrem Lager aufspringen und — es sind die Bergleute — sich ehrfurchtsvoll mit abgenommenem Hut nähern: man ist an den Minen angelangt.

Das erste, was unserem Fremdling an den Grubenbewohnern auffällt, ist der Mangel jener kleidsamen Tracht, welche unsere Bergleute auf den ersten Blick erkennen läßt. Hier findet man keinen Schachthut, Puffjacke oder Bergmannskittel; man sucht vergebens an einem Kleidungsstücke als Kennzeichen Schlägel und Eisen; nur ein hinten lang herabfallendes, durch einen Gurt festgehaltenes Stück dünnen Leders (culero), welches der mayordomo oder Grubenaufseher trägt, erinnert an das Hinterleder unserer Bergleute, sonst besteht der Anzug aus poncho, chiripá und gewöhnlichem Filzhut, am nack-



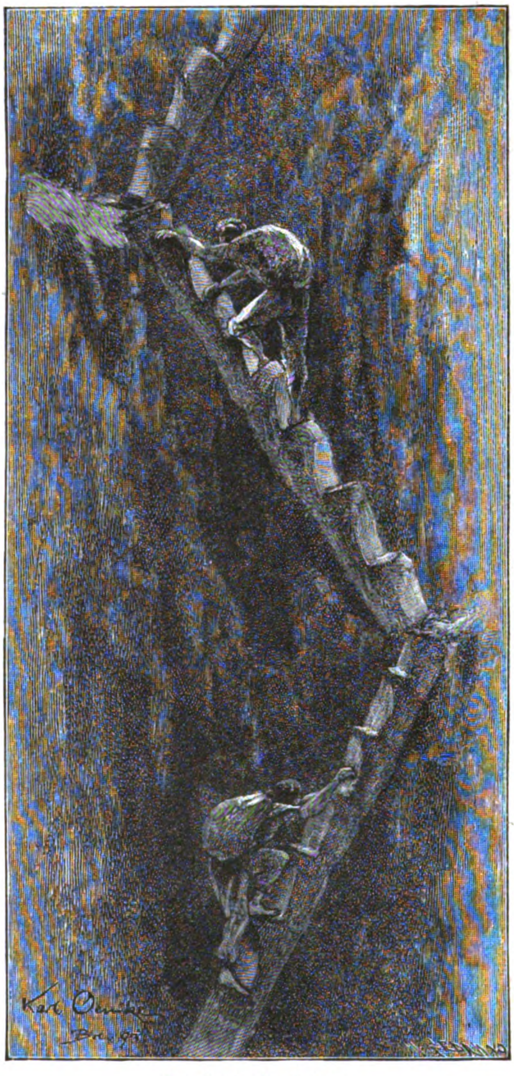
Höhlenwohnungen in den Minen des Cerro del Fierro (Provinz San Juan).

ten Fuß die ojotas (Sandalen) — also vollständig die übliche Tracht der arbeitenden Landbevölkerung.

Während in der voraufgegangenen Zeit alles öde und still in den Gruben gewesen war, herrscht jetzt plötzlich großes Leben in denselben. An zahlreichen Stellen sind Arbeiten, natürlich nur für die kurze Zeit des Besuches des fremden Gastes, aufgenommen. Tag und Nacht wird gebohrt und geschossen und mit der Brechstange (barreta) gearbeitet, und so sind auch jetzt ein Teil der Bergleute in den unterirdischen Räumen beschäftigt, während die anderen sich, Cigaretten rauchend und Maté trinkend, um das Feuer in hockender Sitzart geschart haben und sich die Zeit mit Erzählungen vertreiben, in denen die Worte Mine, Pferd, Mula, Messer, Dolch, Narbe u. s. w., sowie unzählige der obscönen spanischen Flüche wirr durcheinander schwirren. Hat unser Europäer geglaubt, ein behagliches, warmes Grubenzimmer zu finden, so hat er sich gewaltig getäuscht. Eine Reihe runder, aus losen Steinen aufgebauter Ringe, sogenannte pircas (s. Abbild. S. 755), ohne irgend welches Dach, reichen den gegen Regen und Frost gefeiten Bergleuten als Wohnung aus, als Bett bedienen sie sich, gleich dem Gaucho, ihres Sattelzeuges. Höchstens der mayordomo hat eine niedrige, mit Reisig, Schilf oder Pampasgras (Gynerium argenteum) bedeckte Steinhütte (rancho), ohne Thür und Fenster, nur mit einem offenen Eingang versehen, oder eine zur Wohnung improvisierte Steinhöhle (s. Abbild. S. 757). Dieselbe wird nun unserem verwöhnten Freunde als Empfangszimmer zugewiesen; eine kräftige Fleischbrühe, der puchero, gekocht aus Rind- oder Hammelfleisch mit jungen Maiskolben (choclos), Kürbisschnitzeln (zapallo) und grünen Zwiebelstengeln (cebolla), wird in einem dreibeinigen Kessel, wie er vom Feuer kommt, aufgetragen; dem Fremden wird ein Löffel zum ausschließlichen Gebrauch angewiesen, die übrige Begleitmannschaft bedient sich zwei oder drei anderer Löffel, welche von Zeit zu Zeit die Runde machen. Ein asado, just so wie am Morgen, wird aufgetragen und verzehrt; dann werden kleine, aus altem Tuch genähte Tabakstäschchen hervorgezogen und mit Hilfe von den Blättern, welche von den jungen Maiskolben abgezogen werden (chala), Cigaretten gedreht, von denen eine dem Bergingenieur mit Würde und Anstand gereicht wird, während ihm ein anderer caballero mit ebensoviel Grazie die seinige, bereits in Brand gesetzte, zum Anzünden darbietet. Erzählungen, die kaum in ihrem Thema von denen der Bergleute abweichen, mindestens mit derselben Anzahl von Flüchen gespickt sind, beginnen, als plötzlich eine Aufregung in der Gesellschaft entsteht und alles sich hinaus begiebt; ein minero hat gemeldet, daß gleich eine Erzförderung stattfinden würde, und erwartungsvoll begiebt unser Europäer sich zum Schauplatz des Ereignisses. Aber vergeblich lauscht sein Ohr nach den langsamen Schlägen der Glocke, welche in seiner Heimat den richtigen Gang der Fahrkunst anzeigt, vergeblich späht in der Dunkelheit sein Auge nach dem Grubenhause mit der Zechenstube und dem Göpelwerk; erschrocken bleibt er plötzlich stehen: er steht vor einem höhlenartigen Eingange in die Felsen (bocamina), der sich fast senkrecht in die Tiefe fortsetzt. Flackernde Lichter steigen gespensterhaft aus der jähen Tiefe empor; dabei vernimmt er seltsame Töne, aus denen er sich keine Melodie machen kann, bald ist es ein Pfeifen, bald Schnaufen, bald Ächzen, das dumpf und schauerlich aus der einem Hölleneingange ähnlichen Erdöffnung emporbringt. Näher und näher kommen die Lichter, immer deutlicher ertönt das sonderbare Geräusch, und man erkennt endlich eine Reihe halbnackter, von Schweiß triefender Menschenkinder, die, den Körper vorgebeugt, sich mit den Armen auf die gehauenen Steinstufen lehnend, mit gekrümmten Beinen und zitternden Muskeln und verzerrtem, geschwärztem Antlitz, aus dem die weißen Augen dämonisch hervorleuchten, bis zwei Centner schwere Säcke aus roher Rindshaut (capachos) heraufschleppen, in denen das den Berggeistern abgerungene Erz sich befindet. Bis auf den Tod ermattet erreichen die apires, so heißen diese Grubenarbeiter, den Ausgang des unheimlichen Ganges, schweigend stürzen sie die capachos zur Erde, löschen ihre zwischen einen langen Stock geklemmten Talgkerzen und kauern sich, am ganzen Körper bebend, auf der Erde nieder, um sich von der unglaublich schweren Arbeit zu verschnaufen. Aber diese Leute

scheinen aus härterem Stahl geschmiedet zu sein, als die Bohrer (barreno), mit denen der Bergmann vor Ort (barretero) seine Schießlöcher ansetzt; nach kurzer Zeit haben sie sich schon wieder erholt, sie erzählen von dem glänzenden alcance (reicher Erzfund), der gemacht ist, und von neuem steigen sie, kaum gestärkt durch einen Trunk kühlen Wassers, wieder hinab in die geheimnisvolle Tiefe. Ein kurzer Blick wird auf die gehobenen Schätze geworfen, das Hauptstudium derselben aber, wie die Inspektion der Gruben selbst, auf den morgenden Tag verschoben. Die Feuer verlöschen, und jeder streckt sich in Wind und Wetter, sein Sattelzeug ausbreitend, ein buntes Tuch um den Kopf gewunden, auf Gottes freier Erde nieder, bestrahlt vom glänzenden Sternenhimmel, an welchem schweigend das südliche Kreuz leuchtet; nur der Fremdling schlummert, nachdem ihm noch zum Schutze gegen die sich mehr und mehr fühlbar machende Kälte eine Reihe Decken gereicht sind, allein in dem kahlen Wohnraum des mayordomo.

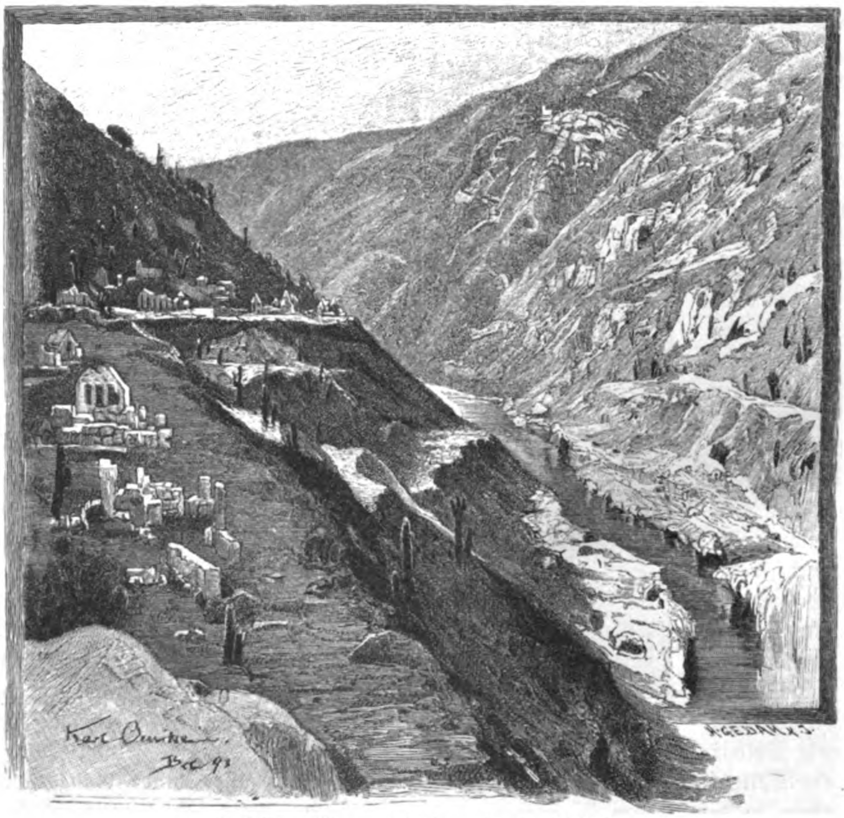
Schon hoch steht die Sonne am Himmel, als unser Freund sich fröstelnd von seinem Lager erhebt; aber er ist neu gestärkt und hat eine ungleich angenehmere Nacht zugebracht wie tags zuvor, da er diesmal von den Zudringlichkeiten jener vier- und sechsbeinigen Unholde verschont geblieben ist, welche in diesen Höhen zu den Seltenheiten gehören. Nach der allgemeinen Begrüßung wird der Morgenmaté eingenommen, und dann geht es los zur Befahrung der Gruben. Schon der Anblick der apires hat ihm einen Vorgeschmack von der primitiven Art und Weise gegeben, wie die Gruben hierzulande betrieben werden, doch sind ihm noch größere Überraschungen aufgespart. Denselben Weg, den jene gespensterhaften Wesen abends zuvor einschlugen, muß auch er machen. Er sieht, daß der Abbau in ganz anderer Weise betrieben wird als bei ihm daheim; er findet keine Förderschächte, keine Stollen; auf dem Gange, der sich weithin auf der Oberfläche der Erde verfolgen läßt, hat man ein kunstloses, schräges, sogenanntes tonnlägiges Gesenke (chiflon) gegraben; alles, was Gang ist, nicht bloß Erz, sondern auch alles taube Ganggestein, der sogenannte Berg, ist herausgeschafft, und eine klaffende Spalte, nur von Zeit zu Zeit von Brücken (puentes) gehalten, gähnt dem über solche Bauweise seinen Kopf schüttelnden geschulten Bergmann entgegen. Die Lichter, wiederum zwischen Stöcke geklemmte



In einem Grubenbau.

Talgkerzen, werden angezündet, und hinab geht es, fast senkrecht, ohne Leiter, über eingehauene Stufen; der schlüpfrige Boden droht jeden Augenblick mit der Gefahr, in die unbekannte Tiefe hinabzustürzen; höchstens an ganz schwierigen Stellen ist wohl ein Seil zum Festhalten oder Herablassen befestigt. Plötzlich steht man vor einem senkrechten Schachte (pique). Aber wie steigt man hinab in diesen Bau? Statt der „Fahrten“ oder Leitern hat man dicke Bäume oder Balken in die Gesteinfugen geklemmt, und in diese sind große Kerben (s. Abbild. S. 759) eingeschnitten, auf denen man hinabklettern muß; ein falscher Tritt, und man bezahlt die verwegene Fahrt mit seinem Leben. Und doch schleppen auf diesen haarsträubenden Steigen die apires ihre schweren Lasten auf dem Rücken hinauf, und seltener als in unseren mit allen Vorsichtsmaßregeln betriebenen Gruben ereignet sich hier ein Unglück!

Die Anbrüche werden an verschiedenen Stellen besichtigt, Muster losgeschlagen, und als man endlich wieder ans Tageslicht zurückkehrt, ist keiner froher als unser Fremder. Und doch zwingt ihn seine Gewissenhaftigkeit, noch eine Reihe solcher Baue in Augenschein zu nehmen. Er studiert genau das auf den Scheideplätzen (canchas) aufgestapelte Erz, welches von den cancheros mit dem Hammer (combo) zerschlagen und in verschiedene Klassen sortiert wird; alle Beobachtungen werden von ihm notiert, und er schreitet in den folgenden Tagen dazu, einen Plan des Grubenreviers aufzunehmen. Ein zur allgemeinen Orientierung passender Aussichtsort, welcher die ganze Gegend beherrscht, muß als Centralpunkt der Messung aufgeführt werden; und welcher Fleck Erde wäre dazu wohl geeigneter als jener schneegekrönte Gipfel, der, im Sonnenglanze strahlend, sich dort majestätisch über das Reich der Wolken hinaus erhebt.



Verlassener Minenort Ajedrez (Provinz Jujuy).

Der Berg muß bestiegen werden; aber als der kühne Fremde seine Absicht zu erkennen giebt, malt sich auf den Gesichtern seiner Begleiter und der an alle Unbilden der Natur gewöhnten Bergleute ein Zeichen des Schreckens. Den nur zu Pferde oder Maultier reisenden caballeros kann man zwar eine solche schwierige Fußtour nicht zumuten, denn auf andere Weise ist der Nevado nicht zu erklimmen; aber auch die mineros, welche in und außerhalb der Gruben gleich Gemsen zu klettern verstehen, schütteln bedenklich ihr verwittertes Haupt. „No señor," heißt es, „den Berg darf man nicht besteigen; wenn jemand eines solchen Wagstückes sich erkühnt, so wird der Berg wütend, fängt an zu brummen und sich zu bewegen, hüllt den wahnwitzigen Ersteiger in Nebel ein und läßt ihn auf Nimmerwiedersehen verschwinden; die Bergwerke aber werden zweifelsohne verschüttet."



Altes Schmelzwerk Tambillos (Provinz La Rioja).

Unser Freund lacht ob solchen Aberglaubens, und da sich keiner ihn zu begleiten überreden läßt — selbst nicht gegen das Anbieten eines hohen Lohnes —, geht er allein an das Werk. Alles Abreden hilft nichts, schaudernd sehen die Landeskinder den verwegenen Gringo seinen Kompaß und seine Feldflasche umhängen, einen Stab ergreifen und bald frischen und frohen Mutes den Bergriesen betreten. Schritt für Schritt verfolgt man sein Ansteigen, jeden Augenblick befürchtet man das Erzittern des Bodens, aber höher und höher gelangt der Wahnsinnige, von Zeit zu Zeit mit seinem Schnupftuch herabwinkend. Da — endlich naht das Verhängnis; der Berg umzieht sich mit einem Nebelschleier — der arme Thor ist den Blicken seiner Nachschauer entschwunden. Ihn kümmert der Nebel, der sich als leichter Schloßenfall niederschlägt, wenig; zwar nehmen die Atmungsbeschwerden zu, es stellt sich etwas von der Bergkrankheit, hier puna oder sorroche genannt, ein, aber der feste Wille und die Freude, die ängstliche Furcht der Leute zu Schanden zu machen, überwindet alle Schwierigkeiten. Noch wenig Schritte über den leichten Firn, noch ein Erklimmen eines steilen Felsens, und keuchend erreicht der Unerschrockene die Spitze des Berges. Sein jauchzender Ruf verhallt in der Tiefe, aber bald flattert, an dem Stabe befestigt, das Schnupftuch als Siegesfahne und zum Zeichen, daß der Berggeist keine Macht hat über die denkende und forschende Menschenseele.

Der Nebel ist verschwunden, der stolze Europäer richtet seinen Kompaß und registriert die für seinen Plan wichtigen Punkte; weit-

hin schweift sein Blick über zahllose Berge und Thäler, über ihm der tiefdunkelblaue Himmel; Scharen von Kondoren umkreisen im sturmähnlichen Gebrause den Glücklichen, der sich in dieser Höhe der Gottheit näher fühlt und mit Wehmut hinabschaut auf die thörichte Welt mit ihren Leiden und Irrtümern.

Glücklich erreicht er sein Standquartier wieder, umringt und beglückwünscht von den Zurückgebliebenen; ein Wunder ist geschehen, und die Achtung, welche der kühne Mann errungen, hat keine Grenze mehr.

Schwer beladen mit Erzmustern kehrt der Ingenieur in seine Heimat zurück; wenn ihn auch die primitive Abbauart, welche er in den Gruben gefunden hat, nicht begeistern konnte, so hat er doch die Überzeugung gewonnen, daß, wenn Verbesserungen eingeführt werden, sich der Betrieb der Gruben immerhin lohnen kann; er hat zugleich eine großartige, schöne Reise gemacht, die bei ihm viele Eindrücke zurückgelassen hat, er arbeitet gewissenhaft seinen Bericht nebst Plänen aus — aber er ahnt nicht, welchem verwegenen Spiele er seine reine Hand geboten hat.

Auf Grund der günstigen Gutachten, dem sich ein glänzender Prospekt der neuen Gründer anschloß, gelingt es unter jener Zahl von gewissenlosen Bauquiers, welche unter den Direktoren von Winkelbanken, Sparkassen, Kreditvereinen u. s. w. sich hier und da vorfinden, einige herauszusuchen, welche mit den ihnen anvertrauten Geldern leichtfertig spekulieren; denselben wird ein hoher Geldgewinn in Aussicht gestellt, das nötige Aktienkapital erreicht und unter scheinbar sicheren, aber mit einigen verfänglichen Klauseln versehenen Garantien eingezahlt. Zunächst werden nun von den Unternehmern die Gruben definitiv aufgekauft, zwar nur die Hälfte bar, die andere Hälfte in Aktien ausgezahlt. Ein guter Teil des übrigen baren Geldes wandert dann zunächst in die Hände der Unternehmer, mit dem Reste werden die Neubauten auf den Bergwerken in Angriff genommen. Vor allem muß daran gelegen sein, die zu brechenden Erze auch zu Gute zu machen, und dazu ist ein Hüttenwerk nötig. Ehe also die Gruben selbst einer gründlichen Aufbesserung unterworfen werden, führt man ohne Sinn und Verstand die großartigsten Hüttenbauten auf. Die teuersten Maschinen läßt man aus Europa für Amalgamierwerke kommen, eine Reihe der luxuriösesten Schmelzöfen und Treibherde werden erbaut, deren feuerfeste Steine allein jeder einen halben Thaler kostet; mächtige Dampfmaschinen werden bezogen, großartige Laboratorien eingerichtet, Bibliotheken angelegt, mit allem Komfort eingerichtete Beamtenwohnungen mit feinsten Schmiede-, Keller-, Küchen-, ja Hotelräumen werden erbaut, für Angestellte, die meist aus den Freundeskreisen der Aktionäre hervorgehen, aber keine Ahnung vom Betriebe derartiger Etablissements haben, wahnsinnige Gehälter gezahlt; zahlreiche Schmarotzer leben auf fremde Kosten in Herrlichkeit und Freuden; großartige Wegeanlagen, um die Maschinen an ihren Bestimmungsort schaffen zu können, werden gemacht — aber ehe das ganze Werk fertig dasteht, ist das Geld und der gründlich in Anspruch genommene Kredit alle und die ganze Gesellschaft erklärt sich bankerott. Das Etablissement kommt unter den Hammer und wird von einem stillen Teilnehmer, im Auftrage des Konsortiums, für ein Butterbrot wieder aufgekauft — die europäischen Bankdirektoren sind um ihre Gelder gekommen, flüchten, erschießen sich oder wandern ins Gefängnis. Wer aber sind in letzter Instanz die Betrogenen? — die armen europäischen Kleinleute, welche, den hohen Zinsen vertrauend, ihre mühsam ersparten Groschen jenen gewissenlosen Banquiers anvertraut hatten.

Es gelingt vielleicht dem neuen Gründer, hinter dem, wie gesagt, meist seine alten Kumpane stecken, welche ihn nur, um sich selbst nicht mit dem Gesetze in Konflikt zu bringen, vorgeschoben haben, ein neues Kapital zur Fortsetzung der Arbeiten aufzutreiben; man beginnt zu schmelzen, aber das Werk ist viel zu großartig für den Bau angelegt; an eine rationelle Betreibung der Gruben, welche doch in erster Instanz in Angriff genommen werden müssen, wird nicht gedacht. Das Erz fehlt, oder die Kosten des Transportes von den rauhen Höhen zu den Schmelzwerken, der meist nur auf Maultierrücken und nur auf schlechten Wegen zu bewerkstelligen ist, stehen in keinem Verhältnisse zum Gewinne — das Werk

steht still; die Beamten und Schmarotzer verlassen es wie die Ratten das sinkende Schiff. Ende: erneuter Bankerott und gänzlicher Verfall der ganzen Anlage und zugleich gänzliche Einstellung der Bergwerke.

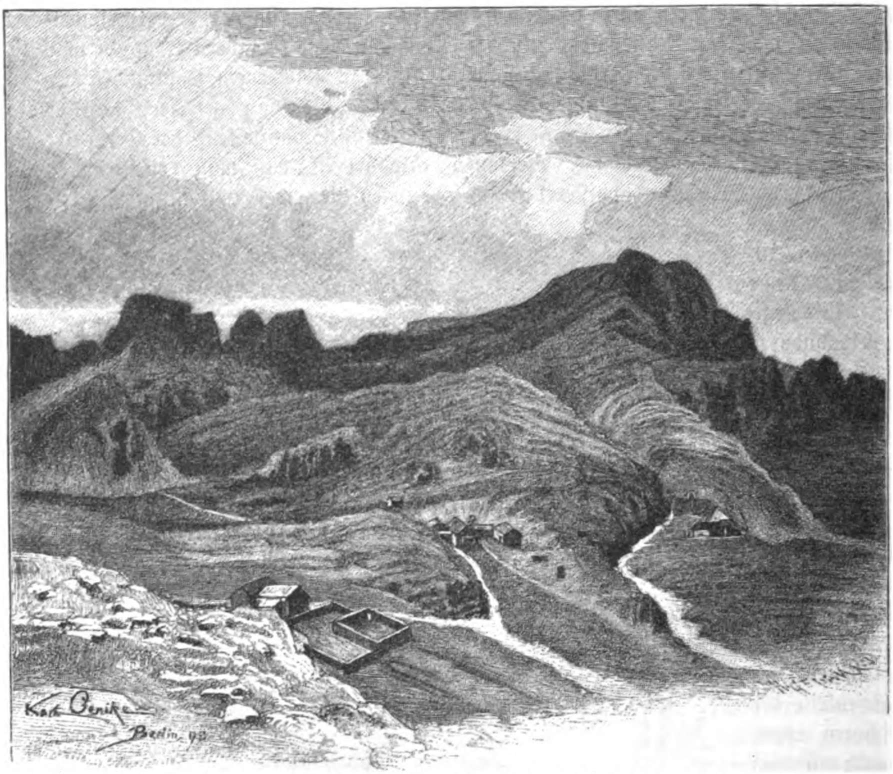
Es erfüllt den Reisenden mit Wehmut, wenn er ganze Ortschaften passiert, welche ehemals ein reges Minenwesen entwickelten, heute aber kein einziges bewohnbares Haus mehr aufweisen (s. Abbild. S. 760); wenn er bei den Ruinen der Hüttenwerke, die häufig zerfallenen Schlössern gleichen, vorbeireist (s. Abbildung S. 761); wenn er sieht, wie die Eisenteile der Maschinen nach und nach gestohlen werden, um aus denselben Hufeisen zu schmieden, oder Mühlen und dergleichen daraus zu bauen; wie von Unberufenen Thüren und Fenster ausgehoben, Dachziegel abgedeckt sind, das Bauholz zu anderen Bauten fortgeführt oder als bequemes Brennholz verbrannt ist, und wie natürlich auch die Bergwerke verfallen sind, in denen als dominio público sich hier und da ein einsamer sogenannter pirquinero (s. vorstehende Abbildung) einnistet, welcher Raubbau im kleinen treibt und von Zeit zu Zeit, seine Satteltaschen mit Erz gefüllt, heimkehrt, um seine Erze zu verkaufen oder auf einem Miniaturwerke selbst zu Gute zu machen, gelegentlich aber auch als cateador (Minensucher) in den Bergen umherschweift, um auf neue Erzadern Jagd zu machen.*



Pirquinero-Cateador.

Es ist immer ein Unglück für den argentinischen Bergbau gewesen, daß demselben zu wenig Schutz seitens der Centralregierung gewährt ist, daß man den Provinzialregierungen die ganze Verwaltung überließ, diese sich aber nur um die rechtzeitige Einziehung der Minensteuern durch eigens besoldete Ein-

* Hierbei leiten ihn häufig sogenannte derroteros, das heißt Wegweisungen, um alte verlassene oder zugedeckte Gruben wieder aufzuspüren. Im Besitze fast jeder Familie befindet sich ein solcher derotero, mit dem oft die phantastischsten Erzählungen über die Geschichte der fraglichen Grube oder deren fabelhaften Reichtum verknüpft sind, und mancher Thaler ist schon — freilich ohne jeden Erfolg — zur Aufsuchung der angeblichen Schätze verausgabt worden. Übrigens mangelt jenen Legenden, die sich meist auf die Zeit zurück-



Minen von Carolina am Cerro Tomalasta (Provinz San Luis).

nehmer, deren Stellen meist angenehme Sinekuren sind, und auf möglichst hohes Heraufschrauben der Abgaben beschränkte, sonst aber jeden Bergmann thun und lassen ließ, was ihm gut dünkte;* denn die Beamten, welche auf den Gruben figurierten, waren meist technisch nicht mehr vorgebildet wie der gewöhnliche Bergmann, und von einer Autorität gegenüber einem Menschenschlage, wie er in Südamerika vorherrscht, konnte selten die Rede sein. Erst vor gar nicht langer Zeit ist man daran gegangen, ein specifisch argentinisches Bergrecht zu kodifizieren (an Stelle der bisher, aber nur dem Namen nach gültigen mexikanischen oder chilenischen Berggesetze), doch hat der seinerzeit allerdings mit einigen Modifikationen vom Nationalkongreß angenommene Código de minería, der viele Übelstände abstellen sollte, seitens der auf ihre Autonomie eifersüchtigen Provinzen bis jetzt gar keine Geltung erlangt, die einzelnen Provinzialregierungen haben denselben gänzlich ignoriert, und die Bergwerksbesitzer haben natürlich um so leichter gegen denselben Front machen können, wie das Gesetz überhaupt ja, wenn man's zum eigenen Interesse braucht, angerufen wird, sonst es aber ein unbequem Ding ist; der einmal sanktionierte Codex soll denn auch wieder kongreßseitig umgestoßen und durch

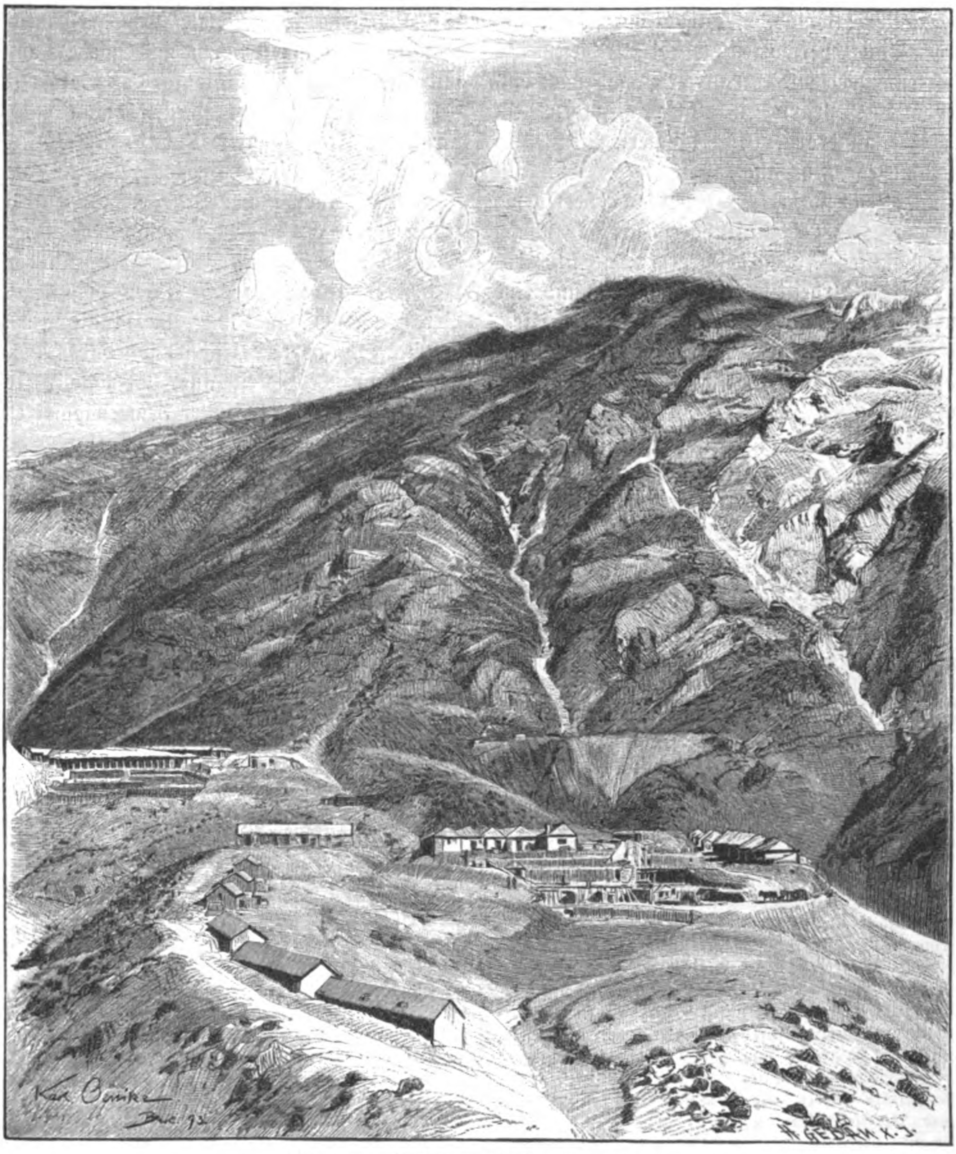
beziehen, wo noch das Indianerelement hier in seinem Rechte war, die gemütvolle Poesie unserer deutschen Sagen und Märchen vollständig. Ein schwacher Anklang an dieselben findet sich höchstens in den Berichten von zugedeckten Gruben (tapadas) oder einem geheimnisvollen (krötenartigen?) Tiere, welches vergrabene Schätze (huacas) bewacht und ein eigentümliches Licht (carbunclo oder farol) ausstrahlt; noch keinem Sterblichen ist es gelungen, dieses Tier zu fangen oder zu töten, da es mit seinen Verfolgern seine Possen treibt und inmitten der Dunkelheit plötzlich erlischt.

* Fiskalische Werke giebt es in der Argentinischen Republik nicht, nur Gewerkschaften oder Privatgruben. Das Recht, eine neue oder verlassene Grube zu bearbeiten, steht jedem Einwohner zu und ist nur mit der notwendigen Geschäftspraxis, der Mutung (denancia, pedimiento), Belehnung (consesion) und Steuerzahlung (contribucion) verbunden. Außerdem soll dem Gesetze nach immer eine bestimmte Belegschaft auf dem Werke arbeiten, widrigenfalls ebenso, wie im Falle der Nichtzahlung der Steuern, die Grube wieder öffentliches Eigentum (dominio público) wird.

einen neuen ersetzt werden, wodurch natürlich die Konfusion nur noch größer wird und kostspielige Prozesse über Prozesse entstehen; derartige sogenannte pleitos gehören überhaupt zu den fast unvermeidbaren Übeln der meisten Grubenanlagen und haben nicht selten die beste Unternehmung zum Stillstande gebracht.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß auf den meisten Gruben fast noch ausschließlich ein ausgeprägter Raubbau getrieben wird, der natürlich nicht nur unpraktisch ist, da die Kommunikationen in den Gruben sehr beschwerlich sind, sondern auch kostspielig, da eine Unmenge von taubem Bergmaterial aus den Werken herausgeschafft werden muß, welches niemals das Tageslicht zu scheuen notwendig, im Gegenteil zur Konsolidierung der Grubenbaue darinnen als Bergeversatz zu verbleiben hat;* sie ist gefahrdrohend, da

* Nur wenige Grubendistrikte machen betreffs der genannten und noch zu nennenden Übelstände eine Ausnahme; hierhin gehören vor allem die trefflich (zum Teil von deutschen gründlich vorgebildeten Beamten)



Minen von Capillitas (Provinz Catamarca).

die weiten, jeder Zimmerung oder Mauerung entbehrenden Spalten, welche nach vollständiger Entfernung des Ganggesteines — denn auch die anfangs stehen gebliebenen Brücken werden schließlich noch, wenn sie erzhaltig sind, abgebrochen — leicht durch einen Pulverschuß ins Wanken geraten und zusammenstürzen können, so daß der ganze Bau dadurch für alle Zeiten ruiniert wird, denn es ist ein gar heikles und gefährliches Ding, solch eingestürztes Grubenwerk (sentazon) wieder in Gang zu bringen; das alte System ist aber auch im höchsten Grade irrational, da es leicht vorkommt, daß der Gang verworfen, verdrückt, zeitweilig zertrümmert und dergleichen, und nach eingehaltener Praxis ein Wiederauffinden desselben außerordentlich schwierig ist. So kommt es denn auch, daß, wenn man auf eine Stelle stößt, wo der Gang verworfen ist und das Erz aufzuhören scheint (sich im sogenannten broceo befindet), man ratlos dasteht, die Arbeiten einfach einstellt und eine neue Metallader aufsucht. Vielleicht liegt die Fortsetzung des Ganges mit neuem Anbruch nur wenige Schritte davon entfernt, und das bei rationellem Betriebe nicht zu umgehende Erz bleibt vorläufig unberührt im Schoße der Erde schlummern.

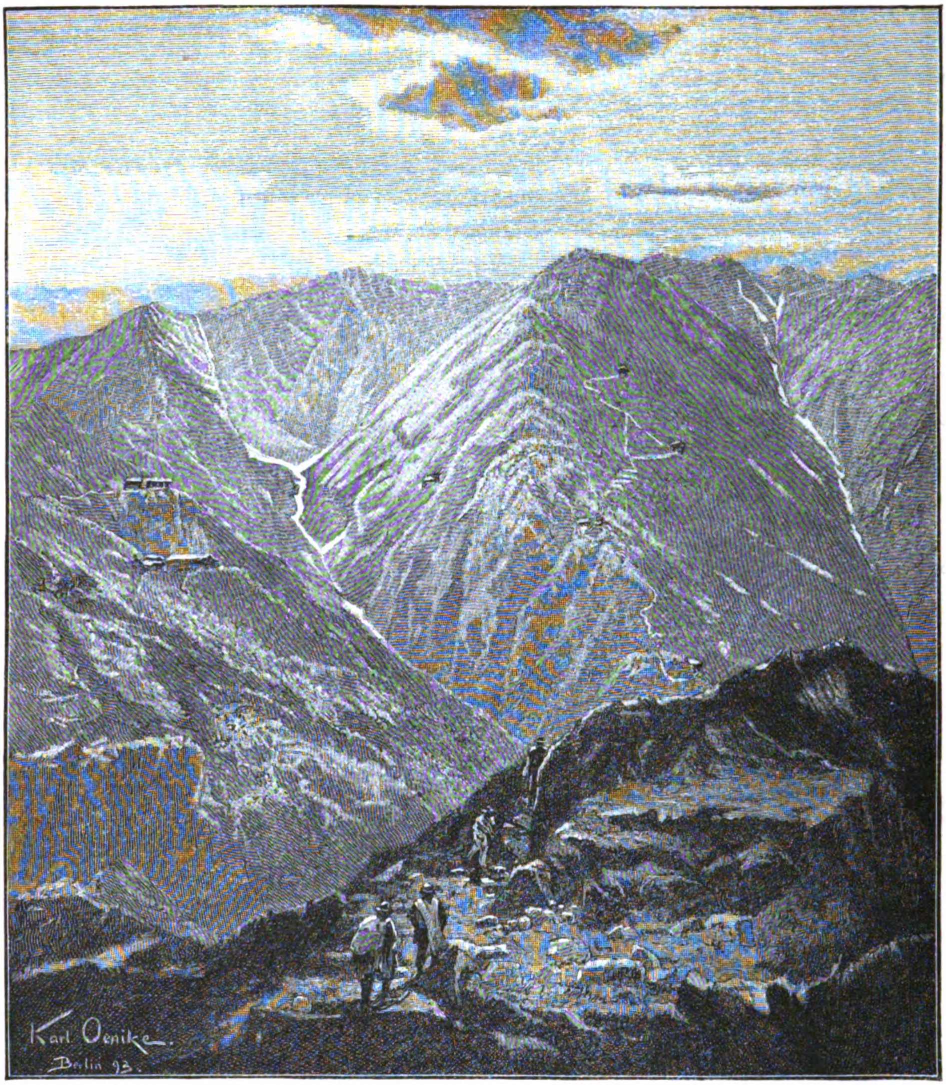
Die Wasserwirtschaft ist in den meisten Fällen auf den Gruben natürlich gleichfalls höchst ungenügend, von Maschinen zur Hebung der sich in der Tiefe ansammelnden Gewässer oder Stollen zum Abfluß derselben ist selten die Rede; man sucht dieselben zwar in Ledersäcken herauszuheben; wird dies aber zu umständlich, so läßt man die Grube einfach versaufen, selbst wenn sie noch gutes Erz führen sollte. Tiefbaue und damit verbundene Ventilationsanlagen wird man vergeblich im Lande suchen.

Weniger Schwierigkeiten bieten sich in den Goldwäschereien (lavaderos de oro) dar, welche an verschiedenen Stellen des Landes bearbeitet werden. Aber auch hier sind die Anlagen meist primitiv, höchstens nach Art des Longtom eingerichtet; für gewöhnlich waschen die Einheimischen auf eigene Faust mit einer Holzschüssel (fuente) das Gold aus dem Flußsande und verdienen damit einen kärglichen Tageslohn (s. Abbild. S. 769).

Der argentinische Eingeborene ist als Bergmann ein fleißiger Arbeiter, der, in der freien Natur groß geworden, sich auch in den Einöden der Grubengegenden zurechtzufinden weiß; er richtet sich in seiner primitiven Bergmannswohnung wie zu Haus ein (s. Abbild. S. 770); er zeichnet sich durch Ausdauer und Mäßigkeit aus, wenngleich es auch vorkommt, daß unter dem engagierten Arbeiterpersonal allerlei hergelaufenes Gesindel sich befindet, welches zwar auf den Werken selbst sich keine Extravaganzen erlauben darf, dafür aber in den auswärtigen Kneipen (pulperías)* ein Luderleben führt und seinen kargen Verdienst verpraßt; ja, solche böse Elemente sind im stande, eine ganze Belegschaft zu demoralisieren. Ist das Unternehmen ein ernstes, so wird alles aufgeboten, solche Elemente wieder zu entfernen. Trotz der relativ guten Kamerad-

geleiteten Werke, die der Goldgruben der Carolina (San Luis) (s. Abbild. S. 764), der Capillitas (Provinz Catamarca) (s. Abbild. S. 765) und einzelne Grubendistrikte des Famatinagebirges (s. Abbild. S. 767); man hat daselbst wenigstens für ordentliche Wohnungen gesorgt und sich bemüht, auch in Bezug auf Abbau rationellere Methoden zu befolgen. Auch die Wege, welche zu diesen hochgelegenen Bergwerken führen, sind in der Neuzeit sehr verbessert, während sonst im allgemeinen im Lande die Zugänge zu den Minen und von diesen zu den Hütten (s. Abbild. S. 768), was Schlechtigkeit und Gefährlichkeit anbelangt, oft jeder Beschreibung spotten, so daß auch hierdurch eine nutzenbringende Bonifizierung der gewonnenen Minerale nicht selten sehr problematischer Art ist. Würde man dem Beispiele der obengenannten Werke überall gefolgt sein, so könnte in der Argentinischen Republik eine hervorragende Montanindustrie stattfinden, während dieselbe heutzutage im großen und ganzen aus den entwickelten Gründen sehr danieder liegt. Hoffentlich bessern sich die Verhältnisse wieder, zumal wenn man erst anfangen wird, die Elektricität, welche in zahlreichen, heute unbenutzt liegenden Wasserkräften eine unerschöpfliche Quelle findet, mit zu Hilfe zu ziehen.

* Mit den Bergwerken ist gewöhnlich ein Kramladen (tienda) verbunden, in welchem die wichtigsten Lebensbedürfnisse zu haben sind. Da auf den Gruben meist Naturalverpflegung herrscht, so beschränken sich jene für gewöhnlich auf Zeugwaren, Nähutensilien, kleinere Stahl-, Eisen- und Blechgeräte, einige Heilmittel; an Lebensmitteln vor allem Zucker und Paraguaythee (yerba de mate), Wein, Ölsardinen u. s. w. Schnaps ist auf einzelnen solideren Werken verboten. Die tienda bildet einen lukrativen Nebenverdienst der Bergwerksunternehmer, da der Bergmann auf mehrere Monate voraus Waren zu hohen Preisen auf Kredit erhält und natürlich von dieser Gelegenheit den gründlichsten Gebrauch macht, aber auch an das Werk gefesselt wird. Vielerorts ist diese Praxis zu einem nicht unbedenklichen Trucksystem ausgeartet, indem die Arbeiter gezwungen werden, ihre Bedürfnisse nur aus diesen tiendas zu entnehmen.

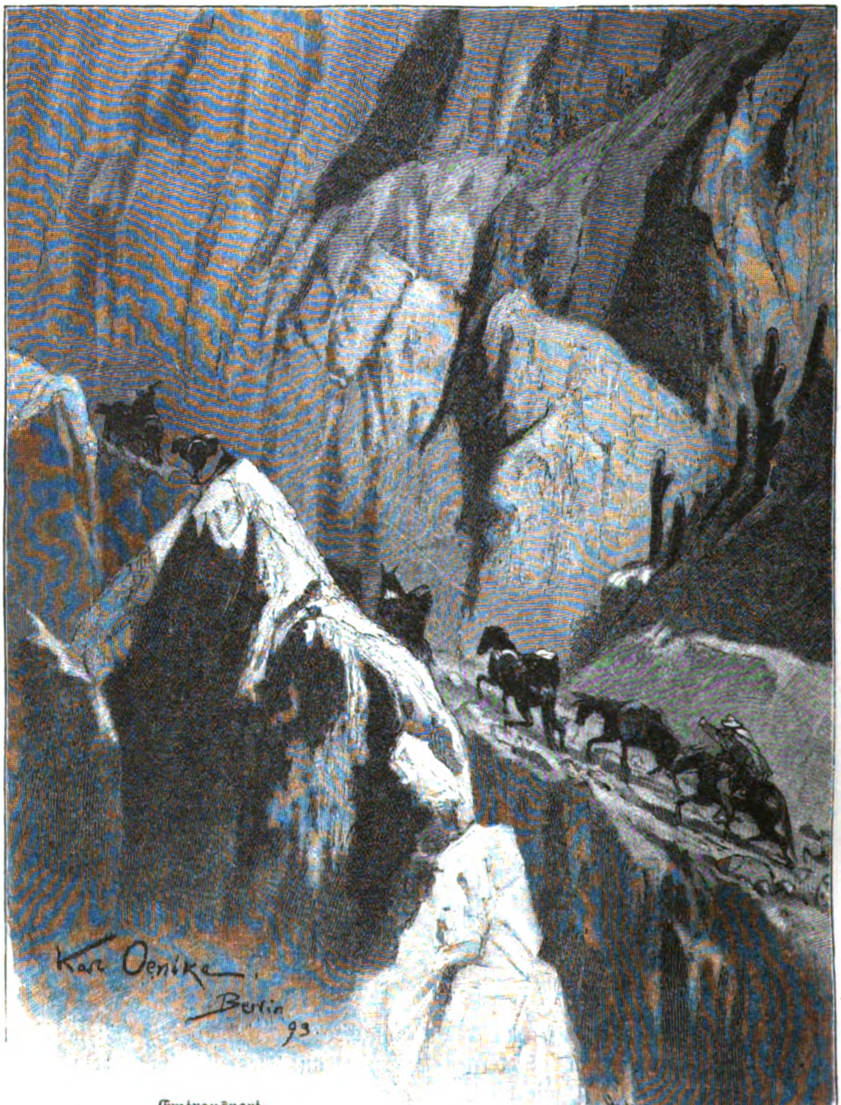


Minen von Famatina am Cerro Negro (Provinz La Rioja).

schaft hat jedoch der deutsche Bergmann, der nach drüben gegangen ist, um im fernen Erdteile sein Glück zu versuchen, wie die Erfahrung gelehrt, sich schwer an das eigentümliche Leben in seiner neuen Heimat gewöhnen können.

Um den Kontrast zwischen deutschen und südamerikanischen Verhältnissen zu verstehen, muß man das Leben unserer Bergleute in der Heimat aus eigenem Anschauen kennen. Mit feierlichem Ernste fährt der deutsche Bergmann, nachdem beim Anfang der Woche regelmäßig in der Zechenstube ein einfacher Gottesdienst gehalten ist, seine Grube an, begleitet von dem Abschiedsgruße seiner Kameraden; ist seine Schicht um, so kehrt er fröhlichen Sinnes in seine trauliche, wohlerwärmte Wohnung zurück; seine sorgsame Hausfrau nimmt ihm die durchnäßte Kleidung ab, um sie am heißen Ofen zu trocknen; seine fröhlichen, blühenden, von der braven Mutter peinlich sauber gehaltenen Kinder hängen sich an seine Seite oder klettern auf seine Arme; Glück strahlt aus seinem treuen Antlitz, das jeden Tag dem Tode ins Angesicht schauen muß, wenn

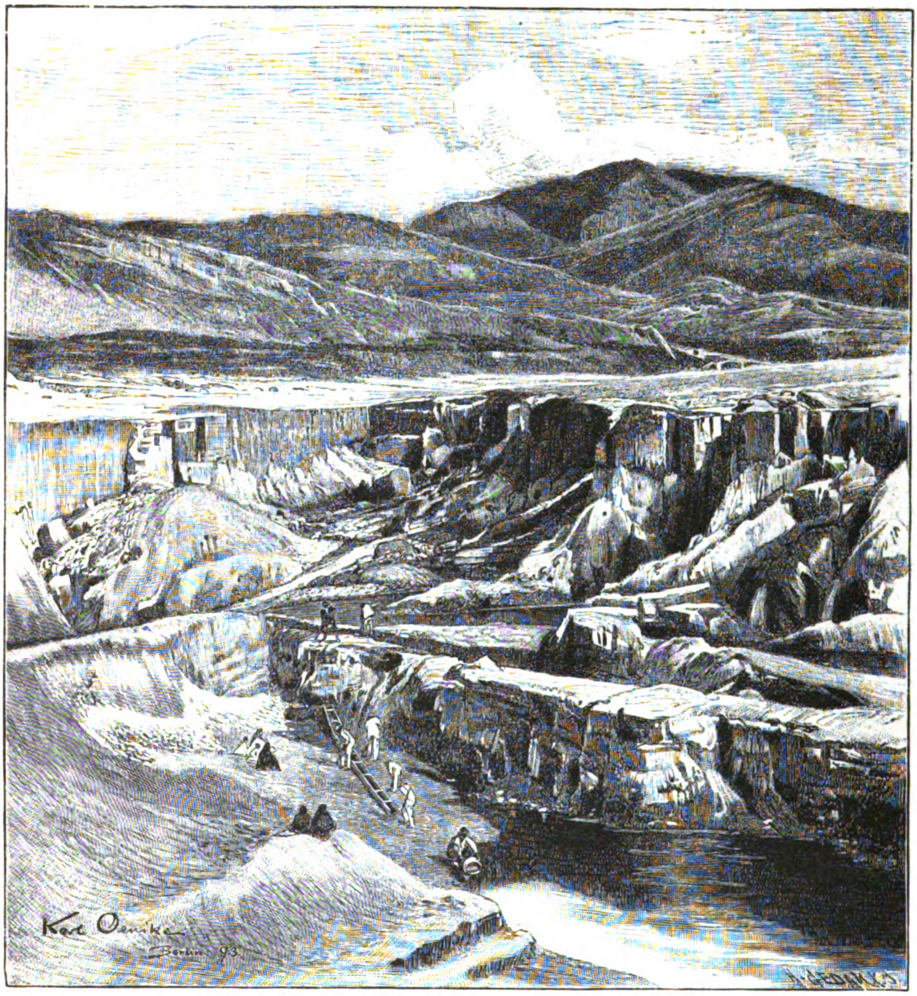
er sich so in seiner geliebten Familie befindet; ein einfaches, aber wohlschmeckendes Mahl kräftigt die abgespannten Glieder, mit Wohlbehagen zündet er sich nach Tisch die fertig gestopfte Pfeife an, welche ihm einer seiner munteren Burschen zureicht; er erzählt seinen Kleinen Märchen von den Berggeistern, die das Erz bewachen und ihr launisches Spiel mit den Bergleuten treiben; er öffnet das Schiebfenster seiner niedrigen, aber friedeatmenden Stube und schaut hinaus auf die Straße, mit diesem oder jenem Bekannten ein harmloses Wort schwatzend; sein braves Weib wird auch nicht böse, wenn er dann und wann einmal der Bergschänke einen Besuch abstattet, um im trauten Kreise seiner Kameraden sich



Erztransport.

an einem Kruge erfrischenden Bieres zu erfreuen und über die Tagesereignisse zu plaudern. Sind die Zeiten schlecht und ist das Getreide teuer, so erhält er aus dem Kornmagazin dasselbe zu einem mäßigen Preise; ist er krank, so erhält er aus der Knappschaftskasse eine angemessene Unterstützung;

ist er alt und gebrechlich, so tritt er eine ehrlich verdiente Pension an — überall aber, wo er geht und steht, wechselt er mit alt und jung jenen schlichten, aber alle anderen an Wohllaut übertreffenden Gruß aus, das uralte Zauberwort „Glück auf!“



Goldwäschereien in der Cañada Honda (Provinz San Luis).

Wie aber muß der deutsche Bergmann auf jenen südamerikanischen Höhen leben? Ist seine Schicht vorüber, so sitzt er einsam da in seiner pirca, ohne Weib und Kind, und bereitet sich seine einfache Speise, die meist nur aus Mais und getrocknetem Fleisch besteht; kein Gärtchen liefert ihm die zu Hause gewöhnten Zuthaten; vielleicht ist der Wasserplatz, dem er mit eigener Hand das unentbehrliche Element entnehmen muß, weit entfernt, und oft genug ist es nur eine trübe, übelriechende oder salzig-bittere Flüssigkeit, die seiner hier winkt. Keine Ziege, welche ihm Milch spenden könnte, meckert ihm aus einem Stalle entgegen; kein Huhn liefert ihm ein Ei zur Verbesserung seiner Speisen, selbst seine sonstigen täglichen Hauptnahrungsmittel, wie Brot und Butter, sind hier Chimären. Die Grube, in der er arbeitet, ist mit Wasser gefüllt, in dem er oft bis an die Knie waten muß; niemand trocknet ihm, wenn er aus derselben zurückkehrt, die Kleider, und feucht muß er sie wieder anziehen, wenn die neue Schicht beginnt. Keine Sage

knüpft sich an die Erzschätze, welche in den umliegenden Bergen verborgen liegen — sie



Nachtlager in den Minen.

sind ohne Geschichte und entbehren daher des poetischen Reizes der Gegenden, wo er als Kind gewandelt; finster und öde starren die rauhen Höhen und wilden Schluchten ihn an, in denen kein Sterblicher sich verlieren würde, triebe ihn nicht die unersättliche Sucht nach baldigem Reichtum, dem Glück der Welt; und wer weiß, wie bald, wenn das Unternehmen nicht glückt, keine menschlichen Schritte hier mehr vernommen und damit Stellung und Verdienst verloren gehen werden. Kein Baum und kein Strauch, keine Blume der Heimat bietet sich seinen Blicken hier dar — es sind alles fremde Pflanzen; nur hier und da sieht er wohl mit Interesse und Erstaunen eine Blüte, die er daheim im Gärtchen oder im Blumenfenster gezogen hat und die hier auf Bergmatten wild wächst: eine Verbene oder Fuchsie, eine Calceolarie oder Begonie, einen Portulack oder einen Vertreter aus dem bizarren Kakteengeschlechte; aber vergeblich sucht er die Maiblume, den Waldmeister und das Vergißmeinnicht seiner Wälder und Thäler;

vergeblich lauscht er nach dem melodischen Glockengeläut der Rinderherden auf den heimischen Wiesen, umsonst schaut er aus nach dem Haselstrauch, aus welchem er sich als Knabe seine Gerte geschnitten; keine Buche, keine Eiche, keine Tanne findet er in dieser neuen Welt.

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

Wehmutsvoll ertönt in seinen Ohren wie ein süßer Zaubergesang dieser schöne Wahlspruch seiner Berge da drüben;

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?

summt es leise auf seinen Lippen — aber wer versteht hier ein deutsches Lied?

Thränen entrinnen seinen Augen; er schaut hinauf zum Firmament, zum Lenker der Schicksale — er sucht das liebe, alte Bild des Himmelswagens — aber fremde Sterne leuchten ihm statt dessen entgegen, fremde Sterne, von denen er wohl einst in der Schule gehört, die aber hier gleichgültig auf ihn hernieder schauen.

Seine Kameraden wecken ihn aus seinen Träumereien, um ihn in ihren Kreis zu laden; so folgt er zwar mechanisch ihrer Aufforderung; aber ihre Gespräche, ihre derbe Redeweise, und vielleicht ihr im Grunde nicht böse gemeinter Hohn auf seine ernste Stimmung lassen ihn sich bald zurückziehen, um sein trauriges Lager aufzusuchen, auf dem er, überwältigt von der Sehnsucht nach den Bergen und Fluren und Auen seiner Kindheit, sich dem Schlafe überläßt, der ihm wenigstens für eine kurze Zeit das irdische Wehe vergessen hilft.

Man glaube nicht, daß, wenn ich hier unseren Bergmann schildere, ein bloßes sentimentales Ideal meiner Phantasie entsprungen ist. Nur wer, wie ich, zwischen deutschen Bergleuten groß geworden ist und erkannt hat, daß es keine gemütvollere Menschenklasse giebt als jene, und wer, wie ich, dann wieder viele, viele Jahre in den argentinischen Bergen zugebracht hat und dort oft ungeahnt von manchem Landsmann mit dem trauten Glückauf begrüßt wurde, mag die Wahrheit meiner Worte zu erkennen im stande sein. Ich sage absichtlich nur Landsmann, denn wenige von denen, die, angelockt durch glänzende Versprechen, nach drüben zogen, um Schlägel und Eisen auf der südlichen Hemisphäre ertönen zu lassen, sind bei ihrem alten Berufe geblieben; und von diesen ist ein Teil verkommen und vergessen; es hat ihnen die Kraft gefehlt, den braven, deutschen Charakter drüben zu bewahren inmitten so mannigfacher Verführungen. Die meisten haben, da der immerhin schon kärgliche Verdienst zusammen mit den teuren Preisen keine großen Ersparnisse, welche vielleicht Mühe und Trübsal ausgeglichen hätten, zuließ, sich anderen Berufsarten zugewandt; von Haus aus gewöhnt an Zimmerer- und Maurerarbeit, haben sie als Bauleute ein ungleich lohnenderes Arbeitsfeld gefunden; bewandert mit Schlosser- und Maschinenarbeit, hat sich ihnen in Fabriken eine einträgliche Stellung geboten; ein anderer hat ein Kaufmannsgeschäft errichtet, wieder einer sich dem Eisenbahnbau zugewandt, und genießt jetzt einen achtbaren Posten als Beamter — alle haben sie es vorgezogen, das einsame unwirtliche und wenig einträgliche Leben des minero zu vertauschen mit einer Beschäftigung, die sie unter Menschen bringt, die ihnen gestattet, ein wohnliches Heim in bewohnter Gegend zu gründen. Vielleicht haben sie einst Weib und Kind zurückgelassen und die sind ihnen jetzt nachgefolgt in die Neue Welt; oder sie waren noch frei und haben sich mit den Töchtern des Landes verbunden — alle führen ein glückliches Familienleben, sind hoch geachtet wegen ihres Fleißes, ihrer Ehrlichkeit, ihrer Tüchtigkeit und Geschicklichkeit — alle denken mit einer gewissen Wehmut an ihr dortiges Bergmannsleben zurück und erzählen gern von den ausgestandenen Leiden; und wenn sie sich begegnen, so ertönt auch da drüben als Erinnerung an ihre Heimat der alte gemütvolle Gruß, den sie in der Fremde nicht vergessen, das uralte Zauberwort: „Glück auf!“

Die Nase.

(Fragment.)

Von

Hermann Masius.

> Seh ich eine Nase,
> Möcht ich sie zupfen:
> Seh ich Perücken,
> Möcht ich sie rupfen:
>
> Seh ich einen Rücken,
> Möcht ich ihn patschen;
> Seh ich eine Wange,
> Möcht ich sie klatschen.
>
> Goethe: Scherz, List und Rache.

Wenn die Lunge vielleicht jedes andere unserer Organe an Wichtigkeit übertrifft, indem sie ohne Aufhören dem Körper das unentbehrlichste aller Lebenselemente zuführt, so kommt ihr doch an praktischer Bedeutung die Nase ziemlich nahe. Denn auch durch sie atmen wir. „Gott blies Adam einen Odem in die Nase,“ heißt es im ersten Buche Mosis (Kap. 2, V. 7). Und nicht bloß, daß sie den an- und eindringenden Luftstrom aufnimmt; sie erwärmt, sie reinigt ihn auch und verbindet mit diesem mehr behütenden Geschäft noch ein weiteres wesentliches als Organ des Geruchs. Jeder Aushauch, vom Duft des Veilchens und von dem Aroma einer Orange bis zu den Schwaden der Gruben und Schachte und zum Brodem modernder Sümpfe, wird durch sie empfunden; und wenn der Kulturmensch allerdings in dieser Hinsicht die ursprüngliche Schärfe und Naturfrische der Auffassung zum Teil verloren hat, so möge man dagegen des Wilden gedenken, der den Rauch eines Lagerfeuers noch auf Meilenweite, den feuchten Dunst einer unterirdischen Quelle noch aus Metertiefe wahrnimmt. Doch ist auch uns eine immerhin staunenerregende Feinheit dieses Sinnes geblieben. Ein Stäubchen Moschus, ein kaum sichtbares Tröpfchen Rosenöl an Kleidern, Tüchern und ähnlichen Stoffen genügt, um uns noch tage- und wochenlang anzuregen.

So als Sitz und Werkzeug des Luftsinnes, und somit gleichsam als Frager und Forscher, als Warner und Weiser ist die Nase recht eigentlich in die Mitte des Gesichts gestellt; zeigt sie uns zwar nicht gerade Weg und Richtung, so gehen wir doch wenigstens allezeit der Nase nach. Und es geschieht lediglich um ihres Spürtriebes und Spürvermögens willen, daß der Zweifelnde oder Nachdenkende unwillkürlich den Zeigefinger an die Nase legt oder daß der Volksmund von dem Neugierigen wohl sagt, er stecke seine Nase in alles,[1] wie es zufolge ähnlicher Anschauung etwa weiter heißt, statt jemand in die Irre führen, ihm eine Nase drehen, ihn nasführen,[2] aber auch im Sinne des Tadels ihm etwas unter die Nase reiben. Mag denn nun die Nase allerdings nicht in dem vollwichtigen Sinne, wie das Auge, ein Seelenspiegel genannt werden können: eine physiognomische Bedeutsamkeit kommt ihr unleugbar zu, und bekanntlich hat Friedrich Haug, einer der beliebtesten Epigrammatisten, zu Anfang unseres Jahrhunderts in

[1] Mit verstärktem Ausdruck Mephisto im Prolog des Faust: In jeden Quark begräbt er seine Nase.

[2] Ganz so gebrauchten auch die Griechen das Wort ῥινᾶν.

seinen „Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“ dies Thema in Länge und Breite behandelt.

Als vorspringendste Partie, als „Erker“ des Gesichtes, wie weiland Zesen[1] sie genannt wissen wollte, bestimmt die Nase ganz besonders dessen Typus. Und dies ist so wahr, daß man — vom rein negativen Standpunkte aus — geradezu behauptet hat, kein Teil des menschlichen Angesichtes wirke ungünstigen Falles so entstellend als dieser, während doch selbst die edelst geformte Nase nicht genügen würde, um etwa gewöhnliche oder häßliche Züge zu verschönern. Andererseits aber steht wiederum nicht minder fest, daß die Nase dem Gesicht nicht bloß seinen Accent giebt, sondern es gleichsam vertritt, ja die ganze Persönlichkeit, das ganze Ich versinnbildet. „Er hat ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen, das Mädchen vor der Nase weggefischt u. s. w.“ sind der Volksrede völlig geläufige Wendungen. Sagt man: „ich bin ganz Ohr“, um die eigene gespannte Aufmerksamkeit zu bezeichnen, so würde man etwa von einem findigen Detektiv auch sagen dürfen: „er ist ganz Nase.“ Dazu kommt aber weiter, daß die Nase ungeachtet ihrer teilweis knorpeligen Natur eine gewisse mimische Ausdrucksfähigkeit besitzt.

Es ist daher wohl berechtigt, wenn wir sagen: „jemand etwas an der Nase ansehen“, oder wenn es von dem Dünkelhaften heißt, er trage die Nase hoch, von dem Übersättigten und besonders häufig auch von dem Spötter, er rümpfe die Nase,[2] oder wenn man den Vorwitzigen naseweis, eine Rüge scherzhaft eine Nase nennt, oder wenn man den enttäuschten Werber höhnt, er müsse mit langer Nase abziehen und dergleichen. Ebenso begreift es sich, daß der Bühnenkünstler einer charakteristischen markierten Nase bedarf, und daß andererseits die Nase nicht selten Veranlassung zu allerlei Namen und Beinamen sowohl im gewöhnlichen Leben als selbst in den Jahrbüchern der Geschichte gegeben hat. Um von Ovidius und einzelnen der Scipionen zu schweigen,[1] erinnere ich an Rudolf von Habsburg, der sich um seines beträchtlichen Riechwerkzeuges willen manchen Spaß gefallen lassen mußte, an Franz I. von Frankreich mit dem Spitznamen le roi Grand-nez, an Ferdinand von Sicilien im Beginn unseres Jahrhunderts, den das Volk il Nasone (den mit der langen Nase) hieß,[2] oder ich verweise, in andere Regionen hinabsteigend, auf das edle Geschlecht derer von Spitznas, auf die Großnase, Langnäse, Bonäs, auf den Satiriker Johann Nas (Nasus), auf meinen lieben Freund, den Pädagogen und Historiker Otto Nasemann.

Es ist ferner zu erwägen, daß das in Rede stehende Organ, wie schon angedeutet, eine beachtenswerte Mannigfaltigkeit von Abwandlungen seiner Grundform aufweist. Man vergegenwärtige sich etwa das naive Stumpfnäschen der thüringischen Bauerndirne oder die zinkenartige Nase des alten Zigeunerweibes, die scharf vortretende, von der Mitte an gerad absinkende Adlernase des Römers und die edle, fein modellierte Bildung der griechischen Nase, man nehme hinzu die freilich nur allegorisch zu verstehende Nase der Braut, die der Sänger des Hohenliedes (Kap. 7, V. 4) in ihrer ragenden Stattlichkeit dem Turme auf dem Libanon vergleicht, oder die sogenannte Heringsnase,[3] gewissermaßen das Gegenstück der letzteren, oder man denke endlich an die rüsselartig spitze, die, zumal im Verein mit dem spitzen Kinn, dem Gesicht so leicht den Charakter der Härte und Schärfe giebt.[4]

Übrigens galt wohl jederzeit und nament-

---

[1] Philipp von Zesen, der vielberufene Sprachreiniger des siebzehnten Jahrhunderts, Stifter der „Deutschgesinnten Genossenschaft“.

[2] Die Griechen hatten für dieses spöttische Mienenspiel den Ausdruck *μυκτηρισμός* (von *μυκτῆρες*, eigentlich die Nüstern).

---

[1] Ovidius (geb. 43 v. Chr.) führte bekanntlich den Beinamen Naso; unter den Scipionen hießen drei Nasica, nämlich Publius Cornelius Scipio (im Jahre 191 v. Chr. Konsul), Publius Cornelius Scipio Corculum (i. J. 155 Konsul) und Publius Cornelius Scipio Serapio (i. J. 138 Konsul).

[2] In einer Anmerkung mag vielleicht berichtet werden dürfen, daß Elisabeth von England, die jungfräuliche Königin (der die stärksten Schmeicheleien nicht stark genug waren), zu ihrem roten Haar auch eine übergroße Nase besaß, die freilich in dem mustergebenden privilegierten Porträt sehr gekürzt erschien, im höheren Alter aber ebenso häßlich hervortrat als ihr schwarz gewordenes Gebiß.

[3] Auch wohl „Kartoffelnase“ geheißen, selbst „Dachsnase“ (so wenigstens nach den Briefen der Liselotte, d. h. der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans).

[4] Sagt doch das Sprichwort sogar:

Spitze Näs un spitzet Kinn
Da sitt de lebendige Düvel in.

lich auch im deutschen Mittelalter, wie noch heute, nur diejenige Nase für schön, welche weder allzu kurz und platt noch aufgestülpt[1] oder verkrümmt, welche mit einem Wort von allem Übermaß und aller Verunstaltung frei war; daher wir in Flor und Blancheflor V. 6832 ff. lesen:

> Sîn nase was im alsam
> nâch wunsche eben unde sleht,
> wol geschaffen unde reht,[2]

und ähnlich in den Carmina Burana 40, 4:

> Naris eminentia
> Producitur venuste
> Nec nimis erigitur
> Nec premitur injuste.
> (Die Nase thut sich schön herfür,
> Sie greift nicht allzu keck ins Weite,
> Noch duckt sie sich zur Ungebühr.)

Unabhängig von der Form der Nase tritt nicht selten eine gewisse Veränderung ihres Kolorits ein. Ich meine natürlich nicht jene neckischen Flecke und Fleckchen, welche etwa der Blütenstaub von Lilie, Tulpe u. s. w. der zu begierig in den Kelch eintauchenden Nase anhaftet, noch weniger die dort sich gelegentlich niederlassenden Spuren von Ruß, Asche und dergleichen, wie sie der Wind hierhin und dorthin treibt. Ich habe, wo nicht Bleibenderes, doch immerhin Gewichtigeres im Sinn. Ich denke an Affekt und Leidenschaft.

Während der Schreck die Nase wohl bis in die Spitze erbleichen läßt, rötet sie dagegen der Zorn, und daß die Kupfernase den Zecher, die blaurote den Branntweintrinker, aber allerdings ebenso den Frierenden kennzeichnet, weiß alle Welt. Andererseits wissen die Physiognomiker auch, daß zur schönen Nase, wenigstens der Frauen, zugleich zart und rosig durchscheinende Flügel dieses Organs gehören.

Auf vielleicht noch erheblichere Punkte führt ferner der Zusammenhang der Nase mit dem Munde. Beide sind Ein- und Ausgänge des Atems, Pforten der Lunge, und in erregten Augenblicken steigert sich die Atmung durch jene erstere wohl zum Schnauben, wie freilich hinwiederum auch im tieferen Schlafe (namentlich dicker Personen) der Odem geräuschvoll durch die Nasenengen zieht. Fast alle Wilden schlafen hörbar, sie schnarchen.[1] Aber auch in der Sprechweise, in der eigentümlichen Art, mit welcher wir den Laut entsenden, macht sich nicht selten ein Anteil der Nase vernehmlich, wie die näselnde Stimme gewisser Völker und selbst gewisser Stände zur Genüge beweist; und so endlich erklärt sich auch die Fertigkeit des Rauchers, der den Dampf des Knasters in allerlei krausen Kringeln zugleich aus Mund und Nase hervorströmen läßt.

Begreiflich genug, daß der Mensch, die Bedeutung dieses Organs würdigend, ihm eine gewisse Pflege und Weide, ja wohl einmal besonderen Zierat widmet. Ist das letztere jedoch nur ein Brauch der Wilden, die etwa Stäbchen, bunte Federn und dergleichen durch Wand oder Flügel der Nase ziehen, so ist dagegen (um die Erfrischung derselben mit Wohlgerüchen zu übergehen) ihre saubere Überwachung eine allgemeine Forderung der Sitte.

Es erscheint daher das Tabakschnupfen von diesem Gesichtspunkte aus wenig gerechtfertigt, und zwar um so weniger, als die Nase selbst durch das schon im Altertum für heilbringend oder glückbedeutend angesehene Niesen[2] sich eines Teiles ihres Überflusses zuweilen fast explosionsartig entledigt. Immer aber gilt es die Aussonderungen derselben gleichsam im geregelten Bett zu erhalten. Wie ein Licht geschneuzt wird, wie die Sterne sich schneuzen, so soll Mann und Weib, Büblein und Mägdlein die Nase schneuzen zu ihrer Zeit. Denn erst die geschneuzte Nase leistet, was eine feine Nase leisten soll; erst der vir emunctæ naris ist ein wirklich gewitzter Mann, verdient im Sinne des geläuterten Geschmackes ein na-

---

[1] Beiläufig sei hier bemerkt, daß Prinz Eugen, der überhaupt auf den ersten Blick keinen gewinnenden Eindruck machte, eine aufgestülpte Nase hatte, wie das berühmteste Beispiel einer solchen das Silenengesicht des Sokrates bot. (Vergl. Luc. Annæus Seneca ed. Frider. Haase, vol. III, fragm., Seite 430. Da nennt Sokrates sich fœdissimum hominem simis naribus sqq.)

[2] Also in freier Übersetzung etwa:

> Seine Nase war ihm recht zu Dank
> Gerade und schlank,
> Wohlgebildet und blank.

[1] Naso clamare, sagt Plautus.

[2] Als Xenophon, der berühmte Führer der Zehntausend auf ihrem Rückzuge aus Persien, einen Kriegsrat hält und bei seinem Vorschlage, den drängenden Feind anzugreifen, einer der Hauptleute niest, erkennen alle freudig das göttliche Zeichen. Vergl. Xenoph. Anabas. III, 2; 9.

sutus, vielleicht selbst nasutissimus[1] zu heißen.

Noch eins!

Nach dem Ausspruch eines griechischen Denkers ist der Mensch das Maß der Dinge. Eben dieser Anschauung zufolge haben die Völker von jeher die charakteristischen Formen der Landbildungen und der Wasserläufe vergleichsweise nach den Gliedern des Menschen genannt. Wir sprechen von den Armen des Flusses, von den Busen der Meere, von Rücken und Fuß der Gebirge. Und so haben denn auch verschiedene Sprachen die Spitzen der Küsten wie der Berge wohl als Nase bezeichnet. Ein besonders treffendes Beispiel bietet dafür im südlichsten Norwegen Kap Lindesnäs, das bei den Engländern schlechthin the nase, bei den Holländern de neuss heißt. Aber ich erinnere weiter daran, daß der Leuchtturm von Riga auf dem riffumgebenen Vorsprung von Domesnäs, d. h. wahrscheinlich auf der Unglücksnase, auf dem Kap des Schiffbruchs steht, und daß an der bretonischen Küste einer der hervorragendsten Punkte das cap gris nez, also die graue Nase ist.[1] Von Blankenese[2] endlich (eigentlich die weiße Nase) unterhalb Hamburg hat wohl jeder Deutsche schon gehört; und um noch ein heimisches, zugleich bekanntestes Beispiel anzuführen, gedenke ich der Brocken-Scene aus Faust, wo es heißt:

> Seht die langen Felsennasen,
> Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Daß aber endlich der Name der Nase auch halb bildlich in die Sprache der Handwerke und der Kunstgewerke übergegangen,[3] ja daß sie in launiger oder spöttischer Rede als Raum- oder Zeitmaß dient, begnügen wir uns eben nur noch zu erwähnen, um nicht bis zu guter Letzt „alle Nasen lang" Belege und Beweise anzuführen.

---

[1] Dieser Superlativ findet sich bei Seneca.

[1] Es ist nach den „Sänden", d. h. nach den weißsandigen Flußanschwemmungen so genannt.

[2] Eine der Landspitzen am korinthischen Meerbusen wird von den Neugriechen Ψαρομύθη, d. i. Fischnase, genannt.

[3] Schon bei den Griechen hieß die Tülle der Lampe deren Nase, und wir sprechen von einer Dachnase (einem mit Giebeldach versehenen Bodenfenster), von einer Pflugnase, Hobelnase und dergleichen.

Herders Kindheit und Knabenalter.

Von

Eugen Kühnemann.

Es gewährt einen eigentümlichen Genuß, die Dokumente der Jugendgeschichte Herders zu lesen, wie der treue Fleiß seiner Witwe sie gesammelt, und wie sie nun im ersten Bändchen des von seinem Sohne herausgegebenen Lebensbildes vereinigt sind. Diese in den Verhältnissen enge und gedrückte Jugend, die durch das spätere Leben des Mannes ihren Wert erhalten, sie zieht gleichsam in der Seele, in der Liebe seines Weibes an uns vorüber. In den Berichten aber, die sie eingefordert und erbeten, sprechen zu uns drei Generationen von Stammesgenossen Herders. Aus der eingezogenen und hypochondrischen Enge, in der der junge Herder litt, tönt noch die gemütlose, kahle, gleichsam vom Leben verlassene, darum das Leben verleugnende Stimme seines alten Vorgesetzten und Tyrannen, des Mohrunger Diakonus Trescho. Altersgenossen und Freunde Herders bringen in Treue ihre Berichte dar. Die enthusiastisch hellen Worte des jugendlichen Predigers Puttlich (in Herzogswalde in Ostpreußen) kommen aus der Seele des jungen Geschlechts, das nun schon zu dem großen entschlafenen Landsmann in begeisterter Liebe emporschaut. Es treten in der Folge der Berichte die Gesinnungen an uns heran, in denen Herder von den drei Generationen der Mitlebenden empfunden ward. Ganz als spräche aus den Dokumenten, die nur die Jugendgeschichte erhellen wollen, aus der Enge, in die wir mit dem jungen Herder zurücktreten, alles Gute und Große, was aus diesem Leben ward, was dieses Leben der Beachtung wert gemacht, überstrahlt von dem, was für des Mannes eigenes Empfinden in diesem Leben das Köstlichste war, von der Liebe und Treue seiner guten Frau.

Am 25. August 1744, zwischen elf und zwölf Uhr nachts, wurde Herder in Mohrungen in Ostpreußen geboren, das dritte Kind seiner Eltern. Am 27. August wurde er auf die Namen Johann Gottfried getauft. Sein Vater, von Haus aus Weber, war Elementarlehrer, Glöckner und Kantor. Die Mutter, eine geborene Pelz, war eines Huf- und Waffenschmieds Tochter.

Der Ort war klein und von kleinen Leuten bewohnt. Nicht reizlos in seiner Umgebung: Wald und Wasser fehlten nicht. Ein See lag im Süden, ein sumpfiger Mühlteich im Norden. Das zum Dorfe Paradies gehörige Wäldchen, das Paradieseswäldchen, bot dem jungen Herder seinen häufigsten und liebsten Spazierweg.

Dem Hause der Eltern war schon infolge der Amtsthätigkeit des Vaters die bibelfeste und gläubige Frömmigkeit zu eigen. Sie hatte die Gesinnung im Innersten durchdrungen. Man hatte im Pastor und Diakon die verehrten Vorgesetzten, im Rektor der Stadtschule gleichsam den höher gestellten Standesgenossen. Damit war der sociale Gesichtskreis des Hauses gegeben. Die fraglose Frömmigkeit des echten und reinen Glaubens war Grund und Lebenselement des Daseins, das man so selbstverständlich atmete wie die Luft; die gelehrte Bildung, wie sie im Schulbetriebe sich allmählich festgesetzt, war das Ideal höherer Kultur; in sie hinaufzusteigen

das natürlich gegebene Ziel des Ehrgeizes. Das Leben hatte seine feste und bestimmte, in der Gesinnung wie in der Anschauung vom socialen Dasein gleich zweifellose Form, welche der Persönlichkeit mehr einen festen Umkreis und eine Schranke als ihrer Bewegung ein unendliches Ziel des Bildens und Schaffens gab.

Auch erwuchs das Leben in dem Knaben ohne Konflikt mit dieser Welt, in sanfter Anschmiegsamkeit an die Zustände der Seele und der Existenz, in die seine Geburt ihn gestellt. In unbedingter Verehrung sah er zu seinen Eltern auf. Wie sollte ihre Gesinnung nicht die seine geworden sein! Noch spät erzählte er im Kreise der Seinigen von seiner Mutter, die er wie eine Heilige im Herzen trug, von ihrem sanften Gemüt und ihrer Liebe zu den Kindern. Er lernte von dem Vater die strenge Ordnung und die bedingungslose Treue der Pflicht. Es war ihm wie in der Jugend die süßeste Belohnung, so noch im Alter eine süße Erinnerung, wie seines Vaters Antlitz sich verklärt, wenn er mit ihm zufrieden war, wie er die Hand sanft auf seinen Kopf gelegt und ihn genannt: Gottesfriede! Bibel und Gesangbuch waren die Nahrung seines Geistes, sein erster Unterricht in Philosophie, Poesie und Musik, wie er später bei den Völkern, bei der Menschheit so oft die Religion als älteste Philosophie, Poesie und Musik betont, seine erste Quelle der Gedanken und der Empfindung. Das Gefühl des religiös Feierlichen ward heimisch in seiner Seele, der Beruf des Predigers von selbst sein erstrebtes Ziel. Zumal in dem befreundeten Hause des alten Pfarrers Willamovius, der ihn in Religion unterrichtete und konfirmierte, dieselbe Gesinnung ihn umfing und einsang in das Leben.

Aus Kindheitseindrücken der Liebe und Verehrung ward so die Religion nicht nur ein dogmatischer Besitz seines Kopfes, sie ward der Stimmungston seiner Seele, ein Ton des Gefühls, in dem sein geistiges Leben begann und lange gefärbt blieb. Sie bildete, indem sie ihn in seine Lebenssphäre hineinfügte, zugleich im Innerlichsten seiner Seele ein eigenes, ein verborgenes Element des persönlichen Lebens, das in verlorenen Träumen sich aus- und fortspann. Es schlug tief ins Innere hinein, was von außen zu ihm kam. Auch die höhere Bildung des Geistes trat zu ihm in einer harten äußeren Form. Auch hier galt es sich einfach hineinzufügen in die starre Gestaltung der Welt, um die eigenen inneren Kräfte wachzurufen, daß sie dann fortwirken konnten im eigenen Leben. Die Stadtschule in der Hand des Rektors Grim war eine wahre Pflegstätte pedantisch vertrockneter Schulerziehung. Der äußere Respekt und das Gedächtniswissen über alles! recht als ob das längst erkaltete Leben vergangener Jahrhunderte den jungen Geist erstarren wollte in seinem Bann. Sobald der Schüler des Schulhauses ansichtig ward, mußte er, welch Wetter und welche Jahreszeit es sei, mit entblößtem Haupt sich nähern. In den Schulräumen herrschte eiserne Strenge. Die Prügel hagelten. Man lernte tüchtig Latein, einigermaßen Griechisch, etwas Hebräisch; freilich in rein grammatikalischem Unterricht — in einem Unterricht, von dem Ermüdung, Überdruß und Ekel kaum zu trennen war, einem Unterricht, der in der Seele des gequälten Knaben, wie er in dumpfer Ergebung dastand, fast eine Art Haß gegen den Lehrer nähren mußte. Und doch, so streng und herb der alte Hagestolz auf seinem Katheder dasaß, es fehlte ihm eine innere Teilnahme für seine Schüler nicht. Er gönnte dem begabten Knaben auch privatim seine Unterweisung, wo das Neue Testament und Homer, Logik und Dogmatik gründlich durchgenommen ward. Ja, es kommt fast in dieses öde Leben ein Zug von dürftiger Poesie, es scheint unter der harten Schale des Schultyrannen eine halb verschüttete Seelenschicht zarteren Empfindens sich zu regen, wenn man hört, daß er die besten Schüler, vier oder fünf, auf seine Spaziergänge mitnahm, sich von ihnen Ehrenpreis oder Schlüsselblümchen zu seinem Thee suchen ließ und als besondere Ehre dem einen oder anderen von ihnen eine Tasse solchen Thees mit einem ganz, ganz kleinen Stück Zucker zu genießen gab. Es war kein sokratischer Freundesverkehr des Lehrers mit seinen Schülern, in dem das eigenste Leben der Seelen zusammenströmte, um die höchste Kraft in jedem zu entwickeln, aber es war innerhalb dieser gedrückten Welt doch ein wenig, ein verlorenes Etwas von Seele.

Und so wenig auch hier die Persönlichkeit in den Tiefen ihrer Lebenstriebe ergriffen und entbunden ward, es wurden dem Geiste doch die Mittel gegeben, durch welche er die historische Welt der Menschheit sich erschließen konnte. Der Lebenswille ward nicht aufgestört, der seine Welt bauen will als den Ausdruck des Selbst, aber die Beweglichkeit des Geistes ward erregt, das Verlangen des Wissens erwachte, und die unruhig aufdämmernde Lebenskraft, die noch nicht schaffen konnte aus den Tiefen des Selbst, begehrte ohne Ende nach Nahrung an dem Stoff der Welt.

Eine gesteigerte und schnelle Fassungskraft, eine blinde Lesewut bezeichnen den Anfang des eigenen geistigen Lebens in Herder. Noch spät erzählte man in Mohrungen Geschichten davon, wie vor seinem Verlangen kein Buch im Orte sicher war. Schon als Kind war er ernst, gern einsam und mied die Spiele der Genossen. Jetzt trug er seine geliebten Bücher auf einsamen Spaziergängen mit, setzte sich auf den hohen Ast eines Baumes, wo das Blattwerk rings ihn den Blicken verbarg, lagerte sich im Walde, am See, und die Gedanken der Bücher spannen sich in seinen Träumereien fort. Von Buch zu Buch in unruhiger, nie ermattender Lust! das ist der eben erwachende, der aufgestachelte Geist, in dem die eigene Kraft erst als ein dumpfes Brüten, als ein dunkles Gefühl sich regt. Es bewegt, es treibt in ihm, er will hinaus aus sich, aus seiner Enge, er will das andere werden, das in ihm ist. Und zunächst mit der Glut erwartender Liebe giebt er sich hin an die Welt. Indem Buch nach Buch, Zeit nach Zeit, Geist nach Geist ihn an sich zieht und er sich verliert in den unbestimmten Weiten des Gedachten und des Gedichteten, hat er das Gefühl, ein anderes, ein mächtigeres Wesen zu werden, als er ist; die sich regende Kraft treibt ihn fort, sie will ihr Leben gewinnen an den Kräften der geistigen Welt. Der Geist schießt über sich selbst hinaus. In Herder vollends baute sich eine träumerische, ahnungsvolle Welt. Poesie und Wirklichkeit verschwammen ineinander. Mit poetischen Wesen bevölkerte sich die vertraute Natur, Naturempfindung und Empfindung der Poesie verschlangen sich ungeschieden. Er träumte neue Welten in die Natur hinein, aus der Natur heraus; es war sein Lieblingstraum noch lange Zeit, in der See eine andere, eine eigene Wasserwelt zu sehen. In diesem ganzen eigentümlichen Stimmungsleben nährte und stärkte sich gleichsam der Ton, den seine Seele in den frühen religiösen Empfindungen erhielt, er klang gleichsam fort in ausgesponnener Melodie. Die Seele gewöhnte sich an das Fühlen in solchen rein innerlichen, träumerischen, gestaltlosen Empfindungen. Sie gewöhnte sich auszumalen, wo sie noch nicht kannte. Sie gewöhnte sich das äußere Leben nicht einfach und ruhig aufzufassen, sondern auf einen neuen Eindruck sogleich zu antworten durch Empfindungen über ihn, durch Gedanken und Einbildungen, die sich innerlich an ihn knüpfen, die ihn in seinen Formen verziehen. Zu sehr durch rein innerliche Arbeit, zu sehr durch Bücher ward sein geistiges Leben geweckt. Und dieses innere Leben trat nicht heraus in die umgebende Welt. Eltern, Freunde und Lehrer spürten kaum davon. Es bahnte ein entschiedenes Mißverhältnis zwischen seinem inneren und seinem äußeren Dasein sich an. Sein ganzes eigentliches Leben war innerlich, zum Teil ihm selber kaum bewußt, während er das äußere Leben in seinen harten Formen einfach über sich ergehen ließ.

Er hatte darin noch ein Schlimmstes zu erdulden. Der Diakon Trescho gewährte ihm dafür, daß Herder seine zahllosen Schriften für den Druck abschrieb, in seinem Hause eine Arbeits- und Schlafstätte. Das Verhältnis war entwürdigend im vollsten Sinne. Man atmet die Luft, in der Herder gelebt, aus dem beschönigenden Berichte des Diakonus selbst. Man spürt die völlige Gleichgültigkeit des Mannes gegen die Seelen, die ihm anvertraut. Es war wohl etwas in ihm wie Widerwille gegen das Lebendige. Krank, grämlich, hypochondrisch, saß er eingesponnen in seiner Stube, und der eintönige Wasserschwall seiner in Prosa und Versen erbaulich salbadernden Schriften rieselte von ihm aus. Das tropfte so weg aus einem engen Gehirn, das sich etwas dünken konnte darin, für die Eitelkeit und den Geldbeutel gut. Es war der Dunst, in dem er sich über sein ödes Leben täuschte. Was draußen vor-

ging in der Gemeinde? Ach, es bleibt ja doch alles, wie es ist! Diese Menschen sind zur Arbeit gut und zum allergewöhnlichsten Dasein. Kein Mohrunger soll studieren. Und gar Herder — armer Leute Kind? Unsinn! — er lernt ein Handwerk. Er ist begabt, tüchtig, kenntnisreich? Auch Pfarrer Willamovius sagt, er müsse Theologie studieren? Er muß doch ein Handwerk lernen. Wo denken die Leute hin? Die arme Mutter, die um ihren guten Gottfried weint, fährt er hart an. O, man hört dieses klappernde, seelenlose Dasein! Und mit der Miene des Wohlthäters nutzt er ihn aus. Nicht zum Abschreiben nur. Er läßt ihn Hausdienste thun, seine alte Schwester schickt ihn zum Markt; harte Worte, Roheiten giebt es jeden Tag. Herder aber schweigt, er verschließt sich noch mehr in sich selbst, er spricht nicht von all dem, was er lernt und was ihn bewegt; er ist gewohnt, einfach zu dulden. Er sitzt bei seinem Licht und schreibt — der Mensch, dem die Bibel aufgegangen, die Poesie und die Natur — er schreibt mit seiner zierlichen Hand das entsetzliche Zeug des Herrn Diakonus ab.

Seine schrankenlose Fassungsgabe und Leselust linderte seine Not. Wenn Trescho ihm Steine gab, seine Bibliothek gab ihm Brot. Er las die theologische Litteratur, er las die griechischen und römischen Autoren, las die Reisebeschreibungen, las aber auch die neueren deutschen Dichter; er las bis tief in die Nacht hinein. Opitz, Logau und Simon Dach, vor allen Kleist und Lessing gingen ihm auf. Mit Entzücken lebte und webte er in der neueren deutschen, in der leicht tändelnden und in der lehrhaften Poesie. Auch hier setzte sich das rein innerliche, eingeschlossene Leben seiner Seele fort. Aber so verschlossen er war, es fehlte an Gelegenheiten nicht, die Trescho an seine Menschenpflicht hätten mahnen müssen. Einst sieht er tief in der Nacht noch Licht in Herders Kammer. Er tritt ein, der junge Mensch liegt im Hemd eingeschlafen auf dem Boden, lauter aufgeschlagene Bücher um ihn und das Licht mitten dazwischen. Trescho weckt ihn, fragt nach den Büchern, ist erstaunt über das Wissen und die Reife des Jünglings. Was thut er? Er schilt ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit aus, geht fort und — schweigt. Ein andermal befördert Herder ein Manuskript Treschos zur Post, an den Buchhändler Kanter in Königsberg. Heimlich und anonym legt er ein eigenes Gedicht „Gesang an den Cyrus" bei. Kanter ist entzückt, läßt es drucken, schreibt sofort, ganz Königsberg bewundert es und will den Verfasser kennen. Was thut Trescho? Er erstaunt und — schweigt. Zweifellos hat er sich geärgert. Es blieb alles beim alten. Herders Wissen nahm zu, sein Geist wuchs an Eigenart und Selbständigkeit, und er fügte sich dumpf in diese starre Welt, die ihn gefangen hielt, er saß und schrieb die erbauliche Langeweile seines frommen Peinigers ab.

O ja, es ist eine enge und gedrückte Welt, eine enge und gedrückte Jugend. Von der bescheidenen Anmut der Landschaft umgeben die kleinen Häuser, in denen die Menschen ihr Dasein hinnehmen, willenlos und dumpf. Die dogmatisch beengte Frömmigkeit ist die einzige Spur des Höheren in diesem Leben. Auch Herder muß es einfach erdulden — das feste, starre, bestehende Dasein. Er konnte die Eltern verehren, aber der Eigenheit seiner Seele gaben sie nichts. Er nahm die Lehren der Schule hin, aber das erwachende Selbst hatte keinen Teil an ihnen. Er lernte, abhängig von dem innerlichst fremden Trescho, in seinem Hause durch vielerlei Bücher, aber in stillen, unbeobachteten Stunden. Daß er so ganz zurückgedrängt ward in sich selbst, daß sein Eigenes erwachte in der Stille träumerischer Empfindung, das war eine Folge der engen und starren Verhältnisse, in denen er erwuchs. Es ist für sein ganzes ferneres Leben folgenreich, bedingend geblieben. Wäre sein Geist doch erwacht und erstarkt in Konflikten mit der äußeren Welt! Nun gewöhnte er sich, als verschiedene Dinge, als zweierlei zu empfinden die Gestaltung der äußeren Verhältnisse und die innere Arbeit des Geistes. Es fehlte seinem Dasein der mächtige Impuls der Persönlichkeit, der das ganze Leben zur Einheit zusammenfaßt, der aus der Eigenart der Seele heraus ein Leben fordert und erschafft, das in seinen Thaten und seinen sittlichen Beziehungen Ausdruck der Persönlichkeit sei. Der verschwiegene und versteckte Groll, den er gegen Trescho hegte, bildete für ähnliche Verhältnisse derart seine Seele vor. Auch später mehrfach verzehrte er sich in verstecktem Groll, anstatt in männ-

lichem Zorn herauszuschlagen gegen den Feind. Seine Stellung zum Leben und zum Geiste wies in allem Späteren die Folgen dieser Jugend auf. Es blieb ein Bruch zwischen seinen äußeren Lebensverhältnissen, die er fast stets einfach hinnahm und sich nach ihren Gesetzen, nach den Gesetzen der Welt entwickeln ließ, und zwischen seinem geistigen Schaffen, das in Mußestunden seine Empfindung der Dinge der Welt übermittelte. Es arbeitete in seinen Anschauungen nicht das formende und bildende Bedürfnis, sie auszuprägen zum klaren Bewußtsein seines gesamten Lebens. Sein frühes Erlahmen stammt aus der mangelnden Entwickelungskraft, die sein Leben in diesen Jugendjahren gewann. Er verstand das reine philosophische Denken Kants, die reine Kunst der Klassiker nicht mehr, weil bei ihm nicht sein ganzes Leben als sittliche Einheit im Geiste schöpferisch war. Nicht nur aus Liebhaberei für die älteren deutschen Dichter, sondern aus diesem Grundmangel seines Lebens band er die Poesie an moralisierende Anschauungen fest. Denn nur der begreift die Kunst in ihrem reinen, formenden Lebenswert, der das gesamte innere Leben des Künstlers sich darstellen sieht in ihrer Gestalt. So trug die zarte Herdersche Seele ihr ganzes ferneres Leben hindurch an der entkräftenden Last ihrer gedrückten Jugend.

Es war ein Wunder, ein unvorhergesehener Zufall, der ihn erlöste. Im Winter von 1761 auf 1762 stand in Mohrungen ein aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrendes russisches Regiment im Winterquartier. Der Regimentsarzt Schwarzerloh lernte Herder kennen. Er fand Gefallen an ihm und war sofort überzeugt, daß seine Talente Förderung verdienten. Er erbot sich, die Thränenfistel, an der der Jüngling seit dem fünften Jahre litt, zu heilen, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und ihn die Chirurgie zu lehren. Als Gegenleistung sollte Herder eine Abhandlung ins Lateinische übersetzen. Würde er zur Medizin Lust bezeigen, so wollte er ihn in Petersburg durch seine Verbindungen weiter fördern.

Herder ging. Bei der ersten Sektion fiel er in Ohnmacht. Seine Unlust an der Chirurgie war groß. Was thun? Da er einmal herausgerissen aus seiner Not, wuchs ihm der Mut. Er trifft einen Kameraden der Kindheit, geht mit ihm zum Dekan, besteht nach einigem Hin- und Wiederschicken die nötigen Vorprüfungen und läßt sich am 10. August 1762 als Student der Theologie immatrikulieren. Ohne der Eltern Erlaubnis, wider den Willen Schwarzerlohs, ohne Geld und Aussicht auch nur auf drei Wochen thut er es und schreibt den Eltern, er werde für die ganze Studienzeit keinen Schilling von ihnen verlangen.

Das war eine tapfere, eine stolze That. Und wie stets, wo einer aus dem Bedürfnis des inneren Lebens heraus sein äußeres formt, die anderen um ihn treten und den Verstand der Dinge, der Gewohnheit und Gewöhnlichkeit ausspielen gegen die Vernunft der Eigenart, so geschah es natürlich auch hier. Schwarzerloh war unangenehm enttäuscht, die Eltern bange, Trescho murrte weise und tugendhaft über die Täuschung, deren der junge Mann sich schuldig gemacht. Was that es? Ihn trieb zum erstenmal im äußeren Leben Recht und Pflicht der eigenen Art. Ging er weiter auf diesem Wege fort, so mochte sich frei entfalten, was in der Enge gehemmt und zurückgedrängt war, so mochte aus dem schüchternen, feinen Geiste ein seiner selbst gewisser Charakter werden.

Litterarische Notizen.

Mirèio. Provençalische Dichtung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch, mit einer Einleitung von Ed. Boehmer. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Mirèio, das Hauptwerk des berühmten neuprovençalischen Poeten, das im Jahre 1859 zum erstenmal erschien und von dem der greise Lamartine damals sagte, es sei, als wäre eine hellenische Insel herangeschwommen zur Provence, erscheint hier gewissermaßen zum erstenmal in deutscher gediegener Übersetzung; denn ein vor vierzehn Jahren unternommener Versuch verdient wegen seiner Verstöße gegen Syntax und Grammatik keine Beachtung. Die Übersetzung kann eine formvollendete genannt werden; jede Spur von der Überwindung großer Schwierigkeiten ist getilgt; man glaubt ein Original zu lesen. Freunden echter Poesie, welche noch die Muße haben, Schönes, das gleichsam außerhalb des Zeitstromes liegt, genießen zu können, sei die Dichtung besonders warm empfohlen. Vielleicht findet gar ein deutscher Komponist in ihr den Stoff zu einem passenden Texte, wobei wir allerdings nicht vergessen dürfen, daß der verstorbene Gounod schon einmal diesen Versuch unternommen hat, freilich ohne starken Erfolg. Erhöht wird der Wert des Buches durch die nachfolgenden Erläuterungen und durch ein Namenverzeichnis. Zum Schlusse giebt der Herausgeber einige Proben aus dem Originaltexte mit gegenüberstehender Transskription, die man rasch richtig zu lesen vermag, wenn man sich die vorangehende kleine Tabelle der „Lautzeichen der neuprovençalischen Sprache" zu eigen gemacht hat. Als Proben von der Kunst des Übersetzers wollen wir die erste Strophe, in ihrer Einfachheit an die alten, großen, epischen Muster erinnernd, hersetzen:

Ein Mädchen der Provence singe,
Von ihrer jungen Lieb erklinge
Mein Lied. Ein Schülerlein des göttlichen Homer,
Will über Feld und ebne Weiten
Zum Seegestad ich sie geleiten.
Sie war in Heideneinsamkeiten
Erblüht; man kannte sie nur in der Crau am Meer.

Ludwig Fulda, der Dichter des anmutigen geistvollen Märchendramas „Der Talisman", ist in letzter Zeit fast täglich in den Zeitungsblättern genannt worden. Er hat den Schillerpreis nicht erhalten und kann und wird sich trösten mit dem Verse, welchen er selber geschrieben hat in den **Sinngedichten** (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.), die heute in zweiter vermehrter Auflage vorliegen; da heißt es:

Dem Preis, den Schiller sich errang,
Gilt seiner Jünger Wettgesang:
Der fernen Zukunft Lorbeerreis,
Das ist der echte Schillerpreis.

In den „Sinngedichten" zeigt sich der Verfasser von seiner besten Seite; trotz seiner Jugend verrät er auf jeder Seite, daß er sich über Welt und Menschen, Kunst und Philosophie ein eigenes Urteil gebildet hat, das er in immer schlagender, geistreich pointierter Kürze wiederzugeben versteht.

Im Anschluß hieran wollen wir erwähnen, daß von demselben Verfasser im gleichen Verlage **Molières Meisterwerke** in deutscher Übertragung erschienen sind. Das Buch enthält vier Dramen des großen Franzosen: den Tartüffe, den Misanthropen, die Gelehrten Frauen und den Geizigen. Während letzterer dem Original entsprechend in Prosa, aber in einem natürlich fließenden Deutsch geschrieben ist, hat Fulda für die drei Versdramen auf den französischen Alexandriner Verzicht geleistet und dafür die sogenannten deutschen fünffüßigen oder auch vierfüßigen Reimverse gewählt. Er hat die Aufgabe glänzend gelöst. Auch wir sind der Meinung, daß man den französischen Alexandriner niemals im Deutschen durch das gleiche Schema von Hebungen und Senkungen wiedergeben darf. Auf diese Weise erst, in der Fulda in seiner Übersetzung verfährt, ist es gelungen, den wirklichen gallischen Esprit ungezwungen und natürlich im Deutschen wiederzugeben. Bemerkt sei jedoch, daß Fulda nun nicht geistreiche „Paraphrasen" giebt, sondern trotzdem eine Übersetzung, so wortgetreu als möglich, bietet. Wie er von Molières Meisterwerken redet, dürfen wir anerkennen, daß auch seine Übersetzung zu den Meisterwerken deutscher Übersetzungskunst gehört.

Einen beim ersten Lesen etwas befremdlichen Eindruck machen die **Letzten Lieder** Wilhelm

Jordans, des Dichters der Nibelungen. (Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag.) Weggewünscht hätten wir gewisse Gedichte, die sich auf moderne Kunstbestrebungen beziehen. Darf man wirklich Wagner noch in der Weise angreifen, wie es hier geschieht? Selbstbewußtsein ist eine schöne Sache; ohne solches kann gewiß kein echter Dichter leben; aber in diesen „Letzten Liedern" nimmt es oft eine Form an, daß der Leser sich unwillkürlich sagt: Jordan ist doch auch nur ein Epigone! Viele der Gedichte zeugen von großem Gedankenreichtum; aber sie sind oft zu philosophisch abstrakt; es fehlt ihnen alle Naivetät, jeder unmittelbare poetische Hauch; auch stören Sprachneubildungen, die vielfach nur den Eindruck des Gesuchten machen. Das Buch könnte sehr gut den Untertitel „Eine philosophisch-naturwissenschaftliche Beichte" führen.

Im Gegensatze zu dieser Sammlung stehen Detlev von Liliencrons **Neue Gedichte.** (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Liliencron wird vielfach als der hervorragendste Lyriker der neuen Jungdeutschen genannt. Jedenfalls zeigen auch die Neuen Gedichte eine bedeutende poetische Eigenart, in vielen Zügen an die Jugendlyrik Goethes gemahnend; echte naturselige Stimmung webt in ihnen, dazu meist ein gesunder Realismus und eine farbenreiche Sprache voll oft überraschender neuer Wendungen. Nur können wir uns nicht damit einverstanden erklären, wenn Liliencron hier und da in einen allzu ungezwungenen burschikosen Ton verfällt, aus der weihevollsten Stimmung in platte Prosa versinkt. So ist ein allerliebstes, gleichsam derb niederländisches Gemälde, die „Waldfahrt", sonst vorzüglich durch seine Plastik und Lebendigkeit, durch Worte wie „belämmert" und „gräßlich blamoren" einfach mutwillig verdorben worden. Und manche der in freien Rhythmen geschriebenen Gedichte wie „Betrunken" fallen überhaupt aus dem Rahmen der Poesie. Es ist zu bedauern, daß der sonst in der That geniale Lyriker sich nicht mehr Selbstzucht und Selbstkritik auferlegt.

Gedichte betitelt Erich Zech, wie es scheint, die Erstlinge seiner Muse. (Leipzig, Fr. Richter.) Sie verraten Talent; hier und da wird ein origineller Ton angeschlagen, welcher diese Gabe weit über das lyrische Mittelmaß erhebt. Nur hätte der Verfasser in der Wahl der Aufnahme strenger sein können; viele der mitgeteilten Gelegenheitsgedichte mögen einmal ihren Zweck erfüllt haben, sind aber sonst ohne poetischen Wert. Ob E. Zech halten wird, was das vorliegende Bändchen in freundlich bescheidener Weise verspricht, können erst neue Veröffentlichungen lehren. Jedenfalls möchten wir dem anscheinend noch jugendlichen Dichter raten, Goethes Weisheitsspruch von der Muse, die zu begleiten, aber nicht zu leiten versteht, zu beherzigen.

* * *

Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. Erster Teil. (Berlin, Richard Wilhelmi.) — Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung des großen russischen Dichters und auch Philosophen hat sich durch eine Übersetzung der Werke Tolstois Dank und Anerkennung verschafft. Ist sie doch unter Beihilfe des Dichters gleichsam entstanden, und bietet sie doch vollständige, ebenso wortgetreue, als den Genius der deutschen Sprache nicht mißhandelnde Übertragungen. Auch die vorliegende Biographie stützt sich vielfach auf Mitteilungen aus dem gräflichen Hause in Jasnaja Poljana selber; Raphael Löwenfeld verkehrte dort nicht wie der übliche Interviewer; ein Verehrer des Dichters, ist er zugleich ein vertrauter Kenner seiner Werke. So darf man denn auch ohne Vorbehalt rühmend hervorheben, daß es dem Verfasser gelungen ist, die gestellte Aufgabe, „Tolstoi in seiner ganzen Wesenheit vorzuführen", gelöst zu haben. Dazu kommt, daß er über eine ungemein anschauliche Darstellungsgabe verfügt, wo es sich um Schilderung äußerer Lebensvorgänge, von Land und Leuten handelt. Scharf und klar und verständlich für jeden sind seine kritischen Analysen. Daß er vielleicht manche Schwächen seines Helden übersieht oder nicht stark genug hervorhebt, sei nur nebenbei bemerkt; ein derartiges Buch kann eben nur ein begeisterter Anhänger schreiben; ohne diese kleine Schwäche wäre es vielleicht schlechter ausgefallen. Jedenfalls bietet der Verfasser zum erstenmal wirklich Authentisches und vielfach Neues über den Entwickelungsgang dieser großartigen Erscheinung. Das Buch bildet zu den Gesammelten Werken Tolstois die beste Einführung. Wir können nur wünschen, daß bald ein zweiter Teil folgen möge. Besonders Neues bieten die Kapitel „Tolstoi und Turgenjew", „Volkswohlfahrt und Volksbildung" und „Eheglück"; namentlich in letzterem erfreut die ehrliche Offenheit, die sicherlich in ähnlicher Lage nur wenige deutsche Dichter sowie ihre Frauen auf der Höhe des Ruhmes und der öffentlichen Anerkennung gezeigt hätten.

* * *

Ola Hanson: **Seher und Denker.** (Berlin, Rosenbaum und Hart.) — Das Buch enthält Essays über den wieder einmal durch Nietzsche zur Tagesordnung gekommenen Philosophen Stirner, über den Maler Böcklin, sowie über die Dichter Poe, Bourget und Garschin. Wenn wir von der etwas anspruchsvollen Einleitung absehen, die einen Ton anschlägt, als handle es sich um ganz neue Offenbarungen, und auf manche scheinbar tiefklingende Phrasen nicht besonderes Gewicht legen, so entwickelt das Buch manche neue, häufig überraschende Gesichtspunkte. Man lernt etwas aus ihm, man empfindet, daß man die Bekanntschaft mit einem geistvollen Manne macht, der seine Zeit gründlich kennt. Nur muß man bedauern, daß der Verfasser sich einen höchst seltsam wirkenden Stil angewöhnt hat, der auf die Dauer durch seine Fremdworte, durch nervöse Überreizung und Wiederholungen von Wen-

dungen für denselben Gegenstand in nur anderen Worten und Bildern ermüdet. L.

* * *

Eine neue Darstellung der Freiheitskriege, Rudolf Goettes Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815, ist mit dem zweiten Halbbande zum Abschluß gekommen. (Gotha, F. A. Perthes.) Daß der Verfasser kein neues Urkundenmaterial herangezogen hat, wird man einem Buche, das sich als eine sichtende und zusammenfassende Verarbeitung des massenhaft gehäuften Stoffes an den weiten Kreis der Gebildeten wendet, füglich nicht zum Vorwurfe machen dürfen. Wohl aber die große Ungleichmäßigkeit der Behandlung: während selbst die vorbereitenden Treffen des Jahres 1813 umständlich erzählt werden, ist der ganze Feldzug von 1815 samt seinen Folgen für Napoleon in rund fünfzehn Zeilen summarisch abgethan — nebenbei bemerkt hat er bei Quatrebras doch wohl keinen „Triumph erfochten"! — und zwar mit der Motivierung, daß durch diese Episode „der Verlauf der deutschen Geschichte kaum beeinflußt" sei. Im übrigen verdient die Darstellung das Lob der Klarheit und Lebendigkeit; ein wohlthuender Hauch freudigen Mitempfindens durchweht die Schilderung des nationalen Frühlings von 1813; daß der Verfasser hier in das Mode gewordene kritische Benörgeln der legendaren Überlieferung nicht einstimmt (vergleiche die Behandlung der Lützower), danken wir ihm; dagegen scheinen die dunklen Farben in dem Bilde der freiwilligen Schmach der Rheinbundwirtschaft allzu sehr gespart.

Beiträge zur Geschichte derselben Zeit und zur Charakteristik ihrer Lebensauffassung bieten zwei in ihrer Art gleich interessante Veröffentlichungen aus Privatpapieren, die **Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin** aus den Jahren 1807 bis 1813, herausgegeben von Adolf Ernst (Berlin, Julius Springer), und die **Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt**, mit einer Biographie Johanna Motherbys und Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Meisner (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die erstere Publikation, durch Briefe von Hardenberg und Gneisenau bereichert, bringt viel wertvolles Detail aus der Periode der Demütigung und inneren Erstarkung Preußens und zugleich das Lebensbild einer ebenso geistvollen als würdigen deutschen Frau — man lese nur ihren ausführlichen Bericht über den Pariser Aufenthalt am Hofe Napoleons und ihre letzten Aufzeichnungen aus einem not- und leidenvollen, aber starkherzig ertragenen Alter. Weit weniger erfreulich ist der Inhalt des zweiten Buches: man weiß ja, wie frei das Zeitalter der Romantiker von Schlegel bis Immermann über Seelenfreundschaften geistig bedeutender Männer und Frauen dachte; aber es überrascht doch, nicht bloß den erhabenen Stilisten der „Briefe an eine Freundin", sondern auch den Mann, den wir uns als kernfesten Vertreter altdeutscher Sitte und Art zu denken pflegen, der noch im Alter gern Löwenmähnen schütteln und an des Tages blasser Tugend rütteln wollte, Ernst Moritz Arndt in der Rolle eines schmachtenden Seladon einer verheirateten Frau gegenüber zu sehen. Ich will gern glauben, daß dies Verhältnis von grober Schuld frei blieb, aber die Sprache der Briefe ist durchweg die süßlich-schwärmerische Hülle einer sinnlichen Leidenschaft, und darum wird dem Herausgeber seine Mühewaltung wenig gedankt werden, denn sie verschiebt die festen Konturen eines großen lieben Menschen in unangenehmer Weise. Br.

* * *

Maupertuis. Rede in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Januar 1892 gehalten von E. du Bois-Reymond. (Leipzig, Veit u. Comp.) — Maupertuis erweckt in mehrfacher Hinsicht unser Interesse. Er hat als Präsident der Berliner Akademie im vorigen Jahrhundert weitreichenden Einfluß ausgeübt, er hat Forschungsreisen bis zu den Lappländern unternommen, er hat als Philosoph manche bemerkenswerte Äußerung gethan und vor allen Dingen als Mathematiker Werke geschaffen, die zum bleibenden Eigentum dieser Wissenschaft gehören. Das Andenken eines solchen Mannes wieder zu beleben, hat daher volle Berechtigung, namentlich wenn es in der bei aller Gründlichkeit doch eleganten und formschönen Weise geschieht, über die du Bois-Reymond verfügt.

* * *

Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft. Von Dr. Georg Mollat. (Osterwieck, A. W. Zickfeldt.) — Über die Nützlichkeit von Quellensammlungen für die Geschichte irgend einer Wissenschaft herrscht heutzutage nur eine Stimme. Wird eine zweckmäßige Auswahl getroffen und die etwa nötige Übersetzung der Originale gut ausgeführt, so muß ein derartiges „Lesebuch" gute Dienste leisten. Wir freuen uns, dem Mollatschen Werke in beiderlei Hinsichten aufrichtiges Lob erteilen zu können. Zwei Hefte enthalten Auszüge aus den staatswissenschaftlichen Schriften deutscher Gelehrten, von Kant bis Bluntschli, das dritte giebt fünfundfünfzig Abschnitte aus Werken des Auslandes.

* * *

Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Von David Hume. Deutsch von C. Nathanson. (Leipzig, P. Friesenhahn.) — Diese von dem Münchener Privatdocenten Schmidkunz unterstützte Übersetzung des berühmten Humeschen „Enquiry" entspricht in der Treue der Wiedergabe und Strenge der philosophischen Terminologie allen Ansprüchen. Was an ihr noch auszusetzen ist — es betrifft bloß Kleinigkeiten —, kommt für das größere Publikum nicht in Betracht; wir

machen also nachdrücklich auf diese neue Verdeutschung aufmerksam, die von jetzt ab an Stelle der Kirchmannschen zu benutzen sein wird.

* *
*

Das akademische Berlin. (Berlin, Mayer u. Müller.) — Das kleine, billige Büchlein enthält die dem Studenten wichtigsten Angaben über Universität, Hochschulen, andere wissenschaftliche Anstalten und Bibliotheken in Berlin. Da es zweckmäßig angelegt ist und sicherlich für die kommenden Semester auch noch Verbesserungen erfahren wird, so kann ihm eine günstige Prognose gestellt werden. D.

* *
*

Eine sehr ansprechende poetische Erzählung, schön in der Form, mit zahlreichen Liedern, wie sie den verschiedenen Situationen angemessen sind, durchwoben, liegt in der Dichtung **Hie Rothenburg!** von August Kellner (Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg) vor. Die Geschichte des Bürgermeisters Topler, der treu bis zum Tode an dem ihm befreundeten Kaiser Wenzel hing, bildet den historischen Hintergrund, von dem sich ein buntes mittelalterliches Leben in Lust und Leid hart geprüfter Liebe mit tragischem Abschluß wirksam abhebt.

* *
*

Dur- und Moll-Accorde betitelt Adolf Kohut ein festlich ausgestattetes und mit vielen Porträts geschmücktes Buch, welches im Verlage von R. Boll in Berlin herausgekommen ist. Es enthält in der ersten Abteilung mancherlei zum Teil noch wenig bekannte Mitteilungen über Meyerbeer aus seinen Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen. Dann folgen als zweiter Teil verschiedenartige Plaudereien über hervorragende Komponisten und Künstler der Bühne und des Konzertsaales. Ein dritter Teil giebt musikalische Genrebilder aus dem Leben Mozarts und Wagners. Allen Freunden von Theater und Musik wird das Buch eine angenehme Gabe sein. — Gleichfalls für Opernfreunde eignet sich das bis jetzt zweibändige Werkchen **Der Opernführer, Textbuch der Textbücher**, herausgegeben von Lakowitz. (Berlin, Verlagsanstalt Urania.) Im vorigen Jahre erschien ein erstes Bändchen, nun ist das zweite herausgekommen, und es scheint nicht unmöglich, daß noch eine weitere Ergänzung erfolgt. Vorläufig sind hier die meisten bekannten neueren und älteren Opern ihrem Inhalte nach kurz skizziert, ein gewiß vielen willkommenes Hilfsbuch.

* *
*

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat zum Andenken an den Schriftsteller Otto Baisch, der zuletzt Redacteur von „Über Land und Meer" war, ein Buch herausgegeben, welches in der Ausstattung als Festgeschenk erscheint und eine größere Anzahl von **Liedern und Sinnsprüchen** darbietet, die aus dem Nachlaß des Verstorbenen von C. Liebrich zusammengestellt wurden und zu welchen Hermann Baisch, der Bruder des Dichters, das Porträt des letzteren, sowie eine reiche Anzahl von Federzeichnungen und Radierungen beigefügt hat, die teils als selbständige Bilder, teils als Vignetten und Umrahmungen zu einzelnen Gedichten ausgeführt sind. Es spricht sich eine sinnige liebenswürdige Natur in diesen Liedern und Sprüchen aus, der illustrative Teil trägt einen gleichen, zuweilen auch dabei einen feinen humoristischen Charakter, und somit kann man das wirklich hübsche und gehaltvolle Buch, das in erster Linie den Freunden des Dahingegangenen wert sein wird, auch weiteren Kreisen zu Geschenkzwecken empfehlen. G.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.